This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1797.

ERSTER BAND.

JANVAR, FEBRVAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der churfürſtl. ſächſ. Zeitungs-Expedition.
1797.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 2. Januar 1797.*


## SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Musen - Almanach* fürs Jahr 1796. Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss*. 204 S. 12. (1 Rthlr.)

Ebendaselbst: *Musen - Almanach* für das Jahr 1797. Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss*. (Mit einem Titelkupfer und lateinischen Lettern.) 210 S. 12. (1 Rthlr.)

Die zufällige Verspätung der Anzeige des vorjährigen Vossischen Musen - Almanachs bis zur Erscheinung des neuen gewährt dem Beurtheiler den Vortheil der Vergleichungen und des Ueberblicks. Die geistige Fruchtbarkeit ist wenigstens eben so sehr als die physische mancherley Einflüssen unterworfen: die Aernte eines Jahres ist weniger ergiebig als die eines andern, und der Herausgeber kann nicht dafür angesprochen werden, wenn diess im Kreise seiner literarischen Verbindungen der Fall ist, wofern nur seine Bemühungen, der Geist der Sammlung, und die Sorgfalt, womit alles unwürdige ausgeschlossen wird, sich immer gleich bleiben. Von der Vossischen Blumenlese sind die Freunde der Deutschen Poesie schon seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren gewöhnt, diess mit Zuversicht zu erwarten, und ihre Erwartung befriedigt zu finden. Sie bedurfte daher der gefälligeren Gestalt nicht, worin sie sich jetzt zum ersten Male mit lateinischen Lettern, etwas gröfserem Format und einem saubern Umschlage darstellt; aber sie hatte dieselbe schon längst verdient. Wir freuen uns auch dieser äussern Verjüngung, und betrachten sie gern als ein günstiges Zeichen, dass der vortreffliche Herausgeber noch lange und mit dem besten Erfolge fortfahren werde, für die Fortschritte der edelsten Musenkunst in unsrer Sprache zu wirken, und die Empfänglichkeit dafür zu nähren und zu erhöhn.

Bey einer allgemeinen Zusammenstellung der vorliegenden Almanache fällt es zuerst in die Augen, dass Hr. *Voss* beide sehr reichlich mit eignen Gedichten ausgestattet hat. Die Zahl der lyrischen Stücke ist im vorjährigen noch gröfser; (sie beläuft sich auf 21, diesmal auf 15;) dagegen enthält der neue drey Idyllen des Theokrit, als Proben der zu hoffenden vollständigen Uebertragung; auch die Nachbildungen kleinerer Griechischer Stücke sowohl in diesem als jenem sind von der Hand eines so geübten Dollmetschers der Alten sehr willkommen. Zwey Gedichte von *Göthe* zieren vorzugsweise den *Alm. von* 1796; sonst sind die bekanntesten Dichter, die Beyträge geliefert haben, in beiden meistens dieselben: *Gleim*, *von Halem*, *von Nicolay*, *Overbeck*, *Pfeffel*, *von Salis*, *K. Schmidt*, *F. L. Gr. zu Stolberg*. Unter den Ungenannten zieht besonders ein mit B. unterzeichneter die Aufmerksamkeit an sich, der den *Alm. v.* 1796. mit einer Menge artiger Sachen, unter andern einer Romanze von beträchtlicher Länge, beschenkt hat; seiner diesjährigen Beyträge sind weit weniger und sie weichen jenen auch an Bedeutung. Dagegen tritt jetzt zum ersten Male ein Ausländer, *Baggesen* der Däne, als Mitwerber um den Kranz der deutschen lyrischen Muse auf, und seine Lieder verdienen nicht blofs der Seltenheit wegen, einen Fremden unsrer Sprache in so hohem Grade mächtig zu sehn, dass man bey ihnen verweile. Wir wollen ohne längere Vorrede zu Betrachtung des Einzelnen übergehn, und von den empfangnen Eindrücken so ausführlich Rechenschaft zu geben suchen, als die Einrichtung dieser Blätter es gestattet.

Den *Alm. v.* 96. eröffnet ein philosophischer Gesang von Voss, *der Geist Gottes*, mit Nachdruck und Würde. Die grofse und vorzüglich in unserm Zeitalter zu oft vergessene Wahrheit, dass sich das Göttliche im Menschen niemals durch eine brausende und zerstörende Wirksamkeit ankündigt; dass es vielmehr seine Einflüsse still und mild, wie durch einen geheimen Zauber verbreitet, und anfangs von der Menge miskannt, sich endlich in siegender Verklärung darstellt; ist der Inhalt dieses ernsten, männlichen Liedes. Für etwas so unsinnliches konnte nicht leicht ein schöneres Bild ersonnen werden, als die Geschichte des Propheten, dem Gott nicht im Sturm, nicht im Erdbeben, nicht im Feuer, aber im sanften stillen Sausen erschien. Sie ist nicht blofs am Ende als erklärendes Gleichniss herbey gerufen, sondern vom Anfange an in die Darstellung des Gedankens verwebt: doch ohne dass der Dichter es bis zur eigentlichen Allegorie getrieben hätte, welche dem Embleme nur ein scheinbares, dem verschleyerten Sinne ein mittelbares Leben läfst, und für die lyrische Begeisterung zu kalt ist. Bild und Gedanke behaupten hier noch in der innigsten Verschmelzung ihre gegenseitigen Rechte: der Gedanke eignet sich jenes als seinen Körper an, und wird dagegen die Seele des Bildes. Dass dieses seinem Ursprunge und Gegenstande nach einen Schimmer von Heiligkeit um sich hat, macht die Wahl noch glücklicher: denn nun durfte der Ehrfurcht gebietende Ton des Sehers angestimmt werden. Das Gedicht könnte vollendet heissen, wenn es hier und da leichtere Wendungen des Ausdrucks, überhaupt mehr Klarheit im Vortrage hätte, und wenn nicht die häufig-

allem Anſehen nach abſichtlich, eingemiſchten Spondeen den harmoniſchen Fluſs des Sylbenmaaſses, der ſchönen italiäniſchen Stanze, die ganz vorzüglich reine Jamben zu fodern ſcheint, unterbräche. Auch einige Reime von allzufühlbarem Gewicht (z. B. *Erkaltung, Entfaltung, Misgeſtaltung*) tragen vielleicht dazu bey, die einſchmeichelnde Rundung vermiſſen zu laſſen, die bey einem ſo kleinen Ganzen doppelt nöthig iſt.

Auch von dieſem, blofs techniſche Aeuſserlichkeiten betreffenden, Tadel iſt ein andres Lied von Voſs im *Alm. v.* 96. frey, das vor allen ſeinen übrigen leicht den Preis davon tragen möchte. *Friedensreigen* heiſst dieſer Hymnus oder Chorgeſang, würdig, daſs die veredelte Menſchheit eines freyen Volkes ihre Triumphe am ſchönſten aller Feſte damit feyre. Wir werden freudig überraſcht und entzückt durch die Harmonie beynah unvereinbarer Eigenſchaften: wir ſehen hier trunkne Taumel der Begeiſterung neben der wolkenloſen Heiterkeit eines beſonnenen, in ſich geſammelten Geiſtes; das Augenblickliche erregter Gefühle, und die Selbſtſtändigkeit einer überſchwänglichen, ewig gültigen Idee; die Wahrheit des Individuellen und das überlegne Anſehen des Allgemeinen; Hoheit in ſchlichter Einfalt; ein leichtes lebendiges Volkslied und ein Kunſtwerk im gröſsesten Stil. Der Staat, von dem das hier gerühmte in ſeiner ganzen Stärke gölte:

O du Vaterland der Gemeine,
Die für All' und für Einen wirbt,
Wo für Aller Wohl auch der Eine,
Mit Entſchloſſenheit lebt und ſtirbt!

iſt ſchwerlich vorhanden; eine ſelbſtiſche Politik nennt ihn ein Hirngeſpinſt, was auch die Geſchichte gröſses und herrliches in dieſem Fache aufzuweiſen haben mag; aber vermöge einer unabweislichen Foderung der Vernunft *ſoll* die Gemeinſchaft der Menſchen unaufhörlich vervollkommnet werden: und dieſs iſt es, was dem aufgeſtellten Ideale Beſtand und Realität giebt. Dem Dichter wurde das Vorrecht zu Theil, die Aufgaben unſers Daſeyns durch ſeine holden Täuſchungen zu löſen, und was ſeinem Weſen nach zu hoch über der irdiſchen Atmoſphäre ſchwebt, im Bilde auf den feſten Boden der Erde herabzulocken. Das einzig ſchöne Lied, von dem wir reden, erfüllt einen ſo würdigen Beruf in ſeltnem Grade; es nimmt alle Seiten unſrer Natur gleich unwiderſtehlich in Anſpruch. Die Vorſtellung von muthig beſiegten Schwierigkeiten regt das ſinnliche Leben auf; der Phantaſie wird der Pomp eines gröſsen Volksfeſtes vorgeführt; das Herz erweitert ſich im frohen Mitgefühl verbrüderter Tauſende; und die Vernunft ſelbſt darf die richtende Waage aus der Hand legen, und die Erſcheinung ihrer vollbrachten Entwürfe mit unbedingtem Beyfalle begrüſsen.

Die ganz eigne rhythmiſche Kunſt, die bey dieſem Gedichte aufgewandt iſt, würde eine umſtändliche Zergliederung verdienen. Wir wiſſen uns nicht zu erinnern, daſs in unſrer Sprache je ein ſo reicher Wechſel melodiſcher Wendungen und Schwünge, nach dem Vorbilde der alten Lyrik erfunden und geordnet, durch den Reiz des Reimes gehoben worden wäre. Der Anapäſt iſt der herrſchende Fuſs. Gereimte anapäſtiſche Verſe ſind bey uns zwar nicht ſelten: entweder ungemiſcht, bloſs mit einem jambiſchen Vorſchlage, oder willkührlich mit Jamben abwechſelnd. Hier iſt dagegen beides anders; die Stellen, wo der Jambus eintritt, ſind beſtimmt, und jeder Vers hebt mit einem Anapäſt an. Dieſs hat groſse Schwierigkeiten, weil nach dem Bau unſrer Sprache ſelten zwey Kürzen vor einer Länge hergehn. Es iſt aber auch ſehr wichtig, damit der Anapäſt ſeine ganze Kraft als *pes acer et animoſus* beweiſe. In der Mitte des Verſes laufen die Füſse in einander, man kann beliebig nach Daktylen oder Anapäſten eintheilen: hat aber das Ohr erſt einmal durch die doppelte Anakruſe den Eindruck des anapäſtiſchen Aufſprungs empfangen, ſo wird es auch das Folgende mit eben dieſem Fuſse meſſen. Der nachher meiſtens am Ende des Verſes eintretende Jambus mäſsigt den Ungeſtüm des Anapäſtes zum feſten Gange; auch der viermal eingemiſchte dritte Päon (⏑ ⏑ — ⏑) hat bey ſeiner Flüchtigkeit etwas gefällig milderndes. Die ganze Strophe, die ſich ungeachtet ihres Umfanges gleich beym erſten Hören dem Sinne einprägt, ſchlieſst auf die befriedigendſte Art, ſowohl durch den Rhythmus als durch den dreyfachen männlichen Reim. Sie bedurfte einen Komponiſten, der die muſikaliſche Rhythmik der poetiſchen unterzuordnen verſtand, und ſich begnügte, die vorgezeichnete Weiſe durch angemeſsne Modulationen auszuführen; und ſie hat ihn ſchon an *Zelter* in Berlin gefunden. (S. zwölf Lieder von *Zelter*. Berlin.)

Ueber Voſſens übrige Lieder müſſen wir uns kürzer faſſen und können es auch. Sie zerfallen in zwey Hauptarten: ſolche, wo das Gemüth des Sängers in philoſophiſchen oder religiöſen Betrachtungen, oder auch im Gange der Weltbegebenheiten einen allgemeineren Anlaſs für ſeine Regungen fand; und ſolche, die dem geſelligen Vergnügen ihr Daſeyn verdanken, und es wiederum begünſtigen ſollen. In einigen iſt beides mit einander verbunden, z. B. *Aufmunterung* und *das Gaſtmahl* im *Alm. v.* 1796. Auſser dieſen und den ſchon beurtheilten gehören noch folgende: *die erneute Menſchheit, Entſchloſſenheit, Bitte, die Milderung, Gebet;* im dieſsjährigen *Alm.* aber nur drey Stücke: *die Duldſamkeit, die Bewegung* und *die Kirche* in die erſte Klaſſe. Die überall hervorleuchtenden Geſinnungen des *Vſs.* ſind ächt weltbürgerlich, frey und herzlich, männlich und doch ſanft; jeder wird ihnen mit Theilnahme entgegenkommen, wenn auch die Form, worin ſie ſich darſtellen, ſeinen Kunſtſinn nicht befriedigen, wenn er zuweilen Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie des Tons vermiſſen, wenn im Ausdrucke ihm nicht Weniges als ſteif und fremd, manches ſogar als peinlich auffallen ſollte. Einige Lieder der zweyten Art beſingen einen feineren Naturgenuſs; viele haben dagegen ein materielles Gewicht, und es wird darinn fleiſsig gegeſſen und getrunken.

Es

Es ist gut, dafs für die Haushaltung gesorgt werde: nur die Musen müssen es nicht thun. Sie hören auf, Göttinnen zu seyn, wenn sie sich mit dem alltäglichen Treiben des Menschen so gemein machen, da sie ihn vielmehr vor der unbedeutenden Leere des Lebens, in die er beständig zu versinken geneigt ist, bewahren sollten. Ein Familienfest, wie das in *dem Agneswerder* geschilderte, mochte recht artig seyn, wenn es durch eine geistvolle Unterhaltung gewürzt ward; aber wodurch sonst als durch Sprache und Versification wird es zum Gedichte, da die Einheit ganz zufällig und von aufsen gegeben ist, und die Bilder blofs, an einen gleichgültigen historischen Faden gereiht, auf einander folgen? Wodurch wird es insbesondre zum lyrischen Ganzen? Der *Vf.* scheint hier und in ähnlichen Fällen, wo er sich mit einer gewissen Nachlässigkeit hingehen läfst, (denn einem Geiste, wie der seinige ist, kann es nicht begegnen, wenn er ganz seyn will, was er zu seyn vermag;) den wesentlichen Unterschied zwischen Natur und Kunst, den unermefslichen Abstand von gemeiner Wirklichkeit bis zu schöner Dichtung ganz aus den Augen verloren zu haben. Gern sieht man in der *Rosenfeyer* eine Sitte erneuert, womit ein zarterer Sinn, ein geistigeres Bedürfnifs seinen Lebensgenufs erfindsam zu schmücken wufste: *Alm. v.* 96. S. 68.

In ambrosischem Rosenkranze
*Trank Anakreon* singend aus.
Rosen kränzten den Held zum Tanze;
Rosen flocht er nach Kampf und Strauss.
Ros', auch Götteraltären,
Ros', auch heiligen Chören,
Gabst du Kränz' um den Opferschmaus.

und man läfst sich den Flug in die Fabelwelt gefallen, wenn er auch nicht ganz gelungen seyn sollte. Die Ode *vor dem Braten* (*Alm. v.* 96. S. 75.) ist dagegen ein rechter Gipfel von hausbackner Poesie. Der Titel ist noch zu allgemein; er sollte lauten, wie die umständlichen Angaben der Situation in alten Gebetbüchern: „zu singen, bevor man einen gebratnen Hasen „verzehrt, der nicht auf der Jagd erschossen, sondern „von einem Bauern todtgeschlagen worden." Dieser letzte Umstand macht obigen Braten zu einer dichterischen Behandlung noch um vieles untauglicher. Die Vorkehrungen der Küche pflegt man der Aufmerksamkeit seiner Gäste sorgfältig zu entziehn; und was ist geschickter, alle Efslust zu verscheuchen, als wenn einem vorerzählt wird, wie das Thier, wovon man essen soll, in der Todesangst *gequiekt* hat? Um dergleichen Gesellschaftslieder noch entschiedener aus dem Gebiete der schönen Kunst zu verweisen, frage man sich nur: welches Maafs von Geist und Bildung man wohl in geselligen Kreisen voraussetzen dürfte, die dadurch nicht herab, sondern heraufgestimmt werden, und wo sie keine Mittheilungen von besserem Gehalt verdrängen sollten. Durch Künsteleyen der Sprache und des Versbaues wird der Mangel nur schlecht verkleidet. In folgenden Versen z. B. *Alm. v.* 1797. S. 146.

Aber jeder bringt, wie billig,
Auch sein Theil von Muth!
Jeder lacht und lächelt willig;
Zank und Aerger fleucht vom *Drillich*
Weit nach Kalekut!

Wo des Putervolks Gekoller
Rothe Kämme schwellt:
Dorthin, Brüder, dorthin troll'er,
Wer, als Eiferer und Toller
Uns den Schmaus vergällt!

Weg zu *Tafelrechtsverletzern*,
*Krähn* und *Ueberkrähn*!
Zu den Pfaffen, die verketzern,
Zu den Deutern und den *Hetzern*,
Die nicht Scherz verstehn!

macht es einen widrigen Contrast, eine in der That etwas platte Laune in wunderliche Ausdrücke und seltne Reime (denen der Vf. überall nachjagt) gezwängt zu sehen. Ob *Krähn* und *Ueberkrähn* Infinitiven oder Substantive im Plural seyn sollen? Manche der Vossischen Stücke sind ganz aus entstellenden Zügen, unedlen Bildern und gezwungnen oder niedrigen Ausdrücken zusammengesetzt, z. B. *der gute Wirth* im *Alm. v.* 1796. und *Naturfreude* im *Alm. v.* 1797. Aber auch die schöneren sind nicht frey davon, und aus diesen nehmen wir noch einige Beyspiele. — *Chorgesang an der Quelle* im *Alm. v.* 1796. „Hier trinkt der Hirt bey seiner *Krume*;" „Da galt kein *Unter* und kein *Ober*;" „Vom Tadler fern, und fern vom *Lober*." *Frühlingstanz* im *Alm. v.* 1797. „im *violigen* Kranz;" Fröhlicher *entschwingt* sich des Tanzes *Schwung*."

Schön tanzt die Braut auf weichem Grase,
Und schön, wie Silberklang, ihr *Laut*.

Was hat man wohl unter *dem Laute der Braut* zu verstehn, der, wenigstens der Wortfügung nach, mittanzen soll? Das Gegenstück zu diesem, *der Frauentanz*, scheint ganz hinter dem Rücken der Grazien gedichtet worden zu seyn: die groben sinnlichen Aufforderungen der Mädchen an ihre *Burschе* (so nennen sie ihre Tänzer) verstofsen eben so sehr wie der handgreifliche Triumph der Frauen, die auf jene herabsehen, weil nur sie *das Männchen* mit zu Bett nehmen dürfen, gegen die Gefühle ganz gemeiner, geschweige denn veredelter Weiblichkeit.

Nicht blofs das Sylbenmaafs des Friedensreigens ist eine Erweiterung unsrer Metrik: auch für andere Gegenstände hat der Dichter passende, zum Theil sehr schwierige Sylbenmaafse erfunden und ausgeführt. Der *Dithyrambe* im *Alm. v.* 1796., und die für die Jugend bestimmten Strophen in den beiden Liedern vom Tanze im *Alm. v.* 1797. hüpfen oder fliegen vielmehr in Anapästen und Päonen dahin. Unter so viel neuen Versuchen mufs dann und wann einer verunglücken: die Bacchien und Antispaste in der *Braut am Gestade* (*Alm. v.* 1796.) fallen in unserer Sprache allzu hart ins Ohr, als dafs das Gesetz des nachahmenden

menden metrischen Ausdrucks sie rechtfertigen könnte; und bey der genauen Nachbildung des sapphischen Sylbenmaafses in dem Gedichte *die erneute Menschheit* ist über dem Bestreben nach Eurhythmie die Euphonie zu sehr ins Gedränge gekommen. Einerley Verhältnisse von Längen und Kürzen müssen bey uns eine ganz andre Wirkung thun als in den alten Sprachen, weil unsre Längen länger, unsre Kürzen weniger kurz sind, und den Sprachorganen mehr Arbeit schaffen, als in diesen. Da bey uns die Quantität der Sylben auf ihrer grammatischen Wichtigkeit beruht, so ist überhaupt die Anzahl der Längen und Kürzen in einer gewissen Masse von Wörtern und Sätzen ungefähr nach demselben Verhältnisse bestimmt. Der Dichter kann dieses zwar modificiren; will er aber ein sehr grosses Uebergewicht an einer oder der andern Seite erzwingen; so wird er der Sprache Gewalt anthun müssen; wie es denn auch in den beiden zuletzt genannten Gedichten geschehen ist. Immer wird ein Sylbenmaafs mit allzu viel Kürzen weniger gefährlich seyn, als das entgegengesetzte, weil es gerathener ist, die Vielsylbigkeit zu begünstigen und kleine Partikeln einzuschieben, als nöthwendige Sylben wegzulassen und zu verbeissen, da unsre Längen ohne das meistens von Consonanten starren.

*Göthe* hat uns (*Alm. v. 1796. S. 42.*) mit leichten Zügen einige Liebesgötter hingezeichnet, so muthwillig, so verwegen schalkhaft, dafs sie ihrer Flatterhaftigkeit gar kein Hehl haben. Diese geflügelten Kinder kennen sich, sie kennen die Herzen, und geben, was sie davon wissen, in artigen Gebehrden zu verstehn. Wie rasch auch alles vorübergaukelt, so ist doch die Hand des einzigen Künstlers unverkennbar, der mit eben so freyem und fröhlichen Sinn Meisterwerke zur Vollendung ausbildet, als er seelenvolle Skizzen hinwirft. Im *Wiedersehn* giebt die zarte beständige Liebe, gleichsam die ältere Schwester jener flüchtigen Schaar, ein holdes Gegenstück dazu ab: eine andre Vergänglichkeit des lieblichsten Gefühles ergreift das Herz mit Rührung.

*(Der Beschluss folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Duisburg*, b. Helwing: *Ueber die Erkenntniss der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im alten Testament von Lutgert* Rector in Hattingen. 1796. 52 S. 8. Der Vf. zeigt in einer kurzen Uebersicht, die fast nur zu kurz ist, dafs die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele im A. T. nicht enthalten sey. Da dieſs zu unserer Zeit eine bekannte Sache ist, so sieht man nicht ein, warum dieſs auf zwey Bogen noch einmal gesagt werden mufste? Eine nähere Veranlassung, die den Vf. entschuldigen könnte, ist auch nicht angegeben. Es scheint also, als wenn er mit den Untersuchungen der neuesten Zeit über diesen Gegenstand nicht recht bekannt geworden ist. Diese Unbekanntschaft mag ihm nicht zur Last fallen, in so fern er als Rector die classischen Studien zu treiben hat: allein ob er so auch als Schriftsteller auftreten konnte? — ist eine andre Frage. Etwas Neues, was Stich hielte, hat Rec. nicht entdeckt. Wenn z. B. Hr. L. meynt, Moses hätte die Lehre von der Unsterblichkeit der Nation deswegen nicht entdeckt, damit sie die verstorbenen Ahnherren nicht vergöttern möchte, so ist diese Hypothese nicht sehr wahrscheinlich. Hätte Moses diese Lehre gekannt, so würde er sie sehr gut zur Bezähmung und Bildung seines rohen Volkes haben gebrauchen können. Der Psychologie nach mufs die Lehre von einer künftigen Vergeltung einen rohen Menschen sehr erschüttern. — Wenn ferner die Stelle Pred. 12, 7. „*der Geist mufs wieder zu Gott kommen, der ihn gegeben hat*“ von Salomo abgeleitet, und durch die orientalische Emanation erklärt wird; — so ist schwerlich zu glauben, dafs *Salomo* etwas von Emanation gewufst hat. Davon würden sich gewiss Spuren in seinen ächten Schriften finden, und auch in den Propheten, die nach ihm gelebt haben. Da der Inhalt dieser Stelle so wenig mit den übrigen Zeitideen harmonirt; so ist dieſs ein Beweiſs mehr, dafs der Prediger schwerlich von Salomo, sondern aus einer spätern Zeit ist, wo schon die Emanation in den Köpfen der Juden war. Sonst kann diese Stelle auch sehr gut aus 1 Mos. 2, 7. erklärt werden, wie der Vf. ganz richtig bemerkt hat.

*Dresden*, b. Gerlach: *De usu rationis in causa fidei e locis novi testamenti asserto.* Commentatio theologica *Caroli Christophori Schirlitii*, A. M. et apud Benndorfianos Pastoris. 1794. 30 S. 8. Die Absicht des Vf. ist, die Vernunft gegen diejenigen in Schutz zu nehmen, die ihr bey der geoffenbarten Religion alles Einreden auf das strengste untersagen. Deswegen zeigt er 1) was der rechte Gebrauch der Vernunft der christlichen Religion für Vortheile verschaffe, 2) widerlegt die Gegengründe, die aus misverstandenen Stellen des N. Test. hergenommen sind, durch richtige Erklärung, 3) führt er einige Ausspruche Christi und der Apostel an, welche die Verbindung der Vernunft und des Glaubens als nothwendig darstellen. Eigentlich ist wohl die ganze Sache zu den nun beygelegten Streitigkeiten zu rechnen. Hr. S. hat auch nicht auf die in den neuesten Zeiten von vielen geäuſserten Meynungen in Absicht auf das Verhältniſs der Vernunft zur christlichen Religion Rücksicht genommen, seine Vernunft beweiſt sich gegen ihn sehr gütig und nachgebend, räumt alles willig ein, was er verlangt, und geht nicht weiter, als er es haben will. Manchen Erklärungen möchte auch wohl nicht ein jeder beytreten, z. B. wenn er unter ψυχικος ανθρωπος, 1 Kor. 2, 14. *einen zänkischen Menschen* versteht. Sonst aber hat Hr. S. sein Thema nach dem von ihm angenommenen Lehrbegriff ordentlich und bündig in einer eleganten lateinischen Schreibart ausgeführt, und liefert eine schätzenswerthe Probe von guten theologischen und exegetischen Kenntnissen, die allen Beyfall verdient. Und so lieſst man die Abhandlung mit Vergnügen, wenn man auch mit dem Vf. nicht in allem gleicher Meynung ist.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 3. Januar 1797.*


## SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Bohn: *Musen-Almanach* für's Jahr 1796. Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss* etc.

Ebend. *Musen-Almanach* für das Jahr 1797. Herausgegeben von *Johann Heinrich Voss* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Von dem ehrwürdigen Aeltesten unsers Parnasses, *Gleim*, ist jeder der beiden Almanache gerade mit einem Dutzend Stücke beschenkt worden. Dieser Nestor, der schon zwey literarische Geschlechter untergehen sah, und nun mit dem dritten lebt, dem die Rede süsser als Honig von der Lippe fliesst, erhebt in unsern streit- und partheysüchtigen Zeiten eine Stimme der Mässigung und des Friedens, wie der Homerische:

Weil nicht zwey Menschen gleicher Meynung
Auf Gottes Erde sind und alles Meynung ist;
So, Lieber! ist mir die Erscheinung,
Dass du nicht meiner Meynung bist,
Nichts unerwartetes!

Alles, was Gleim der Welt giebt, ist schon um des reinen Wohlwollens willen, womit es gegeben wird, des Dankes werth. Es ist nicht möglich, den Musen freyer von allen andern Triebfedern ausser der Liebe zur Sache zu huldigen, als er es thut. Das geringste von ihm trägt daher das Gepräge einer müheloſen Entstehung, einer unabhängigen, anspruchslosen Existenz, eines freywilligen Spiels an sich. Er ist immer er selbst: natürlich, unbefangen, jovialisch und bis zur Hingegebenheit naiv. Originalität kann man seinen Gedichten nicht absprechen, in sofern sie sich mit dem Manierirten verträgt. Denn freylich spielen bloss individuelle Eigenheiten eine so grosse Rolle in ihnen, dass man nicht recht einsehen kann, was noch übrig bleiben würde, wenn sich durch ein chemisches Verfahren alles, was darin der Manier angehört, rein ausscheiden liesse. Diese augenblicklichen Ergiessungen sind von der Art, dass sie genossen werden müssen, wie sie entstanden sind, eine zergliedernde Beurtheilung aber nicht zulassen; sonst hätte der Dichter selbst einen Maassstab zu dieser an die Hand gegeben. In dem Liede *Schlecht und gut* (im Alm. von 1797) giebt er sehr treffend die Kennzeichen eines guten und eines schlechten Liedes an, und endigt:

Gieb doch, du guter Liedergott,
Dass ich kein schlechtes mache!

Wer wird nicht jeden aufsteigenden Zweifel unterdrücken, ob Apoll seinen alten Freund wohl auch einmal sicht erhört haben möchte? Uns wenigstens würde dies eher niederschlagend scheinen, als in die jubelnde Stimmung versetzen, worinn der wackre Greis ein andres Mahl ausruft:

Seht, ich lach', ich möchte platzen
Ueber's Dumme, das man macht!

Die Beyträge von *F. L. Gr. zu Stolberg* verleugnen den allgemeinen Charakter nicht, zu welchem sich seine Poesie, bey Anlagen, die etwas besseres erwarten liessen, mehr und mehr hinneigt: frostiges Prahlen mit Empfindung, ohnmächtige Schwärmerey, leeres Selbstgefühl, gigantische Worte und kleine Gedanken.. Eins unter den Gedichten im diesjährigen Almanach, *Kassandra*, verdient indessen als psychologische Seltenheit erwähnt zu werden. Nach einer sehr, sehr langen Schilderung der Kassandra und ihrer Weissagungen kömmt der Vf. endlich auf sich selbst, den er dabey immer im Sinne gehabt hat, und wendet sich mit folgenden erstaunenswürdigen Offenbarungen an die verblendeten Deutschen:

Der Strom der Zeiten rollte Jahrtausende
Seitdem, bald rein und still wie der Waldsee, bald
Mit trüben, lauten Wogen! niemals
Träber als nun, und noch nie so tosend!

Seit sieben Aernten ward in die Zukunft mir
Der Blick geöffnet. Aber Kassandra fand
Nicht Glauben, ward verlacht! Wohlan denn,
Deutsche! verlachet den Enkel Hermanns!

Auf dass ihr höret bald — denn ihr achtets nicht
Zu sehn ihr Lächeln! — dass ihr sie höret bald,
Die laute Lache der Verräther,
Die euch mit gleissendem Zauber täuschen!

Die euch verriethen lang, und verkauften lang,
Die aus dem Sonnenscheine des Himmels euch
Ins Labyrinth der Lehrgebäude
Führen, bey wankender Fackeln Glanze;

Bis ihres Mordbrands Gluten vom Untergang
Bis hin zum Aufgang lodern! O sehet doch
Noch jetzt den gleissenden Verräthern,
Seht den *Erleuchteten* grad' ins Auge.

Merkt ihr verstocktes Schweigen, wenn Hochverrath
Enthüllet wird! wenn Lästerung brüllet! wenn
Auf Gottes Altar sich die Metze
Stellt! wenn das Blut der Gerechten fliesset!

Ihr Heuchler! euer Lächeln bethört mich nicht!
Verworfne! Abscheu lehret ihr, Furcht mich nicht!
Den Frommen mischt ihr Gift, und Häuptern
Irrender Völker den süssen Schlaftrunk!

Die *Erleuchteten* werden in einer Note zum Ueberflusse durch *Illuminaten* erklärt. Man sieht, dass dem Vf. Illuminaten, Jakobiner und Philosophen einerley sind (vermuthlich nach der Weisheit, die in nichts als Ahndung besteht; *A. v.* 97. S. 30.) und dass er besonders zwischen den Bemühungen der kritischen Denker und den politischen Begebenheiten den genauesten Zusammenhang entdeckt hat. Dabey muss er seiner Sache doch sehr gewiss seyn, da er nicht einmal die bey Dichtern gewöhnliche Vorsicht beobachtet hat, den Erfolg abzuwarten, und hinter drein zu prophezeyhen, ungeachtet die gläubigen Zeiten leider vorüber sind, wo eine Weissagung nicht erst erfüllt zu werden brauchte, um ihr übernatürliches Ansehen zu bewähren. So etwas, als der Vf. hier geschrieben hat, würde man, wenn es von den poetischen und prophetischen Zurüstungen entlastet erschiene, eine Denunciation nennen; und wie dieser denuncilirende Enkel Hermanns (seinem angeblichen Stammvater sehr unähnlich) Zutritt in der achtungswürdigen Gesellschaft des Almanachs erhalten hat, ist wirklich nicht recht begreiflich. Auch hat das Gedicht schon eine schicklichere Stelle gefunden: es ist in die Eudämonia (3. B. 2. St.) eingerückt, und man darf daher dem Vf. zu seiner ehrenvollen förmlichen Aufnahme in den zahlreichen Orden der Verfinsterer Glück wünschen. Urtheilte man von der deutschen Kassandra, wie es der griechischen widerfuhr („dem Volke schien sie toll," heisst es von ihr) so könnte die Prophetin das für eine Wirkung derselben Verblendung halten. Allein der Almanach selbst bietet uns in einem Gedichte *gegen die Verfinsterer*, mit *M.* unterzeichnet (wir glauben darin einen berühmten Dichter zu erkennen, dessen Name mit diesem Buchstaben endigt) die beste Antwort dar:

Tumm machen lassen wir uns nicht,
Wir wissen, dass wir's werden sollen!
Vernunft heisst das von Gott uns angesteckte Licht,
Das sie auslöschen wollen!
Wir wissen, dass wir tumm, tumm wieder werden sollen,
Und werden's ganz gewiss mit Gottes Hülfe nicht!

Wäre dies Gedicht unmittelbar nach der Kassandra abgedruckt, so würde man noch eher vermuthen können, der Herausgeber habe sie seinen Lesern blos zu einer erlaubten Belustigung mitgetheilt.

In einer *Epistel an Ramler* (A. von 96.) bejammert *v. Nicolay* den Verfall der deutschen Literatur:

Werf' ich, erschöpft an Kräften und Geduld,
Den Blick von meinem Schreibepult
Aufs weite Reich der deutschen *Lettern*;
Gott! was erblick' ich da für eine Schriftenbrut,
Die hier die Kritiker, die Klubben dort vergöttern!

In seiner Ansicht wird manchem Leser der wahre gegenwärtige Zustand des allgemeinen Geschmacks verfehlt scheinen; desto unzweydeutiger ist die Schilderung, die er von seinem eignen, ohne es zu wollen, gegeben hat. Unter den Dichtern, die er gelten lässt, (zwey der grössten jetztlebenden sind mit Stillschweigen übergangen) wird Klopstock folgendermassen umschrieben:

Und jener, der aus Miltons Schule
Sich uns, sein grösrer Schüler, wies,
Und was im Himmel, in dem *Pfuhle*,
Erhabnes er vernahm, in neue Phrasen stiefs.

Der Vf. der Epistel könnte man nach dieser Weise als jenen bezeichnen, der alltägliche Gedanken in abgenutzte oder ungeschickte Phrasen stiefs; die Beschreibung würde aber auf mehrere passen. Wie die Kritik eines Dichters beschaffen seyn wird, welchem der Lehre und Ausführung nach, Phrasen in der Poesie für das höchste gelten, ist leicht zu errathen. Auch wird uns noch ausdrücklich versichert:

Nicht in *verstiegnen* Lectionen
Bestehet die Kritik.

Die Philosophie, wovon in der Epistel Proben gegeben werden, ist würdig, die dritte dieser verschwisterten Musen zu seyn. Nachdem weitläuftig behauptet worden ist, das Schöne lasse sich nach innern Gründen ohne Rücksicht auf Ansehen und Meynung sicher unterscheiden, giebt der Vf. bald darauf den dauerhaften Ruhm eines Kunstwerkes als das untrüglichste Kennzeichen vom Werthe desselben an; das Ende seiner Epistel vergisst den Anfang. Von der Magerkeit und Trockenheit der Ausführung mag folgende Stelle zur Probe dienen:

Auch du vermenge nichts! wo nur die Sinne richten,
Was ganz sich auf dein Ich bezieht,
Da hast du freye Hand, da lässt der Unterschied
Der Launen sich nach keiner Regel schlichten.
Der liebet Roth, und jener Grün,
Die Blonde reisset den, und den die Braune hin;
Und beide haben Recht. Sie *schliessen* beide
Nach ihres Baues Unterscheide.
Noch mehr: dein eigener Geschmack verändert sich
Von Jahr zu Jahr, und niemand tadelt dich u. s. w.

Man glaubt, ein in Verse gebrachtes Compendium zu lesen. Dennoch versichert uns der Vf. (wer hätte es vermuthet?), dass er in der Poesie „vor aufgewärmter Speise mit stolzem Zahn vorbeygehe." Er erlaube

be uns daher auch, bey seinen mären, schleppenden Erzählungen oder Romanzen, *der Turban* und *Ezzelin*, die im *Alm. von 97* über funfzig Seiten einnehmen, keinen Augenblick zu verweilen.

In einem ganz andern Geiste ist die Romanze im *Alm. von 96*, *die Elfenburg* von *B.* gedichtet; wir rechnen sie ohne Bedenken unter die gelungensten Darstellungen, die unsre Literatur in dieser Gattung besitzt. Dies luftige Mährchen ist schon der Erfindung nach belustigend: aber es ist mit so auserlesener Kunst behandelt, die sich unter äussrer Leichtigkeit verbirgt; so kräftig, keck und zierlich ausgemahlt, dass es der Einbildungskraft ein sehr anziehendes, buntes und dennoch vollkommen harmonisches Schauspiel gewährt. Die Elfen sind hier nicht geschildert, wie Wielands Zauberstab sie umgeschaffen; noch weniger verlieren sie sich gestaltlos hinter dem Schleyer elegischer Empfindungen; dem alten Volksglauben gemäss, den auch Shakespeare benutzte, leben und weben sie als leichte, neckende, gutherzige Wesen. Bey diesem muntern Tone hat es einen erhöhten Reiz, gleichsam den schauerlichen Anhauch der Geisterwelt täuschend zu fühlen. Wie anmuthig wird z. B. der Tanz der Elfen aufgeführt!

Er sprach's, und geistiges Getön,
*Wie sanft gerührter Kristalle,*
Ertönt in leiser Lüfte Wehn
Zu linder Aeolsharfen Halle.
Hier tanzet Oberon und Mab,
Dort Elf und Elfin auf und ab,
Und Edwin schwinget sich im Reihen
Mit Nuk, der lieblichsten der Feen.

Da jeder der beiden Ritter bey seinem Besuche in der Elfenburg ungefähr dieselbe Scene erblickt, so war der Dichter der Gefahr ausgesetzt, sich zu wiederholen, wenn ihm nicht ein Reichthum von Bildern und Zügen zu Gebote stand. Er hat die Schwierigkeit geschickt überwunden, und die Darstellung das zweytemahl so verschieden nüancirt, dass sie ganz neu scheint. Auch die unerwartete launige Wendung, womit man am Schlusse in die wirkliche Welt zurück versetzt wird, ist allerliebst:

Dies Mährchen las mir, dass ihrs glaubt
Aus einem alten Buch die Base;
Sie streichelte mein junges Haupt,
Und nahm die Brille von der Nase.
Sohn, sprach sie, denk der Elfenburg!
Wer gehen kann, der kommt wohl durch;
Wer ohne Werth nach Scheine trachtet,
Wird ausgehöhnet und verachtet.

Ungern widerstehen wir der Versuchung, auch den übrigen Arbeiten von *B.* eine prüfende Aufmerksamkeit zu widmen. In einigen davon sind französische Originale nachgeahmt, z. B. in der witzigen *Nänie* (Alm. von 96. S. 136.) und in der *Laune*. In dieser sind jedoch die Worte: *die unmüdethohle Braune*, bis zur Ermüdung wiederholt. Die kürzere Nachahmung desselben Liedes im Schillerschen Almanach für 1797 unter der Aufschrift: *Gefälligkeit*, möchte wohl den Vorzug verdienen. Nur ein paar Stücke: *Barbe und Peter* im Alm. v. 96, und *der trinkende Bauer* im Alm. v. 97, entsprechen nicht ganz der Feinheit des Geschmacks, wovon die übrigen zeugen. Wollte sich der bescheidne Dichter nennen, so würden wir, wenn uns nicht alles trügt, einen Namen erfahren, der schon lange durch andre Verdienste um unsre Literatur als die eines Schriftstellers, rühmlich bekannt ist.

Einen etwas französischen Anstrich hat das Lied von *Baggesen: Ja und Nein, oder die Grazie des Witterspruchs*; ob wir gleich kein französisches Vorbild dazu kennen, und dem Vf. die Erfindung dieser niedlichen Kleinigkeit nicht streitig machen wollen. Hingegen der Rundgesang: *die gesammte Trinklehre* ist ganz originell; die Wissenschaft des Trinkens ist wohl hier zum erstenmahle nach allgemein gültigen Principien vorgetragen. So sehr der Dichter schon durch die Wahl der Melodie („es hatt' ein Bauer ein junges Weib") für Popularität gesorgt hat, so wird doch das Drollige in dieser Parodie der neuesten philosophischen Systemsprache nur solchen Lesern recht fühlbar seyn, die wenigstens eine oberflächliche Bekanntschaft mit derselben haben. Uebrigens ist unter den verschiednen Arten der Parodie, die, wo wissenschaftliche Vorstellungsarten und Ausdrücke auf Dinge des gemeinen Lebens angewandt werden, gewiss eine der bessern: der Gesichtspunkt ist dabey zu offenbar verrückt, als dass sie die Sache selbst lächerlich machen sollte oder könnte; und eben das Harmlose gefällt. Diese Quelle des Komischen möchte indessen bald erschöpft, und wiederholte Ausführungen des einmal gelungnen Einfalls eben nicht anzurathen seyn. Es wird überdies erfodert, dass man gerade den Zeitpunkt benutze, wo die parodirten Ideen die Köpfe lebhaft beschäftigen. Vor vierzig oder funfzig Jahren waren die Leibnitzischen Monaden gäng- und gebe: in Utzens Gedichten wird häufig darauf angespielt; jetzt würden sie keine Wirkung mehr thun. Zwey andre Lieder, ebenfalls von Baggesen: *der ächte Bischof* und *Theelied*, machen mit der Trinklehre einen guten Anfang zu einem poetischen Cursus über alle möglichen Getränke. Das Lob des Bischofs dreht sich ganz um ein Spiel mit dem Namen des Getränkes; aber der Thee ist recht fein und mit Laune charakterisirt.

Das Sonett von *Salis* im Alm. von 96 enthält eine zarte Anspielung auf das bekannte Skolion von Harmodius und Aristogiton. Unter den vier Gedichten im diesjährigen *Alm.* hat nur eins, *Ergebung*, noch einige Simplicität. Die andern sind in den Naturschilderungen überladen und schwerfällig, von Seiten der Empfindung kalt. Ob wohl jemand, der im Ernst über die Entfernung seiner Geliebten trauert, die *tief lasurnen Frühlingsgenzianen* ermahnen wird

(Alm. v. 97. S. 40.) ihre Thränen aufzufassen? Auch die gesuchten Kunstwörter:

Die Dämmerung *besucht* die Waldgestade
Mit zartem Grau; —
Der Sprosser *Largo* —

sind sehr an der unrechten Stelle angebracht. Sobald man die Natur mit Kennetaugen betrachtet, ist ihr Zauber dahin, der nur auf der gänzlichen Abwesenheit des Begriffes von Kunst beruht. Das Bestreben, die Neuheit und Fülle in Matthissons mahlerischer Sprache zu überbieten, hat Hemistichien wie folgende ans Licht gebracht: „des Leuchtthurms Lamp' entblinkt;“ „umwölbt von Lerchbaumsprossen;“ u. s. w. Eine wahre Merkwürdigkeit in dem bey uns so angebauten Felde der Dissonanzen ist ein Vers in dem *Morgenpsalm* S. 108.:

Und ferner Meere *Grenzkreis glorreich* hellt.

*Tiedge* hat in Elysium (Alm. v. 97. S. 45.) allerley sonderbare Dinge gesehn, unter andern den verstorbenen Pastor Göze in einer Laube mit Kleist und Gessner. Für *den armen Thoms* von *Falk* können wir nichts thun als ihn bedauern. Von den Gedichten von *K. Schmidt* im Alm. v. 96. lässt sich wenig sagen; diesmal hat er nur eins geliefert, und zwar ein gottesdienstliches, welches anfängt: „Lobsingt dem Allbarmherzigen u. s. w.„ Durch einige dürftige Einfälle von *Haug* wird der Armuth beider Sammlungen an Epigrammen nicht abgeholfen. Was sie in dieser Gattung und im Fache kleiner Erzählungen und Fabeln besitzen, beschränkt sich ziemlich auf die Sachen von *Pfeffel*, und auf das, was unter den Beyträgen von *Gleim* und *B.* dahin gehört. Mehr Mannichfaltigkeit würde insbesondre dem diesjährigen Almanach wohlgethan haben, der uns überhaupt seinen Vorgänger nicht zu erreichen scheint.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrheit. *Schwerin*, b. Bärensprung: *Beytrag zum Pütterischen rechtlichen Bedenken, über eine merkwürdige Vormundschaftsgeschichte.* 1793. 18 S. fol. — Dieser Rechtsfall betrifft die Frage: in wiefern einem Unmündigen *persona standi in judicio*, und das Recht seinen Vormund zu belangen, zustehen könne? — Ein unmündiger meklenburgischer Edelmann, von Bülow, war mit seinen Vormündern, wegen angeblich strenger und kärgerlicher Behandlung, nicht zufrieden, und suchte, auf Anrathen seiner Baase, einer zu Wismar, als Conventualin, sich aufhaltenden Fräulein von Bülow, im J. 1790, da er schon im 22. Jahre seines Alters stand, *veniam aetatis* nach. Dies Gesuch ward ihm aber von der Regierung zu Schwerin abgeschlagen, seine Beschwerden gegen die Vormundschaft für ungegründet erkannt, ihm auch, weil er wider Willen der Vormünder bey seiner Baase zu Wismar blieb, seinen Aufenthalt in einem, zur obervormundschaftlichen Prüfung und Genehmigung, vorher anzuzeigendem Orte, in schwerinischen Landen zu nehmen auferlegt. Hiervon appellirte derselbe an das Reichskammergericht, unterstützt durch ein beygefügtes Bedenken des geheimen Justizrath Pütters. Das Kammergericht foderte darüber Bericht, und dieser Bericht erscheint hier, unter dem vorbemerkten Titel, im Druck, wobey der ungenannte Herausgeber, seine Galle gegen das Pütterische Bedenken, in sehr zahlreichen Noten ausschüttet. Die Sache selbst hat sich, durch die immittelst eingetretene Volljährigkeit des von Bülow, erledigt.

---

Literärgeschichte. *Göttingen*, b. Dietrich: *Historischer Versuch über das neu errichtete National-Institut der Künste und Wissenschaften zu Paris*, von dem Residenten *v. Schwarzkopf* in Frankfurt. 1797. 40 S. 12. — Hr. *v. S.*, dessen feinen Blick in Verarbeitung literarischer Materialien schon einige wichtigere Werke hinlänglich bewiesen haben, wählte die Geschichte der Errichtung eines für ganz Europa merkwürdigen Instituts sehr passend zum Stoff einer Abhandlung, die er der Göttinger Societät der Wissenschaften als correspondirendes Mitglied vorlegte. Nach einer kurzen Einleitung über den heillosen Vandalismus der zerstörenden Decemviratsregierung wird das Fundamentalgesetz der Constitution angeführt, wodurch dies neue Institut begründet wurde, und Boissy d'Anglas hohe Erwartungen davon, die doch wohl mit der Zeit in Erfüllung gehen können. Nun folgt ein aus mehrern Quellen sorgfältig zusammengestelltes Verzeichniss der sämmtlichen Mitglieder nach den verschiedenen Classen und Unterabtheilungen, wobey doch vielleicht die Anmerkung noch eine Stelle verdient hätte, dass die erste Classe wieder zwey Hauptabtheilungen und daher auch zwey Secretärs habe. Von der physikalischen Classe ist *Lacepede*, von der mathematischen *Prony* der Secretär. Bey einigen Mitgliedern ist es angemerkt, dass sie auch Mitglieder des Convents gewesen, aber bey sehr vielen andern, die es gleichfalls waren, fehlt diese Bemerkung. Um so mancher politischen Folgerung willen, worauf Hr. *v. S.* in der Folge auch selbst noch aufmerksam macht, wäre es wohl zu wünschen gewesen, dass bey allen Mitgliedern, die im Directorium oder in einem der beiden Räthe sitzen, dies durch ein Zeichen bemerkt worden wäre. Auf dies Verzeichniss folgen Nachrichten von der Eröffnung des Instituts selbst und der ersten feierlichen Sitzung, nebst zwey Beylagen aus dem Journal de Paris. Dies alles ist so angenehm und unterhaltend, als man es von dem Vf. schon gewohnt ist, erzählt, und durch die in den Anmerkungen angeführten Belege zum Rang eines literarischen Actenstücks erhoben. Man muss dabey nicht vergessen, dass dieser Aufsatz schon am 4. May 1796 der Societät in Göttingen überreicht wurde, so dass also dem Vf. manche Berichtigung und Erweiterung, die der Redacteur der *Literaturübersichten* im Intelligenzblatt der A. L. Z. später benutzen konnte, noch nicht zur Hand waren. Auch benutzte er dabey noch nicht die *Decade* und das neue *Magazin Encyklopedique*, das durch Vorschub eines Deutschen von *Millin* nach einen sehr guten Plan herausgegeben wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Januar 1797.

## ERDBESCHREIBUNG.

SCHLESWIG, b. Röhss: *Oekonomisch-statistische Beschreibung der Insel Fehmern*, von *Friedrich Wilhelm Otte*. 1796. XVI u. 398 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der bescheidene und patriotische Vf., der sich zu Arrild in Angeln aufhält, machte seit mehrern Jahren aus blosser Wissbegierde verschiedene Reisen, um sich mit der statistischen Beschaffenheit einiger Länder bekannt zu machen, und sucht nun die mit seiner jetzigen Amtsführung verknüpften Geschäftsreisen durch verschiedene Gegenden der dänischen Herzogthümer zur Vermehrung seiner Vaterlandskunde und zum Besten des Publicums zu benutzen. Durch die Beförderung der Kenntniss des Vaterlandes hofft er den Patriotismus seiner Landsleute zu einer grössern Wirksamkeit zu beleben, den ächten Gemeingeist allgemeiner zu verbreiten, und durch Aufstellung naher Beyspiele die Vervollkommnung dieses oder jenes Gewerbes, so wie manche andere nützlichen Verbesserungen zu bewirken. — Hr. O. hielt sich drey Monate auf Fehmern auf, um seine Nachrichten selbst zu sammeln, welche er in der Folge zweyen wahrheitsliebenden und sachkundigen Insulanern zur Durchsicht übergab. Zu bedauern ist es, dass er, aus beygebrachten Gründen, das dortige Amtsarchiv nicht benutzen konnte. — *Lage, Grösse* und *Beschaffenheit der Insel.* — Fehmern hing wahrscheinlich vormals mit dem festen Lande zusammen, und zwar da, wo jetzt der etwa eine Viertelmeile breite fehmersche Sund ist. Denn der Boden der Insel ist von der nämlichen Beschaffenheit, als der Boden von dem gegenüberliegenden Wagrien. Der 45ste Grad nördlicher Breite durchschneidet sie in zwey ziemlich gleiche Theile. Ihr Flächeninhalt beträgt 2,802 deutsche Quadratmeilen. Sie ist ganz eben mit unmerklich sich senkenden Ufern. Man findet hier daher keinen brauchbaren Hafen, und die Abwässerung wird wegen dieser Beschaffenheit erschweret. Bey Preesen und Kopendorf sind Schleusen zur Abhaltung des Seewassers befindlich. Bäume und Sträuche findet man fast gar nicht, einige Eichen und Hagedornbüsche abgerechnet. Daher ist die Aussicht sehr einförmig, und das Klima rauher, als in andern Gegenden unter gleichen Graden. Im Herbst und Winter erschweren die schlechten Wege die innere Communication sehr, oder hemmen sie gar. Die Heuärnte fängt gewöhnlich den 25sten Jul., und ungefähr 14 Tage nachher die Kornärnte an. Fehmern ist sehr fruchtbar und gesund. — II. *Producte.* Ausser den gewöhnlichen Feldsteinen, welche jedoch nicht häufig sind, giebt es keine anderen. Da diese inzwischen bekanntlich sehr verschiedener Art zu seyn pflegen: so hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. die verschiedenen Geschlechter und Arten derselben genau angegeben hätte. Wahrscheinlich sind es Granite, Porphyre, Jaspisse u. s. w., welche man in den Ebenen von Niedersachsen und Westphalen häufig auf dem Sandboden findet. — Guten Torf hat die Insel nicht; sie erhält denselben aus dem Amte Rendsburg vermittelst des neuen Canals. Zum grossen Nachtheil der Landwirthschaft brennt man Erbsenstroh und Viehdünger. — Hr. O. räth daher an, die unzusammenhängende Torferde auf der Insel zu kneten und zu formen, wie es im Amte Flensburg gewöhnlich ist, und überdem die Einwohner mit Steinkohlen von Bornholm und der färröischen Insel Süderöe zu versorgen. — Zum Getreidebau ist Fehmern sehr geschickt, und die jährliche beträchtliche Ausfuhr besteht hauptsächlich in Weizen, Gerste, Erbsen, Kleesamen, etwas Roggen und Hafer, in Wolle, Häuten, etwas Butter und Honig. Die Seefischerey, zu deren Aufnahme der Vf. manche passende Vorschläge thut, wird gänzlich vernachlässiget. Auf der nördlichen Küste befinden sich einige Seen, welche bisweilen ihr Wasser aus der Ostsee erhalten, und worinn man die wohlschmeckenden, (in andern Gegenden seltenen) Seebarsche, (*Perca marina* L.,) findet. — III. *Hauptzüge der ältern Landesgeschichte.* Kurz und bekannt. — IV. *Kirchliche und politische Eintheilung und Verfassung.* — Fehmern ist, mit Ausschluss der Stadt Burg, in vier Kirchspiele eingetheilt. Das Urtheil des Vf. über die höchstnöthig zu verbessernden Kirchenvisitationen stimmt ganz mit dem unsrigen überein, und macht seinem wohlwollenden Herzen wahre Ehre. Der eben so alte, als zweckwidrige Unterschied zwischen der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit, und die unschickliche Vermengung des Predigeramts mit der Rechtspflege in dem Consistorium findet auch hier noch Statt, und wird, wie billig, von ihm gerügt. Die gesammten Einkünfte der acht hiesigen Prediger betragen etwas über 3000 Rthlr. Bey der Untersuchung der Frage: ist es vortheilhafter für die Geistlichkeit, wenn ihre jährlichen Einkünfte in einer bestimmten Summe baaren Geldes bestehen, oder wenn sie dieselben aus der eigenen Nutzung oder Verpachtung von Ländereyen ziehen? scheint Hr. O. für den ersten Fall zu entscheiden. Wir müssen gestehen, dass wir in diesem Stücke ganz anderer Meynung sind. Denn die Erfahrung verschiedener Jahrhunderte lehrt, dass der Werth des Geldes immer sinkt, der Werth der Grundstücke

aber immer steigt. Mithin ist es sichtlich, dass der Prediger, der baares Geld einnimmt, von Jahr zu Jahr weniger an Werth erhält; da hingegen derjenige, welcher sein Einkommen von liegenden Gründen zieht, wider diesen Zufall gänzlich gesichert ist, und eine verhältnissmässig sich immer gleichbleibende Einnahme haben wird. — Der Bürgermeister der Stadt Burg bekleidet auch die Stelle eines der vier Rathsherrn, des Stadtsecretärs und des Organisten, und doch beläuft sich seine Einnahme nur auf etwa 600 Thaler. — Jedes Landkirchspiel hat sein eigenes Kirchspielgericht, welches einige Aehnlichkeit mit dem Geschworenen-Gericht in England, jedoch bey weitem nicht dessen Vollkommenheit hat. Hr. O. thut verschiedene Vorschläge, den Mängeln desselben abzuhelfen. Von diesem Gerichte appellirt man an die sogenannte: *Macht der Geschwornen*, und von dieser an die dritte und höchste Instanz, das königliche Obergericht zu Gottorf. Gegenstände, welche das gemeinschaftliche Interesse der ganzen Insel betreffen, werden zuerst auf Landtagen ausgemacht. — V. *Advocaten und Processe.* Wegen der fortdauernden Unvollkommenheit der Rechtspflege im Allgemeinen ist der Einfluss der Anwälde sehr bedeutend, und, leider! scheinen sie denselben nicht immer auf die beste Art anzuwenden. Der Vf. sucht dieses durch mehrere Thatsachen zu beweisen. — VI. *Gesetze.* Das älteste Gesetz ist das alte Fehmersche Landrecht und Freyheiten von 1326, welches aber jetzt nicht mehr im Gebrauch ist. Statt dessen ist das neue Landrecht von 1558 eingeführt. — VII. *Bevölkerung.* Fehmern hatte 1769 nach einer genauen Volkszählung 7063 Einwohner, mithin auf jeder Quadratmeile 2520. Jetzt beläuft sich die Zahl derselben auf 7621; es kommen folglich auf jede Quadratmeile 2719. Zu den vielen angestellten politischen Berechnungen benutzte Hr. O. die Werke eines Süssmilch, Hensler, Euler und Short. Von 35 Lebenden stirbt einer. Da die ganze Insel als ein plattes Land angesehen werden kann; so giebt der Vf. die mannichfaltigen Ursachen an, warum das Verhältnifs der Lebenden zu den Gestorbenen nicht grofser ist? Die Zahl der jährlich Gebornen verhält sich zu der Zahl der Lebenden wie 1 zu 31¼, und die der Heirathenden wie 2 zu 132½. Auf jedes Haus rechnet er 5 Einwohner. — VIII. *Charakter.* Die guten Eigenschaften der Insulaner, ihr Selbstgefühl, Unerschrockenheit, Nationalstolz und Sparsamkeit, arten bey manchen in Rohheit, Herabwürdigung anderer, Stolz, Eigennutz und Geiz aus. Auch vom Aberglauben sind sie nicht ganz frey. — IX. *Erziehung.* Die hiesigen Kirchspielschulen haben noch die gewöhnliche fehlerhafte Einrichtung, und die Dorfschulen sind sehr schlecht. Der Vf. thut unter andern den Vorschlag, die Einwohner eines Dorfes künftig nicht mehr nach der Anzahl ihrer Kinder, sondern vielmehr nach Verhältnifs ihres Landbesitzes zu dem Unterhalt eines Schullehrers beytragen zu lassen, von dessen Billigkeit und Nützlichkeit wir vollkommen überzeugt sind. Mit Recht rügt er die sehr üble Gewohnheit, das ohnedies kleine, und zum Luftwechsel nicht eingerichtete Schulzimmer im Winter durch ein Gefäss mit Kohlenfeuer zu erwärmen! — Statt dieser fehlerhaft eingerichteten Schulen schlägt Hr. O. vor, Industrieschulen anzulegen, indem er die sehr wahre Bemerkung macht, dass es fast unmöglich ist, erwachsenen Armen in Arbeitsanstalten fortzuhelfen, wenn ihnen nicht in der Jugend in Industrieschulen der Trieb zur Arbeitsamkeit eingepflanzt ist! Rec. hält diesen Abschnitt für einen der wichtigsten und durchdachtesten im ganzen Buche. — X. *Gewöhnliche Art zu leben.* — Sehr ausführlich. Man ist viel gesalzenes Fleisch. Kartoffeln sind wenig im Gebrauch. Statt des Hopfens bedient man sich häufig des Wermuths zum Biere, welches in den Gegenden, wo der Hopfen theuer ist, Nachahmung verdient. In der Stadt Burg ist eine sogenannte Todtengilde, deren Mitglieder bey vorfallenden Sterbefällen zur Bestreitung des Begräbnisskosten eine gewisse Summe aus der gemeinschaftlichen Kasse erhalten. — Die auffallend sonderbare und seltene Gewohnheit des Fensterns, d. h. der nächtlichen Zusammenkünfte junger Mannspersonen mit Mädchen, zu denen Schlafkammer sie durchs Fenster einsteigen, dauert noch immer fort, ungeachtet ein landesherrlicher Befehl Zuchthausstrafe darauf gesetzt hat. — XI. *Gesundheits-Zustand.* Ausser den inflammatorischen sind Krankheiten des Unterleibes, als eine Folge häufig genossener und schwerverdaulicher Mehlspeisen, sehr gemein, welche nicht selten in Hypochondrie und Wahnsinn ausarten. Letzteres Uebel scheint sogar in einigen Familien erblich zu seyn. Taubheit ist ebenfalls sehr häufig, welche der Vf. dem Gebrauch der Huthkappen zuschreibt. Burg hat einen Arzt, der zugleich Physicus des Amtes ist; und überdem trifft man hier einige schlechte Wundärzte, eine Apotheke und zwey gelernte Hebammen. — XII. *Gewerbe.* — Das Grundeigenthum der Insel besteht aus 11099 Drömbtsaat Ackerlandes, und 2186 Dr. Wiesen und Weiden. Ein Drömbtsaat ist etwa 432 Quadratruthen. Rechnet man nun nach dem gegenwärtigen mittlern Preise für das Dr. Ackerlandes 550 Mark, und für das Dr. Wiesen und Weiden 100 Rthlr., so beläuft sich der Werth des ganzen auf 2067066 Thaler. Leider! sind noch manche Gemeinheiten vorhanden, welche, unerachtet des guten Erfolgs der Vertheilung einiger andern, noch nicht haben aufgehoben werden können. Zur Beförderung der ganz vernachlässigten Abwässerung schofs die wohlthätige Regierung den Fehmeranern neulich eine ansehnliche Summe vor. — Der Boden der Insel besteht aus einer grauen, 1 bis 1½ Fuss tiefen, Dammerde, die aus einem mit Sand übersetzten Leimen besteht, und viele vegetabilischen Theile enthält. Hierunter kommt ein gelber, oder zuweilen röthlicher Leimen, mit gröbern Kiefs vermischt, und unter diesem endlich ein Lager von Kiessand in einer unbestimmten Tiefe. An einigen Stellen findet man auf niedrigen Wiesengründen unter der Dammerde eine Schicht von Kalkmergel. — 1795 stieg der Preis der Ländereyen ausnehmend hoch, so dass für 1 Drömbtsaat 3 Scheffel (ein Scheffel macht

etwa

etwa 45 Q. Ruthen) bey der Stadt Burg 1890 Mark bezahlt wurde. — Die Dörfer sind alle sehr regelmäfsig angelegt. Die Backsteine zum Bau der Häuser erhält man von Lübeck, das 100 ungefähr zu 5 Mk. Die Tonne Kalk kostet etwa 4 Mk. 8 Schill. — Teichschlamm und Strafsenerde werden zur Vermehrung des Stalldüngers angewandt. Gegen die Zeit der Aernte kommen einige hundert Arbeiter aus dem benachbarten Hollsteinischen, wovon verschiedene den Winter hindurch daselbst zum Dreschen bleiben. Die Drescher erhalten nebst freyer Kost ihre Bezahlung nach der Zahl der Tonnen des gedroschenen Getreides. Man hält hier viele Pferde; auf dem Lande im Durchschnitt auf 3 Drömbtsaat, in der Stadt aber auf 4 Dr. eins. Die Insel Arröe versieht die Fehmeraner gröfstentheils damit. Sie sind 8 bis 9 Quartier hoch. Von 8 Pferden stirbt jährlich eins. Da nun nach einem sehr niedrigen Anschlage 2774 Pferde auf der Insel gehalten werden, so sterben jährlich 347 Stück; jedes zu 30 Rthlr. gerechnet, beträgt es die jährliche Summe von 11410 Rthlr. Der Vf. giebt einige wahrscheinliche Ursachen dieser grofsen Sterblichkeit an, und räth, statt der Pferde, Ochsen anzuziehen. — Der Fehmersche Pflug ist mit Rädern versehen, und wird von 6, oder bisweilen sogar von 8 Pferden gezogen. Statt desselben wünscht Hr. O. den sehr vollkommenen englischen Kettenpflug eingeführt zu sehen. — *Zu der, von ihm* vorgeschlagenen, mit hervorragenden Leisten versehenen, schweren Ackerwalze würden wir doch lieber Eichenholz nehmen, als Buchenholz, welches bekanntlich an der Luft nicht von langer Dauer ist. Der Fehmersche Landmann nimmt immer sein eigenes, von ihm selbst gereinigtes Getreide zur Aussaat, und es ist bey ihm gar nicht Sitte, sein Saamenkorn gegen fremdes umzutauschen. — Die Quekenwurzeln sammeln viele sorgfaltig vom Lande, und überlassen sie armen Leuten zum Brennmaterial. Der Wildhafer, (*Avena fatua* L.) ist daselbst ein häufiges und sehr verderbliches Unkraut. Auch ist die Kornditel in Menge vorhanden. Hr. O. theilt bey dieser Gelegenheit ein linnéisch-deutsches Namenverzeichnifs der vorzüglichsten Unkräuter mit, welche er unter drey Abtheilungen bringt, je nachdem sie nämlich auf dem Brachfelde, dem Kornacker oder dem Klee- und Weidelande wachsen. Die linnéischen Namen sind sehr durch Druckfehler entstellt, welche billig hätten angezeigt werden sollen; z. B. *Sinapis aridensis* statt *arvensis; Pussilago* und *Jussilago* st. *Tussilago; Bromus pecalinus* st. *secalinus; Certaurea* st. *Centaurea; Papaver rhocas* st. *rhoeas; Hypericum quadrangulum* st. *quadrangulare.* — Unter der unschicklichen Aufschrift: „Ungeziefer," sagt der Vf., dafs es auf Fehmern so wenig Maulwürfe, als Engerlinge, (oder die Larven des Maykäfers) giebt. Feldmäuse sind selten, und werden nie eine Landplage. Aber der Erdfloh richtet öfters vieles Unheil an. — Gerste, Erbsen und Weizen sind diejenigen Getreidearten, die vorzüglich gebaut werden. Es wundert uns inzwischen, dafs man gar keine Versuche mit der Rapsaat macht, deren Anbau daselbst nach aller Wahrscheinlichkeit sehr vortheilhaft wäre. — Alles Getreide wird auf Fehmern gemähet, und der Gebrauch der Sichel ist unbekannt. — Das dortige Rindvieh ist nichts weniger, als vorzüglich, welches auch schon die wenige Milch, die eine gute Kuh täglich giebt, nämlich 6 Kannen, so wie der angeführte Preis derselben, von 9 bis 10 Alff beweisen. Der Vf. theilt ein genaues Maafs aller Theile einer siebenjährigen Kuh mit, welches nachgeahmt zu werden verdient. Die Milch wird blofs zur Gewinnung der Butter benutzt. — Schlangen und Kröten giebt es nicht auf der Insel. Die häufigen Marder thun aber vielen Schaden.

Die Veredlung der rohen Producte hat man noch nicht weit getrieben. Gerstengrütze und Graupen, Mehl und Wollenstrümpfe sind die einzigen Fabricate, welche zur Ausfuhr dienen. Es giebt hier fünf Graupenmühlen; (welche wahrscheinlich vom Winde getrieben werden, wenn gleich Hr. O. dies nicht anzeigt). In Ansehung der gewöhnlichen Kornmühlen findet die vortreffliche Einrichtung statt, dafs, da der Müller seinen Mahllohn nach dem Gewichte des Getreides erhält, zum Wägen desselben, sowohl beym Empfange, als vor der Ablieferung, ein kleines Waagehaus bey der Mühle errichtet ist, worinn diese Arbeit durch einen dazu bestellten und beeidigten Waagemeister vorgenommen wird. Wer diesen Waagemeister besoldet? hat Hr. O. anzuzeigen vergessen. — Die verfertigten Wollenstrümpfe, wovon jährlich über 2000 Paare verfertigt werden, führt man vorzüglich nach Mecklenburg aus. — Die Beträchtlichkeit der jährlichen Ausfuhr aller Producte, welche sich nach einer sehr niedrigen Taxation auf 107000 Rthlr. beläuft, läfst den Mangel eines guten Ladungsplatzes bedauern. — XIII. *Vermögens- und Creditzustand.* — Ungeachtet der Wohlhabenheit der Fehmeraner im Ganzen, können viele derselben doch nicht fremdes Geld entbehren. Uebel ist es für den Schuldner, dafs er nicht blofs fünfe vom Hundert, sondern auch noch die Zinsensteuer des ½ vom Hundert geben mufs! — XIV. *Armenwesen.* Dieses ist hier in der elendesten Verfassung, wovon die ungeheure Menge Bettler zeuget. Aufser der Einrichtung wohlthätiger Industrieschulen und Arbeitshäuser thut der Vf. noch manche Vorschläge, welche beherziget zu werden verdienen! — XV. *Steuerwesen.* Die Abgaben der Insulaner an den König betragen jährlich 25000 Rthlr. Sie bestehen in Grundsteuer, Landausschufssteuer, Magazinkorn- und Fouragelieferung, Nahrungssteuer, Zollabgabe, Schutzgeld und Kopfsteuer. Aufser diesen gehören noch hieher: die Stempelpapiertaxe; 1 Procentsteuer, welche von den gegen Pfandverschreibung angeliehenen Capitalien entrichtet wird; und endlich der jährliche Beytrag zur allgemeinen Brandcasse. Die drückendste Abgabe ist die Kopfsteuer, welche vieles Unheil anrichtet. — Durch eine schlechte Verwaltung der Kirchspielcassen sind dieselben ganz in Unordnung gerathen, so dafs die vier Kirchspiele, Burg ungerechnet, zusammen 116,300 Rthlr. Schulden haben. Zum Schlusse sind 6 Tabellen angehängt, über die Zahl der

Häuser, der Einwohner, der Getrauten und Gestorbenen, über den Preis der Getreidearten, und über den Werth der jährlich ausgeführten Producte. — Die seltene Freymüthigkeit, womit dieses Werk geschrieben ist, macht sowohl der dänischen Pressfreyheit, als dem Vf. gleich viele Ehre, und wir wünschen sehr, dass Hr. O. uns bald mit einer ähnlichen Beschreibung irgend einer andern Gegend seines Vaterlandes beschenken möge! Den etwas gedehnten Stil, so wie einen kleinen poetischen Auswuchs (S. 3.) wird der billige Leser, bey dem übrigen vielen Guten, gern übersehen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Jacobäer: *Chabacucs lyrischer Gesang*; mit Anmerkungen. 1796. 51 S. 8. — Der ungenannte Vf. übersetzt den ganzen, uns übrigen Dichterrest von Chabakuk (der Titel möchte vermuthen lassen, dass man hier blos eine Uebersetzung des dritten Kapitels zu suchen habe) einem ästhetischen Freunde, O. A. R. v. H. zu gefallen. Der Beurtheiler darf also nicht blos eine richtige, sondern auch im Ausdruck und in der ganzen Uebertragung des Originals geschmackvolle Uebersetzung erwarten; dies um so mehr, weil die beygefügten Anmerkungen sehr unbedeutend sind. Für einen Liebhaber bestimmt, sollten sie vornehmlich historische Erläuterungen — z. B. was gerade damals die Chaldäer gewesen seyen, da sie erst in der Weltgeschichte aufzutreten anfingen? u. dgl. enthalten. Wie sehr hätte hiezu das Gemälde K. I, 6 — 11. aufgefodert, über welches man gewiss dem alten prophetischen Dichter Gerechtigkeit widerfahren lassen muss. Der Vf. übersetzt die dem Jehova in den Mund gelegte Rede so;

6. Ich rege auf — Chaldäa's Volk
das grausame, das rüstige,
das weit der Raum durchstreicht,
und Wohnungen beraubt, die sein nicht sind.

7. Furchtbar und entsetzlich ists,
sich selbst Gesetzes genug und übermüthig.

8. Sein Ross ist schneller als der Pardel,
Und schärfern Blicks als Wölfe in der Abenddämmerung.
Stolz ist das Treiben seiner Reisigen.
Von weiter Ferne stürzen sie im Flugs
Wie Adler hin zum Fraß.

9. Zum Raube stürzen alle sie,
gen Osten das Gesicht gewandt,
Gefangene, wie Sand, zusammenraffend.

10. Ein Volk, dem Könige ein Spott und Fürsten ein Gelächter sind,
das jede Burg verhöhnt und stürmend sie erobert.

11. Doch — wird sein unbegränzter Stolz sich schwer verschulden
weil's seine Macht für Gottheit hält.

Die Zeile V. 6. „und Wohnungen beraubt, *die sein nicht sind*" würdet dem Propheten einen sinnlosen Zusatz auf; weil der Chaldäer natürlich Wohnungen, *die sein sind*, nicht beraubt haben wird. Der Text spricht von der streifenden Chaldäer-Horde — die sich nach offenen Ländern zieht, *um Andrer Wohnungen sich zuzueignen*. — V. 7. sagt der Text vom Chaldäervolk:

Von sich nur nimmt's Gesetze an,
Verbreitet seine Ueberlegenheit. —

Der scharfe Blick v. 8. ist nicht den Rossen, sondern den Chaldäern selbst beyzulegen. „Sie blicken schärfer, als am Abend Wölfe." Vgl. Zephan. 3, 3. — Von Stolz liegt nichts im hebräischen: *paschu paraschav*. Gehören beide Worte zusammen, (woran Rec. zweifelt); so ist der Sinn: „Ross und Reuter streifen weit umher" um nämlich Beute aufzuspüren. Bey v. 9. hätte die Geschichte den Vf. führen sollen. Die Chaldäer, von Armeniens Gebirgen her sich ausbreitend, zogen nicht *nach Osten*, da sie Babel anfielen. Der Sinn des Propheten ist: Erst haben sie nur Streifpartheien ausgeschickt. „Bald kommt zum „Ueberfall ihr ganzes Volk; sie zieh'n *gerade aus* und raffen „Sklaven auf, wie Sand." *Kadim* ist die Gegend, gegen welche das sich wendet. Sie lassen sich durch nichts hindern. Ihr Weg geht über alles hin. — Vom Stürmen ist v. 10. nicht zunächst die Rede. Der Dichter giebt vielmehr das Datum an, dass die Chaldäer *durch aufgeworfene Erdwälle* Städte belagerten. Ein Volk

das selbst sich höher denkt, als Könige
und ihrer Fürsten lacht;
das jeder Feste Hohn spricht,
die Erde aufthürmt und die Burg erobert.

*Hirkales* bedeutet: sich selbst über etwas erheben; *Zabat* zusammenhäufen.

Man sieht leicht, dass der Liebhaber von dem Sprachkundigen eine *genauere* Uebersetzung fodern darf, als die gegenwärtige in der That nicht ist. Und dies könnte sie doch seyn, ohne der Schönheit etwas zu vergeben. Einige Stellen sind schleppend, wie I, 3. „Zwietracht und Hader *gehn im Schwange*," der Text sagt: Entsteht ein Streit, so steigt er leicht bis zum Process. — II, 5. Sich den Tyrannen dort, wie *Weiner* Rausch ihn täuscht u. s. w. In andern Stellen finden sich allzu starke Catachresen dem Texte aufgedrungen. III, 9. „Mit Strömen *pflügtest* du die Erde." Das hebräische setzt nur *tebakka*, nicht etwa *tacharosch*. Folglich ist der ganze Sinn ausgedrückt, wenn wir verständlicher setzen: Mit Wassergüssen wühltest du den Boden auf. — III, 13. ist die Uebersetzung von *Ad zavaar* „bis zum Grundfelsen hinab" sehr passend. Aber die letzte Zeile III, 19. wegzulassen, hat man keinen hinreichenden Grund, da nicht *bingenoth*, sondern *bingenothai* im Texte steht, und dieser Schluss der redenden Person sehr angemessen ist. Der Gedanke ist: „Dass man nach Meinem Saitenspiel ein Lied anstimme." *Lammenazeach* nämlich ist soviel, als לְהוֹרוֹת מְנַצֵּחַ *ita, ut sit, qui praecinat secundum meas chordas*. Auch wenn man als Liebhaber übersetzt, muss man doch nicht *cavalierément* übersetzen, oder, wie Kant dies ausdrückte: — nicht vornehm thun! Das Philologisieren gewinnt bey jener Manier so wenig, als das Philosophiren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Januar 1797.

## PAEDAGOGIK.

HANNOVER, b. d. Gebrüdern Hahn: *Ueber die Verbeſſerung der Landſchulen. Ein freymüthiges Wort* von *Friedrich Guſtav von der Reck*, Prediger, Seminariſteninſpektor und Lehrer an der Hauptſchule zu Bückeburg. *Mit VII Tabellen* 354 S. 8. ohne die *Vorrede, Zuſchrift* und die *Ueberſicht* der zweckmäſsigſten Mittel zur Verbeſſerung unſrer Landſchulen. 1796. (16 gr.)

Allerdings kann dieſe Schrift ein *freymüthiges* Wort genennet werden, weil ſie viele Mängel rüget, welche von den Auſſehern der Schulen weder gekannt, wie es doch ſeyn ſollte, noch abgeſchaffet werden, wie es hie und da wenigſtens bey einigem thätigen Willen gar wohl möglich wäre. Nur dieſes hätten wir gewünſcht, daſs es der Vf. bey Vorſchlägen *zu einer mäſsigen* und ſtufenweiſen Verbeſſerung hätte bewenden laſſen, und nicht eine Menge von ſolchen mit eingemiſchet hätte, welche gar nicht, oder vor der Hand wenigſtens nicht thunlich ſind, indem dergleichen bey gutmüthigen aber nicht genug ſachkundigen Fürſten und Obrigkeiten nur Miſsgriffe veranlaſſen, oder bey etwas Einſichtsvollern die in Geſellſchaft derſelben empfohlenen praktiſcheren Mittel mit verdächtig machen. Wer zu viel verlangt, erhält gemeiniglich gar nichts. Ein Hauptfehler des Vf. bey ſeinen Vorausſetzungen ſcheint zu ſeyn, daſs er zu viel Zutrauen auf die Einſicht, die Thätigkeit und ſelbſt Freygebigkeit der Pfarrer bey Verbeſſerung ihrer Schulen ſetzt; daſs er den Lehrern dieſer letztern durch den *Unterricht* in den Wochen- Sontags- und Induſtrie-Schulen; durch die auſser der gewöhnlichen Schulzeit verlangte *Aufſicht* über die Kinder bey Spatziergängen, bey Freudenfeſten, beym Arbeiten in einem beſondern Schulgarten u. ſ. f.; durch die vorgeſchlagenen *Nebenverdienſte*, als Chokolate machen, Notenſtechen, Correcturen in Buchdruckereyen, Gemüſsebau, Sämereyhandel, Stallfütterung u. dgl., wozu es ihnen doch faſt durchaus an den dazu nöthigen Gelegenheiten, Gärten und Feldern, an Zeit, Geſchicklichkeit und dem unentbehrlichen Vorſchuſs mangelt; und endlich mit den übermäſsigen *Berichten* und *Tabellen* viel zu viel aufbürdet. Daſs er von zu errichtenden Schulkaſſen, die wohl faſt nirgends zu Stande kommen werden, von Armen-, Kirchen- und Gemeine-Aerarien, von der Freygebigkeit der Einwohner, und den Unterſtützungen der Fürſten gleichermaſsen zu viel erwartet. Daſs er endlich zu ſehr ins Groſse geht durch die Auffoderung: Junkerſche Sonnenmikroſcope, Spielwerkzeuge, (als Feder und Leder-Bälle, Kreufeln und Kegelſpiele) mit welchen ſich die Kinder während der Schule auf einem groſsen vor derſelben anzulegenden Platze erluſtigen und erholen ſollen, Schulbibliotheken, Landcharten, ein ſogenanntes Poſitiv oder kleines Orgelwerk in die Schulſtube u. ſ. w. anzuſchaffen, — und dieſes alles da, wo der Lehrer oft keine eigene Wohnung hat, in verfallenen Gemäuern oder in Scheuern unterrichten, als angewieſene Beſoldung auf den abgeärnteten Feldern Aehren zuſammenharken und nach Hauſe tragen muſs, wo er öfters nur 5 bis 20 Rthlr. Einkünfte hat, und es für ein Glück achten muſs, wenn er eine Stelle von 80 Rthlr. erhält; wo die Sommerſchulen noch nicht eingeführet ſind, nicht einerley Schulbücher, in der nämlichen Schule ſogar, gebraucht werden, wo keine beſtimmten Tabellen vorhanden ſind, welche, wie der Vf. es doch ſelbſt für nothwendig erkläret, genau beſtimmen, *was* zu *jeder* Zeit getrieben werden ſolle, u. dgl. m. — In dem Vaterlande des Rec., wo man über dieſe Mängel gröſstentheils ſchon längſt hinaus iſt, die Einwohner in vorzüglichen Wohlſtande ſich befinden, und ſonſt mancherley Hülfsquellen noch benutzet werden können, würden doch mehrere der angeführten Vorſchläge, wo nicht für immer unausführbar ſeyn, doch, für jetzt wenigſtens nicht ins Werk geſetzet werden können. Man findet bey praktiſchern und nöthigern Einrichtungen wohl noch Hinderniſſe genug. — Nun noch einige insbeſondere gehende Bemerkungen, die der Vf. wünſchet, und welche die Sache ſelbſt erfodert. Daſs er nach S. 10. funfzehnjährige Subjecte ſchon tauglich zu Seminariſten hält, darin können wir ihm nicht beypflichten; am beſten geriethen ſie bey einem reifern Alter von 18 bis 20 Jahren. Völlig ſtimmen wir ihm dagegen darinn bey, (S. 16.) daſs der von ihm angegebene Unterricht der Seminariſten etwas viel, und vielleicht etwas zu viel umfaſſend ſey. Die Verbindung der Seminariſten mit dem Gymnaſio, eben ſo wohl als die Aufnahme von Gymnaſiaſten taugt gewöhnlich nichts. Und wer kann Nachſtehendes billigen: S. 20. „die Prediger (bey welchen Schulkandidaten gleichſam in die Lehre gegeben werden ſollen), erhalten entweder vom Staate oder von den Aeltern für die Beköſtigung eines jeden jährlich 30 Rthlr. (das iſt zu wenig und zu viel, wie mans nimmt) oder wenn letztere nicht im Stande ſind, und der Landesherr nicht willens iſt, dieſes Geld zu bezahlen, ſo müſſen ſich die jungen Leute dadurch, daſs ſie dem Prediger die Hälfte des Tages in ſeinen häuslichen und ländlichen Verrichtungen Hülfe leiſten, ſich ihre *Koſt* zu verdienen ſuchen.“ Wo ſollen nun noch

noch Kleider, Bücher, Schreibe-Materialien und andere Erfordernisse herkommen? Und wer kann alle die Bedenklichkeiten aufzeichnen, die einem dabey in den Sinn kommen, wenn man die Ausführung davon sich nur vorstellet! Mit Recht aber wird die Erlernung der *lateinischen* und *französischen* Sprache verworfen. Höchstens, heifst es S. 21. lehre man die Seminaristen Französisch und Lateinisch *lesen*, um wenigstens dieses oder jenes fremde Wort richtig auszusprechen. Die Aussprache wird noch besser bey Erklärung solcher meist technischen Wörter gelehret. Und welcher Sachkundige wird nicht folgende Rüge unterschreiben? S. 21. „Ein zweyter Fehler ist der, dafs man, zumal an solchen Orten, wo das Seminar mit der Hauptschule in Verbindung gesetzt ist, die Seminaristen zu viele Stunden des Tages in den untersten Classen Unterricht ertheilen läfst;" besonders, setzen wir hinzu, wenn sie selbst noch nicht genug in Kenntnissen unterrichtet, und zu einer *gemeinschaftlichen Lehrmethode* angewiesen sind. Aber den Vorschlag hätten wir vom Vf. nicht erwartet; dafs die Seminaristen nach vollendetem Cursu sich da oder dorthin bis zu ihrer Beförderung begeben dürften, ob er gleich selbst den daraus entstehenden Nachtheil auf einige Art wieder zu heben sucht. Ohne uns über die Schwierigkeiten auszulassen, welche bey der Einrichtung statt finden; dafs die Kinder nur Classenweise und zwar zur *Zeit* ihres Unterrichts nur zur Schule kommen, wollen wir auf diejenigen vorzüglich aufmerksam machen, welchen die von dem Vf. so oft gefoderte Absonderung der fähigern Kinder von den unfähigern unterworfen seyn mufs, von Seiten mehr oder weniger angesehener Aeltern, des Alters der Kinder, ihrer Lectionen, der Stunden-Einrichtung, und hauptsächlich der Bestimmung der mehrern oder wenigern Fähigkeiten durch den Lehrer selbst. Soll da mehr auf Gedächtnifs oder auf Beurtheilung gesehen werden? Und pflegen nicht Kinder welche in beiden Stücken zurück stehen, gar oft im Schreiben u. dergl. einen Vorzug zu behaupten? Der Vf. versuche eine solche Absonderung nur einmal in einer Schule von 60 und mehrern Kindern zu bewirken. Eben so vielen Schwierigkeiten scheint der Vorschlag ausgesetzt zu seyn, dafs der Lehrer beym Aufgeben der auswendig zu lernenden Lectionen auf das verschiedene Gedächtnifs seiner Kinder Rücksicht nehmen solle. Recht fein klingt es, aber in der Ausführung werden weit gröfsere Nachtheile vorkommen, als denen man gern entgehen will. Am besten wäre es, wenn die Landeskatechismen nicht so dickleibig, und die in denselben vorkommenden Antworten nicht oft zu lang und unverständlich wären. Die Foderung, dafs die Kinder stehend schreiben sollen, ist auf keinen Fall zu billigen, destomehr aber die Verwerfung der der gewöhnlichen Schulzeit angehängten Privatstunden. Die S. 65. anempfohlene Warnung gegen die Selbstschwächung ist in Dorfschulen und bey Kindern von einem so jungen Alter doppelten Bedenklichkeiten ausgesetzt. Freylich wünscht der Vf., dafs die Kinder bis zu dem 14 oder gar 15ten Jahre die Schule besuchten; wie wird solches aber bey den zu einem Handwerk oder zur Landwirthschaft bestimmten Kindern wohl durchaus zu bewerkstelligen seyn? Die Sommerschulen möchten wohl am ungehindertsten auf diese Art eingeführet werden, dafs die Winterschulen von Zeit zu Zeit um eine Woche bey dieser oder jener Veranlassung verlängert würden. Weit gröfsere Zweifel hingegen haben wir, dafs die vorgeschlagenen Sonntagsschulen zu Stande gebracht, freywillig und in die Länge besuchet werden sollten. Des Sonntags, heifst es S. 161. werden sie in der Kirche Abends von 6 bis 8 Uhr gehalten. Der Prediger und der Schulmeister nebst ihren *Gattinnen* sind die Lehrer. Sehr zu tadeln ist die Vorschrift; dafs die straffälligen Kin. der mit einem *Stocke* auf den *Rücken* geschlagen werden sollen. Mit der Ruthe mufs es auf die flache Hand von der Seite her geschehen. Bey dem S. 300. gethanen Vorschlag: die besten Landschullehrerstellen, um diese zu heben, mit Kandidaten zu besetzen, hat der Vf wohl nicht bedacht, dafs dadurch den Schullehrern alle Ermunterung und Aussicht zu besserer Versorgung entzogen werden würde. In Ansehung der vierteljährigen Zusammenkünfte der Schullehrer unter dem Vorsitze des Superintendents oder des Schulrathes und einiger Prediger erlaube uns der Vf. anderer Meynung zu seyn; sicherlich wird wenig oder gar nichts dabey herauskommen. Eben so wenigen Vortheil versprechen wir uns von dem Plane, *dafs* auf einige Jahre aus den Predigern einer zum Aufseher gewählet werden solle über 10 Schulen, um jede des Jahrs wenigstens dreymal zu besuchen. Es mufs über eine ganze Provinz, wenn die Zahl ihrer Schulen nicht 200 übersteiget, nur ein einziger Inspector mit gehöriger Gewalt gesetzet werden, um in das Ganze eine Einheit zu bringen, die unentbehrlich zum Fortgange ist. Auch der S. 343. befindliche Vorschlag: dafs nicht jedem neu angesetzter Prediger die Aufsicht über die Schüler seiner Pfarrey *sogleich*, sondern erst *nach einigen Jahren* anvertrauet werde, hat unsern Beyfall aus mancherley Gründen nicht, so wenig als es uns thunlich zu seyn scheinet, dafs alte Schullehrer zu andern kleinen bürgerlichen Bedienungen in der Regel versetzt werden sollten.

Doch so vieles wir auch noch hinzuzufügen hätten, so müssen wir doch die vielleicht schon zu lang gewordene Anzeige endigen, um noch etwas über die mit dieser Schrift verbundenen *Tabellen* zu sprechen. Die *Stunden* und *Lections-Tabellen* sind offenbar zu allgemein. Um mit Nutzen hier zu verfahren, mufs genau angezeigt werden; in wie viel Classen die Schule getheilet, was in jeder derselben erlernet, und theils zum Beweifs; dafs der Plan ausführbar sey, theils um den Lehrern einen Leitfaden an die Hand zu geben, bestimmt angemerket werden, was in jedem Monat, und wann an jedem Tage zu betreiben sey. Die Ausflüchte: ein geschickter Lehrer wird schon die Zeit dazu zu finden oder es zu leisten wissen, helfen hier nichts. Rec. spricht aus einer mehrjährigen Erfahrung, und wird bey friedlichern Zeiten eine allge-

gemein für alle niedern Schulen eingerichtete Methode dem Publikum zur Beurtheilung zu übergeben versuchen. — Die *siebente* Tabelle aus der vor uns liegenden Schrift, welche das Schema zu einem beym Examine zu überreichendem Kinder-Verzeichnisse darstellt, geht zu sehr ins Besondere und in zu bestimmte Fälle, z. B. wie die *Vermögensumstände* der Aeltern beschaffen wären? Wie kann der Schullehrer solches bestimmen? Und wie wenig bestimmt ist die Angabe von 80 Morgen Landes, da ja so viel darauf ankommt; von was für einer Güte sie sind, wie sie vom Besitzer benutzet werden, ob sie mit vielen Abgaben oder Schulden belastet sind, u. s. f. Und was für Feindseligkeiten würde sich nicht der Schulmeister, falls er auch sie zu geben vermöchte, dadurch zuziehen?

## *KINDERSCHRIFTEN.*

Frankfurt, a. M. b. Fleischer: *Neues Handbuch der Jugend in Bürgerschulen.* Ein Leitfaden zum Vorbereitungsunterricht fürs bürgerliche Leben. 1ste Hälfte nebst Plan zur 2ten und einer kurzen Anweisung zum Gebrauche des Buchs. — 303 S. gr. 8. (8 gr.)

Unter der grosen Zahl von Schulbüchern, die noch immer von Zeit zu Zeit erscheinen, zeichnet sich dieses *Handbuch*, dessen Verfasser sich zwar nicht genannt, aber in der Vorrede sich als Lehrer in einer Bürgerschule angegeben hat, sehr vortheilhaft aus. Die Entstehung desselben wird in der sehr lesenswerthen Vorrede erzählt, der Werth einiger andern, zu ähnlichen Zwecken, jedoch nach einem mehr einseitigen Plane geschriebnen Bücher, richtig beurtheilt, dann der Plan dieses bey eignem Gebrauch, (welches schon eine günstige Meynung für dasselbe erweckt) gesammleten näher und mit treffendem pädagogischen Räsonnement entwickelt; und über den Gebrauch desselben in Schulen für Lehrer manche gute Erinnerung beygefügt. Diese erste jetzt gelieferte Hälfte enthält 1) *kurze Sittensprüche.* Sie sind zwar gut gewählt, reichen aber zur Lectüre für eine niedre Classe nicht hin. Es hätten noch Sprüchwörter mit Beziehung auf *Ramann's* Buch und Räthsel hinzugefügt werden können. 2) *Kleine Kindermoral in Versen*, nach den einzelnen Pflichten, aus sehr guten Liedersammlungen für die Jugend ausgehoben. 3) *Das Lesebuch* 106 prosaische Stücke, gröstentheils zur Erweckung, Bildung und Uebung des moralischen Gefühls, in abwechselnder Form von Erzählungen, Gesprächen und Briefen, meist aus bekannten Sammlungen entlehnt. Mit der Citation erläuternder biblischer Stellen, und den zur Beförderung des Nachdenkens eingemischten Fragen an die jungen Leser ist der Vf. zu sparsam. 4) *Kurz gefasste biblische Geschichte* in einem gedrängten Auszuge von einem Freunde des Vf., der sich in der Vorrede über den dabey genommenen Gesichtspunkt erklärt hat. Zur Erläuterung dieses Abschnitt's gehört ein denkender und vorsichtiger Lehrer, damit das anscheinende Missverhältnis zwischen dem, was im Texte des Buchs und in den unten citirten biblischen Stellen steht, nicht auffallend werde. Besser hätte die Ueberschrift gelautet: *'Geschichte der geoffenbarten Religion;* denn die Geschichte des Christenthums in neuern Zeiten kann doch nicht füglich zur biblischen Geschichte gerechnet werden. 5) *Das nöthigste aus der Naturgeschichte* für einen Auszug reichhaltig genug und mit einer Auswahl, die einen geübten pädagogischen Scharfblick verräth. 6) Das *nöthigste aus der Naturlehre* von gleichem Werthe. 7) *Vom Menschen* seiner körperlichen und geistigen Natur. Die allgemeinsten Begriffe, die freylich, um von der Jugend recht verstanden zu werden, einen mit der Kunst, Ideen in Kinderseelen zu entwickeln, bekannten Lehrer fodern. 8) *Die nöthigsten Gesundheitsregeln*, nach *Faust*. Es ist dem Rec. kein andres Buch bekannt, welches bey einer so mäsigen Bogenzahl über die angeführten Gegenstände so viele Materialien, zum guten Volksunterrichte, und auf eine so zweckmäsige Art vorgetragen enthielte. Für den zweyten Theil verspricht der Vf. ein biblisches Spruchbuch, eine Anweisung zum Rechnen (jedoch mit Uebergehung der schon als bekannt vorausgesetzten Anfangsgründe) einen Leitfaden für den geographischen Unterricht, den nöthigen deutschen Sprachunterricht zu Aufsätzen, Briefen etc. das Wissenswürdigste aus der Geschichte, besonders von *Deutschland*, eine Elementargeometrie und zuletzt noch einige nützliche Capitel über verschiedne für den Bürger und seinen Beruf überhaupt interessante Gegenstände, zu welchen ohne Zweifel auch einige Notiz vom Calender, eine allgemeine Uebersicht der verschiednen menschlichen Gewerbe und Berufsarten, auch der wichtigsten Erfindungen und einige allgemeine Notiz von Gesetzen und Rechten in der bürgerlichen Gesellschaft gerechnet werden wird. Um den künftigen bessern Gebrauch dieses nur auf Gemeinnützigkeit, nicht auf Gewinn des Vf. oder Verlegers berechneten Schulbuchs zu befördern, wird der Vf. wohl thun, in einer Nachschrift ausser der versprochnen Nachricht von seiner Lehrmethode, noch für die einzelnen Abschnitte des Buchs ein Verzeichnis der zur Erläuterung derselben unentbehrlichen grösern Werke oder andrer Hülfsmittel des Unterrichts beyzufügen. —

1) Breslau, b. Korn: *Nützliches A B C, Buchstabir- und Lesebuch.* Nebst einer kleinen Einleitung zur Naturgeschichte. Mit Kupfern. Von *Friedrich Möbius.* 1796. VIII. u. 230 S. gr. 8. (12 gr.)

2) Leipzig, b. Sommer: *Kleines A B C und Buchstabirbuch.* Ein Weihnachtsgeschenk für Kinder, die anfangen die Buchstaben zu lernen. 1796. 52 S. 12. (2 gr.)

N. 1. liefert vielmehr als der unvollständige Titel besagt. Die ersten 118 Seiten enthalten das A b c-Buchstabir- und Lesebuch, nebst den Anfangsgründen einer Kinder-Grammatik, wenigstens den Regeln zum richtigen Lesen und Schreiben. Das Lesebuch liefert eine beträchtliche Anzahl von Liedern, Fabeln und

Erzählungen. Nun folgt ein Abriss der Naturgeschichte (Naturbeschreibung) bis S. 159, kurz und gut können wir nicht sagen, sondern mittelmässig. Oberflächlichkeit, Unbestimmtheit und Unrichtigkeit in Sachen und Ausdrücken zeichnen ihn aus z. B. S. 135: „Es *hat* sehr viele Arten von Affen; sie haben *alle* Gliedmaasen des Menschen, nur keine Ferse noch Waden.“ S. 151. die Insekten sind *lebendige* Geschöpfe, die etc. S. 155. lernen wir, dass die *Bienen-Königin* weiblichen Geschlechts ist. S. 158. werden die Thierpflanzen unter die *Würmer* gerechnet, gleichwohl aber von ihnen gesagt, sie seyen eingewurzelte *Pflanzen*, die wie Aeste hervorwachsen und lebendige Blumen tragen. Auf die Naturgeschichte folgt die *Naturlehre* auf wenigen Blättern bis S. 170. Jetzt wieder etwas aus der Naturgeschichte mit der Ueberschrift: *Kurze Uebersicht der ganzen Naturgeschichte, nebst der Stufenfolge in der Natur und der daraus entstehenden Verkettung der Wesen.* Dann wieder allerley andre Merkwürdigkeiten und Erzählungen aus dem Thierreiche. Endlich auch eine *Kindermoral*, ein zwitterartiges Erzeugniss, worin Sitten- und Wohlstandslehre, Klugheits- und Glückseligkeitslehre, Diätetik u. dgl. bunt durch einander läuft. Der Vortrag des Vf. ist gut, wo nicht Er spricht sondern die Schriftsteller, aus denen er schöpfte, vorzüglich im Lesebuche, aber oft hinkend, verworren, unzusammenhängend und undeutsch, wo Es selbst redet. Unbillig ist es, dass der Vf. den Elementar-Schülern der Naturgeschichte, Naturlehre und Moral zumuthet, mit diesem Handbuch zugleich den Unterricht im Abc, Buchstabiren und Lesen zu kaufen, und gegen die Erfahrung, wenn er erwartet, dass das Büchlein nicht schon von den Abc Schülern zerlesen und abgenutzt seyn wird, ehe sie von dem letztern Theile, nämlich dem wissenschaftlichen Unterrichte, Gebrauch machen können. Zur Naturgeschichte gehören 8 Kupfertafeln. Die Abdrücke, welche wir vor uns haben, sind sehr bleich.

Ueberdachter hat der Herausg. von N. 2. ein von allem andern abgetrenntes Abc- und Buchstabirbuch geliefert. Die kleinen Buchstaben im Deutschen sind nicht nach der Ordnung des Abc, sondern nach ihrer Aehnlichkeit zusammengestellt. Warum es nicht mit dem grosen oder Anfangsbuchstaben eben so gehalten worden, wissen wir nicht. Die Einrichtung des Ganzen ist einfach nach Villaumes Vorschrift gemacht. 1) *Einzelne, leichte, kurze Worte, ohne viele Mitlauter.* Der Vf. hätte von Wörtern mit 2 Buchstaben ausgehen, auch nicht gegen seine eigne Vorschrift handeln müssen, indem er gleich anfangs solche Wörter hinsetzt: *Obst, Strumpf, Schmerz, Herbst.* 2) *Hernach kleine, einfache Redensarten, die stufenweise vielfach werden.* Mehrsylbige Wörter sind nach den Sylben abgetheilt.

## KLEINE SCHRIFTEN

Rechtsgelahrtheit. *Ohne Druckort: Unpartheyische Revision der* vom Hn. D. und Bürgermeister Neukirchen ehnlängst erschienenen *Druckschrift: die Beschwerden des Bürgerstandes, wider die vermeintlichen Anmasungen der beyden vorsitzenden Stände des Hochstifts Paderborn* betreffend. Aus der Feder eines wahrheitsliebenden Publicisten. 1794. 72 S. 8. So wie neuerlich der Bauernstand im Hochstift Hildesheim einen Antheil an der Verwaltung der Landessteuern zu nehmen verlangte; so hat auch im Hochstift Paderborn der Bürgerstand die Vorrechte der beiden vorsitzenden Stände des Domkapitels und der Ritterschaft, — nämlich die *Stimmenmehrheit* und *Steuerfreyheit* derselben, — bestritten und eine durchgängige Gleichheit darinn behauptet. Das Organ des Bürgerstandes, D. Neukirchen, liess seine Schrift (die ein Actenstück des bey dem Reichskammergericht dieserhalb erhobenen Rechtsstreits ist) durch den Druck bekannt machen, und im ganzen Lande austheilen. Um den nachtheiligen Eindruck dieser Bekanntmachung zu verhindern, tritt hier ein ungenannter Widerleger auf, und deducirt aus der Geschichte des Hochstifts, dass Adel und Domkapitel lange Zeit hindurch, und noch 1326. nach Inhalt des Privilegii Bischof Bernhards V. die *alleinigen* Landstände waren, bis sich die Städte aus dem Landgerichte erhoben, und einen eigenen Stand zu bilden anfiengen, wovon die erste Spur in dem J. 1413. zu finden sey; dass mithin Adel und Domkapitel den dritten Stand allerdings *überstimmen* könnten, welches auch der bisherigen Observanz, und der Analogie der deutschen Reichsverfassung, da es mit den Reichsstädten eben so gehalten werde, vollkommen gemäss sey; dass endlich die *Steuerfreyheit* des Adels und der Geistlichkeit nicht nur auf dem allgemeinen deutschen Herkommen, sondern auch noch dazu auf uralten Verträgen und Privilegien beruhe, und sogar von dem dritten Stande, bey der 1413. mit demselben erneuerten Union, ausdrücklich garantirt worden sey. Der Vf. betheuert übrigens, dass er die gesunden Grundsätze der bürgerlichen Freyheit und Gleichheit nicht miskenne, und, wenn es auf die Errichtung eines ganz neuen Staats ankäme, stärker als Mirabeau seine Stimme wider drey Kammern erheben, und mit aller Beredsamkeit gegen die Steuerfreyheit irgend eines Standes im Staate declamiren würde: Allein bey einem schon seit mehreren Jahrhunderten bestehenden Staate, wo es wohlhergebrachte Rechte einzelner Stände gebe, müsten diese so heilig, als das Eigenthum jedes Bürgers angesehen werden, da es selbst nach unleugbaren Grundsätzen des Naturrechts Zwangs-Pflicht sey, keinem etwas von seinen Vollkommenheiten entziehen zu dürfen.

Schöne Künste. *London* u. *Leipzig*, b. Boosey u. Reinicke: *Cabal and Love, a Tragedy translated from the german of Fredr. Schiller. 1796.* 110 S. 8. Der ungenannte Uebersetzer dieses Trauerspieles hatte, wie die Vorrede sagt, bey seiner Arbeit den rühmlichen Zweck, die Schreibart des grosen deutschen Schauspieldichters Schiller dem englischen Leser näher bekannt zu machen. Sicher konnte er darauf rechnen, dass auch *Cabale und Liebe* sich in England Bewunderer schaffen würde, da bereits die vorhin übersetzten Werke Schillers, Don Carlos, die Räuber u. s. w. mit vielem Beyfall aufgenommen waren. Die Uebersetzung nähert sich dem Originale, in Hinsicht auf das eigenthümliche Feuer, so viel als möglich, und ist mit sichtbarem Fleisse verfertiget. Diese neue wohlfeile und hübsche Ausgabe hat Hr. *Timaeus* in Lüneburg besorgt, dem wir die bekannte Ausgabe von *Thomson's Seasons* verdanken.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Januar 1797.


## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, gedr. b. Chevet: *Opuscules philosophiques et litteraires*, la plupart posthumes ou inédites. 1796. 270 S. 8.

Diese niedliche Sammlung enthält acht verschiedene Stücke, beynahe jedes von Meisterhand. Wenn auch nicht jedes seinen Gegenstand selbst in das richtige Licht stellt, so setzt es doch die Vorstellungsart des Vf. ins Licht. In dem ersten Stücke (von S. 1. bis 14.) liefert die berühmte Frau *du Chastelet Betrachtungen über die Glückseligkeit*. Das Recept, welches sie zur Erhaltung der Glückseligkeit vorschreibt, besteht zum Theil aus der bekannten gemeinen Diät, zum Theil aus entgegengesetzten Bestandtheilen: (S. 2.) „Die Vorurtheile muss man ablegen; man muss „gesund, man muss tugendhaft seyn, man muss Geschmack und Leidenschaft haben, man muss sich der „Täuschung Preis geben können.“ Auch als Philosophin also hört die schöne Dame nicht auf, die eigensinnigsten widersprechendesten Foderungen zu machen; gleich jenem Satyr athmet sie zu gleicher Zeit kalt und warm. Gegen diesen Vorwurf rechtfertigt sie sich S. 6. dadurch, dass sie die Wirksamkeit ihrer Vorschrift nur auf solche Menschen beschränkt, die man Weltleute nennt, und die sich mehr oder weniger in glänzenden Glücksumständen befinden. „Es „sind nicht diejenigen,“ setzt sie hinzu, „die man am „leichtesten glücklich machen kann.“ Ohne Zweifel weil sie am öftersten und stärksten der Versuchung ausgesetzt sind, sich bey der Kur zu vergessen: ob es also rathsam sey, sie zur Versuchung zu reizen? „Le „Nôtre,“ meynt die Vf. „hätte wohl grosse Ursache zu „bitten: heiliger Vater, weit besser ist mir mit Versu„chungen gedient, als mit Indulgenzen.“ Weniger in der Ruhe als in der Unruhe, gleichsam nur in beständigem Kampfe sucht die Vf. Glückseligkeit, im Kampfe zwischen dem Genusse und der Entbehrung, im Helldunkel der Nacht und des Lichts. Und wie vereinigt sie auf der einen Seite Vorurtheil und Irrthum, die sie ablegt, und auf der andern Seite Täuschung, der sie sich hingiebt? „Freylich,“ sagt sie (S. 14.) „stellt uns die Täuschung den Gegenstand nicht „so dar, wie er ist, aber so, wie er seyn soll. Von „dieser Art ist das Blendwerk der Optik oder das Zau„berwerk der Oper. Um bey dem Genusse Vergnügen „zu finden, denkt man während des Schauspiels nicht „an die Maschinerie.“ Nachdem die Vf. von der Unterhaltung und Vermehrung sowohl der Begierden als von ihrer Mässigung gesprochen, wendet sie sich nun zu den Hauptinstrumenten der Glückseligkeit zu einigen besondern Kunstgriffen, deren man sich bey ihrer Anwendung mit Erfolg bedient. Sehr wahr ist, was sie S. 16. anführt; „Der vornehmste Kunstgriff „von allen ist dieser, dass man ganz entscheidend bey „sich selbst wisse, was man seyn wolle, und was man „thun wolle. Den meisten Menschen mangelt es gerade hieran. Ohne Entschlossenheit arbeitet man „sich in den Fluthen der Ungewissheit ab; man zerstört Morgens, was man gestern aufgebaut hat; man „verdirbt sein Leben damit, dass man Fehltritte begehet, gut macht, bereut.“ Eben so wahr ist der Grundsatz S. 20.: „Je weniger unsere Glückseligkeit „von andern abhängt, desto leichter wird uns die Erwerbung der Glückseligkeit. Aus diesem Grunde „trägt zu ihrer Erhaltung keine Leidenschaft so viel „bey, als das Studieren. — Zum Glücke der Männer „ist diese Leidenschaft noch weniger nothwendig, als „zum Glücke der Weiber. Denn jene haben eine Menge anderer Hülfsquellen, welche diesen durchaus fehlen.“ S. 23. „Die Vergnügungen der Sinnen und „des Herzens haben freylich den Vorrang vor den Vergnügungen des Studierens. Freylich ist letzteres zur „Erhaltung der Glückseligkeit eben nicht unmittelbar „nothwendig; vielleicht aber ist es nothwendig, dass „wir in uns selbst sicher seyn, diese Hülfsquelle und „Stütze auf jeden Fall benutzen zu können.“ S. 25.: „Eine andere Hülfsquelle, wofern man sich darinn „nicht berauscht, ist die Neigung zum Spiel. Durch „abwechselnde Erregung der Furcht und der Hoffnung erhält das Spiel unser Daseyn in Bewegung.“ Sehr treffend sind auch die Bemerkungen über die Liebe, welche als heftige Leidenschaft unglücklich macht, und gemässigt beglückt.

Der zweyte Aufsatz ist von *Thomas*, und enthält eine *Anekdote von dem grossen Friedrich von Preussen*. Die Geschichte, wie er von seinem Vater in Arrest gesetzt und mit dem Tode bedroht wird. Sehr umständlich und in einer edeln männlichen Schreibart. Der dritte Aufsatz enthält die *Unterhaltung eines Philosophen mit der Marechale von ****. Der Aufsatz ist von *Diderot*. Von diesem merkwürdigen Manne erzählt der Herausg. in der Vorrede folgendes: Er war ein guter Vater, und bewies sich gern als gefälligen Gatten. Zuweilen indess gerieth er gegen seine Gattin in Harnisch. Eines Tages, als sie ihren Willen zu stark durchsetzen wollte, erhob er sich rasch vom Stuhle, und warf den Kopf so gewaltsam gegen die Mauer, dass er sinnlos hinfiel. Als er wieder zu sich selbst kam, sprach er im Ton eines Propheten zu seiner Gattin:

tin: „Weib, lieber sterb ich, als dass ich mich unterjochen lasse.“ Madame Diderot bequemte sich für ein paar Tage zum gehorchen, behauptete aber hernach die Meisterschaft nur desto besser. Diderot selbst erzählte so. Gegen Rousseau erlosch seine Freundschaft nie ganz. Diese beiden Männer hingen dem Herzen nach zu enge zusammen, und nur durch ihren Geist entzweyten sie sich. Eines Tages fragte der Herausg. der Ursache dieser Entzweyung nach. Diderot langte seine Brieftasche hervor, und zeigte ihm ein Blatt, mit rother Dinte beschrieben; zugleich erinnerte er an die bekannte Geschichte von *Rousseau's* Liebeswuth gegen die Madame Houdelot. Das Betragen von diesem glich so ziemlich Tartuffens Betragen: warum aber bezeigte sich darüber Diderot so ungehalten, als wär er Orgon gewesen? Der Herausg. äusserte sein Befremden, dass er nöthig gehabt habe, sein Gezänk mit Rousseau in die Tabletten zu schreiben, und zwar mit rother Dinte. Diderot schloss die Tabletten zu, und sprach von seinem gewesenen Freunde mit einer oratorischen Mischung von Klagen, von Zärtlichkeit und Lobeserhebungen. Auser andern Verschiedenheiten in ihrem Charakter und Geiste war eine der grösten diese, dass Rousseau das religiöse Gefühl, dieses für jede empfindsame Seele so natürliche Gefühl, in sich selbst pflegte, da es hingegen Diderot, der gleichwohl nicht weniger empfindsam war, unter der Maske des Atheismus unterdrückte. Unter dem Namen *Crudeli* setzte er das vorliegende Gespräch auf, so wie es wirklich zwischen ihm und der Marechale von Broglio vorgefallen war. Die beiden Pole, um die sich das Gespräch herumdreht, sind auf Diderots Seite: dass man auch ohne Religion gut und glücklich seyn könne; auf Seite der Marschallin: dass man es bey der Religion noch mehr und leichter seyn könne. Im Ganzen ist der Ton sehr fein und originell. Der IVte Aufsatz *über die Glückseligkeit der Dummköpfe*, von *Necker*. V. *Der gute Mensch (Le bon homme.)* Eine moralische Erzählung, oder Lastergeschichte. Schilderung eines Weltmannes, der bey dem ausschweifendsten und lasterhaftesten Betragen doch immer noch in der Welt für einen guten Mann gilt. VI. *Der ächte Philosoph*, von *Damarsais*. „Der Philosoph unterscheidet sich von der gemeinen Menschenmaschine dadurch, dass er seine Bewegungen beurtheilt und selbst lenkt; er lenkt sie, um durch harmonische Stimmung sich selbst und andern Vergnügen zu machen.“ VII. *Die Weiber. Ein Gespräch von dem Abbé Galliani.* Alles, was der sinnreiche Vf. über den Charakter des Weibes sagt, fliesst aus der Bemerkung, dass es von Natur ein schwaches und kränkelndes „Geschöpf sey. S. 171.: Eben darum hat es wohl den „Muth, den Gefahren zu trotzen, aber nicht die Kraft, „lange Mühseligkeiten und Beschwerden zu ertragen.“ Wenn Rec. auch wirklich die Definition annimmt, so findet er doch die Folgerung nicht unbedingt richtig. Man erinnere sich z. B. jener Heldin der ehlichen Liebe, der Epponina beym Plutarch *de Amore*. Ihr Gemahl, Sabinus, verbarg sich vor der Rache des Kaisers Vespasianus in einer unterirdischen Höle. Mehrere Jahre verschlos sich mit ihm die treue Hälfte, gebahr ihm Kinder, und sorgte für seine Verpflegung. Als sie entdeckt und gefänglich nach Rom geschleppt wurde, sagte sie zum Kaiser: „Weit glücklicher lebte „ich unter dem Boden, als Du auf dem Throne.“ Ueberhaupt wird das Ausharren im Leiden schwächern und kränklichen Menschen nicht selten leichter, als gesunden und starken; es wird ihnen zur andern Natur. „Muth,“ sagt der Vf. S. 172., „ist die Wirkung einer sehr grosen Furcht. Mit Muth und Herzhaftigkeit lässt man sich den Fus wegfaulen, einzig aus „Furcht, der kranke Fus möchte den Tod nach sich „ziehen.“ Da aber das Weib eben wegen seiner Schwäche auch furchtsamer ist, warum sollte nicht auch ihm, bey gehöriger Richtung, bey der Gefahr eines geliebten Gegenstandes, die Furcht Muth einflösen können? S. 173. „Kluge Leute sind nicht herzhaft, sie sind besonnen und gemässigt, das ist, sie sind Memmen.“ Heisst dies nicht mit den Worten aus der Tasche gespielt? Aus Furcht, sagt der Vf., fliesst Herzhaftigkeit: Wohlan, zur Wächterin dient der letztern die erstere. Was er von der kränkelnden Natur des Weibes sagt, ist sehr richtig, und eben so richtig sind die daraus gezogenen Folgen. S. 174.: „so wie beynahe „alle kränkelnden Personen, so sind besonders auch „die weiblichen gewöhnlich kosend und schmeichlerisch, zuweilen aber übellaunigt, phantastisch und „ungleich. Auch betragen wir uns gegen sie, wie gegen kränkelnde Menschen.“ Mit sehr feinem Witze führt er diese Parallele aus. Gegen die Einwendung, dass z. B. beym Ball und Carneval die Damen nichts weniger als kränklich aussehen, und dass sie wohl ein Dutzend Tänzer ermüden, bemerkt er S. 176.: „Geschieht es denn nicht, dass mehrere sonst starke Männer zu schwach sind, einen Patienten, wenn er sich „im Fieber, in Convulsionen befindet, in Schranken „zu halten?“ Alle diese abwechselnden Symptomen in dem weiblichen Wesen schreibt der Gegner vielmehr der Erziehung, als der Natur zu. Der Vf. aber erinnert hierüber, dass im Grunde die mehrern Eindrücke der Erziehung nichts anders seyen, als Eindrücke der Natur. S. 179.: „Alle andern Gattungen der Thiere,“ sagt er, „geben durch Instinct den Jungen ihre Erziehung, und beynahe ebenfalls nur instinctartig giebt „sie der Mensch seinem Kinde. Nur die religiöse „(Rec. fügt hinzu: die wissenschaftliche Unterweisung) „ist nicht instinctartig. — VIII. *Supplement zu Bougainville's Reisen. Gespräch über die Unschicklichkeit, wenn man mit gewissen blos physischen Handlungen moralische Ideen verknüpft.* In diesem Gespräche zeigt sich der Vf. (Diderot) als Patriarch der sansculottischen Philosophie, die gleicher Weise den Thron und den Altar untergräbt. Sehr pathetisch und voll hohem Sinnes ist die Rede eines otaitischen Greises, nach der Abreise der Europäer. (S. 201.) Unterredung eines Schiffpredigers mit dem Otaïten Orou (S. 215.), in welcher dieser jenem die Gemeinschaft der Weiber und Güter empfiehlt. Um den fatalen Einfluss seiner Philosophie zu vermindern, setzt der Vf. S. 269. hinzu: „Unaufhörlich lasst uns schreyen, dass man mit

„Strafe.

„Strafe, Schande und Schmach solche Handlungen beylegt, die an sich unschuldig sind; lasst uns aber diese „Handlungen gleichwohl vermeiden, weil Strafe, „Schande und Schmach die grösten unter allen Uebeln sind!“ Er bedenkt nicht, wie schwach (ohne innere Moralität) besonders bey theils verschmitzten, theils mächtigen Menschen ein solches blos äuseres Gegengewicht ist. Zu wünschen ist es, dass andere Schriftsteller die Sittlichkeit und Religiosität mit eben so viel Witz und Geiste empfehlen, wie hier die Irreligiosität unterstützt wird.

Berlin, b. Belitz u. Braun: *Des Hn. Ritters Pinetti de Mirci physikalische Belustigungen oder Erklärung der sämmtlichen in Berlin angestellten Kunststücke desselben*, von *J. W. A. Kosmann*, Professor der mathematischen Wissenschaften und des deutschen Stils. 1796. 160 S. 8.

Es ist nicht zu läugnen, dass die Kunststücke, mit welchen Hr. *P.* einige Zeit das Berliner Publicum unterhalten hat, wenn auch nicht eben auf den *aufgeklärtern*, doch auf einen *beträchtlichen* Theil desselben einen starken Eindruck gemacht haben. Da ihm Belohnungen und Auszeichnungen zugetheilt wurden, noch ehe er öffentliche Vorstellungen gab, so sah man dieses als Anerkennungen eines vorzüglichern Talents an, und er betrat unter sehr günstigen *Erwartungen* die Bühne. Hr. *K.* verdient daher allen Dank, dass er denjenigen Theil des Publicums, dem Belehrung Noth that, in den Stand zu setzen suchte, *richtiger* über die Art und Weise, wie Hr. *P.* seine Erscheinungen hervorbrachte, zu urtheilen. Er glaubte sich zu einem solchen Unternehmen um so mehr verpflichtet, da er, als Lehrer der Jugend, diese vorzüglich gegen Täuschungen zu sichern hatte. Bey Durchlesung dieser kleinen Schrift wird man sich überzeugen, dass die angeführten Versuche fast sämtlich in das Gebiet der *Taschenspielerkunst* gehören, und dass nur sehr wenige den Namen *physikalischer Belustigungen* verdienen. Hr. *K.* scheint den Hn. Ritter Pinetti, zeitigen *Physicien de la Cour*, und den Vf. der *Amusemens physiques*, der ehemals als *Chevalier Pinetti* seine Kunststücke in Paris vorgezeigt hat, für *eine* Person zu halten. Da der Hr. Ritter selbst ableugnet, diese Schrift geschrieben zu haben; so ist Rec. überhoben, einen Beweis für die Nicht-Identität dieser beiden Personen zu führen. Da Hr. *K.* keinesweges behauptet, genau das Verfahren angegeben zu haben, dessen sich Hr. *P.* bedient, sondern da er nur im Allgemeinen zeigen will, wie dergleichen Erscheinungen bewerkstelligt werden können, so lässt sich gegen seine Arbeit nur dieses erinnern, dass manchmal die von andern Schriftstellern entlehnten Erklärungen genauer hätten geprüft werden müssen, so wird z. B. S. 9. das Steigen der Flüssigkeit in der Röhre durch Wärme darum keinesweges unbegreiflich, weil sie oben offen ist. Ein *völlig* in fixer Luft ersticktes Thier möchte wohl in keiner Luftart ins Leben zurückgebracht werden können (S. 24.) Auch bey einem dem Ersticken in fixer Luft nahe gebrachten Thiere möchte die unmittelbare Versetzung in die so sehr reizende Lebensluft keinesweges zuträglich seyn. Eine ungefärbte Auflösung des Kupfers in *Alkali volatile* (nicht *Volatilis*) in einem verschlossenen Gefässe, wird zwar durch Oeffnung des Stöpsels, (wodurch der atmosphärischen Luft der Zugang verstattet wird) blau, diese blaue Farbe verliert sich aber keinesweges, wie S. 80. behauptet wird, wenn die Flasche aufs neue verschlossen wird, es sey dann, dass der Künstler einen neuen Antheil Kupferspäne hineinzubringen wisse. — Sprachfehler, als Nähe *des Eis* statt *Eies*, *die Ränder*, *Kein Ass*, *Kein auge*, würde Rec. so wenig wie mehrere harte Constructionen, als z. B. S. 55.: *Diese Kegel* u. s. w. S. 127.: *Sehr wahr* u. s. w. gerügt haben, wenn er nicht auf dem Titelblatte das Prädicat: Professor des deutschen Styls, gefunden hätte.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Jacobäer: *Neue Morgenandachten auf alle Tage im Jahre*, von *Johann Christian Seyffert*; königl. Preuss. Consistorialrath, Neumärkischen Superintendenten, Inspector und Oberprediger in Küstrin. Vierte Auflage. 1796. Erste Abtheilung. 376 S. Zweyte Abtheilung. 382 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Die erste Auflage dieses von uns noch nicht angezeigten Erbauungsbuchs erschien schon 1787. Der Vf. erinnert mit Recht, dass bey Andachtsschriften dieser Art keine andere Absicht zum Grunde liegen könne, als dass sie in dem Gemüthe der Leser gute Gedanken erwecken, und fromme Rührungen veranlassen sollen. Man darf daher auch bey diesen Betrachtungen, von welchen jede nur ein Blatt mit grober Schrift anfüllt, keine ordentlichen Abhandlungen suchen, sondern nur Erinnerungen an Religionswahrheiten, die so vorgetragen sind, dass der Leser Gelegenheit bekommt, denselben weiter nachzudenken, und sich dadurch zu guten Empfindungen und Entschliessungen zu leiten. Dieser Absicht sind die gewählten Materien vollkommen angemessen. Es sind lauter praktische Wahrheiten, von welchen eine unmittelbare Anwendung gemacht werden kann, alle sind auch auf der praktischen Seite vorgetragen. Dabey hat Hr. *S.* für die nöthige Abwechselung gesorgt, und bald dogmatische Lehren, bald moralische Grundsätze und einzelne Pflichten, bald auch Naturgegenstände zum Inhalt seiner Betrachtungen gemacht. Auch auf die vorzüglichsten Festtage und die Passionszeit hat derselbe Rücksicht genommen, und dem gemässe Materien gewählt. Bey jeder Betrachtung liegt eine Schriftstelle zum Grunde, die zuweilen kurz erklärt ist, und zum Schluss wird ein passender Liedervers mehrentheils von neuern Dichtern beygefügt. Ueberall zeigt der Vf. helle Begriffe und richtige Grundsätze von Religion und Sittlichkeit, und wenn gleich der bisherige kirchliche Lehrbegriff von Vergebung der Sünden, der Absicht und den Folgen des Todes Jesu beybehalten ist, so hat doch derselbe alle

Nachtheile sorgfältig zu entfernen gesucht, welche daraus, für reine Sittlichkeit und Gottesverehrung leicht entstehen können, und bey einem grossen Theile der Christen auch wirklich zu entstehen pflegen. Tugend macht er überall zur Hauptsache, und dringt immer darauf, dass man diese zum Hauptziel seiner Bestrebungen machen, und ohne dieses ernstliche Bestreben sich nicht auf einen leeren Glauben und auf das Verdienst Jesu verlassen solle. Dass nun immer reine Bewegungsgründe sollten gebraucht seyn, kann man freylich nach dem von Hn. *S.* angenommenen Lehrbegriff nicht erwarten; aber von den gewöhnlichen ganz sinnlichen Motiven und Vorstellungen ist sein Vortrag doch ganz frey. Bey einigen dogmatischen Lehren stiess Rec. auf Behauptungen, die auch bey einem festen Glauben an die hergebrachten Lehrsätze für übertrieben zu halten sind, wenn z. E. der Vf. in der Betrachtung am 20sten April sagt: Gottlob! dass es für die Wahrheit der Auferstehung Jesu so unverwerfliche Zeugnisse giebt, dass man schlechthin *alle* Geschichte in der Welt bezweifeln und leugnen müsste, wenn man Bedenken tragen wollte, die historischen Beweise, welche für *diese* vorhanden sind, gelten zu lassen, da doch so manche wichtige Zweifel gegen die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte gemacht worden sind, die bey vielen andern nicht statt finden. Eben so ist die Behauptung in der Betrachtung am 23sten April ganz gegen den Augenschein, dass Leib und Seele gänzlich würden vernichtet werden, wenn Jesus nicht auferstanden wäre. Woraus will das Hr. *S.* beweisen? Nicht einmal die *Ueberzeugung* von der Fortdauer des gegenwärtigen Lebens nach dem Tode gründet sich allein auf die Wahrheit der Auferstehung Jesu; noch weniger kann *diese Fortdauer selbst* von dieser Wiederauflebung allein abhängen. Vorzüglich schätzbar ist bey diesen Betrachtungen der überaus plane und fassliche Vortrag, der zugleich nicht ohne Würde des Ausdrucks und Gedankenfülle ist, so dass Leser von verschiedenen Ständen darinn Nahrung für ihren Geist finden werden. Daraus lässt sich auch wohl erklären, dass das Buch schon die vierte Auflage erlebt hat, und Rec. zweifelt nicht, dass der fernere Beyfall desselben zur Beförderung guter moralischer und religiöser Gesinnungen viel beytragen werde.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Mühlhausen*, b. Danner: D. *J. F. C. Löfflers Predigt* und *Rede* bey der Ordination des Hn. Superintendenten Herrn. *Gottfr. Demme* in Mühlhausen. 1796. 51 S. gr. 8. Wer den bisherigen Hn. Subconrector *Demme* in Mühlhausen aus seinen beliebten Schriften, vorzüglich dem *Pächter Martin*, kennt, wird sich über die Anerkennung seiner Verdienste in seiner Vaterstadt freuen. Wie der würdige *Löffler* zu der Einführung desselben in sein neues Amt kam, sagt er selbst in dem Vorbericht: „Da der in der kirchlichen Geschichte der Stadt Mühlhausen noch nicht dagewesene Fall eintrat, dass ein nicht ordinirter einheimischer Gelehrter zum Superintendenten ernannt war; und man unschicklich fand, den künftigen Vorsteher der Geistlichkeit von seinen Untergebenen examiniren zu lassen; so wurde der Erwählte von dem Senate angewiesen, seine Tüchtigkeit zum kirchlichen Lehramte an einem auswärtigen Orte prüfen zu lassen, und darüber hinlängliche Zeugnisse beyzubringen. Da dieses bey dem geistlichen Ministerium der Stadt Gotha geschehen war; so wurde, bey der Nähe beider Städte, der Vf. von dem Senate durch das Consistorium ersucht, die Handlung der Ordination in Mühlhausen selbst zu verrichten. Bey dieser am 1. Nov. d. J. vollzogenen Feyerlichkeit ward diese Rede und Predigt gehalten, welche auf Verlangen dem Drucke übergeben worden." Die Predigt selbst über Coloss. 3, 16. handelt *von dem Werthe unsrer kirchlichen Andachten*, der ohne Uebertreibung überzeugend dargethan wird. Die Einwendungen der Gegner, welche vorzüglich aus dem Mangelhaften unsrer kirchlichen Einrichtungen hergenommen sind, zählt der Vf. mit Freymüthigkeit, und, insofern er selbst ein Kirchendiener ist, mit Selbstverleugnung auf; zeigt aber, dass Missbrauch und Mangelhaftigkeit nicht zur Verwerfung einer an sich guten Sache berechtige, sondern vielmehr uns anspornen müsse, mit dahin zu wirken, dass jene Mängel allmählich gehoben, und der Geist reiner Andacht allgemeiner werde. In der *Ordinationsrede* entwickelt der Vf. die Pflichten des Lehrers der Religion Jesu und des Dieners der Kirche und der christlichen Obrigkeit. Beide Vorträge sind goldne Lehren in silbernen Schalen. Unter so vielen ausgezeichnet schönen Stellen werde hier wenigstens Eine S. 39. gelesen: „Durch das Christenthum sind alle Wissenschaften geheiligt. Die Gegner der letztern sind, vielleicht ohne es zu wollen, zugleich Gegner jeder moralischen Religion und des Christenthums selbst. Wenn die christliche Religion uns überall recht zu handeln gebietet; wenn sie uns Gott, der nach untrüglicher Einsicht handelt, zu unserm Muster aufstellt; so muss auch uns das Recht zu sehen überall erlaubt seyn; so kennt unsre Wissbegierde keine Grenze. Wenn uns die christliche Religion den Willen zum richtigen Handeln einflösst; so bietet uns die Wissenschaft den Stoff dazu dar; wenn die christliche Religion in uns den Wunsch, in jedem einzelnen Falle recht zu handeln, erweckt, so zeigt uns die Wissenschaft, was in jedem einzelnen Falle recht ist. Und so sind Wissenschaft und Tugend im engsten Bunde. Der Feind jener ist zugleich der Gegner dieser. Wer diese gebietet, muss jene begünstigen; und daher ist mit Recht im Fortgange der Zeit, zwar nicht nach einem absichtlichen Plane, aber nach dem natürlichen Gange der menschlichen Dinge den Lehrern der Religion, auch der Unterricht in den Wissenschaften, oder, bey deren zu grossen Erweiterung, die Aufsicht über die Schulen, anvertrauet worden." Zu dem Schlusssatze aus obigen Prämissen, dass die Wissenschaften, wenigstens das Schulwesen, *mit Recht* in die Hände der Geistlichkeit gelegt worden, möchten doch Einschränkungen nöthig gewesen seyn, um ihm nicht Widerspruch zuzuziehen. Wenn freylich die Ephorie der Schulen immer einem Herder, Löffler, und Männern von ähnlicher Denkart und gleicher Gelehrsamkeit anvertrauet werden könnte, so würde sich das Schulwesen gewiss dabey sehr wohl befinden.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 6. Januar 1797.*


## ERDBESCHREIBUNG.

Weimar, im Verlag des Industrie-Comptoirs: *Ueber den methodischen Unterricht in der Geographie und die zweckmässigen Hülfsmittel dazu.* Von *A. C. Gaspari.* Dritte vermehrte Auflage. 1796. 84 S. 8.

Ebend.: *Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schul-Atlasses,* von *A. Chr. Gaspari,* D. und Prof. der Philosophie in Jena. *Erster Cursus.* Dritte verbesserte Auflage. 1796. 350 S. 8.

Ebend.: *Lehrbuch der Erdbeschreibung* etc. *Zweyter Cursus.* Zweyte verbesserte Auflage. 1796. 739 S. 8.

Dass die Methode, nach welcher Hr. G. die Erlernung der Geographie empfiehlt, sehr vorzüglich und zweckmäfsig sey, und dass der nach dem vorgelegten Plane bearbeitete erste Cursus seine entscheidenden Vorzüge vor andern Büchern ähnlichen Inhalts habe, aber auch nicht immer in den vorgezeichneten Schranken geblieben sey, entwickelte ein anderer Rec. in den Jahrgängen 91 u. 92. Hr. G. gesteht dies selbst ein, mit Anführung der Gründe, die ihn zur Erweiterung seines Plans bewogen. Da nun die neuern Ausgaben dieser beiden ersten Schriften ohne wesentliche Veränderung geblieben sind, und wir mit dem vorigen Rec. meist gleichstimmig denken, so eignet sich blofs der *zweyte Cursus* zum Gegenstand unserer Beurtheilung. Es mag wunderlich genug lauten, wenn wir sagen, Hr. G. habe seine Sache recht gut gemacht, und er habe doch zu viel und zu wenig gethan, unterdessen getrauen wir uns die buchstäbliche Wahrheit beider Versicherungen zu beweisen. Das Buch ist sehr brauchbar, weil es mit behutsamer Auswahl und in gedrängter Kürze die mathematischen und physischen Hauptsätze vorträgt, nicht leicht einen merkwürdigen Umstand in der politischen Verfassung übergeht und immer nur mit den wichtigsten Orten jedes Landes bekannt macht; weil es den Lehrer durch Ueberladung nicht verwirrt und ihm doch reichliche Gelegenheit an die Hand giebt, die Aufmerksamkeit seiner Schüler durch ausführlichere Darstellung des Bemerkten zu fesseln. Wir kennen kein Lehrbuch, das in allen diesen Hinsichten so sehr zum wirklichen Unterricht geschickt wäre, als das Vorliegende. Aber bey allem dem enthält es zu wenig, selbst nach dem Plane des Vf.; zeigt bey weitem nicht hinreichend, was der *methodische Unterricht* so wahr zu schildern weifs, „die „natürlichen Vortheile, welche einem Lande vor dem „andern zu gewissen Manufacturen eigen sind, und „wie die Einwohner sich dieser Vortheile bedienen, „die Gewerbe, welche daraus entstehen, den Gewinn, „welcher dem Lande dadurch erwächst, die Anstalten „der Regierung, welche auf den Flor derselben wir„ken etc.“ Und doch gehört gerade alles dieses wesentlich zu dem fruchtbaren Unterricht der Jugend, so wie die Zeichnung der mehr oder minder vortheilhaften Lage jedes Landes, die natürliche Verbindung der einzelnen, der Einfluss, den sie gegenseitig auf einander haben müssen, und die lebhafte nicht zu sehr abgekürzte Erzählung der Merkwürdigkeiten jedes Hauptortes, seiner Lage, Betriebsamkeit, Eigenheit. Leitet das Lehrbuch auf alle diese Gegenstände hin, und weifs der Lehrer dem Entwurf sein volles Leben zu geben, so bleibt die Geographie nur ihrem kleinern Theile nach Sache des Gedächtnisses; die nöthigen nicht sehr überhäuften Namen dienen dem Jünglinge nur zum Vehikel, an welches er seine Gedanken reiht, zum Leitfaden des Bildes seiner Phantasie, die aus allen Ländern ein zusammenhängendes Gemählde macht, ihn zu manchen Abschweifungen und Grillen leiten, aber gewifs empfänglich und fähig für das wahre Studium der Geschichte, für die Beurtheilung einer unendlichen Menge Gegenstände machen wird, in denen selbst der Geograph von Profession nicht selten schiefe Blicke thut, weil sein Wissen oft in einer ungeheuren Menge Namen ohne die nöthige Uebersicht des Ganzen besteht. Ein Schüler, wie ihn Hr. G. voraussetzt, der schon einige Vorkenntnisse und das Alter des sich zeigenden Verstandes hat, verlangt dann nie weiter einen dritten Cursus. Wozu sollte er ihm nützen? Zur gründlichern Erwerbung astronomischer und physischer Kenntnisse wohl nicht. So viel er zur richtigen Einsicht in die Geographie braucht, erwirbt er sich hier wirklich; und hat er Lust, diese Wissenschaften sich in höherem Grade eigen zu machen, so wählt er dazu kein geographisches Lehr- oder Handbuch. Zur nähern Kenntnifs des Landes selbst, und einer grösern Anzahl von Städten, als das kleinere Compendium fassen darf? Dazu braucht er keiner weitern Unterweisung, man hat ihn mit den ausführlichern Werken bekannt gemacht, aus denen er sich Raths erholen kann, und der Unterricht des Lehrers müfste unstreitig lange Weile verursachen. Wo sollte auch auf einem noch so vortheilhaft eingerichteten Gymnasium die nöthige Zeit zur Erklärung über ein Handbuch von fünf bis sechs Bänden herkommen? Aus allen diesen Ursachen trifft die zweyte Erinnerung, dass der Vf. zu viel in diesem Lehrbuche gethan habe, nur in

ſoferne zu, als man den Leitfaden zur Maafsregel nimmt, den er ſelbſt zu befolgen ſich vorgeſetzt hatte. Wenn wir übrigens über die Unzuläſsigkeit eines dritten Curſus für den Schulunterricht entſcheidend zu ſprechen wagen, ſo iſt unſere Meynung gar nicht, den Vf. in der Ausgabe des dazu beſtimmten Handbuchs, von welchem vor kurzen der erſte Band erſchienen iſt, irre zu machen, oder das Publicum dagegen einzunehmen. Welchem Schriftſteller kann man die Befugniſs ſtreitig machen, einen gewählten Gegenſtand ausführlicher zu behandeln, in welchem er ſich richtige und ausgebreitete Kenntniſſe erworben zu haben bewuſst iſt? Das Werk wird jetzt ein wichtiges Hülfsmittel zur weitern Belehrung nicht bloſs für den Jüngling, ſondern für jeden Mann, welchem die nähere Kenntniſs unſerer Erde nicht gleichgültig ſcheint; alles hängt davon ab, ob es andere ſchon vorhandene an Methode, an Gründlichkeit zu übertreffen, oder ihnen wenigſtens mit Ehren an der Seite zu ſtehen vermag. — So viel zur Beurtheilung des Allgemeinen. Da aber Hr. G. ausdrücklich auch Verbeſſerung des Einzelnen wünſcht, ſo wollen wir auch dazu, ſo weit es unſre Gränzen erlauben, etwas beytragen. In der zur mathematiſchen Kenntniſs der Erde nöthigen Entwicklung ſcheint uns Hr. G. zuweilen nicht ganz glücklich für die Faſſungskraft der Jugend geweſen zu ſeyn, ſich auch wohl minder zweckmäſsig ausgedrückt zu haben. Er ändert vermuthlich bey einer künftigen Auflage die Stelle S. 4. „zur Beſtimmung der Gröſse der Erde helfen uns *die Reiſen*. Um den Umfang der Erde zu berechnen, darf man nur die Gröſse eines Grades etc. wiſſen.“ Aber durch Reiſen lernt man dieſe nimmermehr. — „Die Fix„ſterne ſtehen in ſo unermeſslicher Entfernung von „der Erde, daſs ſie *immer an derſelben Stelle erſcheinen*, man mag ſich auf der Erde befinden wo „man will, folglich muſs ein Stern um ſo viel weiter „vom Horizonte herauf kommen, je näher man dem „Orte kommt, über welchem er ſteht.“ Aber nach des Vf. Behauptung muſs er ja über allen Orten ſtehen, wenn er über einem ſteht. Er fühlt gewiſs das Schiefe der Darſtellung ſelbſt. Andere Erklärungen ſind dafür deſto deutlicher und faſslicher. Doch wundern wir uns, warum Hr. G. die jedem Lehrlinge ſo natürliche Frage, wie es möglich ſey, daſs unſere Erde und alle Himmelskörper von nichts unterſtützt in der freyen Luft ſich halten können, ganz ohne Beantwortung läſst, da ſie doch viel leichter gegeben werden kann, als manche andere, die hier nicht übergangen werden. — Nur noch einiges Wenige zur politiſchen Geographie. Hr. G. läſst Europa auf der Oſtſeite durch das Uraliſche Gebirg begränzen. Dieſes Gebirg läuft aber von der ſüdlichen Wolga an gegen Oſten, giebt dem Fluſſe gleiches Namens die Quelle, und ſchlieſst dann an den Altai; die von Norden nach Süden laufende Bergkette, welche Sibirien von dem übrigen Ruſsland trennt, heiſst mit allgemeiner Benennung das Werchoturiſche Gebirg, und zerfällt in mehrere einzelne Namen. Auch wiſſen wir den S. 99. angegebenen Zuſammenhang der Nordgebirge über Ruſsland und Schweden mit den Karpathen auf keine Art zu finden. Cap Matapan iſt nicht die ſüdlichſte Spitze von Europa, die Spitze von Gibraltar in Spanien liegt ſüdlicher. Warum übergeht Hr. G. S. 113. unter den gröſsern Nebenflüſſen der Donau in Deutſchland die Iller und Enz; und warum wird noch immer die Länge des Laufs von dieſem Strome auf 700 geographiſche Meilen angeſetzt, da man doch die Krümmungen mitrechnen muſs, um 400 Meilen herauszubringen? Warum findet ſich S. 113. unter den Nebenflüſſen des Rheins die Lippe nicht? Warum zählt er S. 118. Frankfurt an der Oder unter die wichtigſten Handelsplätze Deutſchlands, ohne Lüttich, Antwerpen, Görlitz, Wien etc. unter dieſelben aufzunehmen? Ganz Bayern iſt einer groſsen Verbeſſerung fähig, ſagt Hr. G. S. 134., und er hat wohl recht; aber auch ſeine Beſchreibung iſt einer groſsen Verbeſſerung fähig. Er läſst unter den Bayerſchen Flüſſen den Regen aus, ſetzt Donauwerth in den Umfang des Fürſtenthums Sulzbach, verſichert von Neumarkt, daſs es gute Handlung treibe, da dieſe kleine Landſtadt kaum weiſs, was Handel heiſst; glaubt, daſs die Salzwerke zu Reichenhall weit über 150,000 Menſchen Nahrung verſchaffen (dies iſt zwar aus Büſching entlehnt, aber deswegen doch bey weiten übertrieben), und giebt überall die Zahl der Bevölkerung an, wo ſelbſt die Einwohner ſie nicht wiſſen. Andere Länder enthalten ähnliche Verirrungen.

Ulm, b. Wagner: *Kurzer Unterricht über die äuſsre und innre Verfaſſung der Reichsſtadt Rotweil*, zum Gebrauch ihrer obern Schulen 1796. 164 S. 8.

Es iſt ein löbliches Unternehmen zur Beförderung des Studiums vaterländiſcher Geſchichte und Verfaſſung mitzuwirken; und es gereicht der Obrigkeit jedes, auch des kleinſten, Staats zur Ehre, dafür zu ſorgen, daſs dieſer Gegenſtand des Unterrichts, wodurch bey aufgehenden Bürgern des Staats, Liebe zum Vaterlande erzeugt und genährt, und die frühe Kenntniſs deſſelben befördert wird, in den Schulen nicht verabſäumt werde. Der Magiſtrat der Reichsſtadt Rotweil in Schwaben, gab dieſen Beweis ſeiner aufgeklärten und patriotiſchen Denkart, indem er bey der Verbeſſerung des dortigen Schulweſens, mit den Studien des Lyceums einen Unterricht über die vaterländiſche Verfaſſung zu verbinden verordnete. Der Hofgerichtsaſſeſſor, jetziger Bürgermeiſter der Stadt, Hr. *Hofer* entwarf obige Schrift, als einen Leitfaden zu dieſem Unterricht. In einer gedrängten Zuſammenſtellung iſt darin, nach einer kurzen Einleitung über die Verfaſſung des deutſchen Reichs überhaupt, die Verfaſſung der Reichsſtadt *Rotweil* in Beziehung 1) auf des Reichsoberhaupt, 2) den Reichstag, 3) den Kreis, 4) die Mitſtände und 5) auf Bürger und Unterthanen, entwickelt. — Den dortigen Lehrern iſt durch dieſes Lehrbuch eine überaus zweckmäſsige Anleitung zu einem ſyſtematiſchen Jugendunterricht in die Hände gegeben, und es wäre zu wünſchen, daſs ſolche gröſsre Staaten, wo es

noch

noch immer an einem solchen zweckmäfsigen Unterrichte fehlt, diesem Beyspiel folgten.

## PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Eutropii breviarium historiae Romanae*, ad libros scriptos editosque recensitum, et virorum doctorum notis vel integris vel selectis illustratum, adjectis suis edidit *Car. Henr. Tzschucke* A. M. et scholae Misenensis Conrector. 1796. XCII S. und 832 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.).

Bey weitem die vollständigste Ausgabe unter allen, die wir vom Eutropius besitzen. Hr. *T.* entschuldigt sich, nicht alles geliefert zu haben, was man etwa von seinem Fleifse erwarten könnte, nicht jede Stelle angeführt zu haben, welche zur Erlauterung des Autors dient: aber dies rechnet ihm gewifs niemand zum Verbrechen; etwas weniger wäre vielleicht schon auf viel gewesen. Rec. konnte nie mit Vergnügen ein Buch ansehen, wo der Text so gar sehr in den Noten schwimmt, und schwerlich schwimmt er irgendwo mehr als hier. Oft zeigt die aufgeschlagene Seite nur eine Zeile Text; und steigt es zuweilen bis auf sechs, so hat man schon von Glück zu sagen. Die Wahl des Buchs, und der Vorsatz, alles zu erklären, erlaubte es freylich kaum anders; bey einem trockenen *Compendium der Geschichte*, wie uns Eutropius geliefert hat, mufs natürlich auf jedes vierte Wort eine Note kommen. Eine so reichlich ausgestattete Edition kann doch unmöglich für Anfänger geschrieben seyn, folglich dürften eine Menge Bemerkungen, die nur diesen Nutzen bringen, zu anderer Nutzanwendung in dem Pulte des Hn. *T.* ihre Ruhestätte behalten haben. Oder glaubt er vielleicht, gebildete Philologen erst belehren zu müssen, wie sich die erste Periode im Eutrop am füglichsten deutsch ausdrücken lasse? Uebergeht man diesen Fehler der etwas zu leicht überdachten Zweckmäfsigkeit und Sparsamkeit, so erscheint die Ausgabe in einem ganz andern Gesichtspunkte. Niemand hält den Eutropius für einen eleganten Schriftsteller, aber jeder, der ihn kennt für einen sehr brauchbaren Geschichtschreiber, der seiner Kürze ungeachtet, öfters Winke giebt, welche wir aufser ihm vergeblich suchen. Stellt man andrer Historiker Angaben mit den seinigen zusammen, sucht man mit Scharfsinn die wahren Lesarten auf, macht man aufmerksam auf die oft auffallenden Ausdrücke seiner spätern Latinität, und zeigt wie der ächte Römer des ersten Jahrhunderts die nämliche Sache würde gegeben haben: so darf man immer gerechten Anspruch auf Verdienste um die alte Literatur machen; und dieses Verdienst hat sich Hr. *T.* mit vieler Anstrengung erworben. Seine Noten sind ein schätzbares Repertorium für die römische Geschichte und Antiquitäten; sein kritischer Blick findet meist die dem Römer eigne Lesart sehr glücklich, ohne sich immer strenge an das Urtheil seines Vorgängers Verheyk zu binden, und der Leser erhält in den Anmerkungen genaue Uebersicht, von dem Urtheile mehrerer Ausleger. Auch die genaue Correctur und das empfehlende Aeufsere des ganzen Buchs dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Einleitung handelt mit vieler Belesenheit vom Geschlechte, vom Vaterlande Eutrops, von seinem Leben, seiner Religion, seinen Schriften, seiner Schreibart, Autorität, Griechischen Uebersetzung, von den Handschriften, die theils Verheyk benutzte, theils ihm bekannt sind. Nichts fehlt als ein gutes Register; das beygefügte reicht nur dürftig zur Auffindung der Noten.

PARIS: *Nouvelle Grammaire raisonnée, à l'usage d'une jeune personne.* I Partie. 136 S. II Part. 175 S. 8.

Diese merkwürdige Sprachlehre ist ein Auszug oder kurzer Inhalt aller bekannten französischen Grammatiken und vieler guten Abhandlungen über die Sprache. So ist z. B. die Grammaire de Port-Royal, de Duclos, Restaut, Girard, Dumarsais u. s. w. benutzt, wie auch die Schriften eines Bouhours, Debrosse, Court-de-Gebelin, Condillac u. s. w. Um ihre Reichhaltigkeit und ihren Werth zu ermessen, braucht man nur den Inhalt zu überschauen, da sich hier, des engen Raums wegen keine Auszüge machen lassen. Der erste Theil enthält, aufser dem Gebrauche der Redetheile, Abhandlungen über die Geberden- oder Naturspracbe, über den Ursprung der artikulirten Sprachen, über die Bilderschrift. Der zweyte handelt von den Accenten, von der Prosodie, Orthographie, grammatischen Wortfügung, Inversion, von den sogenannten *convenances*, von den *mots expletifs*, von den Tropen, Synonymen, von dem französischen Versbaue, von der Kunst Verse zu lesen, von den *mots privatifs*, den Gallicismen und von andern zu dieser Materie gehörigen Gegenständen. Bey aller Reichhaltigkeit des Inhalts hat der Herausgeber, welcher sich am Ende der Zuschrift an seine Kinder P. Panckoucke nennt, den Zweck, der Jugend nützlich zu seyn, nicht verfehlt, denn die Schreibart ist rein und faslich, und alles Abstracte, hauptsächlich bey Erklärung der Redetheile, theils durch Umschreibungen, theils durch Beyspiele und andere mechanische Mittel glücklich versinnlicht. Verschiedene Artikel verdanken ihr Daseyn den Bürgern Laharpe, Suard, Guingené, Aubert u. s. w. — Unter der Lehre von der Declinabilität des Particips findet sich ein Fall, der noch von keinem andern Sprachlehrer erwähnt worden ist, und daher, wie der Vf. sagt, eine besondere Aufmerksamkeit verdient. „*Vous avez plus de richesses que je ne „vous en ai donné.* Hier wäre *données* ein Fehler, „weil *en* von dem Verbum *donner* regiert wird und „vor ihm hergeht; denn es ist als stünde, *vous „avez plus de richesses que je ne vous ai donné de riches„ses*, und also setzt man hier *en* um die Wiederho„lung des Substantivs *richesses* zu vermeiden. Sagt „man aber *la valeur que j'en ai reçue*, oder *les louis que „j'en ai reçus*, so ist das Particip declinabel, weil nicht „*en*, sondern *valeur* und *louis* das directe Regimen „von *recevoir* ist.“ — Rec. wagt hier dem geschickten Vf. einen Einwurf zu machen, der nach seiner Meynung die angeführte Regel und den ihr beygelegten

Charakter der Neuheit und Wichtigkeit ganz aufhebt. In dem erſten Beyſpiele iſt *que* die Conjunction *als*, und folglich hat ſie eben ſo wenig Einfluſs auf das Particip als die Partikel *en*. Im zweyten Beyſpiele iſt *que* der Accuſativ des relativen Fürwortes und macht folglich das Particip declinabel, weil er als Regimen deſſelben vorangeht. Wailly und andere Sprachlehrer haben den von dem Vf. zuerſt angeführten Fall nicht erwähnt, weil ſie wahrſcheinlich gar nicht vermutheten, daſs jemand eine Schwierigkeit dabey finden würde. Uebrigens bekennt Rec. gern, daſs ihm der Plan und die Einrichtung gegenwärtiger Sprachlehre gefällt, ob man gleich manche Regel eines weitläuftigern Syſtems darin vermiſst. Einige Kapitel, welche anfänglich zu ſchwer ſcheinen möchten, ſoll die Jugend überſchlagen, bis ſie erſt die übrigen Gegenſtände völlig bemerkt und gefaſst hat; denn ſo ſchlieſst er mit Recht: *l'etude de la Grammaire exige du tems, de la patience, une lecture attentive et reflechie. Pour ſavoir parfaitement une langue perfectionnee comme la nôtre, il faut l'application de la vie entiere. N'en croyons point les grammairiens novateurs, qui aſſurent qu'en trois ou quatre mois, on peut apprendre une langue quelconque; ils en impoſent au Public et mentent à leur conſcience. La métaphyſique des langues eſt une des connoiſſances les plus abſtraites et les plus difficiles de toutes celles qu'a trouvées l'eſprit humain.*

Leipzig, b. Reinicke: *Geiſt der franzöſiſchen Sprache; oder Sammlung von Idiotiſmen, Sprüchwörtern und auserleſenen Redensarten*, die den Genius der franzöſiſchen Sprache bezeichnen. Ein Handbuch für Deutſche, die gut und rein franzöſiſch ſchreiben und ſprechen zu lernen wünſchen. (Auch mit einem franzöſiſchen Titel deſſelben Inhalts.) 1796. 480 S. 8.

Dieſe Sammlung von Idiotismen u. ſ. w. ſoll nach der viel verſprechenden Vorrede des ungenannten Vfs. aus Bemerkungen entſtanden ſeyn, die er theils in Frankreich ſelbſt aus dem Umgange mit Perſonen, welche ihre Sprache rein und zierlich ſprachen, geſchöpft, theils beym Leſen guter Autoren aufgezeichnet hatte. Das alles erſcheint hier in alphabetiſcher Ordnung, und ſoll als ein Leſebuch betrachtet werden, das einen kurzen Ueberblick des eigenthümlichen Reichthums, und gleichſam die Beſtandtheile und Grundzüge des Charakters der franzöſiſchen Sprache enthält, ihr Verhältniſs zur Sprache der Deutſchen anſchaulich macht, und mit dem mündlichen Unterrichte und eigener Lectüre verbunden werden kann. Rec. findet zwar den Zweck nicht übel, bedauert aber den Vf. wegen der groſsen Mühe, welche er ſich bey dieſem Producte durch das oben erwähnte Schöpfen aus dem Umgange, und durch das Aufzeichnen beym Leſen gegeben hat, da er doch alles, was er hier liefert, aus einem neuen franzöſiſchen Wörterbuche, z. B. eines de la Veaux, nur abſchreiben oder abſchreiben laſſen durfte. Mehr als ſo ein Wörterbuch leiſtet, findet man nicht. Man ſehe z. B. die erſte Seite.

*Abalourdir*, beſtürzen, betäuben, betutzt machen.
*abandon*, m. das Verlaſſen, Hingeben. *Abandon de la confiance, à l'abandon*, frey herumſchweifend.
*abat-joue*, f. Backenmaſche der aſiatiſchen und afrikaniſchen Affen und Meerkatzen.
*abat-jours*, m. pl. a) ein ſchiefes Fenſter wodurch das Licht mit Vortheil in einen Laden, oder ein Gewölbe fällt; b) eine Art äuſsere Fenſterladen aus aufgereichten Brettern beſtehend, die man auf und niederziehen kann, Jalouſien. *Baiſſer les abat-jours.*
*abattis*, m. ein Verhack. *Les ennemis embarraſſent les chemins par des abattis.*
*abattre*, niederſchlagen; *le courage*, den Muth nehmen, *la pouſſiere*, den Staub löſchen.
*abcès*, m. oder *abſcès*, ein Geſchwür, ſ. *ulcere.*

Doch genug zum Vorſchmack von dieſer Speiſe. Wäre ſie noch mit grammatiſchen Bemerkungen, mit Erklärungen der Synonymen, mit Warnungen vor Germanismen und dergleichen gewürzt, ſo fänden ſich wahrſcheinlich Liebhaber; aber höchſtens einige Beyſpiele der angegebenen Bedeutung, und ein Sprichwörtchen machen das ganze Ingredienz aus.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Liegnitz* u. *Leipzig*, b. Siegert: *Geographie für Militariſten (?) und andere zum Selbſtunterrichte*, mit 2 Kupfert. von *M. Fr. Chr. Jetze*, Prof. d. Math. und Phyſ. b. d. Kgl. Ritterakademie zu Liegnitz 1791. 147 S. 8. — Eine Geographie nach militäriſchen Bedürfniſſen und Abſichten bearbeitet, würde gewiſs Glück machen; dem vorliegenden Werke können wir jedoch dieſes Glück nicht verſprechen. Schon der Titel: *Für Militariſten und andre*, (auch *zur Uebung des Gedächtniſſes*, wie es in der Vorrede heiſst,) zeigt, daſs der Vf. die Idee einer Militärgeographie ſehr unbeſtimmt gefaſst hat; und in der Ausführung findet man weiter nichts, als eine dürftige Skizze, von dem, was gewöhnlich bey jeder vollſtändigen Geographie als Einleitung abgehandelt wird. Im 5. Kapitel, wo vom Gebrauche der Specialkarten, zur Uebung des militariſchen Augenmaſses gehandelt werden ſoll, findet der Vf. nöthig, die Lehre vom menſchlichen Auge, und die Theorie des Sehens mit einzuſchalten. In dem Abſchnitte von dem Nutzen der Geographie fängt der Vf. damit an, daſs man *ſelbſt den Thieren* eine klare, zu ihrer Erhaltung und Ergötzung dienliche Erkenntniſs, *der Erde* und *des Himmels* nicht abſprechen könne; dann lieſt man weiter, daſs die Geographie das rechte Auge der Geſchichte ſey, daſs man ohne ſie die Zeitungen nicht verſtehn könne, und daſs ſich ſelbſt *Naturgeſchichte* ohne Geographie nicht ſtudieren laſſe, *wodurch ſich doch Schweden*, ſeit dem Nyſtädter Frieden, *ſo mächtig wieder erholt habe?* — (Eine wichtige ſtatiſtiſche Neuigkeit!) — Auch der zu dem Zwecke des Vf. vornehmlich wichtige Abſchnitt von den in verſchiednen Ländern üblichen Meilenmaſsen iſt äuſserſt mager ausgefallen, und nicht ohne Unrichtigkeiten. Z. B. 6 Fuſs machen zwar eine *Toiſe*, aber billig hätte geſagt werden ſollen, *Pariſer* Fuſs, nicht ſolche, deren 12 eine rheinländiſche Ruthe ausmachen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Januar 1797.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gerhard Fleischer d. Jüng.: *Ariston.* Eine Geschichte aus dem Zeitalter der Griechen. Zweyter und letzter Theil. 1796. 300 S. 8. (20 gr.)

Der *Vf.* ist sich so gleich geblieben, dass alle Bemerkungen über den ersten, in der A. L. Z. No. 299. vorigen Jahres angezeigten Theil auch für den zweyten gelten können. Ariston, samt allem was ihn umgiebt, entfernt sich nur, wo möglich, noch mehr von jedem Begriff, der mit dem Worte *griechisch* verbunden werden kann, und sein Charakter verfällt überhaupt in die völligste Unbestimmtheit. Er irrt Jahre lang in seiner Verbannung umher, ohne irgend etwas entschlossnes zu unternehmen, das seine Lage entschiede. Man weiss nicht, warum er kommt und geht. Seine *Liebe zu Charidion*, die er nur so gelegentlich und *aus trüber Ferne* betreibt, macht ihn nicht interessanter. Der *Vf.* dringt auf Thätigkeit und Würde des Mannes, ohne uns das mindeste davon zu zeigen. Manches scheint vorbereitet zu werden, das nachher nicht zum Vorschein kömmt; es ist häufig von Krisen in der Bildung Aristons die Rede, von denen man keine Wirkung sieht. So wird S. 179., da er auf seinen Wanderungen in eine Unschuldswelt gerathen ist, und bunte Körbchen für eine Hirtin flicht, über ihn räsonnirt, wie er nicht sein *Sinken*, sondern nur endlich seinen *Fall* bemerkt habe. „Und die Ursache, warum „Ariston sank? Ist keine andre, als der geschäftige „Müssiggang, in welchem er lebte, sind die tändeln„den Arbeiten, die er *nach Belieben* verrichtete oder „nicht verrichtete, ist das Leben *ohne bestimmten Zweck* „zu leben.“ Allein was thut Ariston, da er sich aus der Versunkenheit aufrafft? Er baut sich eine Hütte und kauft eine Heerde. „Und wie Ariston hinter *sei„nen* Schafen herging, wahrhaftig! auf der Redner„bühne zu Delos, als das Volk ihm Beyfall zu„jauchzte, fühlte er nicht das Glück, das sich jetzt „um sein Herz gelagert hatte.“ Darauf folgt ein dreymaliger Ausruf über „Ariston den Schäfer,“ und ein Streit entsteht zwischen ihm und seinem Gefährten. „Jeder wollte die Schafe weiden, keiner in der Hütte zurückbleiben.“ — „So weiden wir beide, war „endlich die Losung des Friedens. — Wer wagt es, „das Gefühl des Glückes zu beschreiben, dessen diese „beiden Männer genossen!“ u. s. w. S. 196. „Aus sol„chen harmlosen Freuden bestand das Glük dieser Män„ner;“ einen Absatz weiter: „ein solches glückseliges „Leben, wie es diese beiden Männer genossen.“ Um indessen nicht blos vom Morgen bis Abend die Schafe zu hüten, sucht er die Jugend des seligen Thals zu bilden, und thut damit etwas sehr unnöthiges, und wie es sich nachher zeigt, sogar schädliches. Nach einigen Jahren zieht er auch hier wieder von dannen, und der Zufall, der ihm in der Zwischenzeit schon einmal seine Charidion zugeführt hatte, endigt zuletzt auch seine Verbannung und die Trennung von der oft erwähnten und oft vergessnen Geliebten. Der Jüngling Periander erscheint nur um uns zu sagen, dass er ein artiges Landgut bey Delphi gekauft hat. Die ganze Behandlung und der philosophische Theil sind so schwach und unzusammenhängend wie die Nutzanwendung: „Darum liebet von Herzen und bewahret „Unschuld und *Treue*“ u. s. w. „Durch diese ging „Ariston in den Tempel des höchsten irdischen Glücks“ u. s. w. Und doch hat er überall seine Lauigkeit in der Liebe verrathen, und die Treue keineswegs bewahrt.

Leipzig, b. Jacobäer: *Das Brockenmädchen*, eine abentheuerliche Geschichte, 1796. 470 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Erst von S. 164. an beginnt das *Abentheuerliche* dieses Romans. Zwar giebt es auch vorher schon in der Geschichte des Helden sowohl, als in der Episode, die seinen Freund betrifft, Liebesabentheuer, Duelle, Nebenbulerey unter Brüdern, und dergleichen, aber die rechte Verwicklung der Geschichte fängt erst da an, wo ein gewisses mysteriöses Wunderbare den Held auf den Wahn bringt, als ob irgend eine höhere Macht die Hand im Spiele habe, welches sich dann in der Folge, wie der Leser gar bald muthmasst, dahin aufklärt, dass alles von den Veranstaltungen einer geheimen Gesellschaft herrührt, deren Mitglied eine ehmalige Geliebte des Helden ist. Das Lesepublicum muss an dergleichen Dingen ein besondres Wohlgefallen finden, da jetzt oft in einer Messe Dutzende von Romanen durch den Schleyer zu reizen suchen, den die Unternehmungen geheimer Gesellschaften über den Plan zu verbreiten scheinen. Auch dieser Vf. scheint viel auf das Schauerliche, und auf die gespannte Erwartung gerechnet zu haben, die durch die Prüfungen, die man mit dem Helden anstellt, durch seine Aufnahme, und durch alles, was die geheime Gesellschaft mit ihm vornimmt, erregt wird. Das Fürchterliche ist dabey zu sehr gehäuft, und, man möchte sagen, aus hundert andern ähnlichen Dichtungen konzentrirt; S. 413—416. muss einem jeden Leser die *Zauberflöte* einfallen. Zur Zeit aber ist es noch weder aufgeschlossen, *wie* die geheime Gesellschaft alle die Wunderdinge bewirkt, noch, wie eine Gesellschaft, die

die den Freund gegen den Freund bewaffnet, Meuchelmorde verübt, und Bühlerinnen zu ihren Werkzeugen braucht, die edlen Endzwecke, deren sie sich berühmt, Brüderwohl und Menschenglück, wirklich zu ihrem letzten Ziel machen könne. Denn auf der letzten Seite erfährt man, dafs sich hier der *erste* Band endige; ja, bis dahin ist noch nicht einmal ein Wink gegeben, warum der Roman *das Brockenmädchen* betitelt ist. Vermuthlich sind also der Wunderdinge noch viele zu erwarten. Vermuthlich wird der Vf. die Charaktere seiner Personen alsdann noch weiter ausbilden; denn bis jetzt kann man sich weder für den Helden, (dessen Leichtgläubigkeit sich aus seinem anfänglichen einsamen Leben eher, als seine Schwärmerey für das andre Geschlecht aus seiner vorhergehenden Weiberfeindschaft erklären läfst) noch für seine Freunde, unter denen der privatisirende Gelehrte zu unthätig ist, noch auch für seine Geliebten, die alle Koketten sind, interessiren. (Da weder er ein *Romeo*, noch die *Bianca* eine *Julie* ist, so erregt die S. 267. aus *Shakspear* kopirte Kirchhofsscene nur Lächeln.) Bis jetzt scheint der Vf. viel auf die Schilderungen von Schäferstunden (S. 74, 187, 286.) gerechnet zu haben, in denen man doch keine neuen Züge findet, ja, in denen sich sogar der Vf. selbst wiederhohlt. Die beiden Fälle, wo das Frauenzimmer der verführende Theil ist, erwecken Eckel. Im ersten Buch, wo der Vf. noch in seiner eignen Person redet, (nachher wird immer der Held redend eingeführt) erlaubt er sich in den komischen Stellen solche niedrige Ausdrücke, wie: *Bitte tausendmal um Vergebung; Ach du mein Himmel; Das Kadaver menschlicher Leidenschaften, Schelle* für *Maulschelle*. Wo er schön zu schreiben meynt, findet man Phrasen, wie folgende. *Eine Thräne im Auge zerdrücken; eine Saat von Gefühlen; das Vermächtniss meines Sterberöchels; der Ruhe das Herzblatt abbrechen; den Schlüssel zum weiblichen Heiligthum an jemand vertändeln.*

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

Wien, b. Wappler: *Taschenbuch* für Deutschlands Söhne und Töchter auf das Jahr 1797. Herausgegeben von *J. B. Klein*. 167 S. 12. Mit zwey Kupfern. (Sauber brochirt. 1 Rthlr.)

Diese kleine Sammlung wird mit einer *Apostrophe an die Deutschen* eröffnet, die in einem sehr kostbaren Style abgefafst ist. Der Vf. derselben, *Marc Anton Gotsch*, erstaunt selbst S. 5. über sein vor ihm so oft vergeblich versuchtes Unternehmen, „das schlummernde Selbstgefühl der Deutschen zu wecken," und weifs daher S. 7. kaum wo er anfangen soll. Auch scheint er unter der Hand etwas von diesem Vorsatze nachzulassen, und sich allein an seine Landsleute im engeren Sinn, an die Oesterreicher, zu wenden. Wenigstens sind manche seiner Ansichten, wie z. B. folgende der Kreuzzüge, nicht auf das protestantische Deutschland berechnet. S. 19. „Der edle Deutsche sah „das Land, wo sein Heiland gelebt, gelehrt und gestorben, in den Händen der Ungläubigen..... Das „ertrug sein grofses Herz nicht. Ein gewaltiger Trieb „erwacht in ihm, grofse Bilder steigen auf vor seiner „Phantasie, er will am Grabe seines Erlösers die Fesseln „seiner fernen Brüder zerbrechen, u. s. w." Nachdem er den Deutschen nun vorerzählt hat, was sie gethan und gethan haben sollen, und wie sich ihre Wirkungen über den ganzen Erdboden erstrecken, wo er ihnen besonders dankbar dafür ist, dafs sie durch die Erfindung des Schiefspulvers „dem nun fernetödtenten und felsensprengenden Europäer Amerika unterworfen;" nachdem er ihnen das Wunderwerk ihrer Constitution angerühmt, zählt er ihnen auch ihre grofsen Männer zu, und stellt Wieland und Lessing mit Voltaire und „Scheakespear" zusammen. Unter vielen, mit deren Werken er sich, „vom sanften Liede Jacobi's an bis zur Ode Klopstocks, und von Beckers Noth- und Hülfsbüchlein bis zu den Kantischen Kategorien," als sehr vertraut angiebt, scheint ihm doch Göthens Existenz ganz unbekannt geblieben zu seyn. Zuletzt sieht er im Geist die „Völkerseligkeit" von Deutschland ausgehn, und man kann ebenfalls leicht errathen, dafs sie sich von Oesterreich aus verbreiten wird. Der poetische Theil dieses Taschenbuchs hat einen nicht weniger provinciellen Zuschnitt, der sich in der Versification am auffallendsten äufsert. Ein recht artiger Kupferstich von der Tänzerin Vigano dient einem Gedichte nach der, zu dem Gegenstande ganz unpassenden, Weise des hohen Liedes von Bürger, zur Begleitung, worin unter andern Gewaltthätigkeiten *Dannen* und *Schwanen Verstummen* und *Blumen* gezwungen werden, sich zu reimen. In einem der Lieder, die auf den Krieg Bezug haben, drückt sich ein Oesterreichischer Cürassier gerade so aus, wie ein ungeschickter Poet, der einen Cürassier nicht reden zu lassen versteht. S. 100:

Ertöne du mein Lied, und hauch
In jeden Busen Wuth,
Und deinen Griffel Muse tauch
In Flammen und in Blut; u. s. w.

Was die Sammlung sonst an Versen und kleinen Aufsätzen von ungenannten, oder auch genannten und darum nicht bekannteren Verfassern enthält, ist zu unbedeutend um Beurtheilung zu verdienen. Nur folgender Zug in der Erzählung *Ferdinand II. und Saint Hilair* ist merkwürdig und macht einen komischen Contrast mit der sonstigen Bewunderung Josephs II. S. 104. „Eine Acte sollte Kaiser Ferdinand der Zweyte unterschreiben, die der protestantischen Religion in Oesterreich und Böhmen freye Ausübung gleich der katholischen gewährte..... Die Abgeordneten versprachen, baten, drohten, Ferdinand sollte unterschreiben; aber eben so leicht hätten sie Wasser aus der Marmorwand seines Gemachs erpresst, als das Wort Dultung aus seinem Munde. Der edle Ferdinand blieb standhaft, wo es den Glauben seiner Väter galt!" Dieser Auftritt macht auch den Gegenstand des Titelkupfers aus.

Leip-

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Taschenbuch für Gartenfreunde. Von W. G. Becker.* 1797. 450 S. 8.

Diese dritte Lieferung dieses beliebten Gartenbuchs giebt den zwey erstern an interessanten Aufsätzen, an Feinheit der trefflichsten Kupfer, an Niedlichkeit seines Gewandes und überhaupt seiner innerlichen und äufserlichen Schönheit nichts nach, und macht sowohl dem Vf. als dem Verleger viel Ehre. Der Inhalt ist sehr reich und haben die mitgetheilten Aufsätze folgende Rubriken: I. *Altrauden und seine Gartenanlagen*, von Krauss. — Altrauden ist ein adelicher Sitz in Niedersachsen ohnfern Glogau, in einer sehr anmuthigen Gegend. — II. *Der Garten zu Carlsruh in Schlesien*, von Kelsch. — Der interessanten Beschreibung dieser vortrefflichen englischen Gartenanlage stehet nicht nur der Grundriss in einem bewunderungswürdigen Kupferstich voran, sondern auch verschiedene schöne Parthieen des Gartens sind mit dem niedlichsten Grabstichel verewiget. — III. *Beschreibung des Naturgartens zu Vedröd in Ungarn.* — Der Sommeraufenthalt des Grafen Franz von Zichy, im Presburger Comitat. Er ist mit vielem Geschmack angelegt und von der Natur sehr begünstiget. — IV. *Der Naturgarten des Hn. Baron Ladislaus von Ortzy bey Pest, entworfen und ausgeführet von Petri.* — Hr. Petri von Zweybrücken, ein grofser Gartenkünstler, mit vielen Talenten für sein Fach begabt. — V. *Rhapsodien über die schöne Gartenkunst, mit Hinsicht auf verschiedene reizende Anlagen und Naturgärten.* — Aus dem Coup d'oeil für Beloeil gezogen von Becker. Eine vermischte schöne Sammlung, und gute Winke! — VI. *Neue Einrichtung eines Cabinets von Bäumen und Sträuchern*, (ihres Holzes, Samens etc.) *welche unter unserem Himmelsstriche ausdauren.* Nach einer neuen Methode geordnet von dem Hr. Hausmarschall Freihn *von Raknitz.* — Eine sehr schöne und unterrichtende Erfindung und Einrichtung. — VII. *Verzeichniss derjenigen Bäume und Gesträuche, welche in dem Königreiche Ungarn wild wachsen, von Petri.* VIII. *Bemerkungen der Kälte-Grade, welche nachstehende Pflanzen in dem ehemaligen Herzogl. Pfalz-Zweybrückischen botanischen Garten zu Karlsberg nach mehrjährigen Versuchen ausgehalten haben. Von Petri.* IX. *Verzeichniss von Pflanzen, welche vom Jahr 1795 — 1796. im Churfürstl. Orangeriegarten zu Dresden bey dem Hn. Hofgärtner Seidel zum erstenmal geblühet haben.* X. *Verzeichniss von holzartigen Pflanzen oder Bäumen und Sträuchern, welche nebst mehrern andern Gattungen und Arten im Jahre 1795. bey dem Hn. Hofcommissar Börner in Dresden, so wohl im freyen Lande, als im Glashause geblühet haben.* XI. *Belehrende Nachricht an diejenigen Pflanzenliebhaber, welche entweder kein Gewächshaus haben, oder ihre Vorräthe von Gewächshauspflanzen nicht alle unterbringen können. Von Börner.* XII. *Nachricht, wie die zwiebelartigen Gewächse vom Vorgebirge der guten Hoffnung sich in den mit Bretern, oder mit Mauer eingefafsten Beeten in dem harten Winter 1794 bis 1795. gehalten haben. Von Hn. Wendland, erstem Plantagegärtner zu Herrnhausen.* XIII. *Merkwürdige Ausartung der Hemerocallis fulva.* XIV. *Vorläufige Bemerkungen über den Anbau und die bessere Benutzung des efsbaren Cypergrafses, oder der Erdmandeln. (Cyperus esculentus.)* XV. *Beschreibung einer vermuthlich neuen Pflanze aus der Familie der Kürbisartigen Gewächse.* XVI. *Bemerkungen über die Ursache des in den Jahren 1794 und 1795. entstandenen beträchtlichen Mifswachses an vielen Bäumen und Pflanzen, mit Vorschlägen, wie für die Zukunft den äufserst nachtheiligen Folgen desselben zu begegnen seyn möchte. Vom Hn. Hofgärtner Schweikert zu Carlsruhe in Baaden.* — Die Hauptursache wird hier den Verwüstungen des Maykäfers und seiner Brut zugeschrieben. Dieses hat seinen guten, ob schon nicht alleinigen, Grund, zumal in tiefern Gegenden, da dieser Käfer den Schutz vor dem Winde liebet, und selten in höhern Lagen so häufig ist und so vielen Schaden anrichtet, als in Thälern und in der Ebene. Gute Gedanken und richtige Bemerkungen äufsert der Vf. in Ansehung des Maulwurfs und verschiedener Vögel, die das Unheil der Engerlinge (der Larve des Maykäfers) um vieles mildern. Aber es wäre zu wünschen gewesen, der Vf. hätte die Sache weiter verfolgt, und gezeiget, wie wohlthätig in solchen heimgesuchten Gegenden, in Jahrgängen, wo sich der Maykäfer häufig einfindet, eine obrigkeitliche Verwendung wäre, dafs alle Gärten und Feldgüterbesitzer alle Morgen in der Kühle, (da es sich sehr wohl thun lässet,) derselben eine Menge sammlen und verbrennen oder ersäufen müfsten. — Einige gewöhnliche Rubriken am Ende übergehen wir.

Tübingen, b. Cotta: *Taschenbuch auf das Jahr 1797. für Natur und Gartenfreunde.* Mit *Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern.* 204 S. 12. (gebunden 2 fl. oder 1 Thlr. 4 gr. Sächsisch.)

Dieses fortgesetzte angenehme und interessante kleine Buch liefert wiederum sehr schätzbare Beyträge zur Gartenkunst, Obst und Blumencultur und andere in diese angenehme und nützliche Wissenschaft einschlagende Gegenstände und ist mit den niedlichsten und feinsten Kupfern gezieret. Die Abhandlungen, so darinnen vorkommen, sind. I. *Eine monatliche Obstfolge von Christ.* — Sie kann nicht nur zur Uebersicht dienen, den Nachtisch mit den vorzüglichsten Sorten der verschiedenen Gattungen und Arten Obstes das ganze Jahr hindurch zu besetzen, sondern auch seine Obstgärten mit einem Auszug guter und haltbarer Obstsorten nach Verhältnifs des Raums und Erfordernifs der Haushaltung zu bepflanzen, damit durch das ganze Jahr so wohl für den Tisch als die Küche dessen hinreichend vorräthig sey. — II. *Die zweyte Fortsetzung der Beschreibung des Gartens in Hohenheim.* — Dabey 1) die auf dem Titelkupfer vorgestellte *Piramide* beschrieben ist, welche jene 112 Fufs hohe mit weifsen Marmorplatten überdeckte Piramide des Cajus Cestius am Paulsthore zu Rom vorstellet und auf den vierten Theil des römischen Originals reducirt und 30 Fufs hoch ist. 2) Der *Cirkelbau*, den auch ein niedliches Kupfer vorstellet und der eigent-

lich ein verfallener runder Tempel ist, der viel Aehnlichkeit mit einem Tempel der Vesta in Rom hat. 3) Die *Mühle*, ein einzelner Gegenstand des Gartens, der aber so natürlich als möglich ist, weil er für das dringendste Bedürfniss der Colonie, davon man hier und da Bauernhütten siehet, sorgen muss. Ein feines Kupfer stellet die Ansicht derselben jenseits des Baches vor. Das folgende Blat versinnlichet. 4) Das merkwürdige *Gefängniss in Rom*, worin die Apostoln Peter und Paul auf den Tod sassen. 5) Das *Gärtnerhaus*, ein anspruchloses Gebäude, das nur die Bewohnbarkeit dieser Gegend beweiset, und dienet zum Ruhepunkt, um die Spannung, und doch immer wiederkehrende Ueberraschung zu mildern. 6) Der *alte Thurm*. — Unter dieser Benennung zeigt man hier eine artige und ganz mahlerische Gruppe von Gebäuden, wo durch das dichte Laub der Bäume die Ueberreste eines alten Thurms von rauhen bräunlichen Steinen hervorscheinen, an welchem ehemals eine alte Capelle angebauet war. 7) Das *Pfarrhaus*, ein in der Nähe einer gothischen Capelle stehendes kleines ganz mit Rinde überzogenes Haus. — 8) Der *grosse Wasserfall*. — Ein interessanter Gegenstand in einer sehr interessanten Gegend. — 9) Die *Einsiedeley*, in dessen Nähe der Leichenstein des Einsiedlers mit einer freymüthigen Inschrift befindlich ist. — 10) *Das Spielhaus mit dem Spielplatz*, als Contrast mit der freudenleeren Einsiedeley, wobey für alle Arten Bewegung, Schaukeln etc. gesorgt ist. — III. Die *Charlestowner Ananaspfirsche* mit einem ausgemahlten Kupfer, ein delikater Wildling, der aus einem von Charlestown in Amerika gekommenen Pfirschkern bey uns erwachsen ist, zum Beweis, dass unser deutsches Klima nicht abgeneigt ist, in allen Gattungen und Arten des Obstes neue edle Sorten hervorzubringen. Daher der *Vf.* (Pfarrer Christ zu Kronberg) Gelegenheit nimmt, eine Abhandlung einzurücken, über die Vermehrung und Erziehung neuer guter Obstsorten, vorzüglich durch die künstliche Befruchtung, welche er eben so wohl, als bey den Blumen, durch die Scherbenbäumchen oder so genannte Obstorangerien zu bemerkstelligen glaubt, und darüber umständliche Anweisung gibt. — IV. *Zweyte Fortsetzung über einige Pflanzen, deren Wartung den Liebhabern Freude machen und ihre Gärten verschönern.* V. *Ueber die Cultur der Auriteln.* VI. *Carls Gartenfeste in Hohenheim.* — Eine sehr unterhaltende Erzählung. — VII. *Mittel, Hasen und Kaninchen von den Bäumen abzuhalten.* — Durch Russ von chemischen Präparaten. — VIII. *Fragmentarische Beyträge zur ästhetischen Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks*, eine Fortsetzung. *Etwas über die Formen in der vegetabilischen Natur.* — Eine Abhandlung voll Geschmack und Einsicht. — IX. *Das Seifersdorfer Thal.* — Beziehet sich auf das erste Bändchen dieses Taschenbuchs S. 107. und stellet in einem niedlichen Kupfer eine interessante moderne Anlage der Frau Gräfin von Brühl vor mit einer Hütte, die der Gastfreyheit gewidmet ist. — X. *Einige Vorschläge zur Gebäuden für die Garten-Landschaft.* — Sie sind mit gehöriger Rücksicht, dass die Gartengebäude jederzeit dem Garten untergeordnet seyn, und nicht zur Hauptsache werden müssen, entworfen und gezeichnet. — XI. *Garten-Miscellen.* — Sie haben manches Lehrreiche und Angenehme. — XII. *Garten-Literatur.*

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Donauwörth*, b. Brunner: *Die britischen Helden*, ein dramatisches Originalgemählde in drey Handlungen, 1794. 110 S. 8. (10 gr.) Dieselbe Geschichte aus der Cromwellischen Epoche liegt hier zum Grunde, die Hr. *Pfeffel* in den *dramatischen Kinderspielen* 1769. unter dem Titel: *Die Belagerung von Gloceste*r bearbeitete. Der Gang der Handlung ist im Wesentlichen derselbe; nur hin und wieder sind einige Scenen anders geordnet. Da aber der gegenwärtige *Vf.* das, was *Pf.* in *einen* Aufzug zusammendrängte, in *drey* Acte ausdehnen wollte, so hat er dies nicht durch neu hinzugedichtete Situationen, sondern durch viel leeres Geschwätz bewirkt. Die ganze erste Scene seines Stücks ist überflüssig, da man durch die zweyte (die bey *Pf.* die erste ist) dasselbe erfährt. Wie durchwässert durch eine Sündfluth von Worten sind die Scenen zwischen *Fairfax* und *Eduard*, und *Arthur* und *Fairfax!* Wie viel Wiederhohlungen entstehen daraus, dass *Edmund* und *Arthur* sich erst allein lange besprechen, ehe *Fairfax* dazu kömmt! Das Erhabene in *Capell's* Rolle ist durch das viele Gerede ganz geschwächt, und die halbe Stunde Bedenkzeit, die ihm hier *Fairfax* giebt, ein gar zu sichtlicher Behelf, um drey Acte zu füllen. Wenn *Fairfax* hier am Ende um so viel langsamer zu erweichen ist, so wirft dies einen nachtheiligen Schatten von Hartherzigkeit auf ihn. Die wenigen so nachdrucksvollen Worte *Arthurs* bey *Pfeffel* S. 62. „Fasse dich, mein Vater, ich fürchte den Tod nicht, ich bin dein Sohn" sind hier S. 95. zu einer ganzen Seite diluirt. *Arthurs* und *Edmunds* Gefangennehmung wird bey diesem Verfasser nur erzählt. Der schöne Zug bey *Pf.* S. 39., wo *Arthur* sagt, *Fairfax* werde es wohl bey den Feinden seines Vaters dahin bringen wollen, dass sie das Haupt des Sohnes für das seinige nehmen, ist ganz ausgelassen. Der Vf. hat nicht, wie *Pf.* in der Vorrede vorschlug, den *Edmund* in eine Tochter verwandelt, sondern ihm noch eine Schwester gegeben. Aber diese, einzige, weibliche Rolle des Stückes ist ganz unbedeutend; *Jenny* kömmt wenig vor, redet ihrem Geliebten ausser dem Theater zu, und da man so wenig von ihrer Liebe für ihn hört und sieht, so erregt sie auch wenig Interesse. Die Sprache ist in allen Rollen matt und undialogisch, auch nicht frey von schiefen Ausdrücken, wie *Bösthat*, *Einlust*, *erzwecken*, *zu ewigen Tagen*. Der Vf. sagt, er habe das Stück einem Freunde zu Gefallen *geschrieben*, der *Pfeffel's* Schauspiel verlegt hatte, und es doch gern von jungen Leuten vorstellen lassen wollte, aber sich dem Freunde zu Liebe durch den *Druck* des Stücks der Vergleichung mit *Pfeffel* auszusetzen, das hiess die Freundschaft zu weit treiben!

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Januar 1797.


## MATHEMATIK.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Aphroditographische Fragmente, zur genauern Kenntniss des Planeten Venus:* sammt beygefügter Beschreibung des Lilienthalischen 27füssigen Teleskops, mit praktischen Bemerkungen und Beobachtungen über die Gröfse der Schöpfung. Von D. *J. H. Schröter*, königl. Grosbrittannischem und kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Oberamtmanne u. s. w. Mit X Kupfertafeln. 1796. 250 S. 4. (6 Rthlr., für die Subscribenten 3 Rthlr. 16 gr.)

Ein Theil der in dem gegenwärtigen Werk enthaltenen Beobachtungen und daraus hergeleiteten Schlüsse ist zwar bereits in den Götting. gel. Anz., den Berlin. Ephem., den Acten der Kurmainz. Akad., und den *Philosoph. Transact.* bekannt gemacht worden; *inzwischen* ist es doch wohl manchem Liebhaber der Astronomie erwünscht, hier die wichtigsten Beobachtungen des Hn. Oberamtmann *Sch.* über die Venus in einem Werk gesammelt, und seine ältern Wahrnehmungen durch weitere neuere berichtigt oder bestätigt beysammen anzutreffen. Bey dem Ueberblick der so zahlreichen, mit der behutsamsten Sorgfalt und den vorzüglichsten Werkzeugen angestellten Beobachtungen, und der daraus abgeleiteten Resultate wird gewiss jeder Kenner die Geschicklichkeit, den ausharrenden Fleiss, und den Scharfsinn des Vf. aufs neue bewundern. Zwar liefert er uns keine Landschaftszeichnungen von einzelnen Gegenden der Venus, wie in den selenotopographischen Fragmenten in Ansehung des Monds geschah, und dies konnte auch bey der Venus nicht sowohl wegen der gröfsern Entfernung, als vielmehr wegen der wahrscheinlich verschiedenen Beschaffenheit ihrer Oberfläche und Atmosphäre nicht geschehen; desto mehr aber weiss er aus den kleinsten Umständen, die einem minder sorgfältigen Beobachter vielleicht entgangen wären, oder ganz unbedeutend geschienen hätten, auf die Beschaffenheit dieses Planeten zu schliefsen, und seine Schlüsse durch weitere gleich feine Beobachtungen zu bestätigen.

Den Anfang machen Beobachtungen über die sehr beträchtlichen Gebirge und Rotation der Venus. Schon der ältere Jo. Domin. Cassini hatte 1666, wiewohl nach einer Beobachtung, die er nicht für ganz sicher hielt, die Rotation der Venus auf ungefähr 23 Stunden gesetzt. Nachher glaubte Bianchini 1726—1728 aus der Beobachtung einiger Flecken auf eine Rotation von 24 Tagen und 8 Stunden schliefsen zu müssen. Seitdem sind den Astronomen keine weitern Beobachtungen über diesen Umstand gelungen, und die Sache ist also bisher zwischen Cassini und Bianchini unentschieden, folglich in der gröfsten Ungewissheit geblieben. Auch Hr. Sch. konnte, ungeachtet er seit 1779 mit den auserlesensten Werkzeugen eine sehr grofse Menge von Venus-Beobachtungen anstellte, blofs in den Jahren 1789. 90, 91 und 93 nur wenige, in den übrigen Jahren aber überall keine, auch nur einigermafsen unterscheidbare Flecken in derselben wahrnehmen. Aus den wenigen ihm gelungenen Beobachtungen von Venusflecken, welche hier nicht nur sämmtlich nicht nur sorgfältig angegeben, sondern auch mit äufserster Feinheit gezeichnet sind, scheint inzwischen, ungeachtet alles dessen, was wegen ihrer zu schwachen Deutlichkeit, zu kurzen Sichtbarkeit, und andern Umständen dabey eingewendet werden könnte, doch eine Rotationsperiode zwischen 23 und 24 Stunden mit ziemlicher Zuverlässigkeit zu folgen, wodurch also die Cassinische Bestimmung gegen die Bianchinische bestätigt wird. Eben diese Folgerung wurde noch durch eine neue Wahrnehmung bestätigt, und näher bestimmt. Hr. Sch. sah nämlich zuerst den 28. Dec. 1789 zwar das nördliche Horn der Venus in seiner gewöhnlichen spitzigen Gestalt, dagegen aber fiel ihm das südliche Horn stumpf abgerundet ins Gesicht, und ein ganz von demselben getrennter feiner Lichtpunkt zeigte sich südlich in der Randfläche. Ohne Zweifel hatte diese Erscheinung, besonders nach der Analogie so vieler ähnlicher am Monde wahrgenommener Phänomene, ihren Grund darinn, dafs der gröfste Theil der südlichen Hornspitze bis an die Lichtgränze mit Schatten vorliegender Gebirge bedeckt, der einzelne getrennte Lichtpunkt aber ein über die übrige umliegende Fläche erhabener, gebirgiger, erleuchteter Theil des Randes war. Nach einer beyläufigen Rechnung mochte die senkrechte Höhe dieses erleuchteten gebirgigen Theils, so wie er nochmals den 13ten Januar 1790 wahrgenommen wurde, etwa 4, 2 geographische Meilen betragen. Merkwürdig ist auch, dafs, wenn man dieses Gebirg als eines der höchsten in der Venus ansieht, die Vergleichung mit den Mondsgebirgen zeigt, dafs die höchsten Gebirge dieser beiden Weltkörper ungefähr in einerley Verhältniss gegen einander stehen, welches auch die Durchmesser der beiden Körper gegen einander haben. Ueber die Rotation der Venus gab nun zwar diese Beobachtung allein keinen weitern Aufschluss, wohl aber veranlafste sie desto sorgfältigere neue Beobachtungen, die auch darüber weiteres Licht verbreiteten. Es zeigte sich nämlich bey vielen folgenden

genden Beobachtungen, dafs zwar manchmal die beiden Venushörner ungefähr gleiche Gestalt hatten, sehr oft aber auch das eine, und zwar gewöhnlich das südliche Horn weit länger und schmäler als das nördliche erschien, und zwar so, dafs diese Erscheinung in aufeinander folgenden Tagen, ungefähr zu derselben Tagesstunde ordentlich wiederkam. Die Ursache dieser Erscheinung konnte wohl keine andere seyn, als dafs ein beträchtlich hoher Gebirgsstrich an dem schmalen Horn die Fläche bis zu der Lichtgrenze hin mit Schatten deckte, und eben dadurch unsichtbar machte, während zugleich der vorstehende Theil der Randgebirge noch in der Nachtseite erleuchtet war. Da nun diese Erscheinung hauptsächlich an dem südlichen Horn wahrzunehmen war; so folgt daraus, dafs auch in der Venus, so wie im Monde die meisten und gröfsten Gebirge in der südlichen Halbkugel befindlich seyn müssen; und da sie nach ungefähr 24 Stunden ziemlich ordentlich zurückkehrte; so mufs auch die Umdrehungsperiode beyläufig 24 Stunden betragen. Vorzüglich merkwürdig aber waren die Beobachtungen am 25, 27, 30sten Dec. 1791 und 11ten Januar 1792, da das südliche Horn abermals merklich abgerundet, manchmal mit einem einzelnen davon getrennten Lichtpunkte erschien, und bey fortgesetzter Beobachtung in wenigen Stunden seine Gestalt veränderte, und gleich dem nördlichen spitzig wurde. Hieraus ergab sich nicht nur überhaupt eine ziemlich schnelle Rotation, sondern aus der näheren Zeitbestimmung, und Vergleichung der verschiedenen Beobachtungen unter einander liefs sich auch diese Rotation mit grofser Zuverlässigkeit auf 23 Stunden, 20 Min. 59,04 Sec., oder in runder Zahl auf 23 Stunden, 21 Minuten festsetzen. Damit stimmen die sämmtlichen Beobachtungen überein, die einzige vom 11ten Jan. 1792 ausgenommen, bey welcher man also annehmen mufs, dafs eine ähnliche Erscheinung durch ein, von dem sonst beobachteten verschiedenes, Gebirg bewirkt worden sey. Uebrigens verdient noch bemerkt zu werden, dafs Cassini der Jüngere, um seinen Vater gegen Bianchini zu rechtfertigen, in den Pariser Mem. von 1732 gezeigt hat, dafs sich die Bianchinischen hauptsächlichsten Beobachtungen aus Annahme einer Periode von 23 Stunden, 22 Minuten erklären, und mit seines Vaters in Uebereinstimmung bringen lassen. Hr. Sch. bestätigt nun weiter sein obenangeführtes Resultat über die gebirgichten Ungleichheiten der Venus noch durch viele in den Jahren 1793, 94 und 95 gemachte übereinstimmende Beobachtungen, und erzählt, dafs dieselben Erscheinungen durch verschiedene seiner trefflichen Werkzeuge, auch von andern Personen, als Hr. D. Chladni, Hr. D. Olbers, Hr. Mechan. Tischbein, oder auch durch seinen ganz unbefangenen Aufwärter völlig eben so wahrgenommen worden seyen. Besonders liefs sich auch aus der manchmal etwas zackicht und höckericht erscheinenden Lichtgrenze mit verwaschenem mattgräulichtem Schatten auf gebirgichte Ungleichheiten, so wie aus den innerhalb 2 Stunden an den Hörnerspitzen wahrgenommenen Veränderungen auf den Umstand schliefsen, dafs der Aequator der Venus beträchtlich gegen die Ekliptik geneigt seyn, und mithin ein merkwürdiger Wechsel der Jahrszeiten auf diesem Planeten Statt finden müsse. Noch macht Hr. Sch. die Bemerkung, dafs, wenn gleich die Rotationsperiode der Venus im Ganzen mit ziemlicher Zuverlässigkeit bestimmt sey, doch etwa in Ansehung einzelner Secunden noch eine kleine Abänderung darinn möglich wäre, die zwar bey Vergleichung von Beobachtungen, die einander sehr nahe liegen, nicht merklich seyn, aber bey Vergleichung entfernterer Beobachtungen doch noch bedeutend werden könnte, wie dann überhaupt sehr entfernte Beobachtungen sich wegen der Ungleichheiten des Planeten, und wegen der ohne Zweifel Statt findenden Libration nicht mit Sicherheit vergleichen lassen. Uebrigens sey es begreiflich, dafs diese an sich delicaten, und überhaupt seltenen Beobachtungen leicht auch einem sonst geübten Beobachter entgehen können, wenn er die Venus nicht so aufserordentlich häufig, wie unser Vf. zum Gegenstand seiner Untersuchungen mache, es lasse sich deswegen daraus, wenn andere zu andern Zeiten selbst mit den besten Werkzeugen nichts von der Art in der Venus gesehen haben, kein Schlufs gegen die Zuverlässigkeit der so vielfach bestätigten Wahrnehmungen des Vf. machen.

Der zweyte Hauptheil dieses Werks enthält Beobachtungen und Bemerkungen über den Dunstkreis der Venus, seine Dichtigkeit, senkrechte Höhe, und die daher in der nächtlichen Seite entstehende Morgen- und Abenddämmerung, auch horizontale Strahlenbrechung, nebst neuer Bestimmung der Höhe der bey diesen Beobachtungen in der nächtlichen Seite wahrgenommenen Randgebirge. Schon die blofse Erwähnung dieser Gegenstände zeigt, auf wie feine Beobachtungen auch hiebey alles ankomme. Wirklich wufste man auch bisher über die Atmosphäre der Venus beynahe gar nichts Zuverlässiges, ungeachtet man besonders etwa bey ihren Vorübergängen vor der Sonnenscheibe hätte hoffen können, darüber einigen Aufschlufs zu erhalten. Dafs überhaupt die Venus einen unsrer Erdenatmosphäre ähnlichen Dunstkreis haben müsse, wird schon aus dem Umstand höchstwahrscheinlich, weil das Licht derselben gegen die Erleuchtungsgrenze hin immer matter abfällt, und zwar in einem weit stärkern Verhältnifs, als dies unter ähnlichen Umständen beym Mond wahrgenommen wird. Um dieser letztern Bemerkung willen läfst sich die Sache nicht allein aus photometrischen Gründen erklären, nach welchen sonst freylich auch schon das Licht gegen die Erleuchtungsgrenze hin, wo es schiefer auffällt, auch schwächer wahrgenommen werden mufs; auch der auf der Venus zwar allerdings beträchtliche Halbschatten ist doch, von der Erde aus gesehen, viel zu gering, als dafs er zu der Erklärung des Phänomens hinreichen sollte. Es bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, dafs nach Analogie der Erde eine Atmosphäre da sey, welche die Sonnenstrahlen um so mehr schwächt, je länger sie

durch

durch dieselbe gehen müssen. Diese hienach schon wahrscheinliche Vermuthung einer Venusatmosphäre wurde noch weiter bestätigt, da Hr. Sch. den 9ten März 1790 zum erstenmal wahrnahm, dass von der Spitze oder Lichtgrenze des nördlichen Horns sich zwar intermittirend, aber doch immerfort und unter allen Vergrösserungen deutlich, in der Randfläche der Nachtseite ein sehr mattes bläulichtes Licht zeigte, welches in scheinbar unterbrochenen Punkten spielte, und gegen die Hornspitze in einer ganz verschiedenen mattgräulichen Farbe abstach. Eben diese Erscheinung wurde auch vom Hn. Mechanicus Tischbein auf die nämliche Art beobachtet. Auch am südlichen Horn zeigte sich manchmal dieselbe Erscheinung, und der erleuchtete Theil der Venus machte den Messungen zufolge beträchtlich mehr als einen halben Kreis aus. Alle Umstände bestätigten, dass dies Licht eine wahre atmosphärische Dämmerung war. Die Messung über die Ausdehnung dieser Dämmerung ergab nach gehöriger Rechnung bey verschiedenen Beobachtungen 4° 36′ 28″ und 4° 35′ 34″, im Mittel also 4° 35′ 1″ für den Bogen, über welchen hin sich die Dämmerung von den sichtbaren Hornspitzen ab wirklich erstreckt. Dabey ist aber zu bemerken, dass nach der bey diesen Messungen gebrauchten Methode, durch die Messung selbst schon der Halbschatten, der auf der Venus auf 22 Minuten zu setzen ist, und die horizontale Strahlenbrechung der Venusatmosphäre abgezogen sind. Im J. 1794 u. 95 machte Hr. Sch. andere wiederholte Messungen über denselben Gegenstand, aber nach einer verschiedenen Methode, nach welcher Halbschatten und horizontale Strahlenbrechung noch nicht abgezogen sind, indem er nämlich den Durchmesser der Venus mass, und damit die auf die Sehne der Dämmerungsspitzen senkrechte Linie verglich. Diese neuen Messungen ergaben an sich zwar verschiedene Resultate, je nachdem dabey verschiedene Vergrösserungen und verschiedene Teleskope gebraucht wurden. Vergleicht man aber wieder die vermittelst einerley Vergrösserungen desselben Instruments herausgebrachten Resultate, so stimmen sie wieder sehr gut unter sich zusammen. Mit einer 74maligen Vergrösserung eines 7füssigen Teleskops ergab sich nämlich der Bogen, über den sich die Dämmerung wirklich erstreckte, einmal zu 5° 22′ 15″, das andereinal zu 5° 26′ 4″, im Mittel also zu 5° 24′ 0″, (nicht 19″, wie aus Versehen bey Sch. steht.) Zieht man hievon die mit derselben Vergrösserung und einem ähnlichen Instrument obengefundene 4° 36′ 1″ ab; so bleiben 48′ 8″, wovon 22′ für den Halbschatten, mithin 26′ 8″ für die horizontale Strahlenbrechung zu rechnen sind. Begreiflich muss eine stärkere Vergrösserung bey einerley Teleskop, so lange sie nicht für die Lichtstärke des Teleskops übertrieben gross ist, den Dämmerungsbogen grösser angeben, und noch mehr muss dies bey einer stärkern Vergrösserung eines grössern, lichtreichern Teleskops geschehen, und so fand sich auch wirklich im Mittel aus 4 unter sich ziemlich gut übereinstimmenden Messungen, die nach der 2ten Methode mit 160maliger Vergrösserung eines 7füssigen Teleskops gemacht wurden, der uns noch sichtbare Dämmerungsbogen zu 7° 1′ 43″, und mit 136maliger Vergrösserung eines 13füssigen Teleskops im Mittel aus 3 sehr gut übereinstimmenden Messungen 7° 39′ 4″. Eine dieser letzten 3 nach der 2ten Methode angestellten Messungen gab für diesen Bogen 7° 39′ 40″, und mit demselben Teleskop und Vergrösserung ergab die Messung nach der ersten Methode 6° 42′ 50″. Zieht man von dem Unterschied, der 56′ 50″ ist, 22′ für den Halbschatten ab; so bleibt für die horizontale Strahlenbrechung 34′ 50″. Oben fand sich dafür 26′ 8″, so dass man mithin im Mittel dafür 30′ 29″ oder beyläufig einen halben Grad, ungefähr wie bey unserer Erde setzen kann. Noch wurden bey dieser Gelegenheit aufs neue Gebirge in der Venus gemessen, und dieselben 1, 2, bis gegen 3 geographische Meilen hoch gefunden. Sonst wird nun aus dem mit den besten Teleskopen noch für uns bemerkbaren 7½° Dämmerungsbogen in Vergleich mit der Erddämmerung, deren hellster Theil sich nur auf 6° 23½′ erstreckt, geschlossen, dass die Venusdämmerung in ihrer ganzen Ausdehnung, bis sie sich in der Dunkelheit der Nacht verliert, wenigstens unserer ganzen Erddämmerung gleich seyn, und also auf 18° hin sich erstrecken müsse. Die ganze senkrechte Höhe der Venusatmosphäre würde hienach beyläufig ebenfalls wie bey der Erde auf 10 geographische Meilen; die Höhe desjenigen untern und dichtern Theils aber, in welchem die Dämmerung noch bey uns erkennbar ist, 6524 Toisen, oder 1,7 geographische Meilen betragen. Ueberlegt man die geringe Grösse, unter welcher mithin der Venusdunstkreis von der Erde aus erscheinen muss; so wirds begreiflich, warum man bey ihren Vorübergängen vor der Sonne keine sichere Spur davon entdecken konnte, wenn gleich hie und da optische Täuschungen auch hier, so wie bey einigen andern Phänomenen irreführen konnten. Am Ende sind noch einige allgemeine Betrachtungen und Vergleichungen, besonders zwischen der Erde, dem Mond und der Venus angehängt. Die Atmosphäre des Monds scheint sich, so weit sie uns sichtbar ist, nur auf etwas über 200 Toisen zu erstrecken; die der Venus ist ungefähr der Erdatmosphäre gleich. Hingegen sind die höchsten Mondsgebirge beträchtlich höher als die der Erde, und in gleichem Verhältniss sind die höchsten, hauptsächlich in dem südlichen Theil der Venus sichtbaren Gebirge ungefähr 4mal so hoch, als unsere Cordilleren. Welch einen prächtigen Anblick müsste ein Beobachter auf dergleichen Gebirgen haben, von denen er gegen 170 geographische Meilen im Durchmesser überschauen, Gebirge, Thäler und ebene Landschaften unter sich liegen sehen, und die Gipfel anderer, unterhalb des Horizonts liegender hohen Gebirge weit über diesen erhaben erblicken könnte! Welche neue erhabene Naturscenen! Welch ein Eindruck von der Grösse des Schöpfers!

Den Beschluss machen theils Bemerkungen vom Hn. Hofr. Kästner über die Art, aus Beobachtungen die

Ausdehnung der Dämmerung auf der Venus zu finden, theils eine Beschreibung des zu Lilienthal errichteten 27füssigen Teleskops, mit praktischen Bemerkungen und Beobachtungen über die Grösse der Schöpfung. Das 27füssige Teleskop, das, durch die gemeinschaftlichen Bemühungen des Vf. und Hn. Prof. Schraders des Jüngern zu Kiel, zu Stande gebracht worden, ist ein wahres Meisterstück deutscher Kunst, und wenn auch gleich auf Kosten des Königs von England oder der französischen Republik noch gröfsere Teleskope verfertigt worden sind, oder noch verfertigt werden sollen (die Franzosen haben wirklich im Sinn, ein 60füssiges Teleskop mit einem Spiegel aus Platina zu verfertigen), so kann doch gewifs auch die deutsche Nation auf ein solches Unternehmen eines Privatmannes stolz seyn. Es sind dafür 2 Objectivspiegel, einer zu 19½, der andere zu 20 calenbergischen Zollen, jener gegen 180, dieser gegen 200 Pfund schwer gegossen worden. Die Figur derselben ist ausserordentlich gut gerathen, und die Spiegel haben bey heiterer Luft noch bey 800 bis 1000maliger Vergröfserung überall keine Bedeckung nöthig. Ein sehr glücklicher Gedanke war es, den hintern Theil des Rohrs, wo die gröfste Last ist, auf einem besondern Wagen ruhen, und auf demselben herumführen zu lassen. Den ganzen sinnreichen Mechanismus aber, vermittelst dessen der Beobachter, ohne den Ocular zu verlassen, diesen beträchtlichen Körper, zugleich mit einer daran befestigten Galerie, auf welcher er selbst mit einer kleinen Gesellschaft Platz findet, und noch ein kleines Schreibcabinet hat, ganz allein mit Leichtigkeit einige Grade weit herumtreiben, und mit einem einzigen Gehülfen das Rohr nach allen Himmelsgegenden richten kann, müssen wir in der lehrreichen Schrift selbst nachzusehen überlassen. Dafs man mit einem so ganz vorzüglichen Instrument manche Dinge am Himmel entdecken könne, welche nur noch vor 10 Jahren selbst eine astronomische Einbildungskraft kaum zu träumen wagte, wird man gerne glauben. Hier werden noch besonders einzelne kleine Gegenstände im Mond, der Stern 6 im Orion, der wenigstens 12fach erscheint, die Auflösungen der nebelartigen Stellen in der Milchstrafse, und noch vorzüglich der Nebel am Schwerdt des Orion nach ihrer Erscheinung vermittelst eines solchen Teleskops beschrieben: von letzterem ist auch eine besondere genaue Zeichnung beygefügt. Der angehängte Wunsch, dafs bald mehrere öffentliche Sternwarten Werkzeuge dieser Art erhalten möchten, wird wohl noch lange ein frommer Wunsch bleiben.

## LITERARGESCHICHTE.

Unter dem erdichteten Namen Germanien: *Charakteristik einiger jetzt lebenden preufsischen Geistlichen.* Ohne Vorber. 1796. 179 S. 8.

Ob der ungenannte Vf. dieser Charakteristik von 64 preufsischen Geistlichen auf den Dank derselben rechnen könne — ob ihm auch das Publicum dafür danken werde, dafs er denselben so viele, ganz unbedeutende, Dinge vorgeschwatzt — so manche Scandale erzählt hat — ist wohl sehr problematisch. Aber was die Hauptsache ist, die Glaubwürdigkeit seiner Erzählungen ist höchst verdächtig. Wenigstens bey dem Rec. hat er durch folgenden Artikel S. 158: „*Waldau, Prediger an der Sebalduskirche und Inspector des egydianischen Gymnasiums zu Nürnberg,*“ allen Glauben verloren. Denn Hr. *Waldau* gehört nicht unter die preufsischen Geistlichen; — auch ist es nicht wahr, dafs derselbe *Prediger an der Sebalduskirche* sey; — auch ist es nicht wahr, dafs er *Inspector des egydianischen Gymnasiums* sey — und so weiter. *Sapienti sat.*

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Wien* u. *Leipzig*, b. Doll: *Warton und Sidney*, oder, *die geretteten Freunde*, ein dramatisches Gemälde in vier Aufzügen. 1795. 126 S. 8. (6 gr.) Die Rolle eines Mannes, den Unwillen über falsche Freunde, buhlerische Geliebte, und untreue Bediente zur schwärzesten Melancholie treibt, und der Charakter eines andern, der unverschuldet mit seiner Familie in solcher Dürftigkeit schmachtet, dafs er seinem Elend durch Selbstmord ein Ende machen will, übersteigen die Kräfte dieses Verfassers, der weder Energie zur Ausführung jener Rolle, noch das Rührende, wodurch der andre Charakter interessant werden konnte, in seiner Gewalt hält, sondern entweder durch mattes und fades Geschwätz Langeweile, oder durch gezierten und steifen Ausdruck Ekel erregt. Gehäufte Erkennungen machen den Ausgang romanhaft; die Entwicklung wird dadurch bewirkt, dafs jene beiden Männer zugleich den Entschlufs fassen, sich in denselben Flufs zu stürzen, (eine aus dem *Fabricant von London* von *Falbaire* nachgeahmte Idee) aber höchst unschicklich ist es, dafs beide in einer solchen Lage erst noch viel mit einander disputiren. Sehr possierlich sagt der Lord S. y.: „Ich mufs doch *ernsthaft* nachsehn, ob nicht auf meinen Kisten irgendwo ein Fluch klebt.“ Lachen statt Rührung erregt es, wenn er darauf S. 10. sagt: „Zeige mir nur, auf welchem Golde der Fluch liegt; ich will es *in Koth treten*, will die Küste zerstören, will sie *im Feuer* verbrennen, wie man *pestige* Dinge verbrennt.“ Ganz gut ist die Idee, dafs er S. 11. die vielen falschen Freunde mit Insekten vergleicht, die von allen Seiten an ihm hinaufkriechen, wenn er dann aber ausruft: „Da sind schon wieder welche, „*grünlich, gelblich, schwarz im Grunde,*“ so wird die ganze Stelle, die schauderhaft seyn soll, burlesk. In dem Munde eines Lords, der mit seiner Maitresse spricht, ist das Sprüchelchen: *Qui bene distinguit, bene docet*, gar zu albern. — *Kummerhaft, ein Delibcrat, ein Oekular, abseits, gewichtig an Geist; dies sollte mich zusammenwerfen*, anstatt, *erschüttern*, dies sind so einige Beyspiele von den Undeutschheiten des Vfs.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 9. Januar 1797.*


## PHILOSOPHIE.

1) Rostock und Leipzig, b. Stiller: *Aphoristische Darstellung der Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft*, des Herrn Immanuel Kant, von *Friedrich Grillo*, Professor der Philosophie. 1794. 176 S. 8. (10 gr.)

2) Chemnitz, b. Hofmann: *Betrachtungen über die Kantische Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft*, nebst einer Abhandlung über den Scepticismus überhaupt und über den Kantischen Scepticismus insbesondre. Von *J. G. Ratze*. 1794. XXII u. 238 S. gr. 8. (16 gr.)

Nr. 1. enthält nicht viel dem Vf. eigenes, ist aber doch brauchbar für solche, die einen gröfseren Umfang eines wissenschaftlichen Ganzen nicht leicht zu übersehen vermögen. Die aphoristische Darstellung ist zwar nicht nach einem eigenen Plan, der über das Ganze ein neues Licht verbreitete, geordnet, vielmehr folgt sie Schritt vor Schritt dem Gang der Kantischen Schrift; (mit dem einzigen Unterschiede, dafs die *Allgemeinen Anmerkungen*, die Kant den einzelnen Abschnitten seiner Schrift beygefügt hat, hier in einem besondern Anhang dem Texte nachfolgen.) Auch findet man nicht eigenthümliche Zusätze des Vf., die zur Erläuterung dunkler oder schwieriger Stellen viel beytragen könnten. Allein theils schon das nähere Zusammenrücken der Hauptgedanken, theils noch mehr die Leichtigkeit, die der Vf. seinem Vortrag zu geben gewufst hat, erleichtern allerdings das Verstehen der Kantischen Schrift, und wir können also dem Vf., der, nach seiner Aeufserung in der Vorrede, gerade nur dies mit seiner Arbeit beabsichtiget hat, das Zeugnifs ertheilen, dafs er seinen Zweck erreicht habe. Um so mehr müssen wir es bedauern, dafs nicht nur die vielen Druckfehler, über die der Vf. selbst (in den philosophischen Annalen, Dec. 1795.) öffentliche Klage geführt hat, sondern noch weit mehr die durch das ganze Buch fortlaufende allen Regeln widersprechende Interpunction das Lesen so sehr erschweren. Wir zeichnen zum Beweifs des letztern gleich den Anfang der Vorrede aus: „diese Darstellung, ist eigentlich für „den Cirkel, meiner Bekannten gemacht, der aus aufgeklärten Personen, beyderley Geschlechts, besteht. „Sie hatten seit mehrern Jahren, von dem unsterblichen Verfasser, sehr vieles sprechen gehört, ohne eben „seine Schriften, gelesen zu haben, u. s. w.“ Nun denke man sich eine nur etwas verwickeltere Periode mit einer solchen Interpunction! Und, wenn wir versichern, dafs diese Stelle noch lange nicht die schlimmste in der genannten Rücksicht ist, so werden unsre Leser begreifen, mit welcher Qual man sich durch ein Buch durcharbeiten müsse, das einem Wege gleicht, wo die Wegweiser und Meilenzeiger, die bestimmt sind, dem Wanderer die Reise zu erleichtern, durchaus dazu gebraucht wären, die Strafsen zu verrammeln! Eine Erinnerung dieser Art sind wir gerade gegen Hn. Gr. um so mehr zu machen berechtiget, da er selbst (in den philosophischen Annalen) von den kleinlichsten Druck- und Schreibefehlern in den Kantischen Schriften, während er die bedeutenderen meist seiner Aufmerksamkeit entgehen liefs, so viel Aufhebens gemacht hat. Zudem scheint die gerügte widersinnige Interpunction nicht des Correctors sondern des Vfs. eigne Schuld zu seyn, indem in der genannten Klage über die Druckfehler seiner eignen Schrift nicht nur von der Unrichtigkeit der Interpunction nichts erwähnt, sondern dieselbe fehlerhafte Interpunction sogar selbst beobachtet ist. — Noch müssen wir eine Rüge über den Titel des Buches hinzufügen, der offenbar eine Sünde wider die Grammatik, den gesunden Verstand und den guten Geschmack ist. Schon der Titel von Nr. 2. *über die Kantische Religion etc.* ist fehlerhaft; nach allen Regeln müfste man, in dieser Verbindung, sagen: *über die Kantische Schrift, die Religion etc.* Aber was soll man von einem solchen Titel sagen: *Darstellung der Religion, innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft, des Hn. Immanuel Kant?* — — Die, nur 6 Seiten lange, *Darstellung des Fetischismus*, die zuletzt noch angehängt ist, ist sehr unbedeutend.

Nr. 2. enthält mehr dem Vf. eignes als Nr. 1. ohne jedoch diesem an Brauchbarkeit gleich zu kommen. Wenigstens möchte es schwer seyn, die Classe von Lesern zu bestimmen, denen es nöthig und nützlich, oder thunlich und zweckmäfsig scheinen könnte, die Kantische Schrift durch Erläuterungen und Zusätze folgender Art, von der wir nur ein Beyspiel anführen, verständlich zu machen. — Nach dem der Vf. in der II. Abh. *Ueber den Ursprung des Bösen und des Guten*, die Kantische Erklärungsart nach seiner Weise kritisirt und erläutert hat, fährt er S. 62. fort: „noch „eine Erklärungsart über den Ursprung des Guten und „Bösen bleibt uns übrig, sie ist aber sehr gewagt, und „wie alle menschliche Aufschlüsse, welche den ersten „Ursprung und die eigentliche Beschaffenheit der Dinge zum Gegenstande haben, blofs eine Hypothese. „Da wir nämlich auf alle Fälle nicht uns selber, sondern die Gottheit, als den Urheber von unserer Natur und ihrer ursprünglichen Beschaffenheit ansehen „müssen, so kann die ursprüngliche Anlage zum Bösen eben so wenig unsre eigene Verschuldung seyn, „als

„als es unser Verdienst ist, dass wir eine ursprüngliche „Anlage zum Guten haben, oder dass wir überhaupt „vernünftige Wesen sind. *Wir geben also, in Beziehung auf den Glauben an ein höchstes Wesen, unsre Freyheit und Sittlichkeit und alles Böse und Gute gänzlich auf,*" (hiebey steht in einer Note: „Weiter unten wird das alles schon wieder angenommen und „hergestellt werden;") und „die Gottheit ist alles in „allem. Aber eben deswegen, weil ein allweises, allmächtiges, ganz heiliges und ewiges Wesen der Urheber von allem, was existirt und geschieht, ist, so „kann es überall kein Böses geben, sondern es muss „in dem unendlichen Verstande des höchsten Wesens, „der das Ganze und die unendlichen Bestimmungen „desselben übersieht, nothwendig alles gut seyn etc." Nachdem nun der Vf. gezeigt hat, dass alles Uebel und alles Böse in der Welt uns nur darum übel und böse und eine Abweichung von dem Gesetze der Heiligkeit scheine, weil es uns (S. 65.) an der Uebersicht der göttlichen Weisheit und Heiligkeit fehle, da es doch „*bey Gott selber gar keine Abweichung ist, vielmehr die Weisheit und Heiligkeit Gottes da erst recht „gross und über alle unsre Weisheit und Heiligkeit erhaben ist, wo es uns eine Abweichung von derselben zu „seyn scheinet:*" so setzt er S. 66. hinzu: „ob wir „gleich die Heiligkeit und Nothwendigkeit des Daseyns dieser physischen und moralischen Unvollkommenheiten in der Welt durch keine bestimmten Gründe erweisen, und dadurch auch aus den Unvollkommenheiten die Weisheit und Heiligkeit Gottes eben „so, wie aus den Vollkommenheiten, darthun können, *so nöthiget uns doch unser moralisches Gesetz unwiderstehlich zu dem Glauben*, dass, im Falle alles „von Gott herkommt, auch alles schlechterdings nothwendig gut, weise und heilig seyn müsse;" und S. 67. „*Durch diesen überzeugenden Glauben an eine höhere Weisheit des höchsten Wesens wird nun dieselbe „auch in der Seele des Menschen realisirt.* Die Dinge „werden nicht mehr nach dem gegenwärtigen Anscheine, sondern nach dem im Glauben ergriffenen Ideal „der göttlichen Weisheit beurtheilt;" und S. 68. „Es „wird also in dem moralischen Glauben alles Böse überhaupt aufgehoben, dergestalt, dass, obgleich *die „sämmtlichen physischen und moralischen Unvollkommenheiten* wirklich etwas Reelles sind, sie doch in dem „unendlichen Verstande der Gottheit als gut und als „nothwendig zur Hervorbringung der höchstmöglichen, sittlichen und physischen Vollkommenheit endlicher Wesen erscheinen, und *deswegen in der Wirklichkeit von dem höchsten Wesen angeordnet sind.*" Nun macht er sich zwar den Einwurf: „es ist zwar wahr, „dass sich der Glaube an sich und auch die Schrift, „welche ihn von uns fodert, nicht so erklärt. Vielmehr lässt er *wenigstens das moralische Uebel aus Freyheit der Menschen entstehen*, welches auch zu blossem „*praktischen* Gebrauche nicht nur hinlänglich, sondern auch am heilsamsten ist." Allein er weiss diesen Einwurf sogleich zu heben: „*Wenn der Glaube aber*," fährt er fort, *wie alles in der Welt*, der Kritik nun „doch einmal nicht entgehen kann," so kann er sich „auf eine solche Weise rechtfertigen, ohne der Sittlichkeit zu schaden. Der Grund dieser Rechtfertigung besteht in *dem von der Vernunft absolut gebotenen Glauben an eine höhere Weisheit des Urhebers aller „Dinge*, nach welcher Weisheit auch dasjenige gut „ist, was uns jetzt böse zu seyn scheint, und *ausser jenem Glauben auch wirklich böse ist.*" — Allein da dieser Glaube die Hauptschwierigkeit hat, dass er mit der Freyheit des Menschen nicht wohl zusammen bestehen kann, so sucht nun der Vf. den Widerspruch aufzulösen. Dies geschieht denn S. 69. ff. auf die Weise, dass dem Menschen nur eine Quasi-Freyheit übrig gelassen wird; denn, obgleich S. 70. gesagt wird: „aufgehoben soll und darf nun *unsre absolute Freyheit* „schlechterdings nicht werden;" (wogegen es jedoch schon S. 69. heisst: „alle Gründe, welche, des Glaubens an Gott, als Urheber und Regierer aller Dinge, „ungeachtet, dem Menschen eine *absolute Freyheit* zusichern wollen, gehören zu den Sophistereyen, und „halten die Prüfung der Kritik nicht aus;") so wird doch gleich darauf hinzugesetzt: „die Freyheit muss „nun jenem Glauben gemäss bestimmt werden;" welches denn auf folgende Art geschieht: „die Vernunft „wird sich nämlich im Gesetze als ein absolutes und „freyes Vermögen bewusst. Dieses Bewusstseyn bleibt „nun unveränderlich und dasselbe, ob sie sich gleich „auch dabey in dem Glauben an Gott bewusst ist, dass „sie auch als ein vernünftiges und freyes Vermögen „nicht *ursprünglich* durch sich selber, sondern durch „das höchste, ewige, alles in sich fassende und hervorbringende Wesen existirt." Am Ende aber schliesst doch die Untersuchung damit: „wie aber absolute Freyheit und praktische Vernunft bey endlichen Wesen, „die sich zugleich als abhängige Geschöpfe eines höhern Wesens betrachten müssen, überhaupt möglich „seyn kann, das *ist uns eben so unbegreiflich*, als die „Möglichkeit der Freyheit überhaupt, ohne alle Rücksicht auf ein höheres Wesen, als dem Urheber unserer Existenz und der Art und Weise derselben." — — Was ist denn nun mit dieser ganzen Hypothese gewonnen, die, nachdem sie sich mit den auffallendsten Widersprüchen herumgetrieben hat, ebenfalls in einer Unbegreiflichkeit endigt? Man sieht wohl, um was es dabey dem Vf. zu thun war; er wollte die Hypothese, womit er sich die Möglichkeit der Freyheit überhaupt begreiflich gemacht hat, nämlich die erwähnte „*Rücksicht auf ein höhers Wesen*," auch zur Erklärung des Ursprungs des Bösen anwenden. Dies mag wohl für ihn, der in jener Rücksicht auf ein höheres Wesen einen beruhigenden Erklärungsgrund für die Möglichkeit der Freyheit überhaupt gefunden hat, ganz gut seyn. Aber das sollte ihm doch einleuchtend seyn, dass eine solche dogmaticistische Behauptung der Kritik in ihren Grundprincipien widerspricht; (oder glaubt er wirklich, dass der Platnerische *Skepticismus*, dessen Parthey er genommen zu haben scheint, *kritisch* sey?) und wie kann er dann noch glauben, in irgend einer Behauptung mit Kant einig zu seyn? Doch ja, es giebt der Schriftsteller noch mehrere, die sich einbilden mit der Kritik einverstanden zu seyn, weil

weil sie mit ihr einerley *Resultate* annehmen, und die der kritischen Philosophie wesentliche Dienste zu erweisen glauben, wenn sie die gleichen Resultate aus *Gründen* darthun, die allem, was die Kritik begründet hat, schnurstracks entgegen, und durch die ersten Anfangsgründe der kritischen Philosophie als untauglich widerlegt sind. Gerade als ob es in der Philosophie blofs auf die *Resultate* ankäme, gleichviel aus welchen *Gründen* sie abgeleitet würden! Deshalb thun denn auch solche Philosophen oft so, als hätte man alles, was die Kritik sagt, längst gewufst, und der Einfluss der Kritik auf die Wissenschaften wäre nur eine leere Prätension! Gegen Schriften dieser Art, zu deren Widerlegung man immer das aufs neue wiederholen müsste, was die Kritik längst gesagt hat, weil sie das, was die Kritik schon widerlegt hat, nicht einmal mit einer neuen Ansicht oder Wendung wiederholen, bleibt weiter nichts übrig, als sie an die Kritik zu verweisen. — Wir haben nur diese einzige Stelle des Buches, diese aber absichtlich so ausführlich ausgezeichnet, weil die mancherley Aeufserungen, die sie enthält, nicht nur den Geist des ganzen Buches sondern überhaupt der ganzen Philosophie des Vf. bestimmt genug kenntlich machen. Sie wird hinreichend seyn, um zugleich auch diejenigen unsrer Leser, die, mit den Gründen der Kantischen Philosophie nicht einverstanden, gleichwohl einen Theil von den *Resultaten derselben* gern für sich behalten und mit ihrer antikritischen Philosophie verbinden möchten, auf diese Schrift aufmerksam zu machen, die *für sie* unstreitig in mancher Rücksicht überzeugend und befriedigend seyn wird. Wir können es uns aus demselben Grunde auch ersparen, von der *Abhandlung über den Skepticismus überhaupt und über den Kantischen Skepticismus insbesondere*, welche die 1ste Abh. des Buches ausmacht, besonders Rechenschaft zu geben, wozu es uns auch an Platz gebrechen würde.

Wir verbinden aber mit der Anzeige dieser Schrift zugleich noch eine kurze Anzeige zweyer andern Schriften desselben Vf., die in demselben Geiste geschrieben sind:

1) Leipzig, b. Böhme: *Ist Glückseeligkeit oder Tugend die Bestimmung des Menschengeschlechts?* Ein Versuch zur Berichtigung des von Kanten veranlafsten Streites über den Endzweck der Welt. Von *J. G. Rätze.* 1794. 72 S. 8. (5 gr.)

2) Chemnitz, b. Hofmann: *Beylage zu Kants Kritik der praktischen Vernunft.* Von *J. G. Rätze.* 1794. XXIII u. 152 S. gr. 8. (10 gr.)

Wie viel Nr. 1. zur „*Berichtigung* des von Kanten veranlafsten Streites über den Endzweck der Welt" beytragen könne, läfst sich zum Theil schon daraus beurtheilen, dafs der Vf. nicht einmal die Frage richtig gefafst hat. Er spricht durchaus in seiner ganzen Schrift blofs von der Bestimmung des *Menschen*, ohne auch nur mit einem Worte zu erwähnen, in wie ferne denn die Bestimmung der ganzen Gattung mit der Bestimmung des Individuums für identisch gelten solle. Das Resultat, das der Vf. aufstellt, dessen Gründe aber hier keine Stelle finden können, ist folgendes, S. 70. „*Der Mensch ist zur sittlichen Glückseeligkeit bestimmt.*" S. 71. „Da bey dem Menschen in der guten Gesinnung „die *Seeligkeit des Gesetzes*, (der Vf. spricht mehrmals „von der *absoluten Seeligkeit des Gesetzes*, wie ein Mystiker!) als der reine Vernunftzweck, mit der durch „die Moralität veredelten und geheiligten sinnlichen „Glückseeligkeit in ein Bewufstseyn und eine Empfindung vereiniget ist, so würde meiner Meynung nach, „der *Titel von der menschlichen Bestimmung*, dieselbe „vollkommen in sich fassen, wenn man *sittliche Glückseeligkeit* dazu wählte. In dieser Gestalt leuchteten „alle Bestandtheile der menschlichen Bestimmung aus „dem Titel hinlänglich hervor, und man könnte sich „die Glückseeligkeit nicht ohne die Tugend, aber auch „die Tugend nicht ohne die Glückseeligkeit denken." Höchst possierlich klingt folgende Beschreibung von der Entstehung des *Sollens*, S. 35. ff. „Wenn sich die „Vernunft der Herrlichkeit ihres Gesetzes vollkommen „bewufst ist, und die Begierden entweder gar keine „Blendwerke neben dem Gesetze zur Wahl vorhalten, „oder doch mit Anpreisung ihrer Gaukeleyen, wegen „der Majestät des Gesetzes keinen Eindruck auf den „Willen machen können, so *will* der Wille nach seinem Gesetze handeln. Gelingt es aber den Neigungen, sich durch allerley List und angenehme Vorspiegelungen bey dem Willen einzuschmeicheln, und „denselben, zu Gunsten ihrer empirischen Zwecke, „zur Abweichung vom Gesetze geneigt zu machen, der „Wille sich aber zugleich auch seines Gesetzes noch „vollkommen bewufst ist, so *ändert er*, nachdem er „den Neigungen schon einige Hoffnung zur Erfüllung „ihres Begehrens blicken lassen, *plötzlich sein Betragen, zum Nachtheil und zur Kränkung der Neigungen.* Aufgebracht über sich selbst und über das Ansuchen der Neigungen, *verwandelt* er sein sonstiges „eigenes ruhiges *Wollen* in ein freyes aber ernstes *Gebot*, und spricht zu sich selbst: *du sollst* nach deinem „Gesetze, und nicht nach dem vorgeschlagenen Zwecke „der Neigungen handeln." — Das heifst doch die tiefen Speculationen gemeinfafslich machen!

Was für Aufschlüsse über die Kritik der praktischen Vernunft von der Beylage Nr. 2. zu erwarten seyen, das werden unsre Leser aus wenigen Aeufserungen des Vfs., dergleichen wir einige, ohne sonderliche Auswahl, ausheben wollen, ebenfalls leicht beurtheilen können. S. 6. heifst es: „das höchste Sittengesetz drückt Herr Platner S. 467. (im 2ten Bd. „der philosophischen Aphorismen) so aus: *thue nicht „das Gegentheil von dem, was du selbst erkennst als wahr „und gut.*" Dieses Sittengesetz ist von dem kategorischen Imperativ „*Handle so, dafs du wünschen* (?) „*könnest, dafs die Maxime, nach welcher du handelst, „ein allgemeines Gesetz werden möge,*" „blofs in Worten und darinn, unterschieden, dafs Hr. Platner die „Maxime der Handlung namentlich als *Wahrheit* und „*Güte* angiebt, [was heifst das?] Herr Kant aber die

„*Allgemeinheit des Wollens einer Maxime* als das einzi„ge ächte Kennzeichen ihrer Moralität festsetzt, und „also den vernünftigen Willen *unmittelbar auf sich „selber zurückweiset.*“ Der Vf. konnte also wirklich glauben, dass diese beiden Sätze *bloss in Worten* unterschieden wären? So wenig ahnet er den Sinn der Kritik der praktischen Vernunft, die er commentirt und berichtiget? Begreiflich ists, dass er, der das Platnerische Sittengesetz als gleichbedeutend mit dem in der Kritik aufgestellten Grundgesetz der reinen praktischen Vernunft annimmt, es für unrichtig hält, dass (S. 6.) „Herr Kant meynt, der Begriff des Guten „und Bösen dürfe nicht vor dem moralischen Gesetze „vorhergehen, und als der Grund des praktischen Ge„setzes angesehen werden;“ nothwendig musste eine solche Behauptung ihm völlig räthselhaft seyn, der sich einbildet, das höchste Sittengesetz heisse: thue nicht das Gegentheil von dem, *was du* selbst *erkennest* als wahr und *gut*.. Doch meynt er, es würde seine Richtigkeit haben, zu sagen: das Moralgesetz gehe vor dem Begriff des Guten vorher und erzeuge denselben; wenn man (S. 7.) unter dem Gesetze *die Substanz* des vernünftigen Willens verstehen wollte!! welches jedoch, wie er gleich darauf wieder meynt, nicht zugegeben werden kann, weil sowohl das Wollen des Guten als die Idee des Guten nicht die *vernünftige Substanz* selber, sondern *unmittelbare Wirkungen dieser Substanz* seyen. — Zu den sittlichen Triebfedern zählt der Vf. die Glückseeligkeit, S. 51. „Da die Glück„seeligkeit gar nicht das Widerspiel von der Tugend ist, „diese vielmehr die möglichste Vollkommenheit von „jener zur Absicht hat, so kann auch das *pathologi„sche Interesse* für den Menschen eine *vollkommene sitt„liche Triebfeder* seyn, wenn dasselbe nur mit dem Ge„setze übereinstimmet. S. 53. „Wenn das Interesse der Neigungen an und für sich mit dem Gesetze harmonirt, oder durch Vernunft völlig mit demselben übereinstimmend gemacht worden ist, so entsteht diejenige Art des moralischen Gefühls, welches man *Liebe zum Guten* nennen kann; wenn aber die Neigung dem Gesetze zuwider ist, und der vernünftige Wille dieselbe mit seiner Oberherrschaft erst unterdrücket, oder auch bloss bis zur Uebereinstimmung mit dem Gesetze einschränket, so entstehet dasjenige Gefühl, welches *Achtung gegen das Gesetz*, oder auch *Achtung gegen den vernünftigen Willen* heisst.“ Ausser dieser Liebe zum Guten, welche, wo sie in einem höheren Grade vorhanden ist, entweder *moralischer und religiöser Enthusiasmus* (S. 53.) heisst, wenn sie nicht durch aufgeklärte Begriffe, *philosophischer Enthusiasmus* aber, wenn sie durch aufgeklärte Begriffe unterstützt ist, (man sieht, wie glücklich der Vf. im Bestimmen und Bezeichnen der Begriffe ist!) ausser dieser Liebe zum Guten zählt der Vf. auch noch als eine besondere Art derselbe eine *geistige Liebe* unter den Triebfedern zum Guten auf; wobey er zugleich die pathologische *Liebe zu Gott* S. 55. gegen Kant in Schutz nimmt. Als Triebfedern zum Guten werden ferner aufgezählt, die *ästhetischen Empfindungen*, die nach S. 59. nebst den moralischen auch zu den sittlichen Empfindungen gehören; ferner, das *gute Gewissen*, das *böse Gewissen*, *die Reue*, *die Ehre*, und *die Schande*.. Wir müssen es aber den Lesern überlassen, sich darüber in dem Buche, wenn sie Lust dazu haben, selbst zu unterrichten. Die *Vernunftpostulate* stellt der Vf. als *Pflichtvorschriften* vor, S. 76. ff. — An verschiednen Orten spricht der Vf. von einem *Genusse* der *Idee* des absoluten Guten, z. B. S. 74. „Der Mensch hat in der Tugend ein absolutes Gut der Vernunft, und also auch die höchste und bleibende Glückseeligkeit, welche sich, wegen der genauen Vereinigung der Sinnlichkeit mit der Vernunft, zugleich der Sinnlichkeit mittheilet, so dass *die Idee des absolut Guten nicht nur von der Vernunft* durch das Denken, sondern auch *von der Sinnlichkeit* durch das Empfinden *genossen* wird.“ — Zuletzt noch eine Probe von der Bestimmtheit des Vortrags! S. 87. „Die Tugend ist auch die Bedingung und das Mittel, „durch welches das möglichste Wohl erreicht wird, in„dem *dieselbe* (nämlich die *Tugend!*) theils alle recht„mässige Mittel zur Erlangung der sinnlichen Glück„seeligkeit anwendet; theils aber auch die Neigungen „ordnet und einschränket, doch so, dass sie (die Tu„gend) *den Neigungen durch Vernunftgründe darthut*, „dass sie durch diese Einschränkung nichts verlieren „sondern gewinnen.“ — Das sind harte Worte! wer mag sie hören!

## KLEINE SCHRIFTEN

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Hilscher: *Der Jüngling in der Einsamkeit*, nachdenkend über Diesseits und Jenseits. 1795. 99 S. 8. (6 gr.) Wer kann noch an der Wiederbringung aller Dinge zweifeln, da die, seit vierzig Jahren verschwundene, *Jünglinge in der Einsamkeit* wieder zu spucken anfangen? Ein *Jüngling* mag wirklich der Vf. dieser kleinen Schrift seyn; das beweisen die theils vagen, theils verbrauchten Gedanken, das Declamatorische, Süsslallende, und Nachlässige des Vortrags. Ein junger Theolog mag der Vf. seyn, denn die Selbstgespräche des einsamen Jünglings sehen gerade, wie Predigtfragmente eines angehenden Homileten aus. S. 56. hat Rec. eine auffallende Seltenheit, nämlich eine *geflügelte Quelle* gefunden, denn daselbst heisst es: „Gewahrt uns die Religion gegen „die äussre Verfolgung Schutz, wie gern wird sie nicht, die „*Quelle* alles Guten, hier ihre *Fittige* zu schützen über uns aus„breiten, wenn wir nur ihren Winken folgen!“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Januar 1797.

## GESCHICHTE.

Riga, b. Hartknoch: *Der aufgefundene Eridanus, oder neue Aufschlüsse über den Ursprung, die Zeit der Entstehung, das Vaterland und die Geschichte des Bernsteins*, von D. *Joh. Gottfr. Hasse*, Consistorialrath u. Prof. zu Königsberg. 1796. 200 S. 8.

Noch nie erinnern wir uns ein sonderbareres Buch gelesen zu haben, als das gegenwärtige. Werke, in denen die Beurtheilungskraft mit der Gelehrsamkeit nicht gleichen Schritt hält, finden sich in Menge; aber in der nämlichen Schrift die ausgebreiteteste zum vorliegenden Stoff gehörige Belesenheit, und mit derselben vielen Scharfsinn zu finden, sobald es auf die Entwicklung fremder Gedanken ankommt, ohne sich doch selbst vor auffallenden Schwächen zu hüten, dies gränzt beynahe an das Unbegreifliche, und kann in diesem Buche blos mit einer übertriebnen *Vorliebe für das Land*, in dem der Vf. lebt, entschuldigt oder gerechtfertigt werden. Doch vielleicht irren wir uns selbst in unserm Urtheile; ohne also dem Leser durch Widerlegung einzelner Sätze vorzugreifen, was auch ohne die Recension bis zur Ungebühr auszudehnen, nicht möglich wäre, wollen wir blos den Gang des Hn. *H.* so richtig als es uns möglich, vorzeichnen. Jeder Liebhaber des Alterthums wird dadurch um so mehr gereizt werden, diese nicht weitläuftige Schrift selbst zu kaufen und zu beurtheilen, da wir nach genauer Prüfung versichern dürfen, dass noch keine Abhandlung erschienen ist, in welcher alles so vollständig und richtig als in dieser gesammelt wäre, was die Alten über die Kenntniss des Bernsteinlandes und des wichtigen Handels mit diesem Produkte hinterlassen haben. — Ungefähr 2000 Jahre vor Christi Geburt war nach Hn. *H.* Hypothese ein grosser Erdbrand, der Sodom und Gomorra zerstörte, sich über einen grosen Theil von Africa, Asia und Europa verbreitete, und auch in Preussen das Harz grosser Wälder aus Tannen, *Palmen* etc. erpresste. Die Folgen dieses Brandes waren Erderschütterungen, durch welche das todte, das kaspische Meer und die Ostsee sich bildeten, denn Schnee und Eis schmelzte in den höchsten Gebirgen und setzte sich in den Vertiefungen. Die Beweise zu diesen Behauptungen liefert Phaëthons Fahrt auf dem Sonnenwagen nach der Erzählung in Ovids Metamorph. Phaëthon bedeutet Feuer; er ist ein Sohn der Sonne (grosse Hitze und Brand) und der Klymene (der Ueberschwemmung). Es brennt von Aethiopien bis zum Tanais; also ein Erdbrand, vorzüglich in den nördlichern Theilen von Europa und Asia. Phaëthon stürzt in den Strom Eridanus; das heisst, eine Gegend versank unter das Wasser. Seine Schwestern, welche das Electrum schwitzen, sind schwarze, den Bernstein träufelnde, Pappeln, die der Eridanus aufnimmt und an Roms Matronen versendet. — S. 13. „Dies alles wird von den Alten *einstimmig* und *glaubhaft* erzählt, also ist es so wahr, als die Geschichte des Erdbrandes in der Bibel.“ Und S. 2. „Ovid ist der Mann, dessen wohlthätige Winke Licht in der Dämmerung, bey Vermuthungen Sicherheit und bey Zweifeln Gewissheit gewähren.“ Folglich ärgert sich Hr. *H.*, wenn Diodor und Plinius die ganze Erzählung vom Phaëthon zur blossen Fabel herabwürdigen wollen. Der ganzen Auseinandersetzung, durch welche Ovids Dichtungen mit den Erzählungen des Moses in Zusammenhang gestellt und die Irrereisen der Io durch die Ausbreitung der Söhne Noah erklärt werden, können wir unmöglich folgen. Auch die Untersuchungen über den Namen und den Gebrauch des Bernsteins übergehen wir; nicht aber die Bemerkung S. 48. dass die Argonauten sicher hier im Norden gewesen sind, und dass eben durch sie die Erzählung von Phaëthons Fahrt entstand. Die Hauptsache aber, um welche sich alles Folgende dreht, ist der Beweis, dass *Eridanus* nichts anders bedeute als gegen Osten fliessender See oder Strom, dass er die *Ostsee* anzeige, weil er nach dem Griechischen diese Erklärung haben könne, weil auch Homer sogar dem Ocean den Namen eines Flusses beylege; dass ferner der Eridanus, welcher den Bernstein giebt, nie durch den Po, noch durch einen andern Fluss, sondern allezeit durch die Ostsee zu erklären sey. Und hier folgen dann die mit der äussersten Sorgfalt gesammelten Stellen der Griechen und Römer, welche beweisen, dass man den Bernstein aus der Ostsee holte, nach dem Vf. aber beweisen sollen, dass man ihn nie wo anders holte, dass Eridanus immer die Ostsee bezeichne. Doch Hr. *H.* übergeht keine Angabe, welche diesen Fluss in das nördliche Italien zu setzen scheint; sucht aber einleuchtend zu machen, entweder dass sie irrten, oder dass eine andere Auslegung statt finden könne, oder er giebt eine Bernsteinhandlung über Pannonien nach Rom, nur nicht nach Griechenland zu. Warum Pannonien in mehr als einer Stelle durch Kärnthen erklärt werde, wissen wir nicht. Eigentlich glaubt Hr. *H.* aller dieser Beweise entbehren zu können; denn eh er sie noch giebt, wird S. 87. versichert: „Die Ostsee ist als Eridanus das rechte Vaterland des Bernsteins — dies haben wir auf eine Art gefunden (aus dem Ovid) dass darüber kein Widerspruch

spruch mehr Statt hat.“ Dass die Ostsee allein den Bernstein in Quantität liefere, macht dem Vf. ja wohl niemand streitig; allein dies genügt ihm nicht; selbst Indien muss das Land der Veneder bedeuten S. 126. weil ein Alter gesagt hat, Bernstein wachse auch in Indien, und Germanicus hat mit seiner Flotte schlechterdings die Ostsee befahren S. 128., denn sonst könnte ja die Insel Austrania das heutige Samland nicht seyn. Die Auseinandersetzung der Stelle Ovids: Neptunus habe sich dreymal zu erheben gesucht, und wie dieses die Entstehung des todten, kaspischen Meers und der Ostsee anzeigen müsse, wollen wir den Lesern nicht vorwegnehmen. — In der Vorrede sagt Hr. *H.*: „die Aufschlüsse, die ich gefunden habe, sind neu (das sind sie); wen die Resultate meiner Untersuchungen ärgern, der verdamme mich nicht zum voraus, sondern prüfe und widerlege mich. — Wer sie aber bewiesen findet, der trage sie in die Geschichte ein, und freue sich mit mir einer gefundenen Wahrheit, auch ohne meinen Namen daselbst zu nennen.“ Rec. ist es leid, sie nicht in die Geschichte tragen zu können; vielleicht finden andere die Beweise der hier ausgeführten Sätze bündiger, als sie uns geschienen haben.

Schillingsfürst, b. Scheit: *Joh. Justus Herwig*, Fürstl. Waldenburg. gemeinschaftl. Hofraths und Archivars, *Entwurf einer genealogischen Geschichte des hohen Hauses Hohenlohe.* 1796. 198 S. 8.

Der Vf. hat diesen Entwurf einer genealogischen Geschichte sämmtlichen Fürsten des Hauses Hohenlohe *zu Füssen gelegt*. Höflicher wäre es gewesen, er hätt' ihnen solchen in die Hände gegeben. Seine Absicht ist, eine vollständige Hohenlohische Geschichte in systematischer Ordnung, jedem Staatsbürger faslich, dem Publicum allmählig vorzulegen. Die genealogische Geschichte macht den Anfang, darauf sollen folgen hohenlohischer Regenten Biographien, eine Landes- und Ortsbeschreibung, und endlich eine hohenlohische Staatskunde. Wir möchten den Vf. ermuntern, sich lediglich der Ausarbeitung dieser beiden letztern, als derjenigen Gegenstände zu widmen, die nach dem Geist unsers Zeitalters und dem Grad unserer jetzigen Kultur allein noch einen Anspruch auf die öffentliche Aufmerksamkeit machen können. Da man heut zu Tag von einer *Landesgeschichte* erwartet, dass sie uns darstelle, wie sich das kleinere Land von einer ursprünglichen Masse losgerissen, wie die verschiedenen Stände entstanden, wie die Veränderung der Regierungsformen auf einander gefolgt, welche Fortschritte Landbau, Gewerbe, Künste, Wissenschaften, Sitten, überhaupt die Cultur, genommen; so können wir es einem Geschichtschreiber gar gern erlassen, wenn er sich mit der Geschichte der regierenden Familie nicht weiter, als sie auf alles jenes unmittelbaren Einfluss gehabt, beschäftigt, und alle übrigen Gaukeleyen von hohen Geburten und Vermählungen, Kreuzzügen, Gesandtschaften und Türkenschlachten theils ganz übergeht, theils in eine zur Belehrung hinlängliche genealogische Haupttabelle verweist. — Wirklich scheint auch unser Vf. diese Rücksichten nicht genug vor Augen gehabt zu haben. Denn anstatt alles, was er auf vielen Bogen gesagt, eben so gut und noch weit anschaulicher durch eine einzige genealogische Tabelle darzustellen; hat er sich nicht einmal die Mühe gegeben, seinem Werk eine solche Tabelle beyzufügen, sondern dem Leser überlassen, sie aus seinen Angaben sich erst selbst zusammen zu setzen. Zwar leugnen wir nicht, dass zu genealogischen Untersuchungen Gedult, Wissenschaft und Scharfsinn gehört; nur zweifeln wir, ob es nöthig ist, durch alle jene rauhen Wege, die der Vf. bey seinen ersten Nachforschungen zurückgelegt, den Leser von neuem durchzuführen. Für diesen sind kurze Resultate und gedrängte Citationen der Beweise hinlänglich. Das Werk lobt am Ende von selbst den Meister, und wer solche Tabellen zu gebrauchen und Urkunden damit zu vergleichen nöthig hat, der wird dann zu seiner Zeit über ihre Richtigkeit das beste Zeugniss geben können. — Der Vf. theilt seine genealogische Geschichte in 9 Epochen, und leitet das hohenlohische Geschlecht von der Salischen Familie der Herzoge in Franken ab. Die Beweise hierüber sollen dem Publicum noch besonders vorgelegt werden, wozu wir demselben Geduld genug wünschen. Unterdessen wird *Kremer* als Gewährsmann aufgeführt. Eben so wenig ist zur Zeit die hohenlohische Abstammung von einem Grafen Hermann, angeblichen Urenkel Herzog Eberhards von Franken, erwiesen; vielmehr ist wahrscheinlich, dass dessen Nachkommenschaft in seinem Sohn, dem Bischof Gebhard von Regensburg, ganz erloschen sey; denn in dem Stiftungsbrief des Stiftes Oeringen nennt er keinen seiner angeblichen Brüder, und es ist kaum zu glauben, dass Gebhard, wenn er noch Brüder zu rechtmäfsigen Erben gehabt, so grosse Güter an das Stift Regensburg und andere geistliche Gesellschaften hätte vermachen können. Zu verwundern ist, wie Hr. *H.* als ein Archivar, der doch Diplomatik verstehen wird, behaupten mag, Graf Herrmann, der im J. 1037 gestorben, soll sich in noch vorhandenen hohenlohischen Archivsurkunden der *Durchlauchtige* geschrieben haben. Mann könnte ohne alle Gefahr Hn. *H.* 1000 Ducaten für jede deutsch geschriebene Urkunde des 11ten Jahrhunderts versprechen, die er uns aus dem Hohenlohischen oder überhaupt aus irgend einem Archiv in der ganzen Welt wird vorlegen können. Wahrscheinlich versteht er aber unter dieser Urkunde das Oeringische Nekrologium, welches wohl zu merken, etliche Jahrhunderte jünger, als der Graf Herrmann, und überhaupt eine rechte Pfaffen-Legende ist. In der *Vita S. Adelhaidis* kommt eine Stelle vor, aus der man schliessen sollte, dass ein Zweig des Ardemischen Geschlechts sich auch in Ostfranken festgesetzt. Im Fall dies nicht die Limpurge oder Kastelle gewesen, würde daraus freylich für die Hohenlohe eine starke Vermuthung erwachsen, da zumal die Familiennamen in beiden Geschlechtern sich sehr ähnlich sind. Den Beynamen Tek, den einige aus dem braunecк-hohenlohischen Haus geführt, haben sie wahrscheinlich nicht von dem herzoglichen Haus dieses Namens, sondern durch

durch eine Verbindung mit einer vorhandenen gleichnamigen edeln Familie erhalten. (*Gebhardi* genealogiſche Geſchichte der erblichen Reichsſtände II. S. 171.) Sonſt äuſsert der Vf. manche Sätze, die Rec. nicht unterſchreiben möchte, z. E. dafs *Dux* und *Liber* gleichbedeutend geweſen, dafs Hohenloh oder Hollach vom Gollachgau ſeinen Namen habe, dafs der Taubergau zum Burggrafthum Nürnberg gehörte, dafs es ein groſses Interregnum gegeben. Lächeln mufs man über die gezwungnen Tiraden, womit die verſtorbnen Grafen und Fürſten jederzeit parentirt werden. So hat z. B. der Kammerrichter Karl Philipp Franz im Tempel der Unſterblichkeit — ſein Leben geendigt; der Domherr Philipp Ernſt hat ſich ſogar 1759 unſterblich geſtorben. Die Deſcendenz iſt jederzeit *hoch*. — Uebrigens ſehen wir der verſprochenen hohenlohiſchen Staatskunde und Topographie mit Verlangen entgegen, und freuen uns zum voraus, dem Vf. da, wo er ein glücklicheres Feld vor ſich haben wird, die ehrenvolleſte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen zu können.

## *LITERARGESCHICHTE.*

Wien, b. Trattnern: *Mich. Denis*, kaiſerl. königl. Hofraths und erſten Cuſtos der Hofbibliothek, *Einleitung in die Bücherkunde. Erſter Theil. Bibliographie.* Libri ſunt Magiſtri qui nos inſtruunt etc. Zweyte verbeſſerte Ausgabe. 1795 Ohne Vorr. 292 S. gr. 4.

Der verdienſtvolle Vf. welcher mit dieſem Werke vor ungefähr 18 Jahren ſeine literariſche Laufbahn angetreten, und ſich in demſelben, nach dem Urtheil aller Kenner, ſo wie er ſolches ſelbſt, in dem, der gegenwärtigen neuen Auflage vorausgeſchickten Bericht bemerkt, als den Mann gezeigt hatte, von dem man ſich, auch in dieſem Fache, nichts gemeines und alltägliches verſprechen konnte, beſchenkt uns nun mit einer *zweyten* Ausgabe deſſelben. Dafs hier nicht bloſser Nachdruck der erſten Ausgabe zu erwarten ſey, iſt leicht zu erachten, und jeder, der ſich die Mühe geben wird, beide Ausgaben mit einander zu vergleichen, wird bald finden, dafs auſser der Fortſetzung bis 1795 manche wichtige Zuſätze und Verbeſſerungen hinzugekommen ſind. Da übrigens in der Hauptſache ſelbſt, und in der Anlage dieſes Werks keine Veränderung vorgenommen worden iſt: ſo würde es wohl überflüſsig ſeyn, wenn wir ſolche hier unſern Leſern vorlegen wollten. Wir müſſen es alſo nur bey einigen wenigen Bemerkungen, die vielleicht doch nicht ganz unwichtig ſeyn möchten, bewenden laſſen. S. 63. Die ehemalige Gewohnheit, die Bücher mit Ketten zu verſehen, mag ſich doch wohl nicht immer auf die Vorſicht, ſie vor diebiſchen Händen zu verwahren gegründet haben; wenigſtens würde dieſes eher bey kleinern und *more Flaciano* leicht in die Taſche zu ſchiebenden Seltenheiten, als bey groſsen und ſchweren Folianten nöthig geweſen ſeyn. Rec. glaubt vielmehr, dafs man ſie auch deswegen mit Ketten verſehen habe, um ſie deſto bequemer von einem Orte zum andern, z. B. aus den Kloſterbibliotheken in die Refectoria zum Vorleſen tragen zu können. Wenigſtens hat Rec. dergleichen Bücher geſehen, an denen die daran befeſtigte Kette nicht zum Anheften, ſondern als Handhabe eingerichtet war. S. 87. Von der *Disquiſit. de libro Theuerdank*, iſt nicht *H. G. Titz*, ſondern *J. D. Köler* der Verfaſſer. Eine neue Ausgabe mit Zuſätzen beſorgte 1790 der *Rect. Hummel* in Altdorf. S. 96. Dafs das auf dem in der Karthauſe *Buxheim* befindlichen Holzſchnitt, den man bisher für den älteſten gehalten hat, bemerkte Jahr 1423 gerade das Jahr der Verfertigung deſſelben bezeichnen müſſe, davon haben wir uns noch nicht überzeugen können. Das S. 106. über die franzöſiſchen Buchhändler *de la Caille* und *de Bure* ausgeſprochene Urtheil könnten wir mit verſchiedenen, gar luſtigen Beyſpielen beſtätigen. Auch der, gegen auswärtige Bibliographen S. 116. vorgebrachten Klage in Betreff der, von ſelbigen, bey der Anzeige deutſcher Werke begangenen Fehler treten wir bey, müſſen aber auch geſtehen, dafs auch Deutſche von dieſer Schuld nicht losgeſprochen werden können. S. 117. Das, dem *Decor Puellarum*, ſo aus der *Jenſonſchen* Preſſe zu *Venedig* gekommen war, beygeſetzte *falſche* Druckjahr, hat doch in den neuern Zeiten wieder ſeine Vertheidiger gefunden, die ſich aber nun, nachdem ſie Hr. *Denis* in ſeinem *Suffragio pro Joh. de Spira* eines beſſern belehrt hat, zurück ziehen werden. S. 121. hat Rec. unter den älteſten nürnbergiſchen Druckern den berühmten *Regiomontanus* ungerne vermiſst, aber auch den, dem *Heinrich Rumel* gegebenen Abſchied gar ſehr gebilligt. S. 121. wird noch immer bezweifelt, ob *Ulrich Zell* von *Hanau*, aus deſſen fruchtbarer Preſſe ſo viele Produkte vorhanden ſind, zu *Köln* ſchon in den frühern Jahren möchte gedruckt haben. Mit Zuverläſsigkeit kann das freylich nicht bewieſen werden; doch iſt es höchſt wahrſcheinlich. In den *Panzeriſchen* Annalen iſt eine ſchon 1466 von demſelben gedruckte Schrift angezeigt worden, die bisher verborgen geblieben war. Zu den Kloſterdruckereyen S. 123. verdiente auch die bey den *Auguſtinern* in *Nürnberg* geſetzt zu werden. Den lächerlichen Fehler, dafs *de Bure*, aus dem *Hermannus Levilapis* und *Hermann Lichtſtein*, oder vielmehr *Leichtenſtein*, zween verſchiedene Drucker gemacht hat, und der S. 124. gerügt wird, hat Rec. auch in dem Catalog des *Crevenna* bemerkt, doch iſt ſelbiger in dem Index unter dem Jahre 1480 verbeſſert worden. Dafs *Andreas Frieſner* S. 126. der vorher in *Nürnberg* druckte, nachher aber nach *Leipzig* zog und daſelbſt die Theologie lehrte, daſelbſt auch ſollte gedruckt haben, möchte ſchwer zu erweiſen ſeyn. Unter den bisher angezeigten Städten, in denen die Druckerkunſt bald nach Erfindung derſelben ausgeübt worden iſt, hätten wir wegen des neuerlich entdeckten Druckers, *Albert Pfiſters*, auch *Bamberg* erwartet, zumal da es nun wohl entſchieden ſeyn wird, dafs die berühmte lateiniſche Bibel *litter. miſſaliö.* daſelbſt gedruckt worden ſey. S. 138. wird ſehr richtig bemerkt, dafs die Erfindung der ſchönen lateiniſchen Typen, die man

ebenfalls unsern, nach Italien gezogenen Landsleuten zu danken hat, durch die ihnen daselbst vorgelegten bessern Manuscripte veranlasst worden sey. Was S. 139. von der Einführung der hebräischen Druckereyen angeführt worden ist, wird nun aus des Hn. *De Rossi Annalib. hebr. typogr. Sec. XV.* verbessert werden müssen. Die Warnung S. 155. die Drucker jener ältern Produkte, denen es ganz an Unterschriften u. s. w. fehlt, nicht aus der Vergleichung *nachgestochener Alphabete* zu bestimmen, verdient allerdings beherzigt zu werden. Denn Rec. könnte es mit Beweisen belegen, dass dadurch schon manche offenbare Irrthümer verbreitet worden sind. Ueberhaupt kann eine solche Vergleichung, nur bey jenen Schriften statt finden, die in die ältesten Zeiten der Druckerkunst gehören. Denn in der Folge, da die Schriftgiesser ihre Schriften an mehrere Drucker verkauften, ist es unmöglich, denjenigen mit Gewissheit zu bestimmen, der dieses oder jenes Werk gedruckt hat. S. 196. wo von der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen die Rede ist, verdiente bemerkt zu werden, dass dieselbe durch das Vermächtniss des Grafen *Thott*, einen über alle Massen wichtigen Zuwachs an ältern Büchern von Anfang der Druckerkunst bis 1530 und an Handschriften erhalten hat, wie solches aus dem von Hn. *Nyerup* verfertigten ganz vortrefflichen Catalog zu ersehen ist. Die *Leipziger* Rathsbibliothek, deren S. 202. gedacht wird, besitzet nun die ganze *Collectionem Ciceronianam* des sel. *Ernesti*, welche für dieselbe bey der Versteigerung der Bibliothek dieses trefflichen Mannes für 579 Rthlr. gekauft wurde; und so ist die *Nürnberger* Stadtbibliothek, S. 202. durch die fast vollständige Sammlung *Melanchthonischer* Schriften, die der sel. Pastor *Strobel* gemacht hatte, vor kurzem bereichert worden. Dass *Bilibald Pirckheimers* Bibliothek sollte nach *London* gekommen seyn, davon weiss Rec. nichts, wohl aber dieses, dass ein Theil derselben erst in den neuern Zeiten, durch Zufall in Nürnberg entdeckt worden sey, und daselbst noch immer in der ehemaligen Scholarch *Hallerischen* Bibliothek aufbewahrt werde. S. 206. Von der mit der Vaticana in Rom vereinigten *Heidelberger* Bibliothek, und besonders von den, in derselben befindlichen Handschriften altdeutscher Gedichte, hat uns erst neuerlich Hr. *Friedr. Adelung* gute Nachrichten gegeben. S. 226. u. f. verdienten ganz vorzüglich Hn. *Manners* erst im vorigen Jahre herausgegebenen *Miscellanea* beygesetzt zu werden, in denen man in gedrängter Kürze alles beysammen antrifft, was zur Beurtheilung älterer Handschriften, blos nach äusserlichen Kennzeichen, zu wissen nöthig ist.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin u. Leipzig*, b. Nicolai: *Peter Lebrecht*, eine Geschichte ohne Abentheuerlichkeiten. Erster Theil. 1795. 144 S. 8. — So feyerlich auch der Titel verspricht, dass dieser Roman von abentheuerlichen Begebenheiten frey seyn soll, so sehr der Vf. im Eingang der Romane spottet, die dergleichen enthalten, so einfach seine Geschichte anfangs ist, wo drey Jahre verstreichen, ohne dass etwas weiter vorfällt, als die sehr mattbeschriebene Liebe des Helden für die Gouvernante in demselben Hause wo er Hofmeister ist: so häufen sich doch bald viele und sehr romantische *Abentheuer*. Selbst die lang unbekannte Entstehung des Helden ist sehr *abentheuerlich*, indem seine Aeltern am Hochzeittage das Gelübde der Enthaltung thun, in ein Kloster gehn, und sich nachher bey einer unvermutheten Zusammenkunft doch vergessen; *Abentheuer* ist es, wenn der Held unerwartet seinen Vater findet, (noch dazu ein unnützes *Abentheuer*, da es ohne Folgen bleibt) wenn ihm seine Braut am Hochzeittage entführt wird, wenn er sie, nachdem er ihrer so sehr vergessen, dass er schon mit einer andern verlobt ist, nicht nur mit einem andern verheirathet findet, sondern auch seine Schwester in ihr entdeckt. Ja, S. 117. sagt der Held selbst: „dann machte ich mich auf den „Weg, um *Abentheuer* aufzusuchen." Der Held soll ein Philanthrop seyn, (und doch setzt er, nachdem er jemanden einen sehr liebenswürdigen Mann genannt, S. 134. hinzu: „Wenn „man es *nämlich* überhaupt der Mühe werth finden will, die „Menschen zu lieben") aber seine Empfindeleyen sind meistens fade. Der Ton der Erzählung ist oft unausstehlich gedehnt, (z. B. in der Beschreibung von *Lebrecht's* Reise zu seiner Hofmeisterstelle) und mit schleppenden Randgloßen überladen. Man sehe z. B. S. 91. die Meditationen und Declamationen in der Fuchsgrube. Der Vf. ist sich seiner Kraftlosigkeit in solchen allgemeinen Betrachtungen so sehr bewusst, dass er S. 36. selbst sagt: „Wenn es zuweilen kommen sollte, dass ich aus „der *unseligen Sucht* einen *armseligen* Gedanken zu weit auszu„spinnen, o mitleidiges Schicksal, so lenke meinen Blick auf „*Sterne* oder *Thümmel*, bey deren süssem Geschwätz auch der „gescheidte Mann etwas lernt, und lass *im tiefsten Gefühl mei*„*nes Abstandes* alles, was ich dann noch habe hinzusetzen wol„len, in einen langen Gedankenstrich ausarten!" Gedankenstriche, oder noch besser ganz weisses Papier wird jeder Leser statt des Räsonnements über die Liebe S. 55. und über die Wirkungen des Kusses S. 66. wünschen. Der Satire hascht der Vf. oft nach, aber es mangelt ihm dazu nicht allein an Energie, sondern auch an Feinheit. Die *Qualmbüchse für die Fackeln der Aufklärer* S. 121. ist gar zu unnatürlich.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 11. Januar 1797.*


## SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Esslinger: *Das Mädchen von Marienburg*, ein fürstliches Familiengemählde in fünf Aufzügen von *Franz Kratter*. 1795. 188 S. 8. (20 gr.)

Ebendaselbst: *Die Verschwörung wider Peter den Grosen*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von *Franz Kratter*. 1795. 184 S. 8. (20 gr.)

Beide Schauspiele haben nicht nur einerley Verfasser, sondern gründen sich auch beide auf bekannte Begebenheiten aus der Geschichte *Peter des Grosen*. — Der Inhalt des ersten besteht in dem Glück, das eine Pfarrerstochter von *Marienburg*, *Katharina* (die nachmalige Kaiserin Katharina I.) macht, die, als Beute nach Petersburg geschleppt, an den Hof des Kaisers gebracht, von ihm geliebt, und endlich mit ihm vermählt wird. Der Karakter Katharines, ihres Vaters, ihres Bruders, und des Czar sind von dem Vf. so gezeichnet, dass sie jedes Lesers Zuneigung und Achtung gewinnen müssen. *Katharinens* Lebhaftigkeit, harmlose Fröhlichkeit, unbefangne Unschuld, ungeheuchelte Offenheit, ungezwungne Natur, naive Einfalt, verbunden (denn sie ist mehr, als ein Lottchen am Hofe) mit liebreichem Wohlwollen gegen jedermann, thätigem Eifer für Unglückliche, (indem sie ihre Gewalt über den Czar nur braucht, andern zu helfen, und ihre Fürsprecherin zu seyn, ganz, wie *Voltaire* sagt: *Elle le rendit plus grand, en le rendant plus clement*) mit männlichem Verstand, treffendem Witz, mit steter Gegenwart des Geistes, und fester Entschlossenheit, (wodurch sie auch Gefahren, die sie nicht ahndete, Trotz bieten kann) — dies alles wird in so schönen Zügen geschildert, dass jeder das Mädchen der Liebe eines Mannes, wie Peter der Grose, würdig finden muss. (Nur in einigen Stellen spricht sie zu gelehrt, besonders ist vielleicht S. 184. das Beyspiel vom *Gelo*, das sie vorbringt, Gelehrsamkeit am unrechten Ort.) Ihr Vater beweist eben so viel Standhaftigkeit in Ertragung seiner Leiden, als unerschütterlichen Muth, die Tugend seiner Töchter zu vertheidigen, und er erscheint in allen seinen Grundsätzen, die er eben so unerschrocken dem Czar, wie seinen Kindern, sagt, als ein wahrhaftig ehrwürdiger Mann. *Katharinens* Bruder, *Eduard* ist durch sein vortreffliches Herz, durch die rührende Zärtlichkeit für seinen Vater, durch seine Treuherzigkeit, edlen Stolz, und rasches Feuer überaus interessant. Der Czar erscheint ganz in der rastlosen Thätigkeit, in dem brennenden Eifer für das Wohl seines Reichs, in der Geistesgröse, und in der Gutmüthigkeit, wie ihn die Geschichte darstellt, aber auch mit den Launen, der aufbrausenden Hitze, und scheinbaren Strenge, die ihm die Geschichte beylegt. Auch die untergeordneten Karaktere z. B. *Menzikof*, der im edlen Ungestüm sehr viel Aehnliches mit dem *Czar* hat, (wenn seine Gemahlin S. 77. zu ihm sagt: „Der *Czar* hat „*nie* mit dir gleich gestimmtes Temperament" so muss offenbar für *nie ein* gelesen werden) und *Natalie*, die das Feuer ihres Gemahls so weise leitet, und, so sehr sie anfänglich im Verdacht der Kupplerey kommen mag, sich *Katharinens* mütterlich annimmt, erwerben sich die Hochachtung des Lesers. Einige der schönsten Auftritte sind folgende, wo erst *Eduard* und dann der Pfarrer den Czar sprechen, ohne zu wissen, dass er es ist, wo der Czar in dem erstern einen Nebenbuhler argwohnt, wo *Katharina* mit den Ihrigen so unerwartet zusammen kömmt, wo der Vater über das Glück seiner Tochter am Hofe erschrickt, und ihr ins Gewissen redet, wo *Natalie* dem verliebten Czar vorstellt, dass *Katharine* mehr als Maitresse zu seyn verdiene, wo die Tochter sich vor dem, das Schlimmste argwohnenden, Vater rechtfertigt, wo der Vater seine Tochter vom Czar selbst zurückfodert, wo der Czar unter innerm Kampf in ihre Abreise willigt, wo sie seine Geschenke ausschlägt, wo sie, indem sie zum zweytenmal sich von ihm trennen will, in ein Geständniss ihrer Liebe ausbricht, und wo endlich der Czar mit der Erklärung, dass sie seine Gemahlin werden solle, alles so überrascht, dass sie kaum noch Worte finden können, ihr frohes Erstaunen zu bezeigen, worauf dann ohne weitres Wortgepränge das Stück sich schiesst. Die Liebe des Czar zu ihr ist nicht schmachtend, tändelnd, romantisch, sondern mit Hoheit und Würde verbunden, und äusert sich mehr in Handlungen, als in wortreichen Betheuerungen. Sie liebt den Czar insgeheim, ohne es sich selbst zugestehn, und doch bekennt sie sie nicht eher mit ausdrücklichen Worten, als in dem Zeitpunkt der Entscheidung. Da das Schauspiel nach der Absicht des Vfs. ein *Gemälde* seyn soll, so sind einige episodische Scenen eingemischt, die die Absicht haben, den Czar als Regenten zu karakterisiren, Scenen mit *Menzikof*, dem er für alle Härte, die er ihm aus ungerechtem Argwohn erwies, so reichlichen Ersatz thut, mit einem unwürdigen Präsidenten, den er entlässt, mit wuchernden Kaufleuten, die er beschämt, und mit den holländischen Schiffern, die er als Freunde ehrt. Das Kostume ist durchgängig mit der grösten Sorgfalt beobachtet. Das Stück erfodert mancherley De-

kontionen wegen der öftern Veränderung des Schauplatzes; nur einmal verändert er sich zu schnell, nämlich, in der zweyten Scene des ersten Akts. Zu der angenehmen Illusion in der ganzen Ausführung kömmt noch ein affektvoller, nachdrücklicher, natürlicher, gedankenreicher, und körnigter Dialog. Ein *Sinneverlorner* (für *Sinneberaubter*) kömmt zweymal, ja gar einmal der *Sinneverlorenste* vor. *Unfug* für *Unart*, *Unbilden* für *Ungerechtigkeiten* sind die beiden einzigen Idiotismen im ganzen Stück. Ein einzigesmal ist dem Vf. ein unedler Zug entwischt, wenn nämlich der Jüngling, der S. 6. sich erbietet, seinen müden Vater zu tragen, sagt: „Ich bin ein junger, gesunder, breit„schultriger Kerl, der ohngefehr so viel auf sich nimmt, „als man einem Esel aufzupacken pflegt.“ Das zweyte Stück, ein Trauerspiel hat viele traurige herzerschütternde Scenen, doch löst es sich für die Personen, die den Leser am meisten interessiren, zuletzt noch glücklich auf. Hier aber hat nicht so wohl der *Czar* selbst, als *Menzikof* und *Natalie* die Hauptrollen. *Menzikof*, Freund des Czar im eigentlichen Sinn des Worts, der für ihn und durch ihn so viel Grosses und Gutes bewirkt, wird in eine Verschwörung gegen Peter verwickelt, man macht ihn zum Spiel seiner Leidenschaften, man reitzt ihn im Augenblick, da er mit *Natalien* verbunden werden soll, durch einen untergeschobenen Brief, man erregt seinen Ehrgeiz durch Schmeicheleyen, man befördert seine ohnedies leicht aufloderne Hitze durch Wein, und rasch genehmigt er des Czar Ermordung, aber eben so schnell ist er, als er das Leben des Czar in Gefahr sieht, ihn zu retten, und durch ein reuiges Geständniss Verzeihung zu suchen. So viel Ehre dies Bekenntniss seinem Herzen macht, so sehr schmerzt es dem Leser, einen Mann von so edlem Geiste zur Nothwendigkeit der Reue erniedrigt zu sehn, so wie es vorher dem Leser leid thun muss, in Peters Busenfreunde einen so leichtgläubigen Mann und eingeschränkten Menschenkenner zu finden, der so spät die Schlingen des Heuchlers ahndet, der ihn zu fangen sucht, und der auf dessen Empfehlung so gar geneigt ist, beynahe alle die Verschwornen für gute Menschen zu halten. Tief erschüttert aber das Herz des Lesers sein grausamer Eifer, oder vielmehr seine verzweiflungsvolle Wuth, (Strafe genug für sein Vergehn!) womit er selbst das Todesurtheil *Nataliens*, (die er zu schnell für schuldig erkennt) beschleunigt. *Natalie* wird erst seit dem vierten Aufzuge, erst durch ihre Leiden recht wichtig, und sie ist die einzige ausgearbeitete weibliche Rolle; denn überhaupt ist, ausser ihr, nur noch eine, sehr episodische, Frauensperson in diesem Stück. Da *Nataliens* Verlobter ihre Rechtfertigung zu hören sich weigert, da ihr eigner Vater und ihre Handschrift (denn man schob, als sie den Ehevertrag zu unterschreiben glaubte, die Verschwörungsakte unter) gegen sie zeugen, da sie ihrem, nicht zu erweichenden, Vater verzeiht, ob sie ihn gleich selbst ein Ungeheuer nennen muss, da sie dem nahen Tode muthvoll entgegen sieht, da sie S. 172. ihrem Verlobten ein Gemählde ihres blutbespritzten Antlitzes vermacht — hebt der Leser für die erhabene Dulderin, und ihr, bis auf die letzte Seite so wahrscheinlicher Tod, ja, die steigende Wahrscheinlichkeit desselben, bis ihre Unschuld entdeckt wird, erregt die schmerzhaftesten Gefühle. Der *Czar* erscheint in diesem Stück mehr leidend, als handelnd, aber in seinen Handlungen, die hier vorkommen, glänzt ein wohlwollendes, ein freundschaftliches Herz, eine erhabne Seelengüte. Dass er als *Vermummter* vor Gerichte für *Menzikof* selbst zeugt, ist unter seiner Würde, und, dass er beym Ausgang nicht mehr eilt, *Natalien* zu retten, seinem feurigen Karakter nicht gemäss. Der ehrgeizige Fürst *Amilka* mit seinem schwarzen Hass gegen den Czar, und seiner glatten Zunge ist ein schauderhafter Karakter. Einige Verschworne, ein ehemaliger Fürst, zum Hofnarren verdammt, (eine schöne Rolle voll bittrer Laune) ein General, über Kleinigkeiten sich beleidigt findend, und durch des Czar überraschende Güte beschämt, ein, aus langer Gefangenschaft befreiter, Graf, seine gefallene, und doch edle Tochter — dies sind die vorzüglichsten Nebenrollen, die der Vf. alle unter sich, und mit der Haupthandlung geschickt zu verweben gewusst hat. Die Darstellung von der Verschwörung selbst, von ihrer Vollführung (wo besonders der Schrecken, der die Verschwornen befällt, als der Czar unbefangen unter sie tritt, ausserordentliche Wirkung thut) und von dem gerichtlichen Verhör veranlasst herrliche Gemälde. Die Hinrichtung der Verurtheilten geschieht zwar ausserhalb der Bühne, aber die Beschreibung, die S. 175. davon gemacht wird, macht sie so anschauend, als wenn sie auf derselben geschähe. Bey der letzten Entwicklung enthält sich auch hier der Vf. alles unnöthigen Schwalles von Worten. Die detaillirte Beichte des Czar von seinen eignen Lastern S. 57. ist unwahrscheinlich und zu lang. Vor der Verlobung scheint *Menzikof's* Liebe zu kalt, indem er, in Vergleichung mit *Natalien*, viel zu abgebrochen davon spricht. *Natalie* wird, wenn sie S. 85. ihr Entzücken detailliren will, zu physikalisch in der Beschreibung desselben. Die Tirade S. 117. wo der aufgereitzte *Menzikof* zu deklamiren anfängt: „Bey den Haaren wollte ich das ge„krönte Ungeheuer herumschleppen u. s. w.“ ist gar zu arg; bey einer solchen Detaillirung seiner Rache könnte am ersten seine Freundschaft für Peter wieder erwachen.

Obgleich die *Verschwörung* sich auf eine frühere Begebenheit gründet, so haben wir doch vom *Mädchen von Marienburg* zuerst geredet, weil es früher auf den Bühnen erschien, weil es mehr Beyfall gefunden, und weil es in Oekonomie und Ausführung den Vorzug hat. Uebrigens haben wir beide Schauspiele ausführlicher angezeigt, weil der Vf. darinnen viel Hoffnung für die Bühne erregt, und in der dramatischen Bearbeitung von der Geschichte Peter des Grossen seine Vorgänger *Dorat*, *la Harpe*, *Nougaret*, und *Babo* weit übertroffen hat.

Königsberg, b. Nicolovius: *Operetten* von *S. G. Bürde*. 1795. (jedes der beiden Stücke ist, weil es auch

auch einzeln verkauft wird, besonders paginirt, das erste hat 112, das zweyte 164 S.) 8.

Das erste Stück dieser Sammlung: *Die Regata zu Venedig, oder, die Liebe unter den Gondelieren* ist bereits in der A. L. Z. im Monat September St. 293. S. 727. umständlich angezeigt worden. Das zweyte: *Don Sylvio von Rosalva, oder, der Sieg der Natur über die Schwärmerey* hat fünf Aufzüge, und eine sonst bey Operetten ungewöhnliche Länge. Dennoch war es, wie leicht zu erachten, dem Vf. eben so wenig möglich, den *Wielandischen* Roman, als *Schiebelern* den *des Cervantes*, zu quintessenziren. Es war unmöglich, in einer Operette die allmählige Entstehung von *Don Sylvio's* Schwärmerey zu zeigen, oder überhaupt seinen Karakter auszubilden; man musste Zuschauer voransetzen, die mit *Wieland's* Werke bekannt sind. Das Stück beginnt da, wo *Sylvio* glaubt, das Bild seiner Prinzessin sey ihm entwendet, und deswegen den schlafenden *Pedrillo* angreift. Von seinen komischen Abentheuern sind nur das mit der Zigeunerin, und das Gefecht mit den Schnittern ausgehoben. Den grösten Theil erfüllt die Zusammenkunft des *Don Sylvio* mit *Don Eugenio* und *Don Gabriel*, seine Bekanntschaft mit *Donna Felicia*, und die Seelenkur, die mit ihm vorgenommen wird. Um den Zuschauern zuletzt noch ein komisches Desert zu geben, erscheint ganz am Ende noch die Tante *Donna Mencia*. Der Dialog ist gearbeiteter und zierlicher, als in den meisten Operetten heut zu Tage, (besonders verdient es auch gerühmt zu werden, dass der Vf. die Rolle des *Pedrillo* sehr gemäsigt hat) und in den Gesängen (es kommen hier weit mehr Duette, Terzette, und Recitative, als in den gewöhnlichen Operetten, vor) ist nicht allein Sinn, und Singbarkeit, sondern auch oft wahre Poesie. Vorzüglich schön ist die, in eine Romanze eingekleidete, *Geschichte der Kamilla*, ingleichen folgende Arie S. 93.:

Ha, ich erblicke mit Entsetzen
Mich an des jähen Abgrunds Rand,
Umstellt mit unsichtbaren Netzen!
Reicht denn kein Retter mir die Hand,
Mich dem Verderben zu entziehen?
Soll ich verweilen? Soll ich fliehen?
Ja, fliehn! Noch steht die Flucht mir frey,
Fliehn vor der reitzenden Sirene,
Taub gegen ihre Zaubertöne,
Und ewig dir, Geliebte, treu!

BERLIN, b. Hayn: *Taschenbuch für den Bürger und Landmann.* 1796. 178 S. 8. (8 gr.)

Kurze lehrreiche Erzählungen von wirklichen Begebenheiten, Beyspiele von edlen Thaten und Gesinnungen, Handlungen der Menschenliebe, Wohlthätigkeit, kindlichen Pflicht, und Grosmuth, Beweise vom Vertrauen auf Gott, alle aus der Sphäre des Bürgers und des Landmanns, (die aufgestellten Muster sind Bauern, Pachter, Handwerker, Dienstboten, Soldaten, Postillions, Gastwirthe u. s. w.) populair und eindringend vorgetragen, machen den Hauptinhalt dieses sehr gemeinnützigen Taschenbuchs aus. S. 87. findet man ein kleines Drama: sodann folgen Anreden eines Vaters an seine Kinder, eines Vaters an die Tochter über die Pflichten einer Frau gegen ihren Mann, eines Vaters an seinen Sohn, der einen kleinen Handel anfangen will, eines Vaters an einen Sohn, der ein Landmann werden will, eines Vaters an einen Sohn, der ein Bedienter werden will, Lehren eines Gutsherrn an einen seiner Bauern über die Erziehung der Kinder. Ein Abendlied macht den Beschluss. Dieses Taschenbuch soll fortgesetzt werden, und der Herausgeber nimmt Beyträge dazu an.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

DORPAT, b. Grenzius: *Vaterländische Predigten* über alle Sonn- und Festtags-Evangelien durchs ganze Jahr. Seinem Vaterlande zum häuslichen Gottesdienst und Erbauung gewidmet von *F. D. Lenz*, Oberpastor zu Dorpat u. s. w. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1795. Erster Theil. 496 S. Zweyter Theil. 590 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Vaterländisch, schreibt der Vf. kann ich diese Predigtsammlung deswegen nennen, weil sie ein einheimisches Produkt ist, ich ein eingebohrner Liefländer und russischer Unterthan bin, und sie hauptsächlich meinem Vaterlande zum Gebrauch bestimmt habe, und weil sie der gütigen Unterstützung meines Vaterlands hauptsächlich ihr Daseyn zu verdanken hat. Seine Idee bey der Herausgabe dieses Jahrgangs war vornehmlich, den dortigen Gemeinen, wo viele Familien in Liefland 2 bis 3, und in Rusland 50 bis 60 deutsche Meilen von einer Kirche entlegen sind, ein Buch in die Hände zu geben, aus welchem sich die Hausgenossen des Sonntags einander erbauen möchten.

Wie hoch übrigens der Thermometer der theologischen und homiletischen Geschicklichkeit des Vf. stehe, wird ein jeder für sich beurtheilen können, wenn der Rec. anzeigt, dass in diesen Predigten unter andern von eigentlicher Beleidigung Gottes durch Sünden, von Befriedigung seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit, von einer genugthuenden Erlösung, von Aussöhnng abgewichner verfluchter Kinder mit ihrem ewigen Vater, von einer geheimnisvollen und wunderbaren Speisung der Seele im heiligen Abendmahl, vom Oehl des Glaubens und der Hoffnung, vom Bräutigam der Seele Jesu Christi und von der Einführung durch denselben zu den Hochzeitfreuden des Himmels u. a. m. die Rede sey.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort und Verleger: *Bemerkungen über des Hn. Oberconsistorialraths und Generalsuperintendenten Callisen Versuch über den Werth der Aufklärung unserer Zeit.* Sirach 5, 14. 15. 1796. 66 S. 8. Nach dem wir unser

unser Urtheil über jene Schrift schon gefällt hatten, sind uns auch diese *Bemerkungen* zugekommen, die jenes im Ganzen bestätigen, aber auch weit strenger mit Hn. *Callisen* verfahren, und vorzüglich die lächerlichen Widersprüche zusammen stellen, die sich dieser Homilet in einer und derselben Schrift (besser Homilie) hat zu Schulden kommen lassen. Der Vf. rechtfertigt sich, wenn er hin und wieder etwas warm geworden seyn sollte, mit der Bemerkung, dass es hier auf die Ehre seines Vaterlandes ankomme, und er den Ausländern den Verdacht benehmen müsse, als wenn die ganze holsteinische Geistlichkeit so nonsensicalisch denke, als einer ihrer ersten Vorsteher; ferner, dass er es hier blos mit dem Schriftsteller Callisen zu thun habe, und nicht mit seiner Individualität als Mensch. Freylich kann man es diesem holsteinischen Patrioten, der ein gelehrter und verdienter praktischer Arzt seines Vaterlandes ist, nicht verargen, dass er etwas unwillig wird, wenn er sieht, dass sein vaterländischer Generalsuperintendent nicht aufhört, lächerliche Blössen zu geben, nachdem ihm längst gerathen ist, seine Schriftstellerey auf zu geben, da es ihm an allen richtigen durchdachten Begriffen und an aller Gelehrsamkeit mangelt. Er müsste erst wieder mit der Logik anfangen, um consequent denken, und sich bestimmt ausdrücken zu lernen, wenn er mit Beyfall zu dem Publikum reden wollte. Man traunet seinen Augen kaum, wenn er von wahrer *politischer* Freyheit *wilder* Völker spricht; wenn er alle Religionen von einer *verstümmelten* Offenbarung ableitet; wenn er behauptet, dass die *Vernunft* keine andere Sünde kenne, als wenn *ich mir selbst* zu nahe thue; wenn er endlich die grössten Inconsequenzen begeht, die hier mit seinen eignen Worten als ein Gespräch zwischen zwey Predigern aufgestellt sind, wovon der eine gerade das Gegentheil von dem andern behauptet. Da Hr. C. so ausserordentlich auf die Vernunft schimpft, die er wahrscheinlich nach dem Masse seiner Vernunft misst, wie nicht minder auf die neuere Theologie; so hat der Vf. keinen Anstand genommen, eine Stelle hervor zu ziehen, die Rec. verschwieg, weil er glaubte, dass Hr. C. aus Unvermögen, richtig zu denken, etwas gesagt habe, was er eigentlich gar nicht sagen wollte. Er behauptet S. 222. *„Ob wir moralisch frey sind und werden können, ist eine sehr schwere Frage, die ich mir nicht beantworten zu können zutraue* (getraue)" hat er diess nicht aus wahrem Unverstande hingeworfen, ohne zu wissen, was er eigentlich sagte, und glaubt er würklich an keine *moralische Freyheit* des Menschen: so bezweifelt er auch das ganze Fundament aller Religion, und es ist alsdenn völlig widersinnig, nur ein Wort zur Vertheidigung der Religion zu verlieren. Er bezweifelt alsdann ja auch alle Zurechnungsfähigkeit und moralische Würde des Menschen, so dass alle Moralität und Religion nichts mehr als ein blosses Gaukelspiel für den Menschen bleibt! — Wer also auch die Schrift des Hn. C. nicht liest, die ganz von unhaltbaren Ideen, Inconsequenzen und seltsamen Behauptungen überfliesst, der wird doch diese Bemerkungen lesen, worin das Gefährliche jener Behauptungen aufgedeckt ist, und worin sich der Vf. als einen Gelehrten zeigt, der ungleich mehr Beruf zu einem Schriftsteller hat, als der Hr. Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent Callisen.

*Hamburg*, gedr. b. Wörmer: *Von und mit dem ungenannten Verfasser der Bemerkungen über Callisen's Versuch* den Werth der Aufklärung unserer Zeit betreffend von *Matthias Claudius*. 1796. 112 S. 8. Wenn sich eine schlechte Sache durchaus gut vertheidigen liesse, so hätte Hr. C. Callisen's Schrift gewiss am besten vertheidigen können; denn er hat unstreitig in dieser Gegenschrift alles Mögliche versucht, seinen Helden nicht sinken zu lassen, und in der That geleistet, was er bey so bewandten Umständen nur leisten konnte. Der ungenannte Vf. der Bemerkungen hatte Hn. C. in einer Note durch eine Parodie auf die Fabel vom Censor *Brummelbär* ohne Noth gereizt; und zwar in einer noch unsanfteren Manier, als worinn jene Fabel selbst verfasst war. Es geschah ihm also ganz recht, dass Hr. C. darauf antwortete. Allein wie hätte er auf eine blosse Note mit 112 S. antworten können? Es musste also diese Gegenschrift zugleich und zwar vorzüglich eine Vertheidigungsschrift für Hn. Callisen werden, welches sie denn auch geworden ist. Man entdeckt gleich auf den ersten Anblick in dieser kleinen Schrift mehr Witz, Gelehrsamkeit und gesunden Menschenverstand, als in der ganzen weit voluminösern Schrift des Hn. Callisen über die Aufklärung. Es lässt sich also auch erwarten, dass Hr. C. über diesen Gegenstand weit richtiger und befriedigender hätte schreiben können, als der Generalsuperintendent, wenn er ohne Parteygeist Hand ans Werk gelegt hätte, welcher ihm schon in dieser Gegenschrift den rechten Gesichtspunkt verrückt zu haben scheint. Wenn nun auch Rec., der ein ganz unbefangener Zuschauer dieses Streits ist, bey weitem nicht mit allen Aeusserungen des Hn. C. einverstanden seyn kann; so muss er doch gestehen, dass der Vf. seinen Gegner sehr oft auf der rechten Stelle getroffen hat, wie z. B. in der Erwiederung der Kritik über des Ungenannten Styl und Sprache, in den Begriffen über die Pflicht eines Religionslehrers, der mit der Politik eigentlich nichts zu thun hat u. s. w. Wenn aber der Vf. Hn. Cal. in der Hauptsache des Streits vertheidigen wollte; so musste er auch alle die Inconsequenzen und den eigentlichen Nonsens, den der Ungenannte aus Cal. Schrift ausgezogen hätte, vertheidigen. Allein das erlaubte die Natur der Sache nicht, und so hat sich Hr. C. als ein vorsichtiger und kluger Vertheidiger wohl gehütet, die auffallendsten ausgestellten Inconsequenzen zu berühren: aber auch selbst da, wo er einige auffallende *Aeusserungen* des Hn. Cal. zu vertheidigen sucht, ist die Vertheidigung bisweilen misslungen. Wenn z. B. der Ungenannte die Aeusserung des Hn. Cal. „ob wir *moralisch frey sind und werden können*, ist eine schwere Frage, „die ich mir nicht beantworten zu können zutraue" als höchst auffallend aufgeführt hatte; so rechnet Hr. C. es dem Ungenannten zur grossen Unwissenheit an, dass er diese philosophische *Streitfrage* nicht kenne. Allein es kommt hier nicht auf die philosophische Streitfrage und auf den philosophischen Beweis für die moralische Freyheit an, sondern auf die Ueberzeugung von der Sache selbst: ob der Mensch moralisch frey ist? Kann ich diese Frage nicht mit Ja! beantworten, es sey vermittelst einer Ueberzeugung aus Bewusstseyn, aus Glauben oder aus philosophischen Gründen; so findet auch gar keine wahre Religion statt, denn es mangelt der Grund zu aller Moralität, allem moralischen Werthe der Person, und aller Zurechnungsfähigkeit, und wenn ich an keine moralische Freyheit glaube, so ist es eben so gut, als wenn ich an keinen Gott glaube; denn der Glaube an Gott, moralische Freyheit des Menschen und Unsterblichkeit sind die Basis aller wahren Religion, mit der sie steht oder fällt. Das Hauptmoment dieser Frage scheinen also so wenig Hr. Cal. als Hr. C recht gekannt zu haben. — Da nun der Hauptpunkt der Anschuldigung des Ungenannten, dass Hr. Cal. nicht die gehörige Consequenz und Gelehrsamkeit habe, um mit Glück als Schriftsteller aufzutreten, vom Hr. C. nicht vertheidigt ist; so wird es unnöthig, bey einzelnen Punkten und Aeusserungen dieser Gegenschrift zu verweilen. So nimmt der Vf. z. B. die Mystik in Schutz und zwar mit den besten Gründen. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, dass die Mystik in mancher Periode der Kirche, die eigentliche Religion ganz allein aufrecht erhalten hat. Allein sie ist deswegen nicht jedermanns Sache, und es kann jemand recht viel wahre Religion haben, ohne gerade ein Mystiker zu seyn. Auch liegt es in der Natur des menschlichen Verstandes, dunkle und verworrene Gefühle und Vorstellungen zu *deutlichen Begriffen* hinauf zu läutern, und das heisst eigentlich *aufklären*. Rec. ist kein Mystiker, und kann daher manche Aeusserungen des Vf. über Religion nicht verstehen, also auch nicht beurtheilen. Er weiss z. B. nicht, was der Ausdruck S. 77. sagen soll „wenn in einer Religion überhaupt *Wahrheit* wohnt; so wohnt sie in ihren *verhüllten* Puncten und *Räthseln!*?" Oder was S. 75. „der *Instinct* einer *bessern* Natur" seyn soll. Solche Ausdrücke aber wie S. 11. „Es giebt noch „Leute, die sich ihn und *den neuen theologischen Kuhreihen* „nicht irren lassen" verrathen so wenig Feinheit der Bildung und Sitten als richtige Kenntniss der Muttersprache.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 11. Januar 1797.*


## PHILOSOPHIE.

KOPENHAGEN, b. Proft.: *Vertraute Briefe über Gegenſtände aus der praktiſchen Moral.* Erſte Sammlung. (Von *C. F. von Schmidt*, genannt *Phiſeldeck.*) 1791. 166 S. 8.

„Nicht neue wichtige Aufklärungen im Gebiete der Sittenlehre, — ſagt der Vf. ſelbſt von ſeinem Buche, — nicht tiefgedachte Reſultate *fortgeſetzter* philoſophiſcher Unterſuchungen (hat der Vf. alſo die philoſophiſchen Unterſuchungen nicht *fortgeſetzt*, alſo nichts ſelbſt unterſucht, ſondern bloſs das Vorgefundne wiedergegeben? Warum hat er dieſes Fortſetzen unterlaſſen? Oder ſoll der Ausdruck ſoviel heiſsen als *tiefeindringend?* warum drückt er ſich dann ſo unbeſtimmt aus?) ſind die Verdienſte, welche dieſes Werkchen berechtigen könnten, vor den Augen des *Publicums* zu erſcheinen: vielmehr ſucht es bloſs gewiſſe ſchon oft und gründlicher (Ja wohl!) bewieſene Wahrheiten in einem leichteren Gewande darzuſtellen, ſie hin und wieder in neuen Verbindungen und aus verſchiedenen Geſichtspunkten zu betrachten, und ihre Anwendung auf Fälle des gemeinen Lebens zu zeigen. Nicht alſo ſpeculative Moralphiloſophie, ſondern gemeinnützige Lebensweisheit iſt es, welcher dieſe Blätter gewidmet ſind; und *in dieſer Rückſicht* (wie ſoll dieſe Rückſicht zu einer ſolchen Entſchuldigung dienen?) wird man ihnen den Mangel an philoſophiſcher Präciſion in Gedankenfolge und Ausdruck, und eine öfters vorkommende, ohnehin in Briefen, die voller Erguſs eines mitfühlenden Herzens oder einer vertraulichen Geſchwätzigkeit ſind, unvermeidliche Weitſchweifigkeit (das iſt allerdings etwas viel auf einmal gefodert!) ſchon zu gute halten müſſen.“ — Dieſen Aeuſserungen der Beſcheidenheit des Vf. weiſs Rec. nichts hinzuzufügen als, daſs er keine Urſache gefunden habe, ihnen zu widerſprechen. Es ſind Briefe, wie ſie im täglichen Leben wohl häufig geſchrieben (nur, zum Glück! nicht immer gedruckt) werden, über allerley Gegenſtände des gemeinen Lebens, bald zum Troſt, bald zur Lehre, bald zur Ermahnung und Beſſerung. Rec. will nicht in Abrede ſeyn, daſs es Leute geben möge, die durch ſolche Troſtgründe getröſtet, durch ſolche Räſonnemens belehrt, und durch ſolche Declamationen wo nicht gebeſſert doch wenigſtens erbaut werden können, und ſolchen will er auch dieſe vertrauten Briefe hiemit empfohlen haben; aber er hofft und wünſcht, daſs die Anzahl derer, denen die hier vorgetragenen Troſtgründe eben ſo wie die Belehrungs- und Beſſerungsgründe zu flach ſcheinen, um bey ihnen Eindruck zu machen und zu haften, weit beträchtlicher ſeyn möge. — Komiſch klingt ein Lieblingsausdruck des Vf, „*am Rande der Bahn*,“ den Rec. an drey verſchiedenen Stellen (S. 29, 40 und 135.) bemerkt hat. In der letzten Stelle — die zugleich als Beweis dienen kann, wie der Vf. oft etwas, in ſeinem Beſtreben es *zierlich* zu ſagen, ſehr *unbeſtimmt* und ſogar *unverſtändlich* ſagt — heiſst es: „jeder Gutdenkende wird den beſcheidenen Jüngling immer mehr aufzumuntern und „zu unterſtützen ſuchen, ſtatt daſs man den, *der ſich „ſchon am Rande der Bahn mit dem Siegeskranze belohnt erblickt*“ (der Vf. will ſagen: der ſich *einbildet*, das *Ziel* der Vollkommenheit ſchon erreicht zu haben; dies ſieht man aus dem Nachſatze;) „ſeinen Lorbeer „nur gar zu gern allein erkämpfen läſst.“ Wer ſich am *Rande* ſeiner Bahn erblickte, der müſste ja wohl ſehen, daſs er nicht Linie gehalten, und in Gefahr wäre, nächſtens ganz aus der Bahn herauszukommen, er würde alſo wohl von einem Siegeskranze da nicht träumen! Hat die miſslungene Zuſammenſetzung vielleicht ihren Grund in der dunkeln Vorſtellung, daſs der *Rand des Grabes* der Endpunkt der irdiſchen *Bahn* des Menſchen iſt? Dies ſcheint ſich aus der Stelle S. 29. zu ergeben, wo der Vf. ſagt. „Was kann beſſer in dieſem Labyrinthe des Lebens uns auf rechtem Wege erhalten, als der Wunſch, einſt *am Rande der Bahn* einen heitern Zurückblick in die Vergangenheit zu thun?“

PEST, b. Lindauer: *Philoſophiſche Gedanken und Abhandlungen*, meiſt moraliſchen Inhalts, auch mit Rückſicht auf die kritiſche Philoſophie. Von einem Verehrer der Weisheit. 1794. *Erſtes Bändchen* 249 S. *Zweytes Bändchen.* 247 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey aller Unbedeutenheit in Rückſicht auf wiſſenſchaftlichen Gehalt, welche man dieſer Schrift mit Recht Schuld geben kann, kann ſie doch für eine gewiſſe Claſſe von Leſer Intereſſe haben. Um ihr volles Recht widerfahren zu laſſen, wollen wir ſie, durch eine kurze Anzeige ihres Inhalts, ſowohl dieſer Claſſe als den Uebrigen bekannt machen, die ſonſt vielleicht hier mehr ſuchen dürften, als für ſie zu finden iſt. Der gröſste Theil des Inhalts beſteht aus den *philoſophiſchen Gedanken*, die der Vf. bald da bald dort her zuſammengetragen, und mit ſeinen eignen untermiſcht hat. Er hat ſie unter folgende Capitel, mit beſtimmten und unbeſtimmten Ueberſchriften, geordnet. Im I *Bändchen*; Nr. 2) Ueber Sittlichkeit und Tugend;

3) Das Gewiſſen; 4) Menſchenkenntniſs, Selbſtkenntniſs; 5) Ueber die Leiden der Menſchen; 7) Sprüche der Weisheit, aus und nach Salomo; 10) Verſchiedne Gedanken über Verſchiednes. Im II *Bdchen*: Nr. 4) Ueber Religion; 6) Moraliſche Bemerkungen und Grundſätze; 8) Ueber bürgerliche Regierung, Verfaſſung und Wohlfarth; 9) Verſchiedne Bemerkungen; 12) Erzählungen mit Anmerkungen. Obgleich die Auswahl nicht ſehr ſtrenge getroffen iſt, ſo findet man doch unter dieſen Rubriken manches Intereſſante beyſammen, das auf die in der Ueberſchrift genannten Materien - Beziehung hat. Eine ſolche Sammlung von Denkſprüchen, wenn ſich nur der Vf. das Verdienſt einer ſorgfältigen Auswahl dabey erworben hat, wird immer für eine ſehr zahlreiche Claſſe von Leſern zweckmäſsig und intereſſant ſeyn; ſie giebt eine groſse Mannichfaltigkeit von Kenntniſſen und eine groſse Verſchiedenheit treffender Anſichten eines und deſſelben Gegenſtandes; in einer Form, durch welche es dem Gedächtniſs leicht wird ſie feſtzuhalten; und Sammlungen dieſer Art wären ohne Zweifel zweckmäſsigere Volksbücher, als alle, die man gewöhnlich unter dieſem Titel verkauft. — Unter den übrigen Numern findet man wirklich über die in den Ueberſchriften genannte Materien zuſammenhangende Aufſätze, welche vermuthlich ganz das Eigenthum des Vf. ſind. Dieſer Theil des Buches, der alſo die *philoſophiſchen Abhandlungen* enthält, iſt ſehr unbedeutend; welches dem Vf. um ſo mehr zur Laſt fällt, da die Abhandlungen meiſtens Gegenſtände betreffen, die in neueren Zeiten oft zur Sprache gekommen ſind, und über die ſchon viel lehrreiches geſagt iſt, welches der Vf. nur hätte benutzen dürfen, um etwas beſſeres oder gar nichts über den gleichen Gegenſtand zu ſagen. Zum Glück nehmen auch dieſe Abhandlungen keinen groſsen Raum ein; es ſind ihrer nicht viele, und die meiſten derſelben ſind überdies ſehr kurz. Das I *Bändchen* enthält ihrer nicht mehr als vier, in folgenden Numern: 1) Ueber die Aufklärung; 6) Was iſt Tugend? in welcher Verbindung ſteht ſie mit Glückſeligkeit? 8) Ueber die Kenntniſs des Guten und Böſen; und 9) Ueber Kantiſche Philoſophie, und die Frage: iſt daraus für Religion und Moral Nachtheil zu fürchten, oder vielmehr wichtiger Vortheil zu hoffen? In dem II *Bändchen* findet man fünf Abhandlungen, unter folgenden Numern: 1) Ueber das gegenwärtige Zeitalter; 2) Von der Glückſeligkeit der Thoren (aus dem franz. überſ.); 3) Wie kann und ſoll man den Ungelehrten Gottes Daſeyn beweiſen; 5) Briefe über die Begriffe von Geſetz, Pflicht, Gut und Böſe; 7 und 11) Ueber wahre politiſche Freyheit. Kaum hat einer oder der andere dieſer Aufſätze ſeinen Gegenſtand — wir wollen nicht ſagen: erſchöpft, ſondern — auch nur etwas tiefer als auf der Oberfläche berührt; und wir haben kaum eine einzige Stelle gefunden, die beſonders ausgezeichnet zu werden verdiente. Um zu zeigen, wie gern wir dem Vf. Gerechtigkeit widerfahren laſſen, führen wir dieſe Stelle wirklich an, weil ſie zugleich einen Gegenſtand betrifft, der noch immer vielen Miſsverſtändniſſen ausgeſetzt iſt. Sie ſteht in den *Briefen über die Begriffe von Geſetz etc.* Nr. 5. des 2ten Bändchens S. 112.: „Sobald man fragt, ob eine Handlung *ſittlich gut* ſey, „ob ſie nicht bloſs Legalität ſondern auch Moralität „habe, kann man die Handlung nicht mehr bloſs für „ſich, und abgeſondert von dem Princip, aus dem ſie „hervorkömmt, anſehen; weil Sittlichkeit und Mora„lität ſich einzig auf die Quelle gründen, aus der die „Handlung *im Handelnden* entſpringt. Die ſonſt ſo „gewöhnliche Frage alſo: giebt es Handlungen, die „*an ſich gut* ſind, die eine innere Fundamentalgüte „haben? kann nur in dem Sinne genommen werden: „giebt es Handlungen, die *an ſich legal* und ſo geeignet ſind, daſs ſie die Form allgemeiner Geſetzmäſsigkeit „annehmen mögen? Dagegen hat aber eine andere „Frage: giebt es Handlungen, die *an ſich ſelbſt ſittlich* „*gut* ſind? gar keinen Sinn, weil Sittlichkeit oder „Moralität *nicht in den Handlungen*, ſondern allein „*in dem Handelnden* — aufzuſuchen iſt."

ZÜLLICHAU u. FREYSTADT, b. Frommann: *Beyträge zur Geſchichte der Philoſophie* herausgegeben von *Georg Guſtav Fülleborn*. VII Stück 1796. 194 S. 8. (14 gr.)

Dieſes Stück enthält folgende Aufſätze. 1) *Philoſophiſche Fragmente des Xenophanes.* In dem vorhergehenden Stück machte der um die Geſchichte d. Ph. ſo verdiente Vf. die angenehme Hoffnung, die Fragmente der älteſten griechiſchen Philoſophen herauszugeben, und die Fragmente des Parmenides in demſelben Stücke zeigten, wie viel Gutes die Ausführung dieſer Idee erwarten laſſe. Ueberhaupt wäre es vielleicht nicht unzweckmäſsig, eine Art von Repertorium für die älteſte Geſchichte der Philoſophie anzulegen; worin nicht allein die Fragmente, ſondern auch die von andern bloſs citirten Behauptungen der Philoſophen in einer beſtimmten Ordnung dargeſtellt würden. Hier ſind nun die Xenophaniſchen Ueberreſte auf ähnliche Art bearbeitet. Man findet denſelben Fleiſs im Sammlen und dieſelbe Geſchicklichkeit im Erklären wieder. Schade nur, daſs die Ausbeute nicht gröſser iſt. 2) Einige *Bemerkungen zu der Sammlung der Parmenideiſchen Fragmente.* Bezieht ſich auf die Recenſion derſelben in den Göttingiſchen Anzeigen, und der A. L. Z. Rec. macht hierbey nur eine Erinnerung. Hr. F. meynt, die in der letzten Recenſion aus dem Simplicius beygebrachten Verſe wären vielleicht (weil er dieſen Commentator nicht bey der Hand habe) dieſelben, die in den Fragment. V. 92. ff. ſtehen. Allein die Vergleichung des Citats mit dieſen muſs ihn ſchon vom Gegentheil überzeugen. Auſserdem befanden ſich die vom Simplicius erhaltenen Verſe am Ende des zweyten Theils. 3) *Zur Geſchichte der Teleologie.* Einige Bemerkungen über die teleologiſche Weltbetrachtung der griechiſchen Philoſophen und beſonders den Endzweck der Welt, wie ſie ſich denſelben dachten. Alles dieſes iſt aber mehr angedeutet als ausgeführt. Man vermiſst Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit in der Ausführung. Foderun-

gen, die man vorzüglich zu solche Monographieen machen kann. Ihr Interesse an sich und ihre Brauchbarkeit für die allgemeine Geschichte der Philosophie hängt davon ab, dass sie ihren Gegenstand gründlich erschöpfen. Man darf nur z. B. das was hier S. 23, 24. von Aristoteles gesagt ist, mit *Vater's* Vindiciis Theologiae Arist. S. 43. seq. vergleichen, um sich davon zu überzeugen. Aristipp's Geringschätzung der Teleologie und ihre Ursache Aristot. Metaph. III. c. 2. hätte angemerkt werden sollen. Am Ende findet man noch einige gute Bemerkungen über die sogenannte Metaphysik *Theophrasts*, aus welcher auch ein kurzer Auszug zugegeben ist. 4) *Ueber einige seltene Schriften des Jordano Bruno*, nämlich: *de monade numero et figura, item de innumerabilibus immenso et infigurabili.* Francofurti 1591. 8. desgleichen *de imaginum signorum et idearum compositione* Francofurti 1591. 8. Der Vf. giebt von diesen Schriften nicht allein die Inhaltsanzeige, sondern auch zweckmäßige Auszüge, aus denen man diesen ausserordentlichen Kopf und seine Denkart kennen lernt. Der Vf. zweifelt S. 64. ob die von Bruno angeführte *lampas logica* unter seinen Schriften bekannt sey, und vermuthet, dass sie mit der *de specierum scrutinio et lampade combinatoria Raimundi Lulli* einerley sey. Rec. vermuthet vielmehr, dass jene lampas die von *Freytag in Analectis literariis* T. III. p. 147. angeführte Schrift: *de lampade venatoria logicorum* 1587. 8. ist. Ebendaselbst wird auch die Schrift *de specierum scrutinio* noch besonders aufgeführt. 5) *Ueber die Philosophie Friedrichs des II.* Friedrich war weder Erfinder philosophischer Systeme und Wahrheiten, noch Bearbeiter der Philosophie als Wissenschaft; indess „wenn man sehen will, welche Form die Philosophie in einem solchen Kopfe annimmt, welche Ansichten ein Mann von Friedrichs Geist, Kraft, Lage und Thätigkeit wählt, um sich das Räthsel der Welt und des menschlichen Daseyns zu erklären, wenn man also aus einzelnen Beyspielen lernen will, was und wie viel aus der Schule der Philosophie in die Welt übergeht: so wird eine Betrachtung über Friedrichs Philosophie eben so belehrend als unterhaltend seyn." Aus diesem Gesichtspunkt ist dieser Aufsatz sehr interessant. 6) *Ueber Elementarphilosophie und Skepticismus*, von Hn. *Lotheisen*, Lehrer am Gymnasium in Brieg. Etwas flüchtige Gedanken, wie sie die neuesten Versuche einer Elementarphilosophie und ihre Beurtheilungen in öffentlichen Blättern veranlassten. Die Möglichkeit eines aus *einem* Grundsatz abgeleiteten Systems wird bezweifelt, die Unvermeidlichkeit des Skepticismus gegen jedes dogmatische System behauptet. Das einzige Mittel dagegen ist nach dem Vf, sich immer mehr an das Practische zu halten, je weniger die Theorie uns zu befriedigen vermöge. Allein die Vernunft muss mit sich in Ansehung des Wissens und Nichtwissens aufs Reine kommen, ehe die praktische ihre Stelle einnehmen und gehörig ausfüllen kann. Und wie nun, wenn der Skepticismus sich auch an praktische Wahrheiten wagt? Dagegen weiss der Vf. schlechten Trost. „Um jene nothwendigen, dem menschlichen Herzen theuren Wahrheiten nicht aufzugeben, und der skeptischen Zweifeln zu entgehen, giebt es keinen andern Weg, als diese Wahrheiten durch den Weg der Empfindung zu *versinnlichen*, oder sich an die geoffenbarte Darstellung zu halten." 7) *Bemerkungen über die neuesten Bemühungen für die kritische Philosophie.* In der leichten, gefälligen Manier, die man von dem Vf. gewohnt ist, schildert er den Zustand und Geist der neuesten Philosophie. Aus der Schwierigkeit neu zu seyn, aus dem Wohlgefallen an Gründlichkeit und Einfachheit leitet er die Eigenthümlichkeiten der jüngsten philosophischen Versuche her. Angehängt sind einige Gedanken über *Schellings* Schrift *vom Ich als Princip der Philosophie* und *Schönbergers kritische Untersuchungen* über kritische Philosophie. Die erstern hätten wohl etwas tiefer geschöpft werden können. 8) *Vermischte Bemerkungen zur Geschichte der Philosophie.* Unter manchem Unerheblichen führen wir hier nur N. 1. an. Der Vf. schlägt nicht als einzige, aber doch als nützliche Methode für die Geschichte der alten Philosophie vor, aus dem Plato, Aristoteles u. s. w. eine besondere Logik, Psychologie, Moral u. s. w. oder überhaupt eine Logik, Moral u. s. w. der Alten aufzustellen, so dass dort unsere systematische Form die Stelle für die aus den einzelnen Philosophen entlehnte Materialien, hier aber etwa Aristoteles den fortlaufenden Text abgäbe, und die Lehrsätze, Meynungen anderer als Anmerkungen beygefügt würden. Unstreitig hat diese Methode manche Vortheile, aber auch manche Nachtheile. Wenn es darauf ankommt zu wissen, wie weit die Alten überhaupt in den philosophischen Wissenschaften gekommen, wie viel Materialien unter ihrer Bearbeitung gesammlet worden, so lässt sich zur Uebersicht und Vergleichung kein besseres Mittel denken. Dieser Vortheil erstreckt sich aber nur auf die Materialien nicht auf die Form, auf den Körper aber nicht den Geist der alten Philosophie; wie die Alten auf Entdeckungen kamen, sie benutzten und verarbeiteten, überhaupt, wie sie philosophirten, das lässt sich auf diese Art nicht darstellen. Als Probe der ersten Methode ist ein Theil der Aristotelischen Psychologie in 36 §. zweckmäßig ausgeführt. Vollständigkeit enthält dieses Repertorium nicht, und einiges ist nicht ganz richtig ausgedrückt, z. B. §. 29. Gedächtniss und Erinnerung hängen von der Gewohnheit ab; *φαντασια* wird §. 23. durch Vorstellungsvermögen ausgedrückt, aus welchem Grunde, wissen wir nicht.

## VOLKSSCHRIFTEN.

SCHNEPFENTHAL, in der Buchh. der Erziehungsanstalt: *Unterhaltungen eines Landschullehrers mit seinen Kindern über merkwürdige Worte und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben.* Ein Buch für Aeltern, Kinder und Schullehrer unter den Bürgern und Landleuten, zur Uebung der Aufmerksamkeit zur Beförderung des Selbstdenkens, und zur Verbreitung nützlicher und ange-

nehmer Kenntniſſe. *Zweytes Bändchen.* 1795. 147 S. 8. (7 gr.)

Daſs der ungenannte Vf. eine ziemliche Anlage zur Weitſchweifigkeit habe, erhellet ſchon aus dieſem vorſtehendem Titel, indeſſen müſſen wir doch geſtehen, daſs er im Buche ſelbſt ſich kürzer zu faſſen bemühet geweſen, und daſs auch der Styl und die Rechtſchreibung um ein merkliches correkter geworden, als im erſten Bändchen. Das S. V, 55 und 58. befindliche *Na!* müſste wohl für die Zukunft wegfallen. Auch würde er beſſer beym *Kaffe* geblieben ſeyn, als *Kaffeh* geſchrieben haben. Alles Affectirte muſs ein Volksſchriftſteller vermeiden, er bleibe, wenn es ohne Nachtheil geſchehen kann, und bey zufälligen Kleinigkeiten, gern bey dem Gewöhnlichen. Dieſe Cautel hätte der Vf. beſonders in Hinſicht auf ſeine Amtsbrüder, über deren Miſsurtheile er ſich beſchweret, beobachten ſollen. Nun zum Inhalte dieſes Bändchens ſelbſt, das ſich ſtatt der Vorrede mit einem *Geſpräch* anhebt zwiſchen dem Herausgeber dieſer Unterhaltungen und einem Schulmeiſter, in welchem der Vf. einige ungegründete und unbillige Urtheile über ihn, ſein Buch und die vorgeſchlagenen Spatziergänge zu entkräften ſucht. — Die *Unterhaltungen* ſelbſt gehen von der Fünften fort bis zur Eilften, und betreffen den *Mond*, die *Ebbe* und *Fluth*, *Waldungen*, *Waldgericht*, *Wilddieb*, *Erdbeere*, *Eicheln*, *Galläpfel*, *Fichten*, *Baumrohniſs*, *Borkenkäfer*, *Tanne*, *Kohlenbrennerey*, *Eichhörnchen*, *Ameiſen*, *Hirſch*, *Kukuk*, *Honigkukuk*, *Sackſpinne*, *Regenbogen*, *Licht* und *Sonnenſtrahlen*, *Wettergalle*, *Höfe um Sonne und Mond*, *Bär*, *Biſs des tollen Hundes*, *Affen*, *Murmelthiere*, *Schaumwürmer*, *Waſſergalle*, *Storch*, *Schlofäpfel*, *Wacholderſtrauch*, *Beere* und *Saft*, ſo wie auch die *Sägemühle*. An nützlichen und abwechſelnden Gegenſtänden fehlt es alſo dieſen Unterhaltungen nicht. Die beiden in dieſem Bändchen befindlichen Zeichnungen betreffen den *Mondeslauf* und den *Regenbogen*. In den folgenden Theilen ſollen derer mehrere von Dingen aus der Natur und dem gemeinen Leben vorkommen, die ohne Zeichnung ſich nicht wohl deutlich machen laſſen. Das *dritte* Bändchen wird das Regiſter ſo wie die Druckfehler mit in ſich enthalten, und dadurch doppelt nützlich werden. In Zukunft ſoll jede Meſſe ein Bändchen erſcheinen, und bey aller Mannigfaltigkeit für die möglichſte Abkürzung geſorget werden, ſo daſs dieſes Work eins der vollſtändigſten und wohlfeilſten der Art ſeyn wird, und mit Grund jeden Aeltern, die am Selbſtunterricht ihrer Kinder ein Vergnügen finden, und den Schullehrern inſonderheit anempfohlen werden kann.

## KLEINE SCHRIFTEN

Vermiſchte Schriften. *Altona*, b. Hammerich: *Ein Wort über und wider Hn. Matthias Claudius* von dem Vf. der Bemerkungen. 1796. 24 S. 8. In dieſer kleinen Schrift vertheidigt ſich der Vf. der Bemerkungen über Calliſen's Schrift gegen Hn. C. mit vieler Geſchicklichkeit und Gewandheit. Auch iſt der Stil, die Sprache und der Ton beſſer, als in den Bemerkungen, wo noch oben drein häufige Druckfehler die Sprache verwirrten, ſo daſs man mit Hn. C. in Gefahr kam, einige Druckfehler für Sprachfehler zu halten. Zuerſt zeigt er das Recht, das er als Staatsbürger und Bürger der gelehrten Republik gehabt habe, ſeine Bemerkungen über Cal. Schrift an den Tag zu legen. In der letzten Qualität habe er das Recht, ſein Urtheil über jedes *gedruckte* Buch zu fällen, wie es jeder Rec. habe. In der erſten Qualität nach folgendem Grundſatze, den Rec. mit ſeinen eignen Worten anführen will. „In einem Staate, wo das Volk bey der Wahl ſeiner öffentlichen Beamten und Adminiſtratoren gar keine Stimme zu geben hat, ſondern wo die Ernennung nach der Conſtitution lediglich von der Regierung abhängt, — da, glaube ich, muſs „dem Volke wenigſtens das Recht bleiben, über die von der „Regierung getroffene Wahl ſeine Meynung äuſsern, und im „Fall ſie einmahl einen Fehlgriff gethan zu haben ſcheint, ſie „darauf aufmerkſam machen zu dürfen. Eine weiſe Regierung „wird ſolche Winke, beſonders wenn ſie mit Beſcheidenheit gemacht (*gegeben*), und mit Gründen unterſtützt werden, nicht „verachten.“ Dies hat mit der letzten Beſchränkung bey einer weiſen Regierung keinen Zweifel: allein wenn der Miſsgriff nun einmahl gethan iſt, läſst er ſich nicht gut wieder verbeſſern: indeſſen kann doch eine Vorſicht für die Zukunft daraus entſtehen. — Auf die Einwendung des Hn. C., daſs die gute Abſicht Hn. Cal. hinlänglich entſchuldige, — antwortet der Vf., daſs durch die Abſicht kein ſchlechtes theol. Buch ein gutes werde, und daſs die Abſicht kein Gegenſtand der Literarkritik ſey. Wenn Hr. C. den Angriff des Vf. auf ihn für inurban und hart hält, ſo glaubt der Vf. durch die Fabel des Hn. C. hinlänglich gereizt zu ſeyn, worin er keinen andern Sinn finden könne als eine Auffoderung „*die Preſsfreyheit durch Einführung einer Cenſur einzuſchränken, weil die Sudler klein und groſs, die bisher dieſer Wohlthat (dieſes Menſchen- und Bürgerrechts) genoſſen, derſelben nicht werth ſeyn.*“ Dieſe Auffoderung könne nur an die däniſche Regierung gerichtet ſeyn, und der Vorwurf der Sudeley nur die in dieſem Staate ſchreibenden Gelehrten gelten. — Davon könnte denn doch aber wohl nur der Vf. eine moraliſche Gewiſsheit haben: allein auch ein anderer Gelehrter auſser den däniſchen Staaten konnte vielleicht aus Eifer für die gute Sache der Preſsfreyheit durch jene Fabel gereizt werden. Doch iſt es eine groſse Frage: ob er ſich zu einer ähnlichen Gegenfabel herab gelaſſen haben würde? Der Vf. meynt aber; er hätte Hn. Cl. Gleiches mit Gleichem vergelten müſſen. *Habeat ſibi!* — Uebrigens ſtimmt er in manchen Puncten mit der Recenſion des Rec. überein. Nur ſind einige Urtheile zu hart z. B. über den Myſticismus, der mit dem Atheismus verglichen wird nach einer Aeuſserung des *Baco*. Allein Baco ſpricht von *baarer* Superſtition. Der Punkt wegen der moraliſchen Freyheit S. 15. iſt nicht recht getroffen. Der Vf. unterſcheidet zwiſchen moraliſcher und metaphyſiſcher Freyheit: allein beides iſt einerley. Moraliſche Freyheit iſt transcendental und eben deſswegen metaphyſiſch.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. Januar 1797.


## SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Poetische Blumenlese* für das Jahr 1796. 268 S. 12.

Ebendas.: *Poetische Blumenlese* für das Jahr 1797. 296 S. 12.

An Masse und an derjenigen Mannichfaltigkeit, die aus der Menge der beytragenden Personen entsteht, giebt der Göttingische Musenalmanach seinen Nebenbuhlern nichts nach, wie die Register, die Seitenzahlen und der enge Druck beweisen. Der letzte vermehrt aber auch das Unangenehme der typographischen Einrichtung, in Ansehung deren er hinter allen uns bekannten Taschenbüchern dieser Art zurückbleibt. In diesen letzten Jahren wird er noch durch eine Anzahl schlechter Kupfer verunziert. Dass *eigentliche Kunstfoderungen* auf so kleinen Blättchen *nicht befriedigt* werden können, versteht sich von *selbst*; allein es sollte doch wenigstens für einen angenehmen sinnlichen Eindruck gesorgt seyn. Diese Kupferstiche sind aber ohne alle Sauberkeit und Feinheit so gekratzt und hingesudelt, dass man das Auge gern so schnell als möglich darüber hingleiten lässt. *Das Bildniss von Ebert* vor dem *Alm. von 96* ist noch *leidlich*, obgleich leblos, nach einer Büste; das von *Uz* hingegen vor dem *Alm. v. 97* ist eine wahre Caricatur. Bey einigen der übrigen Blätter scheint nur der Kupferstecher das Werk des Zeichners verdorben zu haben; bey andern ist Gedanke und Ausführung gleich schlecht. Man sehe *Alm. v. 96* S. 170.; *Alm. v. 97.* S. 68. Die Kupfer sollen indess ihren Zweck erreicht, und den Absatz befördert haben. Ist dies wirklich gegründet, so beklagen wir nur die kunstlosigen Leser, denen so etwas den Almanach empfehlen konnte.

Wäre Betriebsamkeit im Sammeln der Beyträge das einzige Erfoderniss zum Vorsteher eines Musenalmanachs, so würde der jetzige Herausg. des Göttingischen, Bürgers Stelle bey demselben vollkommen ausfüllen. Allein es gehört noch etwas mehr dazu: ein selbstständiger literarischer Charakter, gleich weit von Nachahmung und von excentrischen Verirrungen entfernt; eine dauerhafte Celebrität; ein Ansehen, welches berechtigt, nicht nur die Versuche von Anfängern abzuweisen oder nach eigner Einsicht zu verbessern, sondern auch die unnützen Papierschnitzel, die zuweilen aus den poetischen Brieftaschen selbst bekannter Schriftsteller herausfallen, bey Seite zu legen. Jeder Liebhaber der deutschen Poesie, der Hn. *Reinhard's* gesammelte Gedichte kennt, urtheile, in welchem Grade man ihm dies alles zuschreiben kann.

Indessen enthält der *A. v. 96*, zu dem wir uns zuerst wenden, verschiedne schätzbare Stücke. Zwey der wichtigsten, *Bürgers Nachtfeyer der Venus*, nach seiner letzten Umarbeitung, und *die Gebete*, eine Satire von *Falk*, sind seitdem schon wieder erschienen, jene in den sämmtlichen Schriften Bürgers, diese als Anhang zu den *Grabern von Kom*; ihre Beurtheilung kann also am füglichsten für die Anzeige dieser Werke aufgehoben bleiben. Die vortreffliche Elegie auf Bürgers Tod von *Gökingk* wird kein Freund des Verstorbenen ohne die innigste Rührung lesen können. Aber auch ohne nähere persönliche Theilnahme ist es ein Gegenstand gerechten Schmerzes, ein ausserordentliches Talent, gegen das von seiner frühesten Entwickelung an feindliche Gestirne verschworen zu seyn schienen, vor der Zeit unter körperlichen und geistigen Leiden erliegen zu sehen. Wahrheit und herzliches Gefühl sind die Musen dieses Gedichtes; die Schwächen des biedern Mannes werden leise berührt, ohne sie ganz zu verschweigen, und eine schonende Hand entschleyert die letzten unglücklichen Verhältnisse seines Lebens. Mit Recht wird die Wahl seines Aufenthalts getadelt:

> — seine goldenen Früchte,
> Wie sie der Himmel Petrarchs selten zu reifen vermag,
> Trug er — unglückliche Wahl! — am fernen Ufer der Leine.

und nachher:

> Du am Ufer der Lein' ein Fremdling!

So begegnete man ihm auch wirklich dort bis an sein Ende; ja es lässt sich in Deutschland kaum eine andre Stadt denken, wo man ihn in dem Grade verkannt und hintangesetzt haben würde. Hätte es nicht von seinem eignen Entschlusse abgehangen, (den ihm freylich Kränklichkeit und allerley Umstände erschwerten,) einen weniger unfruchtbaren Boden zu suchen; so hätte er, wie schon Haller vor ihm, ausrufen können:

> O recht in seinem Zorn hat das gerechte Wesen
> Mir diesen öden Ort zur Wohnung auserlesen!

*Ramlers* berühmte Ode auf einen Granatapfel, die schon im J. 1749 gedichtet ward, ist hier sehr verändert abgedruckt, als eine Probe der zu erwartenden neuen Ausgabe seiner Gedichte. Viele der jetzigen Lesearten leuchten gleich auf den ersten Blick als Verbesserungen ein; von einigen würde sich der Werth nur

nur durch eine umständliche Auseinandersetzung bestimmen lassen; und eine oder die andre ist offenbar nicht glücklich. Dahin gehört besonders die halbe Strophe, die ehedem so hiefs:

Und steiget an der Wesen Kette
Bis dahin, wo den höchsten Ring
Zeus an sein Ruhebette
Zu seinen Füssen hing.

jetzt:

Verfolgt des Wesen lange Kette
Bis an den allerhöchsten Ring,
Bet an Zeus Ruhebette
Hängt, hangen wird und hing.

Das Beywort *lange* ist ziemlich müssig; *allerhöchsten* sagt nichts mehr als *höchsten*, und ist noch dazu weniger edel; das doppelte *an* beleidigt das Ohr, und die Ordnung der Zeiten in der letzten Zeile befremdet den Verstand. Ueberdiefs ist der vorletzte Vers ganz unrichtig scandirt, und der letzte wenigstens sehr hart. Indessen machte doch ein grammatischer Fehler in der alten Lesart hier eine Veränderung nothwendig, deren Anlafs (wir erinnern uns nicht genau, in welcher Zeitschrift) man so unbegreiflich gefunden hat: das Imperfect des unregelmäfsigen intransitiven Zeitworts *hangen* war statt des Imperfects des ganz verschiednen, regelmäfsigen und transitiven, Zeitworts hängen (hängte) gebraucht worden.

Von *Herder* finden wir S. 247. ein liebliches kleines Idyll (das Wort im Sinne der Griechen genommen) im elegischen Sylbenmaafse. Es enthält zwar nur einen Neujahrswunsch, und war vielleicht nicht zur Bekanntmachung bestimmt: aber eine so zarte Empfänglichkeit, und ein Geist, der allem, was von ihm ausgeht, feine und edle Formen zu leihen weifs, die ihm Gewöhnung und Bedürfnifs sind, können selbst die abgenutzte Sitte neu und anziehend machen. *Gleim* theilt wie ein freundlicher Vater seine Gaben unter mehrere poetische Blumenlesen; man hat jedes Jahr Gelegenheit, sich der fortdauernden heitern Stimmung und Fruchtbarkeit des vielgeliebten, verehrten Sängers zu freuen. Seine Beyträge in den beiden letzten Göttingischen Almanachen sind denen in den Vossischen an Zahl ungefähr gleich. Auch *Kästner* bleibt der epigrammatischen Dichtart immer noch getreu, nur scheint sie ihm zuweilen untreu zu werden, wie er im *A. v.* 96 S. 88. selbst darüber klagt, dafs der Zwang des Versbaues anfange, ihm lästig zu fallen, und dafs er sich daher genöthigt sehe, seine Einfälle in Prosa zu ergiefsen. Indessen hat er doch im *A. v.* 97 einige muthige Angriffe auf die Philosophen gethan, vermuthlich als Dichter und als Mathematiker gleich sehr dazu berechtigt und geneigt. Die Fabel von *Fridrich, der Affe und der Tanzbär*, kommt viel zu spät: denn wer denkt jetzt noch an Batteux's Theorie? Auch die Epigramme von ihm: *der Reim, der Kunstrichter, die Episode*, alle drey die Dichtkunst betreffend, enthalten etwas unrichtiges in den Gedanken, und zeigen den Dichter eben nicht zu seinem Vortheile als Kunstrichter. Wir setzen das erste her:

Dem Billiard gab man das Schellennetz
Den Kugelfall dem Ohr das Zählers anzudeuten.
So läfst ein gothisches Gesetz
Zum Sylbenfall Reime läuten.
Das Meisterspiel, das Genius gedicht
Bedarf der Schelle nicht.

Was kann eine schiefe Vergleichung gegen den Werth des Reims beweisen, den viele der gröfsten Dichter in den neuern Sprachen durch ihre Werke anerkannt, und der sich aus psychologischen und ästhetischen Gründen sehr befriedigend darthun läfst? Einige Kleinigkeiten von zwey verdienten Männern, deren eigentliches Fach die Poesie nicht ist, von *Gedike* und *Gräter*, wird man als Verse, die eine Stunde der Erholung erzeugte, und die weiter keine Ansprüche machen, mit Vergnügen lesen. Die Vff. der übrigen Beyträge sind: *Mad. Brun, Kretschmann, Matthäus, Mahler Müller, Niemeyer, Roose, Schmid (E. A.) v. Wildungen*; ferner *Conz, v. Einem, Engelschall, v. Halem, Haug, v. Knebel, Lappe, Mirow, Pape, Pockels, Reinhard, Schink, Kl. Schmidt, Tiedge*; die Dilettanten, die ihre Namen verschwiegen, nicht zu rechnen.

Die zuletzt genannten, von *Conz* an, treten alle im diesjährigen Alm. wieder auf, wo noch *Grabner, Manso, v. Schmidt Phiseldek, Mad. Ludwig, v. Stamford*, hinzugekommen, auch von zwey Verstorbnen, *Deurer* und der *Karschinn*, von dieser eine Epistel an Gleim, von jenem einige Distichen eingerückt sind. Die Stücke von Bürger, die der Herausg. aufgefunden und abdrucken lassen, hätte der Dichter selbst gewifs nicht der Aufbewahrung für würdig erkannt. Das erste, *die Leyer*, ist vom J. 1766, also aus einer fast noch unmündigen Jugend seiner Poesie; (die ältesten Stücke in der Sammlung seiner Gedichte sind von 1769) es könnte etwa nur seinem Biographen merkwürdig seyn, um daraus auf den Grad von Bildung zu schliefsen, den er sich damals schon erworben hatte. Man sieht hier deutlich, dafs Bürger noch nicht zu einiger künstlerischen Selbstständigkeit gelangt war, und seine Kraft zum Fluge mehr auf Fremden, als auf eignen Schwingen versuchte. Der Gehalt des Gedichts: *An M. W., als sie mir einen Kufs versagte*, (vom J. 1771) ist zwar um nichts bedeutender, doch finden sich schon mehr eigenthümliche Züge, auch Bürgerianismen im nachtheiligen Sinne; z. B.:

Ha, so *fafse* die Gefahr
Dir bereits in dem *Genicke!*

oder:

Ihm (dem Orpheus) den bangen Aufenthalt
In des Orkus Finsternissen
Dankbegierig zu verfüssen,
*Spitzne* jede Mifsgestalt
Ihren *blauen Mund* zum Küssen.

Die Ode S. 87. ist ein pflichtmäfsig gesungenes Lied, das seine Bestimmung vollständig erfüllt hatte, als es über-

überreicht war. Am wenigsten aber hätte der nothgedrungene Prologus galeatus S. 188. vor das grofse Publicum gebracht werden sollen; dem er, aufs mildeste gesagt, sehr fremd vorkommen mufs, weil es von den localen Veranlassungen nichts weifs. Wer hingegen mit Bürgers damaliger Lage näher bekannt ist, der wird zwar seine Bitterkeit gegen das ihn zunächst umgebende öffentliche Urtheil leicht entschuldigen können, (ob sie gleich in der Art ihrer Aeufserung die Gesetze des Schönen und Anständigen verletzt) aber es werden andre schmerzliche Erinnerungen bey ihm erregt werden, welche zu berühren hier ebenfalls nicht der Ort ist.

Wohlthätiger für das Gemüth wirkt das schon erwähnte Lied (S. 124.) der Dichterin, welche ein schöner Frühlingstag, *ächter Pontak*, *ein Haselkrebs*, (vielleicht *Havelkrebs*?) und *ein Butterbrod* innigst zufrieden mit der ganzen Welt und mit dem grofsen Friederich machen konnte. Die Leichtigkeit so vieler andern fast aus dem Stegreif gesungenen Herzensergiefsungen der liederreichen Hirtin wird man auch in dieser nicht vermissen. Sie gefallen als freywillige Erzeugnisse der Natur, an denen die Kunst gar keinen Antheil hat, als wilde Blumen des Feldes.

Eine Satyre von *Falk*, *die Schmansereyen*, glänzt durch eben die Vorzüge, die schon andern Arbeiten von ihm in dieser Gattung ausgezeichnetes Lob erworben haben: kühne Contraste, gedrängte Sentenzen, eine ins Grelle fallende Stärke der Darstellung, ein sehr originelles, mehr bittrer als fröhlicher Humor. Allein wir gestehn, dafs wir uns manches in der dramatischen Einkleidung des obigen Gedichtes nicht zu erklären wissen; dafs wir dem Dichter bey seinen Uebergängen nicht immer folgen können; und dafs wir auch an dieser wie an seinen übrigen Satyren die schöne Rundung eines ästhetischen Ganzen vermissen. Freylich ist auch die Theorie hierüber noch sehr unzulänglich, und die Untersuchung, welche Modificationen das Gesetz der Einheit erhalten mufs, um auf das satyrische Gedicht anwendbar zu seyn, ist bey weitem nicht aufs reine gebracht. In den seynsollenden Volksgesängen ist der Satyriker ganz aus seiner Sphäre herausgegangen. Er mag sich hüten, dafs man die von ihm so treffend gelehrte Kunst, Recepte zu Geistesproducten zu verschreiben, nicht gegen ihn selbst wende. Zu den Jägerliedern S. 229. ist eine übermäfsige Dosis von Trarara, Hussa, Hurra, Hallo, Hoho, u. s. w. verbraucht worden, und zwischen diesen körnigen Interjectionen scheint die eigentlich articulirte Sprache nur Nebenwerk zu seyn.

Einfachheit und Wahrheit des Gedankens empfehlen die Epigramme in Distichen von *Knebel*; besonders der *ewige Frühling* giebt eine schöne Lehre. Unter den Beyträgen von Halem scheinen uns auch die kürzeren in dieser Form die vorzüglichsten zu seyn. Rec. ist nicht genug von den neugriechischen Sitten und vom Tone der neugriechischen Poesie unterrichtet, um sagen zu können, ob in der *Stickerin* und in der *Mutterklage bey Kallisten's Tode* von eben dem *Vf.* das Costum beobachtet ist; doch würde er Verse, wie folgende:

> O wie beredt ist Natur! Mich erfreun die zarten Gefühle,
> Wie auf der Wiese mich freun die blinkenden Tropfen des Thaues.

an einem andern Orte ohne Anstand für neudeutsch genommen haben. Die lyrischen Stücke von Tiedge im vorigen Alm. sind von geringerer Bedeutung, als die im diesjährigen. Das Gedicht *an Acidalia* ist eine gefällige Tändeley, und wäre es noch mehr, wenn es nicht durch Ausdrücke, wie *entflöten* und *Glauber*, entstellt würde. Nur mufs man der üppigen Bildersprache dieses sonst schätzbaren Dichters mehr Haltung und Harmonie wünschen. Von *Kl. Schmidt* wüssten wir etwa nur die *Träume des Alters* als etwas zu nennen, das sich über das ganz Gewöhnliche erhöbe. Vergebens hat sich Rec. bemüht, in die Geschichte des *Eremiten von Melitd* (die, wie man am Ende erfährt, nur eine Vision ist) von *Engelschall* und in dem *Traum auf dem Frauenberge* von *Justi* (beide im A. v. 96) Sinn und vernünftigen Zusammenhang zu bringen: es sind in der That *aegri somnia*. Die Erzählung *Palmerine*, (im A. v. 97), ebenfalls von Engelschall, ist zwar nicht von einem Ende bis zum andern blofse Verirrung der Phantasie; doch wird sie durch keinen Funken wahren Dichtergeistes beseelt. Ein lyrisches Gedicht von demselben, *Paphos*, prangt mit Bildern und tönenden Phrasen, allein sobald diese verhallt sind, hat man Mühe, sich irgend eines Inhalts zu entsinnen. Eben das gilt in geringerem Grade von den *Inseln der Seligen*, von *Manso*. Die Sprache ist rein, der Versbau fliefsend, aber der ganzen Darstellung hängt eine gewisse Ohnmacht an, und der Hauptgedanke (wenn das Gedicht anders einen hat) tritt nicht mit Klarheit und Bestimmtheit hervor. Wenn er es thäte, würde wahrscheinlich offenbar werden, dafs er falsch ist.

*Conz*, der sonst andern Vorbildern zu folgen pflegt, hat zu einer langen Erzählung (im A. v. 97.) *der Philosoph*, den Stoff von Voltaire, Manier und Ton von Wieland geborgt. Das prosaische Original, das kurz, munter und geistreich ist, hat unter seinen Händen sehr verloren. Was die Nachahmung im Vortrage betrifft, so halte man z. B. die ersten Stanzen mit dem Anfange von Musarion zusammen, und man wird eine Aehnlichkeit finden; freylich eine solche, wie zwischen der Schönen auf dem Kupferstiche S. 260. und der Magdalena von Battoni, womit sie im Gedicht verglichen wird. Man trifft in diesen Blumenlesen noch auf vielerley andre Spuren von Nachahmung; einem ästhetischen Vergehen, das man nicht immer so leicht handgreiflich beweisen, als mit Zuverlässigkeit wahrnehmen kann. Indessen ist Rec. nicht oft etwas so starkes in dieser Art vorgekommen, als die Nachäfferey des altenglischen Balladentons, reichlich mit Reminiscenzen aus Bürger untermischt, in einer Menge Romanzen von einem gewissen *Pape*. Sie sind meistens mit *refrains*, *sans rime et sans raison*, ver-

brünt; (man sehe z. B., wie im A. v. 96 S. 190 u. f. die Zeile: *Im ganzen weiten Italischen Land*, in jeder Strophe wiederzukehren gezwungen wird,) die Personen sterben darinn häufig aus heiler Haut, und zum Ueberflusse ist über diese angeblich altfränkischen Gedichte eine Brühe der neumodigsten Empfindeley ausgegossen.

Sonst enthalten beide Almanache noch eine beträchtliche Anzahl von Gedichten, deren wir, ihrem Werth nach, gegen die uns vorgezeichneten Schranken, gehalten, nicht besonders erwähnen können.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stuttgart, in der akad. Buchdr. und Tübingen, b. Cotta: *Taschenkalender auf das Jahr 1796, für Pferdeliebhaber, Reiter, Pferdezüchter, Pferdeärzte und Vorgesetzte grosser Marställe.* Herausgegeben von F. M. F. Freyherrn von *Bonwinghausen von Walmerode.* Mit Kupfern. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieser Jahrgang giebt den vorherigen an Reichhaltigkeit nichts nach. Die 12 Monatskupfer sind Abbildungen von englischen Kutschpferden mit Geschirren von verschiedener Art, nach dem neuesten Geschmack; auch sind 3 Kutscher und 2 Postillons in ihrer englischen Kleidung vorgestellt. Die Pferde sind nach Kupfern, die der Herausg. aus London erhielt, gestochen und gut gerathen. Der Biographie des Hn. Kersting, Oberhofpferdearztes zu Hannover, ist dessen sehr wohlgetroffenes Bildnifs in Kupfer beygefügt. Der Artikel *Pferdekenntnifs und Wartung* enthält: Nachrichten von der Beschaffenheit, Wartung und Fütterung der Pferde in den Ställen des Kaisers von Hindostan. Dieser Aufsatz ist ganz aus Sprengels neuen Beyträgen Band 6. S. 148. entlehnt. Die dort angeführte Quelle dieser und anderer indischen Nachrichten ist das Ajin Aksbery. Dies anzuführen war für viele Leser nöthig. Vor allen aber hätte der Herausg. bemerken müssen, dafs dort nicht von neuern Zeiten, sondern von den Einrichtungen des kaiserlichen Hofes, zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, oder unter der Regierung Kaiser Akbar des Grofsen die Rede ist. Jetzt, da die Sonne des Hauses Timur in Hindostan längst untergegangen ist, haben alle diese Einrichtungen, wenigstens seit vielen Jahren aufgehört, und der letzte Kaiser, Scha Allum, mochte 1788, wie die Rohillas seinen Pallast abermals ausplünderten, kaum dreyfsig Pferde in seinen Ställen haben. Noch müssen wir bemerken, dafs in dem Almanach S. 34. Z. 6. von unten statt westlichen Gebirgen, nördlichen gelesen werden mufs. — *Pferdezucht:* Ein kurzer Aufsatz handelt von den wilden Gestütten und der Behandlung der Pferde in Paraguai und Chili. Von einer grofsen Anzahl wilder Pferde, die jetzt eine Ebene von 200 Meilen bedecken, sollen 7 Stück Pferde, die die Spanier mit ins Land gebracht haben, die Stammältern seyn. Dafs die Pferde, die ein jeder sich zueignen kann, der sie fangen will, dort in geringem Preise sind, ist sehr glaublich. An Dauerhaftigkeit zu grofsen Reisen fehlt es zwar diesen Pferden, und müssen hierzu deren immer einige auf relais gestellt werden; dagegen sollen sie aber sehr geschickt seyn, die steilsten Berge auf- und abzulaufen. Ein schöner Schweif wird als die gröfste Zierde angesehen, und der Niedrigste würde sich schämen, auf einem gestutzten Pferde zu reiten. *Pferdearzneykunst;* enthält 1) eine kühlende Purganz, 2) ein blutstillendes Mittel, 3) ein zertheilendes Mittel, 4) eine seifenhafte Einreibung, nebst Anmerkungen. *Reitkunst:* betrifft blofs den jetzigen Zustand der Reitbahn zu Altdorf bey Nürnberg.

Der Art.: *Fuhrwesen und Equipagen*, liefert die Beschreibung von zwey neuerfundenen Wagen in England. Von dem ersten sind die Brüder Georg und William Symington die Erfinder. Er wird blofs durch eine Dampfmaschine, die mit sehr wenigen Steinkohlen auf 24 Stunden unterhalten werden kann, in Bewegung gesetzt, und von einem Menschen dirigirt. Dieser Wagen hat vier Räder, kann eine Last von 16 engl. Centner führen, und läuft in einer Stunde 2 deutsche Meilen. Der zweyte ist im J. 1793 in London für den Prinzen Wallis verfertigt worden. Man kann in wenigen Minuten ein Zimmer mit einem Bett daraus machen, und soll, wo in Lagern oder im Freyen übernachtet wird, zur Bequemlichkeit dienen. Der Herausg. hofft künftig die Zeichnung hievon mittheilen zu können. Das *Allerley* von Pferden enthält manches, was die Pferdeliebhaber interessiren wird. Das Verzeichnifs der jetzt lebenden Stallmeister, Pferdeärzte etc. ist fortgesetzt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Merseburg* u. *Leipzig*, b. Wagner u. Comp: *Menschentugenden* in Erzählungen aus der wirklichen Welt, von *L. F. Schwerd.* Erstes Bändchen. 1795. 126 S. 8. Unter den Rubriken von sieben Tugenden, (Einigkeit, Friedfertigkeit, Enthaltsamkeit, Entschlossenheit, Freymüthigkeit, Erbarmen, Dankbarkeit) hat der Vf. erst eine Ermahnung zu ihrer Ausübung vorausgeschickt, und dann zur Erläuterung der allgemeinen moralischen Sätze kürzere Exempel und längere Erzählungen aus der alten und neuen Völker- und Menschengeschichte, auch Anekdoten aus dem Privatleben unbekannter Personen beygefügt. Die voranstehenden Ermahnungen sind meistens redneriſche Lobsprüche von der Vortrefflichkeit und Nützlichkeit der einzelnen Tugend; der Ton der Erzählung in den mehr und minder bekannten, interessanten und geringfügigen Beyspielen hat auch nichts Vorzügliches.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 13. Januar 1797.*


## PHYSIK.

LONDON, b. Vf., gedr. b. Hindmarsh: *Lectures on natural and experimental Philosophy, considered in its present state of improvement*, describing in a familiar and easy manner the principal Phenomena of nature, and shewing that they all cooperate in displaying the Goodness, Wisdom and Power of God. By *George Adams*, mathematical instrument maker to His Majesty, and optician to His Royal Highness the Prince of Wales in five Volumes, the fifth Volume consisting of the Plates and Index. 1794. gr. 8. Vol. I. 548 S. Vol. II. 561 S. Vol. III. 579 S. Vol. IV. 572 S, Vol. V. 39 Kupfertafeln u. 44 S. Index. (10 Rthlr.)

In der Vorrede erklärt sich der Vf., der bekanntlich schon im vorigen Jahre mit Tode abgegangen ist, über die Veranlassung zu diesem Werke, und den Plan, nach welchem dasselbe bearbeitet worden. Vor ungefähr 25 Jahren habe er sich eine kurze Zeit in Frankreich und in der Schweiz aufgehalten, und sey schon damals ein Augenzeuge gewesen, mit welchem Eifer einige Gesellschaften sich bemüht hätten, unter dem Deckmantel der Philosophie, gewisse der bürgerlichen Ordnung und Ruhe zuwiderlaufende Grundsätze zu verbreiten, und das Lesen solcher Schriften zu befördern, welche das Ansehen der geoffenbarten Religion herabwürdigten. Die Werke dieser Scheinphilosophen gäben schon zu erkennen, dass ihr ganzes Naturstudium nur dahin abzwecke, den Geist zu verwirren, und ihn in dem Unglauben an alles, was das Auge nicht sehen, und die Hand nicht fühlen könne, zu bestärken, unsern Glauben an Moses und die Propheten, und die Thatsachen der geoffenbarten Religion lächerlich zu machen. Schon damals sey er mit dem Gedanken umgegangen, dass zu Steurung so schädlicher Grundsätze ein Unterricht in der Naturlehre nützlich seyn möchte, worinn mehr als bisher geschehen ist, der menschliche Geist auf die hohen Zwecke der Schöpfung und unsers Daseyns, und auf die sichtbaren Fingerzeige eines unendlichen und allgütigen Wesens bey der Anordnung der Körperwelt hingeleitet, und gegen die Trugschlüsse gesichert werden möchte, wodurch jene Philosophen den Geist zu verwirren, und Ungemach über die Menschheit zu verbreiten suchten. Den Plan zu einem solchen Werke habe er schon damals angelegt, und auch Materialien dazu zu sammeln angefangen, doch sey er nicht eher mit vollem Ernste an die Bearbeitung derselben gegangen, als bis er bemerkt habe, dass jene Philosophie auch in seinem Vaterlande angefangen habe, sich zu verbreiten, ja wahrscheinlich sogar Leute von Republicanern besoldet seyen, die Grundsätze derselben annehmlich zu machen, und dadurch sein Vaterland mit derjenigen Gefahr zu bedrohen, wodurch Frankreich eine Scene des Jammers und Elends geworden sey. Seine Absicht sey also, zu zeigen, dass jene Philosophen keine Freunde der Menschheit seyen, wahre Philosophie vielmehr dahin abzwecke, die Menschen zu beglücken — *whereas the modern philosophers make it the ornament of folly the badge of infidelity, the road to anarchy and rebellion* u. s. w. Ohne uns darauf einzulassen, ob die Gefahr, die der Vf. für sein Vaterland besorgte, von solcher Erheblichkeit war, um den *modern philosophers* überhaupt (denn welche eigentlich gemeynt sind, darüber erklärt sich der Vf. nicht deutlich) den Text so sehr zu lesen, als in diesem Buche geschehen ist, und ohne zu untersuchen, ob gerade jene modernen Philosophen die französische Revolution bewirkt haben, und Ordnung im Staate nicht auch ohne den uneingeschränkten Glauben an manche in die geoffenbarte Religion hineingebrachte Ungereimtheiten bestehen könne, zweifeln wir doch sehr, dass das gegenwärtige Werk zu mehr als einem blossen Unterrichte in der Naturlehre wird dienen können, und der grosse Zweck, den sich der Vf. vorgesetzt zu haben scheint, die *modern philosophers* zu bekehren, je werde in Erfüllung gehen, da diese bekanntlich mit so alltäglichen teleologischen Betrachtungen, dergleichen so häufig in diesem Buche vorkommen, sich nicht befriedigen lassen. Auch ist Hr. *A.* lange nicht genug Philosoph und Kenner philosophischer Systeme (als Künstler schätzen wir ihn unendlich hoch) um beurtheilen zu können, was für oder wider diejenigen streitet, denen er den Namen der Scheinphilosophen ertheilt. Wir wollen indessen die gute Absicht des Vf. nicht verkennen, und sehr gerne zugestehen, dass *ihm* ein Buch, wie das gegenwärtige, vollkommen hinreichend mag geschienen haben, dem Unheile vorzubeugen, welches er von denjenigen Philosophen befürchtet, die in religiösen Dingen, nicht alles so consequent, wie er, finden können. Die Lehren der Physik, besonders die zur Mechanik, Optik und Astronomie gehörigen, sind deutlich und gründlich abgehandelt; doch ist der Vortrag mit zu häufigen Wiederholungen überladen. Mit dem chemischen Theile sind wir weniger zufrieden, nicht weil der Vf. noch grossentheils

der Lehre vom Phlogiſton zugethan iſt, ſondern weil er den Leſer durch Einwürfe gegen das neue Syſtem einzunehmen ſucht, die gewiſſermaſsen ſchon veraltert und widerlegt ſind, und Sätze für die Exiſtenz des Phlogiſtons aufſtellt, welche ſelbſt von den Vertheidigern deſſelben nicht mehr für gültig genommen werden. Hieher rechnen wir mehrere der Kirwaniſchen, de Luciſchen und Wieglebſchen Einwürfe gegen das neue Syſtem, und Behauptungen für das alte, woraus erhellet, daſs der Vf. in Anſehung des pro und contra ſelbſt nicht vollkommen orientirt geweſen iſt. Wenn er alſo z. B. Vol. I. S. 491. ſagt: „*nothing indeed could be more convenient for the antiphlogiſtic chemiſts, than their ideas of the compoſition of water; for as this fluid exiſts, more or leſs in almoſt all bodies, and in almoſt every chemical operation, and as it is, according to their theory, ſuppoſed to contain an inflammable principle, nothing could be more eaſy to account for all the phenomena, before imputed to phlogiſton, than by ſubſtituting for this old inflammable principle, the new inflammable principle of water,*“ ſo ſieht man doch offenbar, daſs der Vf. bey dieſem Ausdrucke gar nicht überlegt hat, was für eine unbedeutende Rolle das Hydrogen der neuern Chemiker gegen das Phlogiſton der alten ſpielt, und in wie wenigen Fällen man das Hydrogen braucht, wo hingegen das allmächtige Phlogiſton überall für nöthig erachtet wurde. Wenn ferner der Vf. behauptet, das bey der Zerſetzung der Lebensluft, und der inflammablen, zum Vorſchein kommende Waſſer werde von vielen Philoſophen auch nur für abgeſchieden gehalten, ſo ſind dieſe Philoſophen doch nur die wenigen, welche dem Hn. de Luc nachbeten, und welche ſo wenig, wie er, durch eine Thatſache erweiſen können, daſs das *Waſſer* nur allein die *ponderable Baſis* aller Luftarten ſey, da im Gegentheil dies eine Hypotheſe iſt, welche nicht nur einer Menge von Erſcheinungen widerſpricht, ſondern auch um nichts einfacher iſt, als wenn man jeder Luftart eine eigne ponderable Baſis giebt, und das Waſſer aus den ponderablen Grundſtoffen der Lebensluft und der brennbaren zuſammenſetzen läſst. S. 505. Vol. I. hat der Vf. einen Auszug aus Wieglebs Abh. vom Phlogiſton (v. Crells Annalen 1791. IIIes Stück) mitgetheilt. Die Einwürfe, welche W. gegen das neue Syſtem gemacht hatte, muſs der Vf. für ſehr wichtig gehalten haben, und doch iſt gewiſs, daſs die meiſten jetzt gar nicht mehr Statt finden können, ſo wie denn auch mehrere Behauptungen in dem phlogiſtiſchen Syſteme, ſelbſt von denen, welche ſie aufgeſtellt hatten, wieder zurückgenommen worden ſind, z. E. daſs die Luftſäure aus den Kohlen nur abgeſchieden werde — daſs das Phlogiſton ein abſolutes Beſtreben habe, ſich von der Erde zu entfernen, welche negative Schwere des Phlogiſtons Hr. Wiegleb ſogar miſsverſtanden hatte, daſs er ſie mit ſpecifiſcher Leichtigkeit verwechſelte, und ſich alſo in dem irrte, wovon eigentlich die Rede war. Vol. II. S. 56 ff. ſucht der Vf. nach Hn. de Luc den Satz in der Phyſik annehmlich zu machen, daſs alle Operationen, wobey ſich flüſſige Säuren bilden, nur darinn beſtänden, daſs *Waſſer* ſich mit gewiſſen unwägbaren Subſtanzen, als eben ſo viel unterſchiedenen Grundtheilen der Säuren, verbinde, und alle flüſſige Säuren nur als abgeſchiedene Körper betrachtet werden müſsten. Schwefel beſtehe z. E. aus Waſſer, Phlogiſton, Feuer und einer eigenthümlichen aber imponderablen Säurebaſis, vielleicht auch noch aus vielen andern uns unbekannten Ingredienzen, die Lebensluft hingegen aus *Waſſer* Feuer und einer gewiſſen imponderablen Subſtanz, welche die Eigenſchaft habe, bey einer gewiſſen Temperatur ſich mit dem Phlogiſton des Schwefels zu verbinden, und aus demſelben zu entweichen, da denn die Schwefel- oder Vitriolſäure aus dem zurückbleibenden Waſſer ſowohl des Schwefels als auch der Lebensluft, und jener imponderablen Säurebaſis gebildet werde. Auf gleiche Weiſe beſtänden nun auch die Alkalien, die Oele, der Weingeiſt und mehrere andere Flüſſigkeiten, nur aus *Waſſer*, und ſolchen unwägbaren Subſtanzen; und wenn ſolche Flüſſigkeiten in feſte Körper übergingen, ſo geſchehe nichts, als daſs nur die Flüſſigkeitswärme entweiche, alle feſten Salze hätten alſo auch nur das *Waſſer* zu ihrer ponderablen Baſis, und die imponderablen Subſtanzen machten den eigenthümlichen Unterſchied jener Salze. Dieſe ſehr gewagten Sätze werden zum Theil aus den Verſuchen über das Gefrieren des Waſſers und der mit Waſſer geſchwächten Säuren, welche Hr. M'Nab zu Albany in der Hudſonsbay angeſtellt hat, gefolgert, wir wollen aber jeden loben, der ſich durch dieſe Verſuche von der Nothwendigkeit der Annahme ſolcher imponderablen Stoffe überzeugen kann. Noch weniger ſehen wir ein, was dieſe Verſuche gegen die antiphlogiſtiſche Lehre beweiſen ſollen, da ſie ſich ſehr gut aus den verſchiedenen Verwandtſchaften des Wärmeſtoffs gegen die mehr oder minder mit Waſſer geſchwächten Säuren begreifen laſſen, und gar nicht das geheimniſsvolle enthalten, was Hr. de Luc und Adams darin finden. Freylich kann man mit ſolchen imponderablen Stoffen (wie ehemals mit den *qualitatibus occultis*) alles mögliche in der Phyſik anfangen, die Erklärungen danach modeln, wie man es einer Lieblingshypotheſe am angemeſſenſten findet, und ſie zu einem trefflichen Schlupfwinkel gebrauchen, wenn man ſich durch Inconſequenzen in der Enge fühlt. Aber einer Lehre, worinn ſo viel willkührliches iſt, als in der *Waſſerchemie* des Hn. de Luc, und welche noch viel ſchlimmer iſt, als die alte Lehre vom Phlogiſton (die ſo beſcheiden iſt, ſich doch nur mit einem einzigen imponderablen, nicht in die Sinne fallenden Dinge zu begnügen) ſollte man in einem Lehrbuche der Phyſik keinen ſolchen Anſchein der Wichtigkeit geben, als wenn ſie ſogar andere Theorieen verdrängen würde, von denen doch erwieſen werden kann, daſs ſie mehr Simplicität in den Erklärungen verſtatten, und ſich auf Erfahrungen gründen, die man nur nicht muthwilliger Weiſe verdrehen muſs, wie Hr. de Luc und ſeine Anhänger ſo ſehr gewohnt ſind. Hr. Adams hätte auch die mannichfaltigen Lücken und willkührlichen

lichen Behauptungen in Hn. de Lucs Theorie bemerkbar machen sollen, da es sichs überall so angelegen seyn läfst, der antiphlogistischen Lehre Inconsequenzen aufzubürden. Aber was Hr. de Luc sagt, ist ihm Orakelspruch. Doch einem Manne, wie Hr. Adams, der als Künstler so viel Achtung verdient, kann man es allenfalls verzeihen, wenn er sich durch Sätze blenden läfst, die von einem im chemischen Theile der Naturlehre ihm so weit überlegenen Manne herkommen, und dem man wenigstens in England noch nicht sehr widersprochen hat. — In vielen Vorlesungen läfst der Vf. andere Schriftsteller reden. So ist z. B. die *method of reasoning in natural philosophy* in der XIV Vorlesung aus Bacons Organon, und in der XLV die physische Astronomie aus *Robisons outlines of mechanical philosophy* genommen. Auf gleiche Weise sind sehr häufig *William Jones physiological disquisitions*, de Luc's und andere Schriften benutzt worden. Zum Beschlusse wollen wir nun noch einiges aus den Vorlesungen des Vf. auszeichnen. Die Elasticität, welche die Luft beym Zusammendrücken äufsere, könne gar wohl auch daher rühren, dafs sich zwischen den Lufttheilchen eine feinere Flüssigkeit befinde, welche beym Zusammendrücken durch die Gefäfse gehe, beym Nachlassen des Drucks sich aber wieder zwischen die in dem Gefäfse zurückgebliebenen Lufttheilchen begebe, und sie aus einander treibe — das merkwürdige Hängenbleiben des Queckfilbers an dem obern Ende eines so eben gefüllten, aber wohl ausgekochten Barometers, scheint dem Vf. noch die Gegenwart einer andern Flüssigkeit, als die der Luft, darzuthun. In der Vorlesung über das Wesen der Materie erklärt sich der Vf. für die *Atomistische* Lehre, doch erwähnt er auch des *dynamischen* Systems, vermöge dessen die Materie in anziehenden und abstofsenden Kräften einzelner Punkte des Raumes bestehen, oder eigentlich durch solche Kräfte erst als möglich soll gedacht werden können. Einwürfe gegen dieses System nach Hn. de Luc, aus dessen *lettres phyf. et morales etc.* (nicht hinlänglich, die Schwierigkeiten ganz auseinander zu setzen. Aber was das dynamische System vor dem atomistischen voraus hat, zeigt der Vf. auch nicht deutlich, so dafs die Leser in beiden Systemen hinlänglich orientirt würden.) Anziehung und Zurückstofsung sind dem Vf. keine Grundeigenschaften der Materie. Wenn die Anziehung eine solche wäre, woher könne es, sagt der Vf., dafs sie in Körpern erweckt, auf einige Zeit aufgehoben, oder gar zerstört werden könne? (Darauf läfst sich doch wirklich sehr leicht antworten.) — Dafs das Gewicht der Körper in dem Verhältnisse der Massen stehe, sey in der Physik ein übereilter Schlufs (doch nicht so übereilt, wenn der Vf. dasjenige zusammen erwägt, was über die negative Schwere des Phlogistons gestritten worden ist, und wie schön jene Voraussetzung in den Formeln der höhern Mechanik mit der Erfahrung übereinstimmt.) — In der Lehre von der beschleunigten Bewegung wird eine Beschreibung der Atwoodischen Fallmaschine gegeben, und ihr Gebrauch durch Beyspiele erläutert. Da diese Maschine noch nicht sehr bekannt geworden ist, so wird es den Lesern angenehm seyn, hier eine Beschreibung und Abbildung derselben zu finden. — Ueberall giebt der Vf. Anwendungen der vorgetragenen Lehren, z. E. in der Lehre von der Luft 9 Vorschriften das Rauchen der Camine zu verhüten. Die Kupfer zu dem gegenwärtigen Werke sind durchaus sehr schön, und machen den V Band desselben aus. Sie geben eine so deutliche Abbildung des gröfsten Theils eines physikalischen Apparats, dafs Künstler allenfalls darnach arbeiten können. Auch enthält der V Band ein Regifter über das ganze Werk.

## *MATHEMATIK.*

Eisenach u. Halle, b. Gebauer: *Der Mathematiker oder compendiöse Bibliothek des Wissenswürdigsten aus der Gröfsenlehre.* 1796. Heft I — III. 296 S. 8. (à 6 gr.)

Die gegenwärtigen 3 Hefte enthalten nach einer kurzen Uebersicht der Ordnung, in der die verschiedenen Theile der Mathematik in dieser Bibliothek behandelt werden sollen, erstlich die Vorkenntnisse vom Begriffe der Mathematik überhaupt, ihren verschiedenen Theilen, und der ihr eigenthümlichen Methode, dann die ersten Gründe der allgemeinen Mathematik und die Arithmetik. Der Vf. unterzeichnet sich V — t. Was hier von der mathematischen Methode gesagt wird, ist gröfstentheils nach Käftner. Doch wird auch Kants Bestimmung des Eigenthümlichen dieser Methode beygefügt, nämlich, dafs das Wesentliche derselben eigentlich darinn bestehe, nicht wie in der Philosophie *discurfiv*, sondern *intuitiv* zu verfahren, nicht aus Begriffen zu *schliefsen*, sondern vielmehr *Begriffe zu conftruiren*, d. i., sie in der Anschauung, und zwar in einer von aller Erfahrung unabhängigen Anschauung a priori, darzustellen. Die Arithmetik ist gründlich und ordentlich vorgetragen. Die Beweise werden allgemein durch Buchstaben geführt. In der Lehre von den entgegengesetzten Gröfsen ist verschiedenes deutlicher als bisher bestimmt; doch erinnert sich der Rec. nicht, dafs ein gründlicher Mathematiker gesagt hätte, + 3 multipliciren mit + 2 heifse Vermögen mit Vermögen, und + 3 multipliciren mit — 2 Vermögen mit Schulden multipliciren. Etwas so sinnloses kann keinem Mathematiker einfallen, und nur von gemeinen Rechenmeistern kann hier die Rede seyn, die so auch Thaler mit Ellen multipliciren. Der Ausdruck §. 205., dafs nämlich Decimalbrüche, welche mit unendlich vielen Decimalstellen fortgehen, *unendliche Decimalbrüche* genannt werden, ist wohl nicht sehr schicklich. Die gewöhnliche Definition des Dividirens, nämlich dafs a mit b dividiren so viel heifse, als finden, wie vielmal b in a enthalten sey, oder wie vielmal b von a abgezogen werden könne, sey viel zu enge. Sie gelte blofs für den Fall, wenn der Dividend und der Divisor beide *Zahlen* sind, dagegen passe sie schon für den Fall nicht, wo

eine besondere Gröfse (eine genannte Zahl) z. E. 6 *Pfund* mit einer blofsen Zahl, z. E. 3, dividirt werden solle, weil man nicht fragen könne, wie oft die Zahl 3 überhaupt in 6 Pfunden enthalten sey. (So hat ein Mathematiker auch nie gefragt.) Aber in der reinen Mathematik, wo Zahlen blofs in abstracto genommen werden, kann jene Definition des Dividirens immer gebraucht werden, auch gründet sich darauf die ganze Operation selbst, nämlich dafs man den Quotienten durch einen wiederholten Abzug des Divisors, oder dessen Vielfachen, vom Dividendus, erhalte. Dafs aber der Vf. diese Definition bey der Anwendung auf genannte Zahlen zu enge findet, ja sie sogar für logisch unrichtig erklärt, rührt daher, weil ihm das Dividiren ein blofses *Eintheilen* ist. Er will das keine Division nennen, wenn man frägt, wie oft stecken 3 Pfund in 6 Pfund. Nur das soll Dividiren seyn, wenn man nach dem 3ten Theile von 6 Pfund frägt. Uebrigens sieht man leicht, dafs beide Fragen himmelweit von einander unterschieden sind, wenn sich gleich zeigen läfst, dafs ihre Auflösung einerley arithmetische Operation, nämlich diejenige, welche in der reinen Arithmetik von abstracten Zahlen gelehrt worden ist, erfodert. Deswegen aber die gewöhnliche Erklärung der Division zu enge und logisch unrichtig zu nennen, weil sie nicht auf die Erklärung des Vf. pafst, (denn freylich kann niemand 6 Pf. durch 3 Pf. *theilen*,) scheint uns eine kleine Uebereilung zu seyn, denn man könnte ja auch von des Vf. Erklärung der Division sagen, dafs sie zu enge ist, weil sie nicht auf die gewöhnliche pafst. In eben dieser Erklärung, die der Vf. vom Dividiren giebt, liegt der Grund, warum er auch die gewöhnliche Definition des geometrischen Verhältnisses, dafs man nämlich durch die Division untersuchen solle, wie grofs eine Gröfse in Vergleichung einer andern sey, für ungereimt erklärt, welche Ungereimtheit aber wegfällt, sobald man die Division in dem gewöhnlichen Sinne nimmt. Dafs übrigens Rechenmeistern die Bemerkung nützlich ist, Verhältnisse und Quotienten (Exponente der Verhältnisse) nicht mit einander zu verwechseln, bedarf keines Beweises. So ist auch §. 356. für diejenigen wichtig, welche noch Pfunde mit Thalern multipliciren. Wenn man aber diesen Paragraphen anfängt zu lesen, so sollte es scheinen, als wenn Mathematiker sich bisher so arg versündigt hätten. Freylich bedient man sich auch in der Geometrie des Ausdrucks, *Grundlinie* mit *Höhe* multipliciren, eine *Fläche* mit einer *Linie* dividiren u. dgl. Das sind aber nur Ausdrücke, deren man sich *der Kürze wegen* bedient. Es kann indessen nicht schaden, schon in der Arithmetik, die Bedeutung solcher Ausdrücke zu erläutern. Dahin gehören auch die Bemerkungen des 381sten Paragraphs.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Magdeburg: Jahrbuch des Pädagogiums zu U. L. Frauen in Magdeburg.* 5tes St. Herausgegeben von *G. S. Rötger*, Propst und Schuldirector. 1796. 92 S. gr. 8. (4 gr.) Der Herausg. und der Hr. Rect. *Delbrück* fahren fort, Rechenschaft von der Verwaltung ihres Amtes, von ihren Einrichtungen und Lehrarten, und von dem, was sich im Pädagogium zugetragen hat, durch dieses allen Schulanstalten zur Nachahmung zu empfehlende Jahrbuch zu geben. Der erste Aufsatz von Hn. *Rötger* ist überschrieben: *Ueber unsre Einrichtung in Absicht der Privatkassen unserer Zöglinge*, und enthält sehr wahre Bemerkungen aus der Fülle einer langen Schulerfahrung. Alles kommt darauf hinaus, dafs man jungen Leuten in Schulen und Erziehungsanstalten nicht auf einmal alles Geld in die Hände gebe, was sie zu ihren Bedürfnissen brauchen; dafs man ihnen anfangs nur ein Taschengeld zu freyer Disposition zutheile, und ihnen dann allmählich und in gehörigen Abstufungen, so wie sie sich durch gute Wirthschaft dessen würdig machen, mehr Geld anvertraue, und zuletzt, wenn sie schon als Schüler so verständig werden, ihre ganze Kasse überlasse. Nr. 2. von Hn. Delbrück: *Beyspiele einer analytischen Methode beym grammatischen Unterricht im Griechischen* ist auch in einem besondern Abdruck im Keilschen Verlage zu haben. Der analytische Weg, den der Vf. einschlägt, führt gewifs zu einer gründlichen und tief eindringenden Kenntnifs der Sprache, setzt aber auch viel Nachdenken von Seiten der Lernenden voraus. Sehr eigenthümliche und helle Ansichten gewährt die neue Eintheilung der Sprachlehre in einen *mustkalischen* und einen *philosophischen* Theil, die vorzüglich bey der griechischen Sprache, welche wahre Musik ist, sehr wohl angewendet seyn möchte. Nur soviel hier zur Deutlichmachung dieser Idee aus dem Schema der griechischen Sprachlehre. I. *Musikalischer Theil* oder Lehre von den *Wörtern*. A. Bestandtheile der Wörter oder Buchstaben, 1) das Alphabet, 2) Scheidung desselben in Vocale und Consonanten, 3) musikalische Kunstwörter derselben, 4) abkürzende Schriftzeichen, 5) musikalische Zeichen der Aussprache. a) Spiritus, b) Accentuirung. 6) Interpunctionszeichen. B. Formen der Wörter. 1) Zwey Hauptformen, Declination und Conjugation, 2) musikalische Regeln bey Bildung der Formen. II. *Philosophischer Theil der Grammatik* oder Lehre von den *Worten*, Syntax. 1) *Partikeln*, a) die sich auf Declinationen beziehen, *Praepositiones* b) die sich auf Conjugationen beziehen, *Conjunctiones* formae et sententiae, *Adverbia*, c) auf declinations- und conjugationsfähige Wörter, *Copulae*. 2) *Sprachgebrauch*, a) philosophischer oder allgemeiner, b) Idiomen. N. 3. ist eine Rede an die abgehenden Zöglinge, und N. 4. Nachricht von den Veränderungen, Censuren und Verwendungen im Schuljahre von Ostern 95 bis dahin 96, beides von Hn. *Delbrück*.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Januar 1797.


## GESCHICHTE.

Leipzig, in d. Weidmanniſch. Buchh.: *Der Geſchichte ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft.* Drittes Buch durch *Johannes Müller.* Dritten Theils erſte Abtheilung. 1788. Zweyte Abtheilung. 1795. XXVIII u. XX und 727 S. 8.

In der erſten Abtheilung dieſes Bandes findet man die Geſchichte des Einfluſſes, welchen die Kirchenverſammlung zu Coſtanz, vorzüglich die Achtserklärung des Herzogs Friedrich von Oeſtreich-Tyrol, auf den ſchweizeriſchen Bund hatte u. ſ. w.: in der zweyten beginnt dann die Darſtellung des bürgerlichen Krieges, welcher aus der Vergröſserungsſucht entſprang, die eine Folge von den unerwarteten Eroberungen einzelner Eydgenoſſen war. Das Glück der ſchweizeriſchen Waffen, anfangs dem alten Feinde gefährlich, ward verderblich für eidgenöſſiſche Tugend und Einfalt, und der Partheygeiſt brachte den Bund mehr als einmal an den äuſserſten Rand des Abgrundes. Folgten auf dieſe Periode nicht Zeiten, deren Charakter die Wahrheit des ſchönen Bildes beweiſt, deſſen ſich der Vf. vom Geiſt und Schickſal der Eidgenoſſenſchaft bedient, „die einem Alpenſtrom gleicht, der wild herunterfällt aus dem Gebirg, Tannen, Felſen, Land und Hütten das hohe Thal herabrauſchend fortreiſst, in einen ſtürmiſchen See tritt, alsdann hervor durch lachende Fluren befruchtend und ſanft, in blumichten Wieſen und an den Mauern ruhiger Städte ſich ſchlängelnd verweilt, bis der nützliche, erquickende Fluſs nach längern oder kürzern Lauf (wie die Nationen früh oder ſpät alle in Vernichtung) in das Meer tritt;“ hätte der Vf. von der Periode der bürgerlichen Unruhen und des Verfalls des edlen Gemeinſinnes nur den Blick in die Vergangenheit voll Eintracht und keine Kunde von der Zukunft gehabt: ſo würde die Aehnlichkeit noch weit gröſser geweſen ſeyn, die unſtreitig zwiſchen ihm und Tacitus iſt, mit welchem man ihn häufig, wenn gleich mehr nach einem dunklen Gefühl, als deutlicher Einſicht, zuſammengeſetzt hat.

Nicht die Kürze des Ausdrucks oder die Fülle und Vollwichtigkeit der Gedanken, nicht die ſorgfältige Wahl der einzelnen Züge, aus welchen ein Gemälde zuſammengeſetzt iſt, auch nicht die auſserordentliche Gewalt, mit welcher beide Schriftſteller ihre energiſche Phantaſie unter die Regeln der Hiſtorie gezwungen und ihre tiefe Abſtraction zu denſelben erhoben haben, verſchaffen uns das Recht, den Vf. des gegenwärtigen Werkes den Tacitus unter den Neuern zu nennen; denn auch andre Geſchichtſchreiber haben ſich in dieſen Eigenſchaften dem Römer mehr oder weniger genähert. Aber einen Vergleichungspunkt giebt es zwiſchen dieſen beiden erhabenen Geiſtern, warum man gerade ſie als brüderliche Genien in der Hiſtorie betrachten darf; beide haben nämlich einen edlen Patriotismus gleichſam zum Hintergrund ihrer ganzen Darſtellung gemacht und dadurch ihrem Stoff Einheit gegeben. Beide verleihen daher auch ihrem Leſer, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, einen Charakter, und damit zugleich den groſsen Vortheil, daſs er bey der Betrachtung ihres ganzen Werks eine gleichförmige Grundempfindung hat, welche ihn bey allem Wechſel des Gegenſtandes und der Darſtellung nie eine Beute deſſelben werden läſst, ſondern innerhalb ihrer Sphäre ſo frey als möglich erhält.

So wie hierin die charakteriſtiſche Aehnlichkeit zwiſchen dieſen beiden Geſchichtſchreibern beſteht, entſpringen die vornehmſten Verſchiedenheiten zwiſchen ihnen aus der charakteriſtiſchen Unähnlichkeit ihres Stoffes, daſs der Römer den ſeinigen nur mit der Bitterkeit und Wehmuth des Patrioten, der Geſchichtſchreiber des helvetiſchen Bundes aber ſeine Materialien mit froher Vaterlandsliebe verarbeiten konnte. Deshalb giebt jener unſrer Seele die Erhabenheit der Reſignation, dieſer den erhabenen Muth des Vordringens, jener zugleich die Verachtung alles Menſchlichen, welche uns bey der untergehenden Sonne ſo oft ergreift, dieſer wie beym Sonnenaufgang den Entſchluſs, das Irrdiſche mit uns empor zu reiſsen. Sicher wirkt alſo der letzte vortheilhafter in praktiſcher Rückſicht.

Indeſſen würde man dem helvetiſchen Geſchichtſchreiber Unrecht thun, wenn man dieſen Vorzug einzig auf die Beſchaffenheit ſeines Stoffes rechnen wollte; denn ſehr viel davon gebührt der hellern Philoſophie, die ihm vorleuchtet. So vortrefflich die individuellen Maximen und allgemeinen Betrachtungen ſind, welche wir im Tacitus finden, verräth es ſelbſt ſchon die Manier, in welcher ſie vorgetragen ſind, daſs es ihrem Urheber an einem Standpunkte fehlte, welcher beſtimmt und hoch genug war. Ohne einen ſolchen werden gerade die Geiſter, welche am tiefſten in die Hiſtorie eindringen, ihr die traurigſte Anſicht abgewinnen, und ſchon aus dieſem Grunde würde, auch ohne jene Beſchaffenheit ſeines Gegenſtandes, der Römer uns nur zur Reſignation erheben können. Dagegen verſpürt man in dem vorliegenden Werk einen Geiſt, der in ſeinen Ueberzeugungen zu feſten, ſtärkenden, erfreuenden Reſultaten gekommen iſt, und

uns nicht zwischen Himmel und Erde schwebend erhält. Welche Veränderung hätte im Tacitus die Aufnahme einer einzigen Lehre der Art und in dem Sinne hervorbringen müssen, wie wir häufig sie hier antreffen, z. B. S. 367. „Die Regel der Natur ist eine unendliche Mannichfaltigkeit in den Formen, Einheit in dem Principium, welches alles umfafst.“

Die Kraft dieser Philosophie wird nie sichtbarer, als wenn der helvetische Geschichtschreiber einen Blick auf das Schicksal der Menschheit überhaupt, die Entstehung von allgemeinen politischen Instituten wirft. Wie Tacitus seiner Darstellung dadurch einen besondern Reiz giebt, dafs er Episoden über alle bedeutendere Völker der römischen Geschichte einverleibt, welche beynahe eine Historie der Welt war; so erhebt sein deutscher Nebenbuhler ungemein seinen Gegenstand dadurch, dafs er ihn durch grofse Betrachtung in Verbindung mit der Menschengeschichte, bisweilen mit der graueften Vergangenheit, bringt. Der gegenwärtige Band wird mit einem Meisterstücke dieser Art eröffnet.

Die Kirchenversammlung zu Costanz ward schon deshalb, weil sie an diesem Orte gehalten wurde, mehr noch als grofses Phänomen im Geist der Zeit überhaupt, besonders aber wegen der Vereinigung zwischen dem Pabst Johann XXII und dem Herzog Friedrich von Oestreich-Tyrol gegen ihre Verhandlungen und wegen der Folgen, welche dieselbe hatte, wichtig in der helvetischen Geschichte. Bey dieser Gelegenheit werden einige Blicke auf die Entstehung, Vorzüge und Nachtheile der Hierarchie im allgemeinen und des Pabstthums besonders geworfen, welche einen aufserordentlichen Tiefsinn in historischer Nachforschung verrathen, wiewohl wir der ersten Hauptidee, die hier geäufsert wird, widersprechen möchten. „Als bey Vermehrung der Geschlechter, sagt der Vf., die Vervollkommnung der Nahrungskünste nothwendig wurde, geschah in vielen Ländern, dafs alle Geschäfte des Lebens durch gemeine Uebereinstimmung vertheilt wurden; so dafs nicht allein jeder die ganze Zeit seines Lebens alle seine Kräfte auf ein bestimmtes Gewerbe richtete, sondern zu eben derselben Beschäftigung auch seine Söhne und Enkel bildete. Hiedurch wurden die Familien jeder Nation, wie durch die Bande einer grofsen Haushaltung, verflochten; keine vermochte der andern zu entbehren; zum grofsen Zweck des allgemeinen Wohls that jeder nach seinem Geschick den mehr oder weniger wichtigen Beytrag. Der priesterliche Orden ist, gleich wie die Krieger, die Bauern, die Hirten, die Kaufleute und alle andre Lebensarten, damals gesondert worden.“ — Es ist uns durchaus kein Volk bekannt, von welchem wir zuverlässig wüfsten, dafs die Geschäfte des Lebens bey ihm durch gemeine Uebereinstimmung wären vertheilt worden. Bey den Aegyptern, welche der Vf. anführt, waren es Localbedürfnisse, welche ohne weitere Uebereinkunft der Menschen es nothwendig machten, dafs die Bewohner einer bestimmten Gegend nur ein gewisses Geschäft trieben. War diese Absonderung nachher strenger, als die physische Beschaffenheit des Landes es heischte; so flofs dies aus der Politik des regierenden Priesterstandes, der, eingewandert und cultivirter als die ägyptischen Nomaden, schon ursprünglich von diesen geschieden war. Nur von den Israeliten kann man behaupten, dafs bey ihnen die Priester durch eine, freylich von Moses erschlichne, Einwilligung der Nation abgesondert wurden; aber dagegen war für die Theilnahme an allen übrigen Geschäften des Lebens, bis auf diejenigen, welche den Leviten angehörten, gar keine Gränze gezogen. Völlig stimmen wir dagegen mit demjenigen überein, was über die Geschäfte des priesterlichen Ordens gesagt ist; wie auch mit der Bemerkung, dafs das obrigkeitliche Ansehn gewöhnlich so oder anders zwischen Priestern und Kriegern getheilt war. Herrschsucht ward nothwendig ein Hauptzug im Charakter von jenen und die Religion verdunkelt, sobald sie Dienerin der Politik seyn mufste. Noch mehr verlor sie durch den Lauf der Zeiten, da die Traditionen sich verwirrten und die symbolische Sprache der gottesdienstlichen Gebräuche spätern Jahrhunderten nicht verständlich blieb. „Also war endlich von jenen kaum ein, wie aus der Vorwelt hinüberhallender, Laut übrig. Diese schienen den Weisen dummes Vorurtheil und eigennütziger Betrug; der gemeine Mann that sie den Alten sinnlos nach. Aberglaube und Unglaube theilten die Welt, und es war die Summe der besten Weisheit, über die gröfsten Anliegenheiten menschlicher Natur sich unwissend zu bekennen.“ Mit wenigen grofsen, tiefeindringenden Zügen werden nun die Verhältnisse bey den Juden, einem Volke, dessen Schicksal gewesen ist, nie das zu seyn, was es hätte seyn sollen, und in der damaligen ganzen Welt angedeutet, unter welchen die christliche Religion emporkam, deren Charakter mit jener Kunst geschildert wird, welche unbekümmert um die übrigen Eigenschaften eines Gegenstandes nur diejenigen darstellt, die seine Individualität ausmachen. Der grofse Nutzen dieser Religion zeigte sich auffallend in den Zeiten unmittelbar nach der Völkerwanderung, welche den Occident in die Gefahr einer solchen Barbarey brachte, wie die, worinn unter dem türkischen Zepter alles Grofse, Gute und Schöne Griechenlands und Asiens verschwunden ist. Die Bischöfe nämlich und andre Vorsteher der christlichen Kirche wufsten durch Vorstellungen derselben die nordischen Riesen zu zähmen, und es gelang ihnen besonders deshalb, weil sie einen Mittelpunkt in dem Pabstthum hatten. Nie hat dieses ein schöneres Lob erhalten, als welches nun erfolgt, und in solcher Kürze sind die Ursachen vom Verfall desselben nie so vollständig, als hier entwickelt. „Als die Europäer aus der Kindheit ihres Geistes ins Jünglingsalter übergingen, blieben ihre Lehrmeister zurück, und wollten die Ruthe noch brauchen.“ Das fürchterliche Schisma war eine der vornehmsten unter denselben; es führt zur Geschichte der Kirchenversammlung zu Costanz.

Es

Es war keine leichte Aufgabe, die Geſchichte dieſes Conciliums hier ſo darzuſtellen, daſs man eine hinlängliche Idee vom Geiſte ſeiner Verhandlungen erhielt und durch die hiſtoriſche Auflöſung befriedigt wurde, ohne je daran erinnert zu werden, daſs hier etwas erzählt ſey, welches nicht ſtrenge in die helvetiſche Hiſtorie gehöre. Der Vf. hat mit einer Kunſt, die ohne eine ſolche gedrängte Manier nicht möglich wäre, jener Foderung Gränze geleiſtet, und dieſes vorzüglich dadurch verhindert, daſs er die Beziehungen zwiſchen den Schweizern und den Hauptperſonen der Kirchenverſammlung, wo es nur irgend möglich war, hervorhebt. Dadurch iſt alles ſo in einander verwebt worden, daſs man kaum irgend eine Nachricht, irgend eine Bemerkung über das Concilium würde weglaſſen können, ohne den Faden der helvetiſchen Geſchichte zu zerreiſsen. Es iſt für denjenigen, welcher die Geſchichte und hiſtoriſche Kunſt enthuſiaſtiſch liebt, eine groſse Freude, wenn er ſich, indem er bey jedem Zuge, jeder Aeuſserung eines vortrefflichen Geſchichtſchreibers gleichſam auf der Lauer ſteht, ob ſie in dieſer Reihe, an dieſem Orte nicht überflüſſig oder gegen den Vortheil geſtellt ſind, durch die folgende Darſtellung wegen ſeines Verdachtes beſchämt findet. Dieſe Freude der Beſchämung iſt uns oft bey dem gegenwärtigen Abſchnitte zu Theil geworden.

Die Vollziehung der Acht gegen den Herzog Friedrich von Oeſtreich-Tyrol, welcher dem Pabſt Johann XXII zu ſeiner ſchändlichen Flucht hülfreich geweſen war, konnte man freylich den Eidgenoſſen am ſicherſten auftragen, und wenn man den Gewinn von Unternehmungen vorzüglich nach der Erweiterung der Macht abmiſst, ſo konnten ſie ſich Glück dazu wünſchen; denn auſser beträchtlichen Eroberungen der Einzelnen erhielten ſie jetzt gemeine Herrſchaften. Allein wer vergiſst nicht den Werth dieſer Erwerbungen und jener Vollziehung der Acht, wenn er ſieht, daſs unter ihre Wirkungen auch jener unſelige Geiſt der Leidenſchaft und Vergröſserungsſucht gehört, welcher nachher, vereinigt mit der verderblichen Eiferſucht von zwey Volksführern und entzündet durch die Tokenburgiſchen Händel, den ganzen Bund dem Abgrunde nahe brachte. Wer da weiſs, daſs ein ſolcher bürgerlicher Krieg folgte, möchte nun ſogleich vom Schluſs der Geſchichte der Kirchenverſammlung und ihrer unmittelbaren Folgen zur Darſtellung deſſelben forteilen, und der Geſchichtſchreiber, welcher die Reihe von Jahren zwiſchen dieſe beiden groſsen Begebenheiten nicht überſpringen darf, muſs die Ungeduld des Leſers deſto mehr in Hinſicht auf dieſen Zwiſchenraum fürchten, je weniger er innerhalb deſſelben Ereigniſſe findet, welche dieſelbe in zerſtreuende Aufmerkſamkeit auf andere Gegenſtände verwandeln könnte. Zugleich fühlt er die Pflicht, uns eine vollſtändige Vorſtellung von der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft zu geben, ehe er uns zu dem Schauplatz dieſes ſo äuſserſt wichtigen bürgerlichen Krieges führt. Nach den dreyerley gemeinſchaftlichen Verhältniſſen, welche dieſelbe hatte, in ſofern ſie nämlich an Kirche und Reich gebunden, zur Landwehre vereinigt war und Gemeinherrſchaft in gewiſſen Vogteyen ausübte, giebt er uns ein Gemälde von ihr, welches durch die Schilderungen einer jeden einzelnen Landesgegend und deſſen, was ſich jetzt in ihr ereignete, vollendet wird. Dieſe Darſtellung der politiſchen Verhältniſſe nun hat der Vf. mit einem ſolchen Reichthum an Sittenzügen ausgeſtattet, ſo wie er es überhaupt trefflich verſteht, dieſelben allenthalben mit einer anſcheinenden Unbefangenheit und doch mit der klügſten Berechnung anzubringen, daſs auch der ungeduldigſte wohl fühlt: er müſſe hier aufmerkſam verweilen, um unterrichtet zu dem Gegenſtande zu kommen, welcher ſeine ganze Erwartung ſpannet. Vielleicht hat der Vf. nie eine ſo groſse Geſchicklichkeit gezeigt, als in dieſem unſcheinbarſten Abſchnitte ſeiner Hiſtorie.

Er wirft dann noch einmal einen Blick auf die alte Eintracht und Einfalt und auf den Uebergang derſelben zu Vergröſserungsgedanken während der Periode, welche wir kaum verlieſsen. Am wenigſten waren die entfernteſten Orte dazu verführt worden. „Die ſonſt muthigen Hirten folgten, ſo ſchüchtern wie ein Jüngling, der zum erſtenmal der Tugend ungetreu wird, welterfahrnern Miteidgenoſſen.“ Dennoch muſste es in einer ſolchen Republick, bey ſolchen Gemüthern, wie die der Eidgenoſſen, ſchwer halten, ehe ein allgemeiner bürgerlicher Krieg zum Ausbruch kam; ſehr verwickelte Rechtsverhältniſſe muſsten ihn veranlaſſen, manche Unterhandlungen, manche Verſammlungen muſsten vergeblich geweſen ſeyn, ehe Menſchen, deren Vorfahren ſo oft zuſammen für die gemeinſchaftliche Freyheit geſiegt hatten, die Waffen gegen einander wandten. Daſs jene Rechtsverhältniſſe hier ſehr genau und deutlich entwickelt, die Verſuche zur Erhaltung des Friedens hier mit Fleiſs dargeſtellt ſind, brauchen wir nicht zu erinnern; vielleicht eher, daſs jene Entwicklung durch die Schilderung des letzten Grafen von Tokenburg und des Einfluſſes ſeiner Denkart auf die folgenden Succeſſionsſtreitigkeiten, und dieſe Darſtellung durch eine ämſige Auswahl vieler charakteriſtiſchen Züge die Trockenheit verloren haben, welche die Natur des Stoffes mit ſich brachte. Meiſterhaft iſt es beſonders, wie während der Beſchreibung der ganzen Lage des letzten Grafen die beiden Hauptfiguren in dem folgenden Kriege unbemerkt aufgeführt werden. Indem nämlich erzählt wird „daſs die ehemalige Freundſchaft zwiſchen Zürich und dem letzten Grafen erkaltet, dagegen eine zunehmende Vertraulichkeit des letzten mit Schwyz bemerkbar geworden ſey, wird der Grund davon in dem Charakter der Hauptperſonen gefunden, und ſo folgt die Schilderung des Bürgermeiſters von Zürich, Rudolf Stäffi, und des Landammanns zu Schwyz, Ital Reding. Es wird uns um ſo eher erlaubt ſeyn hier einen wörtlichen Auszug aus derſelben zu geben, da wir nachher uns bey der Darſtellung von Charakteren in dieſem Werke noch länger verweilen werden.

Jeder von diesen Männern war für sein Vaterland so thätig, und fühlte für dasselbe so warm, dass (der Fehler, wodurch das gröfste Unglück entstand!) ihr Eifer durch die Betrachtung des *gemeineidgenössischen* Vaterlandes nicht gemäfsigt wurde. Der Bürgermeister war ein Mann von herrlicher Gestalt, sehr grofs, von einer Leibeskraft, welche auch unter den damaligen Menschen ihn auszeichnete, und von einem Nachdruck des Charakters, der mit ihr im Verhältnifs war. Seit vielen Jahren waren seine Mitbürger gewöhnt, in den wichtigsten Sachen der Stadt auf ihn zu sehen; die Eidgenossen, der Kaiser, die benachbarten Fürsten und Herrn ehrten ihn als den Mann, durch welchen in Zürich das meiste auszurichten war. Mit Friedrich von Tokenburg, um den er sich verdient gemacht, stand er in so freundschaftlichen Verhältnissen, dass er seinen Sohn an dessen Hof schickte. An demselben war ein Zufammenfluss von Edlen, und in diesem Kreise auf gutem Fufs zu stehn, dazu bedurften schweizerische Bürger und Landleute zwey Dinge: persönliches Verdienst, welches unwillkührliche Achtung einflöfse, und (auf dafs es ihnen vergeben werde) den Schein, es nicht selbst zu bemerken. Der junge Stäffi hatte von beiden das Gegentheil. Alfo begegnete, dafs der Graf und andere Herren, die ihn für noch ungebildet hielten, ihn wenig auszeichneten, die jungen Edlen, die ihm näher waren, durch mancherley Spott über seine Aufgeblasenheit ihn in Verlegenheit fetzten. Diese Lage, fchilte er dem Bürgermeister in seinen Briefen auf das gehäfslichste dar; das Vaterherz bemerkte die Urfache nicht. Der Bürgermeister fah in ihm sich selbst und Zürich verachtet, rief ihn zurück, bezeugte Empfindlichkeit. (Die Note gegen Conrad Füfslin, welcher diese Geschichten bezweifelt, ist eine schöne Probe von der Weise, wie man solchen historischen Zweifeln begegnen mufs.) Der Landamman von Schwyz Ital Reding mufs, aufser dem angestammten Erbgut, welches er auf eine glänzende Weise zu vermehren wufste; und nebst einer auszeichnenden Beredfamkeit, jene in der Demokratie besonders mächtigen Eigenschaften einer männlichen Herzlichkeit, eines mit Würde einfchmeichelnden freundlichen Wefens, geschwinder Erfindung, begeisternden Feuers und unerschütterlichen Muthes in hohem Grade besessen haben, da er in einem für Gleichheit und Freyheit sehr eifersüchtigen Lande viele Jahre hindurch, mit einem Anfehn, das vor ihm keiner so hatte, gleichfam geherrscht. Ein eben so prädominirendes Anfehn wufste er seinem Canton unter den Eidgenossen zu geben. Das Abnehmen der Zuneigung Friedrichs von Tokenburg für Zürich benutzte er zur Vermehrung des Einflusses von Schwyz, indem er nebst politischen Gründen auch solcher Angelegenheiten sich bediente, die dem Herzen Friedrichs nahe lagen.

*(Der Befchlufs folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

LITERÄRGESCHICHTE. *Lauban*, mit Schäferischen Schriften: *Rückerinnerung an die frühern lateinischen Poeten der Oberlaufitz*, eine Schulschrift von M. *Frid. L. Becher*, Conr. 1796. 19 S. 8. Hr. B., der uns schon durch einige frühere Aufsätze als ein fleifsiger Literator bekannt ist, thut hier für die Oberlaufitz einen Vorschlag, den schon *Leibnitz* zur Vervollständigung mancher Geschichtsfammlungen für ganz Deutschland gethan hat. Da zu der Zeit, wo die lateinische Sprache in unserm Vaterlande noch die einzige vornehmere Sprache der gebildeten Stände ausmachte, auch in der Lausitz eine Menge neuer lateinischer Poeten aufstanden, die zum Theil auch die merkwürdigsten Begebenheiten ihrer Zeit und ihres Landes befangen: so entwirft der Vf. hier einen sehr zweckmäfsigen Plan, *Delicias poetarum Lufatorum* und zwar vors erste nur solche zu fammeln, deren Gedichte zugleich zur Erläuterung und Beurkundung der Provinzialgeschichte und Topographie abzwecken. Durch die Art, womit er diesen Plan hier nach seinen ersten Grundzügen entwirft, zeigt er sich selbst als den Mann, der zur Ausführung desselben Muth und Geschicklichkeit hat, und es ist daher recht sehr zu wünschen, dafs ihm die Unterstützung wirklich zu Theil werde, wozu er seine patriotischen Landsleute bey dieser Gelegenheit auffodert. Pencer's *patria, Idyllium* verdiente auch wohl ohne diese Sammlung eine besondere Ausgabe, da es so auffallende Züge der damaligen politischen und kirchlichen Verketzerungssucht enthält. Beyläufig lernen wir noch aus dieser durchaus mit vieler Sachkunde abgefafsten Schrift, dafs unter den lausitzer lateinischen Dichterprodukten sich auch schon eine Noachide vor Bodmern befindet: *Bath. Theodori Dilmiam Noae.* Gorl. 1578. 4. Rec. den jedes Unternehmen freuet, das den literarischen Gemeingeist einer ihm ernst so theuern Provinz bezeichnet, erinnert sich einen ganzen Band seltener lateinischer Zeitgedichte meist lausitzischer Poeten, besonders die Geschichte des 30jährigen Kriegs betreffend, in der trefflichen Bibliothek der Prämonstratenserabtey auf dem Strahhof in Prag gesehn zu haben. Auch befanden sich in der v. Ponikauischen Bibliothek, die nun die Universität Wittenberg besitzt, mehrere Volumina sächsischer und lausitzischer Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache, wovon viele vielleicht nur hier noch erhalten und von ihrem Sammler mit unglaublicher Mühe zusammengebracht worden waren. Von beiden würde Hr. B. sehr leicht Abschriften zu seinem Behuf erhalten können.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 14. Januar 1797.*


## GESCHICHTE.

LEIPZIG, in d. Weidmannisch. Buchh.: *Der Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft.* Drittes Buch durch *Johannes Müller* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

So sind die beiden Männer, welche die Materialien zu einem bürgerlichen Krieg, die sich allmählig angehäuft hatten, in Brand steckten, mit einer Unpartheylichkeit eingeführt, die in der ganzen nachherigen Erzählung herrscht. Wir versichern dies um so lieber, da wir gestehen müssen, dass uns nach dem ersten Durchlesen dieser zweyten Abtheilung der Eindruck blieb, als wenn die patriotische Seele des Vf. von dem Hasse, welchen alle Eidgenossen wider Zürich nach seiner Verbindung mit Oestreich, dem alten *Feinde der eidgenössischen Freyheit*, hegten, wenigstens nicht so weit freygeblieben sey, dass nicht ein leiser Schatten davon, ihm selbst unbemerkt, auf seine Darstellung sollte gefallen seyn. Ein besondres Nachforschen dieserwegen in den Quellen belehrte uns aber, dass dieser Eindruck der Natur des Gegenstandes angemessen sey, wofür auch nichts so sehr spricht, als *dass Stäfli* auf seine eignen Mitbürger sich nicht glaubte verlassen zu dürfen. Die Furcht und Unruhe, welche deshalb in seiner grossen, starken Seele sich erzeugen, machen einen überraschenden Contrast mit der wilden Zuversicht, durch welche Reding und seine Kampfgenossen begeistert, und auf eine Weise, des wahren historischen Künstlers werth, ist gerade dieser Contrast hier benutzt, um den Gemälden von den schönsten Scenen ihre Haltung zu geben. Man betrachte in dieser Hinsicht jede Beschreibung einer Rüstung zu einem Treffen oder einer wirklichen Waffenthat, wobey der Bürgermeister gegen die Schwyzer anführte, ausgenommen die Schlacht bey St. Jakob im Silfelde, da er durch seinen grossen Tod alle Schuld, die etwa auf ihm haften mochte, vertilgte und sein Leben krönte. Sechs Banner der Eidgenossen waren aufgebrochen, um gegen Zürich zu ziehen; *Ital* Reding war voran. Bald kamen Gerüchte grosser Noth in den Rath, mit welchem Rudolf Stäfli zum letztenmal den ganzen Morgen versammelt sass. Ganz Zürich war sogleich, ohne Unterschied von Stand und Alter in den Waffen; das Volk drängte sich in den Gassen, im Thor, auf der Silbrücke, ehe die Bürgerschaft geordnet werden konnte. Dennoch bewirkte eine List des Landammannes von Schwyz, dass ein blinder Schrecken auf das Heer von Zürich fiel, es fernern Widerstand aufgab und der Brücke sich zudrängte. „In dieser äussersten Gefahr vergass Rudolf Stäfli, dass Reding wohl vornehmlich ihn suchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenschaftlich, von Jugend auf gebrannt, so viel gewacht, gehandelt, gestritten. Also, da unten alles in grösster Verwirrung war, die Banner gewaltig oben hereindrangen, das ganze Heer der Züricher aber unaufhaltbar die Wiesen herabeilte, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu seiner breiten Mordaxt, stellte sich mitten auf die Silbrücke, rief mit erschütternder Stimme durch die Schaaren hin: „haltet Bürger, haltet! Sie, taub, geblendet, fortgerissen, flohen zu beiden Seiten an ihm hin. Er nicht mit ihnen; auch nicht nach ihnen; stand, ernst und fest, wie sonst im Rath, oder auf Tagen. Jeder Augenblick brachte grössere Noth. — Als Tod und Nöth überall her einbrachen, Rudolf Stäfli aber, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, den Feind aufhielt, beleidigte er mit Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Zurkinden. Bey Gottes Wunden, Du bist an allem Jammer Schuld, rief dieser, hob den Spiess, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeister, die Rüstung rasselte, es ertönte die Brücke. Auch soll ein gewisser Lüthard von Merischwanden im Lucernischen von unten herauf einen Balken der damals niedrigen Brücke gehoben, und mit seiner Hallbarde ihm den Todesstreich beygebracht haben. Gross war Stäfflis Tod; denn er starb in seiner Pflicht. — Hierauf wurde die Vorstadt geplündert, alle zwischen der Sil und den Stadtgraben stehenden Häuser u. s. w. wurden verbrannt. Auf verbluteten Leichnamen sitzend, den Rücken erschlagener Feinde zum Tisch, zechten die Helden und sahen den Brand."

Wer die erhabene Kraft, das ächthistorische Leben dieser Beschreibung, womit der gegenwärtige Band schliesst, zu empfinden vermag, wird die Fortsetzung der Geschichte dieses bürgerlichen Krieges als einen neuen unvergänglichen Lorbeerkranz, welchen sich die Historie in Deutschland erwirbt, schon im voraus betrachten. Mancher aber wird sich auch wundern, dass ein solches Werk, wie diese Geschichte des helvetischen Bundes, bey weiten den grössten Theil seiner Zeitgenossen nur dem Namen nach bekannt ist, von wenigen gelesen und fast gar nicht nach seinem aufserordentlichen Werth bewundert wird. Wiewohl wir es unter allen historischen Produkten seit den Geschichtbüchern von Tacitus das einzige seyn lassen, welches wir zum immerwährenden Studium erhoh-

erkohren haben, befremdet uns dieſe Erſcheinung keinesweges. Etwas ſchuld daran mag wohl der Vf. ſelbſt ſeyn, theils wegen mancher Dunkelheiten in ſeinem Stil, theils wegen einer andern doppelten Urſache, welche wir weiter unten in der letzten von den allgemeinen Bemerkungen, die über dieſes Werk noch nöthig ſind, berühren wollen. Die vornehmſte Schuld liegt unſtreitig in unſerm Publicum. Die Hiſtorie kann, wenn ſie mit der ihr gebührenden Würde, Tiefe des Geiſtes und dem gehörigen Umfang von Kenntniſſen bearbeitet wird, nur dem reifern Alter einen hohen Genuſs gewähren. Leider werden wir gerade in demſelben durch tauſenderley Geſchäfte von einer angeſtrengten Lectüre zurückgehalten. Die Jugend, welche ſo ſehr das Intereſſe der bloſsen Neugier und beſtimmter Leidenſchaften hat, kann eben ſo wenig, als die andre Hälfte der Leſewelt, das weibliche Geſchlecht, den Reiz der Hiſtorie empfinden: dies letzte ſchon deshalb nicht, weil dieſelbe ſich nach ſeinen gutmüthigen Wünſchen für das Schickſal derjenigen Perſonen, für welche ſeine Theilnahme einmal rege geworden iſt, unmöglich bequemen kann. Waltete aber auch dieſe Urſachen nicht beym Publicum ob, ſo iſt überhaupt der Kunſtſinn bey uns nicht gebildet genug, als daſs wir an dem antiken groſsen Stil dieſer hiſtoriſchen Arbeit Gefallen finden ſollten. Der Vf. verachtet alle die gewöhnlichen Mittel, wodurch der Haufe alltäglicher Leſer geſpannt wird, kündigt es ſogar nicht an, wenn er etwas wichtiges zu ſagen, eine hinreiſſende Scene zu ſchildern hat, daſs man ſich mit der gröſsten Ruhe in ſeine Welt verſetzen, leiſe aufmerkend ſich der Anſchauung überlaſſen und keiner andern Leidenſchaft, als der für die Wahrheit huldigen muſs, um ihn lieb zu gewinnen und zu bewundern. Dereinſt wenn die kommenden Jahrhunderte der Hiſtorie einen Tempel nach dem Sinne des Alterthumes gebauet haben, werden auf dem Altar die Prieſter derſelben in dieſen Annalen des helvetiſchen Bundes mit Fleiſs forſchen.

Unter den allgemeinen Bemerkungen, deren wir erwähnten, betrifft die erſte die Schilderung der Hauptperſonen, wie und wo ſie in dieſer Schrift entworfen wird. Ueberhaupt hat der Vf. die Sitte, welche ſeinem hiſtoriſchen Sinn entſpricht, daſs er jede Figur ſich durch ihre Bewegung, ihre Handlung vorzüglich ſelbſt darſtellen läſst; ſelten erlaubt er ſich ein Räſonnement über dieſelbe, und nie werden ſeine Betrachtungen gleichſam zur Rede. Wann es ihm daran liegt, uns auf einmal eine vollſtändige Idee von einer handelnden Perſon zu geben, ſo verweiſt er uns mit der gröſsten Sorgfalt auf die Quellen zur Rechtfertigung eines jeglichen Zuges, und meiſterhaft ſind immer die Striche gemacht, durch welche man die Individualität der Figur erkennen ſoll, mit bläſſern Farben und weicher diejenigen, welche mehr einer gewiſſen Gattung von Charakteren angehören; jedes Urtheil, welches er ſich über einzelne Menſchen erlaubt, verräth den Mann, welcher durch ſeine Kenntniſs aller Zeiten und Nationen Duldung gelernt hat, und daher durch keine Schwächen zum Unmuth, nur durch entſchiedene Bosheit, alſo äuſserſt ſelten, zum lauten Unwillen bewogen wird. Wie er die Frage, wo das Gemälde einer Hauptfigur ſtehn müſſe, beantworten würde, läſst ſich aus dieſem dritten Theil nicht mit Sicherheit abnehmen. Stellt man daſſelbe ſogleich im Eingang auf, wo eine Perſon erſcheint, ſo hat man die Aufmerkſamkeit des Leſers darauf noch gar nicht rege gemacht, und es ſcheint anmaſsend, ihm ein Urtheil aufdringen zu wollen, mit welchem er den beurtheilten Gegenſtand noch gar nicht vergleichen kann: bringt man ein ſolches Gemälde nach der Sitte der berühmten engliſchen Geſchichtſchreiber an das Ende der Darſtellung, ſo kommt man in eine Gefahr, welche jene keinesweges vermieden haben, nämlich, manches erſt nach dem Tode einer handelnden Perſon an den Tag zu bringen, was den Zuſchauer, hätte er es vorher gewuſst, gröſsere Theilnahme am Leben derſelben würde abgewonnen haben. Dieſe Unbequemlichkeiten ſcheinen am leichteſten vermieden zu werden, wenn man ſolche vollkommne Schilderungen aufſtellt, ſobald eine Figur eine Zeitlang gehandelt hat und zu den wichtigſten Momenten fortſchreiten wird. Für den Vf. des gegenwärtigen Werks war dieſe Frage nicht von beſondrer Wichtigkeit, weil er, wie geſagt, die meiſten charakteriſtiſchen Züge uns allmählig bey Gelegenheit giebt. Die Figuren der deutſchen Könige ſtellt er freylich gewöhnlich beym Anfang oder Ende ihrer Regierungen beſonders dar; allein theils ſind ſie hier nicht von ausgezeichneter Wichtigkeit, vielleicht oft nur anweſend, um den Zuſchauer zu gewöhnen, daſs er vom helvetiſchen Bunde ſtets auf das Reich blicke, zu welchem derſelbe gehört; theils ſind ſie mit beſondrer Kunſt gleichſam ſchief geſtellt, gegen Helvetien gerichtet, ſo daſs man gar kein Gemälde von dem ganzen Menſchen, ſondern nur eine Idee davon haben ſoll, wie er ſich auf dieſem Standpunkte gezeigt hat.

Weit wichtiger iſt es, den politiſchen Geiſt dieſes Bandes überhaupt, und der zweyten Abtheilung beſonders zu charakteriſiren. In Hinſicht auf die Tiefe der politiſchen Weisheit iſt auch kein Geſchichtbuch des Alterthums mit dem gegenwärtigen zu vergleichen. Allenthalben werden als Reſultate der Hiſtorie Grundſätze geäuſsert, die eine eiſerne Wahrheit haben, und die Anwendung auf beſondre Gelegenheiten, welche hier öfters gemacht iſt, muſs für jeden denkenden Kopf zu einem lehrreichen Beyſpiele werden. Der helvetiſche Bund im Ganzen ſowohl, als einzelne Orte der Eidgenoſſen, finden durch die Weiſe, wie die Hiſtorie ihrer Vorfahren hier behandelt worden, einen Codex voll herrlicher politiſcher Geſetze für die Gegenwart und die Zukunft in dieſem Buche. Wenn jeder Staat eine ſolche Darſtellung ſeiner Vergangenheit hätte, und es uns nicht an Sinn fehlte, die politiſchen Maximen, welche die Geſchichte uns giebt, richtig anzuwenden auf vorkommende Fälle; welche wohlthätige Geſetzgeberin würde gerade in den jetzigen Zeitläuften die Hiſtorie werden, da man die geſetzgebende Gewalt an eine Philoſophie bringen

gen will, die für sich selbst doch nicht einmal ihr Geschäft vollendet hat. Sicher dachte der Vf. an dies verderbliche Phänomen bey manchen politischen Aeusserungen in der zweyten Abtheilung, die ihm von einer Parthey eben so sehr werden verübelt werden, als der Inhalt von zwey kürzlich erschienenen Flugschriften, die man ihm beylegt. So findet man in der Vorrede zwey, in dieser Rücksicht sehr merkwürdige, kräftig und schön gesagte Stellen: „Die Formen ändern sich; ewig sind nur Wahrheit und Recht. Wo sind sie, dafs wir sie suchen? Ganz und immer, nirgend; hellés und fester, bald da, bald dort. Der Geschichtforscher suche sie, der Geschichtschreiber stelle sie dar; der Staatsmann halte sie fest.“ — „Biderbe *Männer* von Zünften, Gemeinden und Landsgemeinden! Wenn sogenannte Kinder (ja wohl *Kinder!*) der Freyheit Euch, die Ihr darin aufgewachsen und alt geworden, eine andre Freyheit bringen wollen als die Eure Väter auf Euch vererbt; und wenn sie in ferner Aussicht, jenseits vieler tiefen und breiten Blutströme, Euch ein Glück vormahlen, welches Ihr, wie nur wenige alte oder neue Nationen, schon so lang wirklich besitzet; so belehret sie aus Eurer Geschichte, wie *unschuldsvoll und unblutig die ewigen Bünde*, wie gleichsam *von selbst* im Lauf zwey voller Jahrhunderte Eure Verfassung sich gebildet; wie Ihr *von den ältesten Einrichtungen möglichst viel, sogar Feudalrechte, und besonders eine solche Menge Privilegien einzelner Städte, Dörfer, ja Häuser, sorgfältig erhalten*, dafs in Eurem kleinen Lande bey hundert mannichfaltige Verfassungen in der friedsamsten Ordnung neben einander bestehen; wie die Folgen der Ländersucht, die Schrecknisse der Aufruhren, die Früchte der Ungebundenheit, auch unter Euch bekannt seyen, aber *aus der Geschichte des funfzehnten Jahrhundertes*; die neuen Lehrer der Menschheit (wenn sie nicht von Euch lernen wollen) sollen erst so alt werden wie Ihr, und wenn sie auf ihre Weise auch ein Jahrtausend durchlebt, dann wieder zu Euch kommen.“ — Bey solchen und ähnlichen Stellen darf man durchaus nicht unbemerkt lassen, dafs der Vf. in ihnen im Namen der Staatenhistorie, nicht als Weltbürger, redet, und Rec. gesteht gern, dafs er zwar als solcher sich über das kühne Experiment freuet, welches eine grofse Nation macht, aber von der Staatengeschichte bevollmächtigt auf eine gleiche Weise zu jedem Volke sprechen würde. Es richtet im alltäglichen Leben so viel Unheil an, dafs wir bey Beurtheilung der Sittlichkeit in den Handlungen eines Menschen uns so selten in seinen Gesichtspunkt versetzen, und ihn da als die ganze Person nehmen, wo er sich nur von Einer Seite zeigt; aber wir halten es für einen Frevel, also auch gegen einen Schriftsteller zu verfahren, auf welchen das Publicum sieht. Nur wann jemand sich von seinen lautgepriesenen, allgemein als gut und wahr anerkannten, Grundsätzen durch die Umstände verführt, abbringen läfst, so darf ich einen Stein auf ihn werfen; dagegen ist es mehr als unbefohnen, bey allen Punkten, über welche ein Mann nicht denkt, wie ich, sogleich zu vergessen, dafs die *Anwendung* von Grundsätzen immer *hypothetisch* sey. Es war ja nie so sehr Bedürfnifs, dies laut zu erinnern!

Diese Anmerkung über den politischen Gehalt dieses Geschichtbuches führt uns zu der dritten und letzten. Es ist nämlich unverkennbar, dafs der Vf. dem praktischen unmittelbaren Nutzen (denn es möchte sich wohl darthun lassen, dafs der praktische Nutzen überhaupt von einer historischen Arbeit desto gröfser sey, je vollendeter sie als Kunstwerk ist!) das Leben der Darstellung bisweilen aufgeopfert habe. In zwey Dingen offenbart sich dieses vornehmlich. Zuerst herrscht an manchen Orten eine Ausführlichkeit und Umständlichkeit, die nicht das Leben der Historie durch das Detail höher treibt, sondern schwächt. Wenn z. B. Reihen von unbekannten Namen, die oft nur ein einzigesmal vorkommen, aufgeführt werden: so mag dies hie und da einem Eidgenossen lieb seyn; aber alle übrige Leser fühlen sich dadurch zerstreut und erkaltet. Zweytens hat der Vf. dem Charakter der Quellen, welche freylich den *Gehalte* seines Geschichtbuches nach sich in demselben finden mufsten, in Hinsicht auf die *Form* desselben zu viel nachgegeben. Dies scheint er selbst gefühlt zu haben. Er wollte zweyerley, was sich wenigstens hier nicht verbinden liefs, zu gleicher Zeit erreichen: der Leser sollte sich des praktischen Vortheils erfreuen, dafs er auch die Manier der Quellen aus der gegenwärtigen Darstellung kennen lernte; und doch sollte diese den historischen Kunstsinn befriedigen. Darum behielt er vieles von der Form der Urkunden bey, stimmte nach ihnen mit wunderbarer Kraft seinen ganzen Ton, und nahm doch grofse durchgängige Veränderungen wiederum damit vor. Warum ging er nun nicht Einen Schritt weiter, und bediente sich gegen sie ganz der Freyheit, welche sein Bruder unter den Historikern, Tacitus gegen die Reden, die seine Werke enthalten, gebraucht haben wird?

Durch diesen Umstand mag vielleicht der Geschichtschreiber des helvetischen Bundes seinen glänzenden Ruhm in der Historie leise beschattet haben; er bleibt darum doch vielleicht das einzige historische Genie unter den Neuern. Eine solche Fülle von Urtheil, Empfindung und Phantasie bey einer solchen Enthaltsamkeit, einen so festen Charakter bey solcher Schonung, einen so umfassenden politischen Blick bey einem so scharfen psychologischen vereinigte kein Historiker in sich, seitdem die Stäte der grofsen Genien des Alterthums leer geblieben war. Keiner von diesen konnte ihm gleich seyn, keiner von den Neuern ist ihm gleich an historischer Gelehrsamkeit und Empfänglichkeit für die Individualität aller Zeiten und Nationen. So unwidersprechliche Belege das gegenwärtige Werk enthält, gesteht man sich doch mit Freude, dafs der gewählte Stoff am besten mit seinem Geist übereinstimme. Unbefangen und in sich selbst gegründet, doch nicht ohne Biegsamkeit, frey und in der Freyheit nicht ohne Rücksicht auf die Nothwendigkeit, das liebliche Spiel der Seelenkräfte aufopfernd dem grofsen unmittelbaren Nutzen, doch voll Sinn für den Geist, welcher den Wechsel aller Vor-

hältnisse überlebt, sind der Bund der Schweizer und das Werk dieses verehrten Mannes, der ihre Schicksale beschreibt.

London, b. Lowndes etc.: *The History of France* from the earliest times, to the accession of Louis the sixteenth; with notes, critical and explanatory; by *John Gifford*, Esq. Vol. I. 586 S. V. II. 652 S. V. III. 652 S. V. IV. 718 S. 1793. 4.

Bey der Parallele zwischen diesem historischen Werk aus der englischen und dem so eben angezeigten aus der deutschen Literatur fällt gewiss manchen ein, wie oft wir wohl ähnliche Vergleichungen anstellen könnten, wenn wir mehr Selbstgefühl besässen. Die Geschichte von Frankreich erscheint auf das prächtigste gedruckt, mit vielen kostbaren Kupfern, die Geschichte der Schweiz auf grauem Papier mit sparsamer Benutzung des Raumes; jene ist schon von andern Nationen übersetzt, diese wohl keiner mehr als dem Namen nach bekannt geworden, und jene ist so eine flache Compilation ohne Kritik und ohne historische Kunst, als diese ein Meisterwerk. Aber zugleich müssen wir gestehn, dass Gifford, so wenig Gehalt seine Geschichte Frankreichs hat, sich doch immer in seinen Ton gleich bleibt, und in sofern über so viele, die in Deutschland leider auch den Namen von Geschichtschreibern führen, erhaben ist. Man sieht es ihm doch nicht beym ersten Anblick an, dass er bald hier, bald dort abgeschrieben hat; er macht doch zu allen seine eigne Miene, beträgt sich dabey immer als ein verständiger Mann, nie als wie die historischen Gaukler in unserm Vaterlande. In unsrer historischen Cultur ist wohl keine Erscheinung auffallender, als diese, dass einige wenige in unsrer Schriftstellerwelt die besten Ausländer übertreffen, und der grösste Theil derselben weit unter den schlechtesten von diesen steht.

Rec. wäre in grosser Verlegenheit, wenn er von diesen vier splendiden Quartbänden eine längere Anzeige machen sollte. Historische Irrthümer berichtigen bey einem Schriftsteller, der nicht im Stande ist, wichtige Irrthümer zu begehn; falsche Räsonnements widerlegen, die keine Seele verführen werden; oder gar gähnend hinter einem Autor hergehn und unaufhörlich beweisen, dass er höchst mittelmässig sey, wozu würde dies alles fruchten? Der Vf. ist auch nicht schlecht genug, um Lachen zu erregen. Statt alles dessen lieber den Wunsch, dass die Kritik die liebe ewig wiederkehrende Mittelmässigkeit in ihrer Ruhe nie lange stören, und mit dem vortrefflichen sich immer lange unterhalten möge, vorzüglich aber im historischen Fache nie dies und jenes aus einem Geschichtbuch ausziehe, was man schon *in hundert* andern findet.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Dieublaue Bibliothek aller Nationen. Zehnter Band.* 1796. 315 S. 8. (18 gr.)

Nach einer Pause von fünf Jahren (denn 1791 erschien der neunte Band) erfolgt endlich eine Fortsetzung jener geschmackvollen Sammlung von Wundermährchen, Sagen und abentheuerlichen Geschichtchen, die unter dem Titel *blaue Bibliothek* sowohl durch Auswahl, als geschmeidige und elegante Uebersetzung den Beyfall der Kenner erhielt. In dem jetzigen *zehnten* Bande werden die unterhaltenden Feenmährchen der Gräfin von *Aulnoy* fortgesetzt, die im zweyten Band angefangen und im dritten abgebrochen wurden. Als ein *Anhang* sind zwey Feenmährchen des Hn. von *Preshac*, nämlich die beiden besten dieses sonst nur mittelmässigen Schriftstellers, beygefügt. Da noch lange nicht der Vorrath nur der *französischen* Feengeschichten und orientalisirenden Romane erschöpft ist, (wie viel Feenmährchen können noch aus den 37. Bänden des *Cabinet des Fees*, aus des *de la Porte Bibliotheque des genies et des fees*, aus den Werken von *Moncrif* und *Bouflers*, aus den Erzählungen der Gräfinnen *Murat* und *Auneil*, und der Dem. *Marchand* u. s. w. übergetragen werden!) da von den Volks- und Ritterromanen, und den komischen Romanen, die die Ankündigung versprach, aus dieser Sprache noch nichts geliefert, da die Schätze andrer Völker noch gar nicht benutzt worden sind: so ist dieser Sammlung im neuen Verlage ein rascherer Fortgang zu wünschen, damit man hoffen könne, in ihr wirklich eine Bibliothek *aller* Nationen zu erhalten. Sind gleich seit der Zeit ihrer Stiftung, wie gewöhnlich, auch *rothe*, *grüne* u. s. w. Bibliotheken angelegt worden, so behauptet doch die *blaue* nicht allein der Zeit der Herausgabe nach (sie ward 1790 angefangen) sondern auch in Ansehung ihres innern Werths immer ein Prioritätsrecht.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Heilbronn u. Frankfurt a. M.*, b. Guilhauman: *Heilbronn am Neckar* mit den nahgelegenen Gegenden, eine Folge von 24 mahlerischen Ansichten gezeichnet von *Gayerman*, gest. v. C. Lang. 1795. Queerfol. (2 Rthlr.) — Reckann nichts malerisches darin finden: die Wahl der Situationen ist durchaus darum schlecht, weil weder richtiges Verhältniss der innern Massen zur Höhe und Breite des Quadrats, und in der Behandlung der Sache selbst weder Rundung, noch Lichtvertheilung, noch Haltung ist. Möchte doch dieser rüstige Kunstmann, wenn er anders noch kann — die Blätter von Waterloo, Everdingen, Kobelt, Dietrich, Reinhart etc studiren, damit er lerne, wie man gruppiren, wie man conturniren, wie man beleuchten und runden solle!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. Januar 1797.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Grundsätze des allgemeinen deutschen Privatrechts* von D. *Justus Friedrich Runde*, Hofr. u. Prof. d. R. — zu Göttingen. 1791. XX u. 556 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ebendas.: *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts* von D. *J. F. Runde* etc. — Zweyte rechtmäßige Auflage. 1795. XXIV u. 596 S. 8.

STUTTGART, b. Erhard u. Löflund: *Handbuch des heutigen deutschen Privatrechts:* Nach dem Systeme des Herrn Hofraths *Runde* — Bearbeitet von D. *Wilhelm August Friedrich Danz*, Herzogl. Wirtemb. Rath und Hofgerichtsassessor zu Stuttgart. *Erster Band.* 1796. XIV u. 481 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die in wenigen Jahren trotz eines Nachdrucks erschienene zweyte Auflage des *Rundischen* Lehrbuchs beweist wohl hinlänglich, dass das Publicum die Vorzüge desselben anerkannt habe. Diese sind auch in Vergleichung mit den bisherigen Compendien, und besonders dem bisher gewöhnlichen Selchowischen, so gross und so unstreitig, dass es uns beynahe unbegreiflich ist, wie jetzt noch manche akademische Lehrer das letztere bey ihren Vorlesungen beybehalten können. Es verdient schon das kein geringes Lob, dass nicht ein solcher unzuverlässiger und ungeordneter Schwall von durch einander geworfenen Stellen aus Particulargesetzen und von Büchertiteln ohne Auswahl hier zusammengehäuft ist als in *Selchow's* Compendium, in dem oft lange Noten blos dadurch entstanden sind, dass ganze Rubriken in *Lipenii bibliotheca juris* abgeschrieben und nur aus ihrer alphabetischen Ordnung in eine chronologische gebracht sind. Hr. R. hat dafür weit weniger, aber gut gewählte, Literatur angeführt. Auch sind seine einzelnen Allegaten nicht aus andern Schriftstellern der Reihe nach abgeschrieben, nicht aus Bücherregistern entlehnt, und überhaupt nicht aufs Gerathewohl aufgelesen, welches alles bey Selchow der Fall ist; wir haben noch allenthalben gefunden, dass die im Rundischen Lehrbuch angegebnen Nachweisungen aus eigner Ansicht geschöpft, genau, und meistens auch, dass sie belehrend sind.

Diese lobenswürdige Sorgfalt zeigt sich nun auch, und vielleicht noch mehr, in wesentlichern Verhältnissen der *Bearbeitung*. Bey den sonst schon gewöhnlich in den Vortrag des deutschen Privatrechts aufgenommenen Materien sind die neueren Schriften benutzt, befolgt, oder auch berichtigt und widerlegt. Man kann sich davon vielleicht am deutlichsten durch Vergleichung des Selchowischen und Rundischen Lehrbuchs in dem so wichtigen, und doch oft ganz unmethodischer und unnöthiger Weise in eigne Vorlesungen verwiesenen, Abschnitt über das Wechselrecht überzeugen, (obgleich wir in der zweyten Auflage des letztern Compendiums gerade hier eine genauere Benutzung der (§. 225.) angeführten ungemein reichhaltigen *Sievekingischen Materialien* erwartet hätten, welche der ganzen Theorie des Wechselrechts eine beynahe neue Gestalt geben müssen, wie sich vielleicht bald einmal zeigen lässt.) Ausserdem sind mehrere *ganz neue Gegenstände* mit vollem Recht aufgenommen; z. B. §. 113—123. das *Deich- und Siehl-Recht*, §. 124—138. das *Wege- Strassen* und *Post-Recht*, (unter denen *Selchow* das letztere blos einmal nennt, der übrigen aber gar nicht gedenkt), u. d. gl. Besonders aber hat die *zweyte* Auflage noch manche bedeutende Zusätze erhalten, z. B. S. 84. die Betrachtung über *Landeshoheit und Privateigenthum*, und ihre gegenseitigen Verhältnisse, (nur hätten wir diese etwas bestimmter gewünscht, zumal da sie so viele Schwierigkeiten und doch so grosen Einfluss hat); §. 197 b. *Monopole*, §. 197 c. *Verlagsrecht*, §. 222 b. *Pfandungsrecht*, §. 284 b. *Ueberhang und Früchte aus des Nachbars-Garten*, u. s. w., vieler andern Abänderungen und Zusätze, an denen die neuere Auflage sehr reich ist, nicht zu gedenken.

Auch in der *Anordnung* des Ganzen sind einige Verbesserungen unverkennbar, von denen eine der hauptsächlichsten darinn besteht, dass das Sachenrecht vor dem Personenrecht abgehandelt worden; denn so sehr sich noch über die Ordnung zwischen beiden im Allgemeinen streiten lässt, so ist doch über die Vortheile der vom Vf. gewählten Folge nicht wohl ein Zweifel zu machen, wenn man jedem die Gegenstände anweist, die der Vf. darunter gestellt hat; nur lässt sich freylich oft bey einzelnen Gegenständen fragen, ob sie gerade unter das Capitel gehören, dem sie zugeordnet sind. Kleinere Abänderungen, die häufig sehr zu billigen sind, z. B. dass die Quellen der Adelsrechte, nicht mitten unter den allgemeinen Rechtsquellen wie in Selchow (§. 37. ff.), sondern nur unter den *Quellen der deutschen Specialrechte* (§. 59. ff.) aufgestellt sind, dass die Literatur des deutschen Privatrechts (§. 95. ff.) nicht als Hülfswissenschaft aufgeführt ist, dass die Erbfolge ganz besonders und nicht als Sachenrecht behandelt ist u. d. gl., kommen mehrere vor.

Aus allem bisher angeführten, zumal wenn man noch dazu nimmt, wie wenig bedeutendes seit langer

Zeit für diese Wissenschaft im Ganzen geschehen war, werden denn wohl die Verdienste des Vf. klar genug einleuchten. Sein Lehrbuch mufs daher, wenn auch vielleicht in der Geschichte der Wissenschaft selbst nicht eben Epoche, so doch gewifs in der Büchergeschichte derselben, immer eine bedeutende Figur machen. Vielleicht kann man es nicht eben als Veranlassung der nach demselben schon erschienenen oder noch zu hoffenden weitern Arbeiten in diesem Fache ansehen, weil diese vielleicht schon länger im stillen vorbereitet waren; aber den Vortritt in der öffentlichen Erscheinung, der Zeitfolge nach, kann ihm niemand streitig machen.

Bey einer solchen Lage der Sachen war es dann auch sehr natürlich, dafs Hr. *Danz* bey seinem Vorhaben, ein weitläuftigeres System des deutschen Privatrechts zu schreiben, so bald er demselben die Form eines Commentars geben wollte, Hn. *Runde's* Compendium zum Leitfaden wählte. Denn wenn uns gleich die Darstellung eines Systems in einem Commentar nicht die zweckmäfsigste, und auch an der Ordnung des Rundischen Lehrbuchs wohl noch manches einer Aenderung bedürftig scheint; so können wir uns doch wohl Gründe (besonders von merkantilischer Art) denken, die gerade einen Commentar über ein verbreitetes Lehrbuch anrathen. Diesen vorgesetzten Zweck nun hat Hr. *D.* sehr vorzüglich ausgeführt. Er hat nicht blofs mit Uebergehung der im Lehrbuch selbst aufgeführten Literatur noch manche andere zweckmäfsige beygebracht, sondern auch die angegebnen Materien selbst meistens in guter Ordnung und mit grofser Brauchbarkeit weiter erklärt, entwickelt und ausgeführt, und dabey noch sowohl kleinere ganze Abhandlungen als auch einzelne Hauptstücke und Artikel aus gröfsern Werken, welche Hr. *R.* übersehen hatte, (z. B. aus *Häberlin's* Repertorium, in der Rechtsgeschichte vielleicht zu viel und zu unbedingt aus *Biener's originibus etc.*) nicht blofs gut benutzt, sondern zuweilen auch wörtlich ausgezogen. Das Letztere ist, da er die Quellen nicht verschweigt, nicht eben verwerflich, obgleich die blofsen Auszüge von des Vf. eignen Worten wohl hätten unterschieden werden können. Hr. *D.* hätte gewifs dabey für seinen Ruhm gewonnen, indem man bey mancher guten Ausführung, deren Abfassung ihm selbst angehört, nun doch dieses Verdienst nicht anerkennt oder bezweifelt, und ihm vielleicht nur die Mühe des Sammelns verdanken zu müssen glaubt. Denn an belehrenden, überzeugenden und gut geordneten Darstellungen, die Scharfsinn und Beurtheilung zeigen, fehlt es gar nicht; man vergleiche unter mehrern andern; z. B. nur den 39 §., *Richtiger Gebrauch des mittlern deutschen Privatrechts* überschrieben. —

Obgleich indessen Hr. *D.* im Ganzen dem Gange des Rundischen Compendiums folgt; so geschieht dies doch keinesweges so sklavisch, dafs er nicht da, wo er es für die besre Einsicht nöthig findet, eine *andre Stellung der Paragraphen* vornähme, wie denn die §. 95 100. vor den §. 80—94. erläutert sind. Noch viel weniger aber läfst er sich durch Behauptungen des Hn. *R.* in seinen Untersuchungen und Darstellungen einschränken, sobald er jene für ungegründet oder unhaltbar erkennt. In mehr als einer merkwürdigen Materie nimmt er *entschiedene Parthey gegen* ihn, wie sich bald an ein paar sehr auffallenden Beyspielen zeigen wird. Nach allem dem ist daher Hn. *D's.* Handbuch gewifs für Anfänger in dieser Wissenschaft der gröfsten Empfehlung werth.

Alles bisher angegebne mufsten wir zur Ehre der beiden Hn. Vff. sagen, und sagten es auch mit eben so viel Bereitwilligkeit als Ueberzeugung; denn uns scheint ein jeder Schriftsteller unstreitig des Lobes und Beyfalls werth, der in seiner Wissenschaft mehr leistet als seine Vorgänger, folglich dieselbe auf eine entschiedene Art weiter bringt; und hier ist von beiden Vf. nicht wenig geschehen. Allein nun ist es auch unsre Pflicht, noch einige Worte für das Beste der Wissenschaft hinzuzufügen, damit man ja nicht etwa glaube, es sey in der Hauptsache jetzt nicht mehr viel zu thun, und so wieder die Arbeit lange ruhen lasse; ein Unfall, der den Wissenschaften gar zu leicht begegnet, wenn einmal jemand einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan hat. Nachfolger finden sich dann wohl; aber über das Ende der Bahn, die er durchlaufen ist, wagt sich nicht leicht ein andrer hinaus. — Gerade in der Hauptsache, nämlich dem Ganzen der Wissenschaft, glauben wir, ist durch diese Bearbeitungen fast gar nichts bedeutendes geschehen. Diese Bemerkung trifft Hn. *D.* freylich weit weniger als Hn. *R.* Theils legt jenem seine beschränktere Absicht mehr Schwierigkeiten deshalb in den Weg; theils haben wir von ihm noch nicht das Ganze *vor* uns; theils hat er auch wirklich in mehrern Stücken die Sache richtiger gefafst und dargestellt.

Wir wollen uns in diesen Rücksichten nicht auf das einlassen, was weniger genau mit der ganzen Behandlung der Wissenschaft zusammenhängt, also z. B. nicht ausführen, wie *unhaltbar* gewisse *historische* Angaben und Entwickelungen seyn dürften, die ohnehin nicht zum Hauptzweck der Bücher gehören. Dabey müfsten wir sonst die Rundische Hypothese über die *Entstehung des Wechselrechts* berühren; sie ist der *Büschischen* entgegengesetzt; aber obgleich die letztere nicht alles löst, so ist sie doch an sich wohl richtig, und wird durch einen kleinen Zusatz vollständig, den wir längst (A. L. Z. 1786. N. 106.) angedeutet haben, und über den wir uns bald einmal weiter ausbreiten werden. — So ist auch §. 351. vieles aus dem Ritterwesen hergeleitet, was doch dem Lehnsverhältnifs angehört u. d. gl. — Eben so wenig wollen wir uns auf andre Nebenerörterungen einlassen, z. B. auf die Berichtigung des Begriffs von Polizey in *D.* §. 46. u. d. gl., noch auch bey einzelnen *Verbesserungen der Literatur* (z. B. dafs eine und ebendieselbe Schrift §. 167. und 173. verschieden citirt ist,) oder bey Zusätzen zu derselben verweilen. Ja wir wollen selbst nicht einzelne *juristische Behauptungen* prüfen, die sich *schwerlich vertheidigen* lassen dürften; wohin unter vielen andern z. B. gehört, was in *R.* §. 303. von der peinlichen Frage, §. 304. vom *Vorrecht* des Regenten, von einigen Fragen im Wechselrecht oder andern Materien, oder

oder in D. §. 59. über die Collision der Particulargesetze, worüber die Darstellung, wie alle uns bekannten, wohl unzulänglich seyn dürfte, sodann §. 61. über *Autonomie*, die in einer gewiss nicht zu rechtfertigenden Ausdehnung als geltend angenommen wird, u. s. w., gesagt ist. Alles dies ist bey Lehrbüchern oder Systemen, wo es mehr auf die Verbindung und den Gesichtspunkt des Ganzen ankommt, kein zweckmäsiger Gegenstand der Prüfung in allgemeinen Journalen, da es ohnehin über viele Punkte in allen Wissenschaften an Verschiedenheit der Meynungen nie fehlt und auch vielleicht nicht fehlen kann, folglich viele Bemerkungen über solche Punkte ohnehin zu Abhandlungen werden müssten.

Wichtiger schon für die Ansicht des Ganzen ist die Bemerkung, dass sich in beiden Büchern *viele Sachen* finden, die nach einer strengen Grenzbestimmung *zum heutigen deutschen Privatrecht gar nicht zu rechnen* sind. Eine solche Ueberladung gehörte zwar immer zu dem aus der Geschichte ihrer Entstehung und Bearbeitung leicht erklärlichen Schicksal dieser Wissenschaft; indessen wird diese nie gedeihen, sobald nicht eine strenge Reinigung mit derselben vorgenommen wird. Dann werden aber viele Materien, theils dem römischen Recht (wenn wir diesen Namen, des jetzigen Sprachgebrauchs wegen, für eine noch *jetzt anwendbare* Wissenschaft beybehalten sollen; als §. 106. von Inseln und Anlagen, mehreres andre vom Flussrecht, von Verträgen, Testamenten u. s. w.); theils dem Staatsrecht (z. B. die Lehre von Errichtung der Landesordnungen, der Mitwirkung der Landstände dabey etc. §. 42. ff., von Errichtung der Stadtgesetze §. 50. ff., vom Bergregal §. 161. ff., u. s. w.,) theils dem Kirchenrecht (z. B. Schliessung der Verlöbnisse und der Ehen §. 561—565. u. a.,) theils dem Völkerrecht (z. B. §. 219. Geisseln und Garantien,) als welchen Wissenschaften alle diese und andre Gegenstände gehören, wieder ganz anheimfallen müssen. Eben so sind veraltete und abgekommene Institute in diese Wissenschaft, die ja nur das jetzt geltende mit dem Grunde seiner Gültigkeit vortragen, nicht aber zugleich Geschichte erzählen soll, gar nicht gehörig; sie müssen ganz der Rechtsgeschichte überlassen werden. Dahin rechnen wir die *Nachricht* von den Quellen des alten und mittlern deutschen Rechts (§. 13—19. und §. 21—37.), die alten Rechte der Freygebornen (§. 327—335.), die Adelsgeschichte nebst dem Ritterwesen (§. 340—344. 345. 348—351.); die Ministerialität (§. 352—358.), die Turniere (§. 397.), u. a. mehr. Diese nothwendigen Grenzen hat Hr. *D.* sogar oft noch weiter und leichter überschritten als Hr. *R.*, wenigstens hat er sich besonders in staatsrechtliche Fragen, in Erörterungen aus dem römischen und kanonischen Recht (z. B. §. 56.) und in Erzählungen aus der Rechtsgeschichte, oft weit tiefer eingelassen, als dieser. — Man wird doch hoffentlich dieser Erinnerung nicht den Einwurf entgegenstellen, dass die unstreitig dem Gebiet des deutschen Privatrechts angehörigen Lehren oft solcher Erläuterungen aus andern Wissenschaften bedürfen. Der Unterschied zwischen blosser Angabe und Erläuterung von Lehrsätzen, deren Beweis und Abhandlung man aus andern Wissenschaften voraussetzt, und zwischen Ausführungen derselben in eben der Vollständigkeit und Form, als ob sie zum Wesen der eben jetzt bearbeiteten Wissenschaften gehörten, ist ja alt und einleuchtend genug. Wollte man diesen nicht achten; so müssten bey einer Wissenschaft fast alle übrigen wegen der Verkettung derselben unter einander vorgetragen werden; wenigstens hätten eine Menge andrer Kenntnisse einen eben so gegründeten Anspruch auf einen Platz im deutschen Privatrecht, als die hier mit hinein gezognen. Gerade die Rechtsgelehrten sollten unter allen Schriftstellern am meisten um genaue Grenzbestimmungen besorgt seyn; wäre es auch nur unter vielen andern Gründen darum, weil in keiner Classe von Wissenschaften die Vermischung so gross ist, und man sich nirgends so viel Abschweifungen erlaubt als in der Jurisprudenz, und weil eben dies dem gründlichen Studium so mannichfaltigen Abbruch thut. Denn theils bekommen die Lehrlinge selbst keinen deutlichen Ueberblick über jede Wissenschaft, und müssen nach der Erlernung einer jeden die einzelnen Materien von neuem für sich und ohne Ableitung nach Gültigkeit und Einfluss sondern, wenn es ihnen anders um klare Einsicht zu thun ist; theils vernachläsigen sie manche höchst nothwendige Wissenschaft im Ganzen aus dem Grunde, weil doch etwas daraus sonst in andern Vorlesungen hie und da zufällig (freylich aber ohne Zusammenhang und ausser der eigenthümlichen Verbindung) vorkommt.

Bey diesem unzweckmäsigen Ueberflusse auf der einen Seite ist doch auch wieder in Hn. *R's.* Darstellung noch *mancher Mangel* auf der andern Seite sichtbar; nach dem Rechte der *Beamten*, der *Soldaten*, vielen Stücken des *Cameralrechts*, der *Justizverfassung*, des *Seerechts*, *Gewerberechts*, *Geldrechts* u. s. w. sucht man vergebens, von denen doch Hr. *R.* selbst §. 8. mehrere als besondre deutsche Privatrechte nennt. Dass sie in keinem sonst gewöhnlichen Collegium vorkommen, braucht nicht bewiesen zu werden; dass sie aber in das deutsche Privatrecht gehören, wird niemand bezweifeln, der über das natürlichste Verhältnis des Staats- und Privatrechts nachgedacht hat. Nur muss man sich bestimmtere Begriffe davon bilden als die von Hn. *D.* §. 4. angegebenen, die freylich zum Theil daraus entstanden sind, dass man unrichtigerweise das Staatsrecht dem Privatrecht *entgegengesetzt*. Man könnte weit richtiger sagen: das Staatsrecht setze das Privatrecht *voraus* und sichre es. Ueberhaupt würde alles durch die genauere Entwickelung der Bestimmung sich aufklären, dass das Staatsrecht das Verhältnis der Staatsgewalt und der Unterthanen gegen einander (vom auswärtigen ist hier nicht nöthig zu sprechen), das Privatrecht aber die Rechte des Privatmanns zu Gegenständen habe. Der Privatmann aber ist der Staatsgewalt so wenig *entgegengesetzt*, dass die Besitzer derselben vielmehr selbst als Privatleute in mehrern Verhältnissen betrachtet werden können und müssen. Der Beamte aber z. B. hat seine Rechte nicht als Unterthan, sondern als Privatmann; und so

gröfstentheils auch der Soldat u. a. Hr. R. hat auch manche mit den vermifsten Lehren verwandte Gegenstände wirklich aufgenommen, und dadurch gleichsam gezeigt, dafs er diese Lücken geahndet habe. Nur freylich stand ihm oft die Schwierigkeit der Stellung im Wege; und diese war fast gar nicht zu heben, so bald alles unter *Sachenrecht*, *Personenrecht*, *Erbfolge* und *Gerichtsverfassung* geordnet werden sollte, und sobald Hr. R. vielleicht eben die Bestimmung vor Augen hatte, die Hr. D. (§. 4.) angiebt: das Privatrecht lehre Rechte und Verbindlichkeiten der einzelnen Bürger *ohne Rücksicht auf die Regierung des Staats*. Aus dieser Verlegenheit, in der sich Hr. R. befinden mufste, ist denn wohl die oft *sehr gezwungene Unterbringung einzelner Materien* zu erklären. Schon bey der *Nachsteuer*, dem *Heimfallsrecht* etc. (§. 320. 322. ff.) ist der Hauptgesichtspunkt nicht dieser, dafs es ein *Recht* oder eine Verbindlichkeit des Fremden sey; es ist eigentlich als Recht *des Fiscus* aufzuführen. *Steuerfreyheit* (§. 413.) ist kein eigentliches persönliches am wenigsten ein blofses Adelsrecht; der hier nöthige Standpunkt mufs eine viel allgemeinere Uebersicht gewähren. So ist auch das Pferchrecht (§. 283.) keine *römische* Dienstbarkeit u. d. gl. — Am deutlichsten fällt aber die Unzulänglichkeit der angenommenen Haupteintheilung auf bey dem *ersten Abschnitt* des *ersten Buchs* (§. 101 — 183.) Hier sind gleich anfangs *vor* allen Erörterungen über *Verträge*, *dingliche Rechte etc.* die Lehren vom *Wasserrecht*, *Flüssen*, *Mühlen*, *Flofsrecht*, *Fährrecht*, *Brückenrecht*, *Fischerey*, *Bernstein*, *Strandrecht*, *Deich- und Siehlrecht*, *Wegen*, *Strafsen*, *Geleit*, *Post-* und *Botenrecht*, *Forstrecht*, *Jagdrecht*, *Bergrecht*, *Salzrecht*, *befriedeten Sachen*, *herrenlosen Sachen* und *Schätzen* abgehandelt. Die unzweckmäfsige Anordnung an sich wird leicht in die Augen fallen. Unsers Bedünkens ist keine Ordnung, zumal bey Lehrbüchern und Einleitungen in Wissenschaften, gut als eine solche, wo immer alles das vorausgeschickt, erläutert und bewiesen ist, welches in der Erläuterung der folgenden Lehren vorausgesetzt werden mufs, oder worauf sich spätere Beweise stützen. Hie und da scheint Hr. R. diese im Auge gehabt zu haben; doch hätte er schon im *zweyten* Abschnitt nicht die Lehre von den *dinglichen Rechten* der Abhandlung von den *Verträgen* nachordnen, am allerwenigsten aber in dem vorher gedachten ersten Abschnitte so vieles abhandeln sollen, das ohne Kenntnifs des Eigenthums, der Servituten, Verträge u. s. w., selbst der deutschen Bestimmungen darüber, unverständlich bleiben mufs. Sieht man nun endlich auf den von Hn. R. für diese Classification angegebnen Grund; so begreift man vollends nicht, wie dem Vf. das höchst unmethodische darinn nicht aufgefallen ist. Es werden hier die Rechte solcher Sachen abgehandelt, welche *nicht blofs* als Gegenstände des Privateigenthums angesehen werden. (2 Aufl. S. 84.) Die erste Auflage giebt (S. 77.) des Vf. Gesichtspunkt, der diese Stellung veranlafste, noch bestimmter an; da heifst es: die Rechte solcher Sachen, welche *gewöhnlich nicht* im Privateigenthum stehn. Wir wollen hiebey gar nicht einmal darauf sehen, dafs diese Bestimmung, nach des Vf. eignen Lehren, nicht einmal von allen angegebnen Gegenständen gilt; man denke nur an Brücken, Deiche und Siehle, Wege, zumal an Forste, Jagden u. s. w. Allein wie kann man *zum Grunde* einer methodischen Anordnung eine *negative* Bestimmung legen, und doch nachher eine Menge *affirmativer* Lehren gleich dabey mitnehmen. Aufs allerhöchste gehörte blofs die Bemerkung, dafs diese Dinge *nicht* im Privateigenthum seyen, zum Sachenrecht; alles übrige aber schlechterdings nicht. Man merkt daher auch sehr begreiflicher Weise dem Vf. in der Behandlung dieser sonderbaren Zusammenhäufung so verschiedenartiger Dinge den Druck und Zwang an, den diese Art von Anordnung auf ihn äufsert. Vielleicht ist kein Beyspiel darüber beweisender, als dafs er, da doch einmal der *Windmühlen* gedacht werden mufste, mitten in dem Abschnitt *von den Flüssen* nach der Lehre von den *Wassermühlen* einen Paragraphen (§. 105.) mit der sonderbaren Ueberschrift einschiebt: *beyläufig vom Recht Windmühlen anzulegen.* —

*Ad vocem Mühlen* fällt mir ein, etc. —!

(*Der Beschlufs folgt.*)

## KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Hamburg*, b. Bachmann u. Gundermann: *Gebete für die Jugend in Liedern. Herausgegeben von Georg Heinrich Berkhan Pastor in Hamburg.* 1795. 56 S. 8. Eine empfehlungswürdige kleine Sammlung, um sie Kindern in den gebildeten Ständen in die Hände zu geben. Die wenigsten Lieder sind neu; die meisten sind aus *Niemeyers Gesangbuch für Schulen und Erziehungsanstalten*, wovon ohnlängst die *dritte Ausgabe* erschienen ist, genommen. Hie und da hat der Herausgeber verändert. Zuweilen hat dadurch die *Verständlichkeit für Kinder* gewonnen, wenn gleich die Poesie gelitten. Aber oft haben wir gar keinen Grund absehen können, und die Veränderungen sind wahre Verschlechterungen. Man sollte bey Liedern, die so oft in verschiedenen Sammlungen vorkommen, wenigstens nicht ohne Noth die Lesearten vermehren.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 17. Januar 1797.*


## RECHTSGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Dieterich: *Grundsätze des allgemeinen deutschen Privatrechts. etc.*

Ebendas.: *Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts. etc.*

Stuttgart, b. Erhard u. Löflund: *Handbuch des heutigen deutschen Privatrechts. etc.*

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Noch viel wichtiger aber für das ganze Schicksal einer solchen Wissenschaft, als selbst ihre Anordnung, ist die allgemeine Ansicht derselben; die Bestimmung ihres *Begriffs*, ihrer *Gültigkeit* und ihrer *Entwicklungsmethode;* und gerade auf diese Stücke, auf „eine gänzliche Reform der bisher gewöhnlichen Behandlungsart" ist Hn. *R's.* Absicht, seiner ausdrücklichen *Erklärung* nach (Vorr. S. VII.), eigentlich gerichtet. *Die* darauf sich beziehenden Erörterungen sind, wie leicht zu vermuthen, in der Einleitung gegeben; und eben diese Einleitung ist in der zweyten Auflage, besonders in Hinsicht auf die *Hufelandischen Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaften*, noch sehr verändert und erweitert. Dass Hr. *Hufeland* hier nie Recht hat, versteht sich von selbst, und wird niemand befremden; aber die Art und der Ton der Widerlegung ist vielleicht für diejenigen Leser einiger Bemerkung werth, denen der Ton, in dem die *Hufelandischen* Abhandlungen abgefasst sind, etwa noch erinnerlich ist. Hn. *H's.* Meynungen sind (§. 79.) im Text ein, „*nachtheiliger Wahn*;" in der Note ein „*Irrthum*" genannt; seine Auseinandersetzungen enthalten auch nach Hn. *R.* nichts neues, sondern neben ihm ist *Eckhard's Hermeneutica* genannt, und als Widerlegung von dieser so wohl, als von den Hufelandischen Behauptungen *Mylius*, *Selchow's elementa*, *electa etc.*, und *Pütter's* Beyträge citirt. — Es hat demnach Hn. *R.* gefallen, alles von Hn. *H.* vorgebrachte für *längst widerlegte Irrthümer* zu erklären; (wie denn Hr. *H.* ebenfalls zwar zu einer sehr erweiterten Umarbeitung der Lehre von den Zinsen (§. 202. ff.) Anlass gegeben hat, aber auch da durch *alte* Schriftsteller zurecht gewiesen wird, deren Behauptungen sich nur mit den anerkanntesten Grundsätzen der juristischen Auslegung etwas schwer vereinigen lassen möchten).

Gegen eine solche Verfahrungsart sticht es denn freylich etwas auffallend ab, wenn der eigne Comentator des Hn. *R.*, Hr. *D.*, in den beiden Punkten, über die sich Hr. *Hufeland* als Hauptsache erklärt hat, trotz jener alten Widerlegungen und Hn. *R's.* verachtenden Erklärungen, auf das unbedingteste die Hufelandischen Meynungen annimmt, und gegen Hn. *R.* vertheidigt. Wir wollen nachher einige Stellen aus Hn. *D's.* Handbuch anführen, und das um so mehr, weil wir als Recensenten hier lieber die Meynungen und Behandlungsart charakterisiren als uns selbst in weitläuftige Widerlegungen einlassen möchten.

Auf den *Begriff* der Wissenschaft, um nun noch die oben genannten Momente einzeln durchzugehen, kommt vorzüglich viel an. Es ist derselbe, wie Hr. *R.* ihn angiebt, ziemlich eben so, wie bisher gewöhnlich war, beybehalten; als das eigentliche Unterscheidungszeichen wird (§. 1. 2. 6. u. a.) angenommen, dass für diese Wissenschaft nur *ursprünglich deutsche* Gesetze und Gewohnheiten, folglich auch eben solche Institute u. s. w., gehören; diesem ist denn auch Hr. *D.* gefolgt. So sehr es aus der Entstehung und weitern Entwickelung dieser Wissenschaft erklärlich ist, wie man gerade diesen Begriff annehmen konnte; so nimmt es uns doch Wunder, wie bisher noch niemand sich daran gestossen hat, dass man einer juristischen, *heutzutage geltenden und anwendbaren* Wissenschaft einen *bloss historischen* Begriff unterlegt, der sich gar nicht auf die Gültigkeit derselben, worauf man doch ihres Zwecks wegen sehen sollte, sondern auf ihre Entstehung bezieht, und doch dürfte hier das πρωτον ψευδος liegen, das der ganzen Bearbeitung eine schiefe Richtung giebt.

In Rücksicht der *Gültigkeit* behauptet Hr. *R.*, dass das deutsche Privatrecht *gemeines* Recht sey; und eben dies sucht er nun, mit Rücksicht auf Hn. *Hufeland*, in der neuen Ausgabe noch mehr zu vertheidigen. Um hier seine Meynung noch entschiedner anzugeben hat er selbst im Titel der zweyten Ausgabe das Wort: *allgemeines*, in *gemeines d.* R. verwandelt. Wie viel Vorurtheil es für Hn. *R's.* bestimmte und deutliche Begriffe in dieser Materie erwecke, dass er gleich anfangs (§. 10.) nicht bloss die Ausdrücke *jus universale* und *commune* für gleichbedeutend erklärt, sondern die Begriffe derselben auch wirklich völlig unter einander wirft, überlassen wir den Lesern zu beurtheilen. Ueber Hn. *R's.* Widerlegung der *Hufelandischen* Behauptungen wollen wir Hn. *D.* sprechen lassen, welcher, nachdem er die Hufelandischen Abhandlungen über *allgemeine Gewohnheiten* und *gemeines deutsches Privatrecht* Auszugsweise eingerückt hat, (S. 337.) so fortfährt: „Auffallend ist es demnach, wenn Hr. Hofrath *Runde* — den Hn. Pr. *Hufeland* damit abzufertigen glaubt, dass er schreibt: Letzterer habe ja selbst zugeben müssen, dass die aus der Natur eines Rechtsinstituts abgeleite-

ten Grundſätze allenthalben, wo das Inſtitut vorkomme, ſo lange Anwendung fänden, bis nicht das Provincial- oder Localrecht eigene Beſtimmungen gebe. — Offenbar *übergeht* hier Hr. Runde den eigentlichen Grund, aus welchem Hr. Hufeland die Exiſtenz eines gemeinen deutſchen Privatrechts läugnet, denjenigen nämlich, der aus dem Begriff eines — gemeinen Rechts im juriſtiſchen Sinne — hergenommen iſt, — *ganz mit Stillſchweigen*, und faſt ſollte man glauben, daſs er dasjenige, was in der Hufelandiſchen Abhandlung S. 85. folgg. angeführt wird, *gar nicht geleſen* habe, da er, *anſtatt ſich* hierauf *einzulaſſen*, ſogleich auf die minder bedeutende Frage: wie die Privatrechtswiſſenſchaft am ſchicklichſten zu benennen ſey? überſpringt." — Wir hätten gewünſcht, Hr. D. hätte ſich neben dieſen und andern guten Erinnerungen gleich noch auf einigen Nebenſchmuck ausgebreitet, den Hr. R. dem vermeyntlichen Beweiſe der alten Hypotheſe vom gemeinen deutſchen Privatrecht an ſeinem Theil in der zweyten Ausgabe anzuhängen geſucht hat. So wäre die Sache vielleicht mit einemmal abgethan geweſen. Die *geſunde Vernunft*, die *naturalis ratio*, die Vergleichung mit dem Verfahren der römiſchen Rechtsgelehrten oder gar mit den Pandekten, der Gerichtsgebrauch, das richterliche Ermeſſen etc., die alle das gemeine deutſche Privatrecht durch Zuſammenſtellung erläutern, alſo alle ſelbſt gemeines Recht begründen ſollen, beruhen ja auf lauter falſch verſtandnen Begriffen; die Verhältniſſe ſind dabey ſo auffallend verwechſelt, daſs man in der That zweifelhaft wird, ob man den Grund dieſer Verwirrungen in der Einſicht oder im Willen ſuchen ſoll. Denn wer ſieht z. B. nicht bey einiger Erwägung ein, daſs geſunde Vernunft und *naturalis ratio* beym beſondern ſowohl als gemeinen Recht vorkommen, und über dieſen Charakter des Rechts auch nicht das mindeſte beſtimmen; daſs die alten römiſchen Rechtsgelehrten gemeines und particulares Recht nicht unterſchieden und es auch zu unterſcheiden nicht nöthig hatten; daſs man die Pandekten als Pandekten hier nicht in Vergleichung bringen kann, wo man höchſtens auf die Entſtehung der einzelnen Stücke darinn ſehen könnte; daſs natürliche Billigkeit und richterliches Ermeſſen von der Natur der Sache ſehr weit unterſchieden ſey; kurz daſs es alſo auf alles dies auch nicht im geringſten ankomme? So etwas ſollte man freylich als bekannt und entſchieden vorausſetzen können, wenn ein gelehrter Streit lehrreich werden ſoll. Wie wenig indeſſen dies hier zu hoffen iſt, zeigt ſich vollends daraus, daſs (§. 80.) das *deutſche Privatrecht* gar die Gültigkeit eines hypothetiſchen Vernunftrechts haben, und daſs die *naturalis ratio* für *jedermann verbindliche* Geſetze geben ſoll. Vergleicht man nun weiter mit dieſen allgemeinen Behauptungen einzelne Bemerkungen im Rundiſchen Compendium; ſo weiſs man ſich vollends gar nicht in des Vf. Einſichten zu finden. §. 408. heiſst es z. B.; „der volle Landſaſſiat wird nur in Sachſen und einigen andern Provinzen behauptet, und iſt alſo *kein Stück des gemeinen* deutſchen Rechts." Gilt denn dieſer Grund nicht von manchen Arten des Rückkaufs, der Dienſtbarkeiten, den Gaſtgerichten, den beſchloſſten Edelleuten, der Gerade, dem Heergeräthe, dem Verfangenſchaftsrecht und ſo vielen andern Materien, die Hr. R. doch alle, als zur Abhandlung des deutſchen Privatrechts gehörig, ausgeführt hat?

Bey der richtigen Einſicht in dieſe Verhältniſſe indeſſen, die Hr. D. äuſsert, wundert es uns, daſs er die Worte des Hn. R. (§. 25.) nachgeſchrieben hat: „eine ausdrückliche Annahme des römiſchen Rechts ſey von Seiten der geſetzgebenden Gewalt nie erfolgt." Es widerſpricht dies nicht bloſs gerade manchen vorzüglichen Bemerkungen im *Danziſchen* Handbuch ſelbſt; ſondern Hr. R. braucht dieſe ungegründete Behauptung ja auch dazu, um die Gültigkeit des römiſchen Rechts in Deutſchland nun auf eine Gewohnheit zu gründen, und demnach daraus einen Grund für *allgemeine Gewohnheiten* (§. 80. n. a.) herzunehmen, der freylich auch in dieſer Form nicht einmal etwas entſcheiden würde (vergl. unſre Recenſion von *Schmid Phiſeldek's juriſt. Miſcellaneen*, A. L. Z. 1796. B. II. N. 155.)

Was nun zuletzt die *Entwicklungsmethode* betrifft; ſo hat Hr. R. (nach Vorr. S. VIII.) die Mängel der beiden bisherigen Methoden, die man gewöhnlich *die Püttériſche* und die *Selchowiſche* nennt, ſehr richtig geahndet; aber wir möchten ſagen, auch nur geahndet. Denn bey deutlicherer Einſicht hätte er unmöglich ſich bey ſeiner unbeſtimmten Angabe der ganzen Methode beruhigen können, daſs nämlich dieſe Wiſſenſchaft aus der *Natur der Sache* entwickelt werden müſſe. Doch auch hierüber mag ſein Commentator, Hr. D., ſprechen, welcher nach der oben angeführten Stelle (S. 337.) gleich ſo fortfährt: „Eine ſolche *Gleichgültigkeit gegen die erſten Grundbegriffe der Wiſſenſchaft, die man ſyſtematiſch bearbeiten will*, iſt allerdings *ſchwer zu rechtfertigen;* allein *noch ungleich auffallender* iſt es, daſs Hr. Hofrath *Runde*, der doch *ſo viel* von *fehlerhaften* Methoden, von *Mangel an Kenntniſs der wahren Natur* der deutſchen Rechtsinſtitute ſchreibt, und *ſo laute Klagen* deswegen führt, *auch nicht mit einem Worte andeutet, auf welche Art und Weiſe* man dann die ächten allgemeinen Grundſätze aus der *Natur* der einzelnen Rechtsinſtitute ableiten könne und müſſe;" (wir würden vorher noch fragen: was denn erſtlich der Ausdruck *Natur der Sache* bedeute, und aus welchen beſtimmt anzugebenden Quellen man zweytens dieſe *Natur* ſelbſt kennen lernen und darſtellen könne); „welches die einzig richtige Methode bey Bearbeitung der verſchiednen deutſchen Rechtslehren ſey; ob und welcher Gebrauch von den Statuten und den Particularrechten überhaupt bey Aufſtellung einer heutigen Privatrechtstheorie gültig gemacht werden könne; ob und in wie weit endlich hiſtoriſche Unterſuchung des erſten Urſprungs und der weitern Ausbildung der einzelnen Rechtsinſtitute vielleicht zu den gewünſchten Reſultaten uns zu führen vermöge. — Dies ſind in der That Mängel und Lücken, die man in einem ſonſt nach ſo vielen Hinſichten ſo vortrefflichen Lehrbuche nicht erwar-

erwarten sollte" u. s. w. Hr. D. selbst bemerkt, dass Hr. *Hufeland* sich über seine Entwickelungsmethode noch nicht erklärt habe, und nimmt für sich die *Pütterische*, von Hn. *Tafinger* verbesserte, Methode als die richtige an. Sollte es wirklich möglich seyn, diese *Tafingersche* Methode mit den, von Hn. *D.* als gegründet anerkannten, Hufelandischen Erörterungen über *gemeines deutsches Privatrecht*, und was damit zusammenhängt, zu vereinigen? Inzwischen hat Hr. *Hufeland* in derselben Messe, da Hn. *D's.* Handbuch erschien, den Umriss seiner Methode in seiner *Einleitung in die Wissenschaft* des *heutigen deutschen Privatrechts* (Jena 1796.) angegeben; nur freylich wird dieser Umriss von dem Vf. wohl erst völlig ausgeführt und mit allen nöthigen Nebenbetrachtungen in Verbindung gesetzt werden müssen, wenn er sich vielleicht dieselbe Aufnahme versprechen soll, die den obgedachten *Beyträgen* bey Hn. *D.*, wie fast bey allen Unbefangnen, wiederfahren ist.

Wir halten es in mehr als einer Hinsicht für zweckmässig, mit der vorstehenden Recension sogleich die Anzeige einer Schrift, deren Vf. der Sohn des Hn. Hofrath *Runde* ist, zu verbinden:

Göttingen, b. Dietrich: Abhandlung der *Rechtslehre von der Interimswirthschaft auf deutschen Bauergütern* nach gemeinen und besondern Rechten. — Von *Christian Ludwig Runde*, b. R. D. 1796. XVI u. 365 S. 8.

Da diese Lehre allgemein und vollständig noch nicht bearbeitet war und die bisherigen Ansichten derselben, z. B. die *Pufendorfische* als sey sie eine Folge der *tutelae fructuariae* u. a., (S. 80. ff.) nicht zu vertheidigen sind; so ist des Vf. Bemühung in der That dankenswerth. Er hat die falschen Vorstellungen gut widerlegt und im Ganzen eine richtige, und sehr brauchbare Ausführung geliefert. Nach einigen *allgemeinen* vorbereitenden *Bemerkungen* werden der *Begriff* der Interimswirthschaft festgesetzt, die *Quellen* dieser Lehre aufgesucht, einige *historische Bemerkungen* darüber zusammengestellt und Zweck und Nutzen derselben in Betrachtung gezogen. Die *Abhandlung* selbst beschäftigt sich mit noch genauerer Untersuchung der *Natur* des Instituts, mit der *Anordnung*, *Verwaltung* und *Rechten* und *Beendigung* der Interimswirthschaft. (Wir haben immer diejenige Behandlung einer Rechtsmaterie als die beste befunden, wo erst das *Recht* an sich mit allen Folgen entwickelt, und alsdann die *Entstehung* und *Aufhebung* eines Rechts gelehrt wird; und wir glauben auch an einzelnen Bestimmungen in diesem Buche zu sehen, dass nach dieser Art viel gewonnen worden wäre. Wenigstens ist eine Menge von Behauptungen, die die Anordnung der Interimswirthschaft betreffen, durch Hinweisung auf die künftig erst auszuführenden Rechte derselben erläutert, welches bey der umgekehrten Ordnung nicht statt gehabt hätte). In einem Anhang sind 22 Auszüge aus Particulargesetzen über diesen Gegenstand abgedruckt, die das vorhergehende erläutern.

Die Meynung des Vf. über Gültigkeit ist, wie begreiflich, mit der von seinem Hn. Vater vertheidigten übereinstimmend. Auch hier (vergl. S. 42.) ist dieser deutschen Rechtslehre die Gültigkeit eines gemeinen Rechts beygelegt, und es wird sogar wieder (S. V.) von der „gemeinen Gültigkeit solcher Grundsätze eines hypothetischen Vernunftrechts" gesprochen. Doch scheint der Vf. an andern Stellen sich wirklich der *Hufelandischen* Meynung etwas zu nähern, z. B. S. 45. 46., wo sogar beynahe die Worte von Hn. Hufeland erborgt sind: „die Lehre gelte nur „da, wo die Sache selbst aus einem gültigen Rechts„grunde eingeführt sey." Durch eine solche allmähliche unbemerkte Näherung, die freylich durch manchen gelehrten Streit schon gewöhnlich geworden ist, wird es am Ende ungewiss, was jede Parthey behauptet hat, und oft einem Gelehrten sein Antheil an Aufklärung einer Sache in den Augen mancher Zuschauer entwunden. Das wäre indessen von so grosser Bedeutung nicht; aber wohl die Folge, dass durch ein solches Verfahren leicht deutliche Einsicht in die Wissenschaft bey vielen Zuschauern leidet, die nicht denkende Köpfe genug sind, um die Umrisse und Grenzen jeder Behauptung scharf ins Auge zu fassen. — Was die Citation (in der Note d. S. 47.) aus *Kant zum ewigen Frieden* hier aufklären soll, können wir nicht einsehen.

Auch in der *Entwicklungsmethode* ist Hr. *R.* nicht bestimmter zu Werk gegangen als sein Hr. Vater, obgleich er auch hier zuweilen (z. B. S. VI.) eine Ahndung von etwas bessern gehabt haben mag. Allein gerade bey einer solchen einzelnen Materie zeigt sich eben das unbestimmte der Methode am deutlichsten. Weil Hr. *R.* nicht recht mit sich einig ist, woher denn die *Natur* der Sache geschöpft und bewiesen werden soll (vergl. S. 43.), wie dies sein Hr. Vater auch gänzlich unberührt lässt; so wird oft auf Billigkeit, auf Klugheitsregeln und Cautelen, (z. B. S. III. 171. u. a.) u. s. w. gesehen, und manches als nothwendige Voraussetzung der Natur und des Wesens dieses Instituts angesehen, was es weder den Particulargesetzen, noch der innern Nothwendigkeit nach ist. Dadurch ist denn ein, zwar in der Hauptsache richtiger, aber in Nebenumständen unerweislicher, also zum Theil willkührlicher, Begriff entstanden, der nach S. 36. also lautet: die Interimswirthschaft ist „die Ausübung des Colonatrechts, welches wegen Minderjährigkeit des Anerben einem fremden Aufkömmlinge, *gegen Verwendung einer gewissen Summe zum Nutzen des Colonats*, auf bestimmte Jahre gestattet wird." Wir wollen hier nicht auf das Unzureichende einzelner Ausdrücke sehen; allein theils hätte Hr. *R.* die wichtige nachher (z. B. S. 81. ff.) angegebne Bestimmung, dass die Interimswirthschaft eigentlich ein *Niessbrauch* sey, die uns ungemein aufklärend scheint, in die Definition selbst bringen, theils die cursiv gedruckten Worte herauslassen müssen. Sie sind weder in der Nothwendigkeit noch im Zwecke des Instituts gegründet und mehrern von ihm selbst angeführten Gesetzen nicht gemäss. Jetzt ist er genöthigt, diese

abweichenden Bestimmungen als Ausnahmen anzuführen, da doch die Regel als Regel nicht bewiesen werden kann. Viel natürlicher wäre es gewesen, wenn er die Theorie ohne jene Bestimmung und ihre Folgen aufgestellt; dann aber die gedachte, freylich einigen Particulargesetzen angemessene, nähere Bestimmung als Unterart angegeben und behandelt hätte.

Endlich wäre auch eine richtigere Einsicht in das Verhältnifs des römischen und deutschen, oder besser zu sagen, des gemeinen und particularen Rechts, für die Bearbeitung von dem grösten Vortheil gewesen, besonders da ja die Interimswirthschaft selbst als eine Art des Niefsbrauchs aufgeführt ist, und also auf die Anwendbarkeit der römischen und deutschen Grundsätze vom Niefsbrauch soviel ankam. Schwerlich wäre auch dann (S. 7.) gesagt worden, dafs die Vormünder der Bauern in *jedem* Fall *der gutsherrlichen* Bestätigung bedürften.

Hätte es dem Vf. gefallen, über alle diese Punkte mehr und entschiedner mit sich einig zu werden; so würden manche Behauptungen in seiner schätzbaren Schrift weniger willkührlich geblieben und die Art ihrer Anwendbarkeit weit deutlicher ins Licht getreten seyn; z. B. (S. 126.) dafs die vernachläfsigte Einholung des gutsherrlichen Consenses *Nichtigkeit* des Vertrags über die Interimswirthschaft zur Folge habe, (S. 137.) dafs der Interimswirth einen Meyerbrief lösen, (S. 139.) einen Weinkauf zahlen *müsse*, (wovon ja auch Gesetze (S. 141.) abweichen,) (S. 261.) manches über die Erstattung der Verbesserungen, (welche Materie indessen in vieler Rücksicht eine der besten Ausführungen ist,) das Verhältnifs der Leibzucht (vergl. S. 269.) und manches andre mehr.

Diese wenigen Erinnerungen sollen indessen dem obigen Urtheil über die Verdienstlichkeit der ganzen Ausführung nicht Abbruch thun; wir erwarten vielmehr nicht blofs von der vom Vf. versprochenen Schrift über die *Leibzucht*, sondern auch von seinen weitern Bemühungen in der Rechtswissenschaft, die wir von ihm hoffen, viel Gutes.

---

## KLEINE SCHRIFTEN

Schöne Künste, *Stuttgart* u. *Tübingen*, b. Steinkopf u. Fues: *Gedichte von J. F. B.* mit einer Musikbeylage, 1794. 96 S. 8. (10 gr.) Wir können es dem Vf. dieser Gedichte verschiedenen Inhalts gar nicht verdenken, dafs er seine ersten Versuche hat drucken lassen. Er wollte wissen, welche Aufnahme sie sich versprechen dürfen, und das wird er ohnstreitig von seinem Verleger erfahren. Rec. glaubt, dafs es gar wohl möglich sey, dafs die Gedichte aufser den Jugend-Freunden, für die sie zunächst bestimmt sind, auch manchen andern gefallen können, welche nicht streng in ihren Anfoderungen an einen Dichter sind. Aber das wundert uns, dafs der Vf. mit einer beyspiellosen Selbstverleugnung versichert, dafs er nach *jedem*, auch dem *derbsten* Tadel *dürste*: denn wahrhaftig, der Vf. irrt, wenn er glaubt, dafs ihm der Tadel zu demjenigen verhelfen werde, was seinen Gedichten eigentlich fehlt. Einzelne Redensarten z. E. „So verdorre im Keim meine *verficgende* Kraft" oder „Sich sie lachen" „Seen Krachen" oder „sein Herz *herkt* Otternbrut" u. d. gl. könnten sehr leicht verändert werden, aber das würde den Vf. immer noch nicht zum Dichter machen: so wenig als die glänzenden Phrasen: „der fürstliche Schädel modert hohl in der Krone Gold" oder „wir sind — Gott ist — in allen alles Gott!" Von dem, was eigentlich den wahren Dichter ausmacht, scheint der Vf., der gern vor dem Schimpfe bewahrt seyn möchte, mit Gezische aus den Chören der Sänger gejagt zu werden, so wenig Begriffe zu haben, wie Hr. Abeille und D....l, welche einige Lieder in Musik gesetzt haben, von dem, was den Tonkünstler ausmacht.

*Amsterdam*, b. Röder: *Das Fest auf dem Dorfe.* Eine komische Operette in zween Aufzügen. Von Herrn Desforges. Uebersetzt von *C. J. Albrecht.* (Die Musik ist von Hn. Gretry.) 1791. 66 S. 8. (3 gr.) Dafs wir Deutsche im Lustspiele noch manchen Schritt zu thun haben, ehe wir es mit den besten ausländischen Meistern werden aufnehmen dürfen, ist eine längst erkannte Wahrheit. Eine andre ist die, dafs wir in keinem Stücke verwahrloster seyn können, als in der komischen Oper und Operette. Es ist ein Jammer, auf unsern Deutschen Bühnen Stücke von der schönsten musikalischen Composition aufführen zu hören, denen der erbärmlichste Text untergelegt zu seyn pflegt. Einen neuen Beytrag zu dieser betrübten Erfahrung giebt die hier angezeigte Uebersetzung, die besonders in der Poesie keinem Hieronymus Knicker u. dergl. etwas vorzuwerfen hat. Die Armuth seiner Sprache verräth sich schon in der öftern Wiederholung gewisser Beywörter. So läfst er seinen Franz bald den *saubern Monsieur*, bald den *saubern Barschen* nennen; läfst Andrés sagen: *pack er sich mit seiner saubern Liebesplage!* ich *zerreifse den saubern Brief* u. s. w. Eine feine Geliebte ist die Denise, die von ihrem Liebhaber sagt: wie *schmerzt das meinen Grobian.* Kein Hochzeitcarmen kann so elend ausfallen, wie die Schlufsarie:

Man sagt: die Ehe-Reise
Führt nicht zum Paradeise.
Dafs man's, ist man weise,
Nicht drauf wagen soll.

und am Ende:

Singt alle zusammen:
Heil den süssen Liebesflammen!
Stimmt Lieder zusammen
Für Denis' und Andrés an:
Beide haben braf gethan!

Und noch *brafer* hätte Hr. Albrecht *gethan*, wenn er beide hätte *braf thun* lassen, ohne solche Lieder auf sie zusammen zu stümpern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Januar 1797.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Baireuth, b. Lübeck; *Vollſtändige Pfalzſulzbachiſche Liturgie.* Auf höchſte gnädigſte Genehmigung und Verordnung ausgefertiget *von dem Sulzbachiſchen Miniſterium.* 1797. XVI u. 334 S. gr. 4.

Was ſo viele würdige und einſichtsvolle Männer laut genug ſagten, und, trotz aller Widerſprüche oft genug wiederholten — daſs eine Verbeſſerung nicht nur, ſondern wohl gar eine totale Umwandelung unſrer Liturgie, höchſtnothwendiges Zeitbedürfniſs ſey — das muſste doch wohl endlich Eindruck machen, und diejenigen, denen es oblag, die dazu nöthigen Anſtalten zu machen, aus dem Schlafe zu erwecken. Freylich hätte das ſchon vor vielen Jahren geſchehen ſollen und können, wenn man auf Zeit *und Umſtände hätte* Acht haben, und nur bloſs dasjenige beherzigen wollen, was ſchon *Luther* vor beynahe *dreyhundert* Jahren, bey Gelegenheit, da die deutſche Meſſe 1526 *in Wittenberg* eingeführt wurde, gleich zu Anfang der Vorrede mit folgenden Worten ſagte: „Vor allen Dingen will ich gar freuntlich gebetten haben, auch *vmb Gotteswillen* alle diejenigen, „ſo diſe vnſer ordnunge im Gottesdienſt ſehen, oder „nachfolgen wollen; das ſie ja *kein nötig geſetz drauſs „machen*, noch yemants gewiſſen damit verſtricken „oder fahen, ſondern der Chriſtlichen freiheit nach, „ires gefallens brauchen *wie, wo, wenn, vnd wie lange es die ſachen ſchicken vnd foddern.*“ Hätte der biedere Mann es wohl deutlicher ſagen können, daſs dergleichen Vorſchriften für ewige Zeiten weder gelten könnten noch ſollten? Und doch blieb man Jahrhunderte ſteif bey den einmal eingeführten Formeln — ſetzte noch in den neuern Zeiten feſt, daſs der Geiſtliche gehalten ſey, bey ſelbigen *ſchlechterdings* zu bleiben, und keine Sylbe anders auszuſprechen, als ſie in der Vorſchrift lautete — ſchrieb *Diſſertationes de obligatione ſtricta miniſtror. eccleſ. ad ordinat. eccleſiaſt. obſervantiam* u. ſ. w. Gottlob! daſs dieſe Zeiten vorbey ſind, und daſs man jetzt mit Ernſt daran denkt, auch dieſen ſo wichtigen Theil des Gottesdienſtes vernünftig, das iſt, alſo einzurichten, daſs man an demſelben, nicht nur ohne Anſtoſs, ſondern auch mit Erbauung Theil nehmen könne. Rec. freuet ſich daher ſehr, wenn er von einer ſo erwünſchten Veränderung, die an dieſem oder jenem Orte gemacht worden iſt, Nachricht erhält. Mit Vergnügen zeigt er auch eben deswegen die gegenwärtige neue Liturgie an, die zum Glücke einem würdigen Theologen, dem, zu Ende der Vorrede ſich ſelbſt nennenden Hn. *Inſpector M. Joh. Steph. Tretzel in Sulzbach* zur Bearbeitung anvertrauet wurde, der ſchon durch die Herausgabe eines neuen Geſangbuchs ſich als den Mann gezeigt hatte, dem auch dieſes Geſchäfte ſicher übertragen werden könne. Schon aus der Vorrede und aus der darauf folgenden Einleitung erhellet zur Genüge, daſs es ihm wirklich wahrer Ernſt geweſen ſeyn müſſe, dieſer neuen Liturgie die möglichſte Vollkommenheit für unſre Zeiten zu geben, indem er nicht nur alles was bisher von ſo vielen würdigen Theologen über dieſen Gegenſtand geſchrieben, gerathen und bemerkt worden iſt, ganz zu benutzen, ſondern auch bey der Bearbeitung immer die beſten Muſter vor Augen zu behalten ſuchte. Muſs man bey einem ſolchem Werke auch nach den Regeln der Klugheit verfahren, und alles zu vermeiden ſuchen, was dem Schwachen zum Anſtoſs gereichen, und wodurch das abgezweckte Gute *ganz* gehindert werden könnte: ſo wird es dem Vf. nicht verargt werden können, daſs er die ehemaligen Agenden nicht ganz bey Seite geſetzt, und manches *mutatis mutandis* beybehalten habe, zumal da den ältern Formeln immer neuere und verbeſſerte beygeſellt worden ſind. So zeigen beſonders von der unbefangenen Denkungsart des Vf. die verſchiedenen Winke, die er hin und wieder ſeinen Amtsbrüdern giebt, beſonders in Anſehung des bisher gewöhnlich geweſenen Kirchenſegens und des öftern Gebrauchs des V. U., welches er zu paraphraſiren empfiehlt — ſo wie ſolches ſchon der vortreffliche *Luther*, in der oben bemerkten deutſchen Meſſe theils gerathen, theils mit einem Muſter erläutert hat. Denn ſo ſchreibt er: *Nach der predig ſoll folgen aine offentliche paraphraſis des vater vnſers* u. ſ. w. worauf wirklich eine ſolche, ſehr zweckmäſsige und erbauliche Umſchreibung folgt. Da auch die gewöhnlichen Sonn-, und Feſt- und Feyertags Evangelien und Epiſteln aufgenommen werden muſsten: ſo wurde auch mit dieſen eine höchſt zu billigende Veränderung vorgenommen, die häufigen *Und — er antwortete und ſprach* u. dgl. weggelaſſen, und für den beſſern Verſtand mancher Worte, durch ganz kurze Zuſätze geſorgt. Die Gebetsformeln ſind gröſstentheils zweckmäſsig und erweckend; nur wäre zu wünſchen, daſs der gute Rath, den der würdige Vf. ſeinen Amtsbrüdern giebt — ſolche auch mit *deutlicher, langſamer, nachdrucksvoller Stimme* zu ſprechen — befolgt werden möchte. Denn daſs dieſes leider! nicht immer zu geſchehen pflege und daſs — — das darf wohl nicht erſt bewieſen werden. Ein kraftvolles herzerweckendes kurzes Gebet, iſt ja doch wohl immer beſſer, als eine noch ſo lange — fade Harangue. Uebrigens zer-

fällt diese neue Liturgie in zwey Haupttheile. Der erste hat zwo Abtheilungen. 1) Gebete. 2) Handlungen. Der zweyte hat deren drey. 1) Epistel und Evangelientexte an Sonntagen und Festen. (Gefeyert werden in den Pfalz-Sulzbachischen Landen, ausser den Sonntagen, Christi Geburtsfest mit 2 Tagen, Neujahr, Christi Offenbarung, Darstellung im Tempel, Verkündigung Mariä, Ostern mit 2 Tagen, Himmelfahrt Christi, Pfingsten mit 2 Tagen, die Gedächtnisstage Johannis des Täufers und Petri und Pauli.) 2) Collecten. 3) Intonationen. Der Druck ist schön, und macht der *Seidlischen* Officin in Sulzbach Ehre.

## NATURGESCHICHTE.

WINTERTHUR, b. Ziegler: *Archives de l'Histoire des Insectes* publiées en Allemand par *Jean Caspar Fuesly*. Traduites en François. 1794. 1 Alph. 4. m. 54 illum. Kupfert.

Der Uebersetzer dieses in Deutschland sehr bekannten Werks sagt in der Vorrede, man habe es im Auslande nicht gekannt, und deshalb eine Uebersetzung gewünscht. Rec. glaubt dies, aber in einem ganz andern Sinne, als es der Uebersetzer nimmt. Denn, unpartheyisch geurtheilt ist dieses Archiv im Ganzen genommen, einige kleine Abhandlungen abgerechnet, sehr mittelmässig. Hätten die vielen, hin und wieder guten Abbildungen bisher wenig oder gar nicht bekannter Insecten, und einige merkwürdige Beobachtungen, dem Buche nicht Interesse gegeben, und den Entomologen gezwungen, zu jener Zeit, wo seine Wissenschaft noch in der Wiege lag, sich dieses Werk anzuschaffen; so würde es vielleicht schon früher eingeschlafen seyn. Gründlichkeit, scharfsinnige Kritik und Genauigkeit, ja selbst Bestimmtheit der Beschreibungen, kurz alle Erfoderniße einer guten naturhistorischen Schrift, vermißt man hier gerade in den gröfsesten und wichtigsten Aufsätzen. Dieser neuen französischen Bearbeitung des Textes, liegt ein ziemlich guter Plan zum Grunde. Der ungenannte Vf. sagt: „seine Uebersetzung sey nicht genau nach dem Buchstaben gemacht. Unnöthige Wiederholungen und für unsere Zeiten überflüssige Weitschweifigkeiten habe er zu unterdrücken gesucht. Die Aufsätze folgten hier ohne Unterbrechung auf einander; bisweilen habe er Anmerkungen beygefügt, und statt der vormaligen Schriften des *Fabricius* habe er dessen neuestes Werk, die Entom. syst. citirt.“ Er nahm also den alten Stoff, um daraus ein neues Werk zu bilden, und es hing, wie wir dafür halten, gewissermafsen von ihm ab, dem neuen Texte selbst noch Interesse für deutsche Entomologen zu geben, da die Entomologie seit der Erscheinung der ersten Ausgabe dieses Archivs so mächtige Fortschritte gemacht hat. Allein um dies zu leisten, um jenen Plan gut und standhaft durchzuführen, bedurfte es eines Mannes, der tiefer in die Wissenschaft eingedrungen seyn mufste als der Uebersetzer. Auch war er sicher nicht mit einer solchen Sammlung versehn, die zur glücklichen Ausführung solcher Unternehmungen nicht fehlen darf. Denn fast alle seine Anmerkungen, das behaupten wir dreist, sind Resultate des Studiums dieses Theils der Naturgeschichte aus Büchern; und selbst dann hätte noch Vieles geleistet werden können, wenn der Vf. sorgfältig die Berichtigungen und Ergänzungen aus spätern Schriften gesammelt hätte.

Die Kupfer sind dieselben, die bey der deutschen Ausgabe waren, nur fehlt bey dem vor uns liegenden Exemplare die Supplementstafel zu den Bupresten t. 28. Auch finden wir noch, dafs die Illumination in diesem Exemplare nicht so sorgfältig gemacht ist, wie in der ersten Ausgabe; vorzüglich bemerkt man dies in den Tafeln, die zu *Herbst's* Mantisse gehörten.

Die kleinern Abhandlungen sind vorn hingebracht; den gröfsern letztern Theil nimmt der kritische Catalog des Herbstischen Kabinets ein. Zu diesem ist die Einleitung, so wie die Mantisse ganz weggefallen, die in letztrer befindlichen Käfer sind an ihrem Orte eingeschaltet. Der Uebersetzer hat alle diejenigen Insecten aus diesem Verzeichnisse weggelassen, welche nur dem blofsen Namen nach aufgeführt waren. Warum aber wurden nicht wenigstens die alten Nummern unverändert beybehalten? Warum wurde die Angabe des Vaterlandes, die *Herbst* den Namen beygesetzt hatte, ausgelassen?

Jetzt ist es des Rec. Pflicht, zu diesem allgemeinen Urtheile einige Belege zu geben. Es würde theils wider die Gesetze dieser Blätter seyn, wenn wir Alles anführen wollten, was uns Unrichtiges aufgestofsen ist; theils wird das Angeführte zu unserm Zwecke hinlänglich seyn.

Auf eine wirklich oft gar nicht zu entschuldigende Weise sind mit den Arten, die vermöge des Plans wegfallen mufsten, auch andre übergangen, wo sich gar kein Grund annehmen liefs, z. B. *Crioceris vulpes* D. Arch. n. 8., *Curc. Rhei*, *Rhamni*, *curviroſtris* und *Floricola*, auch *C. Semicolon*, wahrscheinlich aus der irrigen Vermuthung, dafs er, wie *Herbst* sagt, *fast nur* Abart des *Colon* sey. Er ist aber sicher eigner Art, und zwar der *C. binotatus Fabr.* und *Rossi*. Ueberhaupt verfährt der Uebers. sehr oft zu eigenmächtig. Dagegen sind wieder einige stehen geblieben, die recht gut wegbleiben konnten, z. B. die *Pyrochroa coccinea*, wahrscheinlich, damit der Vf. Gelegenheit bekam, uns die höchst wichtige Nachricht mitzutheilen, dafs dieser Käfer fünf Lin. lang, sein Brustschild uneben und nicht gerandet sey; dafs die Fühlhörner auf Einer Seite kammförmig sind, und endlich, dafs *Geoffroy* diesem Insecte den Namen *Pyrochroa* gegeben habe, um die schöne Feuerfarbe auszudrücken. Wer erkennt nicht in diesem Zuge den erst anfangenden Entomologen? Als Beweise, dafs viele zu jener Zeit schon in Schriften verbreitete Berichtigungen und Citate nicht benutzt sind, dienen: *Sphaeridium binaculatum* (*Tritoma bipustul. F.*) *Hirtus* (*Lagria*, eigentlich *Melyris*, *atra F.*) *Curc. cylindricus* (*Bardanae F.*) *latus* (ein verwischter *Cynarae*) *Pterophorus* (*Lymexyl. flavipes*) *Cicind. Capensis* (*Catena F.*) *Scarab. Asiator* (Abart des *luridus*) u. s. f. Wir hätten dieses Verzeichnifs

nifs noch sehr vergrösern könnnn, wenn nicht selbst die Unzulänglichkeit des Originals dem Uebersetzer zur Entschuldigung diente; so wird nicht leicht jemand errathen, dafs *Curc. urticarius* der *Attelab. ventralis F.* ist. Unrichtigkeiten, die auf die Rechnung des Uebersetzers kommen, sind mehrere: *Scarab. 4. guttatus* ist der *4. maculatus Fabr.* selbst; der *Bostrich. bidentatus* ist nicht *Sirodendron muricatum F.* sondern sein B. *bidens*, *Dermestoid. unipunctatus* nicht *Lyct. nitidus*, sondern *canaliculatus F.*, *Chrysom. Bulgarensis* nicht Abart der *Vitellinae*, sondern die *Lamina F.*, *Lamia fulva* nicht Variet. d. *canaliculata*, wohl aber der *Morio F.*, Carab. Frischii ist nicht *Striola*, sondern *Nigrita F.*, *Curc. raucus* nicht *geminati var.*, denn der *globatus Herbst* ist der *geminatus*, *C. arenarius* ist der wahre *raucus F.* u. s. w. — Auch die Uebersetzung haben wir in der folgenden Stelle unrichtig gefunden: *Callid. Arietis.* Herbst verwirrt sicher die beiden sehr wohl unterschiednen Arten: *Arietis* und *Gazellae* mit einander; die Verwirrung hat sogar Einfluss auf die Abbildung gehabt. Der Uebersetzer sagt: „*La poitrine est entourée d'une bordure jaune, quelquefois entière, quelquefois brisée.*" Dies ist falsch, es muss heissen: „*Le corcelet est bordé d'une bordure jaune en haut et en bas etc.*" Dies sagt Herbst ausdrücklich, und es ist der Natur gemäfs, wenn man nämlich, wie er that, beide Arten für Eine ansieht.

Erlangen, b. Palm: *Deutschlands Flora oder botanisches Taschenbuch. Zweyter Theil für das Jahr 1795. Cryptogamie.* Von *Georg Franz Hoffmann.* 200 S. ohne die Erklärung der 14 Tafeln, die Einleitungen und Register. 12.

Der Vf. hat mit der Ausgabe dieses zweyten, nun nicht einmal das Werk vollendenden Theiles, bekanntlich sehr lange gezögert. Dieser Verzug hat indefs dem Werke eben so wenig geschadet, als der Modetitel Almanach und Taschenbuch, der Calender mit allem Zubehör, und die bestimmte Angabe eines Jahres zum Wesentlichen dieser schätzbaren Arbeit gehört. Rec. glaubt vielmehr in diesem zweyten Theile noch mehr Rundung, Vollendung in der Darstellung, und Reichthum an eignen Ideen zu bemerken, was auch bey der Bearbeitung eines dem Vf. so vertrauten Faches zu erwarten war. Nach der im vorigen Theile befolgten Art sind hier die Farrnkräuter und Moose angezeigt, die Schwämme bleiben noch ganz zurück, nebst den Tangarten, Gallerten, Conserven, und andern Fasergewächsen. Die Zahl der angeführten Specierum ist sehr beträchtlich, von Laubmoosen über 200, Flechten gegen 400, ohne die nebenbey bemerkten Varietäten. Bey einem grofsen Theile findet man nicht blofs Definition und Wohnort, sondern auch Hinweisungen auf andre Schriftsteller und Kritiken, was bey einem so delikaten und schwankenden Fach sehr willkommen ist. Der Vf. hat bey den Flechten verschiedene seiner eignen frühern Stellungen der systematischen Folge hie und da verändert, und, wie es scheint derselben die möglichste Vollkommenheit nach seinen neuern Ueberzeugungen gegeben. Den Arten der in diesem Theil enthaltnen cryptogamischen Gewächse ist eine Tabelle der Gattungen vorausgeschickt, die sie sehr richtig im Allgemeinen in *Radicalia* (Mansilea, Salvinia etc.), *Peltata* (Equisetum), *Annulata* (Filices dorsigerae), *Bivalviae* (Ophioglossum, Ormunda — und, was noch abzuweichen scheint — Lycopodium), *Calyptrata* (Musci frondosi), *Ecalyptrata* (Musci hepatici), und *Scutellata* (Lichenes) eintheilt. Es war Rec. sehr angenehm, diese bereits von andern Botanisten angerathne und bewiesne Abtheilungen eingeführt, und statt steifer Befolgung des Alten, da sie vollkommen erprobt sind, angehenden Forschern nothwendig gemacht zu finden. Darstellungen dieser Art halten gerade das Mittel zwischen der oberflächlichen Behandlung, über welche selbst Linné für seine Zeit nicht hinausgehen konnte, und der oft viel zu verfeinerten Künsteley mancher Neuern, die andern Forschern unverständlich und unzugänglich bleibt. Die vierzehn Kupfertafeln sind ungemein artig, sauber und gefällig gearbeitet; Rec. wagt es kaum, um nicht unbillig zu seyn, wegen der Manier, oder des nicht sorgfältig getroffnen Ausdrucks, wie bey Sphaeria miniata, und Peziza lenticularis, eine Anmerkung zu machen. Nur sechs dieser Tafeln beziehen sich auf Laub und Lebermoose (wohin auch die 14te Tafel mit der Trentepohlia, einem sonderbaren physiologischen Phänomen gehört), die übrigen enthalten Schwämme, bey welcher Gelegenheit uns Hr. H. mit verschiednen Abtheilungen der Schwämme bekannt macht, unter welche er vermuthlich im folgenden Theile die Gattungen, die feinern nämlich, ordnen wird. Sie sind z. B. *Hymenocarpa* (Arcyria, Thelephora, Sclerotium, Diderma, Trichodermia); *Utriculosa* (Clavaria, Solenia, Aecidium, Peziza); *Mucoracea* (Stilbum); *Lomentacea* (Sphaeria, Stilbospora); *Byssacea* (Mucilago, Dematium). Diese Abtheilungen, so wie die abgebildeten Arten selbst, sind in der Erklärung bestimmt. Mehr haben wir bey einem Werke nicht zu sagen, bey dem die Aeufserung, dafs es in den Händen aller derer seyn werde, für die sein Gegenstand Interesse hat, kein Compliment ist.

Bremen, b. Wilmanns: *Deutschlands Flora* zum bequemen Gebrauche beym Botanisiren. — Nebst einer erklärenden Einleitung in die botanische Kunstsprache zum Besten der Anfänger. Ein Taschenbuch von *Joh. Chr. Röhling*, Pfarrer zu Braubach. Die 24. Klasse kann besonders gebunden werden. 1796. LXIV u. 540 S. ohne das Register. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. ist gesonnen eine Flora der niedern Grafschaft Katzenellenbogen abzufassen. Er bedient sich zum Einsammeln der Pflanzen mehrerer Gehülfen. Aus dem Bedürfnisse, diesen ein Werk in die Hände zu geben, dessen sie sich auf ihren Excursionen zum Leitfaden bedienen könnten, entsprang bey ihm der Gedanke, ein solches Taschenbuch für alle diejenigen zu verfassen, die der lateinischen Sprache unkundig, in unserm Vaterlande botanisiren wollten. Man findet

det hier also alle bis dahin bekannten in Deutschland wildwachsenden Pflanzen nach Linné systematisch geordnet. Roth's Tentam. Flor. German. und Hoffmanns Taschenbuch waren des Vfs. vorzüglichste Führer; doch findet man hier manche Pflanzen, die beide nicht haben, z. B. *Blitum capitatum* und *virgatum*; letztres fehlt im Hoffmann; und Roth hat beide Arten nicht.

Nach der Erklärung der vielen Abkürzungen und Zeichen, deren sich Hr. R., um Raum zu ersparen bedient hat, folgt die Erläuterung der im Buche angewendeten Kunstausdrücke, die freylich nicht ganz so bestimmt ist, wie sie es in den Taschenbüchern für solche Leser seyn sollte. So wird *walzenförmig* durch: stielartig, länglichrund; *halbwalzenförmig* auf der Einen Seite hohl oder flach, auf der andern gewölbt erhaben — erklärt. Die Hauptbegriffe: *Stamm*, *Wurzel*, *Blüthe* u. a. sind nicht erklärt.

Die Gattungen sind in einer tabellarischen Uebersicht kurz definirt. Wir heben folgendes Beyspiel aus, wie der Vf. die Arten aufzählt: S. 67. 6. *Ligustrum. Hartriegel.* Ein *Strauch;* das Laub einfach gegenüber, die Bl. in Trauben B. lanzenförmig spitz. Rispe 1. einfach, 3. gablig. *L. vulgare. Hartriegel* — Zäune; Wälder — Jun. ♄. • Wenn es um Kürze zu thun war, warum wurden die Artikel in den angegebnen Kennzeichen des Habitus der Pflanzen einer Gattung nicht ausgelassen?

## KLEINE SCHRIFTEN.

Literärgeschichte. *Augsburg*, b. Späth: *Johann von Dalberg*, Bischof von Worms, vom Geheimenrath *Zapf*. Ohne Vorber. 266 S. mit des Hn. Coadjutors von Dalberg Bildniss. 1796. 8. — Schon im Jahre 1789 gab der Vf. einen Versuch über das Leben und die Verdienste *Johann von Dalbergs*, ehemaligen Bischofs von Worms heraus — und schon damals lieferte er in demselben viele, bisher versteckt gebliebene Nachrichten von diesem merkwürdigen Manne, die jedem Literator nicht anders als willkommen seyn mussten. Und nun beschenkt er uns in diesem neuen Werke mit einer gänzlichen Umarbeitung jenes Versuchs, zum Beweis, dass er seinen Gegenstand bisher nicht aus den Augen verloren — aber auch die ihm von verschiedenen würdigen Männern, deren er in dem Vorbericht mehrere namhaft gemacht, mitgetheilten Notizen, wohl zu benutzen gewusst habe. Die Geschichte sowohl der Familie dieses Bischofs, als seine eigene trägt er in 31 Paragraphen vor, worauf die Anmerkungen und Belege zu derselben, nach den in dem Texte bemerkten Numern und nach den Seitenzahlen folgen — welche Absonderung der Anmerkungen von dem Texte vielleicht nicht jeder Leser für bequem halten möchte. — Die Hauptdata der Geschichte dieses Bischofs sind folgende. Geboren wurde er im J. 1445. Sein Vater war *Wolfgang*, aus dem Geschlechte der *Kämmerer von Worms*, nachher von *Dalberg* genannt — das bis auf unsere Zeiten dem Staate und der Kirche die vortrefflichsten Männer gegeben hat. Das Zeitalter in welchem er geboren wurde, war bekanntermassen dasjenige, dem die ganze Menschheit — die Wiederaufiebung der schönen Wissenschaften — das grösste Glück, das derselben zu Theil werden konnte, zu danken hatte; und eben dieses hatte den glücklichsten Einfluss auf *Dalbergs* Bildung. Seine Jugendlehrer sind zwar unbekannt, doch müssen es treffliche Männer gewesen seyn. Im J. 1476 ging er nach Italien, wo er sich *Ferrara* zu seinem Aufenthalt wählte. Wahrscheinlicherweise hatte er schon vorher eine hohe Schule in Deutschland besucht — und vielleicht *Heidelberg*, ungeachtet weder dieses, noch ob er schon damals, da er nach Italien ging, Domherr gewesen sey, mit Gewissheit gesagt werden kann. In Italien, wo er den berühmten *Rudolph Agricola* kennen lernte, und mit demselben, so wie mit *Dietrichen von Pleningen* die vertrauteste Freundschaft errichtete, wurde er, nach damaliger Sitte, mit grosser Feyerlichkeit — *Doctor der Rechte*. In Italien lernte er auch den berühmten Nürnberger *Sixt Tucher* kennen. Dass er im J. 1478 der Ingolstädter Universitätsmatrikel einverleibt worden sey, ist ganz richtig, nur folgt daraus nicht, dass er daselbst im gewöhnlichen Verstande studiert habe. Er war damals schon 33 Jahre alt. Vielleicht geschah es nur *honoris gratia*, dass er seinen Namen gedachter Matrikel einverleibte. Wirklich steht er auch daselbst unter den Nobilibus, so wie die Verfasser der Ingolstädter Annalen das Andenken dieses würdigen Mannes durch eine kurze Biographie desselben zu verewigen gesucht haben. Da Kurfürst *Philipp* von der Pfalz, jener grosse Beförderer der Wissenschaften schon zu Ende des J. 1476 zur Regierung gekommen war, so liess es derselbe gewiss nicht lange anstehen, *Dalbergen* an seinen Hof zu ziehen, um unter seiner Leitung, besonders *Heidelberg* empor zu heben. *Dalberg*, den der Kurfürst zu seinem Geheimenrath und Kanzler gemacht hat, that auch wirklich in der Folge alles, was der Kurfürst von einem eben so thätigen als gelehrten Mann erwartet hatte. Auch in der Folge, da ihm im J. 1482 die bischöfliche Würde zu Worms zu Theil geworden war, bediente sich der Kurfürst seines Raths. Im J. 1485 schickte ihn derselbe nach *Rom*, um *Innocenz* VIII seine Glückwünsche zu bringen. Seine, bey dieser Gelegenheit gehaltene Rede erschien auch, vermuthlich um die nämliche Zeit, zu Rom im Drucke. Bey Anlegung der nachmals so berühmt gewordenen *Heidelbergischen Bibliothek* waren es vorzüglich *Dalberg* und *Rudolph Agricola*, die den Kurfürsten mit Rath und That unterstützten. Seine Bekanntschaft mit den berühmtesten Männern damaliger Zeit, einem *Tritheim*, *Wimpheling*, *Reuchlin*, *Celtes*, dem Stifter der Rheinischen Gesellschaft, wozu auch *Dalberg* das seinige beytrug, setzte ihn in den Stand, auch in dieser Rücksicht, alles zu leisten, was dazu erfoderlich war. Im J. 1499 sah er sich wegen der in *Worms* entstandenen Unruhen genöthigt, sich mit seiner Klerisey von *Worms* zu entfernen, und sich nach *Ladenburg* zu begeben, wohin er auch seine eigene zahlreiche Bibliothek bringen liess. Von dem Schicksal dieser Bibliothek wagt der Vf. S. 131. eine Vermuthung, die aber aus einem Brief *Wolfgangs von Affenstein* an den *Erasmus*, den man in der *Burscherischen* Sammlung Spicil. XVIII. S. VI. findet, berichtigt werden muss. Dieser treffliche Mann starb endlich im J. 1503 den 23. Julius. Rec. zweifelt übrigens nicht, dass noch manches zur Ergänzung der Geschichte dieses gelehrten Bischofs könnte entdeckt werden, wenn Leute, die wirklich an den Quellen sitzen, solche zu benutzen nicht zu träge wären.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 18. Januar 1797.*


## GESCHICHTE.

1) Ohne Druckort: *Betrachtungen über den Feldzug, welchen die alliirten Armeen im Jahre 1794 in den Niederlanden führen werden.* Geschrieben im Monat März des Jahrs 1794, von einem..... Officiere, der in der Schlacht bey Fleurus durch eine Kanonenkugel sein Leben verlor. Mit zwey Kupfertafeln. Gedruckt im Monat May. 1795. 160 S. 8.

2) Ohne Druckort: *Betrachtungen über die Feldzüge Oesterreichs und Preufsens gegen Frankreich*, in den Jahren 1792, 1793 und 1794, und über die wahrscheinlichen Resultate, welche der Feldzug im J. 1795 verspricht oder befürchten läfst. Geschrieben im Monat December 1794. Gedruckt im Monat Julius. 1795. 156 S. 8.

Der Vf. von Nr. 1), welcher, nach der Angabe auf dem Titel, in der Schlacht bey Fleurus geblieben ist, hat nachher Nr. 2), und dann die *freymüthigen Beurtheilungen der österreichischen und französischen Armeen in dem 4ten Feldzuge* u. a. auf diesen Krieg sich beziehende Schriften drucken lassen. — Uebrigens sieht man auch gleich, sowohl in Nr. 1) als in Nr. 2), dafs sie unter einer angeblichen Vorherkündigung Räsonnements über geschehene Dinge enthalten, welches denn freylich keine grofse Schwierigkeit hat. In Nr. 1) giebt der Vf. zuerst eine Liste von der Stärke der Armeen, welche 1794 in den Niederlanden agirt haben. Die ganze Stärke setzt er zu 194,214 Streiter an. Diese Anzahl mag in den Listen, welche dem Vf. zu Gesichte gekommen sind, aufgeführt seyn; wirklich ist sie aber nicht da gewesen, und Rec. glaubt behaupten zu können, dafs an ihr sehr viel gefehlt habe. Zur Behauptung der Grenze zwischen dem Meer und der Scarpe will der Vf. bey Dixmuide, Menin, Linselle und Cysoing kleine Corps campiren lassen, und Nieuport, Ypern, Menin und Fort Knocke besetzen. Bey dieser Defensive konnte der Feind immer mit seiner ganzen Macht, welche er zwischen Douai und dem Meer hatte, auf eines der 4 Corps fallen, und es schlagen, oder sogar einschliefsen, ehe die andern es zu unterstützen im Stande wären, wenn er zumal gegen dieselben zugleich Demonstrationen machte.

Diese Stellungen weichen übrigens wenig von denen, welche die alliirten Corps im Herbst 1793 und im Anfange von 1794 wirklich hatten, ab; nur stand kein Corps bey Linselle, welches auch in der angenommenen Lage ganz und gar unzweckmäfsig seyn würde. Es stände vor dem Corps bey Menin, und wäre durch die Lis von ihm abgesondert; hätte weder auf den Flügeln, noch vor sich, einige besondere Vortheile des Terrains, und könnte alle Morgen aus dem verschanzten Lager vor Lille angegriffen, und wenn es nicht gleich sich zurückzöge, gefangen genommen werden. Auch die Stellung zwischen Menin und Gheluwe, den Ghelwe-Bach vor der Fronte, wie der Vf. sie vorschlägt, ist sehr schlecht. Der angreifende Feind kömmt von Comines und Gheluvelt in die rechte Flanke. Die Erfahrung hat dies am 13ten Sept. und 21sten Oct. 1793 gezeigt. Man hatte daher auch zuletzt eine Reihe Redouten von Bousbeck über Gheluwe aufgeworfen; aber auch selbst diese gaben keine den Umständen vollkommen angemessene Stellung. Uns scheint, dafs der Vf. die Beschreibung des Terrains nur aus ältern Memoires kennt, und dasselbe nicht selbst gesehen hat. — Die Stellung bey Mont-Cassel, auf die der Vf. so viel Vertrauen setzt, erfodert eine grofse Anzahl von Truppen, welche noch selbst die vom Vf. angenommene Stärke der holländischen und englischen Armee übersteigt; da aber diese schon gewifs zweymal so stark, als die wirklich vorhandene war: so ist leicht zu erachten, wie unausführbar dieser Vorschlag in dem Feldzuge von 1794 war. Ueberall scheint dieser Entwurf aus den Zeiten genommen zu seyn, als noch die niederländischen Festungen Braband und Flandern deckten. In der jetzigen Lage würde es sehr gefährlich seyn, hier einen grofsen Theil der Macht zu verwenden, und dadurch seine Mitte und seinen linken Flügel zu schwächen, auf den doch alles ankommt. Statt mit dem rechten Flügel vorzugehen, möchte Rec. ihn 1794 refusirt haben, um mehr die Macht zu concentriren, und die Vertheidigungslinie, für die man ohnehin zu schwach war, zu verkürzen. Was der Vf. in der Folge von der Gefahr der Operation auf Landrecies sagt, läfst sich mit mehrerm Grund noch auf die Vorrückung bis Mont-Cassel anwenden. Von Landrecies konnten die kaiserl. Armeen doch noch eher wieder in einer Centralstellung gegen Brüssel sich vereinigen. Wenigere Gefahr war mit der Belagerung von Maubeuge, welche der Vf. vorschlägt, verbunden, zumal wenn Charleroy und Namur sich 14 Tage halten konnten, welches aber leider nicht der Fall war. Nach der Eroberung von Maubeuge will der Vf. zu der von Lille schreiten. Da in diesen Gegenden viele Kriege geführt, und viele Entwürfe darüber gedruckt sind: so ist es freylich leicht, auch dergleichen von neuem zu machen; die Hauptsache kömmt nur darauf an, ob sie den dermaligen

ligen Umständen angemessen sind. Dies ist hier aber nicht der Fall; denn 1) hat der Vf. die Verbundenen, wie erwähnt, viel stärker angenommen, als sie waren; 2) hat er Oerter, z. B. Menin, versorgt, und als feste vorausgesetzt, welche es nicht waren, und 3) hat er die grosse Uebermacht der Franzosen nicht in Anschlag gebracht.

In Nr. 2) zeigt der Vf., wie man in dem Feldzuge von 1792 hätte operiren müssen, wenn der Kaiser die versprochene Anzahl von Truppen marschieren liefs. Sehr richtig ist die Bemerkung des Vf., dafs der Feldzug von 1793 am Rhein und der Mosel weit glänzender hätte seyn können, wenn nicht die Politik es verhinderte; dafs die Besitznehmung der niederländischen Festungen im Namen des Kaisers; das Manifest des Prinzen von Sachsen Coburg am 9ten April, welches sein erstes vom 5ten wiederrief u. a. politische Fehler, die vornehmsten Ursachen der Unglücksfälle in diesem Kriege sind. Rec. übergeht, was der Vf. über den Feldzug von 1794 und 95 hier noch sagt, indem er sich über beide in einem andern später geschriebenen Werke noch weitläuftiger auslässt. Nicht ohne Interesse und ohne Belehrung wird man die hier angezeigten Schriften lesen. Vielleicht kann man aber dem Vf. im Allgemeinen den Vorwurf machen: dafs er zu rasch bey seinen Schriften zu Werke gegangen ist, dafs er nämlich nicht genug untersucht hat, ob seine Ideen in den Fällen, die er vor sich hatte, Anwendung fanden; dafs er für das Defensivsystem, wo man die Armee in kleine Corps theilt, und eine befestigte Postirung ziehet, zu sehr eingenommen ist, und dagegen die Vortheile aus der Acht läfst, welche bey vereinigter Macht die höhere Taktik an die Hand giebt.

Wir schliefsen übrigens mit der sehr richtigen Bemerkung des Vf., dafs die Geschichte dieser drey Feldzüge ein Gewebe von Unbegreiflichkeiten, von Räthseln, die ein zweyter Oedip auflösen mag, sey.

Unter dem Druckort Germanien (Berlin, b. Unger): *Freymüthige Beurtheilung der österreichischen und französischen Armee in dem 4ten Feldzuge 1795 des österreichisch-französischen Krieges.* 1796. 94 S. 8.

In dieser Schrift findet man *viel* Freymüthigkeit, wenn von den Kaiserlichen, und *viel* Zurückhaltung, wenn von den Preufsen und Franzosen die Rede ist. — Der Vf. glaubt ohne Zweifel nicht in einer Lage zu seyn, welche ihm erlaubt, so freymüthig über die letztern, als über die erstern sein Urtheil öffentlich fällen zu dürfen. Dies ist um so wahrscheinlicher, da in einem andern ihm zugeschriebenen Werke die Franzosen aus einem ganz andern Gesichtspunkte dargestellt wurden, als in den Schriften, *welche später* geschrieben sind. Es ist unmöglich, dafs das wahre Urtheil eines in mancher Rücksicht sehr einsichtsvollen und helldenkenden Mannes blofs von den äufsern Umständen, oder der Stimmung des grofsern Haufens abhängen sollte. Und wir sehen daher diese Schriften, oder doch insbesondere diejenigen, welche wir hier anzeigen, als eine Broschüre an, die in einer *gewissen Hinsicht* geschrieben ist, und die daher nicht unpartheyisch die Operationen und die übrige Lage der Dinge beurtheilen und darstellen *kann*.

Der Hauptinhalt dieser Schrift besteht in einer Erzählung der Lage, in der sich die kaiserlichen Armeen am Rhein im J. 1795 befunden haben, der Operationen, welche sie verrichtet, und insbesondere in Betrachtungen über die Defensive und Offensive, welche sie wählen konnten.

Das Resultat dieser Betrachtungen ist: dafs die kaiserliche Armee ganz unzweckmäfsige Maafsregeln zur Vertheidigung des Rheins ergriffen habe, und dafs sie bis an die Ober-Donau würde zurückgeworfen seyn, wenn nicht „die preufsische Demarcations„linie, und jene gleich den vulkanischen Ausbrüchen „lange zuvor drohende Verschwörung in Paris, dies„mal Deutschland, die österreichische Monarchie, und „den Ruhm ihrer Feldherrn gerettet hätten.“ (Eigene Worte des Vf. S. 66.)

Gegründet ist es ohne Zweifel, dafs die kaiserl. Defensive sich nicht mit dem anerkannten Grundsatze der höhern Taktik vereinigen liefs; dafs man überall kleinliche Maafsregeln, und nicht einen aufs Ganze berechneten wohl überdachten Plan wahrnahm, und dafs nur erst in der Noth, erst, als Mannheim verloren war, und die Franzosen an den Ufern des Mayns sich befanden, eine den Umständen gemäfse Operation ergriffen wurde.

Dabey mufs man aber auch gestehen, dafs *politische* Rücksichten die kaiserlichen Generale wahrscheinlich zwangen, sich auf eine so ausgedehnte Defensive einzulassen, und sich der Gefahr auszusetzen, durch den Verlust von Mannheim den ganzen Rhein zu verlieren.

Die Meynung des Vf., dafs die Kaiserlichen in der dermaligen Lage der Dinge immer vom Rhein würden verdrängt werden, wenn die Franzosen auf beiden Flügeln angriffen, und also an dem Ober- und Niederrhein zugleich übergingen, scheint zwar durch den Feldzug von 1796 einen grösern Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten zu haben; es bleibt aber immer demungeachtet die gewagteste Unternehmung, und es mufs am Ende beiden Armeen, wenn die kaiserl. Armeen vom Ober- und Niederrhein sich vereinigen, das widerfahren, was Moreau und Jourdan im August, Sept. u. Oct. 1796 widerfahren ist, nämlich dies: dafs die kaiserl. ganze Macht sich wechselsweise gegen einen wendet, und sie so nach einander immer bey einer entschiedenen Uebermacht schlägt oder zurückdrängt. Dafs dies Manoeuvre nicht am Rhein gemacht wurde, als die Franzosen über denselben gegangen waren; dafs es damals zwischen der Armee des Erzherzogs und der Moreauschen Armee nicht zu einer Hauptschlacht kam; dafs es dem franz. General gelang, die deutschen Armeen weg zu manoeuvriren, und sie immer theilweise mit einer grossen Uebermacht zu schlagen, ist unbegreiflich, wenn man bedenkt, dafs die kaiserl. Generale die Gegend

genau

genau kannten, und auf jeden Umstand gefaßt seyn konnten.

Die Erfahrung des Feldzugs von 1796 beweist daher, wie es uns scheint, nichts für den Plan des Vf.; denn die Franzosen sind bey Ausführung desselben nicht glücklich gewesen, ungeachtet sie die grossen, nicht von dem Vf. vorauszusehenden, Vortheile hatten, dass eine französische Armee auf den Grenzen von Tyrol sich befand, und dass die kaiserl. Armeen am Rhein durch die Unglücksfälle in Italien und den Abfall von Sardinien so sehr geschwächt wurden.

Rec. schätzt die Einsichten, welche der Vf. von dem systematischen Gange der Operationen, und von der Leitung der Märsche, in dieser Schrift an den Tag legt; er glaubt aber auch, dass er daraus mit zu vieler Wahrscheinlichkeit auf den Ausgang der Sachen schliesst. Am Ende kommt es doch auf eine Schlacht an, wo gewöhnlich die Tapferkeit, die Organisation, die Disciplin, die Uebung, die Disposition, und dann der Zufall entscheidet. Die Wahrscheinlichkeit des glücklichen Ausgangs steht daher nicht mit der Wahrscheinlichkeit dieser oder jener vortheilhaften Bewegung in einem Verhältnisse. Ueberdem wird ein nicht vorausgesetzter Umstand, eine falsche Nachricht, ein Fehler eines oder andern Generals, auch oft selbst den Faden der projectirten Bewegungen, zerreissen.

*So wichtig* die Demarcationslinie für Norddeutschland war: so wenig begünstigte sie die Operationen der kaiserlichen Armee, wie ein Blick auf die Landkarte zeigt; vielmehr gab sie den Franzosen Mittel zu einer vortheilhaften Offensive in die Hände. — Ueberdem wurde diese Linie ja auch von den Franzosen bey dem Eichelkampe, wie die Kaiserlichen behaupten, zuerst verletzt.

Die Behauptung des Vf., dass die kaiserliche Monarchie 1795 ihre Erhaltung der preussischen Demarcationslinie und den Unruhen in Frankreich zu verdanken hätte, ist nicht mit seinen übrigen Einsichten zu vereinigen — und durch den Feldzug von 1796 schon widerlegt.

Ueberall hat diese Schrift die Spur einer Art von Eilfertigkeit, — wie man z. B. gleich beym Anfange des Buchs in der Berechnung der kaiserlichen Armee bemerkt. Der Vf. giebt ein Verzeichniss von 80 kaiserl. Mousquetier- und 18 Grenadier-Bataillons, und rechnet die Stärke eines jeden zu 1600 Feuergewehre, und die Stärke aller zu 128,000. Dies ist ein Product von 80 in 1600. Hier sind also die 18 Gren. Bat. vergessen. Da aber ein kaiserliches Bataillon nur 800 Feuergewehre ins Gefecht bringt: so wird bey jener berichtigten Berechnung eine doppelte Anzahl der wirklich vorhandenen Feuergewehre herauskommen, und man hat daher statt der vom Vf. angeführten 128,000 Mann Linien-Infanterie nur wirklich 78,400; das ist ein Fehler von 47,600, wo das Ganze nur 78,400 ausmacht. Da er nun in der Folge seines Buchs auf die Stärke von 128,000 alle seine Anordnungen gründet, und bey dem Tadel der kaiserlichen Anordnungen also eine grössere Stärke der Armee voraussetzt: so ist dieser Rechnungsfehler kein kleiner Umstand.

PARIS u. LONDON, b. Baylis: *Histoire chronologique, des Operations de l'Armée du Nord, et de celle de Sambre et Meuse.* Depuis le Mois de Germinal de l'An II. (Fin de Mars 1794) jusqu'au même Mois de l'An III. 1795. Tirée des Livres d'Ordre de ces deux Armées. Par le Citoyen *David*, Temoin de la plupart de leur Exploits. 1796. 260 S. 8.

Der Vf. dieser Feldzüge, der Bürger David, hat sich, um sich den Grausamkeiten Robespieres zu entziehen, bey der Nordarmee im J. 1794 aufgehalten, und die Operationen derselben beschrieben; von denen der Sambre- und Mansarmee kommt in seinem Werke nur wenig vor. Nach der Aeusserung des Titels, dass dies Werk aus den Ordern dieser beiden Armeen gezogen wäre, sollte man in demselben eine kurze Beschreibung der Vorfälle, eine Anzeige der verschiedenen Colonnen oder Corps bey einer Schlacht, oder doch eine Bezeichnung der Stellung, eine Angabe des Verlusts u. s. w. erwarten. Aber von allem dem findet man hier nichts; selbst Hauptschlachten sind ganz vergessen, und geringfügige Vorfälle dagegen als wichtig vorgestellt; — nirgends findet man Genauigkeit und Detail. Das 3te Kapitel, welches die Eröffnung des Feldzuges, die Wegnahme von Courtray, die Schlacht bey Mouscron, die Wegnahme von Menin und Landrecis, und also eine sehr wichtige Periode dieses Kriegs enthält, ist z. B. auf drey Octavblätter gebracht. Die Hauptschlacht in dieser Zeit, als: die Schlacht bey Cateau, den 17ten April, worinn die Franzosen 4000 Mann und 30 Kanonen, die Gefechte bey Landrecis den 21 u. 24sten April, worinn die Franzosen 10 Kanonen, und die Schlacht bey Landrecis am 26sten April, worinn die Franzosen 5000 Mann und 50 Kanonen verloren, sind ganz vergessen. — Die Wegnahme von Courtray ist dagegen als ein wichtiger Gegenstand vorgestellt, da doch aus diesem Orte, welcher nur wenig verschanzt war, die Besatzung, die in einigen 100 Reconvalescirten bestand, sich gleich herauszog, als sie die französischen Colonnen ankommen sah. Von der Schlacht bey Mouscron, wo 30,000 Franzosen 12,000 Alliirte in der schlechtesten, von allen Seiten und selbst im Rücken angreifbaren Position, angriffen, heisst es: „Der Angriff hatte grosse Schwierigkeiten; man konnte nur durch 5 sehr schmale Defileen sich der Armee „des Generals von Clairfait nähern, welche alle im „Cartätschenschuss der feindlichen Batterieen waren; „und nur durch Kühnheit und selbst durch Verwegenheit konnte dieser Angriff ausgeführt werden. Allein der Franzose siehet in der Schlacht nur den Sieg, „und niemals die Gefahr." Der Vf. läßt nicht allein oft die wichtigsten Vorfälle weg, und stellt geringfügigere sehr unrichtig dar, sondern er übergeht auch in der Beschreibung der Vorfälle nicht selten dasjenige, was die Hauptsache ausmachen sollte. So sagt er z. B. von der Affaire vom 10ten May, dass die Alliirten

ten von Coeghem u. s. w. vertrieben wären; erwähnt aber nicht, dafs die Franzosen beym weitern Vorrücken in der Gegend von Baisieux gänzlich geschlagen wurden, 800 Mann an Todten und Blessirten und 13 Kanonen, nebst 400 Gefangenen verloren.

Bey der Beschreibung anderer Vorfälle entstellt er den Vorgang zum Vortheil seiner Nation durch falsche Voraussetzungen. So beschreibt er z. B. die Belagerung von Nimwegen als eine äufserst grofse, beschwerliche und kühne Unternehmung, da doch der Ort, weil es ihm gänzlich an Lebensmitteln und Munition fehlte, nicht zu vertheidigen war, wenn die Schiffbrücke, die am Ende in Grund geschossen wurde, nicht erhalten werden konnte.

Man sieht schon aus diesem, dafs der Vf. noch ganz Franzose im revolutionären Geschmack ist, dafs seine Erzählung zum Theil Grofsprahlereyen sind, und dafs sein Werk mehr geschrieben ist, dem Stolz seiner Nation zu schmeicheln, als zu der Geschichte einen richtigen Beytrag zu liefern. Für den, welcher durch die genauen Kenntnisse der Vorfälle bey den alliirten Armeen, das Falsche von dem Wahren abzusondern weifs, ist es in einigen Kapiteln nicht ganz ohne Interesse. Es hat überdem noch einen andern Werth, es enthält einige Nachrichten von den Verhältnissen der französischen Armeen mit dem Gouvernement, und giebt eine Schilderung von der Lage der Niederländer und Holländer. Dagegen sind die militärischen und politischen Betrachtungen sehr unerheblich; Rec. bemerkt sehr ungern, dafs sie noch in Robespierschem Geiste geschrieben sind, in einem Ton, den sich die bessern französischen Schriftsteller nicht erlauben.

Den Beschlufs des Werks machen einige Betrachtungen über den unglaublichen Fortgang der französischen Waffen; der Vf. schreibt ihn natürlicher Weise der Tapferkeit seiner Nation zu, da doch bekanntlich seit der Zeit, da die Alliirten von den französischen Grenzen sich entfernten, kein Treffen von einiger Bedeutung geliefert worden ist. — Die Nachwelt wird niemals die bewunderungswürdigen Ausrichtungen der Franzosen in diesem Feldzuge glauben, sagt der Vf. ganz Recht; blofs nach ihrer Aufsenseite betrachtet; sie wird aber erfahren, dafs die Festungen sich ihnen ergaben, ohne Widerstand zu leisten; dafs die Armeen ganze Länder durchzogen, ohne sich ihnen anders als mit Vorposten und Avantgarden zu widersetzen; — sie wird aber hoffentlich auch die Aufschlüsse über dieses auffallende Benehmen der Verbundenen erhalten, und dann allerdings die militärischen Operationen der Franzosen weniger bewundernswerth, und gar nicht unbegreiflich finden.

Sehr matt sind die in dem Anhange angeführten Anekdoten; dagegen interessiren aber einige Nachrichten von den jetzigen französischen Generalen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Gräff: *Leichtsinn und Gröfse*, ein Familiengemälde in fünf Aufzügen, von *Carl Steinberg*, Mitdirector der Schauspielergesellschaft der Geschwister Schuch. 1795. 164 S. 8. (10 gr.) Der Vf. hat sich dieses dramatische Gemälde sehr leicht gemacht; der Plan bedeutet wenig, (ein entehrtes Mädchen verlangt eine Unterstützung, und schlägt es grofsmüthig aus, als die Mutter des Verführers auf die Heirath dringt; der Sohn, durch der Mutter Vorstellungen gerührt, will sie ehlichen, nun widersetzt sich sein Onkel, weil er sie für arm und bürgerlich hält; endlich findet es sich, dafs sie die Tochter eines Officiers und von Adel ist,) und die Ausführung ist äufserst flüchtig. Der Verführer ist ein junger Officier, im Dienst pünktlich, aber aufserdem auf alle Art ausschweifend; so wie sein Leichtsinn seine Vergehungen entschuldigen soll, so thut es auch wenig Wirkung, wenn er auf einige Zeit einen bessern Weg betritt, indem dies so wenig aus Grundsätzen geschieht, als jenes, er ist zum Guten, so wie zum Bösen, gleich schnell zu bereden. Die Mutter ist ein Ideal von Geistesgröfse, gesetzt, auf alle Fälle gefafst, zu allem Rath wissend, über alles kaltblütig räsonnirend, kurz, eine weibliche Rolle, wie die männliche in *Diderot's* Hausvater, und in *Sedaines* Philosoph, nur, dafs der Vf. die nachdrückliche und zierliche Sprache dieser beiden Dichter nicht hat. Die Sentimens über Erziehung, Adel u. s. w., die in dieser Rolle vorkommen, sind an sich recht gut, aber matt gesagt. Eine so kaltblütige Mutter sollte sich nicht so sehr vergessen, und wie S. 90 ausrufen: „Ha, hätt' ich jetzt einen Dolch, ich „stiefs ihn dir ins Herz!" wie alle solche edelmüthige Personen in den Schauspielen, so ist auch diese so reich, dafs sie aus dem Stegreif S. 122. 150tausend Thaler verschenken kann. Nun wimmelt es noch im Stück von zehn bis zwölf andern Personen, wovon manche, z. B. der Bettler S. 70., sehr müssig sind; Kinder sind auch nicht vergessen, woranter dann ein Bube Soldatchen spielt. Der Rittmeister *Berg* würde weit mehr interessiren, wenn er in den ersten Aufzügen weniger scherzte. Manche komische Rollen sind zu übertrieben, wie der alte verliebte Podagrist, oder zu episodisch, wie die Frau von Saldern mit ihrer steifen Etikette. Die Kinderpossen S. 68. mit dem Rutschen auf den Knieen, und den Ohrfeigen, so wie Wilhelminens Scherze, sind gar zu niedrig. Wenn das Fräulein im *poetischen Dorfjunker* den Degen zieht, so spielt sie allmählich erst die Blödsinnige, und dann die Verrückte, aber hier kommt Ohnmacht und Raserey so plötzlich, dafs der, der dadurch geschreckt werden soll, sehr einfältig seyn mufs, wenn er den Betrug nicht merkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Januar 1797.

## PHILOSOPHIE.

Breslau, b. Korn: *Verſuche über verſchiedne Gegenſtände aus der Moral, der Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben*, von *Chriſtian Garve*. *Erſter Theil.* 1792. 536 S. *Zweyter Theil.* 1796. 510 S. 8. (3 Rthlr.)

So wenig man bey den körperlichen Leiden, die ſeit geraumer Zeit den würdigen Vf. drücken, auf neue Früchte ſeines Geiſtes hoffen durfte, ſo giebt doch dieſe Sammlung vermiſchter Aufſätze einen höchſt angenehmen Beweis, daſs es ihm dennoch gelungen ſey, ſeine allgemein anerkannten Verdienſte um die Philoſophie des Lebens durch neue glückliche Bemühungen zu vermehren. Sie ſind nicht nur den trefflichſten ſeiner vorhergehenden Schriften an die Seite zu ſetzen, ſondern übertreffen zum Theil ſie noch an Neuheit der Darſtellung, und an der zwar ſimpeln, aber in ihrer Art untadelichen und claſſiſchen Eleganz des philoſophiſchen Stils.

In der Vorrede zum erſten Bande giebt Hr. G. eine ſehr anziehende Beſchreibung des Weges, auf dem er zu Betrachtungen über geſellſchaftliche Gegenſtände, wie er ſie hier vorlegt, und zu dem Intereſſe daran gelangte. Der Wunſch in Geſellſchaft zu gefallen war immer bey ihm ſtärker als die Begierde nach literariſchen Ruhm. Dieſer war ihm nur wünſchenswerth, in ſofern er glaubte, daſs er ihm den Weg zu jenen Vortheilen bahnen würde. Er wollte ſie durch ſich ſelbſt, nicht bloſs durch ſeine Bücher geſchätzt ſehn; er wünſchte von keiner Claſſe der Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu ſeyn. Nicht bloſs Eitelkeit, ſondern auch Wisbegierde und das Verlangen, vollkommner zu werden, lag dabey zum Grunde. Gerade dieſer lebhafteſten Begierde wurden unzählige Hinderniſſe entgegengeſetzt. „Weder meine Talente, ſagt er, noch meine äuſsern Annehmlichkeiten reichten zu, den Stolz der höhern oder den Kaltſinn der fröhlichern Kreiſe gegen einen Unbekannten und Ernſthaften zu überwinden, den weder Familienverbindungen, noch Intereſſe ihnen wichtig machten. Zufälle begünſtigten mich ſelten, und meine eignen Mängel hinderten mich von denen, welche ſich zuweilen darboten, Gebrauch zu machen. Endlich trieben Kränklichkeit und Gebrechen des Körpers mich noch mehr in diejenige Einſamkeit zurück, die ich ſo gerne mit dem Geräuſche der Welt vertauſcht hätte.“ Indeſs aus dieſer zum Theil unbefriedigt gebliebnen Begierde, die Welt zu kennen und zu genieſsen, entſtand ihm der Vortheil, ſie mit einem geſchärftern Blicke zu beobachten; und die Reſultate dieſer Beobachtungen ſind es, die Hr. G. nun dem Publicum mittheilt, und für die er auf den lebhafteſten Dank aller für Unterſuchungen, die zur Lebensweisheit führen, empfänglichen Leſer, die gerechteſten Anſprüche hat.

Den Anfang des erſten Bandes macht eine Abhandlung *über die Geduld*. — Geduld iſt eine *ſchwere*, aber auch eine *gemeinnützige* Tugend. Sie wird ſchwer, *erſtlich* weil der Schmerz die ſtärkſte unter den menſchlichen Empfindungen iſt; man mag darunter Leiden des Körpers oder der Seele verſtehn. Allemal ſteht er mit den weſentlichen Kräften und Trieben des Menſchen im Widerſpruche. Andere Tugenden erleichtern ihren Kampf, indem ſie gewiſſe Täuſchungen zerſtreuen, von denen die Heftigkeit der Leidenſchaft herrührt. Die Geduld hat mit der natürlichſten und immerwährenden Begierde zu ſtreiten, mit der Begierde nach Daſeyn, Fortdauer und Vollſtändigkeit ſeines Weſens, und dem ruhigen Genuſſe ſeiner ſelbſt. Die Geduld wird *zweytens* ſchwer, weil ſie keine *geſellige* Tugend iſt, nicht *unter* Menſchen und *gegen* andre Menſchen ausgeübt wird. Zeugen ſeiner Handlungen zu haben vermehrt die Kraft der Anſtrengung: der Duldende aber leidet meiſtens einſam; der Ehrgeiz kann der Geduld nie oder ſelten zu Hülfe kommen. Auch ſolche Tugenden, die andre Menſchen zum Gegenſtande haben, werden dem Menſchen leichter, als die Geduld, die ſich in ihm ſelbſt verſchlieſst, nichts auſser ihm hervorbringt, nur Ruhe in ſeinem Innern ſchaffen ſoll. Wenn ſie noch auf andre Einfluſs äuſsert, ſo iſt es bloſs der, daſs ſie den Leidenden den Perſonen, die ihn umgeben, weniger unangenehm macht.

Aber die Geduld iſt auch eine ſehr nützliche und nothwendige Tugend. Sie vermag körperliche Uebel, nicht nur ſolche, die von den Nerven herrühren, zu lindern, oft zu heben, ſondern auch die Cur andrer Krankheiten zu befördern. Noch nützlicher iſt ſie bey Kummer und Betrübniſs, wo der Leidende ein verlornes Gute, einen verfehlten Endzweck unmäſsig ſchätzt. Dieſen Irrthum zu verbeſſern iſt geduldige Ertragung der unangenehmen Eindrücke der erſte Schritt. Auch bey Unglücksfällen, die das Vermögen, die Ehre, das äuſsre Wohl des Menſchen betreffen, iſt Geduld ſehr wirkſam. Sie macht es dem Menſchen möglich, durch verdoppelte Activität ſeines Geiſtes auf Rettungsmittel zu ſinnen: ſie macht andre Menſchen geneigter, ihn zu unterſtützen; dahingegen durch übertriebne Klagen und Unwillen er andre nur von ſich ſcheucht, und ſich vielleicht den Weg zur

Verbeſſerung ſeiner Umſtände verſchlieſst. — Der Werth der Geduld wird auch dadurch erhöht, daſs ſie ein *Beſtandtheil* vieler andern Tugenden iſt. Zu vielen Unternehmungen, die Zeit erfodern, ſelbſt im Genuſſe mancher Vergnügen iſt Geduld nöthig.

Der Vf. giebt hierauf die Verſchiedenheiten an, die die Geduld nach Beſchaffenheit der zu ertragenden Uebel annimmt. Es giebt eine Geduld für *die lange Weile*, die ſich zugleich als Beſtandtheil der übrigen Arten zeigt; denn auch körperliche Schmerzen, Betrübniſs und Kummer, Sehnſucht begleitet die lange Weile. *Körperliche Schmerzen* ſind gleichſam das eigenthümlichſte Gebiet der Geduld. Die Affectionen des Herzens, bey welchen ſie nöthig iſt, ſind entweder *Betrübniſs* über verlorne Güter, oder *Kummer* über gefürchtete Uebel, oder *Unwille* über erlittnes Unrecht.

Von den *Urſachen* und *Hülfsmitteln* der Geduld ſind einige ein Geſchenck der Natur, andre das Werk der Menſchen ſelbſt. Zu jenen gehören *Anlagen* des *Körpers*, (die auch Erziehung ausbilden kann) und *Anlagen* der *Seele;* dahin gehört Frohſinn und Neigung, das Beſte zu hoffen: Sanftmuth und Stille des Geiſtes. Die Hülfsmittel, die vom Menſchen ſelbſt abhängen, liegen entweder in ſeiner Aufführung, und ſind Folgen ſeiner freyen Handlungen und Uebungen, oder ſie liegen in ſeinen Betrachtungen, und ſind Folgen ſeines Nachdenkens. Zu jenen gehören Bewuſstſeyn eines wohlgeführten Lebens, ferner die freywillige Uebung, der Vorſatz, der Gedanke an die Pflicht geduldig zu ſeyn; und endlich die Ergebung in den göttlichen Willen, die aus dem Glauben an Gott und aus der Hoffnung einer beſſern Zukunft entſteht. Bey dieſer Unterſuchung ſtieſs der Vf. ſehr natürlich auf die Frage, ob das Moralgeſetz aus dem Princip der Glückſeligkeit abzuleiten ſey, und er ſucht ſich daher in der Note zu S. 81., die er am Ende der Abhandlung beygefügt hat, über eine, wie er es nennt, *„in die Augen fallende Abweichung des Ausdrucks von den Ausdrücken der neueſten und jetzt mit vielem Recht allgemein geſchätzten Philoſophie“* zu rechtfertigen. Allein es kömmt hiebey keinesweges bloſs auf einige Verſchiedenheit der Ausdrücke an. Zuförderſt hat Hr. G. Kants hieher gehörige Grundſätze wirklich nicht richtig angegeben. Kant hat nie geſagt, daſs *moraliſche Vollkommenheit* allein der letzte Zweck der Schöpfung ſey. Dieſer beſteht vielmehr (Kritik der prakt. Vernunft S. 135.) in dem *höchſten Gute*, welches die *Sittlichkeit* und *Glückſeligkeit* vernünftiger Weſen zuſammen begreift, und zwar die Glückſeligkeit derſelben nur nach dem Maaſse als ſie durch Sittlichkeit derſelben würdig ſind. Kant ſagt ferner nicht, wie Hr. G. glaubt, *daſs die Beobachtung des moraliſchen Geſetzes ganz ohne Rückſicht auf Glückſeligkeit der einzige Endzweck für den Menſchen ſey*, ſondern daſs der reine Begriff von Pflicht gar nicht den vom Beſtreben nach Glückſeligkeit in ſich faſſe; daſs Tugend und Glückſeligkeit zwey ganz verſchiedne Begriffe ſind: daſs derjenige, welcher bey ſeinem Verfahren nur auf Glückſeligkeit hinausſieht, zwar in ſofern ganz legal, der Pflicht gemäſs, aber in ſofern nicht moraliſch, d. i. aus Pflicht handele; daſs, da dem Menſchen die Annehmlichkeit des Lebens, d. h. Glückſeligkeit zu ſuchen, ſeine Natur unvermeidlich antreibt, dazu gar kein Geſetz, das freye Handlungen beſtimmt, nöthig geweſen wäre, indem das nicht erſt geboten werden darf, was jedermann, durch Naturtrieb genöthigt, von ſelbſt thut: daſs ferner auf das Princip nicht bloſs der eignen, ſondern ſelbſt einer allgemeinen Glückſeligkeit, eben weil dieſe auf lauter Datis der Erfahrung beruht, und die Urtheile darüber gar ſehr veränderlich ſind, keine *praktiſche Geſetze* gegründet werden können, als welche ſchlechthin, kategoriſch gebietend, jederzeit und nothwendig gültig ſeyn müſſen. Kant hat ferner gezeigt, daſs die Unſterblichkeit der Seele und das Daſeyn Gottes erſt als Poſtulate aus der Ueberzeugung vom Geſetz der Sittlichkeit flieſsen, und alſo dieſe Ueberzeugung einen moraliſchen Vernunft-Glauben an beide groſse Wahrheiten bewirke, der kräftiger iſt, als alle vermeyntliche Demonſtrationen derſelben, deren Unmöglichkeit eben die Kritik der reinen Vernunft dargelegt hat. Wenn Hr. G. S. 112. ſagt: *„ich geſtehe, daſs es mir unbegreiflich iſt, wie irgend ein Menſch ſich bewuſst werden kann, ſein Verlangen der Glückſeligkeit würdig zu ſeyn, von dem Verlangen nach Glückſeligkeit ſelbſt rein abgeſondert, und alſo die Pflicht ganz uneigennützig ausgeübt zu haben;“* ſo iſt hierin die Kantiſche Philoſophie mit der ſeinigen ganz einſtimmig, indem ſie zugiebt, daſs kein Menſch die Tiefen ſeines Herzens völlig durchſchauen, die Moralität auch nur einer einzigen ſeiner Handlungen völlig würdigen könne. Allein dahin kann es der Menſch doch bringen, daſs er ſich bewuſst werde, er ſuche ſo viel möglich, aus Achtung für das moraliſche Geſetz zu handeln; er ſuche *gerecht* zu ſeyn, weil es Pflicht iſt, nicht weil ehrlich am längſten währe, oder er ſich bey der Gerechtigkeit am beſten befinde; er kann die Achtung für das moraliſche Geſetz ſo weit treiben, daſs er ſich *weder* irgend eine Art von Glückſeligkeit zur Ungerechtigkeit bewegen, *noch* irgend eine Art von Marter, Qual, oder Elend von der Gerechtigkeit abſchrecken laſſe. Es iſt gewiſs nicht Vorurtheil des Anſehens, ſondern das reinſte Intereſſe an der Sache ſelbſt, was uns zu dem Wunſche bewegt, es möge Hr. G., bey der ihm ſo eignen Gabe der lichtvollſten Darſtellung, wenn es auf Zergliederung empiriſcher Begriffe ankömmt, die Kritik der praktiſchen Vernunft einer neuen Unterſuchung würdigen, wozu er uns unter allen Philoſophen, die von den Kantiſchen Ideen in weſentlichen Punkten abgehen, auch darum den meiſten Beruf zu haben ſcheint, weil er überall mit der liebenswürdigſten Unbefangenheit die Wichtigkeit der Unterſuchungen Kant's und die Superiorität ſeines Genies in der Speculation anerkennt.

*(Die Fortſetzung folgt.)*

BREMEN, b. Wilmanns: *Sittenlehre in Beyſpielen für Bürger und Landleute.* Geſammelt und zum Druck

Druck befördert von *Johann Peter Ludwig Snell*, Verfaſſer der Kritik der Volksmoral. 1795. 356 S. 8.

Beyſpiele ſind ſowohl zur Aufklärung als zur Belebung ſittlicher Begriffe und Grundſätze ein groſses, ja unentbehrliches Hülfsmittel. Man hat daher ſchon längſt Sammlungen dieſer Art veranſtaltet, welche ſich theils durch ihre Beſtimmung für verſchiedene Stände und Lebensalter, theils durch ihre mehr oder weniger zweckmäſsige Auswahl und Anordnung von einander unterſcheiden. Die gegenwärtige enthält *viele*, gut ausgewählte, und faſslich erzählte und *mit* paſſenden, kurzen Nutzanwendungen verſehene Beyſpiele von guten und böſen Handlungen, welche der Vf. theils aus andern Büchern genommen, theils durch mündliche Erzählung erfahren hat. Von dem aufgeklärten Verfaſſer der *Kritik der Volksmoral* hätte ſich indeſs erwarten laſſen, daſs er nicht nur ſeine geſammelten Geſchichten, nach dem Beyſpiele *Salzmanns* und *Pothmanns*, nach einem natürlichen Zuſammenhange der moraliſchen Lehren geordnet, ſondern auch vornehmlich alles dasjenige ſorgfältig vermieden haben würde, was ſchiefe Vorſtellungen von der Moralität oder abergläubiſche Meynungen begünſtigen könnte. Allein von Ordnung und einem realen Zuſammenhang iſt in der ganzen Sammlung keine Spur zu finden. Gegen die Auswahl iſt ebenfalls *eines und das* andere zu erinnern. Den Bettler z. B. *(S. 5. ff.)*, welcher ſeinen Wohlthäter mörderiſch angriff, nicht den Gerichten zu liefern, war keineswegs Pflicht, und ihm ſogar noch einige Thaler zu ſchenken, pflichtwidrig. Die Geſchichte (S. 10 ff.) von dem Soldaten, welcher drey Todtſchläge begangen hatte, und deswegen dreymal hingerichtet wurde, klingt unwahrſcheinlich und fabelhaft, und die daraus gezogene Lehren: „Wer ein böſes Gewiſſen hat, kann nicht ruhig ſterben“ wird, in dieſer Unbeſtimmtheit und Allgemeinheit, wie ſie hier vorgetragen wird, durch viele Erfahrungen widerlegt. Dieſe und ähnliche Unvollkommenheiten wird Hr. *S.* bey einer künftigen Auflage dieſer Schrift hoffentlich verbeſſern, und ihr dadurch noch mehr Brauchbarkeit beſonders für Volks- und Bürgerſchulen verſchaffen.

Frankfurt, ohne Vr: *Kritiſche Beyträge zur Metaphyſik in einer Prüfung der Stattleriſch-Antikantiſchen.* 1795. XL u. 216 S. 8. (12 gr.)

Der Titel dieſer Schrift giebt ihren Zweck hinlänglich an. Hr. Stattler beklagte ſich ſchon ſo oft und laut, daſs kein Philoſoph ſeine Schriften gegen die Kantiſche Philoſophie einer öffentlichen Prüfung würdige, und ſchien hieraus folgern zu dürfen, daſs dieſes Stillſchweigen ſeinen Grund in der Unerſchütterlichkeit des Syſtems habe, und daſs die Aeuſserungen mancher Schriftſteller über die Unrichtigkeit deſſelben, entweder aus blinder Vorliebe für die kritiſche Philoſophie, oder aus der böſen Abſicht, ihm die Ehre eines Reformators der Philoſophie zu entziehen, herrühre. Nun tritt hier ein Mann auf, der zwar nicht jede einzelne Stattleriſche ſowohl eigene Behauptung als Beſtreitung der Kantiſchen Lehrſätze einer Prüfung unterwirft, aber doch den Grund ſorgfältig unterſucht, auf dem das Stattleriſche Lehrgebäude aufgeführt iſt; indem er Hn. Stattlers erſten metaphyſiſchen Erkenntniſsgrund und eines ſeiner metaphyſiſchen Hauptreſultate einer ſtrengen Prüfung unterwirft. Er verſichert in der Einleitung dieſer Schrift ſeinem Freund, dem Herausgeber derſelben, „daſs er die Verdienſte des Hn. Stattlers achte, und ſich ohne alle vorgefaſste Meynung zu deſſen Philoſophie wandte, um da entweder den evidenten Demonſtrator zu finden, oder wenn dieſer unerfindlich wäre, den Menſchen insgemein über die böſen Streiche, die ihm Täuſchung und Eigenliebe ſpielen könne, zu bedauern.“ Die Reſultate dieſer Schrift fallen zwar nicht zum Vortheil Hn. Stattlers aus, indem der Vf. nichts als den ſich ſelbſt täuſchenden eiteln Declamator findet; aber die ganze Schrift iſt mit Anſtand abgefaſst, und Hr. Stattler hat ſich wenigſtens über die Art, womit ihm die Wahrheit geſagt, und der Ungrund ſeines Syſtems gezeigt wird, nicht zu beklagen.

Die Schrift zerfällt in zwey Hauptſtücke. Das erſte enthält eine Prüfung des oberſten Grundſatzes der Stattleriſchen Metaphyſik. Hier zergliedert der Vf. den Beweis, welchen Hr. Stattler vom Satze des zureichenden Grundes giebt, und zeigt das Unbeſtimmte, Unhaltbare und Identiſche deſſelben. Das zweyte Hauptſtück enthält eine Prüfung des Stattleriſchen Hauptbeweiſes vom Daſeyn Gottes. Hier wird gezeigt, daſs Hr. Stattler das logiſch Mögliche mit dem reellen Möglichen verwechſelt, und daſs daher ſein ontologiſcher Beweis ein bloſs identiſcher Satz iſt, der das nicht beweiſet, was er beweiſen ſoll. Uebrigens zeichnet ſich dieſe Schrift durch deutliche Zergliederung und genaue Beſtimmung der Begriffe aus, und giebt oft nähere Erläuterungen durch paſſende Beyſpiele. Sie ſetzt auch mehrere Behauptungen der Kantiſchen Philoſophie in das gehörige Licht, und darf daher Freunden der kritiſchen Philoſophie zur Erleichterung des Studiums derſelben empfohlen werden.

## *SCHÖNE KÜNSTE.*

Leipzig, b. Gräff: *Die Familie Hohenſtamm oder Geſchichte edler Menſchen*, von *Chriſt. Soph. Ludwig*, (geb. Fritſche) der Verfaſſerin der Gemälde häuslicher Scenen. 1793. 1. B. 430 S. 2. B. 460 S. 3. B. 452 S. 4. B. 496 S. 8.

Es wäre zu wünſchen, daſs der Ueberdruſs an Rittern und Knappen, die in unſern Tagen Deutſchland überſchwemmt haben, unſre Romanenleſer noch zur rechten Zeit auf eine vernünftigere und dem praktiſchen Leben angemeſsnere Lectüre zurückführen möchte. Vorliegende Schrift ſcheint dazu geeignet zu ſeyn, dieſen guten Endzweck zu befördern. Ob ſie gleich bey weiten nicht unter die vollkommenen in ihrer Art gerechnet werden darf, ſo verdient ſie doch

doch schon wegen ihres moralisch guten Inhalts von vielen gelesen zu werden, bey denen ein gewisser Sinn fürs Gute durch die hirnlosen Fabeleyen des Mittelalters noch nicht verdrängt worden ist.

Henriette Hohenstamin, eine mutterlose Wayse, kommt von der Fr. v. Lichtenstädt, die bisher Mutterstelle an ihr vertreten hat, zum H. v. Mietau als Gesellschafterin seiner Tochter. Anfänglich gefällt es ihr nicht allzuwohl in diesem Hause. Die verzogene Auguste stimmt zu dem sanften und bescheidenen Charakter der liebenswürdigen Henriette so wenig, dass diese allen Muth verliert, durch ihr längeres Verweilen im Miet. Hause zu Augustens Bildung etwas beyzutragen. Auf Zureden ihres Vaters aber fasst sie Geduld, und ist endlich so glücklich, das Vertrauen ihrer Freundin bey der liebreichen Pflege in einer Krankheit zu gewinnen. Während der Zeit verpfänden Henriettens Brüder, die sich beide dem Soldatenstande gewidmet haben, ihre Ehre beym Obersten Felsenstein gegen eine gewisse Geldsumme, um ihren nothleidenden Vater zu unterstützen. Die Geschichte verwickelt sich hierauf in mancherley Herzensangelegenheiten, die das Interesse des Lesers durch alle vier Bände hindurch beschäftigen; bis Henriette sich zuletzt an einen gewissen Millfurt verheirathet, dessen Spielsucht und Untreue ihr vielen Kummer verursacht, den sie aber doch am Ende durch ausharrende Güte von allen seinen Fehlern wieder heilt.

Die Vfn. dieses Romans, welche so bescheiden ist, ihre Schrift für keinen Roman auszugeben, hat es fast durchgehends nur mit solchen Personen zu thun, welche bey allen ihren Schwachheiten unverkennbare Spuren eines unverdorbnen guten Herzens blicken lassen. Dadurch entsteht in dem ganzen Gemählde eine Einförmigkeit, welche durch die Einmischung einiger rauhen Charaktere wenig unterbrochen wird. Ausser dem Calfactor Schmidt, der von Canaljen und Sappermentern redet und von der Brandweinflasche sagt: Zeug völl Feuer, wie in der Hölle gesotten — sprechen die übrigen Personen fast alle aus einem Tone, der sehr nahe ans Empfindsame gränzt. Wie leicht sich die Vfn. auf diese Seite neige, beweisen im 2. Th. das Geschwirr von Vögeln, die Nachteulen, das melancholische Glockengetöne und der Klagegesang, das Händeringen und ausstrecken, desgleichen die Visionen und Fieberträume von Schutzgeistern u. s. w. Niemand wird leugnen, dass in dem Buche manche treffliche Lebensregel enthalten sey; aber wer erwartet in einem Romane, wo alles auf lebendige Darstellung ankommt, eine Abhandlung über die Freundschaft, die von S. 270 bis 280 im 1. Th. ununterbrochen fortläuft. Dagegen möchte der Psychologe mit der Auflösung moralischer Aufgaben nicht überall zufrieden seyn. Wie leichtsinnig hält Therese ihren Otto für niederträchtig und wie sentimentalisch sind die Folgen! Ueber Otto's schnelle Erklärung an Theresen äussert der bedachtsame Hermann nicht die mindeste Bedenklichkeit; und wenn Auguste 100 Ducaten im Spiele verliert, so erhält sie zwar darüber vom Past. Hartwig eine ernste Strafpredigt, aber auch zugleich 100 Ducaten, die sie aufs neue verspielen kann. Dass Henriette unglücklich verheirathet wird, giebt dem Romane ein psychologisches Interesse. Aber ein Spieler und ein Ausschweifender dürfte schwerlich so leicht umzukehren seyn, wie Millfurt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Prag*, b. Calwe: *Die Reisenden*, oder, *das Opfer des Stolzes und des Eigensinnes*, ein Schauspiel in drey Aufzügen, von *H. L.* in Petersburg. 1795. 141 S. 8. (7 gr.) Ein Schauspiel ohne alle weibliche Rollen; doch ist dies noch die geringste Merkwürdigkeit dieses Stücks. Nachdem ein Kaufmannssohn in ein Fräulein, das ihm verlobt wird, vergafft, lange Zeit dumme Streiche gemacht, (sich ihr zu Ehren, jedoch ausser dem Theater) auch einmal herumgeprügelt, und noch dümmeres Zeug geschwatzt, (sein Kopf, heisst es S. 102. ist ihm so voll, dass er nicht weiss, ob er ein Junge oder ein Mädchen ist) nachdem die andern Personen, die nur um seinetwillen da sind, zu ihrer und des Lesers Langeweile viel einfältige Dinge geplaudert, (so in dem Ton: *Es ist mir lieb und angenehm, Sie wohl zu sehn;* sogar wird S. 44. ein förmlicher Küchenzeddel gemacht) verwandelt sich S. 115. urplötzlich das Schauspiel in ein Trauerspiel. Das Fräulein ist vor Herzeleid gestorben, ihr Geliebter fällt in Ohnmacht, fantasirt, hat Lust sich zu morden, lässt sich aber das Unerlaubte des Selbstmords demonstriren, und wird dann über Hals und Kopf in einen Wagen gepackt, um sich auf *Reisen* zu zerstreuen. Weil dann sein Nebenbuhler ein *gereister* Avanturier, und sein Neffe, der ihn mitnimmt, auch schon auf *Reisen* gewesen war, so ward daher der Titel des Stücks entlehnt. S. 10. fragt ein Herr seinen Gärtner: „weiss er denn *wie* der Mensch entsteht" und S. 13. derselbe denselben: „*wie* macht man einen dummen Streich?, S. 43. erhält der Gärtner zur Antwort: „Ich habe andre Sachen im Kopfe, die grüner sind als sein Grünzeug!" S. 48. scheinen dem Verliebten die Stunden *wie Krebse* zurückzugehn. In einem Monolog S. 81. heissen Tugend und Ehre *alte abgeritne Stutten*, darauf die übrigen Moralisten reiten.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 20. Januar 1797.*


## PHILOSOPHIE.

Breslau, b. Korn: *Verſuche über verſchiedne Gegenſtände aus der Moral, der Literatur, und dem geſellſchaftlichen Leben, von Chriſtian Garve. etc.*

*(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)*

Der zweyte Aufſatz dieſes Theils enthält Betrachtungen *über die Moden*. In jeder Geſellſchaft herrſcht, auſser der Gleichförmigkeit durch die *Natur*, noch eine andre durch *Nachahmung*. Dieſe iſt theils unwillkührlich, theils abſichtlich. Was die Menſchen für ſich, und in Geſellſchaft zur Wahl unter mehrern, oder Aenderung des Alten bewegt, iſt entweder das Gute, oder das Schöne. (Da der Vf. unter dem Guten bloſs das abſolut Gute, d. h. das moraliſche, verſteht, ſo fehlen hier noch zwey Glieder der Abtheilung, die eben ſo wohl Wahl und Aenderung veranlaſſen, nämlich das relativ Gute oder *Nützliche*, und das bloſs ſinnlich *Angenehme*. Wenn durch den Kaffee die Bierſuppen, und andre geiſtige Getränke durch den Punſch verdrängt wurden; ſo hatte daran weder die Vorſtellung von Pflicht, noch Geſchmack am Schönen, ſondern bloſs ein Raffinement des Gaumens Antheil; auſser dem was etwa Aerzte (wie Bontekoe) durch Empfehlung von Seiten des *Nutzens* in diätetiſcher Hinſicht dazu beytragen mochten. Und wenn künftig in Deutſchland der Acacienbaum die Weiden verdrängen ſollte; ſo wäre dieſe Veränderung gewiſs am meiſten der Betrachtung ſeines gröſsern ökonomiſchen Nutzens zuzuſchreiben.) *Die Mode* erklärt der Vf. durch die zu jeder Zeit herrſchende Meynung von dem Schönen und Anſtändigen in kleinern Sachen, in Sachen die weder durch Anwendung der Regeln des Geſchmacks noch der Zweckmäſsigkeit, mit völliger Uebereinſtimmung regulirt werden können. (Sollte aber in dieſer Erklärung nicht etwas dem Sprachgebrauch zuwiderlaufendes, ja etwas in ſich ſelbſt widerſprechendes, liegen? Wenn ſtatt runder Hüte dreyeckichte Mode werden, ſetzt das wohl ein herrſchendes Urtheil voraus, daſs dreyeckichte Hüte ſchöner ſeyn als runde? Iſt es nicht oft lediglich das Princip der Neuheit, was die Moden wechſelt? Daher iſt unter den modeſüchtigſten Herren und Damen nie von der *ſchönſten* immer nur von der *neueſten* Mode die Rede. Damit ſagen wir nicht, daſs die neueſte Mode nicht oft auch die ſchönere ſeyn könne; nur daſs die Schönheit als ein weſentlicher Charakter die Mode beſtimme, müſſen wir läugnen. Und wenn es überhaupt *Regeln* des Geſchmacks giebt, warum ſollten dieſe nicht auch auf die Schönheit des Kleinen anwendbar ſeyn?) Das Gebiet der Mode hat keine ganz beſtimmte Gränze. Ob die Menſchen mehr oder weniger zu Kleinigkeiten rechnen, ob ihr Geſchmack durch Natur oder Kunſt mehr oder weniger fixirt iſt, ob ſie mehr auf Nutzen oder auf Annehmlichkeit ſehn, ob ſie mehr oder weniger Vergnügen an der Neuheit haben, je nachdem werden mehr oder weniger Gegenſtände der Herrſchaft der Mode unterworfen. Moden ſind eine Folge der geſelligen Natur der Menſchen; ſie wollen einander gleichförmig ſeyn. Hiebey kommt ihnen von der einen Seite der Nachahmungstrieb, von der andern die Ungleichheit unter ihnen zu Hülfe. Die Veränderungen der Mode entſpringen 1) aus dem Triebe nach Beſchäftigung. Träge, kalte, ernſthafte Menſchen und Völker ändern weniger; Nationen hingegen, mit Witz, Erfindungskraft und Kenntniſſen ausgerüſtet, Nationen, die in der Bewegung, im Geſpräch, im Spiel, kurz in Unterhaltung des Geiſtes und Beſchäftigung des Körpers Vergnügen und Erholung finden, werden geneigt in Kleidern, Hausrath, in allem, was zum Schmucke und Zeitvertreibe gehört, öfters zu ändern. 2) Aus dem Geſchmacke am Schönen und dem Urtheile über daſſelbe. Was der Vf. hier über die mannigfaltigen Abſchweifungen des Modegeſchmacks von der Regel der Schönheit, ſonſt ſehr fein und richtig ſagt, berechtigt gleichwohl nicht anzunehmen, daſs die Schöpfer neuer Moden immer mit Bewuſstſeyn daran arbeiten, uns und unſre Sachen zu verſchönern; oder daſs die Begierde, etwas ſchöneres zu haben, immer an der Begünſtigung neuer Moden Antheil habe. Vielmehr iſt auch in dieſer Hinſicht der Trieb nach Neuerung am meiſten wirkſam; oder um es beſſer, mit dem Dichter der Philoſophie der Grazien zu ſagen,

Ein flüchtiger Geſchmack, ein Nichts, ein eitles Spiel
Der Fantaſie regiert uns oft im Wählen;
Das Schöne ſelbſt, verliert auf kurze Zeit
Den Reiz für uns; wir wiſſen daſs wir fehlen
Und finden Grazien bis in der Häſslichkeit.

3) Aus der National-Induſtrie. Bey dem Beſtreben der *arbeitenden* Klaſſen immer neue Modeile für das modiſche zu fabriciren, muſs auch die Neigung der genieſſenden, durch neue Moden zu glänzen, unterhalten werden. 4) Aus der Begierde der Reichen, ihren Reichthum, und der Vornehmen, ihren Rang äuſserlich zu zeigen.

In der Art und Weise, wie diese Veränderungen der Mode geschehn, zeigen sich gleichfalls gewisse Gesetze: der Ursprung neuer Moden kömmt immer von der Nation her, welche ausser dem erfinderischen Genie auch Ansehn und Gunst unter den übrigen Völkern besitzt. Sehr treffend setzt hier der Vf. die Gründe von der Herrschaft der französischen Nation im Fache der Moden bis zum Anfange der Revolution aus einander.

Die Gegenstände der Mode sind entweder Sachen, die zur Befriedigung unsrer körperlichen Bedürfnisse dienen, oder die gesellschaftlichen Gebräuche. Jene sind Kleider, Wohnung, Hausgeräthe, Equipage, und alle Arten von Schmuck; diese sind von zweyerley Art, entweder Uebereinkommungen über Zeit, Ort und Form aller im geselligen Umgange gemeinschaftlich vorzunehmenden Verrichtungen und zu geniessenden Vergnügungen, oder es sind die verabredeten Zeichen unsrer Gesinnungen gegen andre. (Sollte man aber wohl alle Gegenstände der Mode unter die beiden Titel körperlicher Bedürfnisse und gesellschaftlicher Gebräuche bringen können? Es giebt doch auch Moden in *geistigen* Angelegenheiten, die nicht gerade zu mit den gesellschaftlichen zusammenfallen z. B. Modeton auf der Kanzel; Modestudien; Modeschriftstellerey, Modetitel auf Büchern.) In der ersten Gattung des Modischen setzt die Natur jedes Bedürfnisses der Veränderung Schranken. Dennoch bleibt auch so noch dafür ein ziemlich weiter Spielraum. Erstlich werden die Zwecke, wozu wir die Mittel wählen, vervielfältigt, besser erkannt, oder anders beurtheilt. Ferner bleibt bey unveränderten Zwecken ihre Erreichung durch mehrere Mittel möglich. Dann wird das Vergnügen an der Schönheit und die Begierde, durch schöne Sachen zu gefallen, ein Hauptgrund der Veränderungen in den Moden. In der zweyten Hauptgattung derselben, den Gebräuchen, finden sich zwey Unterarten; erstlich Conventionen über die Art, gewisse Sachen zu verrichten; und zweytens eine eigne Sprache des Umgangs. Jene sind vornämlich bestimmt, die Zeit, die Art und Weise und die Folge der gesellschaftlichen Zeitvertreibe, die Ordnung und äussern Veranstaltungen bey den gesellschaftlichen Zusammenkünften zu reguliren; diese besteht aus allen Formeln und Gebräuchen der Politesse und der Höflichkeit nach den Verhältnissen des Verdienstes oder des Standes, (oder auch, was noch hätte erwähnt werden können: des Geschlechts). Hier folgen eine Menge feiner Bemerkungen, aus denen wir uns aber hier keinen weitern Auszug erlauben dürfen.

Die eben angezeigte Eintheilung leitet den Vf. auf folgende Betrachtungen, die er durchgängig auf eine interessante Art ausführt. 1) Dass unter den *Sachen*, welche die Mode regulirt (in so fern sie den *Handlungen* entgegenstehn) keine so unmittelbar und so allgemein unter ihrer Herrschaft stehn als die Kleider. Als Ursachen dieser Erscheinung führt er an, dass sie öfter erneuert, und mehr gesehn werden als andre Gegenstände der Mode; auch dass, wenn das übrige was sich nach der Mode verändert, nur zu den Zierrathen der Dinge gehört, die uns umgeben, die Kleidung zur Ausschmückung unsrer Person selbst gehört. 2) Die Moden in Handlungen oder die Gebräuche des Wohlstandes gehn nicht so geschwind aus den höhern Ständen zu den niedrigern über, als die Moden in Kleidung und Mobilien, weil jene länger in der Gesellschaft, wo sie herrschen, eingeschlossen bleiben.

Der Vf. geht von diesen Betrachtungen zu einigen höhern Gesichtspunkten über, die sich ihm bey seinem Nachdenken über die Abwechselungen der Moden darstellten. Und dieses ist ein durch Scharfsinn und neue Ansichten ganz vorzüglich anziehender Abschnitt der ganzen Abhandlung. 1) Man lernt durch Betrachtung des Ganges der Moden erkennen, dass der grosse Haufe auch in Dingen, wo er frey zu seyn glaubt, regiert wird, und dass er grösstentheils von einem oder wenigen Menschen regiert wird, selbst da, wo sein Recht, durch Mehrheit der Stimmen zu entscheiden, am unbestrittensten ist. 2) Die Geschichte der Moden zeigt, was die Verbindung mehrerer Nationen unter einander für Wirkungen auf die einzelnen Menschen in jeder habe, und welche Folgen daraus für das gesellige Leben der Privatpersonen entstehn. 3) Es giebt im Laufe der Moden gewisse Perioden, wo die Veränderlichkeit derselben stille zu stehen scheint, und andre, wo sie mit beschleunigter Geschwindigkeit forteilt. 4) Man lernt aus ihrer Geschichte, welchen Gang Neuerungen nehmen, wenn sie in einer Gesellschaft Eingang finden, und das Alte verdrängen. Anfangs erregen sie Aufsehen und Widerspruch; dann entstehn Debatten; endlich dringt die *Mode* durch. Es geht wie mit den Neuerungen in Wissenschaften; mit deren Gange auch in Ansehung der mehr verbreiteten Toleranz das Schicksal der Moden zu vergleichen ist.

Eine andre eben so sinnreiche Betrachtung ist die Parallele, die der Verfasser zwischen dem Ueblichen der Höflichkeit, und der Sprache zieht. 1) Die Sprachen sind von der Willkühr der Menschen abhängiger in ihrem Ursprunge als die Formeln und Regeln des Wohlstandes; aber sie sind weniger durch die Willkühr der Menschen veränderlich, als diese, wenn sie einmal eingeführt sind. (So wahr dies im Ganzen ist, so würde doch manches hier etwas anders bestimmt worden seyn, wenn der Vf. mehr auf die Fuldaische Theorie von Erfindung der Sprache Rücksicht genommen hätte, wodurch das Willkührliche bey ihrem Ursprung um vieles vermindert wird. Und bey der Schwierigkeit, in der einmal gangbaren Sprache etwas abzuändern, so fern die Abänderung von dem Beyspiel oder der Vorschrift einzelner, auch noch so angesehener, Personen ausgehn soll, hätten wir gern noch eine andre Erscheinung von dem Vf. betrachtet gesehn, dass doch gleichwohl eine Sprache nach und nach durch zufällige Mischungen der Völker in eine ganz neue übergehn kann, welches wieder auch zu einer andern Vergleichung mit der Abänderung des Nationalcharakters Anlass gäbe.) 2) Wie in der Sprache, so in den Moden giebt es bey den Veränderungen immer einen bleibenden Fond. 3) In den Sprachen, wie

in den Moden, kommen die meiſten Veränderungen von dem Umgange und der Vermiſchung mehrerer Nationen mit einander her. 4) So wie ſich diejenigen Sprachen am geſchwindeſten verfeinern, die mit den ſchon cultivirten die gröſste Aehnlichkeit haben, ſo werden auch die Nationen in Verfeinerung des Ueblichen am ſchnellſten fortgehn, deren Gewohnheiten am wenigſten von denen der früher cultivirten Nationen abweichen.

Der Vf. beſchlieſst dieſe Abhandlung mit Unterſuchung verſchiedner Fragen, die den moraliſchen Geſichtspunkt der Moden treffen. I. *Was iſt ihr Nutzen oder Schaden?* Hier bemerkt der Philoſoph 1) daſs, je weiter die Herrſchaft der Mode um ſich greift, deſto mehr das eigne Urtheil des Menſchen eingeſchränkt werde; deſto weniger Wahlfreyheit und Moralität in ſeinen Handlungen bleibe. 2) Daſs die häufig abwechſelnden Moden die Frivolität und den Leichtſinn nähren, eine unrichtige Schätzung des Werths der Menſchen veranlaſſen, oft den Weiſen von der Geſellſchaft entfernen, und dem Thoren darinn ein Anſehn geben. 3) Daſs die Sucht, viel neue Moden mit zu machen, die Glücksumſtände des Mittelſtandes zerrüttet. – Man kann aber die Moden betrachten, in ſo fern ſie ein Theil des Luxus, oder in ſo fern *ſie Producte des* Fleiſses und der Erfindſamkeit, oder *in ſo fern ſie* Beſchäftigungen für die Aufmerkſamkeit und Gegenſtände der Begierden für die modiſchen Menſchen ſind. In der erſten Rückſicht behauptet Hr. *G.* mit Recht, daſs der barbariſche Luxus roher Völker mit gröſsern, aber ſeltner zu erneuernden Koſtbarkeiten nicht ſo vortheilhaft ſey, als der modiſche, der ſeinen Glanz und ſeinen Genuſs in der häufigen Abwechſelung und Umgeſtaltung der Zierrathen findet. In der zweyten Hinſicht als Produkte der Kunſt bringen die Gegenſtände der Moden durch ihre Veränderlichkeit der Geſellſchaft Nutzen, und werden den Individuen am wenigſten ſchädlich. (Hier hätte der Vf. doch auf den Umſtand noch Rückſicht nehmen können, daſs oft eine ganze Klaſſe von Manufacturiſten in die gröſste Verlegenheit geräth, die ſich mit der Fabricatur eines weitverbreiteten Modeartikels beſchäftigt hat, wenn dieſer plötzlich durch etwas anders verdrängt wird). In der dritten Beziehung erſcheinen die Moden von ihrer nachtheiligſten Seite. Die Dinge, welche Begierden reizen, werden durch ſie erſtaunlich vervielfältigt; ſie ſind zugleich gröſstentheils klein, und beunruhigen vollends dann ſehr, wenn ſie, wie oft geſchieht, zu einer ängſtlichen Pünktlichkeit in Kleinigkeiten führen. Am meiſten ſchadet die Modeſucht dem Mittelſtande, weil es ihm mehr Mühe koſtet, genau modiſch zu ſeyn, und weil ihn dieſe Sucht nach Maaſsgabe ſeines geringern Vermögens leichter zur Verſchwendung führt. Endlich bringt auch die Vervielfältigung modiſcher Bequemlichkeiten und Zierrathen eine zu groſse Liebe zum Gelde und Hochſchätzung des Reichthums hervor.

II. *Welche Regeln ſchreibt die Vernunft ganzen Nationen und einzelnen Perſonen in Abſicht der Moden vor?* Auf ganze Nationen unmittelbar kann die Philoſophie wenig wirken. Höchſtens kann der Moraliſt ſagen, welcher Charakter einer Nation in Anſehung dieſes Punkts zu wünſchen wäre. Mittelbar läſst ſich aber auch hierin die Sittlichkeit der Nationen beſſern, indem man den Charakter der Individuen beſſert. Und für dieſe giebt es in Anſehung der Moden einen dreyfachen Abweg, den die Vernunft miſsbilligt; 1) eigenſinnige Anhänglichkeit an das Alte, die entweder aus Geſchmackloſigkeit, oder aus Unzufriedenheit mit dem Zeitalter, oder aus Geiz, oder aus Mangel der Aufmerkſamkeit entſteht. 2) Uebermäſsige Pünktlichkeit in Befolgung aller Veränderungen der Moden. 3) Die Sucht, ſich durch ſonderbare Neuerungen, die man zuerſt erfindet, auszuzeichnen.

Am Ende bringt der Vf. noch intereſſante Bemerkungen über Etikette, über den Gang der Natur in Verfeinerung der Politeſſe, über die *gefchniegelten* Leute, die die Franzoſen *tirés à quatre epingles* nennen, über die Mäſsigung des modiſchen Aufwandes nach dem Maaſsſtabe des Vermögens, über die Ausſichten die ſich in Betracht der Mode für die Zukunft eröffnen, und über die höchſte Regel der Vernunft in Anſehung des Verhaltens gegen die Moden bey.

*(Der Beſchluſs folgt.)*

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALLE, b. Gebauer: *Predigten an Feſttagen und bey beſondern Veranlaſſungen* gehalten von *Joh. Carl Piſchon*, zweytem Prediger der evangel. reformirten Domgemeine zu Halle. Mit einer Abhandlung *über Benutzung der Politik* auf Kanzeln. 1794. 309 S. 8.

Die Reden bey beſondern Veranlaſſungen, welche dieſe Sammlung enthält; ſind Dankpredigten wegen der Wiedereroberung der Stadt Mainz und wegen des Sieges bey Pirmaſens und Mohrlautern. Sie machen dem Vf. Ehre, denn ſie ſind wirklich *chriſtliche* Dankpredigten. Ueberhaupt gehöret der Vf. dieſer Reden zu den Predigern, die gemeinnützige Wahrheiten auf eine populäre und edle Art vorzutragen wiſſen. Nur fehlt es zuweilen 1) den Eintheilungen an logiſcher Richtigkeit. So will Hr. P. in der dritten Predigt: von der Weisheit Gottes bey der Niedrigkeit und Armuth des Erlöſers handeln, und ſagt doch: wir wollen erſtens einen Blick auf die Niedrigkeit und Armuth des Erlöſers werfen, und zweytens aus dem Erfolge die göttliche Weisheit rechtfertigen. Hier liegt der erſte Theil offenbar nicht im Thema; und der Vf. hätte, wenn er logiſch-richtig verfahren wollte, durch die ganze Predigt Gottes Weisheit aus der Niedrigkeit Jeſu anſchaulich machen müſſen. Der Hauptſatz der vierten Predigt heiſst: Das Chriſtenthum befreyet uns von knechtiſcher Furcht vor Gott, vor den Strafen unſrer Sünden und vor'm Tode. Wie können aber die Wohlthaten des Chriſtenthums ſo claſſificiret werden, da die ſclaviſche Furcht vor Gott

und vor dem Tode selbst Strafen der Sünden sind, wovon uns das Christenthum befreyet hat? — 2) Mangelt es nicht selten diesen Predigten an gehöriger Auseinandersetzung der darin vorgetragenen Wahrheiten. Der Vf. entschuldigt zwar in der Vorrede seine Kürze dadurch, dafs man zu unsern Zeiten zufrieden seyn müsse, wenn man nur die Hauptsätze einer Materie vorgetragen habe, ohne die Zuhörer zu ermüden. So wahr dies aber wohl seyn mag, so wenig ist der Verfasser zu entschuldigen, weil er gerade das oft weg läfst, was am meisten Aufmerksamkeit erregt, und am nützlichsten ist, nämlich die specielle praktische Anwendung. So empfiehlt der Vf. in der ersten Predigt ein gutes Gewissen als ein Mittel, der Zukunft getrost entgegen zu gehen. Nun mufste er aber nicht blofs zeigen, dafs das gute Gewissen furchtlos mache, sondern auch noch eine Ermahnung zur Bewahrung desselben hinzufügen, und auf einige der gewöhnlichsten Fälle, wobey man sein Gewissen leicht verletzt, und dadurch sich das Andenken an die Zukunft verbittert, aufmerksam machen. Das heifst erbaulich predigen, und das allein wirkt auf den grofsen Haufen, der die Wahrheit ohne Anwendung nicht fafst, und nicht benutzt.

Die Abhandlung über die Benutzung der Politik auf der Kanzel ist ein Wort zu rechter Zeit geredet. Der Vf. nimmt hier Gelegenheit, auf den selbst von Fürsten anerkannten Einfluss des Predigerstandes auf die Beförderung der Zufriedenheit des Volks mit der Regierung aufmerksam zu machen. Er zeigt dann, dafs man sich nicht nur hüten müsse, ein Vertheidiger einer missverstandenen Freyheit und Gleichheit zu werden, sondern auch darauf zu achten habe, dafs man nicht als ein gedungener Lobredner der monarchischen Verfassung erscheine, und so den Verständigern anstofsig werde. Darauf giebt er besondre Regeln, wie man sich zu benehmen habe, wenn man von der französischen Revolution öffentlich rede, die denen, welchen es an Pastoralklugheit fehlt, sehr zur Beherzigung zu empfehlen sind. Für den denkenden Prediger aber ist, nach Rec. Meynung, auch in dieser Hinsicht die allgemeine Regel hinlänglich: bringe nichts auf die Kanzel, was nicht einer vernünftig-religiösen Darstellung fähig ist.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. 1) *Passau*, b. Ambrosi: *Der adelsüchtige Bürger*, oder, die heimliche Ehe, ein scherzhaftes Singspiel in zwey Aufzügen, aus dem Italienischen nach *Bertati's* Grundtext und *Cimarosa's* Musik frey übersetzt. 1794. 67 S. 8. (4 gr.)

2) *Daselbst*, b. demselben: *Trophons Zauberhöhle*, ein scherzhaftes Singspiel in zwey Aufzügen nach *Salieri's* Musik, aus dem Italienischen frey übersetzt. 1793. 63 S. 8. (4 gr.)

3) *Daselbst*, b. demselben: *Die unruhige Nacht*, aus dem Italienischen, nach *la Notte critica* des Herrn *Goldoni* ins Deutsche übersetzt, eine Oper in drey Aufzügen. 1793. 67 S. 8. (4 gr.)

4) *Daselbst*, b. demselben: *König Theodor in Venedig*, ein grofses Singspiel in drey Aufzügen. 1793. 87 S. 8. (4 gr.)

Der, oder die Uebersetzer dieser vier italienischen Operetten hätten die Worte von *Beaumarchais*, die vor No. 1. als Motto vorangesetzt sind: *Was nicht verdient gesprochen zu werden, das läfst man heutzutage singen*, beherzigen, und diese elenden Possen unübersetzt, oder doch, wenn die Melomanie der deutschen Zuschauer ja eine Uebersetzung nothwendig gemacht hätte, sie ungedruckt lassen, oder endlich, wenn der Text auch für das Theater hätte gedruckt werden müssen, ihn nicht in die Buchläden kommen lassen sollen. Es war mühsam, einer ausländischen Musik einen deutschen Text unterzulegen, aber darum war es doch nicht nothwendig, sklavisch jeden Unsinn, jeden geschmacklosen burlesken Ausdruck beyzubehalten. Dies ist aber, obgleich der Titel, wenigstens von No. 1 und 2., eine *freye* Uebersetzung versprechen, nicht allein geschehen, sondern auch der Ausdruck in den Gesängen oft niedriger und plumper, als im Original, geworden. In No. 1. wird S. 11. gesungen:

Vernehmet auf der Stelle
Die freudige Novelle,
Bevor ich dran *zerschelle!*

In No. 2.

Ihr jaget beide
Nach nichts, als Freude,
Sey's finster, sey es Licht,
Das schiert euch nicht!

In No. 3.

Das ist lustig
Zum krepiren!
Das ist Spas bey meiner Treue,
Zum gedeckten Tisch sich setzen,
Und auf andrer Kosten fresen!

In No. 4.

Wenn ich ihn aber
Ganz in der Nähe
Habe und sehe,
Welch' ein Plaisir!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Januar 1797.

## PHILOSOPHIE.

Breslau, b. Korn: *Verſuche über verſchiedne Gegenſtände aus der Moral, der Literatur, und dem geſellſchaftlichen Leben*, von *Chriſtian Garve*. etc.

*(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)*

Der dritte Aufſatz enthält einen Commentar über die Maxime Rochefoucaults: *das bürgerliche Air verliert ſich zuweilen bey der Armee, niemals am Hofe.* Das Wort *Bürger* hat im Deutſchen zwey Bedeutungen; es bezeichnet 1) das franzöſiſche *citoyen;* und 2) das Wort *bourgeois*, welches den unadelichen Stadteinwohner anzeigt, der von einem gewiſſen Gewerbe lebt. *Bürgerlicher Stand* wird dem *adelichen* entgegengeſetzt, und zu jenem gehört auſser der ſchon genannten Gewerbsklaſſe nach der geſetzlichen Rangordnung auch noch die Klaſſe der Gelehrten und der Groſshändler. Unter der Klaſſe der Gelehrten verſteht Hr. G. bloſs diejenigen, welche ſich dem Unterrichte der Jugend oder der Erwachſenen in Kirchen, Schulen und Univerſitäten widmen. Wir ſehn aber nicht ein, warum er dieſe Einſchränkung macht. Sind nicht alle ſeine Bemerkungen, ſo fern ſie ſonſt richtig ſind, auch auf alle hohe und niedere Civilbediente bürgerlichen Standes anwendbar? Unterſcheidet man nicht ſelbſt in vielen hohen Landescollegien die adliche Bank von der gelehrten? Es iſt alſo hier offenbar der Lehrerſtand mit der gelehrten Klaſſe des bürgerlichen Standes verwechſelt. Einanders iſt es, wenn das Wort *Gelehrte* für *Gelehrte von Profeſſion* geſetzt, und wieder ein anders, wenn man es für die Klaſſe des Bürgerſtandes, die ſich durch gelehrte Studien cultivirt hat, braucht. Wir hätten gewünſcht, ehe Hr. G. in ſeine Betrachtungen einging, von ihm das Schiefe und Schwankende in dem Ausdrucke *bürgerliches Air* berichtigt zu ſehen. Soll es *Unkunde der Hoffitten* anzeigen; ſo iſt gewiſs dieſes *bürgerliche Air* ſehr vielen Edelleuten eigen, die fern vom Hofe in Civilbedienungen, Officierſtellen, oder als Güterbeſitzer leben. Gewiſs würde mancher Landedelmann, der weiter nichts iſt, als ein hochwohlgeborner Fuchsjäger, an einem groſsen Hofe eine eben ſo lächerliche Figur ſpielen, als mancher Gelehrte oder Banquier. Sehr gern giebt man zu, daſs „das natürliche Weſen, die Abweſenheit alles Zwanges und aller Spuren von Verlegenheit, die Leichtigkeit ein Geſpräch anzufangen, die anſcheinende Gelaſſenheit und Ruhe, auch bey der ſorgfältigſten Achtſamkeit auf ſeine Worte, Geberden und Handlungen, die mit Reſpect verbundne Freymüthigkeit gegen Höhere, die Höflichkeit gegen Niedere, welche der Würde nichts vergiebt, der vertrauliche Ton mit ſeines Gleichen, der doch nie aus den Schranken des Anſtandes tritt, das Talent, mitten im Geräuſche und unter Fürſten, in einem eben ſo behaglichen Zuſtande zu ſeyn, oder doch zu ſcheinen, als wenn man allein, oder unter ſeinen vertrauteſten Freunden wäre; „daſs alle dieſe Vorzüge ſich auch bey Hofleuten von ſonſt mittelmäſsigem Verdienſte, häufig, bey Gelehrten, Künſtlern und Handelsmännern, ſelbſt bey denen von groſsen Einſichten und von einer glücklichen Ausbildung, nur ſelten finden. Aber trifft dies nicht auch, nur mehr oder weniger, bey Adelichen zu, die fern vom Hofe gelebt haben? Und ſoll alſo Mangel an Hoffitten *bürgerliches Air* heiſsen, warum ſoll dieſes Air, von dem ein ſehr beträchtlicher Theil des Adelſtandes ſelbſt nicht frey iſt, nur dem bürgerlichen Stande zugeſchrieben werden? Dieſe Verwirrung abgerechnet, finden ſich eine Menge feiner Bemerkungen über das geſellige Leben, über den Ton des Adels in den Hauptſtädten, über den Einfluſs des ſchönen Geſchlechts dabey, über das Charakteriſtiſche des Officierſtandes, und andre damit verwandte Materien. Beſonders ſind die Ausſichten auf eine künftige allgemeinere und vielſeitigere Cultur der menſchlichen Geſellſchaft eines menſchenfreundlichen, und folgender Schluſs der Abhandlung eines ernſten und unpartheyiſchen Philoſophen würdig: „Wir mögen die Hoffitten oder das bürgerliche Air haben, es mag der militäriſche oder der Kaufmannsgeiſt in unſrer Aufführung herrſchen, ſo ſind wir immer nur einſeitig ausgebildete, eingeſchränkte, alſo unvollkommne Menſchen. Der wahrhaft groſse Mann iſt eben ſo ſehr über ſeinen eignen Stand, und wenn er der höchſte wäre, als über die übrigen Stände erhaben. Er erkennt in dieſer Höhe die Tugenden von allen, deswegen verachtet er keinen. Er bemerkt die Fehler von allen; darum ſchätzt er ſeinen eignen nicht übermäſsig. Er aber für ſein Theil ſtrebt nach den Vollkommenheiten des Menſchen, und nach den Verdienſten eines Weltbürgers.“

Noch liefert der letzte Aufſatz des erſten Bandes über die *Unentſchloſſenheit*, ein trefflich ausgeführtes Lehrſtück praktiſcher Pſychologie. Hr. G. ſetzt zuerſt die im Unentſchloſsnen ſelbſt liegenden geiſtigen und körperlichen Urſachen dieſes Fehlers aus einander. Die erſten ſind theils im Verſtande, theils im Charakter zu ſuchen. Die intellectuellen ſind Mangel an Einſicht, Schwäche der Denkkraft, Mangel an Beurtheilungs-

lungskraft, übergrofse Feinheit und Subtilität des Verstandes. Die in der Begehrungskraft liegenden sind Schwäche aus Trägheit, Schwäche aus Nachgiebigkeit, und Schwäche aus Furcht. Die körperlichen Ursachen der Unentschlossenheit sind Schwäche des Temperaments, Kränklichkeit, veränderliche Laune. Hiezu kommen nun noch Quellen der Unentschlossenheit von der Lage der äufsern Umstände. Einige darunter befördern die zur Unentschlossenheit führenden Fehler des Verstandes oder des Herzens. Dahin gehören Noth und Kummer, Druck fremder Vormundschaft, Nothwendigkeit sich in den Willen mehrerer Personen von entgegengesetzter Denkungsart zu fügen. Andre führen die Versuchungen zu diesem Fehler herbey, als öfteres Fehlschlagen seiner Unternehmungen, von aufsen kommende ungünstige und mifsliche Lagen. — Ferner giebt der Vf. die Natur und Folgen der Unentschlossenheit an. Diese sind Verdunkelung der Begriffe, Schwäche in Anwendung der Kraft, Verzögerung bey allen Geschäften, Aengstlichkeit, Freude an Hindernissen, die der Berathschlagung ein Ende machen, Neigung zu bedingten Vorsätzen, öftere und unnütze Reue. Einige Menschen macht Unentschlossenheit träge, andre blofs verlegen. Manche Unentschlossne überlegen lange, dann aber bleiben sie fest bey ihrer Entscheidung; andre, und diese sind am schlimmsten dran, hören nie auf, im Entschlusse zu schwanken. Zuletzt folgen die Hülfsmittel, den Fehler der Unentschlossenheit zu verbessern. Diese sind eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Uebel des Lebens, gemäfsigte Schätzung seiner Güter, unbedingte Achtung für die Pflicht, Abkürzung der Berathschlagungen; ferner die Kunst, sich vor Zerstreuung zu hüten, in seinem Scharfsinne in Aufsuchung der Möglichkeiten der Dinge, und in der Vervielfältigung der Mafsregeln Grenzen zu setzen; endlich die Vorsicht, keinen zu langen Zeitraum zwischen Berathschlagung und Ausführung zu lassen, nicht zu viele Leute um Rath zu fragen, und sich einer sehr strengen Ordnung in Geschäften zu befleifsigen.

Im zweyten Bande commentirt der Vf. zuförderst über zwey Stellen des Herodotus, nämlich über die Unterredung Solons mit dem Crösus I. 30—33., und über das Gespräch des Demaratus mit dem Xerxes VII. 101 ff. So interessant auch diese Ausführung und so reichhaltig die darauf folgenden *Gedanken über die Vaterlandsliebe überhaupt, und über die Vorliebe insbesondre, welche in einem grofsen Staate die Einwohner jeder Provinz für diese ihre Provinz haben*, sind, so zieht uns doch der nächste Aufsatz, *der einige Beobachtungen über die Kunst zu denken* ankündigt, und ungleich mehr leistet, als er zu versprechen scheint, weit stärker an, und nöthigt uns mit dem angenehmsten Zwange bey ihm länger zu verweilen. Ein undurchdringliches Dunkel hängt über der eigentlichen Beschaffenheit und den Ursachen des Ganges der Meditation. Eine Hauptschwierigkeit ist, den Antheil, den Freyheit, Genie und Zufall daran nehmen, zu unterscheiden. Einiges vermag indessen doch Selbstbeobachtung aufzuklären. Der Vf. bemerkt also 1) dafs das Nachdenken selbst über die abgezogensten Materien besser von statten gehe, wenn man sich den Hauptgegenstand zuvor in der Einbildungskraft lebhaft und ausführlich darzustellen suche; 2) dafs es oft schwer sey, den Gang der von selbst zuströmenden Ideen mit dem Plane, den man sich entwarf, zu vereinigen; 3) dafs es oft Mühe koste, für seine Ideen gerade die rechten Ausdrücke zu finden. Bey dieser Gelegenheit äufsert der Vf., (der sich mit einer liebenswürdigen Bescheidenheit kurz vorher zu den mittelmäfsigen Köpfen rechnet,) den sehr wahren Gedanken, dafs eine gewisse natürliche Gabe der Beredsamkeit einem Philosophen eben so nothwendig sey, als die Gabe der Meditation selbst. „Wir finden daher auch, setzt er hinzu, dafs die grofsen Selbstdenker, wenn sie gleich auf Sprache und Stil keine besondere Sorgfalt wenden, und selbst dieselbe zu vernachläfsigen scheinen, doch zu gewissen Zeiten sich zu dem angenehmsten, beredtesten, und selbst dichterischen Ausdrucke zu erheben wissen. *Leibnitz* und *Kant*, so von allem Sinnlichen abgezogen, so tief, so trocken ihre Speculationen zu seyn scheinen, sind doch zuweilen weit reicher an Bildern, weit anziehender durch ihre Darstellung der Sachen, als ihre Nachahmer und Commentatoren. Und es ist auch kein Wunder, dafs der eigentliche Erfinder der höchsten Speculationen zur andern Zeit ein angenehmer Redner seyn kann; weil bey dem Selbstdenker Einbildungskraft und Witz immer mit dem Verstande zugleich geschäftig seyn mufs, daher jene beiden Fähigkeiten auch zuweilen für sich in ihrer eignen Form in rednerischen oder dichterischen Erzeugnissen zum Vorschein kommen. Diejenigen hingegen, welche jene hohe Philosophie nur von ihrem Meister gelernt haben, und nur seine Ideen anders zusammensetzen, können jeder andern Geistesfähigkeit, nur nicht einer angestrengten Aufmerksamkeit, und einer grofsen Abstractionsgabe, entbehren. Daher auch ihr Vortrag, gesetzt auch, dafs er sprachrichtiger, besser geordnet, und als Lehrvortrag vollkommner seyn sollte, doch viel trockner, einförmiger und ermüdender ist, als der des Erfinders." 4) Die nächste Bemerkung des Vf. geht auf den glücklichen Erfolg des Nachdenkens, der von der Fähigkeit, es lange ununterbrochen fortzusetzen, abhängt. Kalte und langsame Köpfe, und die äufserst feurigen und grofsen, wissen am wenigsten von Ermüdung bey lange anhaltenden Beschäftigungen des Geistes. Die Standhaftigkeit des Nachdenkens ist aber 5) unter andern wegen der Abwechselungen, die sich beym Gebrauche der Talente finden, nöthig, und 6) wegen der Ungleichheit in dem Urtheile über den Werth der Gegenstände, und die Nützlichkeit einer gewissen Untersuchung. 7) Ein gewisser Muth mit Freyheit und Sorglosigkeit des Geistes ist zu Vollendung weitläuftiger Arbeiten, und zum Gelingen der Meditation, besonders im Anfange, nothwendig. Alle Meditation erfodert gewisse Vorbereitungen, und dahin gehört 8) Bekanntschaft mit den Gedanken der vortrefflichsten Köpfe mehrerer

Natio-

Nationen und Zeitalter; 9) gelegentliche Durchsicht unsers eignen Gedankenvorraths; 10) Betrachtung der schönen Natur.

In der zweyten Abtheilung geht Hr. G. verschiedne Methoden des Denkens durch; die Methode des Unterrichts, oder die systematische, die Methode der Erfindung, oder die Sokratische, die historische, die widerlegende, die commentirende, und die betrachtende Methode. Ueberall sind hier feine Reflexionen eingestreut, und das Ganze ist überhaupt ein herrlicher Beytrag zur praktischen Logik. Der Vf. beschliefst ihn mit einer sehr interessanten Auseinandersetzung des schriftstellerischen Charakters von Montaigne, Hume und Montesquieu.

Der letzte Aufsatz über die *Rollen der Wahnwitzigen in Shakespears Schauspielen*, und über *den Charakter Hamlet's insbesondre*, gehört nebst dem, was unlängst Göthe in *Meisters Lehrjahren* so vortrefflich ausgeführt hat, zu dem Besten, was über den grofsen Schauspieldichter jemals ist geschrieben worden.

Leipzig, b. Griesbammer: *Blicke auf die Natur und den Menschen zur Belehrung und Beruhigung des Menschen.* 1795. 224 S. 8. (18 gr.)

Diese Schrift enthält gerade keine tief eindringenden Untersuchungen, aber doch ganz vernünftige und erbauliche Betrachtungen über das gegenwärtige Zeitalter, über die mannichfaltigen Arten der Welt- und Menschenbeobachtung, über den Jahreswechsel, über die unerwartete Fruchtbarkeit des verflossenen Jahres bey geringscheinenden Hoffnungen, über August von *Kotzebues* öffentliche Abbitte, (worinn der Vf. des Aufsatzes, welcher sich *Hahn. C.* unterschreibt, eine bewundernswürdige Edelmuth findet, da es doch das wenigste war, was ein blofs *ehrlicher*, darum noch lange nicht *edler*, Mann in einem solchen Falle thun *mufste*,) über gefahrvolle Professionen, z. B. Bergleute, Schieferdecker; zum Andenken *Adam Christoph Teegs*, eines ehrlichen Schuhflickers in Leipzig — der bey aller Rechtschaffenheit seines Wandels nicht in die Kirche und zum Abendmahl ging; über *Gustav Adolph*, welcher den Obersten *Scaton* wegen zugefügter Beleidigung um Verzeihung bat; über Toleranz und Intoleranz der alten und neuen Zeiten; über besseren Jugendunterricht und über die Unschuld der Kinder. — Wer an dem etwas wortreichen und declamatorischen Vortrage des Vf. keinen Anstofs nimmt, wird auf manche gute und nützliche Reflexion durch diese Aufsätze geleitet werden, welche übrigens kein wissenschaftliches Interesse haben, und sich also zu keinem Auszug in einer Literatur-Zeitung eignen.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Mannheim, b. Löffler: *Sellmar's Feyer-Abende.* 1794. 284 S. 8. (20 gr.)

Die verschiedenen Aufsätze, die diese Sammlung enthält, sind unter folgende vier Rubriken gebracht: *Vermischte Gedichte, Denkmale aus Griechenland, prosaische Aufsätze, Uebersetzungen.* Die *vermischten Gedichte* sind (sieben, französischen und englischen Dichtern nachgeahmte, ausgenommen) Originale, in denen der Vf. sich gröfstentheils Dichter, wie *Hölty* und *Matthison*, zum Muster vorgestellt, fast alle von der elegischen Gattung, doch sind die wenigsten darunter poetische Galanterieen, die wenigsten den Leiden der Liebe, den Aufforderungen zu Lebensgenufs und sanften Gefühlen, mehrere hingegen den Empfehlungen der Naturschönheiten, trübsinnigen philosophischen Klagen über das Verderben unsers Zeitalters, und den Erinnerungen an die ehemalige Unschuldswelt gewidmet. Sie gehören folglich mehr in das didactische Fach, doch fehlt es ihnen nicht an Wärme und Nachdruck. Wagt sich der Vf. auch einmal an einen höhern Gegenstand, z. B. an *Joseph des II Grab*, so vergifst er doch seinen elegischen Charakter nicht. Seine *Elegie auf einen Klosterkirchhof* S. 34. hält keine Vergleichung mit *Gray's* und *Gotter's* Meisterstücken aus. Zuweilen kommen Nachahmungen vor, wo sie der Vf. auch nicht angezeigt hat, z. B. in der Strophe S. 57.: *Meine Hütte ist zwar klein.* Zuweilen findet man Empfindeleyen, die, nachdem die Epoche der Empfindsamkeit vorüber ist, nicht viel Glück machen können, z. B. S. 4. die Anrede an die Mücke, die der Dichter nicht tödtet, ob sie ihn gleich gestochen. Ein andresmal erregt der Vf. Erwartungen, und entläfst die Leser plötzlich unbefriedigt. So denkt man S. 17. Wunder, was auf den feyerlichen Eingang folgen wird, und das Gedicht endigt sich damit, dafs *Adam*, nachdem er die erste Pfirsche gegessen, sich *stumm* auf den Rasen hinwirft. Zuweilen erschlaffen die Flügel des Vf. so sehr, dafs er ganz zur mattesten Prosa herabsinkt, z. B. S. 19.:

Wohl, wer sein Leben lebt,
Bald thöricht, und bald weise;
Und auf der kurzen Reise
An nichts mit festem Herzen klebt,

oder S. 33.:

Vögelchen, vergieb! Der Menschheit Segen,
Und dein kleines Glück hab' ich gestört,
*Wie der immer, der auf seinen Wegen*
*Die Erinnerung der Natur nicht hört.*

oder S. 80.:

Doch, wenn auch Meer und Erde wanken,
Das Band von tausend Welten reifst,
*Ich halte mich an den Gedanken,*
*Er bleibt, dess Name Liebe heifst!*

An andern Orten macht den Vf. seine Begierde nach Kraftausdrücken unnatürlich; da wird ihm S. 95. *der weite Erdkreis zu eng*, da läfst er S. 35. *jeden Puls vom Frühlingsodem trunken* seyn, da *flieht* S. 36. *die Glut in den Adern*, die in der Zeile vorher darinnen *brannte*, da mufs S. 96. *die Erinnerung sich blutend in jede Nerve eingraben.* Der *Verlies* für *Kerker* S. 15. in einem

nem Gedichte, das übrigens ganz modern ist, ward wohl durch das vorhergehende *Paradies* herbeygeführt. Der Vf. erlaubt sich Reime, wie *Flamme* und *Name*, *kann* und *Wahn*, *gewählet* und *bestellet*, *fehlt* und *Welt*. Hie und da sind einige ganz untadelhafte Gedichte; als Beweise von der Imagination des Vf. verdienen die Gedichte S. 44. u. S. 99., und als Proben seiner Empfindung die S. 45, 48, und 82. vorzüglich gelesen zu werden. — Die *Denkmale aus Griechenland* sind (gröstentheils lyrische) Gedichte auf berühmte Personen der alten griechischen Geschichte, z. B. auf *Anakreon*, *Pythagoras*, *Pittacus*, *Orpheus*, *Epikur*, *Leonidas*, *Sappho*, *Phidias*, *Tyrtaeus*, *Thucydides*, *Homer* im ernstern Ton, denen nur einige wenige zärtlichen Inhalts, *Paphos*, *die Grazien*, und *Psyche* betreffend, beygefügt sind. Die heroischen Oden unter diesen lyrischen Stücken erheben sich nicht über den Schwung der Lehrode; übrigens sind Gesinnungen und Sprache edel, und dem Gegenstande angemessen; vorzüglich zeichnen sich aber die Gedichte auf *Griechenland* überhaupt S. 111., und auf *Thermopylae* S. 136 aus. Nicht immer freylich hat der Vf. seine so überreichen Sujets erschöpft; so ist er im Lobe des *Pythagoras* blos bey seinen Reisen in den Orient stehen geblieben, und hat nichts von seinem philosophischen Erziehungsinstitut, nichts, ob er gleich im Vorbeygehn des *Numa* gedenkt, von seinen grosen Verdiensten um die Gesetzgebung gesagt. — Die *prosaischen Aufsätze* von S. 185. an, bestehen theils in einem kleinen unbedeutenden Roman unter dem Titel: *zwölf Kapitel aus dem Leben meines Onkels*, theils in einem *Allerley* von sieben Aufsätzen, die flüchtig hingeworfene Ideen, oft in einer poetisch-prosaischen Sprache, enthalten. — Die *Uebersetzungen* endlich, alle in Versen, sind übersetzte Gedichte aus dem Lateinischen des *Marull*, *Ines*, *Joh. Secundus*, *Vaniere*, *Sanadon*, *Vida*, *Angerianus*, *Hoeuft*, *Ayancinus* und *Balde*, die gröstentheils schon in der *deutschen Monatsschrift* von 1790 gestanden hatten. Wenn der Vf. glaubt, er habe in solchen Uebersetzungen neuerer lateinischer Dichter eine neue poetische Fundgrube entdeckt, so hat er (*Herder's* Terpsichore war, als die *Eey'rabende* herauskamen, noch nicht erschienen) sich nicht erinnert, dass schon *Götz* in seinen Werken diese Quelle sehr häufig benutzt hat.

Berlin, b. Hartmann: *Baron Vanini und Rosemont, oder Beyspiele von Verirrungen des menschlichen Herzens.* 1796. 179 S. 8. (12 gr.)

Ob es gleich nicht auf dem Titel angezeigt ist, so hat man doch alle Ursache, diese Verirrungen für ein Buch, das sich aus dem Französischen in unsre Sprache verirrt hat, und das Original für ein ziemlich fades und zusammengestoppeltes Product zu halten. Zwey Nebenbuhler, die sich recht gut gekannt haben, finden sich in einer Einsamkeit wieder, wohin die Liebe beide verschlug, ohne sich zu erkennen. Der eine hat sich mit Denkmälern unglücklicher Begebenheiten umringt, wozu er gewaltig viel Steine zusammenschleppen lässt, und für die er einen grosen Hang zu haben scheint, da er überall seinen Weg mit dergleichen bezeichnet. Er erzählt dem Ankömmling die dazu gehörigen Geschichten, und auf diese Art werden einige unbedeutende Novellen eingeführt, worunter die erste aus *the Orphan*, einem bekannten englischen Trauerspiel, ohne weiteren Zusatz verfertigt worden ist. In der dritten nehmen sich die Leoparden besonders gut aus, die in Portugall zwey Mädchen auf einem Spatziergange überfallen, und eines davon auffressen. „Zum Glück für mich," sagt die Uebriggebliebne, „hatten sie bey meiner unglücklichen Freundin angefangen." Diese Stelle lautet nicht sehr empfindsam, und der *Vf. weis doch* sonst wohl, was Empfindsamkeit ist, da er seine jungen Verirrten, Rosemont und Luischen, den Entschluss fassen lässt, als enthaltsame Einsiedler, einzeln jedoch nachbarlich, ihr Leben hinzubringen. Am Ende freylich erkennt man sich, verzeiht sich, tritt einander die Geliebte ab, und der Leser bekommt „die goldne Regel" mit auf den Weg: „dass die Leiden„schaften die Feinde unsrer Ruhe sind, und dass sie „uns nur glücklich machen, wenn sie der Verstand „despotisch unter seinem Scepter hat."

## KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Nürnberg*, in d. Rasp. Buchh.: *Reliquiae houstonianae seu plantarum in america meridionali*, a *Gulielmo Houstoun*, M. D. R. S. F. collectarum icones manu propria aere incisae; cum descriptionibus e schedis ejusdem in bibliotheca *Josephi Banks*, Baroneti R. S. P. asservatis. Juxta exemplari londinense. Editio in Germania *prima*. 1794. 12 S. 8. 26 Tafeln. Wem an den Besitz der Originalschrift gelegen ist, welche sonst von dem Besitzer verschenkt wurde, kann nun diesen genauen Nachdruck dafür nehmen. Aber wir zweifeln an dem Bedürfniss einer editio in Germania *secunda*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Januar 1797.

## ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, b. Johnson u. Edwards: *Narrative of a five years expedition against the Negroes of Surinam, from the Year 1772 to 1777 by Capt. J. G. Stedman.* Vol. I. 1796. 407 S. Vol. II. 404 S. 4. nebst 80 Kupfertafeln.

Die vielen vom Vf. an Ort und Stelle (obgleich, so viel der Augenschein lehren kann, weder richtig noch schön) gezeichneten Kupfer vertheuern das Werk ungemein, und eine grosse Zahl derselben würden die wenigsten Leser vermissen, weil sie das Gefühl empörende Scenen, wie Züchtigungen und Strafen unglücklicher Neger, eine Menge der unbedeutendsten Gegenstände, oder surinamische Naturmerkwürdigkeiten, darstellen, die bessere Naturforscher, als der Vf., längst richtiger und getreuer abgebildet haben. Die Stärke beider dicken Bände, die so viel alltägliches, von andern längst Beobachtetes, wiederholen, oder nur Freuden und Leiden erzählen, die den Vf. selbst oder seine geliebte Johanna, eine Mulattensclavin, betrafen, ist uns eben so auffallend gewesen. Aber er verbreitet sich dabey über die Geschichte der Kolonie Surinam, und die einzelnen Vorfälle des Krieges zwischen den Einwohnern und ihren rebellischen Negersclaven, die barbarische Behandlung der letztern, davon hier so viel einzelne Beyspiele gehäuft sind, dass wir mehr als einmal sein Buch haben weglegen müssen. Auch verweilt er zu oft und zu lange bey jedem ihm neuen Naturgegenstand, durch deren häufig aus Fermin, Bancroft u. a. entlehnte Beschreibung sein Tagebuch seltsam genug unterbrochen wird. Wer sich indess überwinden kann, so viele mit des Vf. Abentheuern, Streitigkeiten, Duellen, Krankheitsgeschichten und Mühseligkeiten angefüllte Blätter zu durchlaufen, wird am Ende doch mit ihm ausgesöhnt, weil er seinen Lesern die unglaublichen Beschwerden eines europäischen Corps, das in den unwegsamen Wäldern und Sümpfen eines heissen Landes die Schlupfwinkel der entlaufenen Neger aufsuchen muss, auch die Lebensart der surinamischen Colonisten und manche Eigenthümlichkeiten dieses Landes sehr darstellend schildert.

Hr. *S.*, ehemals Officier der schottischen Brigade in Diensten der Generalstaaten, ward 1772 mit einem besondern Corps nach Surinam geschickt, um die Colonie gegen die Verwüstungen der entlaufenen Neger zu schützen, und hatte das Glück den gröfsten Theil seiner Gefährten zu überleben, die theils durch das ungesunde Klima, theils durch den Geiz und Starrsinn ihres Führers, des Obersten Fourgoud, aufgerieben wurden. Die Seereise dahin wird umständlich genug beschrieben, und der Vf. unterläfst nicht, verschiedene fliegende und andere Fische durch Abbildungen seinen Lesern mitzutheilen. Wir übergehen ebenfalls die alte Geschichte der Colonie, und die Einleitung über das Land Guiana, auf dessen Küste Surinam nebst andern Niederlassungen belegen ist. Die Karte, welche letztere erläutern soll, ist dieselbe, welche Hartsink schon seiner Beschreibung der holländischen Colonieen beygefügt hat. Auf einer andern, die Surinam allein vorstellt, kann man zugleich die Marschruthen des Obersten Fourgoud und des ihm untergebenen Corps gegen die Neger sehen, deren Wohnungen nach langen Umherziehen durch dicht verwachsene Waldungen verbrannt, und sie selbst von ihren Verfolgern gezwungen wurden, nach Cayenne zu entfliehen. Das Wasser bey Paramaribo, der Hauptstadt von Surinam, ist nicht trinkbar, und die Schiffe müssen ihren Wasservorrath auf 6 deutsche Meilen weit Landeinwärts holen. Schon um 1728 wurden die entlaufenen in den Wäldern versteckten Neger der Colonie gefährlich, und sie mussten 1749 mit ihnen Frieden schliefsen. Ihre bisherigen Anfälle auf die entlegensten Plantagen wurden theils aus Rache gegen ihre tyrannischen Herren ausgeführt, theils um sich mit Waffen und Gewehr zu ihrer Vertheidigung zu versehen. Die Rebellen, welche unser Vf. bekriegen mufste, empörten sich um 1772 am Flusse Cottica gegen ihre Herren, und damals ward gegen sie in Surinam ein Corps freygelassener Neger errichtet, die den Einwohnern die wichtigsten Dienste geleistet haben. Mit ihnen mufste auch unser Vf. die Feinde der Colonisten verfolgen. Die Matrosen der holländischen Handelsschiffe werden von den Pflanzern sehr mishandelt. Sie müssen ihnen die schwersten, niedrigsten Arbeiten ohne alle Belohnung verrichten, und will der Capitain seine Leute schonen, so läuft er Gefahr, ohne Ladung heimzukehren. Das Rindfleisch ist in Surinam sehr schlecht. Rinderbraten wird häufig aus Holland in dicht verwahrten blechernen Behältnissen herüber geschickt, und kömmt sehr gut an, da weder Luft noch Wasser eindringen kann. Schweine werden hier mit unreifen Ananas gemästet. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Paramaribo gingen die Truppen den 3. Jul. 1773 gegen die Neger zu Felde. Sie wurden aber erbärmlich verpflegt, und mufsten sich von gesalzenen Fleische und harten unverdaulichen Schiffszwieback nähren, weil ihr Oberster behauptete, keine Speise wäre in den heissen Himmelsstrichen gesunder, als diese.

dieſer. Eben derſelbe hielt den Leuten den Sold zurück; daher konnten ſie ſelten einige Erfriſchungen kaufen. Ihnen ward weder Arzt noch Wundarzt, in den wüſten Gegenden mitgegeben, ſie litten alſo eben ſo ſehr durch die ſchlechte Koſt, als von den Stichen der Muſquitos und andern Ungeziefers, und der elenden Pflege in den immer angehäuften, oft mitten in faulenden Sümpfen angelegten Spitälern. In den Wäldern giebt es ungeheure Schlangen, der Vf. erlegte eine, die 22 Fuſs lang war. Ganz ausgewachſen erreichen ſie die Länge von 40, und im Umfang haben ſie völlig vier Fuſs. Die Eingebohrnen nennen ſie Aboma; aber ihre Kraft, die andere von ihr erzählen, den Gegenſtand, den ſie verſchlingen will, zu bezaubern, daſs er ſich nicht von der Stelle bewegen kann, leugnet Hr. *S.* In den Wäldern konnten die Truppen nur hintereinander marſchieren. Zwey Neger muſsten mit Holzäxten den Weg öffnen, und die übrigen waren unter die Soldaten vertheilt, die halbverdorbenen Lebensmittel mitzuſchleppen. In dieſem undurchdringlichen Dickigt wurden die Leute bey der unerträglichſten Hitze von Dornen verwundet, oder von Ameiſen, Chigos, wilden Bienen und andern Inſecten zerſtochen. Der Bienenſtich verurſacht gewöhnlich Fieber, und Blindheit auf einige Stunden, wenn die Augenlieder verwundet werden. Die leichte europäiſche Kleidung ward bald auf ſolchen Märſchen zerriſſen, und Officiere und Gemeine gingen baarfuſs. Wegen ſeiner durch ſolche Märſche, und Mangel an aller Pflege bald erſchöpften Geſundheit ward der Vf. und mehrere Officiere zur Cur nach Paramaribo zurückgeſchickt. Die armen Gemeinen blieben entweder in den Wäldern liegen, oder wurden in den armſeligen Hoſpitälern von unwiſſenden Aerzten bald hingeopfert. Wenn Hr. *St.* dieſe und andere Schilderungen des endlich überſtandenen Elends nicht übertrieben hat, ſo muſs man ſich wundern, wie man einem ſolchen Ungeheuer, wie dem Oberſten F., das Commando anvertrauete, und das ganze Corps ohne allen vernünftigen Zweck einem gewiſſen Tode überlieferte. In der Stadt ſahe der Vf. eine Ladung Negerſclaven ankommen und verkaufen. Die holländiſchen Sclavenhändler ſorgen nicht einmal dafür, daſs ihre Neger geſund und gut ausſehend ankommen. Der Vf. kann ihren traurigen abgemergelten Zuſtand nicht genug beſchreiben; er nennt den ausgeſchifften Trupp eine Auferſtehung von Haut und Knochen. Sie waren aber keinesweges traurig oder niedergeſchlagen, ſondern vielmehr munter und vergnügt. — Baumwolle wird erſt ſeit 1752 mit Vortheil in Suriname gebauet. Wenn die Regenzeit nicht zu lange dauert, giebt der Strauch guten Gewinn. Eine Plantage kann jährlich 25000 Pfund liefern. In den Wäldern von Guiana giebt es wilde Puten, die Einwohner nennen ſie nach unſern Vf. *booſſy Calcu*, wahrſcheinlich Boſch Calcoen. Wir haben bey mehrern Stellen ſeines Werks bemerkt, daſs ihm die holländiſche Sprache nicht geläufig war. Bey den Streifereyen durch die verwachſenen Waldungen, um die aufrühriſchen Neger aufzuſuchen, irrten die Truppen oft Tage lang umher ohne Waſſer. Ihre Negerſclaven zeigten ihnen zuweilen, wie man daſſelbe ohne viele Mühe, aus wilden Ananaspflanzen, dicht bey der Wurzel abgehauen, gewinnen könnte. Manche Pflanze, die während der Regenzeit alle Feuchtigkeit, vermittelſt ihrer Blätter, aufgefangen hatte, gab zuweilen eine Kanne guten trinkbaren Waſſers. In Paramaribo wird das Weglaufen der Neger noch ſehr häufig mit Abhacken der Füſse beſtraft. Man braucht dieſe Unglücklichen hernach als Ruderer der Böte und andrer Fahrzeuge ihrer Herren. Aber viele überleben auch dieſe Operation nicht. — Die Yams erreichen in Surinam eine faſt unglaubliche Gröſse. Sie wiegen vierzig bis ſechzig Pfund, und von einem engliſchen Morgen kann man zehn bis zwanzigtauſend Pfund dieſer Früchte gewinnen. Ihre Reife erlangen ſie erſt in ſechs bis acht Monaten, man kann ſie ein Jahr lang aufbewahren; und ſie dienen vorzüglich zur Speiſe der Negerſclaven. — Geſuchtere Leckerbiſſen ſind in Surinam eine Art Würmer, die in der Kohlpalme häufig gefunden werden (*Curculio palmarum*), die Gröſse und Dicke eines Mannsdaums haben, und gebraten verſpeiſt werden. Sie heiſsen Gru-gru, und haben einen ſehr gewürzhaften Geſchmack, aus ihrem Fett wird auch eine Art Butter gewonnen. Den Jaguar oder amerikaniſchen Tiger beſchreibt der Vf. weit gröſser und furchtbarer, als Büffon und andere ihn ſchildern. Manche ſind von der Schnauze bis zur Spitze des Schwanzes ſechs Fuſs lang. Sie verzehren eine Ziege oder ein Schaaf ohne Umſtände; Pferde und Rindvieh werden von ihnen auf den Plantagen getödtet, und man hat Beyſpiele, daſs ſie Negreſſen und Negerkinder weggeſchleppt haben. Die gemächliche, wollüſtige Lebensart eines Plantageneigenthümers beſchreibt Hr. *St.* ſehr maleriſch. Er hat auch einen dieſer Weichlinge in ſeiner Morgenkleidung abgebildet, wie ihm ein Negermädchen ein Glas Madera reicht. Auf die Dauer iſt aber dieſe Lebensart nicht; denn da ſie ihre Beſitzungen meiſt mit fremdem Gelde erkaufen, ſo reicht der Ertrag ſelten zu ihren Verſchwendungen hin, und ſie ſind nach Verlauf einiger Jahre genöthigt, ihr Gut den Gläubigern zu hinterlaſſen. Die Neger werden unter ſolchen Wollüſtlingen über ihre Kräfte angeſtrengt, und tyranniſch behandelt. — Früchte, mit einer dünnen feinen Haut umgeben, gedeihen in den tropiſchen Gegenden nicht. Daher wachſen in Surinam keine Trauben, Kirſchen, Pflaumen, Apricoſen, Pfirſchen, nicht einmal Aepfel oder Birnen. Der Vf. kommt nun wieder auf die beſchwerlichen Märſche der Truppen durch die Wildniſſe. Wollten ſie ausruhen, ſo verſcheuchten die Muſkitos den Schlaf; am Tage wurden ſie von Chigoes, giftigen Ameiſen und andern Ungeziefer zerfreſſen, daſs ſie ganz mit Eiterbeulen bedeckt waren; dabey muſsten ſie häufig durch tiefe Sümpfe marſchieren, welche ſie bis an die Achſeln im Waſſer durchwadeten. Es fehlte ihnen oft an Lebensmitteln, ſie erhielten ſich zuweilen Tage lang von einer halben Portion, oder von Reis, Yams und Mahis, welche ſie in den zerſtörten Schlupfwinkeln der Neger fanden,

den, und die jüdischen Soldaten der Compagnie waren so ausgehungert, dafs sie Pöckelschweinfleisch begierigst verzehrten, wenn sie nur ein Stück habhaft werden konnten. Und diese Märsche wurden immer in der Regenzeit unternommen. Unter den vielen Bäumen und Gewächsen, die in diesem Werke gelegentlich beschrieben werden, wobey der Vf. aber nicht allemal bemerkt, ob er seine Beschreibung auf der Stelle aufsetzte, oder von andern entlehnte, fand man in den Wildnissen von Guiana den Matakibaum. Dessen sehr hohe Wurzeln verbreiten sich so weit über den Boden, dafs zwanzig Mann darunter stehen können, ja ein Reuter durch die Oeffnungen der Wurzeln ungehindert durchzureiten im Stande ist. Weiter wird übrigens von dessen Eigenschaften nichts erwähnt. Die ursprünglichen Einwohner von Surinam, die Aruwaken und andere Völkerschaften beobachtete Hr. S. nur in Paramaribo; aus Erzählungen anderer rückt er indessen Schilderungen ihres Charakters und ihrer Sitten ein, die keine neue Aufschlüsse geben. Hier sah er auch einen portugiesischen Juden die Kinder eines Hn. Reinsdorf im Christenthum unterrichten. An Tonnenzahl bezahlt jedes Schiff aus Holland 3 Gl. und aus Nordamerika 6 Gl. für die Tonne, ausser dem besondern Zoll für alle Artikel der Ein- und Ausfuhre. Die Einwohner selbst sind auch mit mancherley Abgaben beschwert. Weifse und Neger bezahlen Kopfgeld, Kinder unter zwölf Jahren ohne Unterschied der Farbe und des Geschlechts 1 Gl. 5 Stüver und Erwachsene drittehalb Gulden. Dennoch stiegen während der Zeit, dafs der Vf. in dieser Colonie diente, die gesammten Staatseinkünfte nicht über 1282000 Gl. Die Negerinnen in Surinam sind bey guter Pflege und Behandlung sehr fruchtbar. Der Vf. kannte eine, die in drey Jahren neun Kinder geboren hatte, im ersten Jahre vier, im zweyten zwey, und im dritten drey. Auch die sogenannten Touvingas, oder Negerfamilien, die nur zwey, drey oder vier Finger und Zehen an jeder Hand oder jedem Fufs haben, sahe er. Er nennt sie *Accoris*. Uns wundert, da er gewöhnlich jeden ihm merkwürdigen Gegenstand abzubilden versucht hat, dafs er diesen besondern Stamm abzuzeichnen vergafs. Hartsinck, den er bey seinem Werke verschiedentlich benutzte, hat sie im zweyten Theil seiner Beschreibung von Surinam wirklich abgebildet. Letzterer sagt auch, dafs sie blofs zu einer misgestalteten Familie gehören, kein ganzes Geschlecht ausmachen, wie einige behauptet haben, und dafs sich ihre Anzahl sehr vermindere. Der bekannte Neger *Graman Quaci*, durch den 1730 die medicinischen Kräfte der Quassia bekannt wurden, lebte noch bey des Vf. Anwesenheit in Paramaribo. Er war bey den Schwarzen in grofsem Ansehen, denen er Amulete oder sogenannte Obias verkaufte. Hr. S. hat ihn auch in seinem bordirten Rock und Federhut in Kupfer stechen lassen. Das ungesunde Klima, die Strapazen und schlechte Nahrung hatten unter dem Corps, bey welchem der Vf. in Surinam stand, solche Verheerungen angerichtet, dafs von fast 1200 gesunden Europäern nicht hundert nach Holland zurückkehrten, und unter diesen waren nicht zwanzig bey völliger Kraft und Gesundheit. Am Ende dieses Tagebuches ist eine kurze Geschichte der schottischen Brigade in niederländischen Diensten angehängt, zu der unser Vf. bis 1783 gehörte. Doch ausser ihrer ersten Errichtung von 1570, wo sie blofs aus einigen independenten Compagnieen bestand, meldet er von ihren Schicksalen nichts weiter, als einige Beweise ihrer Tapferkeit in den niederländischen Kriegen, nicht einmal, dafs sie lange Zeit die Besatzung in den an England verpfändeten Häfen Briel, Vlieffingen und Kamakens ausmachten, und erst 1616 in Dienst der Generalstaaten kamen, wie Jacob I ihnen diese Plätze gegen 250,000 L. wieder einräumte.

Zum Schlusse wollen wir noch ein kurzes Verzeichniss der naturhistorischen Abbildungen anhängen mit Nachweisungen besserer Darstellungen derselben Gegenstände, so viel uns deren bekannt sind. Wo keine andern angegeben sind, kennen wir auch keine andern, wenigstens keine bessern.

Tom. I.

*The Dorado* = *Coryphaena Hippurus. Linn.* — Bloch. Taf. 174.
*The flying Fish* = *Exocoetus Volitans. L.* — Bloch. Taf. 398.
*The Sawfish.* = *Squalus Pristis. L.* — Bloch Taf. 120.
*The Shaddock* = *Citrus decumana. L.* — Rumpf. Amb. 2. t. 24. f. 2.
*The Tamarind Tree* = *Tamarindus Indica. L.* — Jacquin Stirp. Amer. pict. t. 13.
*The Toucan* = *Ramphastos Toco. L.* — Buffon planch. enl. 82.
*The Sunfowlo or Flycatcher* = *Ardea Helias.* — Pallas neue nord. Beyträge B. 2. T. 3.
*The Ai* = *Bradypus tridactylus. L.* — Schreber Säugthiere. Taf. 64.
*The Unau* = *Bradypus didactylus. L.* — Schreber Säugth. Taf. 65.
*The Micou* = *Simia argentata. L.* — Schreb. Säugth. Taf. 36.
*The Sikki-Sikki* = *Simia sciurea. L.* — Schreb. Säugth. Taf. 30.
*The Aboma Snake* = *Boa constrictor. L.?* oder vielmehr *Boa Cenchris. L.?*
*The Alligator or Cayman* = *Lacerta Alligator. L.* — Catesby Carol. 2. t. 63.
*The Leguana or Iguana Lizard* = *Lacerta Iguana. L.* — Seba muf. vol. I. t. 95 — 98.
*The blue et Yellow Macaw* = *Psittacus Ararauna. L.* — Buffon pl. enl. t. 36.
*The Amazon Macaw* = *Psittacus Ararauna. L.* — Buffon pl. enl. t. 641.
*The Cotton Tree* = *Gossypium vitifolium. L.* — Cavanilles 6. t. 166.
*The Armadillo* = *Dasypus novemcinctus. L.* — Schreber Säugth. T. 76.
*The Porcupine* = *Hystrix prehensilis. L.* — Schreber Säugth. 2. 168.
*The Cocoa-Nut-Tree* = *Cocos nucifera. L.* — Jacquin Stirp. amer. 4. 169.
*The Manicole or Lantanier* = *Manicaria saccifera?* oder *Cleophora Lantania?*
*The Peacock-Pheasant* = *Crax Alector. L.* — Buffon pl. enl. 86.
*The Agamy* = *Ardea Agami. L.* — Buffon pl. enl. 859.
*The Bajew or Stag of Guiana* = *Cervus mexicanus. L.* — Buffon hist. nat. VI. t. 37.
*The Virrebocerra* = *Moschus americanus. L.*
*The Sugar-Cane* = *Saccharum officinarum L.* — Planck pl. med. t. 40.
*The Red Curlew* = *Tantalus ruber. L.* — Buffon pl. enl. t. 80. 81.

*The Spurwinged Waterhen* = *Parra variabilis. L.* — Buffon pl. enl. t. 846.
*The Plantain et the Banana* = *Musa paradisiaca et Sapientum Trew.* — Ehret. t. 18 — 23.
*The Pingo-Warree* = *Sus Scrofa et ferus.*
*The Pecary* = *Sus Tajassu. L.* — Buffon hist. nat. X. t. 3. 4.

Tom. II.

*The Quato* = *Simia Paniscus. L.* — Schreber. Taf. 26.
*The Saccawinkee* = *Simia Fithecia. L.* — Schreber Taf. 32.
*The Arnotto* = *Bixia orellana.* — *Sonnerat* Voy. de la Nouv. Guinee. tab. 13. und die Frucht beym Gärtner de fructib. et Seminib. plantar. tab. 61. f. 3.
*The Gru-Gru* = *Curculio palmarum L.* Der Käfer ist oft gezeichnet, allein die Raupe unsers Wissens noch sonst nie.
*The Anamon* oder *Tinamou* = *Tetrao major. L.* — Buffon planch. enluminées. pl. 476.
*The Woodrat* = *Cavia Akuschi.* — Schrebers Säugth. t. 162.
*The Crabbodago or Grison* = *Viverra vittata* — Schrebers Säugth. t. 124.
*The Jaguar* = *Felis Onca. L.* — Schreb. Säugth. t. 102.
*The Tyger-Cat.* = *Felis tigrina. L.* — Schreb. Säugth. t. 106.
*The Maureecee-Tree* = *Mauricia flexuosa.*
*The Mountain-Cabbage.*
*The beetle that produces the maureeceeworms. F. et G.* = *Curculio Palmar.*
*Limes* = *Limonia monophylla.* Burm. zeyl. t. 65. f. 2. et *Limonia acidissima.* Rumph. amb. 2. t. 43.
*Mammy Apple* = Jacquin Stirp. amer. pict. t. 248.
*Capsicum* = *Capsicum. Linn.* Allein es giebt so viele Varietäten, die nur durch Kleinigkeiten vom Botaniker unterschieden werden, welche Hr. *S.* nicht gezeichnet hat: daher man diese nicht bestimmen kann.
*The Marine Opossum* = *Didelphis marina.* — Schreb Säugth. t. 149.
*The Vampire* = *Vespertilio Spectrum. L.* — Schreb. Säugth. t. 45.
*The Aguti* = *Cavia Aguti.* — Schreb. Säugth. t. 172.
*The Paca* = *Cavia Paca.* — Schreb. Säugth. t. 171.
*The Tapir* = *Tapir Americanus.* — Buffon. Supplem. Vol. XI. ed. 12mo. tab. 1.
*The Manati* = *Trichechus Manatus australis. L.* Davon ist noch keine gute Zeichnung vorhanden.
*The Green Butterfly* = *Papilio Leilus. Linn.*
*The Rattle Snake* = *Crotalus Durissus.* — Vosmaer. Monograph. tab.
*The Dipsas* = *Coluber Dipsas. Linn.* — Seba Mus. 2. t. 24. f. 2.
*The Cacao Tree* = *Theobroma Cacao.*
*The Musk Melon* = *Cucumis Melo variatas.*
*The Water Melon* = *Cucurbita Citrullus.* — Blackwal herb. t. 167.
*The Pine Apple* = *Bromelia Ananas.*
*The Yellow Woodpecker* = *Picus cinnamomeus.* — Buffon. pl. enl. 524.
*The Woodlouse fowl* = *Trogon Curucui.* — Buffon pl. enl. 452.
*The Indigo-plant* = *Indigofera Anil?*
*The Tamandua* = *Myrmecophaga jubata.* — Schreb. Säugth. t. 67.
*The Conti-Mondi* = *Viverra Nasua.* — Schreb. Säugth. t. 118.
*The Spoonbill* = *Platalea Ajaja.* — Buffon pl. enl. t. 165.
*The Jabiru* = *Mycteria Americana.* — Buffon pl. enl. t. 817.
*The Coffee Tree* = *Coffea arabica.* — Regnier botan. t. 303.
*The Shark* = *Squalus Carcharias.* — Bloch. t. 119.
*The Remora* = *Echeneis Remora.* — Bloch. t. 172.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Halberstadt, b. dem Vf. u. im Waisenhause: *David Klaus.* Ein Sittenbuch für gute Leute in allen Ständen, von *Joh. Werner Streithorst.* 1796. XXXVI u. 184 S. 8. (10 gr.)

Eine Erweiterung des Aufsatzes, den Hr. Consistorialrath Streithorst geschrieben und der Nekrolog wiederholt hat. Die ganze Geschichte des bürgerlichen Lebens von *Dav. Klaus* läfst sich in diese wenigen Worte zusammenfassen: D. Kl. war eines Hirten Sohn, selbst Hirte, hernach Hospitalit und Vorleser im Armenhause; nie Gatte oder Vater. Alles dies ist an sich nicht merkwürdig, wird es aber dadurch, dafs ein Mann in so ungünstigen Verhältnissen, in einem so beschränkten Lebenskreise, in solcher Niedrigkeit und Armuth ein ausgezeichnet denkender, verständiger, und an edlem Sinn und Herzen wenige seines Gleichen habender Mensch geworden ist. Die Geschichte seiner Geistesbildung ist sehr anziehend. Aus einer innern, regen Wifsbegierde, (wie sie sich bey der Musse des Hirtenstandes unter den offnern Köpfen doch nicht selten äufsert,) sucht er sich Kenntnisse aller Art zu erwerben, liest unabläfsig, macht aus allen Gelesnen Auszüge, schafft sich nach und nach eine Bibliothek von mehr als 1000 Bänden an, von der man kaum begreift, wie ein so dürftiger Mann die Kosten dazu aufbringen konnte. Er bekommt einen unter den Denkern der untern Stände nicht ungewöhnlichen Hang zur Mystik, der aber bey ihm sonderbar mit reinen, vernünftigen, hellen Einsichten über Angelegenheiten der Religion und des Lebens gepaart ist, und nichts weniger als in Fanatismus ausartet. Aber noch mehr fesselt der fleckenlose Charakter dieses Mannes, der sich in Frömmigkeit, Demuth und Bescheidenheit, Sanftheit, Arbeitsamkeit, Wohlthätigkeit, Dienstfertigkeit, Zufriedenheit mit seinem Loose, überhaupt durch jede Tugend auswies, zu deren Ausübung ihm die kleine Sphäre seines Thuns und Treibens Gelegenheit gab. Doch wie er das alles war, mufs man selbst in seines Freundes Streithorsts Darstellung lesen, die bey aller Einfachheit doch durch den Inhalt selbst, durch die Wahrhaftigkeit des Erzählers und durch die eingestreuten, zu dem Zwecke eines Sittenbüchleins vorzüglich passenden Winke, Lehren und Nutzanwendungen einen bedeutenden Werth erhält. Den gröfsern Theil dieser Schrift macht *David Klausens Spruchsammlung* im Auszuge, nach gewissen Rubriken geordnet, aus. Eine Sammlung goldner Sprüche! Zum Hand- und Lesebuch für die untern Stände hat auch Hr. *v. Dohm* neulich in einer in der Halberstädischen literärischen Gesellschaft gehaltnen Vorlesung die Streithorstische Schrift besonders empfohlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. Januar 1797.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, b. Curts Erben und London, b. Elmsly: *Novum Testamentum Graece.* Textum ad fidem codicum, versionum et Patrum recensuit et lectionis varietatem adiecit D. *Joh. Jac. Griesbach.* Volumen I. IV Evangelia complectens. *Editio secunda* emendatior multoque locupletior. Ausser der Vorrede, die Prolegomena 132, der Text und die Anmerkungen 554 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Bey einem Werke, das, wie dieses in der Kritik des neuen Testaments, Epoche gemacht hat, und in seiner Art schwerlich jemals von einem andern übertroffen werden wird, welches alle Vollkommenheiten des gegenwärtigen eben so in sich vereinigte, ist es vorzügliche Pflicht eines Recensenten, das Eigenthümliche desselben und dessen Werth und Verdienste darzustellen. Zwar kann man dieses schon bey Allen, die sich um jene Kritik bekümmern, als bekannt aus der ersten Ausgabe, voraussetzen, die im J. 1775 und 77. auch in zwey Bänden erschien. Aber diese zweyte ist nicht nur völlig um die Hälfte vermehrt, sondern sie ist auch mit einem so neuen vieljährigen, und, fast möchten wir sagen, ängstlichen Fleisse bearbeitet, dass man dieses Werk, wie es jetzt ans Licht tritt, und so weit es Eines ganz zu dieser Arbeit gemachten Mannes Kräfte, oder vielmehr die Umstände erlauben, unter welchen jetzt diese Sache auszuführen möglich war, ohne Uebertreibung eines der vollendetsten nennen kann. Es muss Hn. G. eben so erfreulich als ehrenvoll seyn, dass diese zweyte Ausgabe in eine Zeit fällt, wo seine Grundsätze in der Kritik des N. Test. gewiss von allen unbefangenen Kennern gebilligt werden, und dass Er das Verdienst hat, vornehmlich durch seine Schriften, diese Grundsätze geltend und einleuchtend gemacht zu haben; ja dass man selbst in England, wo das Studium dieser Kritik, ausser Deutschland, am meisten getrieben wurde, diese Verdienste schätzen gelernt hat. Ein Beweis davon ist der Antrag des Herzogs von *Grafton*, dessen Ausgabe in England wieder drucken zu lassen, welches Gelegenheit gab, dass, da Hr. G. eben mit dieser neuen Ausgabe umging, diese in Deutschland unter seinen Augen gedruckt und nur eine gewisse Anzahl von Exemplarien auf Englischem Papier, welches der Herzog zu diesem Behufe nach Jena hatte senden lassen, in einer etwas andern Gestalt für England abgezogen wurden. Um zu zeigen, was Hr. G. geleistet habe, wollen wir *erstlich* von seiner jetzigen Sammlung der verschiedenen Lesearten Nachricht geben; *alsdann* bemerken, wie er daraus den abgedruckten Text gebildet, oder dessen Recension, wie man es nennt, zu Stande gebracht habe; *zuletzt* aber von seinen Prolegomenen reden, worinn er von seinem Unternehmen, den dabey gebrauchten Hülfsmitteln, den Regeln, welche er bey deren Gebrauche befolgt hat, und den danach getroffnen Einrichtungen, Rechenschaft giebt.

Die Absicht bey dieser ganzen kritischen Ausgabe war: einen gedrängten Auszug aus dem ganzen kritischen Apparat zum Texte des Neuen Testaments zu geben, der in so vielen zum Theil grosen und kostbaren Werken und Schriften zerstreut liegt; und dadurch nicht nur Anfängern in dieser Kritik das Wissenswürdigste in diesem Fache bekannt zu machen, sondern auch Gelehrten die Bequemlichkeit zu verschaffen, mit einem Blick das Verlangte zu übersehen, und alle bekanntgewordne Zeugen für eine Lesart beysammen zu finden. Hr. G. hat deswegen geflissentlich keine nur irgend wissenswerthe Varietät übergangen, vielmehr alles von dem gewöhnlichsten gedruckten Texte (d. i. dem Elzevirischen von 1624.) abweichende zusammengetragen, wenn es eine wahrscheinliche Lesart enthielte; oder etwas beytragen konnte, ächte Lesearten von Verfälschungen leichter zu unterscheiden, und der Geschichte des griechischen Texts, seiner verschiednen Recensionen und der verschiednen Familien von Handschriften, mehr auf die Spur zu kommen; oder wenn Lesearten in mehrern wichtigen Handschriften vorkamen, oder sich in einige erhebliche Ausgaben eingeschlichen hatten, oder den Sinn merklich änderten, oder zur Erklärung der von den heiligen Schriftstellern gebrauchten Redensarten einigermafsen dienen konnten. Er ist zu dem Ende die *Millischen*, *Bengelschen* und *Wetsteinschen* Sammlungen nochmals so genau durchgegangen, als hätte er sie vorher noch gar nicht excerpirt, und mit eben dem Fleiss die kritischen Ausgaben von *Matthäi*, *Alter* und *Birch*. Er hat die zerstreuten Beyträge, die *Knittel*, *Treschow*, *Michaelis*, *Döderlein*, *Eichhorn*, u. a. aus Handschriften gegeben haben, die in England besorgten herrlichen Abdrücke der Alexandrinischen und Cambridger Handschrift, und alles dasjenige benutzt, was Er selbst ehedem in England und Frankreich aus Vergleichung wichtiger und in seinen Symbolis beschriebenen Handschriften gewonnen hatte. Bey dem Gebrauch der alten Uebersetzungen hat er zwar *Mills*, *Bengels* und *Wetsteins* Ausgaben, aber auch, ausser eignen Beobachtungen, das weit Zuverläfsigere zu Rathe gezogen, was *Bode*, *Whits*, *Storr*, *Adler*, *Woide*, *Münter*, *Georgi* u. a. bekannt gemacht, bey der

Armeniſchen aber beſonders, was ihm Hr. *Bredenkamp* und bey der *Slavoniſchen*, was ihm Hr. *Dobrowski* mitgetheilt hatte, von welchem letztern insbeſondre hier (Prolegom. p. 127. ff.) merkwürdige Nachrichten von 12 Handſchriften dieſer Slavoniſchen Ueberſetzung und der dreyfachen Art von Ausgaben derſelben vorkommen. Daſs er die Leſearten der Sahidiſchen und ſogenannten Syriſch-Hieroſolymitaniſchen, die erſt ganz neuerlich bekannt gemacht worden, mit in dieſe neue Ausgabe aufgenommen habe, läſst ſich von ſelbſt erwarten. Sehr genau hat er vornehmlich die von *Blanchini* und *Sabatier* herausgegebnen alten lateiniſchen Ueberſetzungen, ſowohl die ſogenannte *Itala* als *Vulgata*, verglichen und die Excerpte, welche *Dobrowski*, *Alter* u. a. daraus gemacht, mit benutzt. Bey den Kirchenvätern (aus welchen freylich noch manche Nachleſe muſste zurück gelaſſen werden) hat er theils das von Andern bereits Geſammlete, theils, was ihm eigene Lectüre darbot, gebraucht, und wenigſtens des in dieſem Stück ſo wichtigen Origenes ſämtliche griechiſche Leſearten aufgenommen.

Ein für dieſe Ausgabe ſehr vortheilhafter Umſtand war es, daſs in dem Zeitraum, der zwiſchen ihr und der erſtern verfloſs, ſo manche einzelne treffliche Quellen für die Kritik des Neuteſtamentlichen Textes entweder eröffnet oder mehr gereinigt worden waren. Dies und die nochmalige Reviſion der bey der erſten Ausgabe gebrauchten, ſowohl als Vergleichung derer Hülfsmittel, die damahls zwar ſchon hätten gebraucht werden können, aber von ihm gar noch nicht oder nicht genug zu Rathe gezogen waren, hat den Vorrath von Varianten in dieſer neuen Ausgabe ſehr bereichert. So hatte Hr. G. ehedem noch nicht die Stellen aufgenommen, die ſich als Fragmente aus dem Evangelio der Hebräer erhalten haben, und die man jetzt, vornehmlich bey Matth. 3 und 18, eingetragen findet. (Doch vermiſſet Rec. die Verſchiedenheit und Zuſätze dieſes hebräiſchen Evangelii bey Matth. 19, 16. flg., welche Origenes in den Tomis aufbehalten hat, und bey Lucä 22, 15, die verſchiedne Leſeart des gedachten Evangelii, wie ſie Epiphanius haer. XXX, 21. anführt.) Eben ſo waren in der erſten Ausgabe manche Leſearten vermuthlich übergangen worden, weil ſie nur unbeträchtliche Zeugen für ſich hatten; jetzt, nachdem ſie durch wichtigere Zeugen bewährt ſind, haben ſie billig einen Platz erhalten, wie z. B. Matth. 5, 48. ὁ ἐρανιος und ὁ ἐν οὐρανοις, Kap. 18, 12. ἐχι ἀφησει oder ἀφιησιν — ἐπι τα ὀρη και πορευθεις ζητει etc. v. 15. ὑπαγε και ἐλεγξον, v. 16. μετα σεαυτε und σαθησεται, v. 26. ὁ δουλος ἐκεινος, Kap. 19, 13. προσηνεχθησαν, v. 16. προσελθων τω Ιησε. γονυπετων αὐτον και λεγων. Andere Leſearten ſind wenigſtens jetzt genauer und vollſtändiger angegeben; als Kap. 18, 20. die Leſeart der Cambridger Handſchrift von der erſten Hand οὐκ εισι γαρ — ὀνομα, παρ' οἱς οὐκ εἰμι. Manche ſind auch ganz neu; d. i. ſie ſtehen in keiner vor der Griesbachiſchen erſchienenen kritiſchen Hauptausgabe, weder bey Mill, noch Bengel, noch Wetſtein, und ſind gröſstentheils erſt eine Ausbeute jener neuerlich entdeckten Fundgruben; als: Matth. 17, 26. der lateiniſche Zuſatz am Ende: ait Petrus: ita Domine; Kap. 18, 21. ποσακις, ἐαν ἁμαρτησει εἰς ἐμε ὁ ἀδελφος μου, ἀφησω αὐτω; Kap. 19, 16. τι ποιησω ohne ἀγαθον; Marc. 12, 38. και ἐν τη διδαχη αὐτου ἐλεγεν. Wie ſorgfältig Hr. G. alles wieder nachgeſehen habe, ſieht man beſonders daraus, daſs er jetzt viele Zeugniſſe, die Wetſtein falſch angegeben und er ihm nachgeſchrieben hatte, ganz weggeſtrichen, an deren Stelle hingegen ſicherere geſetzt z. B. Matth. 18, 11. zu der Leſeart ζητησαι και σωσαι; und eben ſo, wo vorhin keine Zeugen genannt waren, wie Matth. 3, 12. bey αὐτου und Marc. 12, 38. bey der Leſeart ὁ δε διδασκων ἁμα ἐλεγεν αὐτοις, ſie nunmehr aufgeführt; wo ſonſt bloſs mit einem Aſteriscus eine verſchiedne Interpunction des Textes angedeutet war, jetzt die Zeugen für dieſelbe genannt z. B. Matth. 18, 12; auch öfter für die gemeine Leſeart die erheblichern Zeugen erwähnt hat, wie bey dem ελιη Matth. 5, 22., desgleichen bey Joh. 1, 2 und 3. 3, 25. etc. Conjecturen oder vorgeſchlagne Verbeſſerungen des Textes ſind nur hie und da berührt; ſie ſind ja auch mehr Kritik über den Text und gehören eigentlich in keine ſolche Sammlung, die nur Zeugniſſe für wirklich vorhandene Leſearten aufſtellen ſoll. Nur einmal erinnern wir uns eine vom Hn. G. ſelbſt vorgeſchlagne Aenderung angetroffen zu haben, bey Marc. 12, 21. wo er vermuthet, man müſſe am Ende leſen: και ὡσαυτως και οἱ ἑπτα.

Ueberhaupt kommt keine kritiſche Ausgabe des N. T. dieſer jetzigen in der ſich ſelbſt auf Kleinigkeiten erſtreckenden Treue bey, und wir haben oft die gewiſſenhafte Geduld bewundert, mit welcher Hr. G. die mindeſten Varietäten z. B. in den Handſchriften der alten lateiniſchen Ueberſetzungen, in Origenis und Andrer Schriften, ausgezeichnet, und unzählige Fehler ſeiner Vorgänger, auch ſelbſt eigne kleine Fehler der erſten Ausgabe, verbeſſert hat, und oft gewünſcht, daſs die, welche mit ſo vieler Verachtung oder hämiſchen Argwohn auf die Kritik des Neuen Teſtaments herabſehen, nur den zehnten Theil des gewiſſenhaften Fleiſses auf das, was ſie ſelbſt Gottes Wort nennen, und deſſen Bewährung wenden möchten. Wir haben in ſehr vielen Stellen recht gefliſſentlich nachgeſehen, ob Hn. G. Angaben durchaus mit den Quellen, woraus er ſchöpfte, übereinkämen, aber nicht eine einzige gefunden, wo man ihn einer falſchen Angabe zeihen könnte, ſo beynahe unvermeidlich es auch ſcheint, daſs ſich ſelbſt der Scharfſichtigſte bey einer ſolchen Menge von ausgezeichneten Kleinigkeiten nicht einmahl verſehen ſollte. (Nur bey Einer Stelle Joh. 13, 2. können wir uns darein nicht finden, daſs die Handſchriften der lateiniſchen Ueberſetzung *foſs. germ. gat.* für die Leſeart Ισκαριωτης, und doch hernach eben dieſelben wieder für die Leſeart der Vulgate Ισκαριωτε angeführt werden).

Daſs er bey der Auswahl aus einer ſo ungeheuren Menge von Varianten wie ſchon geſagt, ſehr wenige bloſse Conjecturen gelehrter Männer mit in ſein kritiſches Magazin aufgenommen; daſs er unerhebliche Leſearten aus jüngern Handſchriften, ganz unbedeutende

Vor-

Vorsetzungen der Worte, ungewöhnliche oder verdorbne Orthographie und andre Kleinigkeiten — ausgenommen, wenn dergleichen in sehr vielen und wichtigen Handschriften oder Uebersetzungen vorkamen, oder um eines besondern Umstandes willen berührt zu werden verdienten — ganz übergangen, oder sie nur ein für allemal erwähnt, auch unter den Zeugen nur die wichtigern namentlich aufgeführt, die Zahl der andern aber nur überhaupt angegeben hat: wird man ihm schwerlich zum Vorwurf machen, wenn man bedenkt: dass er nach seiner Absicht allen Ueberfluss vermeiden musste, dass einige wichtige Zeugnisse andere minder wichtige, die ohnehin gemeiniglich nur für ein Zeugniss gelten können, entbehrlich machten, und dass er durch seine alles concentrirende Ausgabe keinesweges andere Hauptausgaben ausser Gebrauch setzen wollte. Denn diese Ausgaben bleiben für den, der einzelne Stellen bis aufs Kleinste kritisch untersuchen, oder die nur unbestimmt oder im Allgemeinen angegebnen Zeugnisse genauer kennen lernen will, doch noch, sowohl als wegen der von jenen Kritikern gebrauchten Gründe, für den Vorzug einer Lesart, des Nachsehens werth. Was die höhere Kritik allenfalls über einige Stellen des N. Testaments sagen könnte, oder wirklich, es sey mit Recht oder Unrecht, geurtheilt hat, gehört noch weniger in eine solche Ausgabe, die, *wie wir schon gesagt haben*, eigentlich nur referiren soll, was sich durch ausdrückliche Zeugnisse des Alterthums bestätigt findet. — Uebrigens hat Hr. G. alle Verschiedenheiten des Textes und die Zeugnisse dafür in eine sehr gute Ordnung gestellt, dass man alles ohne Verwirrung gleich übersehen kann, und bey Stellen insbesondere, die für die Kritik sehr wichtig sind und wo der gewöhnliche Text am meisten einer *Sichtung* bedarf, wie z. B. Luc. 11, 2. fgg. Joh. 5, 3. 4. vornehmlich Joh. 7, 53—8, 11., sind die verschiedenen Lesearten und die Gründe für oder wider jede, in einer so bündigen Kürze und mit so vieler Bestimmtheit vorgelegt, dass man leichter alles übersehen und darüber urtheilen kann, als nach irgend einer andern Ausgabe.

Wir kommen nun zum abgedruckten *Text*, wie ihn Hr. D. G. aus und nach jenen Quellen und deren verschiednen Angaben *gebildet* hat. Dass er ihn so fehlerfrey, als ihm möglich war, herzustellen gesucht habe, versteht sich von selbst, eben sowohl als dass er darin die Regeln werde befolgt haben, die er für die richtigsten und sichersten erkannte. Sie lassen sich schon meistentheils aus seinen bisherigen Schriften abnehmen; jetzt hat er sie im 3ten Abschnitt der vorläufigen Einleitung genau und bestimmt angegeben, wovon wir noch in der Folge reden werden. Dass er danach den Text gewissenhaft und mit eben so vieler Bescheidenheit als Vorsicht eingerichtet habe, wird jeder, der seinen Charakter und seine Verfahrungsart aus seinen andern hieher gehörigen Schriften kennt, ohnehin erwarten, und Rec. kann zum Ueberfluss, nach einem gewiss nicht flüchtigen Studium dieser neuen Ausgabe, versichern, dass Hr. G. auch hier sich nirgends, wo er ihn verglich, verleugnet habe. Wem er hie und da keine Genüge gethan haben sollte, der wird hoffentlich auch die Schwierigkeiten mit in Anschlag nehmen, die bey diesem Geschäfte zum Theile unüberwindlich sind; er wird eben sowohl diese, wie sie besonders hier im zweyten Abschnitt der Prolegomenen pag. XLVI. ff. angedeutet sind, als die gedachten Regeln und die Beobachtungen, worauf sie sich gründen, vorher sich bekannt machen und selbst durch lange Uebung gelernt haben müssen, wie viele Vorsicht bey diesem Geschäfte nöthig sey, um sich nicht in seinem Urtheile zu übereilen; alsdann aber sich bescheiden, dass, bey einem solchen Zusammenfluss von kleinen Umständen, die man immer gegenwärtig haben, und wodurch dieses Urtheil gelenkt werden muss, in der Beurtheilung einzelner Lesearten nie eine völlige Uebereinstimmung von selbst Untersuchenden zu hoffen stehe, wenn sie gleich alle von eben denselben Regeln ausgehen sollten, die in verschiednen Köpfen, bey so grosser Verschiedenheit der Kenntnisse, des mehr oder minder geübten Gefühls, und selbst der Aufmerksamkeit, in der Anwendung sehr verschieden modificirt werden, und unmöglich alsdann durchaus gleiche Urtheile hervorbringen können. Selbst bey der Frage: welche Lesearten bey einer Stelle wohl, wo nicht in den Text aufgenommen, doch vielleicht auf dem Rande ausgehoben zu werden, verdient hätten? masst sich daher Rec. gar nicht an, mit Hn. G. zu rechten, ob er gleich, wiewohl nur bey sehr wenigen Stellen, glaubt, dass einige Varianten allerdings (z. E. Matth. 17, 26. die Lesart: *εἰπόντος δε, ἀπο των ἀλλοτριων*), statt anderer unbeträchtlichern bey andern Stellen, dieser Aushebung werth gewesen wären. Doch, da hier nur anzugeben ist, was Hr. G. in dieser Ausgabe, auch bey Bildung des Textes und den Vorschlägen zur Wahl unter mehrern Varianten, wirklich geleistet habe: so gestehen wir, dass auch hier sein neuer Fleiss unverkennbar sey. Zwar gab es hier wenig zu ändern, da schon in der ältern Ausgabe die Wahl der ziemlich in gleichem Werth stehenden Varianten bey einer Stelle, und die Recension des griechischen Textes, mit grosser Sorgfalt gemacht war. Aber doch fehlt es auch hier nicht an Beyspielen der neuen Bearbeitung; denn theils sind jetzt einige Lesearten in den *Text* aufgenommen, die zum Theil vorher nicht einmal auf den Rande ausgeworfen waren, theils sind noch mehrere auf dem innern Rande ausgezeichnet worden. So ist Matth. 18, 19. nunmehr *ἀμην* hinter *παλιν* in den Text zugesetzt, Luc. 1, 29. *ἐπι τω λογῳ* vor *διεταραχθη*, Luc. 8, 26. am Ende *ὁ δαιμονισθεις*, Joh. 1, 28. *βηθαναια* statt des vorigen *βηθαβαρα* Joh. 5, 8. *ἐγειρε*, und Joh. 9, 15. *μυ ἐπι τ ὀφθαλμους* dem Text einverleibt. Zu der andern Art des nun nicht blos unter den Varianten erwähnten, sondern auch auf dem Rande bemerkten gehört Matth. 6, 5. die Lesart *ὁταν προσευχ-σθε, ου ἐσεσθε* u. s. f. mit vielem Andern, das man bey der Vergleichung leicht finden wird. Selbst einige Lesearten stehen jetzt unter den ausgezeichneten, welche die erste Ausgabe nicht einmal in der Sammlung der Varianten enthielt, wie Luc. 9, 2. *τους ἀσθε-*

γεις, Joh. 8, 36. μενει εν αυτον, Kap. 19, 18. των λογων τουτων u. a.

Aus der erstern Ausgabe ist schon bekannt, dass, um den Raum in einer solchen Handausgabe möglichst zu sparen und selbst das Auge besser auf die Varietäten zu lenken, Buchstaben und Siglen in dem Text, auf dem Rande und in den Noten gebraucht worden sind, die den Gebrauch des Buchs nur so lange erschweren, bis man durch einige Uebung sich daran gewöhnt hat. Diese sind zwar jetzt auch beybehalten; aber, wo eine bequemere Einrichtung getroffen oder unnöthige Zeichen erspart werden konnten, sind sie weggelassen worden. Demnach sind zwey Lesearten, die sich in der Wahrscheinlichkeit ziemlich das Gleichgewicht halten, nicht mehr, wie vorhin, zugleich in den Text aufgenommen und mit verschiedener Schrift über einander gesetzt, sondern, wie bey den andern Lesearten, nur die richtiger scheinende in den Text, die andre auf den Rand ausgeworfen. Auch sind die ehemaligen Zeichen, welche anzeigen sollten, wie verschiedene Zusätze der Text in verschiednen Recensionen bekommen hätte, nunmehr ganz übergangen, da dieses schon aus der bestimmten Angabe der untergesetzten Varianten und den Zeugnissen für dieselben hinlänglich erhellet. Hingegen hat die Form des Textes in dieser neuen Ausgabe einige andere Vortheile erhalten. Denn jetzt sind auch die Texte, welche Kirchenlectionen sind, ihrem Anfang und Ende nach durch Klammern ([]) angezeigt, welches auch zur Einsicht der Varianten, die aus Lectionarien entstanden sind, sehr dienlich ist; die Verschiedenheit der Interpunction des Textes ist häufiger angedeutet; und durch ein Zeichen in dem Text bestimmter angegeben, wie weit eine Lesart gehe. Doch dies lässt sich für den, der diese Ausgabe nicht selbst vergleicht, nicht recht deutlich angeben, und deswegen übergehen wir auch andere kleine Bequemlichkeiten, die man bey dem Gebrauch selbst besser finden wird, um noch von dem dritten Stück oder den *Prolegomenes* dieser Ausgabe zu reden.

*(Der Beschluss folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Wien: Eine Ausbeute von Borgoforte.* Mit dem Motto aus dem Horaz: Exemplis vitiorum quaeque notando. 1796. 148 S. 8. Diese Schrift erschien im August vorigen Jahres wenige Tage nach den für die Annalen Oesterreichs merkwürdigen *Gefahren der Zeit*, welchen sie besonders auch in einer merkwürdigen Stelle zum Commentar dient. Die Sachen in Italien waren damals in einer glücklichen Krise und diese gab dem Vf. Gelegenheit zu dichten, dass ein bey Borgoforte fliehender Franzose seinen Tornister von sich geworfen habe, in welchem sich einige Kleinodien in ein griechisch überschriebenes Pergament gewickelt gefunden hätten. Letzteres fiel in die Hände eines Feldpaters, der es dem Uebersetzer mittheilte. Es ist, sagt dieser, wahrscheinlich ein Bruchstück aus einer Fortsetzung der ἀπομνημονεύματα des Dictator Sulla, und enthält die Rede, die der gegen den Spartacus zum Feldherrn ernannte M. Licinius Crassus A. V. C. 683. im Senat gehalten hat, ehe er zur Besiegung dieser Räuberhorden, *die Rom selbst bedroheten*, auszog. Vielleicht ist diese oft gebrauchte Fiction einer aus dem Alterthume aufgefundenen Handschrift nie so täuschend für die historischen Kriterien und so treffend in der Anwendung auf gegenwärtige Zeitumstände gebraucht worden, als in dieser Rede des Crassus von der Hand des Meisters. Um die Täuschung zu vollenden, sind bey einigen bedeutenden Ausdrücken die Worte des vorgeblichen Originals untergesetzt und überall die tiefsten Blicke in die beiderseitigen Vergleichungspunkte der Geschichte gethan. Folgende Stelle kann als Beweis der ganzen Manier dienen: „Väter, ich höre an den Tafeln, in „den Zirkeln (ἐντευξεις) und Schreibstuben der Grossen und Reichen, von Jünglingen, Schreibern (ὑπογραφεις) und Knechten, „die Sachen unserer Gegner, Sache der Freyheit nennen, ihre „Thaten mit Bewunderung erzählen, ihren Muth mit Theilnahme erheben: Und — diesen interessirten Freyheitsmännern „sollen unsere Maasregeln verborgen bleiben! ihnen soll auf „keine Weise etwas hinterbracht; sie sollen vor nichts gewarnt „werden! Väter, wir sind in dem vierten Feldzug; es ist jetzt „nicht mehr Zeit zu untersuchen, wie der Krieg entstanden, „und ob er zu vermeiden gewesen wäre. Genug, wir haben ihn; „Also müssen wir ihn führen; unsere Wahl ist nicht mehr zwischen Friede und Krieg, sondern zwischen einem schändlichen „und *ehrenhaften* (so muss gelesen werden) Ausgange des Kriegs. „Wie wäre aber möglich, dass der Arm des Kriegers mannhaft „streite, wenn sein Herz für die Feinde schlüge? Und, *wenn* „öffentliches Unglück unausbleibliche Folge hiervon *würde*, „was möchte von denjenigen zu denken seyn, welche die öffentliche Stimmung auf diese Weise verderbt hätten!" Nun werden Mittel vorgeschlagen, *stark*, wie die Gefahren, die sie bekämpfen sollen, Staatsinquisitoren (ἐφοροι), welche mit Strenge darüber wachen, dass über Staatssachen nur *eine* Sprache in der Republik sey, Bewachung und Beobachtung der Landesverräther u. s. w. Für mein Heer, sagt der Imperator, stehe ich. *Wenige wird mein Stab zu berühren haben.* Hierbey wird in einer Anmerkung aus Macchiavell's *Arte della Guerra* der Umstand angeführt, dass im römischen Heer der vom Consul überwiesene und mit seinem Stab berührte Verbrecher der willkührlichen Bestrafung der Soldaten überlassen worden sey, und dass eine ähnliche Sitte *di fare i condannati ammazzare popolarmente da gli altri Soldati* auch bey den Schweizern üblich gewesen sey. Bekanntlich hatte der Vf. in seinen wenige Tage früher erschienenen *Gefahren der Zeit* S. 28. darauf angetragen, dass, wer als Verräther angegeben werde, von Geschwornen öffentlich gerichtet, und wenn er überwiesen wird, sey er wer er will, als Feind des Vaterlandes *dem Volke preis gegeben* werden solle. Diese freylich etwas unbestimmte und einer gefährlichen Misdeutung fähige Aeusserung war von einigen missverstanden und wohl gar auf Laterniren und dergleichen gedeutet worden. Dem Vf. konnten solche Greuelscenen unmöglich je in einem mildern Lichte erschienen seyn, als in welchem sie jeder deutsche Biedermann von jeher erblickt hat. Hier erhält also das Unbestimmte jenes Aufrufs durch die Einschränkung auf militärische Executionen bey den Armeen ihre Deutung, und am Ende heisst es: *Der Verfasser bittet um Vergebung, dass er in dem Wahn gestanden, seine Leser haben Classiker gelesen oder wissen etwas Historie.*

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24 Januar 1797.


## GOTTESGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Curts Erben, und LONDON, b. Elmsly: *Novum Teſtamentum graece.* Recenſuit D. J. J. *Griesbach.* etc.

*(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)*

Die *Prolegomena* ſind, bey aller weiſen Sparſamkeit, welche in der ganzen Ausgabe herrſcht, weit reichhaltiger als die in der erſten, und enthalten auf 132 enge genug gedruckten Seiten vieles hier zuerſt Geſagte, und das in der vorigen Erwähnte noch vollſtändiger und beſtimmter. Im *erſten* Abſchnitt, *de textus vulgo recepti originibus opinataque ejus auctoritate* — der eine genaue Kritik über den Werth der Eraſmiſchen und Complutenſiſchen, der Stephaniſchen (eigentlich der dritten), der von Beza beſorgten und der Elzevi*riſchen*, theils Recenſion, theils Variantenſammlung, *enthält*, nebſt den daraus gezognen Folgen von der unkritiſchen Beſchaffenheit jenes gemeinen Textes, und einer kurzen Abfertigung der eben ſo unkritiſchen Beſorgniſs einer Gefahr für Gottes Wort — liegt das zum Grunde, was ſchon in der Vorrede zum zweyten Bande der erſten Ausgabe im Allgemeinen geſagt war. Am ausführlichſten iſt Hr. G. über *Rob. Stephani* Ausgabe, beſonders über die von ihm gebrauchten Quellen. St. Nachläſſigkeit iſt doch ganz unverzeihlich, wenn allein Lucä 16—22 der wichtige Codex 8 Steph., den Hr. G. ſelbſt ſehr ſorgfältig verglichen hat, in 332 Leſearten von Stephani Ausgabe verſchieden iſt, und St. ihn mehr nicht als dreyzehnmal abweichend von ſeinem Text vorſtellt, ja ſelbſt bey dieſen wenigen aus ihm excerpirten Varianten noch dreymal ihm Leſearten beymiſst, die er gar nicht hat, und überhaupt kaum den zwanzigſten Theil der Leſearten dieſer Handſchrift erwähnt, unerachtet er dieſe genauer als ſeine übrigen Codices verglichen hatte. Nur von zweyen unter den 15 Stephaniſchen Codd. bekennt Hr. G., daſs man nicht wiſſe, wo ſie verſteckt ſeyn mögen; alle andern weiſet er ſo genau an, als es in ſolchen Sachen möglich iſt, um die Appellation an dieſe Steph. Codd. bey der berufenen Stelle 1 Joh. 5, 7. als ganz vergeblich darzuſtellen; namentlich gegen des Engländers *Travis* neuliche Ausflüchte; ſo wie er auch mehrere Arten angiebt, wie ſich der ſonderbare Widerſpruch zwiſchen der unleugbaren Behauptung, daſs Stephani β der Codex Cantabrigienſis ſey, und der Geſchichte dieſer ſogenannten Handſchrift des Beza wohl noch heben lieſse. — Im *zweyten* Abſchnitt erklärt er ſeine Abſicht und Verfahrungsart bey dieſer Ausgabe, die wir ſchon oben angegeben haben, und, was allenfalls nachzuholen wäre, denen überlaſſen müſſen, die ſelbſt Gebrauch von derſelben machen, und ſich manches erklären wollen, was des Herausg. ſelbſt ins Kleinſte gehende, Sorgfalt in der Variantenſammlung angebracht hat. — Dieſe werden dann auch vorzüglich den *dritten* Abſchnitt zu ſtudieren haben, worinn Hr. G. die vornehmſten kritiſchen Beobachtungen (oder vielmehr Reſultate aus ihnen) und die Regeln aufſtellt, wonach man über den Werth der verſchiedenen Leſearten im Texte des N. Teſt. urtheilen muſs, ohne welche Bemerkungen man ſich weder von der Richtigkeit der in dieſer Ausgabe andern vorgezognen Leſearten überzeugen kann, noch überhaupt ſich herausnehmen ſollte, über dergleichen Sachen auch mitzuſprechen. Sie ſind ſelbſt die beſte Apologie von Hn. G's Art, dieſe Varianten zu behandeln, gegen die heftigen und unkritiſchen Ausfälle eines ſonſt gelehrten und um die Kritik des N. T. verdienten Mannes, die dadurch von ſelbſt wegfallen. Was Hr. G. zur Kenntniſs und Beurtheilung der verſchiedenen Leſearten des N. T. überhaupt, in ſeinen Symbolis und in ſeinen beiden gelehrten akademiſchen Abhandlungen: *de codicibus Evangel. Origenianis*, und unter dem Titel: *curae in hiſt. textus epp. Paulinarum graeci* geſagt hat, iſt hier aufs kürzeſte zuſammengedrängt, noch genauer beſtimmt, und mit manchen trefflichen Beobachtungen vermehrt. Von der letzten Art empfehlen wir beſonders die S. 64 ff. über die Vorſicht in Beurtheilung der Interpolationen des griechiſchen Textes ſowohl als der alten lateiniſchen Ueberſetzungen, die aus den Schriften der Kirchenväter oder Scholiaſten entſtanden zu ſeyn ſcheinen können; über das, was man eigentlich Uebereinſtimmung der Zeugen für eine Leſeart nennen ſollte, S. 72.; über den Charakter der verſchiedenen alten Recenſionen des Textes, die alte ſyriſche Ueberſetzung und den Text der Evangelien bey dem Chryſoſtomus S. 74 ff. Alle dieſe trefflichen Bemerkungen, die den Inhalt dieſes Abſchnitts ausmachen, bilden zwar noch lange den nicht, der ſich mit der Kritik des N. Teſt. beſchäftigen will; denn wie viele Gelehrſamkeit, Aufmerkſamkeit auf ſehr kleine Umſtände, Gegenwart des Geiſtes und Scharfſinn, wie lange Uebung und welch ein dadurch gebildetes ſicheres Gefühl gehört noch dazu, ſonderlich bey der Colliſion der hier gemachten Anmerkungen und Regeln, um über einzelne Fälle urtheilen zu können? Und bey der Mühſamkeit einer ſolchen Unterſuchung möchte wohl Hr. G. fleiſsiger ausgeſchrieben oder citirt, als nachgeahmt werden. Aber um ſo dankbarer ſollte man ſeinen vieljährigen Fleiſs und äuſserſte Genauigkeit

schätzen; und mit allen jenen Beobachtungen und Erinnerungen in diesem Abschnitt ist dann doch in der Kritik des N. T. so aufgeräumt worden, wie in wenig andern Theilen der Theologie, ist gewiss wenig Nachlese für Andere gelassen, und sehr zu hoffen, dass auch ausserhalb Deutschland, wohin diese Ausgabe kommen möchte, bey einem solchen Führer, eine richtigere Behandlung des Textes im N. T. entstehen werde.

Wir übergehen den *vierten* Abschnitt von der bey der Recension des Textes in dieser Ausgabe gebrauchten Methode; den *fünften* von dem Unterschied derselben von der erstern; und den *sechsten* von den, bey dem Texte, auf dem Rande und in den untergesetzten Anmerkungen gebrauchten Zeichen und Abkürzungen; weil, ausser dem, was wir bereits davon gesagt haben, nur der dies zu wissen nöthig hat, und sich bekannt machen wird, der von ihr wirklich Gebrauch machen will. — Der *siebente* besteht aus einem Verzeichniss aller griechischen Handschriften, aus welchen die in dieser neuen Ausgabe aufgeführten Varianten geschöpft worden sind. Um zu zeigen, wie sehr, schon in dieser Absicht, die gegenwärtige Ausgabe alle bisherigen übertreffe, bemerken wir nur, dass hiebey von Handschriften mit Uncialbuchstaben 21, von andern mit Cursivschrift 236, 46 Evangelistarien, und 59 vom Hn. Prof. Matthäi, meistens aus Russland, also zusammen 362 griechische Codices benutzt worden, oder eigentlich 355, weil von jener Zahl die sogenannten *Lectiones Veleſianae* und der *Codex Ravianus*, als blosse Abschriften von gedruckten Ausgaben, und 5 andre Handschriften abgehen, die zweymal aufgeführt sind, und, um Verwirrung zu verhüten, doch, weil man sie vorhin für verschieden gehalten, und als solche bezeichnet hatte, zweymal angegeben werden mussten. *Ganz zuerst* sind, nach der letzten vollständigsten kritischen Ausgabe des N. Test., nämlich der Wetsteinischen, in der jetzigen Griesbachischen Lectionen aus 212, oder, nach Abzug der vorhin erwähnten zweymal aufgeführten, aus 205 griechischen Handschriften, welche den Text der *Evangelien* ganz oder zum Theil enthalten, hinzugekommen. Von diesen Codd. sind zwar die wenigsten vollständig verglichen, (welches auch bey den wenigsten der Mühe werth war,) ja manche selbst kaum in ein Paar Stellen; dafür sind aber die Varianten von mehrern theils vollständiger, wie von andern Vorgängern, theils genauer ausgezogen. Gelegentlich hat auch Hr. G., wie bey den vorigen Abschnitten, manche für den Kritiker wichtige Bemerkungen eingestreut, wohin besonders die S. 119., die Evangelistarien betreffend, gehört, bey welchen man nicht bemerkt hat, dass Ein Text bisweilen mehrmals in ihnen, mit ganz verschiedenen Lesearten, vorkomme. Nur wäre noch zu wünschen gewesen, dass er in diesem Abschnitt, wenigstens bey den, ihrem Text nach, wichtigern und ihm durch eigene Vergleichung derselben (wie bey Cod. L.), oder durch die Uebersicht einer von Andern gelieferten Collation (z. E. bey Cod. B), näher bekannten Handschriften, wenigstens ihren kritischen Gehalt, und, wo möglich bey allen solchen, (denn bey mehrern der wichtigsten hat er es gethan,) wie weit sie vollständig seyen? bestimmt angegeben hätte. Eben so, dass in dem 6ten Abschnitt bey den erklärten Abkürzungen, mit welchen bey Angabe der Zeugen für eine Lesearт citirt wird, oder sonst bey Erwähnung gelehrter Männer, auf die sich Hr. G. blos mit Angabe ihres Namens bezieht, mit ein Paar Worten wäre gemeldet worden, wer die erwähnten Zeugen und Gelehrten und wo sie, nebst dem von ihnen geleisteten, zu finden seyen? welches alles gewiss diese Ausgabe um keinen vollen Bogen würde stärker gemacht, und doch den meisten, die sie brauchen wollen, eine grosse Hülfe verschafft haben. Der Gelehrte, der sich schon lange mit der Kritik des N. Test. beschäftigt hat, und der Literator, kennt diese Zeugen freylich wohl, wenigstens *par renommée;* aber wie der Anfänger? für den doch diese kritische Ausgabe zunächst bestimmt ist, und ihm grössere solche Ausgaben des N. T. ersparen soll, wo er sich wohl, wie in mancher Einleitung ins N. Test, oder in mancher Anweisung zur theologischen Bücherkenntniss, Raths erholen könnte, aber sie nicht immer haben kann, und auch oft, was er sucht, nicht finden wird. Wie soll ferner der Ausländer, dem, besonders dem Engländer, diese Ausgabe auch zu Gute kommen soll, und der gemeiniglich nur mit seiner inländischen Literatur bekannt ist, die Verdienste der deutschen Gelehrten, eines *Knittel*, *Bode*, *Döderlein*, *Storr*, *Eichhorn*, *Treſcho*, *Münter*, *Alter*, *Paulus* und andrer würdigen Männer kennen, die sie sich um die Kritik des N. T. in kleinen Schriften und durch einzelne Beyträge in Werken, die der Ausländer selbst nicht einmal dem Namen nach kennt, erworben haben, da diese und ihre Theile hier mehrmals nicht angegeben sind? Wie viele, selbst eigentlich mit dieser Kritik und den dazu gehörigen Hülfsmitteln bekannte, Gelehrte, mögen wohl wissen, wer der hier bey Marc. 13, 20. angeführte *Auctor de prom.*, der bey Joh. 1, 28. citirte *Auct. quaeſtionum ex utraque Teſt.*, der *Dialogus de trinitate* u. dgl. sey? Den Charakter der wichtigsten Handschriften des N. T. kann man zwar einigermaßen aus dem *Mill*, *Wetstein*, *Semler* u. a., weit besser auch aus Hn. G's eignen Symbolis, kennen lernen; aber, ausser dem, dass nicht jeder diese Werke oder Schriften zur Hand haben kann, so ist ja der eigentliche, selbst sich so ungleiche, *Genius* manches wichtigen *Codicis*, der noch in keiner allgemeinen Sammlung von Varianten vollständig gebraucht ist, z. B. des Cod B. und 124 oder Vindob. Lamb. 31. noch nicht ganz bestimmt, welches zu thun gewiss niemand besser und leichter, als Hr. G. zu thun im Stande gewesen wäre.

Uebrigens kann man nicht genug die ausnehmende Correctheit dieser Ausgabe, die unentbehrlichste Tugend eines solchen Werks, rühmen. Zwar sind am Ende dieses Theils selbst einige Fehler angezeigt; aber ihrer sind so wenige, und sie betreffen solche Klei-

Kleinigkeiten, dafs sicherlich unter hundorten, die diese Ausgabe brauchen werden, kaum Eines Auge sie würde bemerkt, manche auch Niemand geahnet haben, wenn nicht des Herausg. äufserste Gewissenhaftigkeit darauf aufmerksam gemacht hätte. Schwerlich konnte aber auch, bey der Zusammenkunft so einer Menge von einzelnen Buchstaben, Zahlen, Abbreviaturen und andern Zeichen, bey welchen und deren Vergleichung mit dem Manuscript, zumal bey der so kleinen und feinen Schrift, auch das geübteste Auge bald ermüden mufs, ein so fehlerfreyer Abdruck von irgend einem andern, als ihm selbst, erwartet werden. Bey der so kleinen Schrift, sagen wir. Denn so sehr es auch Dank verdient, dafs er dadurch, wie durch die geflissentlichste Sparsamkeit, diese Ausgabe wohlfeiler machen und in mehrere Hände bringen wollte, und so sehr es ihm Ehre macht, dafs er, frey von der Eitelkeit unsrer Zeit, sein mühevolles Werk mit Didotschen Lettern auf Velinpapier gedruckt zu sehen, lieber in einem schlechten Rock nützlich werden, als in einem eleganten Gewande glänzen, lieber mehr Mühe übernehmen, als sie sich einigermafsen, auf anderer Kosten, erleichtern wollte: so hätte doch ein *so* vollendetes Werk, darauf Deutschland mit Recht stolz seyn kann, das seines innern Werthes wegen so lange geschätzt werden wird, als sich noch in der Welt Sinn für diese Art von Studien erhält, und das schwerlich wieder in einer *so* correcten Gestalt erscheinen möchte, auch ein jener innern Trefflichkeit angemessneres Gewand verdient. Allein der Druck in den V. L. ist so gedrängt, die Zeilen sind so breit, und die griechische Schrift in den Noten ist so gekritzelt, dafs, wenn alles dieses, und der oft kaum merkbare Unterschied der grösern und kleinern Schrift, Anderer Augen so wehe thut, wie des Recensenten seinen, der Gebrauch dieser so schätzbaren Ausgabe, zumal bey der Anstrengung auf so viele Zeichen, Abkürzungen u. dgl. sehr darunter leiden dürfte. Am wenigsten wird dieses Aeusere Engländern behagen, die darinn einen neuen Beweis der deutschen Armuth und der geringen Aufmunterung des ausgezeichneten Fleifses in unserm Vaterlande finden werden. Doch wir wollen uns immer mit der Ehre begnügen, ein Werk zu besitzen, das bey seinem innern Werth des äufsern Prunks nicht *bedarf*, und dafür das Glück haben wird, mehr gebraucht als blofs zur Parade in Bibliotheken aufgestellt zu werden.

Leipzig, b. Gräff: *Kleines liturgisches Handbuch nach den Einsichten und Beyspielen verständiger Gottesgelehrten* eingerichtet von D. *Schlegel*, Generalsup. in Pommern. 1796. 134 S. 8.

Jede Verbesserung einer veralteten und anstöfsigen Liturgie ist Gewinn für die Aufrechthaltung der Religion, also auch diese Formularsammlung, theils vom Hn. D. *Schlegel*, theils von der Geistlichkeit seines Kirchsprengels verfafst. Die Verschiedenheit der Vff. sowohl, als die Rücksicht auf verschiedene Menschenklassen, hat die natürliche Veranlassung gegeben, dafs nicht alle Formulare von gleichem Werthe sind, wie sie es auch nicht zu seyn brauchen. Nur hätte die Zahl der bessern vielleicht gröfser seyn können. Vorzüglich gefallen haben dem Rec. Nr. I. bey der Ordination der Prediger (einige nicht genug verständliche Ausdrücke etwa abgerechnet, z. B. S. 4.: die Religion *ist Gottes Wort, Gesetz und Evangelium, Busse und Vergebung der Sünden durch Jesum Christum*, oder S. 16. zur *Gerechtigkeit* anweisen.) Ferner das 2te und 3te Formular bey der Taufe, das 2te beym Abendmahl und andere. In den Liturgieen beym Abendmahl scheint dem Rec. noch zu viel von der Vergebung der Sünden und deren Zusicherung vorzukommen, ohne dafs gesagt ist, ob man sie von allen Sünden oder nur von Schwachheitssünden verstehen solle, und ob die Vergebung der Sünden etwas mehr seyn könne, als eine Versicherung, dafs Gott den Sünder nicht härter strafen werde, als es die Gesetze seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit zum Besten des Menschen erfodern? Das letzte scheint nur der Fall zu seyn, wenn man bedenkt, dafs im N. T. bey der Vergebung der Sündenstrafen immer nur von positiven Strafen die Rede ist, die völlig willkührlich von den Menschen gedacht wurden, und wobey es einer Versicherung zu ihrer Beruhigung bedurfte, dafs diese willkührlichen Strafen Gottes in der neuen Religion nicht Statt finden könnten, wenn sich nur die Menschen aufrichtig besserten. — Dafs in dieser Lehre beym Abendmahl grofse Vorsicht nöthig ist, wenn es nicht bey dem gemeinen Mann in einen unmoralischen Ablafs ausarten soll, werden die Vff. von selbst zugeben. — Uebrigens ist Rec. der Meynung, dafs die Verbesserungen der Liturgie den Predigern ganz frey gegeben werden mufs, um sie gewissenhaft nach dem Locale und den individuellen Bedürfnissen ihrer Gemeinen vornehmen zu können. Für die schwächern Brüder bedarf es blofs ein liturgisches *Musterbuch*, worinn das Beste, was unsre Theologen darüber gedacht und ausgearbeitet haben, so vollständig als möglich gesammelt ist, damit sie zu jeder Zeit etwas Gutes und Vorzügliches daraus wählen können.

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

Leipzig, b. Schwickert: Dr. *Vachiers*, der medicinischen Facultät zu Paris Beysitzers, *Behandlungsart aller Krankheiten*. Zehnter Theil. *Aus dem Französischen übersetzt*. 1794. 203 S. Eilfter Theil. 1794. 214 S. 8. (beide Theile 1 Rthlr. 4 gr.)

Die Manier des Vf. ist schon aus der Beurtheilung der vorigen Bände dieses voluminösen Werkes in diesen Blättern unsern Lesern bekannt. Der Vf. ist viel zu weitschweifig, viel zu einseitig in seinen Vorstellungsarten, und ein viel zu grofser Freund der gröbern Humoralpathologie, als dafs Rec. dieses Werk zu dem Zweck, den sich der Vf. vorsetzte, angehenden Aerzten zum Leitfaden bey ihrer praktischen

Laufbahn zu dienen, völlig brauchbar finden könnte. Ueberdem machen die beſſern Werke, die in unſern Zeiten in Deutſchland zu ähnlichen Endzwecken geſchrieben worden ſind, dieſes Werk dem deutſchen Arzte ganz entbehrlich, und die Verlagshandlung hätte es unüberſetzt laſſen ſollen. Der zehnte Theil enthält die pathologiſch-therapeutiſche Abhandlung von den Fehlern des Athemholens. Im eilften Theil iſt eine weitläuftige Abhandlung enthalten, betitelt: Begriff und Vorſtellung von der Behandlungsart aller Krankheiten. Hierauf werden die Verletzungen des Schlafes, die Verletzungen der Thätigkeit der Muskeln, und die Verletzungen des allgemeinen Sinnes abgehandelt.

Düsseldorf, b. Dänzer: *G. M. Gattenhoff ſämmtliche akademiſche Werke, zuſammengezogen und in deutſcher Ueberſetzung herausgegeben von F. A. F. Varnhagen.* 1795. VIII u. 304 S. 8.

Als Ueberſetzung betrachtet verdient die Unternehmung zwar das Lob der Treue; aber ob die Ueberſetzung an ſich ſelbſt nicht ein Unternehmen ohne Zweck ſey, läſst ſich mit Grunde fragen. Der Arzt, welcher ein Freund gründlicher Lectüre iſt, wird nie in der lateiniſchen Sprache ſo vernachläſſigt ſeyn, um nicht die Originale vorzuziehen, und deren Sammlung wird dieſer Ueberſetzung ein neues Hinderniſs in den Weg legen. Andre Klaſſen von Aerzten kann aber hier nichts anziehen. Dieſer Band, welcher nur, was nicht bemerkt iſt, als erſter Theil anzuſehen iſt, enthält vier Abhandlungen: von den wahren Anzeigen zum Aderlaſſen; von der Vollblütigkeit; von der Speckhaut des Blutes; von der unächten Rippenfell- und Lungenentzündung.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Leipzig*, b. Martini: *Worte einer edeln Mutter an den Geiſt und das Herz ihrer Tochter.* Nebſt einem Anhange über weibliche Seelengröſse. Vom Hn. Prof. *Heydenreich* in Leipzig. 1796. 104 S. kl. 8. (6 gr.) Dieſe kleine, mit einem recht artigen Titelkupfer von *Wagner* gezierte Schrift hat nicht, wie der ein wenig zu unbeſtimmt abgefaſste *deutſche* Titel vermuthen läſst, Hn. *Heydenreich* ſelbſt zum Vf., ſondern ſie iſt, wie man erſt aus dem ganz kurzen *Anhange* S. 102. erfährt, die Umarbeitung eines Werkchens der *Marquiſin von Lambert*, einer berühmten Schriftſtellerin aus dem Zeitalter Ludwigs XIV, die daſſelbe unter dem Titel: *Avis d'une mere à ſa fille*, verfertigt hat. Junge Frauenzimmer, zumal aus den höhern Ständen, finden allerdings auf dieſen wenigen Bogen ſehr viele, aus Erfahrung und Welt- und Menſchenkenntniſs geſchöpfte gute und heilſame Lehren und Rathſchläge, die auch jetzt noch immer ein Wort zu ſeiner Zeit geredet ſind. Die edle Verfaſſerin unterhält ſich mit ihrer Tochter in einer herzlichen, nur zuweilen zu gezierten Sprache, über Religion, Schamhaftigkeit, Beſcheidenheit, Gebrauch der Schönheit, Kunſt zu gefallen, Sparſamkeit, Anordnung der Zeit, Liebe, geſellige (oder beſſer, geſellſchaftliche) Pflichten u. dgl. m. auf eine ſehr lehrreiche, aller Aufmerkſamkeit und Beherzigung werthe Art. Mit Recht dringt F. v. *L.* zuförderſt auf *Religion*, als auf die Grundlage aller Tugenden und alles wahren Glücks. Nur wäre zu wünſchen, ſie, oder doch Hr. *H.*, als Bearbeiter ihres Werkchens, hätte mit wenigen Worten angedeutet, was denn eigentlich unter dem ſo mannichfaltigen Deutungen unterworfenen Worte „Religion" zu verſtehen ſey? Als beſeligende Frucht, oder nothwendige Wirkung der Religion wird S. 5. ſehr ſchön und wahr angegeben: „Eine Geſinnung, die uns lieben und „hoffen lehrt, uns eine glückliche Zukunft gewährt, für alle „Zeiten (vielleicht beſſer für alle Lagen unſers Lebens) paſst, „die Bande der Pflichten feſter knüpft, und die Kraft unſrer „moraliſchen Güte uns ſelbſt und unſern Mitmenſchen verbürgt." Als vorzüglich ſchön zeichnet Rec. noch folgende zwo Stellen aus; S. 60. heiſst es: „Fliehe die *groſse Welt!* „In ihrer Mitte wachen immer Gefühle wieder auf, die man „mit Mühe entkräftet hat; da findet man Menſchen, welche „die Unordnung begünſtigen: je gröſser unſer Cirkel in der „groſsen Welt iſt, um ſo mehr bekommen die Leidenſchaften „die Oberhand. Es iſt ſchwer, dem Laſter zu widerſtehen, „wenn es in Begleitung einer groſsen Geſellſchaft erſcheint; „zum wenigſten kommt man immer (immer?) aus den menſchlichen Geſellſchaften ſchwächer, weniger beſcheiden und weniger gerecht zurück. Beſonders theilt die Welt zarten fühlenden Seelen ihren Gift am leichteſten mit." Und S. 64.: „Junge Frauenzimmer beſchäftigen ſich gern mit *Hoffnungen*. Allerdings iſt auch die Hoffnung ein troſtvolles Gefühl, *aber es* „kann gefährlich werden, weil es uns zu vielen Verrechnungen „verführt. Das geringſte Uebel, welches daraus entſpringt, iſt, „daſs wir wegen ungewiſſer Hoffnungen nicht ſelten (das) aufopfern, was wir wirklich beſitzen." Etwas ſonderbar, und für eine Dame ein wenig allzugelehrt klingt der, ſo oft vorkommende Ausdruck: Ein *Alter* ſagt, *Plinius*, *Seneca* u. ſ. w. ſchreibt, oder räth. Doch die Frau von *Lambert* will auch nicht nur, daſs ihre Tochter ſich groſse Muſter zur Nachahmung lieber aus dem *Alterthume*, als aus der neuern Zeit wähle: ſondern ſie hätte auch, nach S. 46., nichts dagegen, wenn ein Frauenzimmer Geſchmack an der *lateiniſchen Sprache* fände, weil dieſe gleichſam die Pforten aller Wiſſenſchaften öffne, und uns mit den gröſsten Geiſtern aller Zeitalter in Verbindung bringe. Hingegen iſt ſie gegen die Vorliebe, die Frauenzimmer leicht für die *italieniſche Sprache* gewinnen, weil dieſe die Sprache der Liebe ſey. Uns deucht, da Hr. *H.* ſein Büchlein mehr für *Bearbeitung*, als für *Ueberſetzung* ausgiebt; ſo hätte er hier eher etwas von Erlernung der *franzöſiſchen* und *engliſchen*, als von Erlernung der italieniſchen Sprache ſagen ſollen. Auch wäre es wohl nicht unſchicklich geweſen, da wo die Vfn. vor der Lectüre der *Romane* warnt, nachher aber doch ſagt: Indeſſen will ich die Romane nicht ganz verbieten, lieber diejenigen, die ohne Schaden geleſen werden können, namhaft zu machen. Denn wie leicht kann ſo ein Frauenzimmer einen ſchädlichen Miſsgriff thun! Was die *deutſche Bearbeitung* überhaupt betrifft, ſo iſt die Sprache und der Ausdruck, im Ganzen genommen, gut und gewählt, aber doch von Galliciſmen und von fremden Wörtern, wie z. E. *Simation*, *Baſis*, Beſcheidenheit iſt gleichſam *Supplement* der Schönheit u. dgl. nicht ganz geläutert und rein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Januar 1797.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in der akad. Buchh.: *Ideen über Pathogenie und Einfluss der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten*, als Einleitung zu pathologischen Vorlesungen, von *C. W. Hufeland*, der Medicin ord. Lehrer, 1795. Ohne Vorrede und Inhalt 336 S. 8.

Die Idee einer Pathogenie ist neu und konnte nur in dem Kopfe eines so vorzüglichen Arztes, als Hufeland, entstehen. Nicht nur müssen sich die Punkte in ihr besonders aufklären, die die abweichendsten medicinischen Systeme trennen und verbinden, sondern sie ist es, welche zeigt, dass dieselben Principe und dieselbe Art ihrer Wirksamkeit den Menschen gesund erhält, die Krankheiten bildet und heilt, und dass also einerley Gesetze der thierischen Haushaltung in der Physiologie, Pathologie und Therapie gelten; sie hebt das aus, was am Krankenbett uns immer gegenwärtig seyn muss, wenn wir für die Wissenschaft und für die Kranken etwas mehr, als das Gewöhnliche leisten wollen, welches so sehr viel nicht ist. Man sieht also, dass der Standpunkt glücklich für das Genie getroffen ist, das schon so vielfältig seinem Beruf, unsre Wissenschaft zu erweitern, Genüge gethan hat. Sollte die Ausführung auch nicht gleich völlig befriedigen, so ist doch schon viel, sehr viel gewonnen.

Mit einem der Hauptvorzüge dieser Schrift hängt ein Mangel zusammen, der bey einem solchen Schriftsteller zweyfach anstössig ist. Hr. H. war nicht, wie seine Vorgänger, früher und mehr Lehrer der Pathologie als ausübender Arzt. Er zog mit der ihm nur eignen Thätigkeit und Fruchtbarkeit des Geistes aus jedem einzelnen Fall und aus dem Ganzen seiner Erfahrungsfülle diese Reihe wichtiger Lehren, welche er nicht aus den hier aufgestellten Grundbegriffen bildete, sondern nur später mit ihnen zusammenschmolz. Diese Abstammung und ihre Beziehung auf die Ausübung giebt ihnen einen sehr grosen Werth. Leere Demonstrationen und zu nichts führende Subtilitäten mussten so wegfallen. Wen wird diese Seite des Werks nicht anziehen? Aber offenbar vernachlässigte der Vf. darüber in etwas die wissenschaftlichen Vollkommenheiten, welche in einer theoretischen Schrift immer hervorstechen sollten. Die Grundbegriffe sind nicht getrennt genug und nicht ganz aufs Reine gebracht. Es fehlt zu Zeiten an logischer Bündigkeit. Das auffallend zu machen, bezweckt diese Recension besonders, aus der aber darum nicht minder hervorgehen wird, was unsers Ausspruchs nicht bedarf, dass Hr. H. die grösste Originalität eines Selbstdenkers, (von der besonders seine Sprache, welche nur weniger fremde Worte lieben sollte, ein schöner Abdruck ist,) mit der Vielseitigkeit des Wahrheitsforschers verbindet, der alle Systeme stets mit sich herumträgt, und das Gute und Brauchbare aus ihnen sich anzueignen weiss. Wir vermissen dabey nur, dass es dem Vf., welcher zwar die vielseitigste Empfänglichkeit für die bessern Vorstellungsarten einer noch so verschrienen Schule hat, nicht gefällt, häufiger entgegengesetzte Meynungen anzuführen, und auf Zweifel gegen seine Ideen und auf die Ungewissheit unsers theoretischen Wissens überhaupt, aufmerksam zu machen. Es ist gewiss nicht die beste Methode, nur die Wahrscheinlichkeiten für eine Hypothese zu häufen.

1. *Kapitel. Begriff und Wesen der Krankheit.* Was eine Pathogenie erst lehren sollte, kann ihr Princip nicht seyn und es ist nicht planmässig, ihr Resultat vorangehen zu lassen. Es ist daher nicht zu verwundern, dass der Begriff der Krankheit auch als formelle Beschreibung oder Darstellung der Hauptcharaktere, wofür sie nur gegeben wird, verunglückt ist. Krankheit der Menschen heisst, so beginnt die Schrift, jede Abweichung des menschlichen Wesens, seiner Theile, Kräfte und Actionen, vom naturgemässen Zustande, in sofern sie nämlich als Abweichung percipirt wird (soll percipirt werden heissen, wahrgenommen werden oder Folgen haben? und muss jede Abweichung nicht immer Folgen haben, wenn auch nicht gerade solche, die den Gang der ganzen Maschine unterbrechen oder irgend eine Gefahr drohen?) oder die Functionen des Menschen stört (wäre also jede ursprüngliche Abweichung und also Stöhrung der Function eines Menschen Krankheit zu benennen?) Das Wesen der Krankheit beruht auf folgenden Grundsätzen: 1) es existirt nichts für uns, als was wir percipiren oder welches einerley ist, worauf wir reagiren (was in ganzen Kapiteln dieser Schrift getrennt wird, heisst hier einerley, percipiren und reagiren!) denn auch Sensation (ist diese von Perception nicht unterschieden?) supponirt Reaction nämlich der Sensibilität; 2) es kann nichts auf und in uns wirken, was nicht eine Gegenwirkung der Lebenskraft in uns rege machen kann; 3) also auch zu einer Krankheit gehört immer zweyerley, einmal die Einwirkung der nächsten Krankheitsursache und dann die Gegenwirkung der lebenden Kräfte, durch welche jener Eindruck erst percipirt, modificirt und in der animalischen und individuellen Form dargestellt wird. Das Resultat dieser vereinigten Wirkungen ist die *Krankheit*. (Der Vf. fährt fort, Perception und Reaction Eins seyn zu lassen. Aber ist hier nun das Wesen der Krankheit entwickelt? sind nicht Bestimmungen fest-

gefetzt, welche jeden gefunden Zuftand und die Beziehung irgend einer Sache zu ihm bezeichnen? Die Grundfätze, auf denen das Wefen der Krankheit beruht, erklärt man uns nicht, wenn man uns zu zeigen fucht, was fo vieles nicht zur Krankheit macht, zumal wenn es fich zugleich darauf ausdehnen läfst, dafs manches auf die Gefundheit keinen Einflufs hat; denn man laffe das Wort „Krankheitsurfache" weg, und es ift nichts gefagt, was zu des Vf. Folgerung berechtigt.) *2tes Kap. Pathogenie.* Sie begreift die Entftehungsart und Bildung der Krankheiten, die Art und Weife, wie die Krankheitsurfachen zu Krankheiten werden. Sie beruht auf drey Momenten: 1) Einwirkung, 2) Perception oder Aufnahme durch Gefühl oder wirklicher Uebergang, 3) Reaction, die durch die Einwirkung und Perception hervorgebrachte Aeufserung der Kräfte, die nun die Krankheit und ihre Symptome darftellt. (Hier wird nun Perception als Mithervorbringerin der Reaction feftgefetzt, mit der fie kurz vorher bald eins feyn, bald ihr nachfolgen follte.) Diefe Unterfuchung zerfällt in drey Abfchnitte. (Auf Perception und Reaction bringt Hr. *H.* im ganzen Werk alles zurück. Uns genügt aber weder die Benennung noch die Beftimmung diefer Begriffe. Das Wort Perception ift aus der Philofophie entlehnt, und drückt ein Verhältnifs zum Bewufstfeyn aus, welches in pathologifchen Unterfuchungen felbft zu oft in Betrachtung kommt, um nicht zu fehr an diefe Bedeutung zu erinnern. Man fteht daher immer an, ob nicht die Vorftellung der Seele gemeynt fey: dann werden zu viele Begriffe damit umfafst, nicht ohne grofsen Nachtheil auf den Gang der Ideen. Auf das Einwirken eines Reizes wird kein Gewicht gelegt, wenn er nicht percipirt wird. Er wird aber in des Vf. Sprache percipirt, wenn er Veränderungen im Körper herbeyführt, fowohl an der Stelle, wo er afficirt, als auch in der ganzen Maschine. Das letztre kann nicht gefchehen, ohne dafs die Thätigkeit der dem Körper eignen Kräfte mit ins Spiel gezogen wird. Diefes hätte daher vom blofsen Localeindruck eines Eindrucks und deffen Localfolgen, welche nicht immer wichtig find, getrennt werden müffen. So verhält es fich z. B. bey den Blattern, die bey wiederholter Berührung des Blattergifts Perfonen bekommen, welche die Blattern fchon gehabt haben. Die Lehre von den verborgnen, ruhenden Krankheiten hätte dann unter andern auch mehr Licht erhalten. Vor allem wäre aber die Verwirrung weggefallen, dafs die Perception der Reaction vorangehen foll, aber doch die Reaction vorausfetzt. Noch verunglückter fcheint uns aber der Gebrauch des Wortes Reaction in der neuern Pathologie überhaupt. Es ift überall nicht rathfam, ein Wort aus einer andern Wiffenfchaft aufzunehmen, das felbft in diefer Dunkelheit und Streit veranlafste. Man kann aber fchon aus Gehlers Wörterbuch Th. 2. S. 412 et feqq. und Th. 5. S. 475 et feqq. erfehen, dafs diefes Wort in der Naturlehre Männer, wie Hamberger und Gren und felbft zum Theil einen Newton, irre führte. Was foll man aber dazu fagen, wenn unfre Pathologen, und felbft Hr. *H.*, Reaction, Gegenwirkung in einem ganz andern Sinn nehmen, als der Sprachgebrauch und die Zufammenfetzung des Wortes felbft verlangen. Gegenwirkung bezeichnet die Veränderung, die ein Körper dadurch, dafs er in einen andern wirkt, erleidet. Aber die Aerzte verbinden damit keine Beziehung auf den wirkenden Stoff oder die wirkende Kraft, fondern die Reihe von Bewegungen, welche zwar auf Veranlaffung diefes Stoffs oder diefer Kraft entftehen, aber in der Selbftthätigkeit unfers Körpers gegründet find, oder doch ihren Charakter haben. Eine fonderbare Folge davon ift, dafs eine pathologifche Schrift, deren Gegenftand doch die Caufalverbindung der Krankheitsurfachen und der Krankheiten, alfo der Zufammenhang von Urfachen und Wirkungen ift, von Wirkungen, Actionen faft ganz fchweigt, wie dies in diefer Pathogenie der Fall ift. *1. Abfchnitt.* Die Verhältniffe, in welchen der lebende Menfch mit der Natur überhaupt fteht, und auf wie mancherley Art er folglich pathologifch afficirt werden kann. Es giebt ein mechanifches, chemifches, organifches oder animalifches, moralifches oder geiftiges Verhältnifs. (Eine falfche Art des Ausdrucks müffen wir berichtigen: durch die animalifche Einwirkungsart können Einflüffe auf uns gefchehen, können Dinge auf uns wirken, *die fonft auf nichts in der ganzen Natur wirken*, weil fie immer die Receptivität eines lebendigen Wefens vorausfetzen. Das Licht, die Geruchs- und Gefchmacksftoffe u. f. w., welche der Vf. vorzüglich meynt, find wohl überall fehr wirkfam, ob fie gleich in unbefeelten Körpern nichts analoges von fehen, riechen, fchmecken u. f. w. hervorbringen können.) Immer aber bleibt das Animalifche oder Vitale die Grundform unfers Verhältniffes und der Satz: ohne animalifche Perception ift keine Wirkung und Veränderung in uns denkbar, bleibt immer wahr. Alle Wirkungen, ja felbft alle Kräfte der todten Natur, die in uns liegen, müffen alfo als zufammengefetzt betrachtet werden aus dem Antheil ihres urfprünglichen, mechanifchen oder chemifchen Verhältniffes, und aus dem Antheil der Animalität, den fie in der organifchen Verbindung erhalten haben. Trefflich wird diefes weitläuftig ausgeführt. Ueberhaupt find gewöhnlich mehrere Wirkungsarten vereinigt, und oft verbinden fich alle vier zur Erregung einer Wirkung, einer Krankheit. Je fchwächer die Summe oder Thätigkeit der Lebenskraft ift, defto mehr gewinnen die todten, mechanifchen und chemifchen Kräfte die Oberhand und freyes Spiel. *2. Abfchnitt. Die Media* und *Vehicula*, durch welche Krankheitsurfachen in uns aufgenommen oder percipirt werden können, find I. die Perception der empfindenden und reizbaren Fafer, hauptfächlich des Nervenfyftems. Gewifs der allgemeinfte und gewöhnlichfte Weg, durch welchen krankmachende Urfachen in uns wirken, und durch welchen fie wenigftens die animalifche Form erhalten. Daher kommt fo erftaunlich viel in der Pathologie auf den Zuftand des Nervenfyftems an, befonders auf feine jedesmalige Empfänglichkeit für Reize. II. Die Reforption der lymphatifchen oder abforbirenden Gefäfse. III. Die Penetration. Es giebt Stoffe, die fo fein und durchdringlich find, dafs fchon die gewöhn-

liche Porosität der Körper hinreicht, um ihnen Eingang zu verschaffen, als z. B. die elektrische Materie, der Wärmestoff und mehrere feinere chemische Stoffe, die vorzüglich in der Lunge die feinern Bronchialbläschen zu durchdringen und sich so dem Blute beyzumischen scheinen. Diese Grundsätze führen auf die Bestimmung derjenigen Punkte und Organe, durch welche krankmachende Ursachen am leichtesten und häufigsten auf uns wirken, in welchen sich also der Krankheitsreiz zuerst fixirt und von da aus erst ins Ganze wirkt. Hr. *H.* nennt sie *atria morborum*. Was einen Theil dazu eignet, entwickelt er und setzt als solche fest den ganzen Darmcanal, die Lungen, die ganze äussre Oberfläche. (In dieser Entwicklung hätten die zwey sehr verschiednen Classen von *atriis morborum* getrennt werden müssen, deren erstre die Theile begreift, die an sich selbst mehr oder weniger Empfänglichkeit haben, zuerst krankhaft afficirt zu werden, und in deren andere die Theile kommen, die fähig sind, krankmachende Stoffe zuerst aufzunehmen und mehr oder weniger in Berührung mit andern Theilen des Körpers zu bringen. Hr. *H.* hat nur die erstre Classe in seiner Ausführung im Auge.) Der Begriff dieser *atr. morb.* leitet uns auf die ersten Grundursachen und Entstehungsarten der Krankheiten, setzt uns in den Stand, den Gesundheitszustand, die Lebensfähigkeit und Dauer, die Krankheitsanlagen *eines* Subjects richtiger zu beurtheilen, welche vorzüglich auf den Zustand dieser Theile beruhen, giebt uns den Vortheil, manche Krankheiten gleich im Anfange vernichten zu können, da wir nun wissen, wo wir die ersten Keime aufzusuchen haben, und lässt uns einsehen, wie man am sichersten krankmachende Einflüsse verhindern kann, indem wir die Wege, durch welche sie auf uns wirken, für sie weniger empfänglich machen, und zwar durch Verminderung ihrer zu grossen Empfindlichkeit und durch Sorge für den ungehinderten Zustand ihrer Function. Hierauf beruht hauptsächlich das wichtige System der pathologischen Abhärtung, welches vornemlich in einer gehörigen Cultur und Stärkung der Haut, Stärkung der Verdauungswege und der Lungen besteht. Wer diese drey Systeme thätig und stark erhält, benimmt den Krankheitsursachen am sichersten Kraft und Einfluss. Es wird sich immer belohnen, diesen Systemen eine solche Aufmerksamkeit zu widmen, weil ihr Zustand schon an sich das ganze Seyn unsrer Maschine bestimmt, und Verderbnisse und Verstimmungen von grosser Wichtigkeit sich in ihnen mit oder ohne Einfluss von aussen erzeugen können. Wer sie in ihrem Gang immer aufrecht erhält, hat auch wohl weniger Gefahr von jeder Krankheitsursache zu befürchten, die ihn erkranken macht. Ob er sich aber damit zu schützen vermag, von Epidemieen befallen zu werden, will uns nicht einleuchten, da wir immer diejenigen am mehrsten von ihnen befreyt sehen, an denen wir gerade Kränklichkeit wahrnehmen, und bey denen die Theile, welche hier *atria morborum* genannt werden, schon lange nicht ihre volle Schuldigkeit thun. Auch müssen wir gegen des Vf. Begriff von pathologischer Abhärtung uns eine Erinnerung erlauben. Er verwechselt ihn mit Stärkung im Allgemeinen. Aber er befasst die Stärke, welche wir erhalten, wenn wir uns mancherley Gelegenheiten zu erkranken ausgesetzt und dadurch die Kraft erlangt haben, nicht gleich daniedergeworfen zu werden, an manchen ansteckenden Stoffen gewohnt zu seyn u. s. w.) 3. *Abschnitt.* Die Art und Weise, wie die percipirten Krankheitsursachen die Erscheinungen oder Krankheiten hervorbringen. Hier muss die pathologische Reaction der Kräfte untersucht werden; dazu aber ist nöthig, erst die Eigenschaften und das Verhältniss der Lebenskraft überhaupt zu bestimmen. 1. *Untersuchung.* Lebenskraft überhaupt als das wichtigste pathologische *Reagens* betrachtet. Allgemeine Charakteristik der Lebenskraft lässt sich nach den zwey Hauptverhältnissen, in welchen sie steht, dem chemischen und animalischen, am besten geben und ist folgende: 1) sie ist die Fähigkeit eines organischen Körpers, Eindrücke als Reize zu percipiren, und darauf nach ganz eignen Gesetzen zu reagiren; 2) sie ist die Fähigkeit des organischen Körpers, selbst die Kräfte, Gesetze und Verhältnisse der chemischen Natur zu verändern, zum Theil ganz aufzuheben, zum Theil zu modificiren. Lebenskraft und Lebensbewegung muss man nicht verwechseln. Jene ist blos Reizfähigkeit, diese ist das Product dieser Fähigkeit mit einem Reize, der sie excitirt. Folglich ist Leben auch ohne Bewegung denkbar. Lebenskraft ist nicht an Denkkraft gebunden, und ist auch den Pflanzen eigen. Die Seele ist aber als einer der stärksten und unmittelbarsten Reize für die Lebenskraft anzusehen. Belebt (*vital*) im weitesten Sinn heisst also jeder Körper, der entweder jene Reizempfänglichkeit besitzt oder dessen Bestandtheile und Mischungen durch den *Beytritt der Lebenskraft* (machen nicht diese Worte den Satz tautologisch?) dem Einfluss der chemischen und mechanischen Kräfte entzogen sind, so dass die Gesetze und Zwecke der organischen Natur obwalten. Hieraus folgt, dass nicht blos feste, sondern auch flüssige, nicht blos bewegliche, sondern auch unbewegliche Theile belebt seyn können. (Man glaubte ehemals weit zu gehen, wenn man an Organisation immer Leben knüpfte; jetzt dehnt man dieses weiter aus, als dahin, wo wir Organisation wahrnehmen und der Begriff von Flüssigkeit schliesst, wie *Kant* dargethan hat, den der Organisation aus. Ganz können wir in diese Streitigkeit nicht eingehen, welche kürzlich durch *Hunter*, *Blumenbach* u. s. w. so viel Interesse erhalten hat. Aber wir wollen doch bemerken, dass unter dem Einfluss eines belebten Körpers stehen, nicht verwechselt werden sollte mit dem Besitz der Lebenskraft selbst; dass wir sonst berechtigt sind, eine Speise auch belebt zu nennen, sobald sie in unserm Magen anfängt, nach den Gesetzen und Zwecken der organischen Natur dargestellt, gebunden und erhalten zu werden.) Unerachtet diese Kraft ein Eigenthum der ganzen organischen Natur ist, so finden wir sie doch in ihren Aeusserungen sehr verschieden modificirt. Der Grund davon scheint die verschiedne Organisation zu seyn, mit welcher sie verbunden ist, und welche ihr bald eine vollkommene, bald eine unvollkommene Aeusserung erlaubt. Im Menschen scheinen gleichsam alle in der übri-

gen Natur zerstreut liegenden Modificationen und Formen der Lebenskraft zu einem grofsen Ganzen verbunden, und noch durch den Zutritt jenes göttlichen Funkens der höhern Denkkraft veredelt zu seyn. Auch Bänder, Knorpel, Haare u. s. w. besitzen Lebenskraft. Diese Modificationen einer und derselben Kraft im Menschen läfst sich ordnen, als 1) die *einfachste organisch bindende und erhaltende Kraft*. Die Lebenskraft, in sofern sie die Bestandtheile nach den ganz eignen Gesetzen des Organismus bindet und ordnet. 2) *Die plastische Kraft*. Die Lebenskraft, in sofern sie die Bindung, Entwicklung und Bildung der schon organisirten Bestandtheile nach gewissen bestimmten Zwecken und Formen leitet, (Uns dünkt es überflüfsig, dafs die einfachste, organisch bindende und erhaltende Kraft von dieser plastischen Kraft getrennt ist. Es ist ihr erster Grad, der vorzüglich in der Wirkung der absondernden Organe sich thätig zeigt, mit welcher Bestimmung die Rücksicht des Vf. auf die selbstständige Beschaffenheit der flüfsigen Theile wegfällt. Ob das Blut unter die plastische Kraft zu ziehen gewesen sey; ob es, wenn es zur Ernährung der festen Theile verwendet wird, nicht von einer Thätigkeit dieser Theile bestimmt wird, stellen wir einer nochmaligen Untersuchung des Vf. anheim.) 3) *Die Kraft, Reize zu percipiren, Reizfähigkeit*. Die Hallersche Reizbarkeit ist davon nur eine Species. Ihre Modificationen sind äufserst mannichfaltig. Die Verschiedenheit liegt theils in der Art, Reize zu percipiren, theils in der Art darauf zu reagiren, und scheint durch die verschiednen Modificationen der Organe bestimmt zu werden. Sie lassen sich unter 3 Classen bringen: a) *Irritabilität*. Die Fähigkeit der Faser, auf einen Reiz durch Zusammenziehung und Verkürzung zu reagiren, und *zwar blofs in der Stelle, die topisch vom Reiz afficirt wird*, (Dieser Zusatz macht die Erklärung doch wohl zu eng, und schliefst eine Hypothese von der Verbindung der Reizbarkeit mit der Empfindlichkeit in sich.) Im thierischen Körper zeigt sich diese Fähigkeit am stärksten in der Muskelfaser. b) *Die Sensibilität, Nervenkraft*. Die Fähigkeit, einen Reiz zu percipiren, und ihn durch eigne dazu bestimmte Leiter, Nerven, zu propagiren und zu reflectiren. Sie reagirt nie durch Contraction oder Oscillation, nur durch Perception des Reizes, indem sie ihn aufnimmt und fortpflanzt, welches nach zwey entgegengesetzten Richtungen geschehen kann, je nachdem Empfindung oder Bewegung die Folge seyn soll. (Kann man anstatt zu sagen: das Nervenende theilt dem *sensorio* seine Reizung mit, sich wohl des Ausdrucks bedienen: der percipirte Reiz wird auf das *sensorium* reflectirt? Ein Reiz wird auf und durch Nerven reflectirt, wenn seine Wirkung auf einen Nerven, der nicht in der nächsten Verbindung des afficierten Nerven mit dem Gehirn steht, übergeht.) Die Nervenkraft ist ein Eigenthum des Nerven- und Gehirnmarkes, kein Ausflufs der Seele, welche nur als Reiz die Kraft hat, dasselbe zu afficiren, und durch dasselbe erst, also nicht unmittelbar auf die Reizbarkeit wirken kann. Bey jeder Untersuchung der Nervenwirkung müssen also folgende Momente und Begriffe wohl bestimmt und unterschieden werden: der Reiz, der den Nerven afficirt, er sey nun ein äufserer oder innerer, ein materieller oder Seelenreiz; die Perception des Reizes im Nerven, *die Reizung*, denn der Reiz kann auf den Nerven wirken, ohne dafs er percipirt wird, als z. B. bey Lähmungen; (er berührt ihn dann nur, wirkt aber nicht auf ihn) die Propagation der Reizung durch Hülfe der Nerven; endlich die Reflexion der Reizung, d. h. die Uebertragung derselben auf die Seele oder auf ein Bewegungsorgan, also Darstellung der Reizung. (Ganz falscher Gebrauch des Wortes Reflexion, der zu unrichtigen Begriffen von der Verbindung zwischen Seele und Körper leiten mufs!) Es giebt Nervenwirkungen mit und ohne Bewufstseyn, Wirkungen der Sensibilität mit und ohne Beywirkung der Seele. Auf diesen Satz legt Hr. *H.* grofses Gewicht, und ist über ihn weitläuftig. Er soll sagen, die *plexus* und *ganglia* der Nerven unterbrechen den Zusammenhang mit dem Gehirn, sie werden als *sensoria partialia, topica* angesehen. Diese Nervenwirkungen ohne Bewufstseyn zeigen sich am deutlichsten in den Eingeweiden des Unterleibes, in allen Secretionsorganen, und den meisten natürlichen und Lebensverrichtungen. Vorzüglich scheine der Intercostalnerve und das *par vagum* der Hauptsitz dieser Art von Sensibilität zu seyn, und das wichtigste Zwischenorgan zwischen Seelensensibilität und animalischer Nervensensibilität. Ungeachtet sich im gesunden Zustand keine Verbindung der Seele mit diesen Nerven zeige (kurz vorher lesen wir von einem bedingten und unvollkommenen Einfluss der Seele auf sie, was uns auch richtiger scheint), so können doch pathologische Zustände vorkommen, wo eine Fortpflanzung der Perceptionen bis zur Seele oder zum Bewufstseyn möglich wird. Doch wird *diese* Art von Empfindung immer sehr unbestimmt und precair seyn. (Die Verbindung zu einem Ganzen und andre Gründe hätten Hr. *H.* von einem minderstarken, aber von keinem aufgehobnen, Zusammenhang mit dem Gehirn sollen sprechen lassen. Aber was uns vorzüglich auffällt, ist ein Mangel an Präcision und Vernachläfsigung des Sprachgebrauchs. Nervenwirkung ohne Bewufstseyn, Wirkung der Sensibilität ohne Beywirkung der Seele sind nicht gleichbedeutende Ausdrücke. Viele haben Seelenwirkungen ohne Verbindung mit dem Bewufstseyn für wahrscheinlich gehalten und in der Psychologie ist viel die Rede vom dunkeln Bewufstseyn. Hier hätte indefs die Seele ganz aus dem Spiel gelassen werden können, und das ist immer Gewinn für den Arzt. Es hätte nur sollen untersucht werden, was zum Gehirn gelangt und wie sich das dabey verhält.) Es existirt noch eine feinere Modification der Sensibilität, nämlich die, welche die zarteste Substanz des Gehirns selbst erfüllt, und welche selbst zu den höhern Verrichtungen der Seele nöthig ist. c) *Die specifische Reizfähigkeit*. Eine eigne Organisation liegt einer specifischen Modification zum Grunde. Reize machen Eindrücke, welche sonst gar nicht als solche auf die Lebenskraft wirken, oder werden auf eine specifisch modificirte, weder nach den allgemeinen Gesetzen der Irritabilität noch der Sensibilität erklärbare Weise percipirt und reagirt. Wie fruchtbar diese Ideen sind, wird sehr schön gezeigt.

(*Der Beschluss folgt.*)

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 25. Januar 1797.*


## ARZNEIGELAHRTHEIT.

JENA, in der akadem. Buchh.: *Ideen über Pathogenie und Einfluss der Lebenskraft auf Entstehung und Form der Krankheiten* von *C. W. Hufeland, etc.*

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Noch einige *Eigenschaften und Gesetze der Lebenskraft, in Beziehung auf den menschlichen Körper.* Die Lebenskraft verbindet sich überhaupt mit manchen Körpern und Organisationen inniger und fester. Im Menschen scheint das Herz und das arteriöse System sie am festesten und längsten zu halten. Es kann auch eine ungleiche Vertheilung statt finden. Manche Einflüsse vermögen sie zu mehren und zu erwecken, zu vermindern und zu binden. Die Reitzfähigkeit ist *nur eine* Modification der Lebenskraft. Sie kann aufgehoben und die Lebenskraft dennoch noch gegenwärtig seyn; aber in einem gebundnen Zustand, wie es in der Chemie genannt wird. *2te Untersuchung.* Die Art und Weise, wie die afficirte Lebenskraft die krankhaften Veränderungen und Erscheinungen hervorbringt. *Die Gesetze und Mechanismen der pathologischen Reaction.* Erst durch diese Reaction erhält die Krankheit ihre volle Existenz und bestimmte Form, und folglich enthält diese Untersuchung den Hauptschlüssel zur Erkenntniss der verschiednen Formen und Modificationen der Krankheit. Hier kommt in Betrachtung: 1) *der jedesmalige Zustand der Lebenskraft.* Was Verschiedenheit hier bewirkt, wird auseinander gesetzt, so wie die mannichfaltige Beschaffenheit der Lebenskraft im Menschen erörtert wird. Vorzüglich wichtig ist, was von der Verbindung der Lebenskraft mit einer festen oder schlaffen Faser, mit Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers so praktisch lehrreich gesagt wird. Nur hätte in der Theorie etwas weiter zurückgegangen und die Abhängigkeit der starken und schwachen Cohäsion von der Lebenskraft selbst nicht aus den Augen verlohren werden sollen. Das verschiedne Verhältniss der chemischen Bestandtheile zur Lebenskraft wird auch bestimmt, als des Wärmestoffs, Sauerstoffs, Phosphors u. s. w. (In dem, was von der Elektricität angeführt wird, scheint uns der Vf. sich nicht von der Erfahrung haben leiten zu lassen. Dass ihre Anhäufung zu inflammatorischen Krankheiten, so wie ihre Entziehung zu faulen und verwesen, die Anlage bilden soll; ist nur eine Muthmassung, der keine Beobachtung zum Grund liegt. Dies ist eine Hauptursache, heisst es, warum anhaltende, trockne, idioelektrische Luft, die keine Elektricität ableitet, sondern den menschlichen Körper gleichsam isolirt, immer zu entzündlichen Krankheiten, hingegen anhaltende, feuchte Luft, die immer ein Ableiter ist, und die Elektricität also entzieht, zu Krankheiten der Schwäche disponirt. Der Thatsache hat man widersprochen; aber das Räsonnement selbst scheint uns falsch. Es lässt die umgekehrte Anwendung zu. Anhaltende trockne idioelektrische Luft leitet keine Elektricität andern Körpern ab, also dem menschlichen Körper keine zu, der also bald daran erschöpft wird. Aber anhaltende, feuchte Luft kann solche dem Menschen in Menge zuströmen lassen, weil sie so reichlich damit erfüllt ist. So behauptet die Lebenskraft auch mehr Selbstständigkeit.) Eben so ist auch das Verhältniss der Menge und der reizenden Kraft der Säfte von äusserst wesentlichem Einfluss auf die Aeusserung der Lebenskraft. 2) *Die Beschaffenheit des Reizes.* Reiz heisst alles, was das Vermögen hat, die Reizfähigkeit zu afficiren, selbst wenn es die Reaction vermindert. Neben mechanischen, chemischen und vitalen Reizen sind auch negative Reize aufgestellt, deren Wesentliches in einem Mangel, in einer Aufhebung des Gleichgewichts besteht. Wir wollen gegen die Benennung nichts erinnern. Aber gehören sie wohl neben, und nicht vielmehr unter die vitalen oder organischen Reize? Viele wichtige Eintheilungen mit vortrefflichen Bemerkungen müssen wir übergehen. 3) *Die Gesetze und Mechanismen, nach welchen die Reaction auf den Krankheitsreiz geschieht.* Wir kennen nur die zwey Hauptbedingungen der Pathogenie, das Einwirkende oder den Reiz und das Gegenwirkende oder die Reizfähigkeit der Lebenskraft. (Der Vf. begreift die Wirkung selbst unter der Gegenwirkung.) Die Gesetze der pathologischen Gegenwirkung sind: 1) *Die Gesetze der einfachen Reizung.* Nach andern Lehren, die uns Wiederhohlungen dünken und nicht die Reaction auf einen krankhaften Reiz allein, sondern auf jeden Reiz und also auch im Gesundheitszustand, betreffen, heisst es; ein Reiz kann überhaupt die Reizfähigkeit auf dreyerley Art afficiren und so entstehen 3 Hauptklassen der Reaction oder *Reizung* (hier und schon S. 152. wird Reaction auch Reizung genannt; aber S. 93. ward die Perception des Reizes im Nerven für Reizung gegeben. Und noch weiter hin finden sich auf einer Seite (S. 158.) die zwey Stellen, die nicht eins aussagen: „*Reizung ist immer mit Reaction verbunden*“ also doch davon unterschieden; *man muss den Reiz und die Reizung, reaction, unterscheiden;* als wenn Reizung und reactio eins seyen) a) excitirend; vermehrte Reaction b) deprimirend, schwächend; verminderte Reaction c) verändernd; *in modo* verände-

te Reaction. (Die Unbequemlichkeit des Ausdruckes Reiz fühlte Hr. *H.* schon früher. In dieser Eintheilung wird sie sehr auffallend. Sind excitiren und reizen so verschieden, dafs der entgegengesetzte Zustand von excitiren, das deprimiren, doch noch den Nahmen Reiz haben soll? Aber ein tiefergehender Einwurf ist folgender: mufs eine *in modo* veränderte Reaction nicht von einem excitirenden oder deprimirenden Reiz entstehen? oder will Hr. *H.* sagen: das Excitiren oder Deprimiren kommt in dem Fall nicht in Betracht, sondern nur der veränderte *modus* der Reaction, so ist bey einer pathologischen Untersuchung nicht vom Gesichtspunkt des Praktikers, sondern vom innern Zusammenhang die Rede und dann fragt man nach dem Grund dieser Eintheilung und Zusammenstellung. Oder soll damit angedeutet werden, die Summe von Excitation ist sich im jetzigen und vorigen (gesunden) Zustand gleich, nur hat sie eine andre Richtung und also entsteht eine *in modo* veränderte Reaction? Dieser wahrscheinlichen Auslegung setzen wir, ohne das Brwonische System vertreten zu wollen, entgegen: ist es je in der Wirklichkeit zu beweisen, dafs die Summe von Excitation sich gleich ist, und ist dann nicht dieser Reiz mit eben dem Recht excitirend zu nennen, als der vorhergehende, der nicht mit mehr Kraft und Erfolg wirkte?) Nun werden die Reactionen der Irritabilität, der Sensibilität und der specifischen Modificationen der Reitzfähigkeit von einander abgesondert. Eine Art der Reizung kann das Organ, das sie afficirt, unempfindlich für andre machen, und so kann ein Reiz unter gewissen Umständen Unempfindlichkeit und Unbeweglichkeit eines Nerven hervorbringen. Aber doch nur im letztern Fall ein in des Vf. Sprache, im höchsten Grad deprimirender Reiz. Der Vf. scheint aber vielmehr anzunehmen, ein bestimmter Reiz wirkt so sehr excitirend, dafs kein andrer neben ihm Eindruck machen kann. Müssen dann aber nicht Aeufserungen der Irritabilität oder Sensibilität sich darthun? kann dann die Idee von Paralysis statt haben? (Der Fall, dafs Zuckungen und Schmerzen mit Lähmung abwechseln, gehört nicht hieher sondern unter No. VII, p. 158.) Hr. *H.* erklärt sich hierüber noch in einer folgenden Stelle so: durch den Reiz selbst kann unter gewissen Umständen die Reizfähigkeit oder Empfindlichkeit so modificirt werden, dafs ihre Aeufserungen dadurch gleichsam gehemmt und sie gleichsam in einen gebundnen Zustand versetzt wird. Hier existirt allerdings Perception des Reizes; denn sonst würde kein solcher praternaturelle Zustand der Reizfähigkeit entstehen. Aber die Wirkung dieses Eindruckes ist eben gehemmte Empfindungskraft — präternaturellen, krampfhaften Zustand des Organs, der wenigstens die Propagation des Reizes hindert, wenn er auch örtlich percipirt ist.“ Was hier gemeynt ist, scheint uns nicht richtig ausgedrückt. Wird die Empfindungskraft gehemmt, wird die Reizfähigkeit oder Empfindlichkeit in einen gebundnen Zustand gesetzt; so müssen sie es auch ferner in Bezug auf den Reiz seyn, der so auf sie wirkte; sonst verwickelt man sich in einen Widerspruch. Aber was hindert für diesen Reiz auch Empfindlichkeit aufgehoben seyn zu lassen, da er nur braucht, einen Moment gewirkt zu haben um auf Wochen diese Folge zu haben? Oder man könnte ihn immer, wenn sich die Empfindlichkeit wieder erzeugt, von neuem sie wieder tilgen lassen. Aber ist ein solcher Reiz nicht ein deprimirender? Das auffallendste Beyspiel der Art, sagt Hr. *H.*, ist der Reiz des Wuthgiftes. Es ist wahr, dasselbe kann lange im Körper ohne sichtbare Folgen seyn. Aber hat man je nur eine Spur gefunden, dafs es vor seinem Ausbruch an der Stelle, die es aufnahm, so wirkte, als hier geschildert ist? Man bemerke übrigens, dafs Hr. *H.* in seinem Räsonnement Perception und Propagation des Reizes trennen mufs.) Das Gesetz der Gewöhnung beruht eigentlich auf dem Verhältnifs der Reizfähigkeit zum Reize, welches sich zuletzt so nähert, dafs keine Differenz mehr ist und also der Reiz aufhört, etwas fremdes zu seyn. (Uns ist diese Erklärung unverständlich. Was will das sagen, das Verhältnifs der Reizfähigkeit zum Reize nähert sich zuletzt so, dafs keine Differenz mehr ist? Und das soll das Gesetz für die Gewöhnung seyn? Gewohnheit macht nicht nur, dafs ein Reiz nicht mehr wirkt, sondern auch, dafs seine ihm nur sonst eigne Wirkungen eintreten, wenn er nun fehlt.) Es kann folglich ein Krankheitsreiz in uns seyn, den wir nicht empfinden, weil (4 vom Vf. angegebne) Ursachen existiren, die die Reizfähigkeit gegen ihn aufheben. Nun können aber diese Ursachen wegfallen, und so kann ohne alle Veränderung des Reizes, blofs durch Veränderung der Reizfähigkeit der Reiz wieder fühlbar d. h. für uns wieder existirend werden. Diese Erweckung des Reizes ist eine der wichtigsten pathologischen Operationen. Ein grofser Theil der Therapie geht auf diesen Zweck aus. (Wir bedauren über diese vom Vf. ausgeführten Ideen aus Furcht vor zu grofser Weitläuftigkeit uns nicht erklären zu dürfen.)

2) *Die Gesetze des Consensus.* Consensus ist die Fähigkeit der Organe, durch die Reizung eines andern Organs afficirt zu werden, sie zu percipiren und mit zu reagiren. Er beruht auf Verbindung der Nerven, der Gefäfse, des Zellgewebes, der Häute, auf Aehnlichkeit der Organisation und Function. Das vorzüglichste Verbindungsmittel sind die Nerven und durch sie zeichnet sich am mehrsten aus, das Gehirn und der Magen, oder vielmehr der Intercostalnerve. (Der bestimmte Begriff von Consensus scheint uns verfehlt. Jeder Zusammenhang zweyer Theile des Körpers bildet keinen Consensum, ob er gleich ihre wechselseitige Abhängigkeit mit gründet. Die Verbindung der Nerven mit dem Gehirn, durch welche Sensationen entstehen, führt man nicht auf Consensus zurück. Die aus den Gesetzen vom Kreislauf des Blutes fliefsenden Veränderungen in Rücksicht der Blutmenge eines Theiles, der mit einem Theil, nach dem eine Congestion ist, sein Blut aus einem Stamm erhält, ordnet Hr. *H.*, dem Sprachgebrauch entgegen, unter Consensus. Man erstaunt aber, wenn selbst das Zell-

gewe-

gewebe dahin gezogen ist, in Rücksicht der möglichen Fortbewegung eines *contenti*; z. B. Wasser, Luft. Den Mangel dessen, was in der thierischen Oekonomie durch den männlichen Saamen bewirkt wird, bey Castraten, wird man trennen von den Folgen des Consensus andrer Theile mit den fehlenden Hoden. Zum Consensus ist eine etwas grösre Gemeinschaft, als mit der ganzen Maschine zwar erfoderlich; aber beide Theile müssen im Wesentlichen nicht von einander abhängen. Alle nothwendige Folgen von den Leiden eines Theiles für andre sind nicht consensuelle, in denen immer etwas zufälliges herrschen muss.) Jeder Theil hat seinen bestimmten Grad, seine bestimmte Verbindung und Grenze von Sympathie. Dies ist *Consensus naturalis*. Jede Abweichung davon im Grad, in der Verbindung, in der Richtung giebt zu einem krankhaften Consensus Gelegenheit. Auch deprimirende Eindrücke können durch Schwäche propagirt werden. Folglich auch örtliche Schwäche eines Theiles oder Systems kann consensuelle, allgemeine Schwäche hervorbringen. Praktisch fruchtbar ist die Lehre vom Consensus vorgetragen.

3) Die Gesetze des Antagonismus oder des aufgehobnen Gleichgewichts. Bewegungen von Muskeln wirken wie Reize auf die entgegengesetzten Muskeln und bringen auch in ihnen Bewegungen hervor. Aber dieser Antagonismus ist allgemein. Er gründet sich auf die Harmonie der Kräfte und Bewegungen, auf das nöthige Gleichgewicht derselben gegen einander. Die Fähigkeit, dieses zu erhalten und wieder herzustellen, heisst Antagonismus der Kräfte und Bewegungen im weitern Sinn. (Ob dieser Antagonismus mit dem der Muskeln eins ist, müssen wir doch bezweifeln. Bey den Muskeln erfolgt er nothwendig und gründet sich auf den Bau und den mechanischen Zusammenhang bey der Bewegung und Ruhe. Des Vf. allgemeiner Antagonismus ist doch am Ende auf Consensus zurückzubringen, dem wir ihn untergeordnet hätten). Das Gleichgewicht kann aufgehoben werden, durch Reizung oder Schwächung durch vermehrte oder verminderte Kraftäusserung eines Theiles oder Systems in einem grösern Grad oder auf die Dauer. Wie kommt aber Hr. *H.* zu der Idee eines Antagonismus der bewegenden Kraft gegen das zu Bewegende, des *continentis* gegen das *contentum*? Die Wirkung, die diese auf einander haben, ist doch nach ganz andern Gesetzen zu beurtheilen. Aber ihr Misverhältniss vermag allerdings die Thätigkeit andrer Theile mit ins Spiel zu ziehen. Vorzüglich wichtig für den praktischen Arzt ist aber der Antagonismus der Secretionen und Excretionen. Die Unterdrückung oder Verminderung einer Secretion erregt den Antagonismus, die vermehrte Thätigkeit andrer. Hierdurch kann Nachtheil verhütet; aber es können auch neue Fehler und Krankheiten erzeugt werden.

4) *Die Gesetze der pathologischen Secretion.* Der Organismus der Secretion liegt in der specifischen Lebenskraft und Structur des Organs, und hieraus erhellt, dass alles, was diese Lebenskraft afficiren und ihren Charakter, die specifische Reizfähigkeit verändern kann, auch im Stande ist, in der Reaction desselben, und also in dem Secretionsgeschäfte hervor zu bringen. Der Grund dieser Veränderung kann nun entweder in Veränderung der Kraft selbst, oder in Veränderung der Reize liegen, die darauf wirken, also auch oft in den Säften. Es giebt *secretio aucta, imminuta* und *alterata, s. perversa*. Jeder Krankheitsreiz wirkt, in so fern er die Reizfähigkeit überhaupt afficiret, auch mehr oder weniger auf die Secretionen. Die natürliche Folge ist, dass keine krankhafte Reizung in unserm Körper existiren kann, ohne dass dadurch in den Säften etwas verändert oder zurückgehalten, oder etwas neues und fremdes erzeugt wird. Und so fliesst ganz natürlich die Idee von Krankheitsmaterie oder Krankheitsstoff aus den Gesetzen des Reizes und der lebendigen Reaction. Eine pathologische Veränderung der Reaction der festen Theile zieht unausbleiblich eine analoge Veränderung in den flüssigen nach sich. Man muss also eine mit der Krankheit verbundne Krankheitsmaterie annehmen. Ist sie nicht Ursache, so ist sie Folge des Reizes und dann oft von mehrerer Wichtigkeit als der erstre Reiz. Auf diese Weise lässt sich Humoral- und Nervenpathologie vollkommen vereinigen. Diese Veränderungen in den Secretionen, und also in den Säften bestimmen weit häufiger den Charakter der Krankheit und selbst die Heilart als der erste Reiz. (Das wird kein Nervenpatholog dem Vf. eingestehen. Er wird ihm Verderbnisse der Säfte als Folgen der kranken Thätigkeit der festen Theile einräumen, aber sie nicht als Krankheitsmaterie anerkennen. Er wird immer behaupten, auf sie sey keine Rücksicht zu nehmen. Zu ihrer Verbesserung oder Hinwegschaffung könne und brauche auf sie selbst nicht gewirkt zu werden. Die festen Theile wären entweder diesem Geschäft schon gewachsen, sobald sie nur ihre Integrität wieder haben, oder müssten dazu durch bestimmte Arzneyen die Kraft und Richtung erhalten.) Oertliche Krankheiten haben am häufigsten ihren Grund in einer veränderten oder verdorbnen Secretion der Organe und der Vf. rechnet hieher die *phthisis pituitosa*, den *diabetes* u. s. w.

5) *Die Gesetze der pathologischen Umänderung in den Säften und Bestandtheilen.* Es wird hier wieder angelegt auf Vertheidigung der Humoralpathologie. Treflich ist die Bemerkung, der Unterschied von festen und flüssigen Theilen sey ganz unwesentlich, man müsse die Kraft und die Materie sondern, und den Nerven an sich, blos als Materie betrachtet, könne man keinen grösren Lebensantheil zuschreiben, als dem Blute. Ferner: es kann nichts in uns seyn, was uns nicht von aussen gegeben ist. Erhalten wir so manche Bestandtheile nicht, so kann sie die Lebenskraft in uns nicht neu schaffen. Sind manche Bestandtheile in dem Gegebnen zu überwiegend, so werden sie auch in uns ein Uebergewicht erhalten. Und so erzeugen sich auch ursprüngliche Fehler der Säfte. Ein wahres Meisterstück ist dieser Abschnitt, die Frucht der hellsten pathologischen Ideen, und schon allein

geeignet, dieſer Schrift groſse Vorzüge zu verſchaffen. *3tes Kapitel. Verlauf, Dauer, Stadien, Veränderungen ud Kriſe der Krankheiten.* Die vielfachen feinen Beſtimmungen, welche in den hier vorgetragnen Ideen liegen, und ihre Bearbeitung für das Bedürfniſs des praktiſchen Arztes, müſſen wir unſren Leſern ſelbſt aufzuſuchen überlaſſen. *4tes Kapitel. Allgemeine Verſchiedenheit und Eintheilung der Krankheiten. 5tes Kapitel Ideen über einige Hauptformen des kranken Zuſtandes.* Das Weſen oder die nächſte Urſache des Fiebers iſt: ſpecifiſche Reizung der thieriſchen Senſibilität mit vermehrten Reaction des arterióſen Syſtems und aufgehobnem Gleichgewicht der Kräfte. Schön ausgeführt. Der weſentliche Begriff von Entzündung iſt: vermehrte oder exaltirte Lebenskraft im Gefäſsſyſtem und Blute. Fäulniſs heiſst: groſse Schwächung oder in einzelnen Theilen bey topiſcher Fäulniſs, gänzliche Aufhebung der Lebenskraft und zwar nicht bloſs der Reizfähigkeit, ſondern der organiſchen bindenden Kraft mit einer dadurch vermehrten Neigung der Beſtandtheile, ſich chemiſch zu zerſetzen. Da dieſe Vorſtellungsart an ſich und wegen der Folgerungen des Vf. der Gegenſtand einer literariſchen Debatte geworden iſt, und wir nicht ihrer Wichtigkeit gemäſs ausführlich über ſie ſeyn dürfen, ſo finden wir es am rathſamſten, unſer Urtheil über ſie ganz zu ſuspendiren.

## OEKONOMIE.

NÜRNBERG, im Verlag der Steiniſchen Buchh.: *Ueber die örtliche progreſſive Wachsthumszunahme der Waldbäume, in Anwendung auf den möglichſten Ertrag eines Waldbodens;* von *Johann Leonhard Späth.* Prof. der Mathem. und Phyſik. 1796. 131 S. 8.

Auf eine ſo neue als ſinnreiche Art, beſchäftigt ſich der Vf. mit der ſpeculativen Ausmittelung des örtlichen progreſſiven Wachsthums der Kiefer, der Tanne, der Fichte und der Buche, deren Vollkommenheit, und Rückgang: und er zeiget, unter welchen Vorausſetzungen die Haubarkeit eines jeden Ortes, und bey obigen Holzarten (welche er *Geſchlechter* nennt) zum möglichſt gröſsesten Ertrag zu beſtimmen ſey. Folglich den Vortheil, welchen dieſe Berechnungsarten dem Forſthauſshalte gewähren. Es iſt gewiſs, daſs mancherley örtliche Umſtände, als Boden, Klima, Lage und Expoſition; ſo wie eingeſchloſſener oder weitläuftiger Stand der Bäume, die Epoche ihrer nutzbarſten Haubarkeit gar ſehr beſchleunigen oder aber zurück halten, und daſs es daher ſehr fehlerhaft ſey, gerade zu, und allgemein — die Haubarkeit einer Holzart beſtimmen und den Turnus einer jeden feſt ſetzen zu wollen. Hier zeigt ſich abermals klar, wie nöthig und wichtig die Mathematik einem Forſtmann von höherer Beſtimmung ſey, und wieviel auf phyſikaliſchen Kenntniſſen beruhe. Hätte der Vf. auf die Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit der Keime, und auf die Saftleitungsfähigkeit der Bäume, zur Aneignung und Digeſtion der ihnen ſehr häufig aus der Atmoſphäre zukommenden Nahrung Rückſicht nehmen, und ebenfalls die Saftbeſchleunigung *darauf* gründen wollen, ſo wäre kein Zweifel, daſs er der Vollkommenheit, mit ſeinen Berechnungen, noch um ſo näher gekommen ſeyn würde.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Caſſel,* in der Griesbachs. Hofbuchh.: *Praktiſche Abhandlung über die Anlegung neuer Eichelgärten, die Beſaamung und Pflanzung der Eichen, in zwey Abſchnitten* von *Wilhelm Finger,* Fürſtl. Heſſiſchen Förſter zu Wellerode bey Caſſel. 1796. 54 S. 8. (5 gr.) Der Vf. will praktiſch lehren, wie neue Eichelgärten nach ſeiner Manier angeleget werden ſollen! auch wie und wenn man die darin gezogenen Eichen verpflanzen müſſe! Wozu nun wieder ſolche Rhapſodie in unſern Tagen, wo es an praktiſchen aber auch theoretiſchen, gründlichen Anweiſungen dieſer Art nicht fehlet Hr. F. lehret weiter nichts, als wie kernfaule Eichen erzogen, ihrer ſo nöthigen Seitenzweige (durch *Schnadeln*) d. h. beſchneiden beraubet, und durch ihre Kronen auf ſchlanken Stämmen zum Umbeugen und Umbrechen bewogen werden müſſen. Kernfaul werden ſie durch das Alter und die Gröſse bey ihrer Verpflanzung, wobey notoriſch die Wurzeln nicht mehr heilen und überwachſen können. Schlank bleiben ſie durch das Abſchneiden der Seitenzweige dicht am Stamme; weil ſie der Werkzeuge zur Verſtärkung dadurch beraubet werden, welche die wohlthätige Natur ihnen gegeben hatte. Die Verpflanzung ohne die Wurzeln mit Waſſer anzuſchlämmen, verdoppelt das Unnatürliche jeder Pflanzung, und macht ſie um ſo miſslicher. Könnte nun nicht der angehende und ungeübte Forſtmann durch die im Vorbericht angeführte Autorität: „Auch ſie (die„ſe Anweiſung) gründet ſich auf die Verſuche und Erfahrun„gen, die ich ſeit 30 Jahren in mehr als einem groſsen Forſte „gemacht habe" hintergangen und irre geführet werden? Hr. F. wolle doch den Wuchs ſeiner ſo angepflanzten Eichen abwarten, bis ſie wenigſtens in einem weiten Zeitraum die Diametral-Stärke eines Fuſses erlangt haben werden, ſodann dergleichen fällen laſſen, und uns von der Beſchaffenheit des Kernmarkes, und von der zu dieſer Stärke erforderlich geweſenen Anzahl von Jahren benachrichtigen. Wenigſtens wird er alsdenn erſt aus Erfahrung ſprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Januar 1797.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, de l'Imprimerie du Magasin Encyclopedique, rue St. Honoré Nr. 94.: *Introduction à l'etude des monumens antiques*, par *A. L. Millin*, Conservateur du Muséum des antiques, Professeur d'histoire et d'Antiquités. l'an 4. oder 1796. 72 S. 8. (10 gr.)

Ebendas.: *Introduction à l'etude des pierres gravées.* l'an 4. oder 1796. 68 S. 8.

Es ist schon aus frühern Anzeigen (s. das *Intelligenzblatt* der A. L. Z. 1796. N. 160. S. 1357.) bekannt, dass zur Bildung des Geschmacks und Beförderung der Alterthumskunde im Nationalmuseum der Antiken zu Paris halbjährige Vorlesungen gehalten werden. Um den Zuhörern hiezu einen Leitfaden in die Hände zu geben, arbeitet Hr. *M.* in Verfolg der Vorlesungen selbst für jeden einzelnen Theil der Archäologie einen eigenen Cahier aus, wovon wir hier den Anfang anzuzeigen haben. Schon das Unternehmen an und für sich, Vorlesungen über die Alterthümer und Archäologie in den Sälen zu halten, wo eine vorzügliche Sammlung der Art aufbewahrt wird, verdient Beyfall, und auch in Deutschland, wo so manches schöne Antikencabinet dem lehrbegierigen Publicum entweder ganz verschlossen, oder als eine gute Sinecure Männern anvertraut ist, die der öffentlichen Benutzung ihr Privatinteresse vielfältig entgegenstellen, allgemeine Nachahmung. Aber dann müssen freylich auch die Aufseher eben so thätige und sachkundige Männer seyn, als Hr. *M.* nach allem, was er bis jetzt schon leistete, unstreitig seyn muss. Seine Homerische Mineralogie sowohl, als sein Elementarbuch der Naturgeschichte beweisen, dass er die unerläsliche Bedingung eines guten Archäologen eine genaue Bekanntschaft mit der Naturgeschichte, kennt und erfüllt, so wie die von ihm herausgegebenen *Monumens de la France* den weiten Umfang seiner historischen Kenntnisse bezeigen, wovon sich auch in dem gleichfalls durch diesen thätigen Gelehrten veranstalteten *Magasin Encyclopédique* überall die deutlichsten Spuren finden. Besonders dürfen wir aus dieser überhaupt sehr zweckmäfsigen Zeitschrift zwey seiner Abhandlungen über die *ägyptischen Steine im Nationalmuseum* (*Magaz. Encycl.* Année I. T. IV. p. 123.) und *über den Ring des Polykrates und die erste Epoche der griechischen Steinschneiderkunst*, (ebendaselbst T. V. p. 123.) hier nicht unbemerkt lassen, da sie als Vorarbeiten zu den jetzt anzuzeigenden Cahiers anzusehn sind.

Der erste Heft dient, wie auch schon der Titel anzeigt, zur allgemeinen Einleitung in das Studium der Antike, und enthält das, was wir die Prolegomena nennen. Nach einer Bestimmung des Unterschieds zwischen Alterthumskunde überhaupt, und Archäologie insbesondere, wobey jedoch das weitschichtige Wort Archäologie überall im Wege steht, und nach einer mehr angenehmen als erschöpfenden Darstellung der Vortheile dieses Studiums, kommt der Vf. S. 12. auf die Eintheilung dieser Wissenschaft. Bekanntlich hat schon der Vater dieser ganzen Wissenschaft, *Jacob Spon*, in der Vorrede zu seinen *Miscellaneis eruditae antiquitatis* seine Archäologie in 8 Kapitel getheilt, wodurch auch noch *Ernesti* sich bewogen fand, der Paläographie einen Platz in seinen Vorlesungen einzuräumen, weil Spon die Bibliographie zu einem festbestehenden Theile dieser Wissenschaft gemacht hatte. Auch *Millin* scheint sein Gebäude auf dieser Grundlage errichtet zu haben, hat aber doch verschiedenes getrennt, was Spon in eins zusammengefasst hatte, und die Bibliographie, wie billig, ganz weggelassen. Seine Abtheilungen sind in folgende Ordnung gestellt: 1) Gebäude, 2) Malereyen, 3) Sculptur, 4) geschnittene Steine, 5) Mosaiken, 6) Vasen, 7) Instrumente 8) Münzen, 9) Inschriften. Spon hatte die Malerey, Sculptur und Musivarbeit unter die zwey Hauptrubriken *Ikonographie* und *Toreumatographie* gebracht, und die Statüen sowohl als die Bronzen und Büsten etwas uneigentlich zur Ikonographie gerechnet. Dies ist durch Hn. *M's* Eintheilung weit besser geschieden, und so in die ganze noch immer nicht sorgfältig genug zergliederte Wissenschaft mehr Licht gebracht. Nur zweifeln wir, ob gerade die Ordnung, in welcher diese 9 Unterabtheilungen hier aufgezählt sind, die natürlichste und leichteste seyn möchte. Wir würden den wahrscheinlichen Fortschritten der Cultur gemäs mit den Instrumenten und Vasen anfangen, dann die Sculptur mit ihren Abkömmlingen, den Gravüren, Münzen und Inschriften stellen, die Mosaiken der Malerey unterordnen, und mit den Gebäuden schliessen. Der Vf. spricht hierauf vom Zweck der Archäologie, den er, vielleicht etwas zu eng, vorzüglich auf die Vermeidung der Irrthümer und der von den Alterthumsmäklern häufig angewandten Betrügereyen einschränkt. Es kann nicht fehlen, dass hier unter manchen schon bekannten Verfälschungen und Misgriffen der Mäkler und Liebhaber nicht auch aus dem Erfahrungskreise des Vf. mancher interessante

Beytrag geliefert worden wäre. So wird z. B. hier erzählt, dafs ſich viele Antiken blofs durch einen frommen Irrthum erhalten hätten, indem man den Valentinian auf dem Biſchofsſtab in der heiligen Capelle für einen heiligen Ludwig, den bekannten *Achates Tiberianus* für eine Himmelfahrt Johannis des Täufers, ein Relief, worauf Neptun und Minerva im Schöpfungsmoment des Pferdes und Oelbaums vorgeſtellt waren, für Adam und Eva am verbotenen Baume hielt. Aber wie hier der fromme Aberglaube die Antiken rettete, ſo wurde er ihnen auch unter dem Robespieriſchen Vandalismus wieder verderblich. In einer Kirche zu Pui-de-Dome war eine Iſis von Baſalt mit dem Horus auf dem Schooſse Jahrhunderte lang als ein Marienbild gläubig verehrt worden. Es war, wie mehrere ähnliche Bilder, die man unter der Benennung *vierges noires* in den Kirchen findet, durch die Kreuzfahrer mit aus dem Oriente entführt worden. Jetzt wurde es aber als ein ächtes Madonnenbild von den Fäuſten der neuen Bilderſtürmer ohne Barmherzigkeit zertrümmert. Beyläufig werden die noch immer häufigen Verſtöſse gegen das alte Coſtum gerügt. Auch die Anekdote, wie Winkelmann durch eine falſche Antike von Caſanova getäuſcht worden ſey, wird hier nicht vergeſſen. Dieſe Anekdote wird auch unter uns noch immer ſo verſchieden, und mit ſo gehäſſigen Nebenumſtänden für Caſanova erzählt, dafs man in der That jetzt, wo Caſanova todt iſt, von irgend einem wohlunterrichteten Mann in Dresden oder Wien eine unpartheyiſche Nachricht darüber in einem öffentlichen Blatte zu erhalten wünſchen muſs. Sehr gut und auf die Culturgeſchichte des Alterthums gegründet iſt der geographiſche Plan, den Hr. *M.* S. 30. für das Studium der Archäologie vorſchlägt, da gewiſs nichts lächerlicher ſeyn kann, als auch hier mit Spanien anfangen zu wollen. Nur ſollte der Uebergang von Kleinaſien ſogleich in das unteritaliſche Grofsgriechenland und Sicilien, und von da nach Etrurien gemacht werden, ehe noch die Kunſtcultur des eigentlichen Griechenlands und Athens an die Reihe kommt. Denn ſo lange man nicht in der griechiſchen Völkergeſchichte ſowohl als in der Kunſtgeſchichte die blühenden und kunſtreichen Colonieen Siciliens und Unteritaliens ſogleich auf die Joniſche Geſchichte folgen läſst, und für gewiſs annimmt, dafs in Syracus, Agrigent, Kroton, Thurii, Sybaris u. ſ. w. alle bildenden und redenden Künſte ſchon eine von uns kaum geahndete Stufe der Vollkommenheit erſtiegen hatten, ehe die von Plinius und ſeinen Gewährsmännern feſtgeſetzten Kunſtepochen im eigentlichen Griechenland anfingen: ſo lange muſs es in unſerer Kunſtgeſchichte noch ſehr verworren und fragmentariſch ausſehen.

Nachdem der Vf. im folgenden die vornehmſten archäologiſchen Werke, je nachdem ſie die analytiſche, chronologiſche, geographiſche oder alphabetiſche Ordnung befolgt haben, namhaft gemacht hat, entwirft er S. 63 ff. ein archäologiſches Klaſſenſyſtem, wie ſchon *Heyne* in ſeinem fruchtbaren Elogium auf Winkelmann gewünſcht hat. Man müſste darinn das Verfahren des Linné und ſeiner Nachfolger in der Naturgeſchichte zum Muſter nehmen, die Synonymieen und Orte, wo jedes Kunſtwerk gefunden worden, und jetzt zu finden ſey, anmerken, die beſten Kupferwerke bey jedem citiren, und eine kurze, doch treffende, artiſtiſche Würdigung (auch wohl mit Anzeige der Reſtaurationen) beyfügen. Ein ungeheures, aber bey den vielen vorhandenen Vorarbeiten doch ſchon jetzt ausführbarer Plan, wenn ſich ein ganzer Künſtler- und Gelehrtenverein zu dieſem Zwecke denken lieſse. Allein die Erfahrung hat bewieſen, dafs alles, was in dieſen Claſſificationen bis jetzt geleiſtet wurde, immer nur die Sache eines einzigen Mannes war. Vielleicht erhalten wir bald von Leipzig aus von der vielumfaſſenden Beleſenheit eines dortigen Literators wenigſtens die erſten Grundlinien eines *ſolchen* Werkes. — Die ganze Einleitung endigt ſich mit einem kurzen Verzeichniſſe der vorzüglichſten Muſeen und Sammlungen, wo wir unter andern die in einigen öffentlichen Blättern beſtrittene Nachricht beſtätigt finden, dafs bey dem Brand der Abtey S. Germain im J. 1795 mit der Bibliothek auch die auserleſene Antikenſammlung, worinn ſich die Montfauconiſchen Alterthümer befanden, ein Raub der Flammen geworden ſey.

Kenner werden ſchon aus dem, was hier angeführt worden, auf die Brauchbarkeit und Zweckmäſsigkeit dieſer Einleitung einen Schluſs machen können. Der Vf. kennt und ſchätzt die Verdienſte der Deutſchen in dieſem Fache (nur *Leſſing* ſcheint ihm unbekannt geblieben zu ſeyn), und hat ſelbſt ein Manuſcript der Heyniſchen Vorleſungen zum Gebrauch. Freylich lieſse ſich vieles noch beſtimmter ausdrücken, ſehr vieles ergänzen und weiter ausführen. Aber man muſs dabey nur nicht vergeſſen, dafs, wie der Vf. in einem kurzen Vorberichte ſagt, dieſe Cahiers nur erſt dann, als die Vorleſungen ſchon angefangen hatten, auf Verlangen der Zuhörer blofs als Leitfaden des *ausführlichern* mündlichen Vortrags niedergeſchrieben wurden. Um ſo mehr wäre es zu wünſchen, dafs es Hn. *M.* nun gefallen möchte, auch die eigentlichen Vorleſungen durch den Druck bekannt zu machen, wobey wir nicht umhin können, auf die häufigen, den Sinn zum Theil ſehr entſtellenden Druckfehler aufmerkſam zu machen, beſonders in Zahlen, z. B. bey der Angabe der Fabriciuſſiſchen Bibliographie, und S. 27., wo bey der chronologiſchen Beſtimmung der Invaſion des Cambyſes vor *quatrième Olympiade* offenbar die erſte Zahl *ſoixante* ausgelaſſen worden iſt. Auch iſt Erneſti *nie*, wie S. 46. verſichert wird, in Italien geweſen.

Auf dieſe allgemeine Einleitung läſst nun Hr. *M.* ſogleich ſeine Einleitung in die *Glyptographie*, oder das Studium der geſchnittenen Steine folgen, wo ſich überall der Mann zeigt, der nicht aus Beſchreibungen und Bilderbüchern, ſondern aus lebendiger Anſchauung alter Kunſtwerke ſelbſt urtheilt, und dem eine der erſten Sammlungen in dieſem Fache täglich

zu

zu Gebote steht. Freylich hatte er hier schon an *Mariette* und *Natter* gute Vorgänger, aber auch die neuern Werke von *Bracci*, *Raspe*, *Eckhel* sind von ihm aufmerksam gebraucht, und manche Bemerkung aus ihnen, besonders in dem sehr fleifsig ausgearbeiteten Verzeichnisse der Steinschneider, deren Namen wir auf Gemmen finden, von S. 33—47. kritisch benutzt worden. Nur zweymal sind wir hiebey angestofsen, da, wo S. 45. der durch *Stosch* und *Natter* bekannt gewordene Hund von *Caius* als ächt angeführt wird. Wir sind durch *Raspes* scharfsinnige Vermuthungen zu *Tassie's Catalogue* p. 227. und *Preface* p. XXXIV ff. völlig überzeugt worden, dafs Natter, der während seines Aufenthalts zu Florenz bey Stosch zuverlässig mehrere seiner Steine mit alten Namen schmückte, (Rec. erinnert sich darüber, vom verst. *Casanova* mehrere interessante Thatsachen gehört zu haben,) der wahre Meister dieses in seiner Art gewifs bewundernswürdigen Kunstwerkes gewesen sey: und dafs der Vf. S. 48., wo von dem berühmten *cachet de Michel Ange* die Rede ist, nicht gradezu sagt, wovon er doch als Kenner so gut wie andere überzeugt seyn mufs, dafs der gepriesene Stein ein neues, obgleich vortreffliches, Kunstwerk sey. Hr. *v. Murr* hat gezeigt, dafs die Figuren, die auch auf den Platfonds von Raphael vorkommen, gewifs dort früher waren, *als auf* dem Carniol. Noch erlauben wir uns die Bemerkung, dafs *Sigillarii* in der altrömischen Sprache nie Kaufleute mit Siegelringen und Gemmen bedeuten, wie S. 21. gesagt wird. Wo das Wort in Inschriften vorkommt, z. B. *Gruteri* Inscript. MXXXI, 3.; da bezeichnet es allezeit Künstler, die kleine Bronzefiguren (*figilla*) verfertigen, wie auch schon *Reinesius* ad Inscript. Cl. XI, 89. p. 644. angemerkt hat. Der Irrthum ist indefs sehr gemein, und auch im Gesnerischen Thesaurus nicht vermieden.

Ein vorzüglich schätzenswerthes Stück dieser Einleitung ist die glyptographische Lithologie S. 8—18., wo man die Resultate dessen, was die neuere Mineralogie in Verbindung mit antiquarischen Forschungen herausgebracht hat, ziemlich bey einander findet. Schade, dafs Hr. *M.* die Lessingischen und Brückmannischen Schriften nur dem Namen nach kennt, und von des Hn. *v. Veltheims* kennerhaften Bemerkungen noch gar nichts gehört hat. Wir glauben daher der guten Sache selbst keinen unwichtigen Dienst zu erzeigen, wenn wir Hn. *M's* Bemerkungen noch einer etwas genauern Prüfung unterwerfen. S. 9. ist Hr. *M.* ungewifs, ob das, was wir Sapphir nennen, der *Cyanos* der Alten oder *Berylius aëroides* gewesen sey, Allein nach allen Kennzeichen beym Plinius gehört der Cyanos zu unserm *lapis lazuli*, und *Reis* hat daher schon in seiner Vorrede zum *Museum Francianum* (wo, beyläufig zu erinnern, auf wenig Seiten die Resultate monatlanger Forschungen geliefert sind), p. XI. mit Recht festgesetzt, dafs unser Sapphir der Alten *beryllus aëroides* gewesen sey, womit auch *Brückmann über die Edelsteine* S. 97. übereinstimmt. Sehr wahr ist die Bemerkung S. 10., dafs das Wort *Smaragdus* bey den Alten in einem weitschichtigern Sinne als bey uns gebraucht, auch die Praser, grünen Kryftalle, Jaspisse, Malachite u. s. w. umfafst habe. Aber die gröfste Kürze hätte doch hier auch noch einen Wink darüber gestattet, dafs auch Artefacte und grüne Glasflüsse so genannt wurden, wie denn z. B. die Smaragdsäulen im Tempel des Herkules zu Tyros (Herodot. II, 44.) schwerlich etwas anders als hohle Glascylinder gewesen seyn können, in welche man eine Lampe setzte. Vergl. *Larcher* T. III. p. 297. Man kennt ja den berüchtigten Smaragd im Kloster Reichenau. Hätte Hr. *M.* auf die Stellen der Alten vom Pseudosmaragd mehr Rücksicht nehmen, und damit *Veltheim über einige Reformen in der Mineralogie* S. 62 ff. vergleichen können; so würde er wahrscheinlich nicht einmal gesagt haben: *les anciens connoissoient l'emeraude*, weil es trotz dem, was *Romé de l'Isle* und seine Nachbeter behaupten, immer sehr wahrscheinlich bleibt, dafs *unser* Smaragd nur aus Amerika, freylich zuweilen über die Philippinen, komme, und dafs die schönsten Smaragde der Alten, wie etwa der hohlgeschliffene für den Myopen Nero, nichts anders als unser Aquamarin gewesen sey. Sehr fein und richtig unterschieden ist das, was S. 11. über die Verwechslung des Topas und Chrysoliths erinnert wird. Der Satz, den unsere mineralogischen Alterthumskenner, z. B. *Reis* Praef. ad Museum Franc. p. XI., *Brückmann* über die Edelsteine S. 116. (in den Beyträgen drückt sich Br. schon behutsamer aus) als unfehlbar aufgestellt haben: *dafs, was die Alten Topase nennen, unser Chrysolith, und was sie Chrysolith nennen, unser Topas sey*, leidet gewifs die Einschränkung, die Hr. *M.* angegeben hat, und die *v. Born* in den Abhandlungen einer böhmischen Privatgesellschaft 1776. T. II. aus der Zusammenstellung der Griechen fast unwidersprechlich bewiesen hat. Was Agatharchides, Strabo u. s. w. Topas nennen, ist auch unser Topas. Nur die Römer machten hier Verwirrung. — Das *Lyncurium* der Alten war nicht, wie gewöhnlich behauptet und auch hier noch S. 12. wiederholt wird, unser Hyacinth, sondern weiter nichts, als ein rothgelber, durchsichtiger Bernstein, wie Hr. *Napione* in Turin in seinen *memorie sul Lincurio* (Rom, Fulgoni 1795.) neuerlich gezeigt hat. Auch Hr. *v. Veltheim* behauptet dieſs, und wir dürfen in seinen mineralogischen Schriften einer weitern Beweisführung entgegensehn. — Gewifs ist es, was S. 13. gesagt wird, dafs die Alten den Granat mit dem *carbunculus* verwechselten; es hätte aber vielleicht noch bestimmter angemerkt werden können, dafs ihr eigentlicher Carbunculus nichts anders als unser orientalischer Rubin, und was wir Granat nennen, durch *carbunculus nigrius rubens* auszudrücken sey (s. *Reis Praef.* p. XI.) — S. 14., wo vom Praser und seiner Familie die Rede ist, ist wahrscheinlich durch einen Druckfehler grade der wesentlichste Name unter den depravirten Benennungen der Juweliere *prime d'emeraude* ausgelassen, ohne welchen doch die ganze dort angeführte Bemerkung über die sogenannte Smaragd- und Achatmutter nichts hat, worauf sie sich bezieht. Ueberhaupt wimmelt es

auch in diesem zweyten Stück von Druckfehlern, besonders in den griechischen Namen. So muss S. 11. statt *lemochryfos* gelesen werden: *leucochryfos*, statt *Melychryse* nach seiner Ableitung aus dem Griechischen *melichryse*. Auch können wir es nicht billigen, dass der Vf. mit seinen Landsleuten überall *Agathe* schreibt, worinn es auch viele deutsche Mineralogen den Franzosen nachthun, da es doch bey den Alten ἀχατης *Achat* heisst.

Auch würden wir Bedenken tragen, die Behauptung gegen Mariette, dass die Alten sich nie des Demantstaubes bey der Steinschneiderey bedient hätten, so bestimmt auszusprechen, als hier S. 19. geschehen ist. Freylich führen die *crustae* des Plinius, wie Lessing so scharfsinnig gezeigt hat, mehr auf Demantspitzen; allein schon Hr. *Eschenburg* (in *Lessings Werken* Th. XII. S. 272.) hat einige gegründete Bemerkungen dagegen gemacht, und die gemeinschaftliche Auslage mehrerer Steinschneider stimmt darinn überein, dass ohne die Kenntniss des Demant*staubes* die Alten durchaus die hohe Vollkommenheit in ihren Gravüren nicht hätten erreichen können. Dieses hat neuerlich auch Hr. *Raspe* in seiner Vorrede zu *Tassie's Catalogue* p. XIV ff. durch seine Vermuthungen über die indischen Demantgruben zu bestätigen gesucht. Hätte Hr. *M.* bey der von S. 25 an gegebenen Geschichte der Steinschneiderkunst sich dieser Raspischen Bemerkungen erinnert; so wäre vielleicht auch auf die neuerlich von *Wilkins* in Calcutta mitgetheilten uralten indischen Gemmen mit Sanskritcharakteren einige Rücksicht genommen, und so der Ursprung dieser Kunst ins obere Asien hinaufgerückt worden.

Endlich dürften wir dem Vf. wohl auch noch mehr Sorgfalt in allen den Stellen empfehlen, wo Ableitungen und Erklärungen aus dem Griechischen vorkommen. Der Schnittlauch, wovon der Prafer seinen Namen hat, heisst im Griechischen nicht πρασιος, wie hier S. 14. gesagt wird, sondern πρασον. Eben so bedeutet παιδερως *paederos*, die bekannte Benennung des Opals nicht *belle comme un jeune garçon*, sondern *garçon beau comme l'amour*, wie es auch *Saumaise* ad Solin. p. 399. a. F. sehr gut erklärt hat. *Argirodamas* muss der Ableitung nach *Argyrodamas* geschrieben werden, und gehört schwerlich zu den Opalen. Eher könnte er die weisslichen Markasitwürfel bezeichnen. Σφενδονη heisst nicht, wie hier S. 21. behauptet wird, der Ring überhaupt, sondern blos der Kasten, worinn der Stein gefasst ist, wie aus der Geschichte des Gyges beym Plato erhellet. S. *Ruhnken* ad Tim. Gloss. p. 244. ed. nov., und *Saumaise* ad Scriptt. Hist. Aug. T. II. p. 850. b.

Indessen können und dürfen diese Erinnerungen dem Werthe der Millinischen Einleitungen, die gewiss jeder Liebhaber mit Nutzen und Vergnügen lesen wird, keinen Eintrag thun. Wir glaubten sie einem Verfasser schuldig zu seyn, der diesen in grosser Eil entworfenen Grundlinien eine sorgfältigere Ausführung folgen lassen will, und dessen schon als fertig angekündigten Einleitung in die alte Numismatik wir mit Verlangen entgegen sehn.

Leipzig, in d. Sommerschen Buchh.; *Erklärung dunkler Fabeln und Traditionen des Alterthums von Adam, Seth, Henoch, Noah, Abraham, Joseph und Moses. Zur Erläuterung wichtiger Symbolen und geheimer Lehren früher und später Zeiten, und als Aufschluss über den Ursprung, (die) Natur und Fortpflanzung einer heiligen Wissenschaft, Schrift und Sprache unter den Stammvätern des Menschengeschlechts.* 1794. 184 S. 8. (12 gr.)

Prahlerisch ist dieser Titel genug; aber die, welche noch hinter den alten Mysterien, Hieroglyphen und Legenden grosse Entdeckungen ahnen, würden sich sehr betrügen, wenn sie die im Titel versprochenen Aufschlüsse in dem Buche aufsuchen wollten. Eine Fabel der Kabbalisten wird durch eine andere eben so abgeschmackte, ein Symbol durch ein anderes eben so unverständliches, erklärt. So z. B. heisst es, die kabbalistische Tradition von dem ersten Menschen: „er war gross von einem Ende der Welt bis zum andern," gehe nicht auf dessen Leibesstatur und Taille, sondern auf die Ausdehnung seiner Macht und den Umfang seiner Einsicht, und heisse nichts anders, als Adam habe auf alle Dinge gewirkt, in dem göttlichen Lichte *alle zehn Weltsphären* übersehen, und die verborgensten Geheimnisse, die selbst Engel nicht begriffen, erkannt; — ferner, man habe sich unter der *himmlischen göttlichen Schrift*, nicht hebräische Buchstaben zu denken, sondern *lebendige Charaktere der Welt, Tabulas rerum coelestium*, eine *heilige Gottesschrift*, die, nach Aben Schadad, den Grund aller Dinge enthalte, und die Mutter aller Wissenschaft sey; — der Stab Mosis wird für einen Zweig von jenem geheimnisvollen *Baum des Weltalls* erklärt, durch den Adam so viel erkannt und vermocht, und zu welchem er den Sprössling von dem Engel *Rasiel*, dem Minister Jehovahs, erhalten haben soll, und dass die Kabbalisten unter diesem *heiligen Baum* die *göttliche Magie*, im Gegensatze der zweydeutigen, welche sie den Baum der Erkenntniss des Guten und Bösen nannten, verstanden hätten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. Januar 1797.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Hoffmann: *Poesie und Prose*, von *G. A. v. Halem*. 1789. 385 S. 8.

Da diese Sammlung schon seit einigen Jahren erschienen ist und dem Publicum deshalb hinlänglich bekannt seyn wird, auch fast alles, was sie enthält, in allgemein gelesenen Zeitschriften vorher mitgetheilt war: so dürfen wir uns hier nur eine kurze Anzeige derselben erlauben, wiewohl diese nicht anders als rühmlich für sie seyn kann. Kaum wird irgend eine Klasse von Lesern sie ohne Genuss aus der Hand legen, da so mannichfaltige Gaben in ihr mit Anmuth dargeboten werden. Wer in den Liedern derselben Fülle der Empfindung vermisst, wird sich über den gefälligen Geist in den mehr didaktischen *Gedichten* freuen: wer sich von keinem Schwunge in *den Poesien der höhern lyrischen Gattung* gehoben fühlt, ergötzt sich vielleicht an dem angenehmen Ton in den epischen Erzählungen, die reich an schönen Stellen sind. Alle werden darin übereinkommen, dass ein edler, gebildeter Geist in dieser Sammlung herrscht; aber vielleicht auch darin, erstens: dass in den Gedichten, einige wenige ausgenommen, kein Strom der Verse, kein Fortschreiten der Rede und keine Ruhe der Diction sey; der poetische Geist des Vf. gleicht zu sehr einem Schmetterling, der fast immer flattert, und entschädigt uns dafür nicht genug durch die liebliche Leichtigkeit und das schöne Farbenspiel der Schmetterlinge: zweytens, dass in den epischen Stücken zwar keine Verstöße der Unwissenheit in einzelnen Dingen gegen den Charakter eines Zeitalters vorkommen, aber dennoch ein gewisser allgemeiner und moderner Geist über das ganze Gemälde fährt, und alle Züge in einander laufen lässt, dass wir weder die Individualität des Zeitalters noch einzelner Figuren genugsam erkennen. Daher entsteht dann, dass diese Poesien, wiewohl man ihnen viele Schönheiten durchaus nicht absprechen kann, im Ganzen uns zu unsrer eignen Verwunderung kalt lassen. Uneingeschränkten Beyfall wird man dagegen einigen prosaischen Aufsätzen geben, in welchen der denkende Kopf des Vf. auf eine feine und höchst anmuthige Weise uns unterhält. So hat Rec. einen von ihnen, „der unsterbliche Jakob" überschrieben, wiederholt mit Vergnügen gelesen. „Heil euch, ihr edlen Britten (so beginnt er), dass ihr das Andenken eures grossen Pitts so ehrenvoll der Nachwelt überliefert! rief ich voll Entzücken, als ich die Nachricht in den Blättern las. Berühmt, unsterblich seyn, bey der Nachwelt leben, war von Anbeginn das Ziel menschlicher Wünsche, und wird es auch bleiben." Den Gedanken, welche hiedurch erweckt wurden, und sich mit den Worten endigten, „auch Pitts Monument wird einst dahin sinken; wird auch die Zeit den Ruhm des Patrioten verlöschen?" hing der Vf. nach auf einer Reise, als er sich gerade unweit Minden in der sogenannten westphälischen Pforte fand. Er erstieg die eine Säule derselben, welche der Jakobsberg hiess, und auf welchem ein bejahrter preussischer Feldwebel sich vor wenig Jahren angebaut hatte. „Der Greis mit dem silbernen Haar hatte so was herzlich Gutes im Gesichte, dass man ihn beym ersten Anblick liebgewinnen musste. Vierzig Jahre lang hatte er seinem Könige gedient, und den blutigsten Treffen beygewohnet. Er ward warm und stand auf, als er meine Theilnehmung an seinen Erzählungen merkte: „Sehen Sie da jenes Bäumchen am Abhang des Felsens! Ich pflanzt' es beym Ausbruch des jetzigen Krieges. Sey mir ein Zeichen, sagt' ich, als ich es pflanzte, ob Friedrichs Waffen glücklich seyn werden! Wie herrlich nun das Bäumchen grünet! Freuen Sie sich mit mir, mein König wird siegen. Wollte Gott! ich könnte noch seiner Fahne folgen, und für ihn fechten! Doch für ihn beten kann ich noch. Und das will ich von dieser Felsenhöle thun, so lange mir mein Gott das Leben fristet." — Wirklich konnte der edle Mann nicht leicht einen herrlichern Aufenthalt, einen würdigern Betaltar wählen u. s. w. — Der Anblick von dem schon bereiteten Grabe des alten Bergbewohners führt wieder zu Gedanken an Ruhm und Unsterblichkeit. „Du hast dem Berge den Namen gegeben; du bist unsterblich und lebst, so lange der Berg steht; hast ohne Absicht das Ziel erreicht, wornach so viele vergeblich trachten!" — Auf eine überraschende Weise führt der Besuch des Reisenden auf der andern Säule der westphälischen Pforte uns wieder zu dem Hauptthema dieses Aufsatzes. „Besonders vergnügte mich oben das Echo, welches vortrefflich wiederhallet, wenn man die rechte Stellung zu nehmen weiss. Es ist wahrlich mit dem Ruhm bey den Zeitgenossen, wie mit dem Echo. Trifft einer die rechte Stellung und ist der Geist des Zeitalters darnach gestimmt, so erschallet sein Ruhm laut umher, wenn er nur den Mund aufthut; aber freylich verhallet solch ein Ruhm dann auch, wie das Echo." — Der ganze schöne Aufsatz wird durch grosse Gedanken am Schlusse gekrönt, durch welche die streitenden Empfindungen, welche durch die vorhergehenden Betrachtungen in uns rege geworden, in Harmonie aufgelöset werden. „Eitel ist euer Bemühn, ihr Sterbliche! den Edlen un-

ter euch dieſe Unſterblichkeit (*die Unſterblichkeit iſt ein groſser Gedanke, iſt des Schweiſses der Edlen werth. Klopſtock*) durch Monumente zu verſichern. *Lector, ſi monumentum requiras, circumſpice!* Dies iſt das Epitaphium Chr. Wren's in der Paulskirche zu London, und mit Recht wird die Inſchrift bewundert. Wren war der Baumeiſter der Kirche. Die ganze Kirche, ruft er uns zu, iſt mein Mauſoleum. So erſchallt auch ohne Aufhören aus den maallosen Gräbern der Weiſen dieſer Erden die feyerliche Stimme: „unſer Mauſoleum iſt die Welt! — Verewigter Winkelmann! Du konnteſt ausrufen: „ein einziger Augenblick von Selbſtzufriedenheit iſt beſſer, als die ganze Unſterblichkeit bey der Nachwelt! Aber was war es, das dir ſo hohe Zufriedenheit ins Herz ſtrömte? — Vorgefühl dieſer Unſterblichkeit.“

So wie der „unſterbliche Jakob“ vor der übrigen Proſa, verdient das erzählende Gedicht „Adelheid von Burgund“ vor den andern Poeſien den Vorzug. Der Stoff iſt glücklich gewählt. Eine junge ſchöne Königin, welche Krone und Freyheit verliert, weil ſie die Mörder ihres Gemahls mit Abſcheu von ſich ſtöſst, welche auf eine romantiſche Art befreyt wird und durch ihre Verbindung mit ihrem Vertheidiger Italien und Deutſchland wieder vereinigt, iſt ein Gegenſtand, welcher unſer Mitleiden und unſre ganze Aufmerkſamkeit erregt. Auf eine Weiſe, welche den denkenden Dichter verräth, iſt dieſem ſchönen Stoffe noch ein höheres Intereſſe dadurch gegeben, daſs er durch die Einkleidung mit der frühſten Jugend Adelheids in Verbindung gebracht wird. Die ganze Erzählung wird nämlich einem Landsmann und Jugendfreunde der Königin in den Mund gelegt, der aber ſelbſt eine groſse Rolle bey der eigentlichen Handlung ſpielte, indem er die edle Gefangne aus dem Thurm am Gardaſee befreyte. Der Charakter, welcher ihm deshalb gegeben, die Verhältniſſe, in welche er deshalb verſetzt werden muſste, verbreiten ein ſanftes wehmüthiges Abendroth über das ganze Gemälde, welches um ſo wohlthätiger iſt, da der Leſer dadurch ſchon früh die Stimmung erhalten kann, die ihm Theilnahme für alle kommende Scenen nothwendig machte. Allein gerade bey dieſem Gedichte wird man vorzüglich durch den oben bemerkten Fehler geſtört, daſs alle Figuren entweder bloſs dämmernd vor uns vorübergehn und deshalb nicht intereſſiren, oder dem Zeitalter, welchem ſie angehören, durch eine gewiſſe moderne Empfindſamkeit durchaus widerſprechen. In der folgenden Stelle ſind hievon ſchwächere Spuren, als in dem übrigen Gedicht, und dennoch werden ihre Schönheiten es uns nicht ganz verbergen, daſs wir ſolche Töne mit einem ſolchen Zeitalter, als uns die ganze Handlung und alle Situationen ſchildern, nicht gut in Uebereinſtimmung bringen können. — So beginnt der Retter Adelheids den zweyten Geſang gegen einen wandernden Jüngling:

Klagſt du der Nachtigall nach? Froh ſpielte ſie neben dem Gatten:
Da erſah ſie der Sperber, und riſs mit mordendem Stoſse
Ihn von der Seite des Weibes. Die Schüchterne floh in den niedern,
Blüthenbeſchneiten Acaciabuſch, und ſchmelzende Töne
Füllen den nächtlichen Hain, daſs mit ihr trauern die Schweſtern.
Jüngling ſingſt du ihr nach? — Und ha! mit bebender Lippe
Säng' ich, was Adelheid ſang? — Ich will! — Es wehet, es wehet
Ueber mich himmliſcher Geiſt und hebt die ſinkenden Kräfte.
„Wohl mir!“ ſo ſprach ſie, ſo ſang ſie: „es war der edelſte Vater,
Welcher das Leben mir gab; und edle Geburt iſt ein Kleinod,
Das, wie ein Feengeſchenk, uns hohes freudiges Sinnes
Führt durchs Leben der Erd.' — —

Erlaubte es uns der Raum, ſo würden wir noch einige Stellen mittheilen, aus welchen noch mehr, als aus dieſer erhellen möchte, daſs der Vf., welcher immer um Wohllaut und Reinigkeit der Sprache bemüht iſt, auch auf den Hexameter eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt verwandt hat. Nur würde dieſe ſchöner belohnt ſeyn, wenn nicht jener bemerkte Mangel an einem gewiſſen Fortſchreiten der Rede dem Baue des Hexameters am meiſten ſchadete. Auch iſt ihm der erſtaunliche Ueberfluſs an Ausrufungspartikeln, welchen Hr. v. H. überhaupt beſitzt, und wodurch er der Lebhaftigkeit mehr ſchadet, als aufhilft, gewiſs nicht vortheilhaft geweſen.

Wir bleiben gern der Sitte getreu, uns nur bey dem Vorzüglichſten einer Sammlung, die in ſo mancher Hinſicht Lob verdient, zu verweilen, und deshalb erwähnen wir unter den epiſchen Gedichten derſelben am ungerüſten der Nachbildung des alten Gedichtes vom Ritter Twein. Wenn man ſich ſo ſehr von allen Feſſeln der Sylbenmaaſse befreyt, als hier geſchehn iſt, ſo muſs man den füſseſten Wohllaut der Sprache, die lieblichſte Diction dagegen anbieten: wenn man ſich Digreſſionen in einer ſolchen Erzählung erlaubt, ſo müſſen ſie unerſchöpflich reich an Laune und Phantaſie und Gedanken ſeyn: wenn man einen ſolchen romantiſchen Flug wagt, ſo muſs man ſich von einer magiſchen Schwungkraft ſchöpferiſchen Geiſtes gehoben fühlen. Keiner dieſer Foderungen iſt hier ein Genüge geleiſtet, und nur die gute Abwechſelung zwiſchen dem Ton des erzählenden Gedichtes und dem mehr lyriſchen Balladentacte ſcheint uns ein hervorſtechender Vorzug dieſes Verſuches zu ſeyn. Was bey einem ſolchen Schriftſteller ſelten iſt, wir treffen hier ſogar auf Geſchmackloſigkeiten: S. 260.

ſie jauchzen laut und ha!
Gleich ſtöſst ihr Schifflein an der Klippe
Der Critica.
Dir Wieland, dir bin ich oft nah.
Oft häng' ich noch an deiner Lippe.

Ob

*Oft fehn ich mich, wie nach der Krippe*
*Sich sehnt das Ross, nach Weimar hin.*
*Denn jedes Korn der grossen Beute,*
*Das deine Hand so mild mir streute,*
*War für den Darbenden Gewinn.*

Wenn es wirklich so stand mit dem Vf.: so hätte er nicht den Hippogryphen zu der weiten Reise in das alte romantische Land, für welche man viel Vorrath haben muss, besteigen sollen. Er tröste sich aber mit dem Gedanken, dass nach Wieland sich noch keiner mit einem Glücke, welches die Musen als ein solches anerkennen werden, wenn auch das Publicum darüber gejauchzt, auf diese Reise wagte.

Oden, Lieder, Idyllen, grössere musikalische Gedichte, Balladen, Epigramme, kurz, alles wofür man nur einen Namen hat, um es den Musen abzufodern, macht diese Sammlung zu dem mannichfaltigsten Blumenbeete. Nirgends findet man freylich einen selbstständigen Dichtercharakter und auch dem scharfsinnigsten Kritiker möchte nach der Lektüre dieser Poesie und Prose es nicht gelingen, ein neues Product dieses Dichters als ein Kind desselben zu erkennen; aber dies stört uns nicht in unsrer Hoffnung, wo einer Fortsetzung dieser Sammlung uns manchen Genuss zu versprechen. Vielleicht finden wir dann auch, dass der Vf. Eine Klasse der Poesie und wir wünschen noch mehr der Prosa, zum wahren Studium gemacht hat. Sicher hat nichts seiner Vervollkommnung mehr geschadet, als dieses Umherschwärmen nach Genüssen aller Art: wie will man andern einen Gegenstand zu ihrer Befriedigung darstellen, an welchem man selbst nur vorbeygestreift ist?

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn u. Comp.: *Fantasiegemälde*, von *Karl Rechlin*. 1795. 264 S. 8.

Rec. müsste sich sehr irren, wenn diese Fantasiegemälde nicht eine angenehme Erscheinung für die Lesewelt seyn sollten. Unter diesem Titel, über welchen wir mit dem Vf. nicht rechten wollen, weil er ihn selbst mit der Verlegenheit entschuldigt, worinn sich ein Schriftsteller in unsern raffinirenden Zeiten bey der Wahl eines Titels befinde, erhalten wir nämlich einige historische Gedichte, deren Scene entweder in der deutschen Vorwelt oder doch in fernen Ländern und Zeiten ist. Wie sollten Ueberschriften, wie *die Gleissburg*, *Ludbert und Druda*, oder *Pan und die Nymfe*, *Venus und Anchises*, oder der *Magier Mioldoar*

Mioldoar aus Toumba's Heldenstamm,
Zog hin, sein Volk vom Joche zu befreyen.
Die erste Schlacht entschied. Er stand mit seinen Treuen
Im Feindesstrom, ein kühner Felsendamm.

nicht Leser in unsern Zeiten anlocken? Ziemlich fliessende Verse, eine Sprache, der es nicht an Leichtigkeit fehlt, eine Behandlung des Stoffes, der man gewisse schmeichelnde Vorzüge nicht absprechen kann, und vor allen Dingen die vielen so behaglichen goldene Mittelmässigkeit in diesen Erzählungen werden das Interesse der Neugierde und einer wollüstigen Sinnlichkeit noch erhöhen. Uebrigens ist es bey kleinern historischen Gedichten leichter, als bey allen übrigen Gattungen der Poesie, sich und andre in Hinsicht auf Beruf zur Dichtkunst zu täuschen. So viel Bildung erhält man in unsern Tagen ohne Mühe, dass man eine Geschichte zur Befriedigung der meisten Zuhörer erfinden oder nacherzählen kann, so viel Geschicklichkeit in dem mechanischen der Poesie, so viel Reichthum an Bildern und poetischem Zierrath aller Art ohne grosse Anstrengung, dass man die Figuren der Erzählung mit einem täuschenden Glanz zu umgeben weiss. Glaubt aber nicht der grösste Theil der Lesewelt, dass dies genug sey, um als Dichter gelten zu können? Wir wüsten nichts bessers zum Lobe des Vf. dieser Versuche zu sagen, als dass er selbst gesteht, nur im *Rausche jugendlicher Eitelkeit* auf den Namen eines Poeten Anspruch gemacht zu haben. Dies ist wahrhaftig sehr viel, da er so manches Talent, so manche Geschicklichkeit besitzt, die ihn zu einer fortdauernden Anmasung der Art hätte verführen können.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Papiere aus den Archiven der Vorzeit.* I. Raubgraf Albert. II. Der Meineid; ein Mährchen. III. Minna von Rudelsburg. 1795. 270 S. 8.

Der Titel sagt hinlänglich, was der Leser in dem Buche finden werde. Albert und Minna sind in Prose, der Meineid ist in Versen geschrieben. Diese Papiere empfehlen sich allenfalls dadurch, dass in ihnen keine wilde Ritterspräche hauset, und dass in den Erzählungen durch unerwartete Katastrophen für genugsame Unterhaltung romandurstiger Seelen gesorgt ist. Sonst sind sich bekanntlich alle Rittergeschichten einander ähnlich: Irrende Ritter, kussige Fräulein, in Wonnezuckungen sterbende Unschuld, erzeugte Buben, gekränkte Liebe, Mord und Rache und dazwischen Burgpfaffen, Räuberbanden u. dgl., das sind die Würfel, die so oder anders zusammengeworfen immer eine neue Zahl herausgeben. Von den Versen, die im graufendschauerlichen Ritterromanzentone geschrieben sind, lässt sich nichts weiter sagen, als dass sie dem ritterlustigen Leser zur Abwechselung wohl gefallen werden.

## KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Fleischer d. Jüngern: *Lesematerialien zum Gebrauch für Schulen.* Erstes Bändchen. 1796. 234 S. 8. (12 gr.)

2) Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Materialien zu unmittelbaren Verstandesübungen in Volksschulen*, von *J. C. Möller*, Lehrer am Waisenhause in Altona. 1797. XV u. 248 S. gr. 8.

Beide Schriften sind zur Beförderung der Verstandesübungen bestimmt, aber jede auf ihre Weise. Der

Vf. der *Lesematerialien*, Hr. *Etzler*, Lehrer am Elisabethanum in Breslau, hat sich schon in seinen *Beyträgen zur Kritik des Schulunterrichts* über die Leseübungen auf Schulen S. 144 ff. erklärt, und macht hier den Anfang zu einem vollständigen und wohlgeordneten Magazin von Vorlesestoffen. Das Bändchen enthält: 1) Aufsätze aus der Erd-, Völker- und Länderkunde, nämlich *de Luc* Reise auf den Gletscher Buet in Savoyen; Auszug aus *Blighs* Bericht von dem Aufruhr am Bord des Schiffes Bounty und von seiner Reise von Tofoa nach Timor; *Falconbridges* Nachricht vom Sklavenhandel; Untergang von Weggis und Plurs durch einen Bergfall; Geschichte eines Schatzgräbers und einer Schatzgräberin. 2) Aus der Naturbeschreibung: die Fledermaus; der Goldadler; der edle Falke; der Rabe. 3) Erzählungen und Fabeln. Im Ganzen setzen diese Materialien einen mündlichen Lehrer voraus, der sie erläutere und zu Unterredungen mit jungen Leuten benutze. Gebildetere Jünglinge werden sie auch für sich mit Nutzen lesen.

Obgleich jeder Unterricht zur Bildung des Verstandes geschickt seyn muss: so sieht es doch der Vf. von Nr. 2. mit Recht für zweckmässig an, eigne Stunden solchen Unterredungen zu widmen, welche richtiges Denken der Schüler zur Hauptabsicht haben. Aus einem solchen Unterricht entstanden diese Materialien, welche als eine Art von *Kinderlogik* anzusehen sind, wie sie *Moritz* nur mit mehr Vollständigkeit und nach einem mehr systematischen Zuschnitte geliefert hat. Um uns deutlicher zu machen, geben wir die Einrichtung noch bestimmter an. Der erste Abschnitt enthält die einfachsten Verstandesübungen, eine Menge sinnlicher Gegenstände, die in eine Klasse gehören, aufzuzählen; einige Eigenschaften und Veränderungen, wie auch den wichtigsten Nutzen derselben anzugeben. Im zweyten Abschnitt werden Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten oder Verschiedenheiten der Dinge aufgesucht; der dritte Abschnitt lehrt an gegebenen Beyspielen die Ursachen und Wirkungen der Dinge auffinden und von einander unterscheiden. Der Vf. geht den richtigen Weg der Natur. Er geht von Anschauungen aus; lässt aus ihnen Begriffe bilden; leitet zur Zusammensetzung mehrerer Begriffe, also zu Urtheilen, und zuletzt aus Urtheilen zu unmittelbaren oder Verstandesschlüssen. Seine Sphäre ist natürlich die Sinnenwelt. Eigentliche Vernunftübungen könnten in einem zweyten Theile nachfolgen. Der vom Vf. gesammelte Stoff kann allerdings dem Lehrer den Unterricht der Art sehr erleichtern.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. . . . . *Magazin vorzüglich schöner Abdrücke von Kupferstichen und Vignetten*, der Hn. Chodowieki (Chodowiecki) Guttenberg, Kohl, Küffner u. a. beliebter Meister. Zum Nutzen junger Künstler (!) und zur Bequemlichkeit der Sammler und (!!) Liebhaber herausgegeben von *C. Lang*. 1796. 10 Bl. gr. 8. (22 gr.) Unter diesem Titel sucht C. L. wahrscheinlich die Kupferabdrücke von verlegenen Almanachen etc. noch an den Mann zu bringen. Dass er sie zu verkaufen sucht kann ihm Niemand verargen; aber die Art, wie er dies bey allen seinen marktschreyerischen Titeln thut, verräth kein feines Gefühl für Bescheidenheit und Anstand. Nr. 1. Glück der Liebe, das Beste im Hefte und häusliches Glück v. Chodowiecki, sollen die übrigen Abdrücke, welche allmählig schlechter werden, wahrscheinlich verkaufen helfen.

Vermischte Schriften. *Halle*, b. Hendel: *Das Schachspiel mit historischen Bemerkungen* erläutert und zum Gebrauch sowohl für Anfänger als geübtere Freunde desselben ausgearbeitet von *H. F. Andrä*. 1796. 62 S. 8. — Dass das Schachspiel zwey gegen einander handelnde morgenländische Heere vorstelle, ist eine längst bekannte Sache, und es verräth eine seltene Unwissenheit und Selbstgenügsamkeit des Vf. wenn er wähnt, der erste zu seyn, der seine Landsleute darauf aufmerksam mache. Was für ein Held unser Vf. im Schachspiel seyn müsse, lässt sich daraus errathen, dass er nicht begreifen kann, wie man das Schach durch Briefe spiele, dass er voller Erstaunen ist, dass Philidor *vier bis fünf Züge* vorausgesehen, und dass er glaubt, gute Schachspieler würden am Ende nicht auf blosse Bauern reducirt. Eine Menge der interessantesten Spiele bey Philidor endigen sich mit einem einzigen übrig gebliebenen Bauern. Nach dem gemeinsten Gebrauch der besten Spieler und Philidor's selbst verwandelt sich ein bis ans Ende des Bretts avancirter Bauer nicht in den Officier desjenigen Feldes, worauf er gerückt, sondern in denjenigen, den der Spieler verlangt. Der Vf. muss die Philidorschen Spiele gar nicht durchgespielt haben; sonst hätte er auch nicht behaupten können, dass sich derselbe nicht darüber erkläre, ob der feindliche König aller Steine beraubt werden dürfe. Wie oft wird in seinen Spielen mit dem von allen Figuren entblösten König das Spiel doch noch fortgesetzt. Der Vf will, man müsse einem König 2 Officier und 3 Bauern zu seiner Vertheidigung lassen. Wer behaupten kann, dass die Franzosen ungeschickte und uninteressante Schachspieler seyen, der muss freylich nicht wissen, dass Philidor selbst von Geburt ein Franzose war, und dass man auf dem Café de la Regence zu Paris die grössten Meister gefunden, deren gesammelte im Druck herausgegebene und von Nicolai in Berlin übersetzte Spiele (*die Kunst im Schachspiel ein Meister zu werden*) mit den Philidorschen wetteifern. Uebrigens wird uns der Vf nicht zumuthen, ihm das Ammenmährchen von Erfindung des Schachspiels bey Gelegenheit eines Kriegs des persischen Schach Nuschirwan mit seinem Sohn zu glauben. Die einzige dem Liebhaber nicht ganz unwillkommene Notiz in dem ganzen Buche möchte diese seyn, dass der französische Nationalconvent die Terminologie des Schachspiels dahin abgeändert, dass der König *le drapeau*, die Königin *l'adjutant*, die Springer *les dragons*, die Thürme *les canons*, die Laufer *les Volontaires* und die Bauern Linientruppen heissen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Januar 1797.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Pauli: *Allgemeine Gerichtsordnung für die Preussischen Staaten.* Zweyter und dritter Theil; mit angehängtem *allgemeinen Registratur- und Cancelleyreglement für sämmtliche Landesjustizkollegien.* 1795. 361 S. unter fortlaufender Seitenzahl. gr. 8.

Diese beiden letzten Theile der Gerichtsordnung setzen dem grofsen Werke der Preufsischen Gesetzgebung, in so fern sie die Form des *Civilgerichtsverfahrens* zum Gegenstande hat, die Krone auf; und es wird nunmehr nur noch die *Criminalgerichtsordnung* erwartet.

Der *zweyte Theil: von dem gerichtlichen Verfahren in nicht streitigen Angelegenheiten*, enthält theils solche Vorschriften, an denen es vorher gänzlich fehlte, z. B. *Tit.* 3. §. 4. *u. d. f.* theils Vorschriften des *allgemeinen Landrechts*, des *Erbschaftsedikts v. J.* 1765. *u. d. gl.* Er besteht aus *sechs* Titeln. Der *erste* derselben hat die Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit *überhaupt* zum Gegenstande. Nach dem *Begriff* solcher Handlungen folgt die *Eintheilung* derselben, in solche, die A) nothwendig *gerichtlich*, und zwar I) vor dem *Richter der Sache*, II) vor *Seegerichten*, III) vor dem ordentlichen *persönlichen* Richter, IV) vor dem *Obergerichte* der Provinz vollzogen werden müssen, oder V) überhaupt nur eine *gerichtliche* Vollziehung erfodern, den Parteyen aber die Wahl lassen, an welches gehörig besetzte Gericht sie sich deshalb wenden wollen; B) in solche Handlungen, die entweder *gerichtlich* oder vor einem Justizcommissarius *als Notarius* (dies scheint dem Rec. richtiger gesagt, denn als Justizcommissarius *und* Notarius, wie die Gerichtsordnung sich ausdrückt,) vollzogen werden müssen; und endlich C) solche, in Ansehung welcher es blofs von dem Gutbefinden der Parteyen abhängt, in wiefern sie dieselben blofs *aufsergerichtlich* vornehmen, oder sich dabey, mehrerer Gewifsheit und Feyerlichkeit halber, des *richterlichen*, oder des Amts eines *Justizcommissarii als Notarii* bedienen wollen. Diese Eintheilung der Handlungen freywilliger Gerichtsbarkeit in Rücksicht der Art und Weise ihrer Vollziehung beruht auf den Vorschriften des *allg. Landrechts*, welches hier bey jeder einzelnen Disposition allegirt ist. Dafs *solche* Handlungen, welche die Veräufserung, Verpfändung oder Belastung eines Grundstücks, oder einer andern zur Eintragung in das Hypothekenbuch qualificirten unbeweglichen Sache, unter gewissen nähern Bestimmungen, vor dem Richter *der Sache* entweder *vollzogen*, oder doch bey demselben oder der Hypothekenbuchbehörde *verlautbaret* werden müssen, ist eine sehr zweckmäfsige, mit unter sogar unumgänglich nothwendige Disposition. Allein bey den unter Lit. A. No. IV und V, und Lit. B. gemachten Unterschieden scheint uns doch manches blofs *willkührlich* bestimmt zu seyn. So z. B. leuchtet uns nicht ein, warum *Schenkungsverträge* (der Zusatz: „wenn sie die Kraft und Wirksamkeit der *gerichtlichen* haben sollen" scheint müfsig zu seyn, da nach der Disposition des allg. Landrechts *aufsergerichtliche* Schenkungsverträge, *gar keine* Kraft und Wirksamkeit haben,) vor *jedem* gehörig besetzten *Gerichte* sollen vollzogen werden können, und nicht eben so gut als *Verträge über künftige Verpflegungsgelder* vor dem ordentlichen *persönlichen Richter* vollzogen werden müssen. Der Grund, warum alle Schenkungsverträge (ist bestimmter als: Schenkungen) wenn sie verbindliche Kraft haben sollen, gerichtlich errichtet werden sollen, besteht nach *Tit.* 3. §. 17. darinn: „dafs „Leichtsinn und unbesonnene Uebereilungen möglichst „verhütet werden," und deshalb soll „der Richter bey „Aufnehmung eines solchen Vertrages diesen Gesichtspunkt besonders vor Augen haben" und „die ihm „bekannten *persönlichen*, Familien- und Vermögensumstände des *Geschenkgebers* mit den Verhältnissen, „in welchen sich derselbe gegen den Geschenknehmer „befindet," vergleichen. Dies kann, der Natur der Sache nach, *nur* durch den *persönlichen Richter des Geschenkgebers* zweckmäfsig geschehen. Auch verordnet das A. L. R., Th. II. Tit. 17. §. 58. dafs „Schenkungen, wenn dieselben die Kraft der gerichtlichen „haben sollen, vor dem *ordentlichen Richter des Geschenkgebers* vollzogen werden müssen." Rec. sieht daher nicht ein, warum dieser Disposition durch die *Gerichtsordnung* derogirt worden ist. — Der hier gemachte Unterschied zwischen denjenigen Handlungen, welche nothwendig vor *irgend einem Gerichte*, und denjenigen, welche vor einem *Gerichte* oder vor einem *Justizcommissarius als Notarius* vollzogen werden müssen, scheint ebenfalls nicht wesentlich zu seyn. Wir geben hiebey nur das zu überlegen, dafs hiernach diejenigen unter den Justizcommissarien, welche zugleich *Gerichte* verwalten, *eben diejenigen* Handlungen, welche sie, *als Gerichtshalter*, gültig vornehmen dürfen, *als Notarii*, (da sie doch *dieselben* Menschen sind,) nicht vornehmen können. Dies läfst sich bey Handlungen, welche einen *persönlichen* Richter oder einen Richter *der Sache* erfodern, sehr gut rechtfertigen; aber bey Handlungen, welche vor *jedem* Gerichte vollzogen werden können, ist kein erheb-

licher Grund dieſes in Einer und eben derſelben Perſon angenommenen Unterſchiedes abzuſehen. — Der *zweyte* Titel handelt: *von dem Verfahren bey den Handlungen der freywilligen Gerichtsbarkeit;* der *dritte: von dem Verfahren bey Aufnehmung und Beſtätigung der Verträge und anderer Verhandlungen unter Lebendigen;* der *vierte: von dem Verfahren bey Aufnehmung der Teſtamente und anderer letztwilligen Verordnungen;* — der *fünfte: von dem Verfahren bey Siegelungen und Inventuren in Sterbefällen;* — der *ſechſte: von dem Verfahren bey Aufnehmung gerichtlicher Taxen.* Alle dieſe Titel enthalten ſehr zweckmäſsige und vollſtändige Vorſchriften.

Der *dritte* Theil der allgemeinen Gerichtsordnung (*von den Pflichten der bey der Juſtiz angeſetzten Perſonen*) iſt, jedoch mit verſchiedenen Abänderungen und Zuſätzen, der dritte Theil der ältern *Proceſsordnung* oder des *Corporis Juris Fridericiani.* Die Folge der Titel iſt *ganz* beybehalten. — Einige der darinn enthaltenen Vorſchriften werden, *genau befolgt!* einen äuſserſt heilſamen Einfluſs auf die Rechtspflege haben; z. B. (Tit. 1. §. 11.) daſs, *auch bey Obergerichten, oftmalige* Juſtizviſitationen gehalten werden ſollen; — daſs, (nach §. 41. a. a. O.) der Regel nach, keine Inſtructionstermine auf den Vormittag eines Seſſionstags angeſetzt werden dürfen; (welche Vorſchrift mancher in *dieſem* Titel: *von den Landesjuſtizcollegien überhaupt* vielleicht nicht, ſondern eher in demjenigen Titel des *erſten* Theils der Gerichtsordnung, welcher von *Anberaumung der Termine* handelt, ſuchen möchte) — daſs (nach Tit. 3. §. 12 und §. 19.) die Mitglieder der Landesjuſtizcollegien ſich mit Beſorgung der Privat- und aufſergerichtlichen Angelegenheiten der Parteyen, mit Conſuliren in Proceſsſachen, wenn ſelbige gleich bey andern Gerichten ſchweben, oder mit andern dergleichen zerſtreuenden Nebengeſchäften nicht abgeben ſollen. Indeſſen wird man auf die genaue Befolgung *dieſer* Vorſchrift erſt dann mit vollem Nachdrucke halten können, wenn alle Gehalte, — die bey den mehreſten Landesjuſtizcollegien zur Zeit *ſehr* ökonomiſch zugemeſſen ſind, — hinreichen, gegen Nahrungsſorgen ſicher zu ſtellen. Noch bemerken wir, daſs der hierauf ſich beziehende §. 19. zu einer Miſsdeutung Anlaſs geben könnte. Er lautet nämlich folgendergeſtalt: „da die Räthe der „Juſtizcollegien ihre ganze Zeit und Aufmerkſamkeit „einer treuen und prompten Beſorgung ihrer Amtsge„ſchäfte zu widmen ſchuldig ſind, und zu dem Ende „*durchgehends* mit auskömmlichen Salariis verſorgt „werden *ſollen;* ſo müſſen ſie *ohne Genehmigung des „Präſidenten, und ohne Erlaubniſs des Chefs der Ju„ſtiz,* keine Nebenbedienungen annehmen; viel we„niger ſich mit Beſorgung der Privat- und aufſerge„richtlichen Angelegenheiten der Parteyen abgeben.“ Der Sinn dieſer Vorſchrift iſt gewiſs der: daſs die Räthe Nebenbedienungen nur *unter gewiſſen Einſchränkungen* annehmen; mit Conſuliren ſich aber *ohne Einſchränkung gar nicht* abgeben dürfen. Der Periodenbau des §. läſst es aber zweifelhaft: ob nicht auch *dieſe letztere* den Räthen, *wenn der Präſident es genehmigt, und der Chef der Juſtiz es erlaubt,* zugelaſſen werden könne. — Die §§. 35. 36. Tit. 3. enthalten ſolgende *goldne* Regeln für Inſtruenten: „Eine ſorgfältige Vor„bereitung zur Inſtruction, und zu jedem abzuhal„tenden Termine, vornehmlich aber auch zur Regu„lirung des *Status cauſae et controverſiae,* iſt eine „Hauptpflicht des Inſtruenten. Er muſs daher, be„ſonders im Fortgange der Inſtruction, den Termin „niemals eröffnen, ohne ſich vorher aus den frühern „Verhandlungen den Zuſammenhang der Sache, ſo „weit er bisher entwickelt iſt, wiederum in das Ge„dächtniſs zurück zu rufen, und wohl zu überlegen, „wie nun, dem entworfnen Plane gemäſs, darinn „weiter fortzufahren, und worauf es in dem abzuhal„tenden Termine eigentlich ankommen werde. Zu „dieſer Vorbereitung gehört es auch, daſs der Inſtruent, „vornehmlich wenn von Geſchäften, die nicht alle „Tage vorkommen, die Rede iſt, die Theorie der ein „ſolches Geſchäfte beſtimmenden geſetzlichen Vor„ſchriften ſorgfältig recapitulire, und ſich ſtets gegen„wärtig erhalte; damit er immer im Stande ſey, ſo„gleich zu bemerken und zu beurtheilen; was von „den mancherley Thatſachen und Umſtänden, wel„che von den Parteyen vorgebracht worden, wirk„lich zur Sache gehöre, oder auf die künftige Ent„ſcheidung derſelben Einfluſs haben könne, und daher „näher aufgenommen und erörtert werden müſſe.“ — So auch, für Decernenten, §. 42. a. a. O.: „Die Rä„the müſſen vor allen Dingen die ihnen vor jeder „Seſſion zugeſtellten Memoriaſien, Protocolle, und „Anzeigen fleiſsig leſen: deren Inhalt mit den etwa „ſchon vorhin in der Sache verhandelten Acten ſorgfäl„tig vergleichen; ſich dadurch von dem eigentlichen „Gegenſtande und den Gründen des Geſuchs oder An„trags richtige und vollſtändige Kenntniſs verſchaffen; „dieſelben nach den Vorſchriften der Geſetze prüfen und „beurtheilen; nnd ſich alſo zum Vortrage im Collegio „ſelbſt gehörig vorbereiten.“ — Auch die Vorſchrift wegen Prüfung der Candidaten iſt ſehr zweckmäſsig: „Es darf dieſelbe“ — heiſst es §. 3. Tit. 4. — „nur dar„auf gerichtet werden: ob der Candidat gute natürliche „Fähigkeiten, und eine geſunde Beurtheilungskraft „beſitze, und ob er in der Theorie der Rechtsgelehr„ſamkeit gründliche und zuſammenhängende Kennt„niſſe erworben habe. Die Examina müſſen übrigens „nicht allen Räthen, ohne Unterſchied und nach der „Reihe, aufgetragen werden; ſondern der Präſident „muſs dazu ein oder zwey Mitglieder des Collegii, „welche, auſser den nöthigen Kenntniſſen, zugleich „die zu einem ſolchen Geſchäfte erfoderlichen Natur„gaben beſitzen, ausſuchen, und dieſelben dem Groſs„kanzler als beſtändige Examinatoren bey dem Colle„gio vorſchlagen.“ — Der §. 5. a. a. O. enthält eine von der ältern Prozeſsordnung abweichende Verordnung: daſs, nämlich, die Landesjuſtizcollegien die Anſetzung und Verpflichtung der *Auscultatoren*, ohne beſondere Appprobation vom Hofe, verfügen können. — Nach §. 16. ſollen in Fällen, wo Parteyen die Zuordnung von Rechtsbeyſtänden bey dem Colle-

gio

gio nachsuchen, oder ihnen dergleichen *ex officio* beygegeben werden müssen, solchen Parteyen *Referendarien* als Assistenten zugeordnet werden. Diese Disposition ist zur Bildung besonders derjenigen Referendarien, welche Justizcommissarien werden wollen, (was mancher, der während seines *Lehrlingstandes* als Referendarius auf den *Justizcommissarius* als auf ein seiner Meynung nach sehr untergeordnetes Wesen herabsieht, in der Folge herzlich gern werden möchte) sehr zweckmäfsig, und hat noch nebenher das Gute, dafs *Justizcommissarien selbst*, in so fern sie nicht etwa als Armensachwalter *besoldet* sind, nicht besorgen dürfen, mit Armensachen beläftigt zu werden. — Mit der uneingeschränkten Voraussetzung (§. 32.) dafs diejenigen Referendarien, „denen ein geringeres „Maafs an natürlichen Fähigkeiten zu Theil geworden „ist", zu *Untergerichtsbedienungen* gut genug seyen, sind wir nicht einverstanden. Manchem Untergerichtsbedienten, z. B. bey Justizämtern, Justitiariaten, Gerichten in kleinen Städten etc., fehlt es, wenn ihm zweifelhafte, schwierige und dabey schleunige Fälle vorkommen (welches bey kleinern Gerichten, da *die Schwierigkeit des Falles* mit der *Beträchtlichkeit des Objects* nicht selten sogar im *umgekehrten* Verhältnisse steht, eben so gut möglich ist, als bey Obergerichten) schlechterdings an aller Gelegenheit, sich Raths zu erholen. Sind ihm nun, wie §. 12. *in fin.* Tit. 8. sich ausdrückt, mittelmäfsige Fähigkeiten und Einsichten zu Theil geworden; so fühlt er sich in einem solchen Falle *ganz* verlassen; und doch mufs er seine Verfügung *allein* verantworten. Der Rath bey einem Landesjustizcollegium dagegen bringt den ihm zweifelhaften Fall zum Vortrage, und die Verfügung verantwortet *das ganze Collegium*. Aus *eben* dem Grunde, aus welchem die Ger. O., Tit. 8. §. 12. bey einem *Untergerichtsjustizbedienten* die *strengste Redlichkeit* für unumgänglich nothwendig hält — „nämlich weil derselbe von niemand unmittelbar con„trollirt werden kann" — ist auch *vorzügliche Geschicklichkeit* eine nothwendige Eigenschaft desselben. — Die Disposition des §. 34. Tit. 4. („Nur zu Stellen bey „Mediatregierungen, und bey Stadt- und andern „gröfsern Gerichten in Haupt- und wichtigern Hand„lungs-Städten, ist eine dritte Prüfung erfoderlich, „bey welcher die Vorschriften des §. 27 und 28 zu be„obachten sind. Doch ist es nicht nothwendig, dafs „diese Prüfung bey der Immediat-Examinations-Com„mission erfolge; sondern sie kann auch dem Landes„justizcollegio der Provinz aufgetragen werden") ist neu hinzugekommen. — Der §. 16 des *sechsten* Titels (*von dem Amte der fiscalischen Bedienten*) läfst es zweifelhaft: ob dem Fiscale auch dann, wenn in Fällen, wo er selbst die Untersuchung geführt hat, auf eine Geldstrafe erkannt wird, die Quote gebühre; welches doch nach der klaren Vorschrift eines ältern Rescripts der Fall ist. — Die Disposition des §. 9. Tit. 7., dafs die Function eines *Justizcommissarii* und die eines *Notarii* nicht nothwendig mit einander verbunden seyn dürfen, ist *neu*. — §. 26. lit. d. wird der Begriff der *Prävarication* in Rücksicht der *Justizcommissarien* bestimmt. (Den Fall, wenn jemand, der *nicht* Justizcommissarius ist, beiden mit einander im Streit befangenen Parteyen beyräthig ist, scheint die neuere preufsische Gesetzgebung sich — beyläufig gesagt — nicht gedacht zu haben; denn die §§. 1334. *u. d. f. Tit. XX. Th. II.* des *A. L. R.* finden offenbar nur auf Consulenten, die, *als solche*, im Amte stehen, Anwendung.) — Dafs, nach §. 44, die Justizcommissarien an Oertern, wo keine besoldete Armenassistenten vorhanden sind, auch unvermögenden Parteyen als Rechtsbeystände und Bevollmächtigte dienen müssen, scheint mit der oben angeführten Disposition des §. 16. *Tit.* 4. (nach welcher in dergleichen Fällen *Referendarien* zugeordnet werden sollen) nicht so ganz vereinbar. Wenigstens hätten wir hier wohl darüber einige Bestimmung erwartet, wie es mit Erstattung der bey solchen Armensachen unvermeidlichen *baaren Auslagen* gehalten werden solle. Dem *Justizcommissarius* können sie nicht zur Last fallen; sie müfsten ihm also wohl *von dem Gerichte*, als zu den Lasten der Gerichtsbarkeit gehörig, erstattet werden. — Welcher Zweck durch die Disposition des §. 68., (nach welcher ein vor dem Justizcommissarius *vollzogenes Instrument*, nebst dem Concepte, dem Director des Notariencollegii vorgelegt; von demselben, *wenn er alles richtig und gehörig beobachtet findet*, das Siegel des Notariencollegii, nebst seiner Unterschrift, beygesetzt; und *sodann* das Instrument demjenigen, für welchen es bestimmt ist, ausgehändigt werden soll,) beabsichtigt wird, sieht Rec. nicht ein. Denn, *einmal*, ist nirgends bestimmt, was der Director zu beobachten habe, wenn er *nicht* alles richtig und gehörig beobachtet findet. Wäre in einem solchen Falle die Mangelhaftigkeit des Instruments *so* beschaffen, dafs ihr nur durch die nochmalige Vernehmung der Interessenten abgeholfen werden könnte, so würde die mit Kosten verbundene *bereits geschehene Vollziehung* desselben vergeblich gewesen seyn. Das Instrument müfste also wohl *vor*, nicht *nach* der Vollziehung, im Concepte dem Director vorgelegt werden. *Zweytens* ist nicht bestimmt, *ob* und in *wieweit* der Director dem Interessenten wegen der von ihm aus der Acht gelassenen Mängel verantwortlich ist. Vielmehr soll, nach §. 22. dieses Titels, die Verantwortlichkeit nur *dem Justizcommissarius* zur Last fallen. *Drittens* ist der Director selbst ein Justizcommissarius, der, auch während seiner Directorschaft, Notariatshandlungen selbst vornehmen darf (§. 112. d. T. lit. b.) und in einem solchen Falle *sich*, vermöge seiner Qualität als Director, doch nicht *selbst* controlliren kann; der also, *als Notarius*, während seines *Directorii* uncontrollirt bleibt, nach *Ablauf* desselben aber — er braucht es nach §. 105 d. T. nur Ein Jahr lang beyzubehalten — der Controlle wieder unterworfen ist! *Viertens* sind die Instrumente, welche ein Justizcommissarius, *als Gerichtshalter*, aufnimmt, *ohne Revision* gültig. Diejenige Geschicklichkeit, Redlichkeit, Genauigkeit etc. aber, welche bey ihm, *als Gerichtshalter*, vorausgesetzt werden mufs, wird er *als Notarius*, wohl nicht verleugnen. Die Disposition scheint uns also nicht so ganz zweckmäfsig und konsequent zu seyn. Auf keinen Fall dürfte wohl der

davon allenfalls zu erwartende Nutzen gegen den davon unzertrennlichen Geld- und Zeitverlust für das *Publicum*, und gegen die Erschwerung des Dienstes *für den Justizcommissarius als Notarius* in Betrachtung kommen. —

Die verehrungswürdigen Vorsteher der Preussischen Gesetzgebung werden bey ihrem bekannten Verlangen nach Erinnerungen und Bemerkungen den in der vorstehenden Anzeige herrschenden, freymüthigen Ton, gewiss nur als einen Beweis der grossen Aufmerksamkeit, die wir verdienterweise ihrer Arbeit geweiht hatten, und des Bestrebens, auch an unsrer Theile jenem Verlangen zu entsprechen, darlegen.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *C. J. L. Stelzers Grundsätze des Preussischen gerichtlichen Processes*; ein Handbuch für junge Rechtsgelehrte. Erster Theil, *der ordentliche Civilproces*s. 1796. 370 S. gr. 8.

Bey der Bearbeitung dieses Buches hatte der Vf. zunächst die Absicht, den Lehrern auf Preussischen Universitäten die Vorlesungen über den Preussischen Process zu erleichtern. Gegen die Art, wie der Vf. diese seine Idee *ausgeführt* hat, ist nichts einzuwenden: dieser erste Theil enthält, grösstentheils mit Beybehaltung der Materienfolge der *allgemeinen Gerichtsordnung*, und zum Theil selbst ihrer Worte, alles Wesentliche ihrer 25 *ersten Titel*. Indessen konnte eine solche Bearbeitung einen *praktischen* Rechtsgelehrten auch nur geringen Aufwand von Mühe kosten. Desto mehr findet Rec. gegen *die Idee selbst* zu erinnern. Denn wiewohl er noch nicht zu den „Rechtsgelehrten *mit angrauendem Haare*“ — wie der Vf. sich in der Vorrede ausdrückt — gehört; so nöthigt ihn doch seine Ueberzeugung, auf die Seite derjenigen praktischen Rechtsgelehrten zu treten, welche der Meynung sind, dass — besonders auf Preussischen Akademieen keine Vorlesungen über den gerichtlichen Process gehalten werden müssen. Denn gesetzt, es fänden sich auf jeder Akademie Männer, die mit den zu solchen Vorlesungen erfoderlichen theoretischen und *praktischen* Rechtskenntnissen ausgerüstet wären, und zugleich das Talent besässen, ihre Erfahrungskenntnisse mit zu theilen — Eigenschaften die sich äusserst selten in Einem Subject vereint finden werden — gesetzt also dies: wo, in aller Welt, soll bey der gegenwärtigen Eingeschränktheit der akademischen Laufbahn die Zeit herkommen, einen *Preussischen* Juristen (der, ausser den Hülfswissenschaften, nicht nur die Theorie aller Theile des *gemeinen* in Deutschland geltenden Rechts, sondern auch die des *vaterländischen*, welches von sehr bedeutendem Umfange ist, studiren muss) schon auf der Akademie auch zum *Praktiker* zu bilden? Gewiss werden Vorlesungen über den Process auf der Akademie manchen jungen Menschen, dessen Zeit zu beschränkt ist, um die Theorie *und Praxis* gleich fleissig zu studiren, verleiten, *jene* um *dieser* willen zu vernachlässigen; ein Schade, den er nie ganz verwindet. Der mit natürlichen Anlagen und gutem Willen ausgestattete Jüngling wird, wenn er gründliche Kenntniss der Theorie von der Akademie mitbringt, mit Hülfe der bey allen grössern Preussischen Gerichtshöfen zur Vorbereitung junger Juristen getroffenen Einrichtungen in *kurzer* Zeit; der hingegen, dem jene Eigenschaften mangeln, aller praktischen Vorlesungen auf der Akademie ungeachtet, sich *nie* zum brauchbaren Praktiker bilden. Es ist überhaupt ausgemacht, dass die Uebung *in einem bestimmten praktischen Wirkungskreise* unendlich schneller und zweckmässiger von Statten geht, als ausserdem. Rec. ist indessen weit entfernt, diese seine Privatüberzeugung irgend jemand aufdringen zu wollen; und wenn einmal auf *Preussischen* Akademieen Vorlesungen über den gerichtlichtlichen Process statt finden sollen, so ist das gegenwärtige Handbuch zu diesem Behuf allerdings sehr brauchbar.

## KLEINE SCHRIFTEN

Freymaurerey. Ohne Druckort: *Schutzschrift für Illuminaten*. 1795. 48 S. 8. (3 gr.) Die Blätter enthalten grösstentheils eine Darstellung der Schädlichkeit des Ill. Ordens nach den schon mehrmal vorgebrachten, aus der Untergrabung der bürgerlichen Ordnung und der Religion hergenommenen Gründen, und nur hinterher auf einigen Seiten die Aeusserung, dass es demohngeachtet im Orden redliche Männer geben *könne*, die die Abscheulichkeit des ganzen Systems einsähen, aber nicht Muth genug hätten, die Fesseln des O., (dessen Fortdauer als bekannt angenommen wird,) abzuwerfen. Nach einer Stelle S. 38. ff. lässt sich der Zweck dieser Schrift nicht verkennen. Sie soll nämlich jene redliche Mitglieder des O. aufmuntern, die in den *neuesten Arbeiten des Spartacus und Philo* vorgelegten Entdeckungen durch neue zu bestätigen, neue Schleichwege des O., die noch nicht bekannt seyn möchten, anzuzeigen, und *vornämlich* die *geduchte Schrift* in die Hände derjenigen, welche dem Unwesen allein steuern können, d. i. der *Minister* und *Fürsten*, zu bringen, und die Verläumdungen sowohl als die andern Künste, womit man jene Schrift zu unterdrücken suchte, so viel möglich unwirksam zu machen. — Die alte Leyer! Wer erkennt den Leyermann nicht!

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Januar 1797.


## GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kufsler: *Neues theologisches Journal*, von *Ammon*, *Hänlein* und *Paulus*. 5ten Bandes 7tes Stück bis 6ten Bandes 6tes St. 1795. 1796.

Die Aufsätze der zweyten Hälfte des 5ten Bandes sind folgende. 1) *Bemerkungen zu Bauer's Einleitung ins A. T., besonders über Rabbi Meier's Masoreth Sifug Lethorah von Bruns.* Einige sehr bedeutende kritische Berichtigungen jener Einleitung nebst einer Probe aus dem benannten Buch des Rabbi Meier, woraus der geringe Nutzen der Masora für die Kritik beurtheilt werden kann. 2) *Ueber die Krankencommunion*, vom Hauptpr. *Schulze* zu Neustadt in Holst. Der aufgeklärte Vf. eifert mit Recht wider den Misbrauch dieser Communion, die nach den Ideen gewöhnlicher Menschen, die sie verlangen, nichts weiter als Aberglaube und Ablass ist, und stimmt für die Abschaffung. So sehr Rec. auch von dem Aberglauben überzeugt ist, der damit getrieben wird, so scheint ihm doch die plötzliche Abschaffung bey solchen Menschen, die nun einmal in diesem Aberglauben erzogen sind, theils hart, theils dem protestantischen Geiste der Gewissensfreyheit zuwider. Es müssen zuerst Versuche gemacht werden, junge Christen durch Belehrung eines Besseren zu überzeugen; ferner muss zuvor die Privatbeichte und die Zusicherung der Vergebung der Sünden *allmählich* eingehen, wie der Bischof *Birch* sehr richtig bemerkt hat: alsdann wird dieser Aberglaube von selbst und ohne Zwang sinken, welches dem Hauptgrundsatze des Protestantismus, der allen Zwang in Gewissenssachen verabscheuet, gemässer ist. 3) *Der Nur-Volkslehrer*, vom Herausgeber (Hn. D. *Paulus*). Bis jetzt nur ein Fragment, veranlasst durch die auffallenden Vorschläge des Hn. *Basthold* in Kopenhagen, der aus den Predigern alles gemacht wissen will, Oekonomen, Chemiker, Physiker u. s. w., nur keinen gründlichen christlichen Religionslehrer im eigentlichsten Sinne des Worts, wozu auch erfodert wird, dass er christliche Theologie besitze, um nicht wie ein Blinder über die Farbe zu urtheilen. Die Materie ist allerdings wichtig genug zu einer Fortsetzung, die der Herausg. verspricht, und die Entwickelung aller Gegengründe würde ein Wort zu seiner Zeit seyn. 4) *Kurzes Verzeichniss der Koptisch-biblischen Manuscripte im Museum des Card. Borgia*, von *Engelbrecht*. Die Totalsumme der Fragmente des A. und N. T. beträgt 556 Blätter auf Pergament, die hier alle aufgezählt sind! Ausserdem besitzt dieser Mäcen fremder Gelehrten noch einige Fragmente auf seidenem Papier, die sich auf die Bibel beziehen; eine sehr grosse Sammlung von sahidischen Fragmenten aus den K. V., den Apokryphen des A. T., dem Leben der Heiligen auf Pergament u. s. w. 5) *Ueber die jetzige Bearbeitung der christlichen Sittenlehre*, von *Veillodter* mit einer Einleitung und Zusätzen *vom Herausg.* Der Vf. hält in dieser kenntnisreichen und schöngeschriebenen Abhandlung die bisherige Behandlung der christlichen Moral von Seiten der Theologen für mangelhaft und verkehrt, weil man ohn Unterlass an einem System der christl. Moral gebaut habe, und noch fortbaue; ohne dass bis auf den heutigen Tag der Inhalt, Geist und Werth der Sittenlehre Jesu richtig bestimmt sey. Diese Bestimmung, die sich allein durch eine geläuterte Exegese geben lasse, müsse durchaus vorangehen, ehe von einem System der christl. Moral die Rede seyn könne. Man komme sonst in Gefahr, etwas für christl. Sittenlehre auszugeben und zu halten, welches es in der That nicht sey u. s. w. Dies ist etwa der Hauptpunkt, worauf es ankommt, denn den ganzen Ideengang des Vf. darzulegen, erlaubt der Raum nicht. Dagegen tritt nun der Herausg. als Apologet der Theologen auf, und trifft den Punkt sehr richtig, indem er behauptet, dass hier alles auf den Begriff der *christlichen* Moral ankomme. Christliche Sittenlehre kann heissen 1) Sittenlehre *Christi*, d. i. der Inbegriff von allen Aeusserungen Jesu, die eine Beziehung auf Sittlichkeit haben, oder 2) Sittenlehre des *Christenthums*, d. i. der Inbegriff von sittlichen Lehren im ganzen N. T.; oder 3) Sittenlehre *für Christen*, d. i. ein System der Sittenlehre, wie sie für Christen, vorzüglich für christliche Lehrer, nach dem jedesmaligen Grade der Cultur nothwendig ist. Eine solche christliche Moral haben die christlichen Theologen nur schreiben und lehren wollen, die systematische Lehrbücher der christl. Moral geschrieben haben. Wenn sie es sich auch nicht deutlich dachten, so muss man doch diesen Begriff unterlegen, sobald sie eine systematische Behandlung der christl. Moral versuchten, denn aus dem blossen historischen Aggregat einzelner sittlicher Aussprüche Jesu und der Apostel kann nicht einmal eine vollständige, vielweniger eine wissenschaftliche (systematische) Moral hervorgehen. Nun kann man freylich auch eine sogenannte biblische Moral zusammensetzen, wie eine biblische Dogmatik: allein dieses unvollständige historische Aggregat von einzelnen Sittensprüchen könnte unmöglich zu Vorlesungen auf Akademieen dienen, sondern bloss als ein exegetisches Repertorium, woraus man zu einzelnen Leh-

ren in der wissenschaftlichen Moral Belege nähme. Man könnte auch diese einzelnen Sittensprüche weiter ausführen, und sie zu einer populären Moral benutzen: allein es würde doch keine vollständige Moral daraus hervorgehen, wie sie die Bedürfnisse der Zeitcultur verlangen. Da nun aber ein jeder akademischer Lehrer der christl. Moral wenigstens ein erträglicher Exeget seyn muss; so ist das Bedürfniss für ein solches exegetisch-biblisches Moralrepertorium in der That so gross nicht, als es sich der Vf. dachte. Ueberdem wird es ja schon von selbst in den exegetischen Vorlesungen über das N. T. ausgemacht, was *historisch* Sittenlehre Jesu und der Apostel ist. 6) *Ueber Gerechtigkeit und Gnade Gottes und über Rechtschaffenheit vor Gott* nach Röm. 1, 17. 3, 19 ff., *vom Herausgeber*. Der Vf. sucht die Paulinische Theologie im Briefe a. d. R., die vorzüglich auf den schwierigen Worten πιστις und πιστευειν, ferner auf δικαιοσυνη und δικαιουσθαι beruht, mit der philosophischen Religionslehre zu vereinbaren. Πιστις ist ihm *Ueberzeugungstreue*, πιστευειν nicht blofs *eine gewisse Ueberzeugung haben*, sondern auch *dieser Ueberzeugung treu seyn*, darnach handeln. Δικαιοσυνη von Seiten Gottes *Gerechtigkeit*, von Seiten des Menschen Rechtschaffenheit vor Gott; δικαιουσθαι rechtschaffen gemacht werden, daher dann auch *als ein Rechtschaffener beurtheilt*, und behandelt; d. i. *beglückt* werden. Daher wird dann Röm. 1, 17. übersetzt, „dass Gott gerecht sey, wird in der Lehre des Christenthums klar *durch den Glauben an den Glauben*, d. h. aus der Ueberzeugung von dem entscheidenden Werth der Ueberzeugung. Ferner 3, 27. δια νομου εργων, αλλα δια νομου πιστεως nicht dadurch, dass blosse Handlungen als gesetzlich gefodert werden, sondern dadurch, dass Ueberzeugungstreue zum Gesetz gemacht wird. Das heisst in der philosophischen Sprache nichts anders, als — dadurch, dass die Seligkeit nicht von Legalität, sondern von innerer Moralität abhängt. — Rec. verkennt die lobenswürdige Absicht und den Scharfsinn des Vf. keinen Augenblick: allein es scheint ihm schon eine Heteronomie darinn zu liegen, den Nomos, wonach Paulus seine Nationalbeweisart entwickelt, zum Nomos der philosophischen Religionslehre erheben zu wollen. Diese Heteronomie verschwindet freylich, sobald man von der Voraussetzung der Rechtmässigkeit einer moralischen Anwendung ausgeht, wovon sich aber der Rec. noch immer nicht überzeugen kann, wenn er auch den Punkt ganz aufser Augen läfst, dass der christlichen Religion dadurch ein unabsehbares Feld des Umherirrens gegeben wird. So scheint ihm z. B. die grammatische historische Bedeutung von πιστις in der obigen paulinischen Theologie nicht weiter zu gehen, als dass es theils *Ueberzeugung*, theils *Vertrauen* heisst, und zwar vorzüglich in Beziehung auf göttliche Gebote oder Verheifsungen. In der *ersten* Hälfte des 6ten Bandes I. *Auf welche Sünden beziehen die Apostel die Sündenvergebung durch Jesus, vom Herausgeber*. Eine Bestätigung der Behauptung *Löffler's*, dass sich die Ankündigung der Sündenvergebung im N. T. nur auf die Sünden der Proselyten vor dem Uebergang zum Christenthum beziehn, und dass die kirchliche Lehre von der Genugthuung nicht im N. T. enthalten sey, wenn sie aber auch darinn enthalten wäre, doch wegen der Gefahr, die daraus für die Moralität entsteht, nie zur kirchlichen Lehre werden sollte. — Alles sehr richtig, und für den, der den Mifsbrauch dieser Lehre in der kirchlichen Praxis kennt, aufser allem Zweifel. 2) *Dänische Pressfreyheitsprocesse, die Irreligiosität betreffend*. Vorerst nur ein Process, dem noch andre folgen sollen. Man möchte fast sagen, dass man an diesem schon genug habe, denn er ist in der That fürchterlich, wenn man den Generalfiskal *Skibsted* darauf antragen sieht, dass dem Vf. einer elenden Satyre auf die christliche Religion *die Hand lebendig abgehauen, und mit dem Kopfe an den Pfahl geschlagen werden solle*. Grofser Gott! welche religiöse Nacht mufs noch die Köpfe mancher Juristen in Dännemark verfinstern, und welch ein Glück für den Elenden, dass seine Richter aufgeklärter dachten! Das Urtheil fiel weit gelinder aus, wenn gleich das Recht noch vieles dawider einzuwenden hat. Die Fortsetzung ist sehr zu wünschen, damit der Deutsche sich immer glücklicher schätzen lerne, *dass* er in Deutschland lebt. 3) *Ueber den richtigen Standpunkt bey Beurtheilung der Theorie von der Versöhnung durch Genugthuung eines büssenden Stellvertreters, vom Herausg.* Dieser Aufsatz schliefst sich an Nr. I. an, und wurde durch *Ständlin's* auffallende Behauptung veranlafst, dass Jesus und die Apostel einstimmig lehrten, „*durch den Tod Jesu sey der göttlichen Gerechtigkeit genug gethan.*“ Der Herausg. zeigt nun dagegen noch einmal zum Ueberfluss bündig genug, dass kein unbefangener Exeget diese Lehre im N. T. finden könne, und entwickelt bey dieser Gelegenheit die verworren gedachte Lehre von den Opfern des A. T. genauer, so wie die exegetischen Grundsätze, wie man einzelne Aeufserungen und Ideen, die auf etwas Geheimnisvolles hinzudeuten scheinen, zu behandeln habe. — Daran schliefst sich ein anderer Aufsatz des Herausg. genau an, 4) *Ueber die eigentlichen Worte Jesu bey Austheilung des Kelchs*, veranlafst durch *Schwarze's* Schrift über den Tod Jesu. Von den Evangelisten hat nur der einzige Matthäus den Zusatz εις αφεσιν αμαρτιων, und keine einzige Stelle des N. T. giebt mit deutlichen Worten an, *in wie fern* der Tod Jesu eine Sündenvergebung bewirke. Wenn es auch heifst: wir haben *durch* den Tod Jesu Vergebung der Sünden — so folgt doch daraus so wenig eine Abbüssung, als etwas durch Jesu Tod Erworbenes oder Verdientes, oder mit dem Tode Jesu von Gott nach verborgenen Absichten Verbundenes, welches man daraus folgert. Es läfst sich auch noch viel anderes daraus folgern, wovon der Vf. Proben giebt. Um den Sinn der Worte Jesu bey Austheilung des Kelchs richtig zu fassen, übersetzt er sie wieder in die ursprüngliche chaldäische Sprache, und macht dabey eine sehr feine Bemerkung, dass Jesus wahrscheinlich das ist, worüber so viel Unheil in der Kirche entstanden ist, gar nicht einmal ausgesprochen habe. Zugleich wird gezeigt, dass die meisten Opferausdrücke des N. T.

vom Tode Jesu sich auf die Reinigungsopfer der mosaischen Verfassung beziehen, und nicht auf die Versöhnopfer, wie man sonst gewöhnlich glaubte. Diese Bemerkung und deren Ausführung hält Rec. für sehr wichtig. 5) *Rechtschaffenheit vor Gott und Zurechnung derselben als eines redlichen Wollens nach Ueberzeugung, nach der Theorie des Br. a. d. Röm., vom Herausg.* Eine weitere Ausführung von Nr. 6. im vorigen Bande. Die locale Beweisart des Ap. für Judenchristen, wodurch er dieselben von dem Wahne abzubringen sucht, als wenn die strenge Beobachtung der Mosaischen Ceremonie ein Verdienst und Würdigkeit zur Glückseligkeit bewirke — wird hier vom Vf. zur Philosophie erhoben. 6) *Grundzüge zur historischen Beurtheilung der Vergleichung jüdischer Opferarten mit dem gewaltsamen Tode des Messias, von ebendemselben.* Eine weitere Erörterung von Nr. 4. gerade der grosse Versöhnungstag der israelitischen Nation enthält nichts von Sündenabbüssung; nichts von Versöhnung Gottes mit den Menschen, sondern überall Symbole, dass Gott ihnen nicht fern seyn wolle, wenn sie nur so dächten, wie dieser grosse Festtag es symbolisiren sollte. 7) *Ueber die wahren Grundsätze der hebräischen Worterklärung aus den verwandten Dialecten, von ebendemselben.* Der Vf. rechtfertigt hier seine Methode, die hebräische Sprache zu erläutern, welche aus dem Clavis hinlänglich bekannt ist, mit sehr guten Gründen, und legt hier zum erstenmale die Grundsätze umständlich vor Augen, nach denen er verfährt. Je weniger nun die Philologen die Grundsätze selbst im Ganzen werden misbilligen können, nachdem sie zu einer deutlichen Einsicht derselben gelangt sind, desto eher werden sie bey der Frage verweilen: ob denn ihre Anwendung auch wirklich so häufig nothwendig sey, als der Vf. glaubt? Hier dürfte die Antwort wohl verneinend ausfallen, wenn man auf die Claves zurückblickt. Der Grundsatz, dass die Tradition, alten Versionen und Rabbinen nichts für die wahre Bedeutung eines Worts entscheiden können — greift unstreitig zu weit ein, wenn man bedenkt, dass die alte hebr. Sprache damals freylich schon gelehrte Sprache war, aber doch unter den Juden, die damals übersetzten und erklärten, grösstentheils noch lebte, wenn gleich unter vielfachen neuern Modificationen. Ausserdem waren ja diese Rabbinen selbst Gelehrte, und mussten sich über die Volkssprache erheben, aber sie auch zur Erläuterung benutzen können, so gut wie unsere Gelehrten, wenn sie die ältesten Documente der deutschen Sprache erläutern, wobey noch die jetzige Volkssprache gute Dienste thun kann. Nächstdem würde Rec. dem Context auch etwas mehr Gewicht einräumen, als es Hr. D. P. thut. Offenbar gehört hiezu der Parallelismus, der in der hebr. Poesie von grosser Bedeutung ist. Dieser entscheidet z. B. Pf. 94, 14., dass die Bedeutung von נטש hier *von sich stossen, verlassen* ist. Doch genug — der eigentliche Streitpunkt ist nun näher auseinander gesetzt. Wer nun den Vf. bestreiten will, muss entweder die allgemeine Gültigkeit der Principien, oder die allgemeine Nothwendigkeit ihrer Anwendung beschränken. 8) *Erklärung der Stelle Röm. 1, 3. 4. von J. E. C. Schmidt.* Der Ap. will zeigen, dass Jesus der wahre Messias sey nach den zwey Haupterfodernissen, die ein Jude dazu verlangte. Er zeigt also 1) dass er seiner Geburt nach ein Nachkomme Davids sey (das erste Haupterforderniss,) und 2) dass er auch Sohn Gottes, d. i. bestellter Messias, Herrscher, König sey (das zweyte Haupterforderniss). Dies ist sehr gut ausgeführt. Für ὁρισθεὶς angestellt werden, würden wir wählen *bestimmt* d. i. *bestellt* werden, wie ἀφορισμενος v. 1. ein Synonymum von κλητος. 9) *Wunsch für die samaritanische Uebersetzung, von Bruns.* Der Vf. wünscht, dass sich eine solide Buchhandlung geneigt finden lasse, die sämmtlichen Reste der samaritanischen Sprache mit hebräischen Buchstaben abdrucken zu lassen. 10) *Sind nach Analogie und Erfahrung symbolische Bücher nöthig und nützlich, um Irreligiosität zu verhüten? vom Herausg.* — Die Frage wird mit Recht verneinet, weil der Mangel an symbolischen Büchern der Erfahrung nach, keine Irreligiosität begründet, denn sonst müsste sie bey den Reformirten, die blos auf den Heidelbergischen Katechismus verwiesen werden, am grösten seyn, welches nicht der Fall ist, und die praktische Irreligiosität müsste gleich anfangs die ganze Reformation erstickt haben, weil wir keine symbolischen Bücher der Moral haben, welche doch weit nothwendiger sind, sobald einmal symbolische Bücher seyn sollen.

Heidelberg, b. Gebr. Pfähler: *Grundriss der Pfälzischen Kirchengeschichte* von der Gründung des Christenthums in den Rhein- und Neckargegenden bis zu dem Tode des Kurfürsten Karl Philipps oder dem Jahre 1742. Von D. L. *Wundt*, Lehrer der Gottesgelahrtheit auf der hohen Schule zu Heidelberg. 1796. 144 S. 8.

Je merkwürdiger die pfälzische Kirchengeschichte, ganz vorzüglich auch wegen der, seit der Reformation so oftmaligen, durch die Regenten selbst nicht selten veranlassten Umwandlungen des herrschenden Religionssystems ist, desto mehr hat sich der Vf. um dieselbe schon durch diesen reichhaltigen, mit grosser Präcision abgefassten Umriss verdient gemacht. Man darf schon, nach diesem Entwurfe zu urtheilen, von dem ausführlichen Werke, das er verspricht, etwas ganz vorzügliches erwarten. Jeder Kenner der Kirchen- und Gelehrtengeschichte muss wünschen, dass die Erscheinung dieses grösern Werkes nicht zu lange verzögert werden möge.

In der *Einleitung* wird dasjenige, was von der Zeit der Gründung des Christenthums in den Gegenden am Neckar und Rhein an, bis zu dem Regierungsantritte des Kurfürsten *Philipps*, mit dem Beynamen *Ingenuus* 1476 mit Zuverlässigkeit gesagt werden kann, und zur Aufklärung der pfälzischen Geschichte nöthig ist, vorgetragen werden. Die Geschichte selbst wird in 7 Perioden abgehandelt. Die *erste* von der allmählichen Vorbereitung zu der grosen Kirchenrefor-

[illegible] und Carl Philipps,
[illegible] des letztern

[illegible]

[illegible]-Comptoirs;
[illegible] nach dem
[illegible], neu
[illegible] bereit-
[illegible] Liebha-
[illegible] Professor
[illegible]

[illegible] letztern
[illegible] einige neuere
[illegible] Sammlung ge-
[illegible] besitzen und
[illegible] Comes,
[illegible]-lium sel-
[illegible]. Trapeco-
[illegible] manuscriptum,
[illegible] Caprin re-
[illegible] mit

---

[illegible] Aehnliche der
[illegible] Nachahmung des
[illegible] eigenthümlichen
[illegible] einigen recht-
[illegible] abgeben. So
[illegible] und wegen ihrer
[illegible] Anekdoten von
[illegible] einer Gast-
[illegible] betreten, sei
[illegible] Sammlung die
[illegible] Geschichte, wie
[illegible] einem Erfolg un
[illegible] weggelassen
[illegible] jedoch einige
[illegible] z. B. die Perücke auf
[illegible] eine Ausklingezeddel,
[illegible] Wochenschrift abgedruckt
[illegible] über Hogarth's
[illegible] etwas strengere Auswahl
[illegible] Unternehmen Er-
[illegible] sein, und seine Schreibart mus-
[illegible]

---

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 30. Januar 1797.*


## GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in der Gräffischen Buchh.: D. *Franz Volkmar Reinhards Geist des Christenthums in Hinsicht auf Beruhigung im Leiden.* Nach dem Lateinischen — herausgegeben von *Johann Samuel Fest.* 1792. 411 S. Vorbericht und Inhalt XX S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Die Entstehung dieser nützlichen Schrift haben wir den Programmen des Hn. Oberhofpr. *Reinhards* zu Dresden: *Religionem Christianam esse optimum adversorum solatium demonstratur ex ipsa consolationis natura*, die er zu Wittenberg 1789—91 herausgab, zu verdanken. Diese Abhandlungen wurden von dem sel. F. mit Erlaubniss ihres Vf. übersetzt und in seine *Beyträge zur Beruhigung, Aufklärung und nähern Kenntniss der leidenden Menschheit* eingerückt. Um diese in ein Ganzes zu vereinigen, entschloss er sich, sie nach dem Verlangen des Vf. gänzlich umzuarbeiten, manches wegzulassen, das übrige aber zu verändern, zu erweitern und in einen freyern Vortrag einzukleiden, wobey auch verschiedene Zusätze des Vf. benutzt wurden. Der Plan und die Ausführung desselben sind im Wesentlichen unverändert geblieben; und dieser ist in aller Absicht musterhaft. Man ist es von dem Vf. schon gewohnt, dass der Plan seiner Abhandlungen sehr regelmässig angelegt und alles mit scharfem philosophischen Blick betrachtet werde; und dass dieses hier ebenfalls der Fall sey, fällt bey dem ersten Anblick in die Augen. Man darf nämlich nicht eine Sammlung von Trostgründen für Leidende, durch deren Lesung etwa diese sich beruhigen könnten, hier suchen, die Absicht ist vielmehr, die Beruhigung im Leiden auf psychologische Grundsätze zurückzuführen und in eine Art von System zu bringen. Dieses ist in *zwey Theilen* bewerkstelligt worden. Der *erste Theil* handelt von der Natur und Beschaffenheit wahrer Beruhigung, und wie diese zu bewirken, überhaupt. Dabey werden dreyerley Mittel der Beruhigung in *drey Abschnitten* angegeben, Unterbrechung und Zerstreuung unangenehmer Vorstellungen, Berichtigung und Schwächung derselben, und völlige Hinwegräumung und Vernichtung trauriger Vorstellungen. Der *zweyte Theil* beschäftigt sich mit der Beruhigung durch das Christenthum insbesondere, und zeigt, wie dieses auf eine dreyfache Weise geschehe. Das Christenthum nämlich bereitet das Herz zur Beruhigung am besten vor; die christliche Religion bietet auch jedes im ersten Theile angezeigtes wahre Beruhigungsmittel anderer Religionen und philosophischen Systeme noch vollkommener dar; ganz vorzügliche und dem Christenthum eigenthümliche Tröstungen findet man in mehrern charakteristischen Lehrsätzen, von Vergebung der Sünden, dem göttlichen Beystande und der Auferstehung der Todten, in den eigenthümlichen Anstalten und Uebungen des Christenthums, dem Gebet, der öffentlichen Gottesverehrung und dem Abendmal, und in der Betrachtung des Lebens und der Schicksale Jesu. Zuletzt ist ein Verzeichniss der besten Schriften, welche Trostgründe für Leidende enthalten, beygefügt.

Die Ausführung entspricht auch nicht wenig der guten Erwartung, welche diese kurze Inhaltsanzeige rege macht, da der Vf. diesen wichtigen Gegenstand auf allen Seiten betrachtet, die verschiedenen Arten der Tröstungen recht gut ins Licht gesetzt und durch Beyspiele aus der Geschichte erläutert hat. Da wir bey der grossen Anzahl von Trostschriften noch keine haben, in welcher die Methode zu trösten und alle die möglichen Trostgründe aus psychologischen Gründen und aus der Natur einer wahren Beruhigung entwickelt wären, so muss uns die gegenwärtige Schrift sehr willkommen seyn, und kann Predigern bey ihrem Umgange mit Leidenden zu einer lehrreichen Anweisung dienen.

Eine noch grössere Vollkommenheit würde die Schrift haben, wenn nicht allein auf psychologische, sondern auch auf moralische Grundsätze wäre gebauet worden. Gleich anfangs ist der rechte Gesichtspunkt verfehlt, wenn Th. I. S. 26. gesagt wird: „Der Werth und die Vollkommenheit des Menschen ist die Summe aller derjenigen Güter, welche der Mensch zu seinem *Wohlseyn* nöthig hat oder dazu rechnet," da doch der eigentliche Werth des Menschen in seinen Anlagen und seiner Bestimmung zur Tugend zu suchen ist, und dieser Werth desto mehr erhöhet wird, je mehr er seine Kräfte zur wirklichen Ausübung der Tugend anwendet. Diese innere Würde muss einem Gottdenkenden desto mehr zum Trost gereichen, je mehr sie von allen äussern Lagen ganz unabhängig, bey allen seinen angenehmen und traurigen Schicksalen unveränderlich und das edelste und erhabenste Gut ist, das bey dem Verlust aller seiner Glücksgüter ihm durch nichts kann geraubt werden. An manchen Orten, z. E. S. 177 ff. hat zwar Hr. F. diesen Trostgrund auch berührt, aber billig sollte es als ein Hauptmittel dargestellt seyn, Leidende zur innern Ruhe der Seele zurückzuführen. Eben so hätte auch die Pflicht der Zufriedenheit mit

allen Einrichtungen, die Gott in der Welt gemacht hat, nicht sollen übergangen werden, da eine lebhafte Vorstellung dieser Pflicht, wenn zumal andere Trostgründe vorausgegangen sind, doch auch nicht wenig dazu beytragen kann, die Traurigkeit zu schwächen und der Vernunft ihre Herrschaft über die Macht der Sinnlichkeit wieder zu verschaffen. Beides ist auch dem Geist des Christenthums vorzüglich angemessen, und von Christo und den Aposteln nicht selten als ein Mittel der Beruhigung gebraucht worden. Auch kann es Rec. nicht billigen, wenn der Vf. sich blos auf unverschuldete Leiden einschränkt, und denen, die sich ihre Leiden selbst zugezogen haben, S. 229. ausdrücklich allen Trost abspricht. Alle und jede Trostgründe kann sich zwar der Schuldige nicht zueignen, aber wenn er sich ernstlich bessert, ist er doch nicht alles Trostes unfähig. Dass man sich nach S. 106. zuweilen eine kleine *Abweichung von der Wahrheit* erlauben könne, möchte wohl nach psychologischen Grundsätzen als Regel der Klugheit gelten, aber mit moralischen Grundsätzen nicht wohl vereinbar seyn. Bey der Abhandlung: dass die christliche Religion, jedes wahre Beruhigungsmittel *vollkommener* darstelle als die philosophischen Systeme, werden dem Nachdenkenden hie und da noch manche Zweifel übrig bleiben, so wie es Rec. bedenklich findet, dass S. 370. im 2ten Th. die Vergebung *aller* Sünden durch den Tod Christi als ein eigenthümlicher Trostgrund des Christenthums aufgestellt wird, da dieses weder ein biblischer noch ein durch die Vernunft gebilligter Lehrsatz ist, und also nur einen falschen Trost gewähren kann. Hingegen billigt es Rec. sehr, dass Th. I. S. 71 f. der Trostgrund, aus den Leiden anderer in Schutz genommen wird, weil er nicht nur bey Leidenden nicht ohne Wirkung ist, zumal wenn diese auf die weit gröfsern Leiden anderer geführt werden, sondern auch moralisch gerechtfertiget werden kann, in soferne man ihn nur der Einbildung mancher Leidenden, als wenn kein Mensch auf Erden so viel leiden müsse als sie, entgegenstellt, und also nicht sowohl als Motiv zur Beruhigung, sondern vielmehr als Mittel zu Hebung eines Hindernisses derselben gebraucht. Diese Mängel werden aber durch das viele Gute, das in dieser Schrift vorkommt, weit überwogen.

## PHILOLOGIE.

ALTENBURG, b. Richter: *Versuch einer vollständigen Literatur der deutschen Uebersetzungen der Römer*, von *Johann Friedrich Degen*, Director, Professor und Inspector der K. Pr. Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch. *Zweyte Abtheilung* K—V. 1797. XII u. 665 S. 8.

Mit unermüdetem Eifer hat der Vf. dies nützliche Werk vollendet, und ihm einen hohen Grad von Vollständigkeit gegeben. Dabey muss ihm jeder billige Leser für eine grofse Anzahl neuer Entdeckungen, Berichtigungen und für die gründliche Beurtheilung der aufgeführten Uebersetzungen verbunden seyn; doch wollen wir nur einiges, das vorzüglich merkwürdig ist, kürzlich berühren. Die Sinn- und Sittensprüche des *Dionysius Cato* (denn die lateinischen mit C geschriebnen Namen bringt der Vf. ins K.) S. 6. erschienen schon im XV. Jahrhundert in einer meistens gereimten deutschen Uebersetzung fast immer mit dem lateinischen Text. S. 20. bemerkt Hr. D. mit allem Rechte, dass die *Catullische* Lüsternheit und Ausgelassenheit, unter der Hand des *F. X. Mayr* zur Ungezogenheit und schändlichsten Unfläterey geworden sey. *Columella* S. 46. erhielt in neuern Zeiten an *M. K. Curtius* einen guten Uebersetzer. S. 50. *Curtius*. Man zählt von demselben *sieben* Uebersetzungen, unter denen freylich die *Oftertagische* den Vorzug verdient. S. 61—92. *Livius*. Die älteste Uebersetzung ist von 1505. Sie erschien zu *Maynz* aus der *Schöfferischen* Officin. Die neuesten sind von *Grosse* und *Oftertag*. Von Hn. Director *Henfinger* in Braunschweig soll eine neue zu erwarten seyn. S. 93. *Lucan*. Zwey preufsische Staatsmänner von *Seckendorf* und von *Borck* waren die ersten, welche ihn den Deutschen in ihrer Sprache zu lesen gaben. S. 101—119. *Lucretius*. *F. X. Mayrs* Dolmetschung hat wenig Beyfall gefunden. Eine neue Uebersetzung dieses Dichters hat man vom Hn. Major v. *Knebel* in *Weimar* zu erwarten. S. 128—149. *Cornelius Nepos*. Von diesem eleganten Biographen, der nach Hn. D. Urtheil ein viel zu schwerer Schriftsteller für das erste Knabenalter ist, hat man *eilf* bis *zwölf* Verdeutschungen, unter denen die *Bergsträsserische*, besonders nach der zweyten verbesserten Ausgabe, den Vorzug hat. S. 153—225. *Ovidius*. So grofs die Anzahl der deutschen Uebertragungen dieses Dichters ist, die Hr. D. mühsam zusammen gesucht hat: so glaubt er doch nicht alles ausfindig gemacht zu haben. So kann Rec. sogleich eine Kleinigkeit bemerken, die den Titel hat: *J. V. S. & R. P. Uebersetzungen aus dem P. Virgilio Maronе; P. Ovidio Nasone* u. s. w. *Wismar* 1724. 8. Von den *Verwandlungen* werden *funfzehen* vollständige Uebersetzungen angeführt und beurtheilt. Von der ersten, wirklich sehr merkwürdigen, die *Albrecht von Halberstadt*, ein deutscher Meistersänger aus dem dreyzehnten Jahrhundert reimweis verfertigte, besitzt Rec. die Frankfurter Ausgabe von 1551 welche schon des *Gerardi Lorichii* Auslegung hat. S. 226. *Persius*. Die *Fülleborn*ische ist unter den *sechs* Uebersetzungen dieses Dichters die beste. S. 237. *Phaedrus*. Von diesem Fabulisten der Römer haben die Deutschen *neun* bis *zehen* Uebersetzungen geliefert. Sonderbar ist es, dass man erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts an eine Verdolmetschung desselben dachte. S. 258. *Plinius der ältere*. Sicher ist die *Eppendorffische* Uebersetzung seines Werks, die 1543 zum Vorschein kam, die erste. S. 272. *Plinius der jüngere*. Seine Lobrede auf den Trajan hat schon im Jahr 1513 an dem Pfälzischen Kanzler *Dietrich von Pleningen* einen Uebersetzer gefunden — freylich einen solchen, wie er von dem damaligen Zeitalter zu erwarten war. *Sartorius* und *Schmidt* sind bisher die einzigen gewe-

gewesen, die seine Briefe ganz übersetzt haben. S. 328—358. *Sallustius*. Derselben gedachte von *Pleningen* war der erste Dolmetscher desselben; überhaupt aber ist derselbe *vierzehnmal* in unsere Sprache übergetragen worden, und einige dieser Uebersetzungen sind nach Hn. *D.* Urtheil so beschaffen, dafs dieselben unserer Nation noch immer zur Ehre gereichen. Der sel. *Thomas Abt* erhält bey dieser Gelegenheit einen Lobspruch, der ihm, auch nach seinem — freylich allzu frühen Tode, noch zur Ehre gereicht. S. 359—404. *Seneka*. Hr. *Rose* war der erste der 1777—1781 die Trauerspiele desselben ganz herausgab. Die philosophischen Schriften übersetzte schon 1536 der bekannte *Michael Herr*, aber nach seiner Art — kauderwelsch — so gerne derselbe übrigens den guten *Seneka* zum Christen umgeformt hätte. S. 412. *Suetonius*. Die erste Verdeutschung desselben lieferte *Jacob Polychorius* zu Strasburg, auf dieselbe folgten noch drey andere, unter denen die *Ostertagische* die neueste ist. S. 425 bis 456. *Tacitus*. Unter den *fünf* deutschen Uebersetzungen desselben sind sehr vorzügliche. Rec. besitzt von diesem trefflichen römischen Geschichtschreiber eine deutsche Uebersetzung im Manuscript, die einen würdigen Rechtsgelehrten zum Verfasser hat, dessen vieljährige Lieblingslectüre die Werke desselben war. Das Buch über Germanien ist *achtmal* übersetzt worden, unter denen die von Hn. *Anton* verfafste den Vorzug verdient. S. 457—494. *Terentius*. Von diesem Dichter können wir *siebzehn* bis *achtzehn* Dollmetschungen in unsrer Sprache aufweisen. Die älteste, an welcher mehrere arbeiteten, ist von 1499. S. 495. *Tibullus*. Von demselben sind fünf ganze Uebersetzungen vorhanden, unter denen sich diejenige, die Hn. *Degen* selbst zum Verfasser hat, ganz vorzüglich auszeichnet. S. 515. *Valerius Maximus*. Die älteste Verdeutschung dieses Schriftstellers kam 1489 zu Augspurg heraus. Ein *Heinrich von Muglein* aus Meifsen ist Verfasser derselben. Die Frankfurter Ausgabe von *Selbeths* Uebersetzung von 1565 ist ein blofser Nachdruck von der ersten von 1533 mit *Sigm. Feyerabends* Vorrede. Rec. besitzt sie selbst. Die neueste Uebersetzung ist 1780 erschienen. S. 528. *Vegetius*. Die äufserst seltene Uebersetzung *Ludwigs von Hohenwang*, die vermuthlich noch vor 1478 zu Augspurg gedruckt wurde, ist auch aus den *Panzerischen* deutschen Annalen bekannt. S. 536. *Vellejus Paterculus*. Erst im J. 1781 dachte man an eine Uebersetzung dieses Schriftstellers, worauf 1793 die ganz vorzügliche vom Hn. *Friedr. Jacobs* folgte. S. 545—634. *Virgilius*. Wie zahlreich das Heer deutscher Uebersetzer dieses grofsen Dichters in Versen und Prosa sey, belehrt uns schon der Raum, den die Anzeige der Schriften derselben anfüllt. Wir würden uns zu weit ausdehnen müssen, wenn wir nur das vorzüglichste, das Hr. *D.* bey dieser Gelegenheit gesagt hat, anführen wollten. Dafs der deutsche Dichter *Vofs* dabey nicht vergessen worden sey, ist leicht zu erachten. S. 635. *Vitruvius*. Der neuesten Uebers. von Hn. *Rode* wird mit Ruhm gedacht, und so das *Finis coronat opus* hinzugesetzt. Zwey brauchbare Register, das eine über die übersetzten römischen Schriftsteller, und das andere über die Uebersetzer derselben machen den Beschlufs. Dafs wir endlich von dem so unermüdet fleifsigen Vf. nun auch, nach seiner eigenen, in der Vorerinnerung gegebenen Versicherung, eine *Literatur der Uebersetzungen griechischer Schriftsteller* zu erwarten haben, wird gewifs jedem Literator eine erwünschte Nachricht seyn.

GÖTTINGEN, b. Brose: *Englische Sprachlehre für Deutsche*, zum Gebrauch beym Unterricht, von *F. G. Canzler*. 2 Theile. 1796. 8.

Man kann dieser Sprachlehre ihre Brauchbarkeit nicht absprechen, doch fehlt ihr, wie der Vf. selbst in der Vorrede gesteht, noch vieles an Vollständigkeit. Dieses aufrichtige Geständnifs und die hinzugefügte Aeufserung, dafs ihm Erinnerungen billiger Richter willkommen seyn werden, bewegt Rec. hier einige wohlgemeynte Winke zu geben, die für eine neue Auflage, welche diese Sprachlehre verdient, vielleicht von einigem Nutzen seyn können.

Das Futurum wird an mehrern Stellen ohne Unterschied mit *shall* und *will* in allen Personen bezeichnet. Der eigentliche Unterschied ist aber dieser. Um eine zukünftige Handlung, welche im Deutschen mit *werden* angedeutet wird, auszudrücken, setzt man *shall* in der ersten Person des Sing. und Plurals, in den übrigen Personen *will*. Daffelbe gilt auch bey dem *tempus conditionale*, also bey *should* und *would*. Man findet aber auch *shall* in der zweyten und dritten Person des *futuri* in prophetischen Ausprüchen, und *should* in der zweyten und dritten Person des *temp. conditionalis* in indirecter Rede: z. B. *a virgin shall conceive* (und dergleichen Stellen mehr, theils in der Bibel, theils in Milton's *Par. lost* u. s. w.) *For he said he should die for her, if she would but forget the injury which he had done her.* Der Grund des *shall* im ersten Beyspiele ist die vorauszusetzende unfehlbare Erfüllung der Prophezeyung, des *should* im zweyten Beyspiele hingegen, weil die Person in directer Rede gesagt hat, *I should die for her, if she would* u. s. w. Uebrigens müfste in einer guten Grammatik auch angeführt werden, dafs *will* in allen Personen einen festen Vorsatz andeuten kann, und *shall* in allen Personen eine Verpflichtung oder Beziehung auf den Willen eines andern, besonders in fragender Redensart und in der folgenden Antwort; als *shall I run and fetch it?* Antw. *You shall. You will forsake him in his misery?* Antw. *I will, because he will not be ruled by me.* —

Von dem periphrastischen Zeitworte wird weiter nichts gesagt, als dafs es *wohl etwas mehr* als das gewöhnliche Activ ausdrückt. Freylich etwas mehr; aber wie? Die Sache verhält sich so. Die in den gewöhnlichen Sprachlehren angegebene Form der Zeiten eines verbi activi und neutrius hat eine unbestimmte, schwankende oder aoristische Bedeutung, als *I write*. Um diese zu fixiren, drückt man die jetzt

wirklich vorgehende Handlung durch *I am writing* aus (alſo die damals wirklich vorgehende Handlung durch *I was writing*) ſo wie den gegenwärtigen Anfang derſelben durch *I am going to write* (alſo den damals gegenwärtigen Anfang durch *I was going to write*) und das gegenwärtige Ende derſelben durch *I have done writing*, welches ſich von dem aoriſtiſchen *I have written* merklich unterſcheidet (alſo das damals gegenwärtige Ende durch *I had done writing*, welches mit *I had written* nicht einerley iſt.) —

Auf der 114. S. ſteht: „Beynahe jedes Activum kann auch zum Reciproco gemacht werden, wenn man nur nach jedem Tempus deſſelben *myſelf, thyſelf* u. ſ. w. nachſetzt.“ Hierbey bemerkt Rec. erſtlich, daſs ſolche Zeitwörter eigentlich, nach der philoſophiſchen Grammatik, *verba reflectiva* heiſsen, wenn das Subject und Object eine und dieſelbe Perſon andeutet, als *they beat themſelves* (wie gewiſſe Ordensgeiſtliche) daſs man ſie aber reciproca nennt, wenn das Subject und Object verſchiedene Perſonen einſchlieſst, und daſs dieſe letztere Art deutlicher durch *each other* oder durch *mutually* u. ſ. w. bezeichnet wird; als *they beat each other*. — Zweytens giebt es in der engliſchen Sprache ſehr viele Zeitwörter, welche die reflective Form entweder gar nicht annehmen, oder nur ſelten und in gewiſſen Verbindungen vertragen, als *to aſſemble*, ſich verſammeln, *to augment*, ſich vermehren, *to alter* ſich ändern, *to amend* ſich beſſern, *to approach* ſich nähern, und ſo über hundert andere, die hier anzuführen zu weitläuftig ſeyn würde.

„Die verba intranſitiva, heiſst es auf der 120. S., bekommen im Engliſchen gerade ſo wie im Deutſchen, im Perfecto ſtatt *I have* ich habe, *I am* ich bin, als *I am run, I am ſtrayed, I am fled*, u. ſ. w.“ — Der Engländer ſagt aber *He has run ſwifter than I. He has fled his country, oder he has fled from his enemy. The ſheep has ſtrayed from the flock* — weil er bey den Verbis neutris 3 Regeln beobachtet: 1) die mehr thätige als leidende Handlung mit *to have* zu verbinden, beſonders wenn ſie ein Regimen leidet, als *to run a race, to run the gantlop, to flee the kingdom* u. ſ. w. 2) Der originellen neutralen Form *have* zu geben, wenn ſie auch in paſſiver Bedeutung erſcheinen kann, als *He has entered the room*, weil man z. B. ſagt *This remark is not yet entered*, dieſe Bemerkung iſt noch nicht eingetragen oder eingeſchrieben; und 3) alle verba neutra in dem *tempore conditionali* II. mit *have* zu bilden, als *I ſhould have come* oder *I had come*, ob man gleich ſpricht *I am come*.

Ferner hat Hr. C. nichts von der Stellung der Adverbien, nichts von dem Unterſchiede und Gebrauche gewiſſer Präpoſitionen erwähnt, da doch auf letzterer unſtreitig die gröſste Schwierigkeit der engliſchen Sprache beruhet. Unter die Interjectionen ſtellt er auch verſchiedene Ausdrücke klarer Begriffe, die eigentlich nicht dahin gehören, als *Do you hear? Come hither, Have a good heart.* Interjectionen müſſen, ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit nach, nur den Naturlaut innerer und äuſserer Empfindungen enthalten, als *ah, ha, alas* u. ſ. w. *crack, pit a pat* u. ſ. w.

S. 103. erblickt man *to repaid* erwiedern. Rec. kennt wohl *to repay* wiederbezahlen oder vergelten, auch *repaid* das *part. paſſ.* und *Imperf.* von *to repay*; aber *to repaid* kennt er gar nicht. Es muſs entweder *to repay* oder *to reply* heiſsen.

In dem zweyten Theile, welcher eine Sammlung vermiſchter Bruchſtücke von engliſcher Proſe und Poeſie aus verſchiedenen Schriftſtellern enthält, trifft man *Croſs-wench* für *croſs wench* an, *who have you this from?* ſtatt *whom have you this from*, und dergleichen kleine Fehler mehr. Auch ſind die Sylben nicht immer richtig gebrochen; denn ſtatt *wond-er* ſollte *wonder*, ſtatt *proportio-nably* ſollte *proportion-ably*, ſtatt *remai-ned* ſollte *remain-ed* ſtehen; ſtatt *mo-des* ſollte ohne Abbrechung *modes* geſetzt ſeyn, weil es einſylbig ausgeſprochen wird.

## KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Richter: *Uebungen im Leſen für das zarte Kindesalter, nach der Methode des Moritziſchen ABC-Buchs*, um Kindern zugleich auf eine leichte und faſsliche Art ihre Begriffe zu entwickeln. Mit zwölf illuminirten Kupfern. 1796. 72 S. 8. — In der *Vorrede*, welche XXI S. lang, und zur Unterſcheidung mit lateiniſchen Zahlen numerirt und mit lateiniſchen Lettern abgedruckt iſt, ſucht der ungenannte Vf. dieſes ſein Werklein, von welchem eine Fortſetzung erfolgen ſoll, in ein gefälliges Licht zu ſtellen. Die ſeltene Gabe der richtigen Selbſtſchätzung müſſen wir ihm zugeſtehen, und wollen deshalb zur Bezeugung unſrer Unpartheylichkeit nachſtehende Stelle (S. X.) abſchreiben; „Ich bin mir der Unvollkommenheit meines Verſuchs, die Ideen analytiſch zu entwickeln, daſs der Verſtand des Kindes dadurch noch beſonders zum Nachdenken geleitet würde, bewuſst; vielleicht habe ich meine Abſicht nur in einigen Uebungen, oder gar nur einigen Theilen derſelben erreicht, und ich muſs desfalls, da ich durch dringende Gründe (??) aufgefodert, mich der Ausarbeitung dieſes Leſebuchs nicht entziehen konnte, um Verzeihung bitten.“ — Wenn nach dem jetzigen Modegeſchmack oft einem unrichtigen Buche *ſchöne* Kupfer zur Empfehlung dienen müſſen, ſo läſst ſich ſolches von letztern, (die dieſen Leſeübungen beygefügt ſind und denſelben zur Verſinnlichung gereichen ſollen) wenigſtens nicht behaupten. Auch iſt es von dem Zeichner, Stecher und Illuminirer derſelben zu rühmen, daſs er ſeinen Namen auch nicht mit dem undeutlichſten Buchſtaben (wie es jetzt Mode iſt), beygefügt oder untergeſetzt hat. In Anſehung des Drucks hat hingegen der Schreiber, Setzer oder Corrector mehr auf ſeinen Gewiſſen. Und gerade bey Schriften dieſer Art ſollten dergleichen Nachläſſigkeiten am wenigſten ſtatt finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. Januar 1797.

## LITERARGESCHICHTE.

ZÜRICH, b. Orell, Geſsner, Füſsli und Compagnie: *Lebensbeſchreibungen berühmter Männer* aus den Zeiten der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften von *C. Meiners* — *Zweyter Band.* 1796. 393 S. gr. 8.

Der 2te Band dieſer von uns (A. L. Z. 1796. No. 66.) bereits mit gebührendem Beyfalle angezeigten Sammlung enthält folgende Aufſätze: 1) *Ueber das Leben und die Schriften des Grafen Johannes Picus von Mirandula.* Man hat von ihm eine ziemlich ausführliche Biographie, welche ſein Neffe *Johannes Franciſcus* der, nach ſeinem Tode beſorgten, Ausgabe ſeiner Werke beyfügte. Er ſtammte aus dem Geſchlechte der Grafen von *Mirandula* in Italien ab, und wurde 1743. gebohren. Als der jüngſte Sohn ſeiner Aeltern, wurde er von ſeiner Mutter zu dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und frühzeitig geſchickten Lehrern zur Unterweiſung in der griechiſchen und römiſchen Sprache übergeben. Begabt mit einem hellen durchdringenden Verſtande, und mit einem beynahe unglaublich glücklichen Gedächtniſs, das mit einer auſserordentlichen Lernbegierde verbunden war, übertraf er bald die Hoffnungen ſeiner Mutter und ſeiner Lehrer ſo ſehr, daſs er ſchon als Knabe zu den berühmten Dichtern und Rednern ſeiner Zeit gezählt wurde. Schon in ſeinem 14ten Jahre wurde er nach *Bologna* geſchickt, um daſelbſt das kanoniſche Recht zu ſtudiren. Nach einem zweyjährigen Aufenthalte verlieſs er Bologna, beſuchte ſieben Jahre lang die vornehmſten hohen Schulen in Italien und Frankreich, und hörte allenthalben die gröſsten Lehrer vorzüglich in der Philoſophie und Gottesgelahrtheit. Während dieſer Zeit widmete er ſich vorzüglich der *Ariſtoteliſchen* Philoſophie, und dann wandte er ſich zu der *Platoniſchen*, die ihm wahrſcheinlich zum Studio der morgenländiſchen Sprachen führte, und ihn ermunterte, nicht nur die hebräiſche und chaldäiſche, ſondern auch die arabiſche Sprache zu lernen. Um dieſe Zeit hatte er dem Gedanken ſchon lange entſagt, ſein Glück an dem päbſtlichen, oder an einem andern groſsen weltlichen Hofe zu machen. Deſto mehr ſtrebte er nach dem Ruhm einer groſsen Gelehrſamkeit. Von dieſer Begierde angefeuert, ging er 1486. nach *Rom*, lieſs daſelbſt mit Erlaubniſs des Pabſts *Innocenz II. neunhundert* Sätze, oder Theſes aus allen Wiſſenſchaften und gelehrten Sprachen anſchlagen, und erbot ſich, daſs er dieſe Sätze, gegen jedermann vertheidigen, und den Gelehrten, aus fernen Ländern, welche ſich mit ihm zu meſſen die Abſicht hätten, die Reiſekoſten erſtatten wolle. Wenn in unſern Zeiten, ſagt Hr. M., ein junger Fürſt, oder nur ein junger Gelehrter etwas ſolches wagte, ſo würde derſelbe für verrückt, oder für einen ruhmſüchtigen Thoren gehalten werden. In jenem Zeitalter dachte man ganz anders. Die Erfahrenheit in der Lullianiſchen Kunſt, über alles aus dem Stegreif reden, alles vertheidigen, alles beſtreiten zu können, verſchaffte den lauteſten Beyfall. In allen europäiſchen Ländern erhoben ſich Männer, die ſich, gleich den alten Sophiſten für *Allwiſſer* ausgaben, und die vorzüglich nach Italien zogen, um in den groſsen Städten und auf den hohen Schulen dieſes Landes, ihre vermeyntliche Gelehrſamkeit auszukramen und ihre Unüberwindlichkeit im Diſputiren zu zeigen. Unter ſolchen Umſtänden war nichts natürlicher, als daſs der ruhmbegierige junge Mann den nämlichen Weg einſchlug, und durch ſeine Theſes jederman zu überzeugen ſuchte, daſs ihr Urheber, nicht nur ein groſser Kenner der Schulphiloſophie und Schultheologie, ſondern auch der Mathematik, der Cabbala, der Magie u. d. gl. ſey, und nicht bloſs in der griechiſchen und römiſchen, ſondern auch in den morgenländiſchen Sprachen zu Hauſe ſey — welche Kenntniſſe keiner der Männer, denen *Johannes Picus* nacheiferte mit einander verbunden hatte. Allein die neunhundert Theſes durften nicht öffentlich vertheidiget werden, und der Verfaſſer muſste, nach Verlauf eines Jahrs, unverrichteter Sache wieder von Rom abreiſen, wo er ſich ſodann nach Paris verfügte, ſeine Apologie herausgab, und ſich gegen alle Vorwürfe, die ſeinen Sätzen waren gemacht worden, zu vertheidigen ſuchte. Der Verdruſs den ihm dieſe Anlegenheit zugezogen hatte, verurſachte eine groſse Veränderung in dem Leben und in der Denkart deſſelben. Er entſagte den ſogenannten weltlichen Wiſſenſchaften gröſstentheils, und legte ſich auf das Studium der heiligen Schrift und der Theologie. Sein *Heptaplus*, — eine myſtiſche oder cabbaliſtiſche Auslegung der Schöpfungsgeſchichte, war davon die erſte Frucht, worauf ſeine *Concordia Platonis et Ariſtotelis* und ſeine Abhandlung *de ente et uno* folgten. Drey Jahre vor ſeinem Tode entzog er ſich der Welt noch mehr, und ſtarb endlich im Jahr 1494. im 32ſten Jahr ſeines Alters, nachdem er kurz vorher in den Prediger Orden getreten war, in deſſen Ordenskleidern er auch begraben wurde. Beygefügt iſt ein Anhang über die Ausgaben der Werke des *Johannes Picus*, unter denen die *Venetianiſche* von 1498., die Rec. ſelbſt beſitzet, nicht bemerkt worden iſt. 2) *Leben des Angelus Politianus (Angelo Poliziano)*

ziano) nebst *Beurtheilung seiner Verdienste und Schriften.* Das Leben dieses berühmten Gelehrten, so, wie solches hier vom Hn. M. entworfen worden ist, enthält bey aller Einförmigkeit der Schicksale desselben, so viel anziehendes, und so viel merkwürdiges, besonders in Rücksicht seines Zeitalters und des zu Ende gehenden 15ten Jahrhunderts, dass dasselbe ganz gelesen werden muss, und durchaus keines kürzen Auszuges fähig ist. Wir bemerken daher nur, dass derselbe 1454. in *Montepulciano* gebohren worden sey. Sein Vater, ein Doctor der Rechte, hiess *Ambrogini*, und diesen Namen vertauschte sein Sohn mit dem Namen seines Geburtsorts und nannte sich *Montepulciano*, oder gewöhnlicher *Politian*. Er studirte frühzeitig die Werke der Alten, und konnte schon im 13ten Jahre lateinische und griechische Gedichte machen. Seine Lehrer waren *Christoph Landinus*, *Marsilius Ficinus* und *Argyropylus*. Frühzeitig bestellte ihn *Lorenz von Medicis* zum Lehrer seiner beiden Söhne; 148c. übertrug ihm derselbe das Lehramt der griechischen und römischen Literatur zu Florenz, welches er auch, bis an seinen, 1494. erfolgten Tod mit gleichem Eifer und Beyfall bekleidete. Im J. 1485. wurde er Doctor der kanonischen Rechte, schon vorher aber hatte er die Würde eines Priors an der Collegiatkirche des heiligen Paulus zu Florenz erhalten. Seine vertrautesten Freunde waren *Lorenz von Medicis* und *Johann Picus von Mirandula*. Seine Schriften sind sowohl einzeln, als in Sammlungen mehrmals gedruckt worden. 3) *Leben des Camaldulenser Mönchs und nachherigen Generals des Camaldulenser Ordens Ambrosius Traversarius, oder, wie seine Zeitgenossen und Landsleute ihn nannten Frate Ambruogio degli Agnoli.* Um auch über jenes Zeitalter, in welchem die Schüler des *Johann von Ravenna* und des *Manuel Chrysoloras* blüheten, ein Licht zu verbreiten, wählte der Vf. diesen *Ambrosius*, der zwar weder von dem einen noch von dem andern, Schüler, doch Freund und Bewunderer des letztern, und fast aller Gelehrten war, welche beide Männer gebildet hatten. *Ambrosius* wurde 1386. gebohren. Er ging schon im J. 1400. in das Camaldulenser Kloster, wo er das lateinische und griechische, aber auch etwas hebräisch lernte — und dann seine Kenntnisse auch andern, deren Lehrer er wurde, mittheilte. Als Pabst *Eugenius* IV, des *Ambrosius* ehemaliger Freund, im J. 1431. eine Reformation dieses Ordens veranstaltet hatte, und der bisherige General desselben abgesetzt worden war, wurde dem *Ambrosius* diese Würde übertragen. In eben diesem Jahre wurde er nach Rom berufen, wo er dem Pabst seine Uebersetzung von dem Leben des *Johannes Chrysostomus* überreichte, und von demselben viele Gnade genofs. Nun sollte er den, auf das äufserste in Verfall gerathenen, Orden verbessern. Er that es mit weiser Milde und Strenge, setzte sich aber doch unzähligen Verdrieslichkeiten aus. Im J. 1435. schickte ihn der Pabst nach *Basel*, woselbst das daselbst versammelte Concilium die Annaten u. d. aufgehoben hatte. Er konnte aber nichts ausrichten. Dies veranlafste seine Reise nach Wien, wo er auch vom K. *Sigmund* die besten Versprechungen zu Gunsten des Pabsts erhielte. Der Pabst berief sodann ein neues Concilium nach *Ferrara*, welches nachher nach Florenz verlegt wurde, woselbst auch im J. 1439. die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu Stande kam. Bey allen diesen Gelegenheiten bewies sich *Ambrosius* sehr thätig, ungeachtet er seine gelehrten Arbeiten auf das eifrigste fortsetzte. Sein Tod erfolgte in dem erst gedachten 1439ten Jahre. 4) *Ueber die ersten Beförderer der alten Literatur im nördlichen Deutschland, besonders über die Schicksale und Verdienste Rudolphs Agricola und Hermanns von dem Busche.* Rec. wagt es nicht aus diesem Aufsatz, der so viel neues und anziehendes enthält, hier auch nur das wichtigste vorzulegen, weil er bey der möglichsten Kürze, die ihm gesetzten Gränzen weit würde überschreiten müssen. Nur eine einzige Anmerkung mufs er noch beyfügen, diese nämlich, dass die S. 363. bemerkte Ausgabe der Werke des *Alexander Hegius* wirklich vorhanden ist. Nur enthält diese Sammlung blofs die lateinischen Gedichte desselben, und also weniger, als auf dem Titel derselben versprochen worden ist.

Florenz, b. Cambiagi: *Catalogus Codicum Saeculo XV. impressorum* qui in publica Bibliotheca Magliabechiana Florentiae adservantur auctore *Ferdinando Fossio* ejusdem bibliothecae Praefecto. *Tomus Secundus.* A. P. S. MDCCLXXXXIV. Praesidum Permissu. Ohne die Vorr. 964 Columm. — *Tomus tertius*, A. P. S. MDCCLXXXXV. Praesidum Permissu. XXI Bl. Vorr. 328 Columm. Fol.

Der *zweyte* Theil enthält erstlich unter den Buchstaben I — Z. eine ausführliche Nachricht von den in der Magliabechischen Bibliothek befundenen alten Drucken, nach den Namen ihrer Verfasser, unter denen, wie leicht zu erachten ist, eben so viele wichtige, als seltene Denkmale der Kunst anzutreffen sind, die deutlich genug zu erkennen geben, dass diese Bibliothek nicht von einfältigen Mönchen, sondern von einem wahren Gelehrten gesammelt worden ist. Wir wollen, wie solches bereits bey dem ersten Theil (A. L. Z. 1794. No. 136.) geschehen, nur einige der vorzüglichsten anführen. *Isocratis orationes, graece, Mediol.* 1493. *Fol.* Ist die erste äufserst seltene griechische Ausgabe dieses Schriftstellers. Ein Deutscher, der in der am Ende befindlichen griechischen Schlufsanzeige *Henricus Germanus* genennt wird, der aber, wie aus dem beygefügten Zeichen erhellet, der fleifsige *Ulrich Scinzenzeller* war, besorgte den Druck. *Lactantius* ohne Ort und Drucker mit der Jahrzahl MCCCCLXXI. die nach den bekannten Versen: *Arguit hic hominum sectas Lactantius omnes* etc. zu lesen ist. Unter diesen lateinischen Distichis steht noch *Adam*, aus welchem einige den *Adam Rot*, der um diese Zeit zu *Rom* druckte, andere aber den *Adam de Ambergau*, einen Venetianischen Drucker machen wollten. *Fossi* aber hält ihn nicht für den Drucker, sondern für den Verfasser der lateinischen Verse, und folglich für eben den *Adamus Montaltus*, der in eben dieser Ausgabe den

Ante-

Antonius *Raudenſis* in einigen lateiniſchen Diſtichis zurecht zu weiſen ſuchte — und vermuthlich hat Foſſi ſich nicht geirret. *Conſtantini Laſcaris Grammatices graecae epitome, Mediolani* 1476. Das erſte, ganz griechiſch gedruckte Buch — eine wahre Seltenheit. Eine andere, ganz griechiſche Ausgabe, eigentlich *Compendium* tertii libri. S. l. et. a. die wenig bekannt iſt, und von einigen — aber ohne Grund — zur vorhergehenden Ausgabe gerechnet wird. Auch die Mayländiſche Ausgabe von 1480. mit *Joh. Creſtoni* lateiniſcher Verſion. Von *Lucani Pharſalia* unter mehrern Ausgaben auch die Römiſche von 1469. und die Venetianiſche von 1477. ohne Commentar. *Luciani dialogi graece, Florent.* 1496. eine groſse Seltenheit. Die Original Ausgabe vom *Macrobius, Venet.* 1472. *Manilii Aſtronomicon, Neapoli per Jodoc. Hoenſteyn* — S. a. Vielleicht eben ſo ſelten, als die *Nürnberg-Regiomontaniſche Ausgabe. Martialis Venet. per Vind. de Spira*, ohne Jahr, aber um 1470. gedruckt. Iſt die Originalausgabe. Das ſo ſeltene *Miſſale Mozarabic. Toleti* 1500. *Fol.* Die ſeltenſten und erſten Ausgaben von *Petrarchs* Werken. *Plauti Comoediae Venet. Joh. de Colon. et Vindel. de Spira* 1472. die erſte Ausgabe. *Plinii hiſt. natural. Venet. Joh. de Spira* 1469. iſt ebenfalls die erſte Ausgabe. *Ptolomei Cosmograph. Vicentiae* 1475. Auch *Foſſi* ſtimmt der Meynung derjenigen bey, welche dieſe Ausgabe für den erſten Abdruck dieſes Schriftſtellers halten, und das, bey der *Bolognefiſchen* Ausgabe befindliche Jahr 1462. für einen Druckfehler erklären. Auch beſitzt dieſe Bibliothek die beiden *Römiſchen* Ausgaben von 1478 und 1490. und die *Ulmer* von 1486. ingleichen die Hauptausgaben vom *Quintilian, Romae* 1470. *Venet.* 1471. *Mediolani* 1476. *Franciſci de Retza Comeſtorium Vitiorum. Norimb.* 1470. Iſt das erſte mit Bemerkung des Druckjahrs in *Nürnberg* gedruckte. Daſs nicht *Heinrich Rymel*, ſondern *Johann Sonſenſchmid* der Drucker dieſes Werkes geweſen ſey, iſt bekannt. — Eine eigene, faſt vollſtändige Sammlung von des *Hieronym. Savonarola* Schriften, die meiſtens Seltenheiten ſind, giebt dieſer Bibliothek einen beſondern Vorzug. Rec. hat derſelben 94 Stücke, gezählt, theils in italiäniſcher, theils in lateiniſcher Sprache. *Solinus, Venet.* 1473. *Strabo, Romae um* 1469. *Suidae Lexic. graec. Mediolani* 1490. ſind die Originalausgaben. Vom *Valer. Maxim.* die Maynzer Ausgabe vom Jahre 1471. Uebrigens iſt dieſe Bibliothek beſonders an Schriften, die zu Florenz in dieſem Zeitraum erſchienen ſind, vorzüglich reich, und das bekannte Werk des *Audiffredi*, welches von allen italiäniſchen Producten der Buchdruckerkunſt bis 1500. Auskunft geben ſollte, kann aus dieſen Werke beträchtlich ergänzet werden. Den Beſchluſs dieſes Theils machen *Addenda* und *Corrigenda*, oder eigentlich einen Nachtrag von ſolchen Schriften, Briefen u. ſ. w. die andern gröſsern Werken beygedruckt, im erſten Theil übergangen, und jetzt mit vieler Mühe vom Herrn *Foſſi* geſammelt worden ſind. Der *dritte Band* enthält in der voranſtehenden Vorrede ein ſehr merkwürdiges, die Buchdruckergeſchichte in Florenz betreffendes Actenſtück. Es iſt nämlich bekannt, daſs ſchon im Jahre 1476. zween Dominikaner, *Dominicus de Piſtoia* und *Petrus de Piſa*, in dem daſigen ſehr alten Frauenkloſter *de S. Jacopo de Ripoli* eine eigene Druckerey angelegt haben, welche bis 1484. dauerte und verſchiedene kleinere und gröſsere Schriften lieferte. Gedachtes Kloſter beſaſs eine gleichzeitige Handſchrift, in welcher über Ausgabe und Einnahme Rechnung geführet, und das Verzeichniſs der daſelbſt gedruckten Bücher beygefügt worden war. Dieſe Handſchrift benutzte ſchon der Dominikaner *Vincenzio Fineſchi*, in ſeiner 1781. zu Florenz herausgegebenen *Notizie ſtoriche ſopra la Stamperia di Ripoli.* Aber Herr *Foſſi* war ſo glücklich, dieſe Handſchrift von den Kloſterfrauen für die Magliabechiſche Bibliothek zum Geſchenk zu erhalten. Um ſie nun allgemein brauchbar zu machen, lieſs er ſie, zumal da ſie *Fineſchi* doch nicht gehörig benutzt hatte, hier ganz abdrucken, ſolche aber auch mit nöthigen Anmerkungen verſehen. Die Numern gehen von I bis LXXXVI. und zwar bis 1484. den 18 Sept. fort, nach welcher Zeit dieſe Druckerey vermuthlich eingegangen iſt. Den Beſchluſs dieſer Vorrede macht eine Anzeige von ſolchen Büchern, die man dieſer Kloſterdruckerey, aber ohne Grund zugeeignet hat. Nun folgt ein neues Verzeichniſs ſolcher Bücher aus dieſem Zeitalter, welche in dieſer Bibliothek theils ſpäter entdeckt, theils aber auch neuerdings dazu gekommen ſind. Auch unter dieſen ſind viele Seltenheiten, von denen wir gerne einige anführen wollten, wenn es der Raum geſtattete. Zuletzt *vier* ſehr brauchbare Regiſter. Das *erſte* enthält unter dem Titel *Synopſis chronologica* alle in dieſem Werke beſchriebenen Bücher, denen das Druckjahr beygefügt iſt, nach chronologiſcher Ordnung von 1459 bis 1500., ſo zwar, daſs unter jedem Jahre die Bücher nach den Städten, darinnen ſie zum Vorſchein kamen und zwar nach der Folge der Monate geordnet ſind. Das *zweyte* Regiſter macht diejenigen Bücher, die ohne Druckjahr erſchienen ſind, nach Alphabetiſcher Ordnung bekannt. Das *dritte* liefert die Namen der Drucker nach dem Alphabet. Das *vierte* und letzte, aber auch das weitläuftigſte, iſt ein alphabetiſches Verzeichniſs aller Namen der Schriftſteller, Herausgeber, Vorredner, Verfemacher u. ſ. w. deren in dieſem Werke — dem wir viele Nachfolger wünſchen — gedacht wurde.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Neuer Volkskalender oder Beyträge zur nützlichen, lehrreichen und angenehmen Unterhaltung für allerley Leſer, zunächſt für den Bürger und Landmann.* Von G. F. *Palm.* Mit Kupfern. 1797. 284 S. 8.

Die Einrichtung dieſes gemeinnützigen Volksbuchs, welches den Kalender nur zum Untergeſtell verſchiedner Bekanntmachungen braucht, wodurch richtige Erkenntniſſe und gute Geſinnungen beſonders unter den niedrigern Volksklaſſen befördert werden ſol-

sollen, wird dem gröfsten Theile der Leser noch von den vorigen Jahren her bekannt seyn. Der diesjährige Kalender enthält unter der ersten Rubrik; gute Menschen, die im Nekrolog zuerst bekannt gemachte, durch den H. Cons. Rath Streithorst in Halberstadt nachher besonders in Druck gegebene Lebensgeschichte des armen David Klaus mit einem Auszuge aus seiner merkwürdigen Spruchsammlung und seine Grabschrift von Gleim.

Hierauf folgt ein kleines Denkmahl, dem 1794. in Nordkarolina verstorbnen protestantischen Prediger Nüssmann, einem ehemaligen Franciscanermönche, von seinem Amtsgehulfen errichtet. — Wohlthätige Handlungen des Pferdehirten Blumenberg zu Halchter im Hildesheimischen. — Menschenfreundlichkeit des Hn. v. Chamousset. — Dienstfertigkeit des nach Gotha fahrenden Postillion Ge. Schmidt. — Julie von Roden, ein Muster von stiller Duldsamkeit. — Friedr. Wendeler ein gutmüthiger Kanonier in Preuss. Diensten. Den Beschluss macht ein wohlgemeyntes aber eben nicht sonderlich hervorstechendes Lied vom braven Manne.

Durch eine Menge von Thatsachen beweiset der Herausgeber in einem 2ten Abschnitte den schädlichen Einfluss der Quacksalber, Marktschreyer, Pfuscher, Winkelärzte, Universalarzeneyen, sympathetischen Kuren und Hausmittel. Dieser Aufsatz ist einer der lesenswürdigsten in der ganzen Sammlung, wofür der Herausgeber den Dank aller Menschenfreunde verdient. Rec. hat oft genug Gelegenheit gefunden zu bemerken, dass alle vernünftigen Vorstellungen über diesen Gegenstand bey dem gemeinen Manne wenig oder gar nichts fruchten, aber eine historische Darstellung des grosen Unfugs, den die Marktschreyer und Menschenflicker aller Orten treiben, wird zuverlässig bey den Verständigsten unter dem gemeinen Haufen ihre Wirkung nicht verfehlen. Die Unverständigen folgen alsdann von selbst nach. Möchten doch alle Prediger und Schullehrer, denen es wirklich um Aufklärung des Volks zu thun ist, von dieser Beyspielsammlung, die sich leicht noch mit den Schriften eines Struve und andren gemeinnützigen Aerzte vermehren liesse, einen zweckmäfsigen Gebrauch zu machen wissen. In einem 3ten Abschnitte findet man sodann vermischte Nachrichten von einem auffallend guten oder schlechten Betragen aus der Geschichte neuerer Zeiten genommen. Hierauf folgen noch in der 4ten Abtheilung allerley gemeinnützige Rathschläge, ökonomische Nachrichten und heilsame Mittel, worunter manches zwar nicht ganz neue, aber doch nicht allgemein bekannte sich befindet. Der 5te Abschnitt begreift eine kurze Uebersicht der besten Behandlungsarten scheinbar todter Menschen nach den Anweisungen des Hn. Leibchirurgus Lampe zu Hannover u. Hn. D. Struve in Görlitz. Durch die bekannten Hülfstafeln des letztern ist das lehrreichste über diesen Gegenstand hoffentlich schon zu allgemeiner Wissenschaft gelangt. Den Beschluss macht eine poetische Erzählung von Lauenstein: Hans oder das Lotterieglück. Rec. wünscht von Herzen, dass dieser gegenwärtige Kalender, der ohne Widerrede zu den besten Volksschriften gerechnet werden kann, in der Klasse, für die er zunächst geschrieben worden ist, recht viele Leser finden möge.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Marburg*, in der neuen akademischen Buchh.: *Anwendung der Sittenlehre und der moralischen Klugheitslehre auf das Betragen in der Gesellschaft zur Beförderung der feinern Sitten bey Junglingen. Von L. Krausshaar, Collaborator am Gymnasium zu Hersfeld.* XIV u. 66 S. 8. (5 gr.) Ein Büchlein, das nützliche gröstentheils fasslich und gut gesagte, nur hier und da in einem etwas pretiösen verschränkten Stile vorgetragne Dinge enthält, einen guten Theil von Regeln des Anstandes im geselligen Betragen ziemlich richtig darstellt und das Verdienst hat, sie in die möglichste Uebereinstimmung, mit den Principien reiner Sittlichkeit zu bringen, und ihnen diese so weit es thunlich war, als Motiven unterzulegen. Es ist auch unstreitig sehr gut, wenn solche Regeln schon auf Schulen geltend gemacht werden. Nur dürfte es eben nicht zweckmäfsig seyn, darüber ausdrücklichen auf gewisse Zeiten eingeschränkten Unterricht nach einem solchen Leitfaden zu ertheilen; indem sichs wohl fügen könnte, dass vielleicht eben die Schüler, welche diese Anweisung am buchstäblichsten behalten hätten, doch wohl in ihrem Aeussern die hölzernsten wären, wenigstens ein zu manierirtes Betragen annähmen. Solche Regeln sind wohl mehr Stoff der eigentlichen Erziehung als des Unterrichts, und wenn junge Leute schon an die Ausübung der meisten davon gewöhnt sind: dann erst mögte es Zeit seyn, ihnen eine solche Schrift zur Wiederholung für sich, zur bewussten zusammenhängenden Uebersicht und Vervollständigung des ihnen bereits Geläufigen in die Hände zu geben. Ganz richtig ist übrigens die unbedingte Regel S. 47. wohl nicht: vertraue dem geprüften Freunde Alles an, und eben so wenig eine andere: „versichere beym Weggehen aus einer Gesellschaft den „Wirth, dass es dir bey ihm gefallen habe." Denn das letztere kann eben so wohl, von Seiten dessen der eine solche Versicherung thut, eine Lüge seyn, als es gegen Personen, die an Stand und Alter über ihm sind, eine lächerliche Unschicklichkeit seyn würde. Und gegen das erstere können immer mancherley Ausnahmen, welche höhere Pflicht gebietet, statt finden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Februar 1797.

## MATHEMATIK.

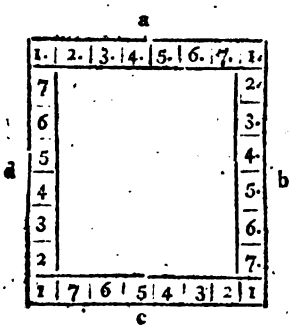
Leipzig, b. Schäffer: *Archiv der reinen und angewandten Mathematik.* Herausgegeben von C. F. Hindenburg. Fünftes Heft. 1796. 128 S. 8. (12 gr.)

Auch dieses Heft des mathematischen Archivs enthält mehrere sehr schätzbare Abhandlungen. Sie sind der Ordnung nach folgende. 1) *Hennert über die astronomische Stralenbrechung.* Der Vf. leitet auf eine sehr einfache Art eine Näherungsformel her, aus der, wie er zeigt, auch die bekannten Bradleyschen und Simpsonschen Formeln abgeleitet, und in Ansehung ihrer Anwendbarkeit beurtheilt werden können. 2) *Kästner, wie Körper leuchten, die kein eigenthümliches Licht haben,* nach Averroes, Roger Baco, und Euler. Baco bemerkte nach Averroes, man könne die Erleuchtung des Monds nicht blos aus der Zurückwerfung der Stralen, wie sie von einem erhabenen Spiegel bewerkstelligt werden müsste, erklären; er nahm deswegen eine besondere auf der Oberfläche des Monds durch die Sonnenstralen bewirkte Modification an, kraft welcher diese Oberfläche selbst Lichtstralen nach allen Seiten hin verbreite. K. bemerkt die Aehnlichkeit dieser Vorstellungsart mit der Eulerischen, übrigens aus andern Gründen abgeleiteten, Lichttheorie. (Schon bey Plutarch *de facie in orbe Lunae* kommen ähnliche Einwendungen gegen die aus blosser Reflexion erklärte Erscheinung des Monds vor, wie hier von Baco und Euler angeführt werden; aber auch schon dort ist die Kästnersche Antwort, dass man einen Körper von rauher Oberfläche nicht nach den bey Spiegelflächen geltenden Regeln beurtheilen dürfe, angegeben. Sonst kommt auch bey Kepler *Paralip. ad Vitell.* p. 22. ein Gedanke vor, der mit der Eulerischen Vorstellung Aehnlichkeit hat: „*Si cui magis placet, is dicat, colorum luces potentiales* (das Licht der an sich dunkeln Körper) *à luce* (von selbstleuchtenden Körpern) *in actum traduci et excitari, perinde ut ille calor, qui est in Zyngibere accessu humoris stimulatur, seque ipse incendit. Haec lucis species dicatur nobis lux communicata. Nam lux et repercussa et infracta est nihilominus illius rei lux, unde allapsa hoc patitur. At haec lux jam fit quodammodo ejus superficiei lux, quam illustraverat.*) 3) Ebendersf. *Wie viel Steinchen müsste der Rabe ins Gefäss werfen?* Bezieht sich auf eine Stelle von Plin. Naturg. X B. 60 Kap., wo erzählt wird, ein durstiger Rabe habe in ein Gefäss Steine geworfen, damit das darinn enthaltene Wasser in die Höhe trete, und von ihm erreicht werden könne. Hier wird, unter der Voraussetzung, das Gefäss sey cylindrisch, die Steine kugelförmig, eine Gleichung zwischen der Anzahl der Steine, dem Durchmesser der Steine, und des Gefässes, und der Höhe, um welche das Wasser gehoben werden soll, gegeben. 4) *Wurm's Grundsätze der neuen französischen Zeitrechnung,* sammt ausführlichen Tafeln zur Vergleichung des alten und neuen Kalenders. Die unrichtige Vorstellung mancher politischer und anderer Schriftsteller in Ansehung der Vergleichung des neufränkischen Kalenders mit unserm gewöhnlichen, veranlasste den Vf., diesen Gegenstand ins Licht zu setzen. Da nämlich das Einschalten bey der Gregorianischen Einrichtung doch den Kalender nicht in ganz genauer Uebereinstimmung mit dem Himmel erhalten kann; so lässt sich auch der fränkische Kalender, (bey welchem der Jahresanfang immer unmittelbar durch den Eintritt der Sonne in die Herbstnachtgleiche bestimmt wird, wie dieser nach den besten astronomischen Tafeln berechnet wird.) nicht so geradezu Jahr für Jahr mit dem Gregorianischen vergleichen, dass man nur den Anfang des fränkischen Jahrs immer auf einerley Tag des Gregorianischen setzte, und hieraus die übrigen Tage im Jahr herleitete, sondern man muss nothwendig den Anfang jedes fränkischen Jahrs *astronomisch* berechnen. Weil aber dies freylich nicht eines jeden Zeitungsschreibers oder Kalenderdruckers Sache seyn kann; so hat Hr. W. gewiss Vielen einen angenehmen Dienst geleistet, dass er für die ersten hundert Jahre der französischen Zeitrechnung den Anfang des neufränkischen Jahrs berechnet, und zugleich für die 3 hiebey vorkommenden Fälle, da es mit dem 22. 23. oder 24sten Sept. anfangen kann, eine Vergleichungstafel der einzelnen Monate beygefügt hat. Auch der Astronom wird künftig eine solche Tafel nothwendig brauchen, wenn er die für den Gregorianischen Kalender berechneten astronomischen Tafeln beym fränkischen Kalender anwenden will. 5) *Busse's Bemerkungen für Eulers und Karstens, auch Kästners Vortrag der Mechanik.* Hauptsächlich Berichtigung oder Erläuterung einiger Grundbegriffe dieser Wissenschaft. 6) *Ueber die vierrädrigen Wagen.* Ein Nachlass von Lambert. Er findet, dass die Kraft für die Bewegung des Wagens am geringsten seyn darf, wenn die Durchmesser der Achsen in dem Verhältniss der Durchmesser ihrer Räder stehen, und zugleich die Last auf dem Wagen so vertheilt ist, dass die Entfernungen des Schwerpunkts von den vordern und hintern Rädern in dem umgekehrten Verhältniss des Würfels ihrer Durchmesser stehen. Bey Lastwagen findet ers am

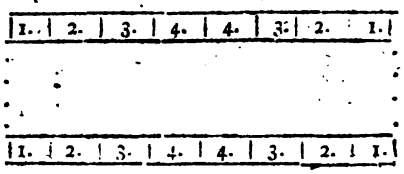
beſten, wenn ſich die Hinterräder zu den vordern wie 5 zu 4 verhalten, und mithin nach dem vorigen der Schwerpunkt zweymal näher bey der Axe der Hinterräder als der Vorderräder iſt. Dies dient zugleich zu einer Berichtigung von *Camus Traité des forces mouvantes.* 7) *Burckhardts Tafel, um jedes Jahr der Julianiſchen Periode aus ſeinen Kennzeichen* (dem Sonnenzirkel, der güldnen Zahl, und der Indiction) *zu finden.* Vermittelſt dieſer Tafel wird die ſonſt etwas weitläuftig aufzulöſende Aufgabe äuſserſt leicht und einfach. Die Gründe dieſer Tafel könnten vielleicht am leichteſten auf folgende Art dargeſtellt werden. Bekanntlich hat man, wenn ſ den Sonnenzirkel, g die güldene Zahl, und i die Indiction bedeutet, für jedes Jahr der Julianiſchen Periode, das x heiſsen mag, folgende Gleichungen: $x = 28m + s = 19n + g = 15p + i$, wo m, n, p ganze Zahlen bedeuten. Wüſste man alſo für ein beliebiges Jahr den Werth von 28 m, ſo fände man das Jahr ſelbſt, indem man noch ſ oder den Sonnenzirkel dazu addirte. Aus obigen Gleichungen aber folgt ferner 1) $28m = 19n + g - s$ und 2) $28m = 15p + i - s$. Aus der Gleichung 1) erhellet, daſs 28 m immer ein gewiſſes Multiplum von 19, + g — ſ ſeyn werde. Schreibt man alſo alle natürliche Zahlen der Reihe nach, ſo daſs immer 19 Zahlen in eine Horizontalreihe kommen, und alsdann wieder von neuem angefangen wird; ſo zeigt mithin der Werth von g — ſ, in welche Vertikalreihe immer 28 m zu ſtehen komme; dies geſchieht nämlich für $m = 1$ in der 9ten Vertikalreihe; für $m = 2$ in der 18ten; für $m = 3$, in der 8ten Vertikalreihe u. ſ. w. Eben ſo ſieht man aus der Gleichung 2), daſs 28 m immer ein gewiſſes Multiplum von 15, + i — ſ ſeyn werde. Schreibt man nun wieder alle natürliche Zahlen einer vertikalen Reihe nach, ſo daſs immer 15 Zahlen in eine Vertikalreihe kommen, und alsdann wieder von neuem angefangen wird; ſo zeigt folglich der Werth von i — ſ, in welche Horizontalreihe immer 28 m komme; dies geſchieht nämlich für $m = 1$ in der 18ten Horizontalreihe; für $m = 2$ in der 11ten; für $m = 3$ in der 9ten Horizontalreihe u. ſ. w. Durch Verbindung dieſer beiden Bemerkungen wird alſo für alle Multipla von 28, oder für 28 m in einer gemeinſchaftlichen Tafel, die 19 Vertikal- und 15 Horizontalreihen hat, der Platz völlig beſtimmt, indem man weiſs, in welches Vertikal- und in welches Horizontal-Fach jedes Multiplum von 28 gehört, und aus den bekannten Werthen von g — ſ, und i — ſ läſst ſich hernach umgekehrt die Stelle, mithin auch der Werth von dem zugehörigen Multiplum von 28, oder 28 m, folglich auch das geſuchte Jahr $x = 28m + s$ beſtimmen. 8) *Klügel's verſchiedene arithmetiſche Zuſammenſetzungen des Umfanges eines Kreiſes aus denſelben Elementen.* Durch dieſe an ſich leichten neuen Zuſammenſetzungen erhält man die Summe von Reihen, die bey Integrationen häufig vorkommen, wie hier an mehreren Beyſpielen gezeigt iſt. 9) *Pfaff's Zuſätze zu der allgemeinen Summation einer Reihe, worinn höhere Differenziale vorkommen.* Hierdurch werden auf eine ſehr lehrreiche Art die vorher erwieſenen Sätze noch allgemeiner gemacht, und daraus wieder neue, merkwürdige, höchſtallgemeine Sätze hergeleitet. 10) *Kramp's geometriſche Analyſis des Kryſtalls, Hyadon genannt:* eine Widerlegung des Syſtems von Hauy. Aus ſorgfältigen, auf Meſſungen an vorzüglich ſchönen Kryſtallengruppen gegründeten Berechnungen wird die Unrichtigkeit von Hauys Syſtem dargethan. 11) Ein Ungenannter *über Gitter und Gitterſchrift*, nebſt Töpfers Conſtruction ſolcher Gitter nach combinatoriſchen Geſetzen, und Zuſätzen des Herausgebers. Es könnte vielleicht hie und da jemand befremden, daſs Mathematiker ernſthaft ſich mit Kryptographie beſchäftigen mögen. Allein, nicht davon zu reden, daſs Kryptographie oft ſelbſt für den Staat wichtig werden kann, ſo betrachtet der Mathematiker zuerſt bloſs das Mathematiſche an der Sache, das ſie gewöhnlich wegen der vielen dabey vorkommenden Combinationen auf mannichfaltige Art darbietet. Daher gehörten auch im Combiniren geübte Mathematiker, z. B. Vieta und Wallis, unter die beſten Dechiffreurs. Die hier vorgeſchlagene ſinnreiche Art verbindet nun wirklich mit der gröſsten Leichtigkeit in der Ausführung eine undurchdringliche Dunkelheit für jeden Ungeweihten. Sie beſteht darinn. Man theilt ein aus Pappe oder Pergament verfertigtes Quadrat in eine beliebige Anzahl kleiner Quadrate oder Fächer ab. Aus einigen dieſer Fächer werden nun kreisförmige Oeffnungen ausgeſchnitten, die übrigen Fächer aber ganz gelaſſen. Dieſe ein für allemal ſo ausgeſchnittene Pappe legt man auf das Papier, auf welches man ſchreiben will, und ſchreibt auf die Theile des Papiers, welche durch die durchſchnittenen Oeffnungen hindurch ſcheinen, entweder einzelne Sylben von Wörtern, oder gar nur einzelne Buchſtaben, nach der gewöhnlichen Reihe der Linien, oder in einer andern dem Correſpondenten bekannten Ordnung. Iſt man mit allen Oeffnungen zu Ende gekommen, ſo dreht man nun eine andere Seite der durchſchnittenen Pappe nach oben hin, wo denn die Oeffnungen wieder auf neue weiſse Stellen des Papiers fallen, und durch ſie aufs neue geſchrieben wird. Dies Umdrehen kann 4mal geſchehen, bis alle 4 Seiten der Pappe oben hin gelegt worden ſind. Es müſſen nämlich die Oeffnungen in die Pappe in einer ſolchen Ordnung eingeſchnitten werden, daſs ſie bey jedem Umdrehen immer auf neue Stellen des Papiers fallen, und, wenn man ſich das Papier in gleiche Fächer eingetheilt denkt, auf alle dieſe Fächer des Papiers nach und nach treffen. So kommen Buchſtaben oder Sylben zuſammen, die, nach der gewöhnlichen Ordnung geleſen, gar nicht zuſammengehören, und die nur der Correſpondent, der eine ähnliche durchſchnittene Pappe haben muſs, vermittelſt derſelben wieder leicht zuſammenfinden kann, da jeder andere, der ſie zuſammenrathen wollte, wegen ihrer auch nur bey einer nicht groſsen Anzahl von Worten doch ſchon beträchtlichen Menge ganz gewiſs nichts herausbringen wird. Dies wird man noch mehr einſehen, wenn man die Anzahl der verſchiedenen Arten, wie ſolche Sylben oder Buchſtaben

zer-

zerſtreut, und folglich auch wieder verbunden werden können, näher erwägt. Hr. Töpfer findet vermittelſt der Combinationstheorie folgende Regel: wenn die Seite eines Quadrats in eine gerade Anzahl Theile $= 2n$, alſo das Quadrat ſelbſt in $4n^2$ kleine Quadrate getheilt iſt; ſo iſt die Anzahl der verſchiedenen möglichen Gitter, die dafür ausgeſchnitten werden können $= 4^{n^2-1}$. Dies giebt, wenn jede Seite des Quadrats nur in 8 Theile, alſo das Quadrat in 64 Fächer abgetheilt iſt, ſchon 1073,741,824 verſchiedene Gitter. Da rathe nun einer das richtige heraus! Wer auch nicht mit der Combinationstheorie bekannt iſt, wird ſich leicht die Sache auf folgende Art vorſtellen können. Es ſeye z. B. wieder die Seite eines Quadrats in 8 Theile, mithin das Quadrat in 64 Fächer eingetheilt. Nun betrachte man zuerſt nur die äuſsereu 4 Banden des Quadrats, indem man nämlich das innere Quadrat, deſſen Seiten noch in 6 Theile eingetheilt ſind, herausgenommen ſich vorſtellt, ſo entſteht dadurch folgende Figur:




Nun iſt begreiflich, daſs von den mit gleichen Zahlen bezeichneten 4 Fächern immer nur in Eins eine Oeffnung geſchnitten werden darf, indem durch das Umdrehen der Pappe die bey einem Fach gemachte Oeffnung nothwendig auf alle gleichnamige Zahlen nach und nach fällt. Es iſt alſo z. B. völlig gleich, welches der mit 2 bezeichneten Fächer man durchlöchern will, aber eines davon muſs es werden. Geſetzt nun, man habe in der mit a bezeichneten Seite das Fach 1 durchlöchert, ſo kann man offenbar 4 verſchiedene mit 2 bezeichnete Fächer durchlöchern. Welche Art man aber auch wählen mag; ſo kann man wieder 4 verſchiedene mit 3. bezeichnete Fächer durchlöchern. Dies giebt alſo in Verbindung mit den 4 vorhergehenden Fällen ſchon $4 \cdot 4 = 16$ verſchiedene Arten. Kommt hiezu noch das mit 4 bezeichnete Fach, ſo hat man $4 \cdot 4 \cdot 4 = 64$ Arten; in Verbindung mit dem Fach 5. hat man $4 \cdot 4 \cdot 4 \cdot 4 = 256$; in Verbindung mit dem Fach 6. hat man $4^5 = 1024$; endlich in Verbindung mit dem Fach 7 hat man $4^6 = 4096$ verſchiedene Fälle, und doch hat man jetzt nur erſt die vier äuſserſten Banden in Betracht gezogen. Betrachtet man nun auch die 4 nächſten inneren anliegenden Banden, deren jede noch 6 Theile hat; ſo erhält man wieder $4^6 = 1024$ verſchiedene Fälle, die in Verbindung mit den vorigen jetzt $4^{10} = 4,194,304$ verſchiedene Fälle ausmachen. Ferner geben die 4 nächſten innern anliegenden Banden, deren jede Seite 4 Theile hat, wieder $4^8 = 64$ neue Fälle, alſo in Verbindung mit den vorigen jetzt 268,435,456 verſchiedene Fälle. Endlich giebt das innerſte Quadrat, von dem jede Seite noch 2 Theile hat, 4 neue Fälle, alſo hat man im Ganzen 1073,741,824 verſchiedene Fälle, wie oben angegeben iſt. Eben ſo läſst ſich die Sache auch im Allgemeinen herleiten. Auf ähnliche Art findet ſich nun die Anzahl der möglichen Gitter, wenn das Quadrat $(2n+1)^2$ oder eine ungerade Anzahl Stellen hat $= 4^{n^2+n-1}$. So wäre für ein Quadrat von 81 Fächern die Anzahl aller möglichen Gitter 274,877,906944. Freylich ſind nicht alle, der an ſich möglichen, Gitter deswegen auch für Geheimſchreiberey brauchbar, z. B. alle diejenigen nicht, bey welcher die Folge der Oeffnungen eine von der gewöhnlichen Leſeordnung nur ſehr wenig abweichende Ordnung geben würde; allein dieſer iſt doch in Vergleich mit den ſo äuſserſt zahlreichen überhaupt möglichen Gitter nur eine geringe Anzahl. Uebrigens macht der Ungenannte Hoffnung, künftig Proben zu geben, wie dergleichen Gitter auf mehrere und nützlichere Gegenſtände als das bloſse Geheimſchreiben angewendet werden können. Rec. will nur noch eine Bemerkung beyfügen. Es iſt bey dem Format mancher Briefe nicht bequem, gerade ein Quadrat oder ſonſt eine reguläre Figur brauchen zu müſſen; ein Rectangel wäre hiezu eine ſchicklichere Form. Freylich aber kann man ein Rectangel, weil nur die zwey gegenüberſtehenden Seiten gleich ſind, nicht mehr 4mal, ſondern nur zweymal *umdrehen*. Allein dafür kann man nun die ganze durchlöcherte Pappe auf die andere Seite *umwenden*, und auch dort 2mal umdrehen, alſo kommen doch auch 4 verſchiedene Lagen der Pappe heraus. Nur müſſen die Oeffnungen nach einer etwas andern Regel, die man ſich leicht aus beyſtehender Figur abſtrahiren wird, gemacht werden.




Nämlich hier kommen nur immer die oberſte und unterſte, und überhaupt die von der Mitte des Rectangels gleich weit abſtehenden Banden in Vergleich miteinander, weil auch nur dieſe einander decken. Die Zahlen, wie hier geſchrieben, darf man von den gleichnamigen Fächern immer wieder nur eins durchlöchern, welches alſo eine ähnliche, leicht zu berechnende Mannichfaltigkeit von Fällen giebt. Dieſe Einrichtung gewährt auch den Vortheil, daſs die Oeffnungen, weil die Pappe nicht umgedreht, ſondern nur umgewendet wird, nicht kreisförmig werden müſſen, ſondern rectangular ſeyn können, welches für das Einſchreiben bequemer iſt. Telegraphie, von der es wieder ganz ſtille iſt, könnte in leichte Verbindung

besonders mit dieser Art von Kryptographie gesetzt werden, und der Telegraphendirector Briefe an Personen, deren Addresse ihm blofs gesagt werden müsste, bestellen, deren Inhalt er zwar andeuten, aber selbst nicht entziffern könnte. Vielleicht gäbe dies Mittel, die Kosten einer telegraphischen Einrichtung von einer grofsen Stadt zur andern zu bestreiten, die der Staat allein aufzuwenden, nicht immer Interesse genug haben möchte. — Aufser den angezeigten Abhandlungen enthält das Archiv auch noch Auszüge und Recensionen neuer Bücher, worunter besonders auch die Ankündigung einer Mondskugel von John Russel weiter bekannt zu werden verdient. Die Mondskugel, 12 Zoll im Durchmesser, mit der äussersten Richtigkeit verfertigt, kommt die Subscribenten auf 5 Guineen zu stehen, ohne das Gestell. Die Nachrichten aus Briefen des Hn. v. Zach und La Lande finden sich auch in dem Bodischen astronomischen Jahrbuch für 1799.

## ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Streifereyen durch einige Gegenden Deutschlands.* Vom Verfasser der Scenen aus Fausts Leben. Mit Kupfern (mit einem Kupfer) 1795. 311 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. besitzt in einem vorzüglichen Grade das Talent, Auswanderungen in verschiedne Gegenden auf eine angenehme und lehrreiche Weise zu beschreiben, oder vielmehr den Leser selbst überall an Ort und Stelle hinzusetzen, und ihn sogleich mit allem bekannt zu machen, was einen jeden Mann von feiner Geistesbildung vorzüglich interessiren mufs.

Mit einer Lebhaftigkeit des Geistes, die keiner Anregung von aufsen bedarf, mit einer Beobachtungsgabe, die ihren Gegenstand beym ersten Blicke erkennt, und ihn jedesmal richtig ins Auge fafst, mit einer Empfänglichkeit fürs Schöne, die man allen Reisenden wünschen möchte, weil sie über den blofsen Gegenständen der Natur die lebendigen und beseelten Wesen nie vergifst, mit einer Seelenstimmung, die uns die Unverfälschtheit aller Wahrnehmungen verbürgt, führt der Vf. seine Leser durch die merkwürdigen Gegenden, die schon so oft beschrieben worden sind, die er uns aber aus einem Gesichtspunkte zeigt, von dem wir sie gern noch mehr als einmal betrachten mögen. Eigentlich sind es zwey verschiedne Reisen, die der Vf. seine Leser machen läfst; die eine geht von Mannheim aus, und verliert sich an der Quelle der Donau, die andre läuft von Maynz aus bis nach Münster in Westphalen. Die erste unternahm der Vf. im Sommer 1794. Mannheim, Bruchsal, Carlsruhe, Rastatt, das Murgthal, Frauenalb, Baaden, Kloster Allerheiligen, Offenburg, Gengenbach, Ettenheimmünster, Emmendingen, Freyburg und Donauschingen sind die Oerter, wo der Vf. besonders verweilt, und mit deren Namen er die verschiednen Abschnitte seiner Reise bezeichnet hat. Die andre Reise macht der Vf. schon im Junius 1792. Von Maynz aus fährt er durch den Rheingau nach Coblenz, Neuwied, Bonn, Cölln, Düsseldorf, (Duisburg) und Münster. Die Reisen selbst sind keines Auszugs fähig. Wer den Rhein gesehn hat, dem mufs sich alles lebendig wieder darstellen, was diesen Gegenden, die nach der Zeit der Schauplatz eines so verwünschungswürdigen Krieges geworden sind, den Vorzug vor allen übrigen Gegenden in Deutschland giebt. Dafs es dem Vf. nicht darum zu thun gewesen sey, sich selbst und seine Reisebegleiter mit allen Merkwürdigkeiten bekannt zu machen, sieht man unter andern aus der Beschreibung von Cölln, worinn der Vf. nichts von dem Cabinet des Baron von Hübsch, nichts von den Brüdern Hardi sagt. Dafür entschädigt er aber seine Leser durch geistreiche Reflexionen, welche überall den Mann von feiner Urtheilskraft und vieler Belesenheit verrathen. Unter den eingestreyten Gedichten, die der Vf. entweder *selbst* verfertigt, oder von andern entlehnt hat, giebt es verschiedne, die an ihrer Stelle eine sehr gute Wirkung thun: andre hingegen scheinen ihre Einrückung nur dem persönlichen Interesse zu verdanken, welches der Schriftsteller an den Verfassern genommen hat. Von dieser letztern Art ist das Beilsche Gedicht: der Spieler, dessen harter Schlufs

Sein Aas blieb schaurig liegen.

mit der ganzen Katastrophe Mifsfallen erregt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Berlin*, b. Pauly: *Jacob Boltons Geschichte der merkwürdigsten Pilze*, mit 44 illuminirten Kupfern. Erster Theil. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von D. *Carl Ludw. Willdenow*, 1795. 68 S. 8. Wenn doch einmal *Bolton's*, aus vier Quartbänden bestehende *History of Funguſſes growing about Hallifax*, sollte übersetzt werden, so würden wir eine zweckmäfsige Auswahl und Kritik angerathen haben. Bolton scheint uns beides zu bedürfen, und von Hn. *W.* glaubten wir es erwarten zu können. Wir übergehen absichtlich die ausführliche Vergleichung dieser Uebersetzung mit dem Originale, die nicht vortheilhaft für jene ausfallen dürfte; vielleicht dafs in der Folge mehr Gelegenheit zum Lobe derselben eintreten wird. Dieser erste Theil enthält die 44 Tafeln des ersten Theils der Boltonischen Schwammgeschichte. Bey vielen sind die Farben greller, als im Original, bey manchen ganz verfehlt. Einige führen die beygestochenen Namen, andere nicht.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 1. Februar 1797.*


## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG; b. Göschen: *Entwickelung des Ifflandischen Spiels* in vierzehn Darstellungen *auf dem Weimarischen Hoftheater* im Aprilmonat 1796. — 1796. XVI u. 407 S. 8.

Die vor uns liegende Schrift (des Hn. O. C. R. *Böttiger*) enthält eine ziemlich ausführliche, oft bis in das kleinste Detail eindringende Kritik einiger dramatischen Vorstellungen eines Mannes, der als Dichter und Schauspieler gleich berühmt, an Vielseitigkeit des Talents, an Eifer für seine Kunst und an tiefer Einsicht in das Innerste derselben nur Wenige seines Gleichen haben dürfte. Das Spiel eines Mannes, welcher nichts dem Ungefähr überliefs, foderte den Vf. auf, zu seinem eignen Unterrichte den oft versteckten Gründen desselben nachzuspüren; und indem er hier seine Bemerkungen dem Drucke übergiebt, gewahrt das, was für ihn selbst eine lehrreiche Beschäftigung war, dem Publicum, das den Künstler in diesen Rollen gesehn hat, eine angenehme Rückerinnerung; dem denkenden Schauspieler eine vielfältige Belehrung; jedem Freunde des Schauspiels eine interessante Unterhaltung. Häufig angestellte Kritiken dieser Art würden eine Kunst, die von den Kindern einer meist sehr dürftigen Natur, welche unsre Theater bevölkern, für ein Werk des Instinktes gehalten zu werden pflegt, bald zu einer gröfsern Gewifsheit und dadurch zu der Vollkommenheit bringen, deren sie fähig ist. Sie würde die Aufmerksamkeit des Schauspielers auf sich selbst schärfen, indem sie ihm auf das unwidersprechlichste darthäte, dafs nichts so klein und unbedeutend scheinen könne, was nicht von Wichtigkeit wird, so bald in der Darstellung eines Charakters, einer Empfindung oder Leidenschaft die vollkommenste Einheit erreicht, eine täuschende Wahrheit hervorgebracht und mit einem Worte alles geleistet werden soll, was jeder Zuschauer von Geschmack als möglich denkt, aber nur in wenigen und höchst seltnen Fällen zur Wirklichkeit werden sieht. „Wenn man Achtung geben will, sagt *La Bruyere*, so wird man sehen, dafs ein Dummkopf ganz anders in ein Zimmer tritt, anders fortgeht, sich anders setzt, anders aufsteht, anders schweigt, sich anders auf seinen Beinen hält, als ein Mann von Geist.“ Was der scharfsinnige Vf. über Ifflands Spiel bemerkt, beweist vollkommen, dafs dieser treffliche Schauspieler von dieser Wahrheit durchdrungen ist. Nichts entgeht ihm; er hat alles bedacht, alles abgewogen; er weifs von allem Rechenschaft zu geben. Costum, Sprache, Ton der Stimme, Gang, jede Bewegung, alles geht aus dem Geiste der Rolle hervor, die er spielt; alles ist in der vollkommsten Einheit. Er vergifst sich nicht einen Augenblick; er weifs immer, dafs er spielt; selbst in den Augenblicken der heftigsten Leidenschaft oder der muthwilligsten Laune besitzt er sich ganz. Dabey ist sein Spiel so frey und ungezwungen, als ob es Natur wäre; so überdacht, als ob es nur der Kunst angehörte. Für jede Rolle schien er ganz eigentlich geschaffen — ob schon bey den Vorstellungen, die er gab, die allerverschiedensten und abstechendesten Charaktere gewählt worden waren — und selbst seine Gestalt schien sich, wie die Gestalt eines zweyten Proteus umzuwandeln. Der Geist, mit welchem er spielte, verbreitete sich über sein ganzes Aeussere und, wie man von der *Le Couvreur* sagte, seine Seele war ihm für alles genug. Ueber seinen Anstand wollen wir Hn. B. selbst reden lassen: „*Dalembert* (heifst es S. 402.) erzählt von *Baron*, dafs er oft die Bemerkung im Munde geführt habe: ein Schauspieler müsse auf dem Schoofse der Königinnen erzogen seyn. So hochtrabend auch dies klingen mag, so richtig ist die Bemerkung, wenn sie auf den allgemeinen Satz zurückgebracht wird: der Schauspieler mufs sich in den feinsten Zirkeln gebildet haben. — Die Winke, die wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren auch hierüber finden, verdienen um so mehr Beherzigung, da die Scheidewand, die selbst unsre begünstigtern Schauspieler und Schauspielerinnen von den erlesenern Kreisen unserer Gesellschaften ausschliefst, noch immer mit unerbittlicher Strenge vorgezogen bleibt. Iffland wufste sich früh schon Respect und Ausnahme von jener Regel zu verschaffen. Daher hat auch sein Anstand und jede seiner Verbeugungen und Bewegungen jene feine Ungezwungenheit, Anmuth und Zuversicht, die nur allein in der grofsen Welt erlangt wird, und die kein Studium, keine Anstrengung ersetzen kann. Darum sieht man ihn nur gern kommen, wenn er aufs Theater tritt, und man möchte, wenn er so neben den andern da steht, und mit einer erquickenden Festigkeit und Selbstständigkeit spricht und handelt, mit aller bescheidenen Einschränkung auf ihn die Worte in der Odyssee vom Tirefias anwenden: — „ihm gewährte die Göttin dafs er allein wahrnehme; die andern sind flatternde Schatten.“

Ein wesentlicher Umstand in *I.* Spiel, welchen der Vf. mit Recht überall bemerkt, ist die Vermeidung alles Prächtigen in der Declamation. Oft gleitet er über bedeutend scheinende Sätze, über die Sentenzen und Gemeinörter, auf welche sich mittelmäfsi-

ge Schauspieler so gern mit dem ganzen Gewichte ihres Tones stützen, mit der grösten Leichtigkeit hinweg; und fast immer hält er im Anfange die Kraft und Fülle seiner Kunst haushälterisch zu Rathe, um ihrer Wirkung bey den entscheidenden Momenten der Handlung gewiss zu seyn; ein Verfahren, das verbunden mit seiner grosen Richtigkeit und Sicherheit, eine unnachahmliche Grazie, einen unbeschreiblichen Zauber über sein ganzes Spiel verbreitete. Dies ist zu allen Zeiten das Verfahren grosser Schauspieler gewesen. Cicero rühmt es ausdrücklich an dem einsichtsvollsten Künstler, welchen Rom jemals gesehn hat (dem *Aesopus* Roscius. Horat. II. Ep. I. 82.), dass er oft eine pathetische Stelle mit scheinbarer Nachlässigkeit recitirt habe, weil eine noch pathetischere folgte, auf welcher er alles Licht seiner Declamation zusammenhielt. Der erste neuere Schauspieler aber, von dem wir wissen, dass er einen natürlichen Vortrag auf der Bühne einführte, *Baron*, der es zuerst wagte, Könige in ihrem Zimmer ohne Pomp sprechen zu lassen, konnte es nicht einmal leiden, dass man seinen Vortrag *Declamation* nannte. Auch *I.* declamirt nie, sondern er spricht; aber er spricht, ohne je zu vergessen, dass seine Kunst idealisch ist; und ohne sich von der zarten Linie zu entfernen, welche die Wahrheit des theatralischen Vortrages zwischen die Wahrheit des gemeinen Lebens und die unwahre Declamation setzt, welche auf den meisten Theatern und Kanzeln herrscht. Um jene zu vermeiden, bedarf es nicht weniger als der schöpferischen Einbildungskraft, die sich von dem Individuo zu Idealen erhebt; um sich von dieser frey zu erhalten, bedarf es eines lebhaften, leise ansprechenden Gefühls und einer vollkommenen Herrschaft über Stimme, Gebehrden und Ton. Nur ein einzigesmal, — und dies in einem Stücke, dessen poetisches Verdienst er sehr niedrig anschlug, — schien er es darauf anzulegen, sich und seine Kunst zu zeigen; in allen übrigen Rollen war er immer das, was er seyn sollte. Was von dem Manne von wahrem Verdienst überhaupt gilt, kann auch auf den verdienstvollen Schauspieler angewendet werden; so lange er handelt, denkt er nichts als — die Sache; während der moralische und poetische Stümper an nichts als an die Welt an das Parterr und seinen Beyfall denkt.

Hr. B. versichert, bey den Bemerkungen, die er über Ifflands Spiel niederschrieb, nicht seinem Urtheile, seinem Auge allein getraut zu haben; er vermehrte seine Beobachtungen mit den Beobachtungen anderer; und verglich seine Urtheile mit den ihrigen. Hierdurch hat seine Arbeit nothwendigerweise gewinnen müssen. Auch der grösten Aufmerksamkeit wird bey so flüchtigen Gegenständen manches entschlüpfen, auch dem treusten Gedächtnisse manches entfallen müssen. Der scharfsichtige steht doch nicht immer in dem richtigsten Gesichtspunkte; und niemand wacht immer genug über sich selbst, um nicht hier und da etwas von seinen Vorstellungen einzumischen. „So, heisst es in der Vorrede, *so sahen wir die Ifflanden hier in Weimar spielen.*“ Wie aufmunternd muss es aber nicht für einen grosen Künstler seyn, seine Talente vor einem Parterr zu zeigen, das mit so zarter Empfänglichkeit jede Feinheit seines Spieles empfindet, und sie noch lange nachher zum Gegenstande der Unterredung und Betrachtung macht! Wie selten ist dieser Fall! und gewiss, geschmackvollere, geistreichere Zuschauer würden auch bessere Schauspieler machen. Aber befindet sich nicht in den meisten Städten unsers Vaterlandes die grösere Anzahl der Theaterfreunde in dem Falle jenes Geschäftsmannes, der mit einer schmerzlichen Empfindung ausrief: „Ich bin doch recht unglücklich! Es fehlt mir durchaus an Zeit, um Geschmack zu haben.“

Es war zu erwarten, dass ein Mann von Hn. *B's.* viel umfassender Belesenheit in den Alten und Neuen, sich nicht allein auf den Gegenstand einschränken würde, mit dem er es zunächst zu thun hatte. Sehr oft macht er bey Erwähnung des besondern Falles auf die allgemeinen Grundsätze aufmerksam; und sein unermüdeter Forschungsgeist hat ihn mehr als einmal auf antiquarische Gegenstände geführt, deren Betrachtung diese Schrift auch dem Gelehrten von Profession empfehlungswerth macht. Wir rechnen dahin vorzüglich die archäologischen Bemerkungen über die drey Thüren im Hintergrunde der alten Theater S. 122 ff., über die Doppelscenen S. 164., über die Theilnahme des Chores an der Handlung S. 218. Gelegentlich sind einige interessante Betrachtungen über das Extemporiren S. 212., über das Spiel der Hände S. 246., und die Pausen in der Declamation S. 321. eingestreut.

## PHILOLOGIE.

Nürnberg, b. Stein: *Cahiers de Lecture à l'usage de la jeunesse, recueillis des meilleurs écrivains françois et éclaircis de notes allemandes, par G. P. de Gemunden*, Professeur dans l'Academie militaire électorale à Munic. I. Partie. 1796. 420 S. 8.

Der Zweck dieser Sammlung soll, wie die Vorrede sagt, darin bestehen, der Jugend ein Buch zu verschaffen, durch welches sie sich in der französischen Sprache vervollkommnen, und den Geist mit nützlichen Kenntnissen bereichern kann. In dem vor uns liegenden ersten Theile finden sich vier Abschnitte, von welchen der erste *Grammaire et Littérature*, der zweyte *Biographies*, der dritte *Morceaux de l'Histoire*, und der vierte *Morceaux poétiques* überschrieben ist. Rec. gesteht nun zwar, dass die gewählten Lesestücke nichts der Jugend anstösiges, auch nichts wider den Genius der französischen Sprache enthalten; aber er glaubt, dass beynahe alle Abhandlungen des ersten Abschnittes für die Jugend zu lang, zu abstract und zu trocken seyn dürften, (wohin vornehmlich gehöret: 1) *De la voix humaine;* 2) *Défauts qui peuvent se trouver dans l'organe de la voix; Réflexions générales sur la nature et le caractere des langues*) und dass folgende, welche betitelt sind *Des voyelles, Des diphthongues,*

*Des consonnes, De la prononciation, De l'accent, De l'écriture* nur fachverſtändigen Männern Nutzen und Unterhaltung gewähren können, daſs aber jungen Leuten, beſonders ſolchen die künftig Kriegswiſſenſchaften zu ihrem Studium machen wollen, eine kurze und faſsliche Darſtellung dieſer Gegenſtände, oder vielmehr ein Auszug aus einer guten franzöſiſch geſchriebenen Grammatik dienlicher ſeyn würde. — Die Lebensbeſchreibung Peters des Groſsen, des Epaminondas, Miltiades, Cimon, Ariſtides, und die Bruchſtücke aus der Geſchichte ſind mehr für den Horizont der Jugend; auch ſcheinen die poetiſchen Stücke ihrer Denkungsart und Faſſungskraft anpaſslich zu ſeyn. Die dem Werke beygefügten Noten würde man hin und wieder ungern vermiſſen, hauptſächlich da wo ſie literariſche Nachrichten geben. Nur iſt zu bedauern, daſs in einem Buche, welches der Jugend beſtimmt wird, der Herausgeber ſeine eigene Orthographie auftiſcht, und ſich nicht nach der gewöhnlichen und faſt allgemein befolgten richtet. Man ſieht z. B. auf der 4. S. Luftröre, mäſsigen; auf der 5ten ausſtoſsen, das Gefäſse; auf der 6ten die Zäne; auf der 7ten das Mas u. ſ. w.

PAVIA, b. Bolzani: *Diſegno di Lezioni e di Ricerche ſulla Lingua Ebraica.* Prefazione recitata nella Adunanza della R. Univerſità di Pavia il dì XXI. di Marzo l'A. MDCCXCII. da *Antonio Muzzi*, Sacerd. Obl. della Congreg. de SS. Ambr. e Carlo, R. Prof. di Theol. Dogm. et di Lingua Ebr. Aggiuntavi *la Verſione del I. Cantico di Moſè* dall Ebr. in verſi ital. e lat. con note. 219 S. 8.

Der Vf. beweiſt von ſich, was er durch ſein Motto andeuten wollte: *Non ſolum ad Ariſtophanis lucernam ſed etiam ad Cleanthis tucubravi.* Er iſt nach den beiden hier vereinigten Ausarbeitungen ein Sprachgelehrter von vielfachen Kenntniſſen. Zu ſeinem Zwecke, als Orientaliſt hätte er ſogar einen Theil davon entbehren oder auf eine Zeitlang bey Seite legen können. Ein groſser Theil nämlich von ſeiner Erklärung des Lieds Moſe iſt mit Vergleichung der griechiſchen mit der hebräiſchen Sprache äuſserſt beſchäftigt. Nicht alles daran iſt unrichtig. Wer wollte verbieten, חרס *haras* mit αρασσω, רצץ *razaz* mit ῥησσω etc. zu vergleichen? Aber zur Erklärung des hebräiſchen wenigſtens kann durch ein Mittel, welches tauſendmal irre führen würde, nichts geholfen werden. Und wenn dann gar nicht bloſs im gräciſierenden ιεροσολυμα ſondern ſogar im hebräiſchen Wort *Jeruſalem* das griechiſche ἱερος ſichtbar ſeyn ſoll (p. 166. *Chi non ſente l'affinità di jerè ed ιερος ai nome ſolo Geroſolima* ירושלים?) ſo verräth dieſe Anwendung ſelbſt, wozu durch jene Methode eine fruchtbare Phantaſie geführt werden könnte. Im übrigen vergleicht der Vf. auch die ſemitiſchen Dialekte ganz gut; nur reichlicher, als man es auſser dem Wörterbuch, wohin das ganz entſchiedene davon gehört, nöthig haben kann. Eben ſo iſt er in Vergleichung der Verſionen, obgleich ohne ſichtbare Ausbeute für ſeinen jetzigen Gegenſtand, fleiſsig. Die Ueberſetzung des moſaiſchen Lieds iſt ſo richtig, als ſie leicht war, die Ode Alcaica, in welche es S. 102—5. umgearbeitet iſt, hat poetiſche Stellen und bleibt im Ganzen lesbar. Nur hat Rec. weder in dieſer Probe von Bibelerklärung, noch in der Einleitungsrede, welche über das hebräiſche Alphabeth, deſſen Alterthum, verſchiedene Schriftzüge, Metrum etc. bekannte Wahrheiten und Vermuthungen vorträgt, wohl aber auch im Feuer der Bewunderung die hebräiſchen Geiſtesdenkmale über die Gebühr lobpreiſt, nichts gefunden, was er deutſchen Leſern mitzutheilen Urſache hätte.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

JENA, in Comm. der Gableriſch. Buchh.: *Kurze Lebensgeſchichte und Charakterſchilderung Johann Auguſt Friedrich Haberlands*, geweſenen Pfarrers zu Lobsdorf und Niederlungwitz im Gräflich Schönburgiſchen, *nebſt einigen Predigten deſſelben*, auf Verlangen ſeiner Kirchkinder, Freunde und Verwandten, und zu einiger Unterſtützung der Letztern herausgegeben von *dem Bruder des Verſtorbenen.* 1796. 324 S. 8. (20 gr.)

Ein ſchätzbares Denkmal, das der Vf, Hr. *Friedrich Ernſt Haberland*, F. S. Hofadvocat und Stadtſchreiber zu Orlamünda ſeinem verſtorbenen Bruder, einem würdigen Landprediger, für deſſen ehemaligen Zuhörer und Freunde und zum Beſten ſeiner hinterlaſſenen Wittwe und fünf Kinder geſetzt hat. Wenn gleich der zu früh Verſtorbene dem gelehrten Publicum ſich nicht bekannt gemacht hat; ſo verdient doch dieſes Denkmal auch die Aufmerkſamkeit anderer, die ihn nicht gekannt haben, da er durch die Güte ſeines Charakters und durch die unermüdete und gewiſſenhafte, etwas zu ängſtliche Verwaltung ſeines Amtes, die vermuthlich viel zu ſeinem frühen Tode beygetragen hat, (er ſtarb bereits im 43ten Jahre ſeines Alters,) ſich vor vielen ſeiner Amtsbrüder auf eine rühmliche Weiſe auszeichnete, und deswegen ihnen als Muſter aufgeſtellt zu werden verdient. Die der Biographie angehängten *Predigten* qualificirten ſich freylich nicht alle genug zur öffentlichen Bekanntmachung, ſo wie Hr. *H.* ſie auch eigentlich nicht dazu beſtimmt hat, und wenn er dieſes zur Abſicht gehabt hätte, manches auf eine ſorgfältigere Weiſe würde ausgearbeitet haben. Rec. will nichts davon ſagen, daſs der Vf. noch ſehr an verjährten Begriffen hängen geblieben iſt, wenn er z. E. Feuersbrünſte und andere Unglücksfälle bloſs als Strafen Gottes betrachtet; weil darinn ein jeder ſeiner ſubjectiven Ueberzeugung folgt. Aber die Eingänge ſind mehrentheils zu lang, insgemein ſteht einer vor dem Texte, ein anderer nach dem Texte als Uebergang von demſelben zum Thema, und zuweilen noch ein dritter zwiſchen dem Thema und dem erſten Theile; daher kommt es, daſs in der dritten Predigt das Gebet und die Eingänge 4 Blätter, die Abhandlung ſelbſt aber nur 5 Blätter, erſtere alſo beynahe die Hälfte der ganzen Predigt

ausmachen. Am Schluss der Predigt erwartete man auch, besonders bey den Casualpredigten, etwas mehr Wärme, als man insgemein antrift, und manchen Stellen, z. E. in der am ersten Ostertage fehlt es hie und da an der gehörigen Ausführung. Vermuthlich hat aber der Vf. mündlich mehr darüber gesagt, als er aufgeschrieben hatte, so wie der Herausgeber in der vorletzten Predigt selbst eine Lücke im Manuscript bemerkt hat. Sonst haben die Predigten auch viele vorzügliche Eigenschaften. Die Materien sind alle interessant und fruchtbar, z. E. das Bestreben der Christen, im Stillen Gutes zu thun; der Neid als eine zwar unerkannte, aber sehr schwere Versündigung; die schuldige Nachahmung guter Exempel, oder gehe hin und thue desgleichen. Man sieht auch, dass der Vf. sie nicht flüchtig, sondern genau durchdacht und die Predigten gröstentheils sorgfältig ausgearbeitet habe. Der Vortrag ist mehr belehrend und überzeugend als affectvoll, aber durch die simple Darstellung der Wahrheiten, durch das Gewicht der Gründe, die Popularität des Vortrags und den edeln correcten Ausdruck sehr geschickt, bey Zuhörern von verschiedener Gattung sanfte und bleibende Rührungen hervorzubringen, so wie der Erfolg dieses auch hinlänglich bestätiget, da der Verstorbene allgemeine Liebe und Achtung seiner Gemeindeglieder hinterlassen hat. Die letzte Predigt, (der Vf. starb auf seinem Filiale bald nach gehaltener Predigt an einem Schlagflusse,) von der göttlichen Weisheit in der Einrichtung unsers irdischen Lebens, ist besonders mit vielem Fleisse ausgearbeitet und verdiente vorzüglich eine Stelle in dieser Sammlung, die auch andere ausser seinen Freunden nicht ohne Nutzen werden gebrauchen können. Zu den Casualpredigten gehören zwey Brandpredigten, eine Abschiedspredigt in St. Egydien, in welcher während des Kirchbaues der Gottesdienst war gehalten worden, und die Einweihungspredigt in der neuen (durch die Sorge des Verstorbenen wieder aufgebauten) Kirche zu Lobsdorf, in welcher der Vf. die Localumstände gut zu benutzen gewusst und viel Lehrreiches gesagt hat.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. Ohne Anzeige einer Verlagshandl.: *Unterricht über die Pflanzung der Wasserweiden: Errichtung der Weidenzäune und Verdämmung eines aus seinem Bette zu treten drohenden Baches.* 1796. 9 S. 8. — Ein zu Salzburg mit Duyli-Schriften gedruckter, aber weder ausländlicher noch richtiger, vielmehr grose Unwissenheit verrathender Unterricht. Die Setzlinge sollen an hohen Ufern 2 Schuh Länge, an niedern hingegen zu höchstens 4 Schuh, vermittelst eines hölzernen Schlegels (zu desto sicherer und gefährlicher Verletzung derselben) schief, und also in die Erde gebracht werden, dass von jedem nur der dritte Theil aus dem Erdboden hervorrage!

Vermischte Schriften. *Düsseldorf*, in d. Dänzerschen Buchh.: *Düsseldorfer Taschen Calender* für das Jahr 1797. 69 S. 12. ausser dem Calender und der Erklärung der Kupfer. — Die Kupfer zu diesem Büchlein, das sehr winzig unter seinen vielen Geschwiestern erscheint, sind aus dem Roman: die Löwenritter von Spiess. Man nennt ihn hier *beliebt*, das einzige Beywort, welches ihm die Kritik mit gutem Gewissen geben kann, wenn sie nichts zu seinem Nachtheil sagen will. Sie thun dem Auge wohl, und das ist schon genug für so kleine Blätter. Die prosaischen Aufsätze sind vielleicht für manchen Leser, der sich ein Taschenbuch kauft, unterhaltend genug, und dies gilt auch von den Gedichten, die wohl alle hier zum zweytenmal gedruckt sind und nicht verdienten *einmal* gedruckt zu werden. Eins einziges nehmen wir aus, die *Klage* von *Niemann*, ein Lied, das durch Tiefe und Wahrheit des Gefühls, Einfalt des Ausdrucks und Innigkeit der Phantasie einen Platz in den auserlesensten Liedersammlungen verdient. Von diesem wird hier gesagt es sey bisher noch ungedruckt geblieben. Gleichwohl ist es schon vor 25 Jahren unter der Aufschrift: *an Kalliste*, im Göttingischen Musenalmanach von 1772 mit einer Fleischerschen Melodie erschienen; auch nachher in des *D. Weiss* Liedersammlung mit einer neuen von ihm gesetzten Melodie wieder abgedruckt worden.

*Bückeburg*, b. Grimme: *Schaumburg-Lippescher Kalender*, nach der allgemeinen Reichs-Zeit-Rechnung auf das 1797ste Jahr nach Christi Geburt. 91 S. 8. — Enthält ausser den gewöhnlichen Kalendernachrichten Bemerkungen über den Bau und die Benutzung der Runkelrübe, Empfehlung der Ostheimer Kirsche, einige Bemerkungen über die Verbesserung des Kartoffelbaues und die Beförderung des angenehmen Geschmacks dieser beliebten Erdfrucht; eine Abhandlung vom menschlichen Alter verglichen mit dem Alter einiger Thiere: etwas über die Bevölkerung der Länder; eine kurze Darstellung des Gewinns von eigner Spinnerey; Kennzeichen der Hundeswuth und Bewahrungs- (Verwahrungs-) mittel gegen das Tollwerden der Hunde; eine sehr nützliche auf die genauesten Berechnungen gegründete Korn- und Brodt-Tafel; eine sorgfältige Vergleichung verschiedner Feld- und Werkmaasse, der Waarengewichte und Zahlenmaasse für trockne und flüssige Sachen, der Wagenspuren, der Münzsorten und des Geldwerthes aller bekannten Länder und Gegenden in Europa. Beygefügt ist noch ein Anschlag zur Berechnung der Gaile und zur Verbesserung des Bodens mit einer Angabe des wahrscheinlichen Ertrags im Schaumburgischen. Mitten unter diese gemeinnützigen Aufsätze, die sich gröstentheils auf eigne Erfahrungen beziehn, sind einige Volkslieder und Erzählungen mit eingestreut

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 2. Februar 1797.*


## PHILOLOGIE.

WIEN, b. A. Blumauer: *Xenophontis Ephesii de Anthia et Habrocome Ephesiacorum libri V. Graece et Latine.* Recensuit et supplevit, emendavit, Latine vertit, adnotationibus aliorum et suis illustravit, indicibus instruxit *Aloys. Emeric. Liber Baro Locella*, S. C. R. A. M. a cons. aulae. 1796. XXVIII und 304 S. 4. (5 Gulden Wien. Cour.)

Die gegenwärtige Ausgabe eines wenigen bekannten und bisher noch mit keinem Commentare erschienenen Erotikers verdient dem Publicum als ein vorzügliches Werk empfohlen zu werden. Die häufigen Berichtigungen und Ergänzungen des griechischen Textes, sowohl aus dem Manuscripte, als nach eigenen und fremden Verbesserungen, berechtigen uns zu dem Urtheile, dass der gegenwärtige Roman durch die Behandlung des Freyherrn von Locella erst ein lesbares Buch geworden ist; in der neuverfertigten Uebersetzung, so wie im ganzen Werke, herrscht eine reine, classische Sprache, die in unseren Tagen eine wahre Seltenheit ist, und der ausführliche Commentar, wodurch auch die Anmerkungen früherer Kritiker aus den Observ. Miscellan. entbehrlich werden, zeigt beynahe auf jeder Seite eine gesunde und bedächtige Kritik, eine feine Kenntniss der griechischen Sprache, einen unermüdeten Fleiss und eine Belesenheit in griechischen und römischen Classikern, welche um so grössere Bewunderung erregt, wenn man bedenkt, dass der Herausgeber kein Philolog von Profession, sondern ein Geschäftsmann ist, welcher die glückliche Ruhe seiner späteren Jahre den griechischen Musen widmet. Auch dem Druck des Werkes, der nach einer am Ende beygesetzten Anzeige von den Brüdern Markides Pulio kömmt, können wir unsern Beyfall nicht versagen; und beydes, innerer und äusserer Gehalt, überraschte den Recensenten um so angenehmer, da er sich aus älteren und neueren Zeiten einer ähnlichen Arbeit von Wien keineswegs zu besinnen weiss.

Xenophon, mit dem Beynahmen der Ephesier, lebte nach einer in der Vorrede angestellten Untersuchung gegen das Ende des zweyten oder zu Anfang des dritten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Da sich nirgends eine Anzeige von dem Zeitalter des Schriftstellers befindet, (Photius erwähnt desselben gar nicht, und Suidas gedenkt des blossen Namens) so suchte Hr. v. L. in dem Werke selbst einige Bestimmungsgründe aufzufinden, deren Auseinandersetzung uns jedoch hier zu weit führen würde. Im Ganzen pflichten wir der Behauptung des Vf. vollkommen bey, nach welcher Xenophon unter den vorhandenen Erotikern einer der ältesten ist, und schliessen dies vornehmlich aus der guten Sprache und der einfachen, vom Schmucke späterer Zeiten entfernten Schreibart. Die einzige Handschrift, in welcher die Geschichte des Habrokomes und der Anthia auf unsere Zeiten kam, befindet sich in der Benedictiner Abtey von Monte Cassino zu Florenz, und ist so klein geschrieben, dass das ganze Werk nicht mehr als neun Quartblätter füllt. Salvini copirte sie zuerst, und übersetzte den Roman 1723. ins Italiänische. Den *ersten* Abdruck des griechischen Textes veranstaltete der bekannte Arzt, Anton Cocchi, welcher von der Salvinischen Abschrift eine abermahlige Copie genommen hatte, und diese im Jahre 1726. zu Florenz (der auf dem Titel genannte Druckort London ist wahrscheinlich erdichtet) mit einer lateinischen Uebersetzung herausgab. Cocchi leistete für die Kritik gar nichts: im Gegentheil copirte er die Salvinische Abschrift ungemein nachlässig, und war, ob er schon in Florenz lebte, zu träge, das Original in zweifelhaften Fällen zu Rathe zu ziehen. Ueberdiess entstellt seine Ausgabe eine Menge grober Druckfehler, und eine fast durgängig unrichtige Interpunction. Der *zweyte* Abdruck Xenophons erschien im Jahr 1781. zu Lucca mit einer dreyfachen Uebersetzung, der lateinischen von Cocchi, der italiänischen von Salvini und einer französischen von Jourdan. Die meisten Fehler der Londner Ausgabe wurden hier auf das sorgfältigste wiederhohlt, und viele neue hinzugefügt. Der *dritte* Abdruck, welcher 1793. zu Wien herauskam, übertrifft an schlechten Eigenschaften alle früheren, und ist beynahe ganz unbrauchbar. Es besorgte ihn ein Lehrer der neugriechischen Jugend in Wien, Polissoi Kondus (so viel wir wissen, lebt derselbe gegenwärtig in Pesth, und kündigte unlängst in einem barbarischen Latein eine neue *hochgriechische* Grammatik an) ein Gräculus, welcher von den Pflichten eines Herausgebers nicht die mindeste Kenntniss hat, und in angeblicher Verbesserung und Ergänzung seines Schriftstellers (ohne Manuscript!) mit einer Willkühr und Dreistigkeit zu Werke gieng, von der man sich nicht leicht einen Begriff machen wird. Sehr passend schreibt Hr. v. L.: *Tres istae superiores editiones reducunt in memoriam proverbium illud:* Λυδοὶ πονηροί, δεύτεροι Αἰγύπτιοι, τρίτοι δὲ πάντων Κᾶρες ἐξωλέστατοι. Unwillig über die verunglückte Wiener Ausgabe, fasste er den Entschluss, das gegenwärtige Werk zu unternehmen, zu dessen näherer Beurtheilung wir uns dann erst wenden wollen, wenn wir einige Bemerkungen über den Schriftsteller selbst vorangeschickt haben.

Das Fach der griechiſchen Erotiker iſt keineswegs ein glänzender Theil der alten Literatur. Ohne die geringſte Spur des griechiſchen Geiſtes, welcher die Meiſterwerke der Schriftſteller aus der blühenden Epoche Griechenlands beſeelt, tragen ſie ein deutliches Gepräge ihres Zeitalters, und ſchwerlich können die Romane eines Achilles Tatius, Heliodorus, Chariton, Xenophon von Epheſus, ja ſelbſt eines Longus auf den Namen eines äſthetiſchen Kunſtwerkes Anſpruch machen; ſo wenig befriedigen ſie die Forderungen des Geſchmackes im Plane und in der Ausführung. Jenem fehlt es ſchlechterdings an Mannichfaltigkeit, und die Gabe der Erfindung iſt den Verfaſſern der zu uns gekommenen Stücke in ſo geringem Grade eigen, daſs ihre Schriften, nach dem Urtheile des Photius, nichts anders ſind, als Nachahmungen eines verlohrenen Werkes von Diogenes Antonius; dieſe verräth weder Phantaſie, Witz, Laune, noch andere Vorzüge, wodurch die Werke des Genies zu intereſſiren wiſſen. Das einzige Verdienſt derſelben iſt die Sprache, welche man bey ihnen noch ziemlich ächt findet, ſo ſehr ſie auch in der Schreibart von einander verſchieden ſind. Xenophon von Epheſus hat in einzelnen Theilen die meiſte Aehnlichkeit mit Chariton. Auſser dem öftern Gebrauche der Seeräuber, welche in allen griechiſchen Romanen eine wichtige Rolle ſpielen, der mehrmahligen Gefangenſchaft und dem wiederhohlten Verkaufe ihrer Helden findet ſich in beiden ein Begräbniſs lebender Menſchen mit der Rettung durch Straſsenräuber, und eine Kreutzigung. Daſs der Epheſier unter den griechiſchen Erotikern der ſchlechteſte iſt, möchten wir nicht behaupten; denn ein ſchlechterer Romanſchreiber, als Euſtathius oder Eumathius, kam glücklicherweiſe nicht auf unſere Zeiten. Xenophons Art zu erzählen iſt zuweilen nicht unangenehm, und die Schreibart empfiehlt ſich durch Simplicität, Leichtigkeit und eine Entfernung von allem ſophiſtiſchen Wortgepränge. *Nihil eſt in Noſtri oratione*, ſagt der Hr. Herausgeber, *niſi ſincerum, ſiccum, ſanum. Nullae apud eum reperiuntur argutiae, nulla quaeſita acumina, nullae intermixtae ſententiolae, nulla denique, ut ita dicam, pigmenta rhetorica, quibus tantopere delectantur ſeriorum ſaeculorum utriusque linguae Scriptores.* Dies iſt aber auch das einzige, was wir zu ſeinem Lobe ſagen können. Der ſelige *Bürger*, den vielleicht wenige unſerer Leſer als den Verdeutſcher des Xenophon von Epheſus kennen (auch dem Frhn. v. L. iſt dieſer Umſtand unbekannt) fängt die Vorrede ſeiner Ueberſetzung vom Jahre 1775. mit den Worten an: „Eigentlich ſollt' ich nun wohl hier mein Original loben. Allein — leider! weiſs ich ſelbſt zu gut, daſs ich viel was geſcheiteres hätte thun können, als ein albernes Romänlein verdeutſchen," und am Ende erfährt man ſo ziemlich deutlich, was den guten Bürger zu dieſer Arbeit bewogen habe, wenn er meynt, daſs das Honorarium heuer auch mitzunehmen ſey. Für die Alterthumskunde wird man aus dem Epheſier wenig lernen, und die geographiſchen Kenntniſſe Xenophons ſind ſo äuſserſt eingeſchränkt, daſs ihm Aegypten beynahe eine *terra incognita* iſt. *Quando in ſitu locorum*, ſagt Hemſterhuys einmal, *urbiumque, praeſertim Aegypti, deſcribendo verſatur Xenophon, facile non nimis ſegni lectori perſuadet, ſuam Geographiae peritiam valde claudicare.* Die Sprache iſt alſo das einzige, wodurch man gelockt werden kann, die Geſchichte des Habrokomes und der Anthia kennen zu lernen, und für den Philologen iſt Xenophon von Epheſus wegen ſeiner guten Gräcität ein merkwürdiger Schriftſteller. Der Liebhaber der griechiſchen Sprache wird daher dem Frhn. v. L. für die gegenwärtige Ausgabe um ſo gröſseren Dank wiſſen, da in den früheren Abdrücken, für die Kritik des Textes nichts gethan iſt, und neuerdings auch die Anmerkungen eines Hemſterhuys und Abreſch in den Obſerv. Miſcell. unbenutzt blieben.

Dieſe findet man hier, theils ganz theils auszugsweiſe, wenn ſie fremde, oder was bey Abreſch nicht ſelten geſchieht, triviale Dinge enthalten, deren Wiederhohlung dem Leſer läſtig werden könnte. Ueberdies gebrauchte Fr. v. L. nicht allein die ſchätzbaren Bemerkungen des gelehrten D'Orville, der den Xenophon bearbeitete, um ihn herauszugeben, ſondern erhielt auch ein Exemplar der Londner Ausgabe, an deſſen Rande Cocchi ſelbſt die Fehler ſeines Textes nach der Handſchrift berichtiget hatte. Ehe dieſes in ſeine Hände kam, erſuchte er Hn. Dr. *Weigel* in Leipzig, welcher damals in Florenz lebte, den Codex von neuem zu vergleichen; allein derſelbe hatte kaum die 41ſte Seite der Londner Ausgabe erreicht, ſo wurde ihm die Ankunft des Cocchiſchen Exemplares gemeldet, und er hörte auf. Späterhin bedauerte der Herausg. daſs er Hn. Weigel ſeine Arbeit nicht vollenden lieſs, weil er fand, daſs die Collation deſſelben die Berichtigungen von Cocchi weit übertrifft, der nun einmal, wie es ſcheint, für dergleichen Beſchäftigungen verdorben war.

Um nun unſeren Leſern anſchaulich zu machen, wie viel der Text des Epheſiers durch den Gebrauch dieſer Hülfsmittel gewonnen habe, heben wir einige Beyſpiele aus, die uns bey der Vergleichung mit der Cocchiſchen Ausgabe beſonders auffielen. Einzelne aus der Handſchrift ergänzte Wörter finden ſich beynahe auf jedem Blatte; aber auch ganze Zeilen, zu deren Auslaſſung ein ὁμοιοτέλευτον Anlaſs gab, ſind hin und wieder eingerückt. So heiſst es jetzt B. I. S. 14. anſtatt des undeutlichen ταῦτα ἐν τῷ ἑτέρῳ, Ἄρης ἦν richtiger und vollſtändiger ταῦτα ἐν τῷ ἑτέρῳ μέρει τῆς οἰκουμένης, ἐν δὲ τῷ ἑτέρῳ Ἄρης ἦν, und B. I, S. 25. lieſt man nach den Worten τῶν δὲ ἐν τῇ νηὶ φλεγομένων den Zuſatz τὰς χεῖρας ἐκτεινόντων καὶ ὀλοφυρομένων. Auch in der Stelle ἄγει δὴ παρὰ τὸν αἰγιαλὸν τὸν Λάμπωνα, τὸν αἰπόλον κ. τ. λ. B. II. S. 48. ſind wir der Meynung, daſs der aus dem Manuſcript ergänzte Text keiner weiteren Berichtigung bedürfe. Habrokomes konnte den Ziegenhirten aus dem Grunde an das Ufer führen, weil er unbemerkt bleiben, und den Blicken einer Perſon entgehen wollte, die ihm in Tyrus die ſchrecklichſten Qualen zugezogen hatte. B. V. S. 114. iſt ſogar eine Lücke von 55 Wörtern ausgefüllt worden. In ſolchen Fällen, wo die Lesart der Handſchrift entweder keine, oder keine befriedigende Hülfe dar-

darbot, nahm der Hr. Herausgeber zuweilen eine Verbeſſerung von Hemſterhuys oder Abreſch in den Text auf. Jenem verdankt Xenophon bekanntermaſsen ſehr vieles. Mit ungemeinem Scharfſinn entdeckte Hemſterhuys alle verdorbenen Stellen, ſpürte beynahe alle Lücken des elenden Cocchiſchen Textes aus, und ſein kritiſches Genie, geleitet durch eine Kenntniſs des Alterthums und der griechiſchen Sprache, wie ſie nach ihm wenige Gelehrte beſitzen, gerieth bey Entfernung der Schwierigkeiten ſelten auf Abwege. Als eine der ſchönſten Hemſterhuyſiſchen Verbeſſerungen führen wir an B. IV. C. 1. Ταῦα anſtatt ταῦτα, aus welcher Stelle man ſieht, daſs die Abſchreiber in der Erdbeſchreibung Aegyptens doch noch unwiſſender waren, als der gute Xenophon. Seltener geſchah es, daſs eine Vermuthung von Abreſch in den Text geſetzt wurde: eine Ehre, die wir etwan dem Vorſchlag τινὶ für τινὰς erzeigt hätten (B. II. S. 42.) wo die Endſylbe des vorhergehenden Wortes offenbar auf τινὰ, führte. Der Fr. v. L. gehört nicht zu den verwegenen Kritikern, denen eine kleine Wahrſcheinlichkeit und zuweilen die bloſse Möglichkeit einer Lesart hinreicht, um ihr im Texte den Vorzug zu geben. Er verlangt in dieſem Falle eine vollkommene Evidenz, und häufiger drückt er den Sinn einer Vermuthung in der Ueberſetzung aus, läſst aber die Lesart der Handſchrift im Texte ungeändert. Man kann dieſer Gewiſſenhaftigkeit unmöglich das gebührende Lob verſagen, nur hätten wir keine offenbar falſchen und ungriechiſchen Ausdrücke im Texte ſtehen gelaſſen, wie z. B. περιποιημένην. B. I. S. 5. Am beſcheidenſten iſt der Herausgeber bey ſeinen eigenen Vermuthungen, unter welchen uns S. 211. ἀδικουμένου für ἀδικουμένῃ, und S. 225. ἐρημίου für ἠρεμίου beſonders gefallen. Mit gutem Grunde vertheidigt er gegen Hemſterhuys S. 185. die Worte κοινωνήματα ἐμφερέως S. 187. ἐνεγκεῖν. S. 198. συνουσιάζειν, wo man nur zur völligen Ueberzeugung eine Stelle wünſcht, in welcher dieſes Zeitwort active Bedeutung hat, S. 206. den Genitiv αὐτοῦ u. ſ. w. Allein gegen die Vermuthung einer Lücke bey den Worten οὐκέτι ἀνατχόμενος οὐδὲ λόγον ἀκοῦσαι S. 193. müſſen wir den gewöhnlichen Text in Schutz nehmen. Der Sinn iſt offenbar: *Apſyrtus vermochte es weiter nicht über ſich, auch nur ein Wort (der Vertheidigung) anzuhören.* Warum ſollte οὐδὲ nicht durch *nequidem* überſetzt werden können? (In unſerer Sprache, die keine gehäuften Verneinungen zuläſst, gebrauchen wir die Worte *auch nur*), und heiſst es doch in einer vollkommenen Parallele B. IV. C. 2. von dem *Praefectus Aegypti* auf gleiche Weiſe: οὐκέτι οὐδὲ πυθόμενος τὰ γενόμενα.

Wir wenden uns nun zu demjenigen Theile der Anmerkungen, welche die Erklärung des Schriftſtellers betreffen, und empfehlen denſelben als ein Magazin der feinſten und ausgeſuchteſten Sprachbemerkungen. Nicht allein der angehende Humaniſt kann ſich hier einen Schatz philologiſcher Kenntniſſe erwerben, und wird zu dieſem Werke, wie zu den Schriften eines Hemſterhuys, Valkenaer, D'Orville öfters und immer mit Nutzen zurückkehren; ſondern auch der geübte Philolog findet reichliche Nahrung, und labet ſich an der Menge trefflicher Erläuterungen ſeltener Ausdrücke und Redensarten, wodurch man für die Lectüre eines langweiligen Romans auf das beſte ſchadlos gehalten wird. Man wird ſehr bald gewahr, daſs genaue Kenntniſs der griechiſchen Sprache und ihrer Eigenheiten des Herausgebers vorzügliche Stärke iſt, und lernt einen Mann kennen, der zur Bearbeitung eines griechiſchen Schriftſtellers um ſo gröſseren Beruf hat, je vielumfaſſender ſeine Sprachkenntniſſe ſind, und je weniger ihm aus dem ganzen Umfange der alten Literatur eine Bemerkung entgeht, welche für ſeinen Schriftſteller von Nutzen iſt. Heutzutage, da die Ausgaben alter Schriftſteller ſo ſehr vervielfältiget werden, da ein jeder junge Mann, der eine mittelmäſsige Kenntniſs der griechiſchen Sprache beſitzt, berechtigt zu ſeyn glaubt, was immer für einen Claſſiker von neuem abdrucken zu laſſen, da man durch die Erklärung des Schriftſtellers aus ſich ſelbſt, deren Nothwendigkeit und hohen Werth wir keineswegs verkennen, ſich ſchon die gröſsten Verdienſte erworben zu haben glaubt, heutzutage iſt es beſonders angenehm, einen Commentator zu finden, dem kein Schriftſteller des Alterthums fremd iſt, und der mit ſeinem ausgebreiteten Wiſſen für den Zweck geſchickt zu wuchern weiſs, den er ſich zunächſt vorgeſetzt hat.

In einer der erſten Anmerkungen beſchäftigt ſich Fr. v. L. mit der Rechtſchreibung des Wortes *Habrokomes*. Alle früheren Bearbeiter Xenophons nannten den Helden des Romans Abrokomes oder Abrokomas. Der Hr. Herausgeber zeigt die Unrichtigkeit dieſer Schreibart theils aus der Zuſammenſetzung des Wortes, welches nicht, wie Hemſterhuys glaubte, ein perſiſcher, ſondern ein griechiſcher Namen iſt, theils aus einem lateiniſchen Titel in Gorii Inſcr. Etruſc. wo ausdrücklich eines HABROCOMAS gedacht wird. Lächeln machte uns die Bemerkung, daſs *Villoiſon* in ſeiner Ausgabe des Longus eine ſo geringe Kenntniſs des Xenophon von Epheſus zeigt, daſs er den Habrokomes überall in eine Abrokome und den Anthia in einen Anthias verwandelt. S. 125. und folg. iſt eine ausführliche Anmerkung über den verſchiedenen Gebrauch des Wortes μουσικὴ, und S. 135. über die Bedeutungen von ἀνέραστος, welche beiden Noten wir unſern Leſern vorzüglich empfehlen. Ganz neu iſt S. 200. die Vertheidigung des ſeltenen Wortes ζῆλη (*eine Nebenbuhlerinn*) gegen D'Orville, der jenen Ausdruck als ungriechiſch verdammte. Der Hr. Herausgeber fand ihn auch in den Briefen Ariſtänets B. I. Br. 25. Mit beſonderer Sorgfalt iſt alles erläutert, was nur einigermaſsen von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweicht, und überall beynahe weiſs Fr. v. L. aus anderen Griechen etwas ähnliches anzuführen. So bey der Redensart ἑαυτοῦ γίνεσθαι für ἐν ἑαυτῷ γίνεσθαι, S. 228. bey dem Satz πρὸ πολλοῦ τοῦ ἄντρου. (*longe ab antro*) S. 211. bey Φθάσασα ἀποπλεύσῃ S. 192. und anderwärts. Zur Erläuterung des Wortes τοσοῦτο S. 147. in der Stelle: ἐνεώρων ἀλλήλους, εἰπεῖν τὸ ἀληθὲς φόβῳ ἀπολλύμενοι τοσοῦτο δὲ ἐστέναξεν ἄν ποτε ὁ Ἀβροκόμης (nur ſeufzte Habrokomes zuweilen) hätte Lucians ἓν μόνον (Th. III. S. 281.) gebraucht werden können. Auch die

weibliche Form ἀναξία S. 280. ist Recensenten noch aus Philo bekannt. (Th. I. S. 568. ed. Maug.) Bemerkenswerth dünkt uns die Anmerkung des Frhn. v. L. über die Worte εἰ μὴ τύχῃ S. 185. *Brunck* nahm bekanntlich als einen unbezweifelten Kanon an, dass das Wörtchen εἰ niemals mit dem Subjunctiv verbunden werde, und änderte zuweilen nicht ohne beleidigende Ausfälle auf die früheren Kritiker (vergl. Anal. vet. poet. T. III. S. 251.) alle diejenigen Stellen, in welchen er εἰ in dieser Verbindung antraf, Fr. v. L. zweifelt mit Recht an der Richtigkeit dieses Verfahrens, und bemerkt unter andern, dass Thomas Magister S. 267. jenem Kanon die Ausnahme hinzufüge πλὴν τῶν ἀνυποτάκτων, ὅσον εἰ λάβωμεν, εἰ τράπωμαι. Allein es fragt sich, was der Grammatiker mit diesen Worten habe sagen wollen. *Fateor*, heisst es S. 186., *non satis mihi liquere, quomodo exceptio haec sit intelligenda. Quid, amabo, est ἀνυποτάκτους? Non reperitur, credo, vox ista, nisi h. l. et apud Suidam in Ἀγάγῃς.* Recensent gesteht, dass ihm der Ausdruck ἀνυπότακτος als ein grammatisches Kunstwort gleich dunkel ist. Allein da er völlige Ueberzeugung hat, dass jenes Wort verdorben ist, und die wahre Lesart der Röm. Ausgabe αὐθυποτάκτων in dem gewöhnlichen Texte des Thomas verdrängt hat, so sind ihm alle Zweifel über jene Stelle gehoben, und der Kanon, wie ihn Thomas anführt, scheint ihm um so richtiger zu seyn, je grösser die Zahl von Stellen ist, in welchen εἰ bey den besten Schriftstellern und nach den besten Handschriften mit dem Subjunctiv gefunden wird. Die Grammatiker unterscheiden ῥήματα ἀνυποτάκτα und αὐθυποτάκτα. Von den letzteren handeln z. B. Eustath. zu Iliad. Ξ. S. 983. und Constantin. Lascaris B. II. am Ende. Dieser sagt besonders deutlich: Τῶν αὐθυποτάκτων ῥημάτων τὰ μὲν ἐνεργητικῶς, τὰ δὲ παθητικῶς προφέρονται. εἰσὶ δὲ αὐθυπότακτα ἐνεργητικά, ὧν τὸ ῥῆμα βαρύνεται, καὶ μετοχὴν ἐξύνεται καὶ τὸ ἀπαρέμφατον περισπᾶται. τούτων τὰ ἐνικὰ δεύτερα καὶ τρίτα πρόσωπα καὶ τὰ πληθυντικὰ πρῶτα αὐθυπότακτα λέγονται, οἷον δάμω, δαμᾶν, δαμεῖν, ἐὰν δάκῃς, δάκῃ, ἐὰν δάκωμεν.... τὰ δὲ παθητικῶς προφερόμενα ταῦτα, ἀνάσχωμαι, ἀντίσχωμαι, ἀπόσχωμαι, ἀφίκωμαι.. καὶ τὰ ὅμοια. Suidas am angeführten Orte gebraucht den richtigen Ausdruck αὐθυπότακτος. Fr. v. L. wurde vermuthlich von Dan. Scott irregeführt, welcher unter dem Worte ἀνυπότακτος den Suidas anführt, und dessen Ablepsie Ursache ist, dass ein Artikel in die griechischen Wörterbücher kam, (Ernesti wiederhohlte ebenfalls das fehlerhafte ἀνυπότακτος) für den es schwerlich eine Autorität geben möchte. Recensent nützt übrigens diese Gelegenheit, die Lehrer der griechischen Sprache darauf aufmerksam zu machen, dass sie die griechischen Benennungen der grammatischen Kunstwörter nicht, wie es insgemein geschieht, bey dem Unterrichte vernachlässigen, sondern ihren Zöglingen geläufig machen, da man ohne Kenntniss derselben in Scholiasten und Grammatikern beynahe keine Seite versteht, und viele derselben in den gewöhnlichen Wörterbüchern vergebens gesucht werden.

Die Einkleidung des Commentars ist, trotz des trockenen Stoffes, angenehm, und hin und wieder laupigt: besonders macht die Art, wie der Hr. Herausgeber seinen Wiener Vorgänger behandelt, dem Leser viele Unterhaltung. Die Aenderungen und Zusätze dieses geist- und geschmacklosen Ungelehrten, deren Gründe mit keinem Worte angegeben werden, sind meistens von der Art, wie folgendes. B. V. S. 1. zeigt der Fischer Aegialeus seinem adoptirten Sohne Habrokomes den einbalsamirten Leichnam Thelxiopens, den er in seiner Hütte aufbewahrte, mit den Worten: οὐχ οἷα νῦν ὁρᾷταί σοι, τοιαύτη φαίνεταί μοι, ἀλλὰ ἐνοῶ, τέκνον, οἷα μὲν ἦν ἐν λαχεδαίμονι, οἷα δὲ ἐν τῇ Φυγῇ, τὰς παννυχίδας ἐννοῶ. Polissoi Kondus setzt hinzu: καὶ τἄλλα (τἄλλα). Trifft zuweilen eine Lesart der Handschrift mit einer seiner Aenderungen zusammen, (denn auch die blinde Henne findet öfters ein Körnlein) — so unterlässt der Hr. Herausgeber nicht, die Verdienste seines Vorgängers anzupreisen, der sich des Guten nur nicht rühmen wollte, oder wie es S. 211. heisst: *qui, dum emendat, ut Plauti Collybiscus, dum amat et potat, clam furtimque esse vult, ne qui sciant.* — Dass die Anmerkungen Abreschs bald abgekürzt, bald ganz übergangen wurden, wird jedermann gut heissen. Recensent kennt nicht leicht einen Philologen, der so sehr auf Kosten seines Verstandes und Geschmacks mit Belesenheit prahlt, als dieser. Bey der Note Abreschs zu den Worten ἔξειαν (ὁ Ἁβροκόμης) ὡς δή τινος χρῄζων, (*egreditur Habrocomes, quasi quid sibi opus esset.*) S. 235. konnten wir uns des Lachens nicht enthalten. Denn wer in aller Welt wird hierbey an eine Befriedigung natürlicher Bedürfnisse denken? Unter den gelegentlichen Bemerkungen über andere Schriftsteller findet sich S. 135. eine sinnreiche Verbesserung in Philoktet des Sophokles V. 336. Philoktet fragt dort nach dem gewöhnlichen Texte ἐς τόδ' ηχ' ὁ Πηλέως γόνος; allein er weiss bereits den Tod des Achilles, es ist daher natürlicher, mit dem Frhn. v. L. ἦ τ. ὁ Π. γ. zu lesen, wodurch die Frage richtiger, und dem folgenden mehr angepasst wird. Druckfehler sind uns, ausser den wenigen am Ende angezeigten, im ganzen Werke fast gar keine vorgekommen, und Versehen, wie S. 143. *comparare* für *comparere*, S. 234. *liguae* für *linguae*, S. 237. *quipem* für *quidem* u. s. w. wird jeder Leser von selbst berichtigen. Für einen Druckfehler halten wir auch S. 232. die Schreibart προστῆναι und προστὰς anstatt προστῆναι, προστὰς, ungeachtet Fr. v. L. überall προσάγω, πρόσειμι nicht προσάγω, πρόσειμι drucken lässt.

Schliesslich bemerken wir noch, dass der Herausgeber in dem griechischen Texte die heutzutage gewöhnlichen Interpunctionszeigen gebraucht, und bey den Doppellautern, das οὐ ausgenommen, den Hauch auf den ersten, nicht auf den zweyten Vocal setzt, dass er also ἑις, αὐτὸς nicht εἷς, αὐτὸς schreibt. Für das erste lässt sich anführen, dass die heutige Interpunction weil sie ein Paar Zeichen mehr hat, bestimmter ist, als die griechische; in Ansehung des zweyten halten wir es gerne mit denjenigen, welche den Hauch in die Mitte der beiden Selbstlauter setzen, oder, wenn die typographischen Formen nicht darnach eingerichtet sind, der Gleichheit wegen mit dem alten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. Februar 1797.

## NATURGESCHICHTE.

WIEN, gedr. in der Oeblerischen Buchdr. auf Kosten des Vf.: *Versuch einer Mineralogie* für Anfänger und Liebhaber, vom Abbé *Eßner*. II. Band, erste Abtheilung. Zircon - Diamantspath - Strontianit und Kieselgeschlecht; nebst Bemerkung der in den vorzüglichsten Wiener Kabineten sich auszeichnenden Mineralien und Fossilien. 1795. 535 S. 8.

Unstreitig gehört die vor uns liegende Mineralogie zu den besten Lehrbüchern, die in neuerer Zeit über diese Wissenschaft erschienen sind; es ist nur zu wünschen, dafs der Vf. durch das Publicum unterstützt, und daher nicht müde werde, seinen Plan bis an das Ende mit eben der Sorgfalt und Gründlichkeit auszuführen und zu verfolgen, mit der er ihn hier angefangen hat.

Der Vf. befolgt die Wernerische Methode in Rücksicht der Beschreibungen, und es ist wirklich zu verwundern, mit welchem Fleifs sich der Vf., da er keinen mündlichen Vortrag über die Mineralogie bey Hn. Werner oder einem seiner Schüler hörte, in diese Methode hineingearbeitet hat. An den Beschreibungen des Vf., die im Ganzen genommen sehr gründlich sind, finden wir übrigens das auszusetzen, dafs er, — da er doch blofs die Absicht hatte, den generischen Charakter der Fossilien zu entwerfen — zu viel auf *Varietäten* Rücksicht genommen hat, weswegen manche äufsere Beschreibung zu gedehnt wurde, als dafs man den Charakter manches Fossils mit einem Blick übersehen könnte, welches besonders auffallend für denjenigen ist, der an die Kürze und Bündigkeit Linnéischer Beschreibungen gewöhnt ist; denn diesem wird es z. B. S. 147. bey dem Granat, S. 215. bey dem Lepidolith, S. 241. bey dem Turmalin, S. 292. bey dem Amethyst, und bey mehreren andern Fossilien auffallen, dafs nur allein das Kennzeichen *der Farbe*, das ja bekanntlich bey den Erd- und Steinarten eines von den veränderlichsten ist, eine ganze Seite und manchmal mehr als diese einnimmt. Der Vf. begegnet zwar einigermafsen in der Vorrede dadurch dieser Ausstellung, dafs er seine Arbeit nicht für Gelehrte, sondern für *Anfänger* und *Liebhaber* sowohl, als für das *Frauenzimmer*, welches sich mit diesem Zweige der Naturgeschichte auf eine leichte Art bekannt machen will, bestimmt. Indessen ist nach der Ueberzeugung des Recensenten gerade diesem Zwecke eine kurze und bündige Bestimmung der ausgezeichnetsten Unterscheidungsmerkmale angemessener, als die Aufzählung der zwar mannichfaltigen, aber im Ganzen genommen doch nur als Ausnahmen vorkommenden Abänderungen; denn es wird der Anfänger in der Mineralogie leicht verwirrt und ermüdet, wenn man ihm bey einem Kennzeichen zu viele Abänderungen auf einmal bekannt machen will. Besser scheint es daher, wenn man den Anfänger zuerst blofs mit den ausgezeichnetsten und gewöhnlichsten äufsern Kennzeichen eines natürlichen Körpers bekannt macht, und ihn erst in der Folge von den *zuweilen* vorkommenden Abänderungen unterrichtet, wenn er jene zuvor recht inne hat.

Manchem Mineralogen indefs kann es angenehm und lehrreich seyn, hier manche Abänderung kennen zu lernen. Denn, da der Vf. unter einigen 40 Mineraliensammlungen, die sich in Wien befinden, die meisten und vorzüglichsten zu seinen Beschreibungen benutzen durfte, so hat er mehr als mancher andere Mineraloge Gelegenheit gehabt, sich anschauliche Kenntnisse zu erwerben. Bey der Richtigkeit und Genauigkeit seiner Betrachtungen, die aus seinem Buche hervorleuchten, darf man um so weniger ein Mifstrauen in seine Angaben setzen, da er die Sammlungen alle bestimmt, in welchen sich diejenigen Stücke befinden, welche besonders merkwürdig sind, und nach welchen er seine äufsern Beschreibungen entworfen hat.

Aufser mehreren bis daher unbekannten Varietäten, besonders auch in Rücksicht der Kryftallisationen, die der Vf. mit aller Genauigkeit beschreibt, wofür er gewifs den Dank aller Mineralogen verdient, beschreibt er auch in diesem Bande, bey dem *schörlartigen Beryll*, eine neue Steinart unter dem Namen *rubinfarbiger sibirischer Schörl;* er soll in einem feinkörnigen Granitgebirge, und zwar in einer verwitterten Gangmasse auf dem Uralischen Gebirge mit röthlichem Feldspath, Quarz, schwarzem Schörl und etwas Glimmer vorkommen, und in Wien höchst selten, und daher sehr theuer seyn. Rec., der blofs nach der vor ihm liegenden Beschreibung urtheilen kann, bezweifelt die Vermuthung des Vf., dafs diese Steinart als eine Abänderung von dem *schörlartigen Beryll* betrachtet werden könnte; denn sowohl die *Farbe*, die *Kryftallisation*, und der *äufsere* und *innere Glanz*, als auch die *Grade* der *Durchsichtigkeit* und *Härte*, welche dieses Fossil besitzt, scheinen es ganz bestimmt von dem schörlartigen Beryll auszuzeichnen. Es wäre zu wünschen, dafs mit der Zeit diese Steinart häufiger nach Deutschland käme, und dafs der verdienstvolle Klaproth Gelegenheit erhalten möchte, einen Theil derselben zur Untersuchung zu erhalten.

Im Ganzen legt der Vf. nun zwar das Wernerische Syſtem zum Grunde, doch weicht er auch oft von ihm ab, ohne durch neue Beobachtungen oder chemiſche Zerlegungen dazu veranlaſst zu ſeyn; denn ſonſt würde er z. B. den Laſurſtein S. 503. nicht zu den Eiſenerzen in den dritten Band verweiſen, der doch nach Klaproths gründlichen und genauen Unterſuchung aus 46 Theilen Kieſelerde, 14, 50 Alaunerde, 28 kohlenſaurer Kalkerde, 6, 50 Gips, und nur aus 3 Eiſenkalk und 2 Theilen Waſſer beſteht. S. deſſen Beyträge 1ſter B. S. 196. Dies und noch einige andere Beyſpiele ſind uns Beweiſe geweſen, daſs der Vf. ſeinen anfänglich aufgeſtellten Grundſätzen nicht ganz getreu geblieben iſt; denn S. 26. §. 149. nimmt er die bekannten fünf Doctrinen an, in deren Beſtimmung weicht er aber in etwas von Hn. Werner ab. Die *Oryktognoſie*, welche der Gegenſtand dieſes Buchs iſt, beſtimmt er folgendermaſsen: „*Die Oryktognoſie lehrt uns alle Mineralien und Foſſilien unter ſchicklichen und feſtgeſetzten deutlichen Benennungen durch hinlänglich beſtimmte Kennzeichen in einer natürlichen und ſo viel möglich ihren Beſtandtheilen angemeſſenen Ordnung erkennen.*“ Rec. glaubt nicht, daſs es ganz richtig iſt, oder zum Weſentlichen der Oryktognoſie gehört, daſs man die Foſſilien *in einer, ihren Beſtandtheilen angemeſſenen, Ordnung kennen* lehrt; denn man könnte ſich ein oryktognoſtiſches Syſtem bilden, das ſich auf die verſchiedenen Grade der ſpecifiſchen Schwere, oder einer andern beliebigen, *natürlichen* Eigenſchaft der Foſſilien gründete. Ungeachtet aber nun der Vf. nach Hn. Werner bey ſeinem Syſtem die Beſtandtheile der Foſſilien zum Grunde der Anordnung wählt, ſo führt er in dem §. 150. Gründe an, die ihn bewogen haben, hie und da von dem Wernerſchen Syſtem abzuweichen. „Der Gebrauch, die Uebergänge, die nahe Verwandtſchaft mancher Subſtanz mit der andern, welche ich zu bemerken glaubte, ſind die Haupturſachen des wo immer abgeänderten Wernerſchen Hauptſyſtems. Ich habe, wie mir ſcheint, immer Rückſicht genommen, nicht allein auf die vorwaltenden, ſondern auch auf die charakteriſirenden Beſtandtheile der Subſtanzen. Dieſem zufolge habe ich manche Edelſteine nach ihrer Farbe und ihrem eingebildeten Werthe geordnet, unter andern Beyſpielen auch den Opal und den Pechſtein, gleich nach dem Calcedon, dem Kieſelgeſchlechte einverleibt, welche bey Hn. Werner unter dem Thongeſchlechte aufgeſtellt worden ſind u. ſ. w.“ Da der Vf. ſonſt gewohnt iſt, ſo logiſch richtig abzutheilen, ſo iſt es auffallend, wie er bey ſeinem Syſteme auf ſo höchſt relative und ſich nicht ſelten widerſprechende Eigenſchaften zugleich hat Rückſicht nehmen können, beſonders da der *eingebildete Werth* eines Foſſils ſich bloſs auf zufällige Umſtände, und keineswegs auf die Natur der Foſſilien gründet; denn wenn z. B. die Diamante in Europa eben ſo häufig gefunden würden, als Kalkſteine, ſo würden ſie ihrer Härte und ihres Glanzes und ihrer Durchſichtigkeit unerachtet, einen eben ſo geringen Werth haben, als die Kalkſteinarten; es haben zwar in vorigen Jahren Bergmann, Kirwan u. a. bey ihren Eintheilungen der Foſſilien auch auf den Werth derſelben Rückſicht genommen; allein heut zu Tage hat man ſich doch völlig überzeugt, daſs man kein Mineralſyſtem auf ſo ſchwankende und zufällige Eigenſchaften, als die angegebenen, gründen könne.

Der Vf. führt bey jedem Foſſil die Kryſtallformen ſehr pünktlich auf, und zwar auch ſolche, die er nicht ſelbſt zu ſehen Gelegenheit hatte; hiebey wäre zu wünſchen geweſen, daſs er auch auf die Schriften verwieſen hätte, wo er ſie beſchrieben gefunden hat, denn es würden alsdann diejenigen Leſer, welche einige literariſche Kenntniſs in dieſem Fache beſitzen, die Glaubwürdigkeit zu beurtheilen wiſſen. Denn ſo ſind uns unter andern die beſchriebenen Kryſtalliſationen des Olivins, die vierſeitige Gränatkryſtalliſation, die S. 244 beſchriebene Kryſtallform des Turmalins, die aus einer dreyſeitigen Säule mit cylindriſchen convexen Seitenflächen beſtehen, und an den Enden mit drey Flächen ſo zugeſpitzt ſeyn *ſoll*, daſs an *einem Ende die Zuſpitzungsflächen auf den Seitenkanten*, und an dem andern auf den *Seitenflächen* aufſitzen, etwas zweifelhaft, und wenigſtens die letzterwähnte, gegen die bisher bekannten Kryſtalliſationsgeſetze zu ſeyn. Ferner haben wir bey Durchleſung dieſes ſehr reichhaltigen Buchs auch gefunden, daſs der Vf. andere Begriffe mit der Benennung *Zwillings-* und *Drillingskryſtall* verbindet, als die Wernerſche Schule; denn nach dieſer erhält erſt die Verbindung zweyer oder dreyer Kryſtalle, die einen neuen regelmäſsigen Körper von ganz beſtimmter Form bildet, wie es der Fall bey dem bekannten *Kreuzſtein* vom Harz, der *baſaltiſchen Hornblinde*, dem *Spinell* u. m. a. iſt, den Namen Zwillingskryſtall; Hr. Eſtner hingegen nennt jede zufällige *Zuſammenwachſung* zweyer oder dreyer Kryſtalle Zwillings- und Drillingskryſtalle; eben ſo ſagt er von einem Foſſil z. B. S. 242., es komme in *vollkommenen* dreyſeitigen Säulen vor, die an den Seitenkanten mehr oder weniger *abgeſtumpft*, — *zugeſchärft* ſeyen; dies iſt ebenfalls unrichtig, denn ſobald ein Kryſtall (nach der Fiction, die man bey Beſtimmung deſſelben zu Grunde legt), eine Veränderung, wie z. E. *Abſtumpfung* oder *Zuſchärfung* erlitten hat, ſo kann man ihn nicht mehr *vollkommen* nennen. Ferner können wir es nicht ganz billigen, daſs der Vf. mehrere Foſſilien umgetauft hat, die ſchon längſt unter beſtimmten Benennungen, (die wir gerade nicht alle vertheidigen wollen,) bekannt waren; z. B. den *Olivin* nennt der Vf. *Afterchryſolith*, den bis daher ſogenannten *rothen Schörl*, nunmehr aber von Hn. Klaproth benannten *Titankalk* nennt der Vf. *ſchörlartigen Granat*. Den Wernerſchen *Thumerſtein*, *Afterſchörl*, den *Prehnit*, *Halbzeolith*, den *Feldſpath*, *blätterigen Feldſtein*. Bey dieſer Aenderung der Namen, die wir übrigens auch nicht ganz paſſend finden, hat der Vf. den nicht verwerflichen Grund, daſs die Benennung *dichter Feldſpath* ein wahrer Widerſpruch iſt, indem dicht und blättrig oder ſpathartig nicht zugleich ſtatt haben kann. Da aber übrigens die Umänderung der Benennungen ſchon längſt bekannter Foſſilien, wenn ſie nicht aus ganz wichtigen Gründen

den geschiehet, weit mehr zum Nachtheil als zum Vortheil der Mineralogie gereichet, so hätte Rec. gewünscht, dafs der Vf. keine neue (ebenfalls blofs willkührliche) Namen für die bisher angenommenen hätte einführen wollen.

Da der Vf. die Geburtsörter von den meisten Fossilien nicht allein sorgfältig angeführt, sondern auch bey sehr vielen Fossilien die verschiedenen Steinarten, in welchen sie an diesem oder jenem Ort gefunden werden, sehr genau beschrieben hat, so wird seine Arbeit für viele Mineralogen um so brauchbarer, weil sie von manchem Fossil, das sie besitzen, durch diese Beschreibungen auch den zuvor unbekannten Geburtsort kennen lernen.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Salzburg, b. Duyle: *Gelegenheitsreden für das Landvolk.* Zweyte Sammlung. Troſtpredigten bey erlittenem Wetterschaden, Mifswachfe, Theurung und andern Unglücksfällen. 1790. 196 S. Dritte Sammlung. Bittpredigten bey öffentlichen Bittgängen, vorzüglich in der sogenannten Kreuzwoche. 1792. 189 S. Vierte Sammlung. Passions- und Faſtpredigten, nebſt einigen andern zum Troſte der Leiden. Auch besonders unter dem Titel: *Anhang zu den Gelegenheitsreden für das Landvolk.*) 1792. 184 S. Fünfte Sammlung. Kirchweihpredigten und Homilien. (Auch unter einem besondern Titel: *Siebenzehn Kirchweihpredigten und Homilien.*) 1791. 262 S. Sechſte Sammlung. Vierzehn Predigten in harten Zeiten. (Auch unter diesem besondern Titel.) 1794. 234 S. kl. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

2) Breslau u. Hirschberg, b. Korn dem ält.: *Predigten für das Landvolk* auf alle Sonntage des ganzen Jahres, herausgegeben von *Anton Löhle*, Weltprieſter und Vicarius bey der Collegiatkirche zu Groſsglogau. Erſter Theil. 1794. 360 S. Zweyter Theil. 1794. 360 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Beide Sammlungen von Landpredigten haben römisch-katholische Geiſtliche zu Verfaſſern, beide sind aber in Abſicht auf ihren innern Gehalt so sehr von einander unterschieden, dafs Nr. 2. gerade die entgegengeſetzten Eigenschaften von denen hat, wodurch ſich Nr. 1. auf eine vorzügliche Weise auszeichnet.

Die Materien in Nr. 1. sind durchaus moraliſch, sehr intereſſant und fruchtbar für die Zuhörer und zu der besondern Veranlaſſung sehr paſſend; bey der Ausführung derſelben liegt immer eine regelmäſsige Dispoſition zum Grunde, z. E. 2 Samml. 2 Pr. Verhalten des Chriſten nach einer ſchlechten Aernte. Ihr müſſet euch überzeugen, dafs Gott, ungeachtet der ſchlechten Aernte, dennoch euer Vater bleibe, und dafs ihr auch ſeine Kinder bleiben müſſet. 4 Samml. 8 Pr. Von den Klagen über das Kreuz, 1) vieles nennen wir Kreuz, was doch keins iſt, 2) vieles Kreuz machen wir uns ſelbſt, 3) vieles erſchweren wir uns noch mehr. Ueberall erblickt man den einſichtsvollen denkenden Mann, der weit hellere und richtigere Begriffe hat, als der gröfsere Theil ſeiner Amtsbrüder, und zugleich die Gabe beſitzt, von dieſen ſeinen Zuhörern auf eine faſsliche Weiſe und ohne groſses Geräuſch ſo viel mitzutheilen, als ihnen nützlich iſt. Nur zuweilen glaubte Rec. eine hinreichende Aufhellung der Begriffe zu vermiſſen. So iſt es Samml. 2. Pred. 10. zwar ſehr gut, dafs der Vf. ſagt: der Zorn Gottes iſt nicht der Zorn eines Menſchen, der in Hitze geräth etc., ſondern das gerechte Miſsfallen Gottes an der Sünde, welches er durch Strafen zu erkennen giebt. Aber beſſer wäre es doch geweſen, wenn er gerade dazu geſagt hätte, dafs dies eine menſchliche Vorſtellung von Gott ſey, die nur auf eine uneigentliche Weiſe das ausdrücke, was eigentlich Zorn Gottes ſey. Eben ſo iſt Samml. 3. Pr., das Thema: über die Gewitterfurcht, trefflich ausgeführt, aber eine kurze Beſchreibung der Gewitter würde gewifs noch mehr zur Reinigung der Begriffe und zur Minderung der Gewitterfurcht beygetragen haben. In den Predigten an den Bittfeſten, welche die 3te Samml. ausmachen, iſt die ganze Lehre vom Gebete in 10 Predigten nach ſehr richtigen Grundſätzen abgehandelt, und die Beſchaffenheit eines vernünftigen und chriſtlichen Gebets auf allen Seiten gezeigt worden. Von dem Lehrbegriff der römiſchen Kirche wird man wenige Spuren finden, da der Vf. an den Feſttagen immer moraliſche Materien abgehandelt hat; z. E. am Gedächtnifstage der Schmerzen der Maria redet der Vf. von der Liebe Gottes als einer mehr denn mütterlichen Liebe, und beſchreibt ſie als eine natürliche, eine herzliche, eine unermüdet thätige, eine uns nie vergeſſende oder verlaſſende Liebe. (Wie ſie eine natürliche und herzliche Liebe ſey, iſt nicht recht erklärt, und das letzte kann auch von Gott nicht wohl geſagt werden.) Wenn zuweilen einige der römiſchen Kirche eigenthümliche Lehren vorkommen, ſo iſt der Lehrbegriff ſo modificirt worden, dafs das Anſtöſsige wegfällt, ſo wie man dieſes bey der Lehre von der Anbetung der Heiligen finden wird. Von abergläubiſchen und myſtiſchen Vorſtellungen ſind die Predigten ganz frey. Uebrigens weifs der Vf. die beſondern Fälle und individuellen Lagen der Zuhörer ſehr gut zu benutzen und für ſie lehrreich zu machen. Sein Vortrag iſt ſehr ſimpel und plan, ohne ins Niedrige zu verfallen, ſeine Sprache herzlich und vertraut, ſehr faſslich und ohne alle Affectation. Einige Provincialismen, z. E. es wiſſen *ſich* manche kaum *zu bleiben*, *Verluſt*, wird man bey dem vielen Guten gern überſehen. Die *Eingänge* ſind oft etwas zu lang, und nehmen zuweilen drey Blätter ein. Die *Homilien* in der fünften Sammlung ſind ein Muſter guter Kanzelvorträge dieſer Art. Ueberhaupt werden auch proteſtantiſche Landprediger dieſe Religionsvorträge mit vielem Nutzen gebrauchen können. Wenigſtens iſt dem Rec. bey Leſung derſelben ſehr wohl geweſen.

Wie ganz anders war ihm aber zu Muthe, als er zur Leſung von Nr. 2. überging. Der Vf. hat zwar

auch mehrentheils moralische Materien gewählt, und dringt sehr auf ernstliche Besserung, aber er kennt keine andere Mittel, als die Vorstellung der Strafen der Hölle, vor welcher der Sünder erschrecken und erzittern muss, und seine ganze Kunst besteht darinn, diese mit recht lebhaften Farben zu schildern, und ihm die Hölle recht heiss zu machen. Das verursacht nun eine höchst unangenehme Einförmigkeit, und das Ermüdende wird noch um einen hohen Grad vermehrt durch die crassesten Vorstellungen, wodurch der Vf. die Sünder zu schrecken sucht. Schon einige Hauptsätze sind deutliche Beweise davon, als: am Sonnt. Quinquages. die geistliche Blindheit des Sünders, 1) der Sünder verblendet sich selbst freywillig, 2) *er nöthigt dadurch den Herrn, ihn noch mehr zu verblenden* und dem ewigen Verderben zu überlassen. Am 19ten Sonnt. nach Trinit.: Die Verdammten als Unglückselige, welche *aller* Güter beraubt sind, die mit *allen* Uebeln beladen sind, und die ewig gestraft sind. Noch mehrere Belege dazu findet man in einzelnen Stellen. So redet der Vf. die Sünder Th. I. S. 111. auf die Weise an: „Ihr seyd jetzt der Gegenstand des *Hasses* Gottes; — ihr seyd das *Schlachtopfer seiner ewigen Rache;* — ihr habt einen *rächenden Richter* über euch, der schon das *Rachschwerd* zückt, um euch den Todesstreich zu versetzen.“ Er sieht darauf einen Engel den Eingang zu dem Paradies mit einem Schwerd bewachen, er sieht den Lucifer, diesen stolzen Geist mit seinem abtrünnigen Anhang wie einen Blitz in die Hölle hinabfahren. Die Hölle wird Th. II. S. 283. beschrieben als ein Feuer ohne Licht, als ein erstaunliches aber doch wahres Feuer, welches einen unerträglichen Gestank ausduftet, sowohl den Leib als die *Seele* quälen und *brennen* wird, so dass alle Kräfte der Seele die Heftigkeit dieses Feuers empfinden, und von ihm auf das grausamste werden gepeiniget werden. Das Feuer wird das Mark der Gebeine und die Nahrung der Eingeweide seyn, es wird sie brennen, aber nicht verzehren. Auch an mystischen und absurden Vorstellungen ist kein Mangel. Th. I. S. 9. 10. wird das Weltgericht auf die Weise beschrieben: Jesus wird auf einer Wolke sitzen, er wird jenes Buch, in welchem alle unsere Werke aufgezeichnet sind, und welches mit sieben Siegeln verschlossen ist, eröffnen, er wird sagen: gieb Rechenschaft von den Lastern, mit welchen du deine Seele befleckt hast etc. Du hast mich beschimpft und durch deine Laster meine Wunden und meinen Tod erneuert, gieb Rechenschaft von deiner Grausamkeit. Nach S. 26. fürchtet der Vf., Jesus möchte einen Arm von seinem Kreuz losreissen, und die Ungehorsamen mit seiner allmächtigen Hand wie mit einem Donnerkeil zerschmettern. Die Welt ist ihm nach S. 56. eine blinde und stolze Welt, eine grausame und boshafte Welt, eine verworfene und verfluchte Welt. Der Stil ist unerträglich weitschweifig und declamatorisch, mit undeutschen, mystischen und pöbelhaften Ausdrücken angefüllt; z. E. ein Vergnügen *verkosten*, ich will in deinem Herzen meine Krippe aufschlagen, dieser Wollusteufel ruhet nicht, der Fress und der Suff, ihr höret nicht auf, jene gute Gegenstände zu lieben; die Wahrheit wird ins Geheim zu euch sagen, schäme dich, pfui, schäme dich. Der Apostel *Petrus* wird allezeit der *Apostelfürst* genannt. Dies wird genug seyn, um sich eine Vorstellung von dem Gehalt dieser Predigten zu machen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Berlin*, in d. Realschulbuchhandl.: *Der nach der Gewissheit der Wahrheit und Göttlichkeit der heil. Schrift A. und N. Test. forschende und glücklich davon überzeugte Heyde* in fünf Betrachtungen, nebst einem kleinen Anhang in Oden und Liedern zur Befestigung des Herzens in der Wahrheit und im Glauben, auch andern zum Nutzen entworfen von *J. J. Heyde*, B. M. 1793. 112 S. ohne Dedication und Vorrede. (6 gr.) Dieser überzeugte *Heyde* ist niemand anders, als der Vf. in eigner Person, der auf dem Titelblatt mit seinem Namen zu spielen beliebt. Rec. muss sich wundern, wie ein Mann, der fast auf allen Seiten die *Vernunft* zu verunglimpfen sucht, sich für einen Wahrheits*forscher* halten, und noch mehr, wie er sich erdreisten könne, mit einem solchen Product öffentlich hervorzutreten. Man lese nur z. B. folgende Stelle S. 68., wo er denen, die den Hn. Jesum lieb haben, brüderlich zuruft: Seyd nüchtern und wachet — widerstehet fest im Glauben; und darauf frägt: „wo sind die Waffen in diesem Kriege zu bekommen? bey der bloßen Speculation oder leeren Weltweisheit, bey bloßen natürlichen Gelehrten? Elende Helden in solchem Kriege, welche lieber das Contrarium als das pro vertheidigen würden. Leidige Tröster! Nein, nein! der Teufel kann ihre Vernunft drehen wie er will, und wenn es auch die unbekehrten gelehrtesten Schriftausleger selber wären!“ Nur noch eine Probe von dem *Odenschwung* unsers Dichters S. 105:

Am Anfang schuf Gott, gut und rein, den Himmel und die Erde,
Er macht das Licht sehr hell und fein, denn wenn er sprach, es werde,
so ward gleich durch sein Allmachtswort die Sonne, Mond und Sterne,
die Sonne schien von ihrem Ort, auf Erden hell von ferne.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 4. Februar 1797.*


## NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Felseckers: *Faunae Insectorum Germaniae Initia. Deutschlands Insecten* herausgegeben von Dr. G. W. F. *Panzer*. 19 bis 24 Heft. (Jedes von 24 illum. Abbild. mit eben so vielen Textblättern 8. in einem Pappfutterale, kostet 12 gr.)

Im 19ten Hefte steht *Lamia Textor* an der Spitze; eine wohlgerathne Abbildung. — *Lam. Sutor F. Sartor F.* sind seit einiger Zeit ein Gegenstand vieles Streitens gewesen; wir behalten es zu einer bequemern Gelegenheit vor, darüber unsre Meynung zu äussern. — Den hier vorgestellten *Curc. glaucus* vermag Rec. nicht vom *nebulosus* zu unterscheiden; überdem passt Fabricius Beschreibung nicht genug, um *diesen* Käfer für seinen *glaucus* zu halten. — Zu den Citaten des *Curc. albidus F.* gehören auch *C. affinis Schrank.* En. 230. — *Curc. Arundinis F.* ist zu braun gefärbt. Alle unsre vielen Exemplare sind mit einem okergelben Ueberzuge bedeckt. — *Curc. oblongus F.* Ein hierhergehörendes Citat ist *C. Floricola.* Herbst. N. S. K. 6. 220. 184. t. 75. f. 10. Archiv. 4. 86. 93. Das von dem Vf. angeführte Citat: Arch. 7. 168. 102. möchte also das weniger richtige seyn. Die Beschreibung stimmt zwar mit Einer der vielen Abarten dieses Käfers so ziemlich überein; die Abbildung aber t. 45. f. 9. wäre dann sehr schlecht. — *Ichneum. extensorius* des Vf. ist nicht mit Schrank's und Geoffroy's Ichn. einerley, der um Vieles kleiner ist, und sich nie mit dem grossen zusammenfindet. Fabricius und Linné lassen uns in Ungewissheit, welche der beiden Arten sie gemeynt haben. — *Bombyx-Dumeti* zwar kenntlich genug; indessen vermisst man die feine, angenehme Arbeit der Natur in den Zacken der Binden, die nur Knoch's und Sepp's Meisterhand genau darzustellen vermag.

20. — *Elaphr. aquaticus F.* Bey der grossen Ungewissheit, die bey dieser Art und dem *semipunctatus* herrscht, hätten wir doch letztern Namen vorgezogen. — *Attelab. Bacchus.* — Das mit zwey Dornen bewaffnete Brustschild ist eine auffallende Erscheinung. Wir finden dazu weder unter unserm Vorrathe, noch bey andern Schriftstellern das Beyspiel. Die Vermuthung, dass daher dieser Käfer nicht der *Bacchus* sey, gewinnt durch die abweichende Form des Brustschilds, durch den anders gefärbten Rüssel, und dadurch, dass diesem die Fühlhörner nahe vor der Spitze, nicht aber in der Mitte eingelenkt sind, den grössten Schein der Gewissheit. Uebrigens muss Geoffroy's Citat weggestrichen werden. — *Att. Betuleti.* Nach unsern Erfahrungen ist das stachlige Brustschild dem Weibchen nicht ausschliessend eigen. — *Att. Populi.* Die Punktstreifen der Flügeldecken sind nicht stark genug ausgedrückt. — *Att. Frumentarius.* Auch hier wird altes ruhendes Getreide als sein Wohnort angegeben. Rec. und viele seiner Freunde haben ihn immer nur auf grünenden Gewächsen, vorzüglich in nassen Gräben auf dem Ampfer angetroffen. Sollte Fabricius *A. purpureus* hierher gehören? — Vom *Att. Betulae* ist das Weibchen abgebildet, das keine *pedes saltatorios* hat. — *Fulgora Europaea* ist jetzt nicht mehr die einzige Europäische Art aus dieser Gattung. Der unermüdete *Hübner* in Halle hat uns mit mehrern kleinen neuen Arten beschenkt, und Rec. glaubt, dass noch manches bis jetzt zu *Cicada* gezähltes Insect dieser Gattung beygesellt werden könne. Aus eben dieses verdienstvollen Naturforschers vielfältig angestellten Beobachtungen ist es wohl nicht länger zu bezweifeln, dass die *Europaea* nicht leuchte. — *Musca femorata Panz.* scheint ein wahrer *Syrphus*, dem Rec. einen Platz neben *S. pipiens* anweisen würde.

Das 21te Heft fängt mit *Altica oleracea* und *Erucae Fabr.* an. Dass die hier vorgestellten beiden Käfer verschiedner Art sind, wird sicher niemand bestreiten; aber es ist eine andre Frage, ob auch Fabricius *Erucae* die abgebildete ist. Wenn Fabr. von ihr sagt; „Affinis certe *oleraceae*, sed distincta tota glabra.“ „cyanea, nitida, immaculata, antennis solis nigris.“ so wird man diese Worte eher auf eine in Deutschland nicht selten vorkommende, der *oleracea* bis auf die etwas beträchtlichere Grösse, und die blaue Farbe, genau ähnliche Altica ziehn, als auf einen ganz anders gestalteten, breiten, kurzen, eyrunden Käfer, dessen Flügeldecken mit deutlichen Punktstreifen versehen sind, deren doch Fabricius mit keinem Worte erwähnt. Bey *Alt. Hyoscyami n.* 4. findet eine ähnliche Verwirrung statt. Unter den Citaten muss Geoffr. 248. 11. sowohl, wie Schrank En. 161. und Rossi. Fn. Et. 213. wegfallen; alle drey beschreiben ihren Käfer mit Punktstreifen auf den Flügeldecken. Dagegen passt *l'Altise bleue sans stries* Geoffr. 149. 12. hierher. — *Alt. Atricilla.* Es ist doch noch immer grossem Zweifel unterworfen, ob die hier vorgestellte, des Fabricius Käfer ist. Mindere Bedenklichkeit hegen wir gegen das Linnéische Citat, obgleich auch dieser der Punktstreifen nicht gedenkt. — *Alt. pratensis Hellw.* Dazu kommt: *l'Altise la paillette* Geoffr. 1. 251. 19. und vielleicht ist *A. Atricilla F.* eine Abart davon? — *A. Brassicae F.* Fabricius sagt: „elytra margine omni *fasciaque media* atris.“ Erstreres trifft zu; allein von der Binde, die noch dazu breit seyn soll, sehn

sehn wir gar keine Spur bey Panzers Käfer. Hierzu kommt nun noch, dafs die Vorderhälfte des Bruftschilds blafsgelb gefärbt ist; lauter Anzeigen, dafs die Abbildung eine verschiedne Art darstellt. Fabricius *A. Brassicae* ist der 4. *pustulata* ähnlich, nur um die Hälfte kleiner.

Im 22ten Hefte sind die Deutschen Lymexyla fast alle abgebildet. Die hier vorgestellten *dermestoides*, *proboscideum* und *barbatum* machen, wie Hellwig richtig bemerkt, sicher nur Eine Art aus: *proboscid.* ist das Männchen, *barbatum* eine Spielart desselben, die sich nur durch die Farbe der Flügeldecken unterscheidet, und wozu es an Uebergängen nicht fehlt. Es bedarf aber einer nähern Untersuchung, ob das abgebildete wirklich das *barbatum Fabr.* ist. Viele behaupten, dafs Fabricius den unter dem Namen *Serropalpus striatus* hin und wieder bekannten Käfer gemeynt habe, den Schaller. Hall. Abh. 1. 322. t. 1. f. 7. sehr gut beschreibt, und den auch Olivier unter dem Titel *L. barbatum* versteht. Fabricius Beschreibung enthält nichts, was dieser Behauptung widerspricht; man bemerke nur die Worte: *Corp. fuscum, tomento aureo fugaci nitidum*, und selbst: *anten. et ped. pallidiores* die gar nicht auf Panzers Käfer passen. Auf der andern Seite mufs es aber jedem sonderbar scheinen, wie Fabricius Hellwigs Bemerkung von der Geschlechtsverschiedenheit, und: *probosciden affinis*, hinzusetzen konnte. Das Citat von Schaller mufs in der Fauna also weggestrichen werden, das durch *Meloe Marci.* Lin. S. N. 681. 13. *Lymex. Marci.* Olivier. In. 25. 4. 2. t. 1. f. 2. vielleicht auch durch L. *Moreo Fabr.* ersetzt werden kann. — Bey L. *navale* citirt unser Vf. Schäffer. Icon. t. 59. f. 1. wo aber gewifs kein Lymexylon, sondern eine *Necydalis*, vielleicht eine Abart der *melanura* vorgestellt ist. Eben so verbieten die langen Fühlhörner und der verschiedne Habitus Frisch. 13. t. 20. anzuziehn. Unter den angegebnen Wohnorten dieses seltnen Insects fallen daher Berlin und Regensburg weg. — Zu L. *flavipes* gehört noch *Pterophorus* Herbst. Arch. 5. 105. 47. t. 27. f. 1. a. b. — Sollte der *Ripiphorus Carinthiacus Panz.* nicht der *bimaculatus Fabr.* seyn? Alles trifft. Rec. besitzt eine Abart des hier abgebildeten, bey dem der ganze Hinterleib, und die Füfse, ausgenommen die Kniegelenke, rostroth sind. Der einzige Umstand ist der, dafs Fabricius nicht des Flecks an der Flügeldeckenwurzel erwähnt; allein bey der eben bemerkten Abart, die gerade Fabr. Beschreibung entspricht, ist er bey weitem nicht so grofs und so deutlich abgesetzt, wie bey der Varietät, die *Panzer* vorgestellt hat, und die wir auch besitzen. Die Gattungsrechte des *Stenocor. Lamed* sind uns eben so zweifelhaft (S. Rec. d. 17tes Hefts in n. 97. d. J.) wie seine Rechte auf die Deutsche Mitbürgerschaft. Zur *Leptura hastata*, die oft mit einer Abart der L. *melanura* verwechselt wird, gehört auch: *Sten. Lamed* Rossi Fn. Etr. 1. 371. Petagna. Sp. Inf. Fig. 17. Die n. 23. abgebildete *Musca solstitialis* ist nicht die wahre Linneische Fliege. Dies lehrt eine Vergleichung der Beschreibung in der Fn. Sv. Mit Degeers *M. Arctii* ist sie einerley.

23ter Heft. *Notoxus minutus F.* ist doch wahrlich kein *Notoxus*; wir möchten ihn fast für *Pfinophus Hellwigii Herbst* erklären. — *Not. thoracicus Schneider* ist *N. pedestris* Rossi Fn. Etr. Mant. 114. — Ungern wird man die Herbstischen Latridien den Dermesten beygesellt sehn, indessen hat der Vf. die Entschuldigung für sich, dafs sein Plan ihm nur solche Gattungen aufzunehmen erlaubt, die dem Fabricischen Systeme angepafst sind. Freylich werden wir dann noch lange auf die vielen Gattungen kleiner Insecten Verzicht thun müssen! Bey *Bombyx dispar* führen wir als eine zwar nicht ganz neue, Merkwürdigkeit an, dafs man vollkommne Zwitter kennt.

Der *Byrrhus fasciularis Panz.* im 24ten Heft ist wohl ohne Zweifel das *Sphaeridium fasciulare Fabr.* Auch *Olivier* (Ins. 13. 8. 7. t. 2. f. 7. a. b.) und *Brahm* (Insectenkal. 1. 59. 192.) rechnen diesen Käfer zu den Byrrhen, von denen er sich doch durch manche Kennzeichen entfernt. — *Helops caraboides Panz.* wird vielfältig für den *H. quisquilius* gehalten. Statt: Caput-fossula *longitudinali* impressa, soll es wohl *transversali* heifsen. — *Derm. coleoptratus Panz.* scheint dem *D. pedicularius* nahe verwandt. Die *Chrysom. Baaderi Panz.* ist, wie wir durch eine stufenweise auf einander folgende Reihe von Uebergängen beweisen können, eine seltne Abart der *C. 10. punctata.* — *Lymexylon levigatum Panz.* möchte vielleicht mit jenem *Serropalpus striatus* dem *Lym. barbat. F.?*) eine eigne Gattung bilden. *Donacia appendiculata* wurde ungefähr zu eben der Zeit von Hn. Hoppe selbst unter dem Namen *Don. acuminata* bekannt gemacht. Der *Anthrib. ruficollis*, war Rec. sehr wohl bekannt; von Herbsts *Attel. ruficollis*, der mit *Anthr. planirostris* und *Curc. Roboris* Payk. einerley ist, unterscheidet ihn auch der sehr kurze Rüssel. Der *Mycetophag. spinipes Panz.* ist *castaneus F.* Seinen *Lyctus abbreviatus* stehn wir nicht an, für eine Spielart der *Nitidula sexpustulata Fabr.* zu erklären. Sie weicht zwar in ihrem Körperbaue merklich von den Nitidulen ab; doch scheint sie eben so wenig zu Lyctus zu gehören. Rec. würde sie mit *Ips quadripustulata*, *quadriguttata* in eine eigne Gattung verbinden. Die seltsame *Empis platyptera Panz.* bekamen wir einst vom Harze.

Dem 24tem Hefte ist das systematische Register über den ganzen Jahrgang von 1794., mit der Vorrede des Verfassers, beygelegt.

Wir können diesen zweyten Jahrgang nicht besser beschliefsen, als wenn wir einige der in diesen letzten Heften gelieferten Abbildungen genau mit der Natur vergleichen, um aus dieser Vergleichung einige Anmerkungen zu ziehn, deren Anwendung diesem vortrefflichen Werke vielleicht einen noch gröfsern Beyfall verschaffen könnte, als es jetzt schon hat.

Wer mit Aufmerksamkeit die Figuren untersucht, der wird finden, dafs der Umrifs das Hauptverdienst des Zeichners ist. Nicht leicht ist ein Insectenmaler glücklicher in Auffassung dessen gewesen, was zu dem Charakteristischen des Insects gehört, als Sturm. Allein uns scheint es, als ob die feinere Ausführung der Darstellung durch Schatten und Licht

viel-

vielleicht nicht selten der nachher aufzutragenden Farben wegen, von dem Künstler vernachläßiget wurde. Bey den meisten seiner Vorstellungen, besonders bey den Käfern, wo doch so Vieles sich findet, was nur durch Schatten und Licht dargestellt werden kann, sieht man den Schatten auf der Einen Seite so stark vertheilt, wie auf der andern. Oft fehlt der Schatten ganz, an Theilen, die gleichwohl nicht platt sind z. B. im 23ten Hefte bey *Chrysom. Lapponica, glorioſa* nnd *ſpecioſa*. Wir wollen bey dem ersten dieser drey Käfer stehn bleiben. Der Umriſs im Ganzen und in den einzelnen Theilen ist sehr gut; fast aber möchte Rec. die Flügeldecken zu breit, oder richtiger zu kurz angegeben finden; doch kann sich das Auge in solchen Fällen, wo der Schatten mit ins Spiel kommt, sehr leicht täuschen. Der Schatten, der das Mittelfeld des Bruſtschilds emporheben soll, ist zu stark; es ist nicht so scharf von den Seitenrändern abgesetzt; sondern nur durch eine flache Rinne. Das Licht fällt gerade in die Mitte des Bruſtschilds; die Seitenränder sind gleich stark beleuchtet. Auf den Flügeldecken findet weder Schatten, noch Licht statt. Die dunkelgrünen Zeichnungen sind gewiſsermaſsen als Vertiefungen behandelt. Dieſelben Striche, die auf dem Bruſtschilde zur Schattirung angewendet sind, sollen hier dem Illuminateur zur Richtſchnur dienen, wohin er die grüne Farbe tragen soll. Die Wölbung der Flügeldecken ist so wenig, wie ihre hintere Abdachung, sichtbar; auch von dem Rande ist keine Spur. Es ist wahr, die Art des Kupferstichs, deren sich der Künstler bedient, setzt ihm groſse Hinderniſſe entgegen, die schwer und nur mit einigem Zeitaufwande zu heben sind. Denn eigentlich sollte man sich bey Abbildungen solcher Gegenstände der punktirten Manier bedienen, womit die Natur sich noch am Ersten erreichen läſst. In frühern Blättern z. B. beym *Necrophor. Veſpillo* im 2ten Hefte hat H. Sturm beide Arten des Kupferstichs mit ziemlichen Glücke vereint.

Jetzt bleibt uns noch ein Umstand auseinanderzuſetzen, der auf das Auge eine nachtheilige Wirkung hat; die Stellung der Füſse; wir meynen nicht das, im Grunde betrachtet, oft unnatürliche, Einerley, sondern wir wiſsen recht wohl, daſs der Natur nachgeahmte Stellungen oft es nothwendig machen würden, Ein Insect von mehrern Seiten darzustellen, um alle Theile nach ihren richtigen Verhältniſſen zu sehn. Um bey *Chrys. Lapponica* stehn zu bleiben, ist es wohl möglich, daſs bey *dieſer* Ansicht des Bruſtschildes die beiden Vorderfüſse so auf jeder Seite hervorkommen können? Das vorderste Bein ist an der untern Seite des Bruſtschilds in der Mitte eingelenkt; in der Figur tritt es unter der Schulter der Flügeldecken, und zwar in der Richtung hervor, daſs wenn man sich den Schenkel nach innen, bis an seinen Urſprung verlängert denkt, dieſer Urſprung fast in die Mitte der Unterseite der Bruſt fallen würde. Ueberdem kann der Schenkel in dieſer Stellung nie so weit hervorragen. Der zweyte Schenkel würde; bis an seine Wurzel verfolgt, sich mit dem ersten kreuzen, und sein Urſprng, der einen Raum hinter dem des Vorderſchenkels liegt, vor denſelben fallen müſſen. Und dieſer Fehler ist so oft wiederholt.

Die Abbildung des *Ripiphor. Carinthiacus* ist ein neuer Beweis, von unſrer Behauptung, wie schön es unſerm *Sturm* gelingt, das Charakteriſtiſche des Umriſſes darzustellen. Genaue Vergleichung mit der Natur findet auch hier den Kopf in Fig. b. oben zu spitz, und, was ungleich wichtiger ist, die Fuſsblätter sehr unrichtig gezeichnet, die doch bey den Käfern dieſer Gattung sehr merkwürdige Verhältniſſe gegen einander haben. An dem mittlern Fuſspaare ist das erste Glied des Tarſus fast so lang, wie der ganze Tarſus der Figur; das zweyte Glied ist halb so lang, als das erste; u. ſ. f. Unſre Vergleichung ist von vier Exemplaren genommen.

Hr. Sturm ist gewiſs von uns überzeugt, daſs Liebe für das Beſte der Wiſſenschaft, die seiner Kunst sehr Vieles dankt, der einzige Gesichtspunkt ist, aus dem er dieſe nähere Unterſuchung einiger seiner Werke ansehn kann. Mit dem gröſseſten Vergnügen wird Rec. dem Publikum Nachricht geben, wie dieſer Künstler unſre Winke benutzt hat, wozu er uns die gewiſseſte Hoffnung gibt.

Nürnberg, a. Koſt. d. Vf.: *Verzeichniſs meiner Inſecten-Sammlung*. Geſammelt und herausgegeben von *Jakob Sturm*. Mit vier Kupfertafeln. 1796. 48 S. kl. 8. (16 gr.)

Mit dem wahren Vergnügen, das uns die naturhiſtoriſchen Werke der Künstler unſrer Zeit so selten gewähren, zeigen wir dieſes Werkchen an, das seinem Verfaſſer Ehre macht. Hr. *S.*, den ganz Deutſchland und mehrere Naturforſcher des Auslands schon durch die Panzerſche Faune von der rühmlichſten Seite kennen, ist nicht blos Maler, sondern, was seine Arbeit schon vermuthen lieſs, auch Liebhaber der Insecten. Er legt also hier allen, die mit ihm Insecten tauſchen wollen, das Verzeichniſs seiner Sammlung vor; und ergreift dieſe Gelegenheit, zu zeigen, was er zu liefern vermöchte, wenn er Zeichnung, Stich und Illumination *ſelbſt* beſorgte. Beſſer hätte er sich nicht gegen die Vorwürfe manches seiner Rec. rechtfertigen können. In der Zeichnung, der Illumination und der reinlichen Behandlung verdienen die 42 Darſtellungen, noch nirgends oder doch nur ſchlecht abgebildeter Insecten aus mehrern Ordnungen, den beſten Meiſterwerken an die Seite geſetzt zu werden. Des Vfs. Grundſätze in Vertheilung des Schattens und Lichts ſtimmen nicht mit den unſrigen überein. Wir werden in dieſen Blättern Gelegenheit haben, uns näher darüber zu erklären.

Der 2te Abſchnitt enthält die Synonymie und den Aufenthalt der abgebildeten Thiere. Wir haben ihn mit Vergnügen geleſen. *Cryptoceph. nitens* n. 6. möchten wir fast für *flavifrons* halten; *C. gracilis* n. 11. ist Abart von *Cr. minutus* n. 10., *Cucuius pallens* t. 2. f. 2. Varietät von *Cuc. flavipes*. f. 1. Mit Recht vertheidigt der Vf. die Artverſchiedenheit der *Pyrochroa rubens*.

rubens. Panzer hat die *Saperda nigripes* allerdings in seinem Taschenbuche, aber unter dem Namen *dubia Laichart.* Die beiden letzten Tafeln sind vorzüglich schön.

## VOLKSSCHRIFTEN.

Schnepfenthal, in der Erziehungsanstalt, und Leipzig, in Comm. b. Crusius, wie auch in der *Herrmannischen Buchh. in Frankfurt a. M.*, der *Gothaischen Zeitungs-Expedition* und *allen Postämtern: Der Bote aus Thüringen.* 3 u. 4tes Quartal 1795, und 1 bis 4tes Quartal. 1796. 8.

Bekanntlich wird von diesem Boten wöchentlich ein Bogen ausgegeben, von welchem die letztere Hälfte mit Zeitungsnachrichten, und die erste mit andern nützlichen Dingen angefüllet wird. Die *bisher erzählte Geschichte der Deutschen* wird *beym Tode Siegmunds* (1437.) abgebrochen, auf einige Zeit, vermuthlich bis nach geendigten Kriege, wo sich dann die Geschichte Deutschlands während und nach der Reformation mit ihrem Einfluss auf jetzige Zeiten sicherer wird beschreiben lassen. In *diesem Jahre* hat der Bote ein Chärtchen von *Italien*, so wie im *vergangenen* eins von *Deutschland* mitgebracht. Er weiss sich nach den Umständen zu schicken. — Der *folgende Jahrgang*, meldet Hr. *Salzmann*, wird enthalten: *Lebensbeschreibungen merkwürdiger Männer, Nachrichten von den Sitten verschiedener Völker, und den Merkwürdigkeiten fremder Länder, kurze Erzählungen aus Reisebeschreibungen, u. d. gl.*, wodurch den Lesern hoffentlich nicht nur eine angenehme Unterhaltung, sondern auch manche nützliche Belehrung verschaffet werden wird. — Das glauben wir auch, und sicherlich besser als durch seinen Stiefbruder, dem *hinkenden* (!!) Staatsbothen, der zur Schande unsrer Zeit noch in den Händen so vieler Leser ist, und solcher vorzüglich, bey denen es gar nicht vermuthet werden sollte.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Breslau u. Leipzig*, b. Korn: *Seltene und erhabene Ansichten der Natur nach den besten und kostbarsten Werken und Zeichnungen* in Kupfer gestochen und mit einer Schilderung versehen, nebst 8 Kupfern und 1 Vignette. die Kupfer sind in Fol. der Text in 4. 1795. 70 S. (6 Rthlr.) Es verdient Unterstützung und Lob, wenn Künstler oder Freunde des Schönen durch die Hand der Künstler vorzüglich schöne und erhabne Gegenstände der Natur durch Kupfer zu verbreiten suchen. Denn nicht allein unsre Kenntnisse der Natur selbst werden durch solche Ansichten erweitert, sondern es gewährt auch die treue Darstellung, der Geist des Künstlers in der Wahl, Gruppirung und Beleuchtung und sein individueller charakteristischer Ausdruck uns einen mannigfaltigen Genuss. Indessen gilt dies Letztre nur von Originalien; denn Geist und freyer Vortrag kann nur äufserst selten in einer Copie seyn, und darum hat auch die vor uns liegende Sammlung nur den Erst angeführten Vorzug, dass sie uns grofse und erhabne Gegenstände aus verschiednen Gegenden der Erde vorhält. Die erstern 4 Bl. sind Copien aus der Voyage pittoresque durch Choiseul-Gouffier. Die Letztern sind aus Hamiltons Campi phlegraei. Der erklärende Text liest sich angenehm, nur können wir uns, trotz der angehängten Klausel wegen seiner Rechtschreibung nichs enthalten, den Vf. des Textes zu fragen, warum er Plin schreibt statt Plinius, da er doch Scipio Africanus schreibt, und nicht Scip African oder der Afrikanische Scip.? Dieses Werk soll in Heften erscheinen, jeder Heft enthält 8 Bl. Die Kupfer sind durch Hn. Richter in Breslau in aqua tinta Manier geatzt, braun gedruckt und — zu bunt illuminirt. Der 1ste Heft hat folgende: 1) Den Eingang zur Höle auf Antiparos. 2) Die innre Höle. Treue genug hat Hr. R. in den Copieen bewiesen; aber zu wünschen wäre es, dass er das was zur eigentlichen Zeichnung gehört mehr studiren möchte. Er sinkt so hinab auf die Stufe der Handarbeiter, denen es stets an Geiste und leichtem Vortrage fehlt. So fehlt es fast durchgängig den Baum und Strauchparthien an der Linien und Luftperspektive, an Rundung, und gehöriger Gruppirung in den kleinern Theilen, welches doch bey den Originalkupfern der Fall nicht ist. Auch sind die Figuren aus Mangel an Kenntnifs des Körpers und der Bekleidung öfters zu sehr verzeichnet. Das 2te Blatt ist besser als das 1ste weil kein Baum kein Strauch in dieser Höle auf Antiparos befindlich ist; sondern das Ganze aus Nichts als Felsen und Stalacktiten besteht, welche der franz. Künstler, wie noch die Copie zeigt, gut gruppirte und beleuchtete. 3) Stellt einen grofsen Ahornbaum auf Cos vor: aber auch hier fehlt in den Blätterparthien des Baumes Rundung und das perspektivische Hintereinandertreten der Zweige — worin Waterloo Meister war. 4) Ein Kastanienbaum auf dem Aetna ist viel besser, als das vorhergehende Blatt, aber die perspektivischen Durchsichten durch die Laubparthien fehlen auch hier. Und wenn Mannigfaltigkeit eine Hauptregel in den Gruppirungen der Körper ist, so sind die Formen der Wolken in diesem Blatte just das Gegentheil: denn es liegen 6 Halbzirkelformen in gerader Richtung neben einander. 5) Stellt einen Vulkan auf Island vor, welcher der grofse Geiser heifst. In diesem Blatte ist das Korn, welches die Tinten giebt, sehr verunglückt. 6) Der Ausbruch des Vesuv. 1779. den 8 Aug. von Paufilippo aus gesehen. 7) Derselbe von Portici, ist auf dem Titel als Vignette in Quartform aufgezogen. 8) Der Ausbruch und Lavastrom des Vesuv von 1771. und 9) der Vesuv im Winter. Alle diese Blätter sind blofs interessant wegen der sonderbaren Wirkung der Natur. Die Arabesken Einfassung auf dem blauen Papiere, worauf die Kupferabdrücke aufgezogen sind, thut darum nur zu grelle Wirkung aufs Auge, weil die vielen Spitzen darinn das Gefühl beleidigen. Eine Verzierung als Einfassung eines Bildes mufs Ruhe zum Hauptbegriffe haben, und nicht durch beleidigenden Reiz das Auge von der Betrachtung des Hauptwerks abziehn, sonst wird der Totaleindruck auf den ersten Blick vernichtet.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. Februar 1797.


## ARZNEIGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Felisch: *J. J. Plenk's Hygrologie des menschlichen Körpers*, oder physiologisch-chemische Betrachtungen der flüssigen Bestandtheile des menschlichen Körpers. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von *Wolf Davidson*, Dr., mit einer Vorrede und einigen Anmerk. versehen von Dr. *S. F. Hermbstädt*. 1796. 163 S. 8.

Diese Uebersetzung, (denn das Werkchen selbst, ist bereits von einem andern Rec. in der A. L. Z. angezeigt,) ist im Ganzen genommen zu den guten Uebersetzungen zu rechnen, und hat durch Hn. *Hermbstädt's* Anmerkungen wesentliche Vorzüge erhalten. Zwar möchte der Rec. nicht alle Behauptungen des Hn. *H.* unterschreiben, z. B. dass die Empfindung der Wärme die Folge einer *widernatürlichen* Ausdehnung der Materie unsers Körpers durch den Wärmestoff sey, dass die Galvanischen Versuche unstreitig das Daseyn der elektrischen Materie im Körper beweisen, dass die rothe Farbe des Bluts eine Folge vom Kohlenstoff sey, und durch Sauerstoff gestöhrt werde, dass die thierische Wärme gröfstentheils auf Rechnung der Verdauung komme u. s. w.; allein die bey weitem meisten Erläuterungen und Berichtigungen sind, wie man sie von Hn. *H.* erwarten kann, mit grofser Sachkenntnifs abgefafst, und geben dadurch dem Buche einen gröfsern Werth, und für angehende Physiologen eine gröfsere Brauchbarkeit. Die Anmerkungen des Hn. *Davidson* sind unbedeutend, und geben zum Theil einen übeln Begriff von Hn. *D's* physiologischen Kenntnissen und von der Deutlichkeit seiner Vorstellungen. So sagt er z. B. S. 44.: „*Ich weifs nicht, wie der Vf. auch die Pflanzen hierher rechnen kann. Diese haben doch wohl kein Lebensprincip, diese haben nur ein Vermögen, sich durch einen auf sie wirkenden Reiz zu verändern und zusammenzuziehen, und dieses ist eigentlich Irritabilität, die man auch bey den todten thierischen Körpern noch vorfindet, wo das Lebensprincip doch schon verloschen ist.*“ Für so wenige Zeilen ist hier doch Verwirrung der Begriffe und Unbekanntschaft mit den Dingen, wovon die Rede ist, genug!

Berlin, b. Himburg: D. *Franz Milman*, des K. Collegiums der Aerzte und der K. Societät der Wissensch. zu London Mitglieds, *Untersuchung über den Ursprung der Symptome des Scorbuts und der Faulfieber*. Aus dem Englischen übersetzt von D. *Hermann Wilhelm Lindemann*. 1795. XX u. 164 S. 8.

Wenn auch der Vf. den deutschen Aerzten über die Natur der langwierigen und hitzigen Krankheiten, die mit sogenannter Fäulnifs verbunden sind, nichts Neues sagt, indem man über den Satz, der in diesem Werke durch scharfsinnige Zusammenstellung vieler Thatsachen erwiesen wird, in Deutschland seit einiger Zeit einverstanden ist; so verdient dieses Buch doch die Aufmerksamkeit der Aerzte wegen der vortrefflichen Entwickelung der Gründe für die Meynung, dass die Säfte unsers Körpers beym Scorbut und bey Faulfiebern nicht ursprünglich afficirt sind, sondern dass die nächste Ursache beider Krankheiten in den festen Theilen liege. Abnahme der Lebenskraft, durch schwächende Ursachen aller Art bewirkt, ist die nächste Ursache des Scorbuts und der Faulfieber: zu sehr beschränkt aber wohl der Vf. seine Ideen, wenn er glaubt, dass der eigentliche Sitz beider Krankheiten in der Muskelfaser sey, weil die Thätigkeit der Lebenskraft sich in dem belebten Körper nicht durch die Muskelfaser allein äufsert. Der Vf. beurtheilt die berühmtern antiscorbutischen Mittel nach den Thatsachen, welche glaubwürdige Beobachter von ihnen aufgezeichnet haben, und da verlieren die allermeisten sehr viel von dem Ansehen, in dem sie bisher standen. Selbst die von Lind so sehr empfohlnen Limonien fand Cook unwirksam, und der Malzaufguss bewirkte, was diese nicht vermochten. Pringle, den seine Theorie von der Fäulnifswidrigkeit dieser Mittel verleitete, sie für sehr wirksam zu halten, und der sich alle Mühe gegeben hatte, den Cook für dieselben einzunehmen, schrieb am Ende den Fehlschlag dem Umstand zu, dass sie nicht in hinreichender Menge gegeben worden wären. Die Uebersetzung ist mit Fleifs ausgearbeitet. Die langen Stellen aus Fontana's Untersuchungen *sopra la fisica animale* hätte der Uebers. deutsch abdrucken lassen sollen.

Breslau, Hirschberg, Lissa, b. Korn d. Aelt.: *Edward Ford's*, — Wundarztes an der allg. Westminster-Krankenanstalt, *Bemerkungen über die Krankheit des Hüftgelenks, über weifse Kniegeschwülste, Beinfrafs am Handgelenk und andere hieher gehörige Zufälle*. Aus dem Englischen übersetzt von einem praktischen Arzte. *Nebst acht Kupfertafeln*. 1795. 200 S. 8.

Der Vf. hat sich um den Gegenstand, den er behandelt, ein doppeltes Verdienst erworben. Er hat die Diagnosis der Krankheiten des Hüftgelenks, die mit lang-

langsamer Entzündung, und in der Folge mit Vereiterung und Beinfrafs verbunden sind, besser als bisher bestimmt, und der Natur gemäfsere Grundsätze über die Heilung derselben aufgestellt. Man hält diese Krankheit des Hüftgelenks gewöhnlich im Anfang für unbedeutend: Bläfse des Gesichts, Anfälle von Trägheit und Schwere der Glieder, mit geschwinden Anstrengungen abwechselnd, begleiten gewöhnlich die andern Zufälle, den etwas hinkenden Gang, die Lähmung und die Abzehrung des Ober- und Unterschenkels, die Anfangs kaum bemerkbar ist. Das kranke Glied ist allemal um ein merkliches länger, als das gesunde, welches man durch Vergleichung der Kniescheiben und der Köpfe der Schenkelknochen an beiden Schenkeln deutlich bemerkt. Oft zeigt sich, besonders des Nachts, ein heftiger Schmerz im Knie. Das Gewicht des Körpers ruht mehr auf dem gesunden Schenkel, den kranken Schenkel setzt der Kranke auswärts, und die Last des Körpers ruht bey diesem mehr auf den Zehen, als auf dem ganzen Fufs. Wenn endlich die Entzündung in Eiterung übergeht, so verkürzt sich das vorher verlängerte Glied, und schwindet immer mehr: es entstehen Fieberbewegungen mit Abzehrung, und die Steifheit des Hüftgelenks oder der Tod sind das gewöhnliche Loos solcher Unglücklichen. Diese Vereiterung ist gewöhnlich Folge des Beinfrafses an dem Kopfe des Oberschenkelknochens oder in der Pfanne, der sich auch zuweilen, aber selten, einfindet, ohne sich durch irgend einen auszeichnenden Zufall zu verrathen. Der Vf. fafst die Unterscheidungskennzeichen der Krankheit in dem Zeitraum, ehe sie in Eiterung übergeht, in folgende zusammen: Schmerz im Knie, Einsinken der erhöhten Hinterbacken, Verlängerung des Gliedes, beschwerliche Empfindung bey Bewegung des Gelenkes.

Ueber die Behandlungsart der Entzündung und der Abscesse des Hüftgelenks liefert der Vf. erst allgemeine Bemerkungen. Weil die Krankheit am leichtesten scrofulöse Personen, und am öftersten Kinder befällt; so haben Mittel, wider diese Schärfe gerichtet, oft viele Dienste geleistet: sie konnten aber nicht alles leisten. Warme locale Bäder erleichterten die Zufälle allemal, aber ohne Bestand. Oertliche Blutausleerungen durch Blutigel sind zur Verminderung der Entzündung von augenscheinlichem Nutzen; der Vf. legte bey einem Kranken im Verlauf der Krankheit deren mehrere hundert an. Auch Blasenpflaster sind in der frühern Periode der Krankheit von Nutzen: am besten aber wirkt bey Entzündungen des Hüftgelenks und der Gegend der Rückenwirbelbeine, die in Eiterung und Beinfrafs überzugehen drohen, das Aetzmittel, welches auch schon die Alten bey diesen Krankheiten bewährt fanden. Der Vf. läfst den Aetzstein in der schmerzenden Stelle einreiben, so dafs ein Fontanell entsteht, von einer ovalen Rundung, einen Zoll lang, und über einen halben Zoll breit, und läfst dasselbe so lange als möglich fliefsen. Er hat seinem Werke sehr viele Fälle beygefügt, und diese beweisen die Vortheile dieser Methode unwidersprechlich. Die Oeffnung des vorhandenen Abscesses durch das Messer, das Haarseil, oder durch das Aetzmittel, widerräth er durchaus. Man soll ihn ganz der Natur überlassen. In vielen Fällen brach der Abscefs gar nicht auf, und der Kranke kam mit der Steifheit des Gelenks, der immer noch wohlthätigen Endigung der Krankheit, wenn sie so weit gediehen ist, davon. Wider die weifse Geschwulst am Knie, wider die Entzündung und Abscesse am Rückgrad und an dem Handgelenk, empfiehlt er die nämliche Methode, die er bey der Entzündung und Vereiterung des Hüftgelenks bewährt gefunden hatte, und bewährt seine Vorschläge mit mehrern instructiven Krankengeschichten. Eine Erläuterung über *Hippocrat. Sect. VI. aphorism.* 59. 60. von einem Ungenannten ist noch beygefügt.

Jena, in der akad. Buchh.: *Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst*, herausgegeben von *C. W. Hufeland*, der Arzneyk. ord. Lehrer zu Jena. *Zweyter Band, drittes und viertes Stück.* 1796. von S. 323 bis 621. Mit einem Namen- und Sachregister.

I. *Einige Bemerkungen über die Katarrhe der Kinder und über den Nutzen des eingedickten Cardobenedictensafts in denselben*, von Dr. Joh. Theod. Valent. *Selig*, in Plauen. Die Katarrhalbeschwerden bey Kindern können füglich unter vier Gattungen gebracht werden, als einfache, inflammatorische, gastrische und Katarrhe, die von Schärfen entstehen, als Masern, Scharlachfieber, Flechten. Das aus frischem Kraut bereitete Extract des Card. benedict. empfiehlt er als ein Resolvens, Roborans, Stomachicum, Diaphoreticum und Expectorans. In den Katarrhen der Kinder rühmt er besonders ein Katarrhal-Elixir an, welches aus zwey bis drey Scrupeln des Extr. Card. benedict. in einer Unze Wasser aufgelöst besteht, dem noch 20 bis 50 Tropfen der Ess. Scordii und Aurant. beygemischt werden, und reicht solches, praemiss. praemitt. alle drey oder vier Stunden zu 30 bis 40 Tropfen mit etwas Zucker und Wasser. II. *Praktische Beobachtungen über die Heilkraft des warmen mineralischen Bades zu Töpliz in Böhmen in Schlagflüssen und Lähmungen, und über die Wirkungen des Schreckens und der Imagination und einer zweymaligen Pockenansteckung*, vom Hn. D. *Hansa* in Töpliz. In jenen Fällen, wo die Zerrüttung des Gehirns, des Rückenmarks, der Nerven überhaupt durch den Druck der ergossenen, angehäuften Feuchtigkeiten nicht zu grofs: wo die Verrichtungen des denkenden Wesens, Gedächtnifs, Einbildung, Urtheil etc. im guten Zustande sind, wo keine zu heftige Erschütterungen unverbesserliche Verwüstungen angerichtet haben; also in leichten Fällen, in Lähmungen einzelner Theile, wenn sie nicht schon Jahre lang gedauert haben, werden diese Bäder mit gutem Erfolg gebraucht. — Nach dem plötzlichen Brand der Stadt Töpliz 1793 sah der Vf. ausser verschiedenen Wirkungen des Schrecks auf die Nerven, zweymal ein Unvermögen des Schlingens, wovon das eine mit einem tödtlichen Opisthotonus sich endete, das andre aber mit Bäder, Moschus, Opium

Opium etc. geheilt wurde. — Zwey Mädchen bekamen, so oft sie ihren sechsjährigen Bruder an Convulsionen leiden sahen, einen Krampf des Muscul. flexoris pollicis und des Musc. Thenar, wodurch ihre Daumen mit schmerzhafter Empfindung so lange einwärts gezogen wurden, als der Anfall des Bruders währte. Nach hergestellter Gesundheit des Knaben verschwand auch dieser Zufall bey den Schwestern. — Ein zwanzigjähriges Mädchen, das die Pocken schon gehabt hatte, wurde, nachdem es ein Kind vier Wochen lang an bösartigen Pocken gewartet hatte, mit einem inflammatorischen Seitenstich befallen, wobey um die Lippen zehn wahre Pocken ausbrachen, eiterten, und nach und nach wieder abtrockneten. — (Es waren also bloße Localblattern, die man öfters an Wärterinnen und Ammen, welche Pockenkinder pflegen, an Brust und Wangen sieht.) III. *Nutzen des Bauchstichs in der Wassersucht*, von *Ebendemselben*. Ein Capellan wurde vom Vf. mit gutem Erfolg angezapft: nach zwey Jahren ungefähr fing er an schwermüthig und nach und nach gar wahnsinnig zu werden. IV. *Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneysubstanzen, nebst einigen Blicken auf die bisherigen*, von D. Sam. *Hahnemann*. Die Arzneymittel und deren Weise, auf unsern Körper zu wirken, werden weder durch bloße chemische Zerlegung derselben, noch durch die Zumischung der unbekannten Arzneykräfte zu dem aus der Ader gelassenen Blut, auch nicht durch Einspritzung in dasselbe, noch durch die sinnlichen äussern Merkmale, Geruch, Geschmack etc., oder durch die botanische Verwandtschaft etc. allein ergründet und bestimmt. Nur die geflissentliche Erfahrung bleibt übrig, um die zu erforschenden Arzneyen am lebenden menschlichen Körper selbst zu versuchen. Der Vf. giebt in diesem lehrreichen Aufsatz wichtige Winke für denkende Aerzte hiezu. Seine Grundsätze sind: „Dass man, um die wahren Heilkräfte einer Arzney für chronische Krankheiten auszufinden, auf die specifische künstliche Krankheit sehen müsse, welche sie im menschlichen Körper zu erregen pflegt, um sie dann einer sehr ähnlichen kränklichen Körperverfassung anzupassen, die gehoben werden soll; dass man ferner, um gewisse chronische Krankheiten gründlich zu heben, sich nach Arzneyen umsehen müsse, die eine ähnliche, am besten sehr ähnliche Krankheit im menschlichen Körper zu erregen pflegen." (Die Fortsetzung im nächsten Stück.) *Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten* 1) *Bemerkungen über Masern, Blattern und Inoculation derselben zu Jena*, vom *Herausg.* dieses Journals. Die Masern waren Anfangs gutartig, zuletzt aber complicirt, gastrisch, verminös, und am meisten mit Nervenfiebern verbunden. Nachkrankheiten zeigten sich häufig, welche gar oft weit gefährlicher waren, als die Hauptkrankheit selbst. So blieb einer Schwangern nach überstandenen Masern und Peripneumonie ein hartnäckiger Husten zurück, welcher eine Vomica besorgen liess, und nach vielen vergebens angewandten Mitteln endlich folgenden Pillen wich: *Rec. Extract. Cicutae fl. Sulphur aā gr. viij Extr. Hyoscyam. gr. ij S.* Täglich 3mal diese Dose z. n. — Ein Mädchen, das bey ihrer Schwester bis zum Ausbruch bösartiger Pocken blieb, wurde nun von derselben abgesondert und inoculirt: bekam auch die künstlichen Blattern leicht und glücklich. 2) *Epidemischer Gesundheitszustand zu Gera, Görlitz, Oschatz, Gräfenthal, Lübeck, Hannover, Calw, Jena*, aus Briefen vom May, Jun. u. Jul., von verschiedenen Aerzten, als D. *Struve*, D. *Ackermann*, D. *Winckler* etc. Die meisten dieser Auszüge enthalten Masern und Scharlachepidemieen, Keichhusten etc. Gegen diesen gab Hr. D. *Winckler* zu *Gräfenthal* die Zinkblumen mit China, und sah darauf die Anfälle und Dauer desselben merklich abnehmen. 3) *Entscheidender Einfluss der Veränderungen der Atmosphäre auf den Ausgang der Brustkrankheiten*, von dem *Herausg.* Hippokrates Satz ist und bleibt auch jetzt noch wahr: Nord- und Ostwind, oder der hohe Barometerstand disponire zu Entzündungen, so wie Süd- und Westwind oder der niedrige Barometerstand zu nervösen und faulichten Krankheiten stimme. 4) *Neuempfohlnes Mittel gegen die Gicht.* Hr. D. *Rave* empfiehlt gegen chronische Gichtzufälle Rad. Calam. aromat. und Hb. Sabinae, zur Hebung der äusserlichen Gichtzufälle in den Gelenken rühmt er nach Hofmann, den Peruvian. Balsam in Weingeist aufgelöst, und bey Aernern den Balsam. de Copaiv., oder das Ol. Cajeput.

*Viertes Stück.* I. *Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte* etc., vom D. Sam. *Hahnemann.* (Fortsetzung.) China, Arnica, Millefolium, Valeriana, Cicuta etc. wirken specifisch gegen kalte Fieber, Ruhren, Blutflüsse, Krämpfe, Drüsenverhärtungen etc., weil dieselben Mittel in grosen Gaben genommen, dieselben Krankheiten und Zufälle hervorbringen. Eben so heilt, sparsam genommen Caffe, Kopfweh; Bittersüss, rheumatische Schmerzen; Schwarznachtschatten die Kriebelkrankheit; Belladonna u. s. w. beschwerliches krampfhaftes Schlingen, weil alle diese Gewächse in starken Dosen bey Gesunden dieselben Zufälle hervorbringen. Und nun geht Hr. *Hahn.* sehr viele wirksame Arzneymittel, meistens aus dem Pflanzenreiche, durch, als: Clethusa Cynapium, Semen Menisperm. Coccul. Paris quadrifolia, Hyoscyamus niger, Datura Stramonium, Nicotiana Tabacum, Nux vomica, Ignatia amara, Digitalis purpurea — (nur alle zwey oder drey Tage soll man eine Gabe dieses Mittels geben, solches nie mit China versetzen, wohl aber mit Laugensalz, wenn es Durchfälle macht —) Viola tricolor, Ipecac.; Nerium oleander, Nerium antidysentericum, arbutus Uva Ursi, Rhododendrum Chrysanth. Ledum palustre, Papaver somniferum (Queckfilber - Bley - und Arsenikwirkungen werden hier im Vorbeygehen berührt) Taxus baccata, Aconitum Napellus, Helleborus niger, Anemone pratensis, Geum urbanum, der Bittermandelstoff, Drosera rotundifolia, Sambucus niger, verschiedene Arten des Sumachs, der Kampfer, Aesculus hippocastanum, Kermes, Phytolacke, Ulmus campestris, Cannabis sativa, Crocus sativus, Lolium temulentum, Scilla maritima, Veratrum album, Semen Sabadilli,

Agaricus muscarius, Myristica aromatica etc., und es erklärt sich die specifische Wirkung aller dieser heroischen und Giftpflanzen aus dem festgesetzten Grundsatz: „die Zufälle, welche ein Mittel in grosen Gaben hervorbringt, dieselben heile sie in kleinen Gaben.“ Der denkende Arzt wird in diesem interessanten Aufsatz manche wichtige Winke finden. II. *Heilung eines convulsivischen Aufstossens*, vom Hn. Hofr. *Jördens* in Hof. Ein 58jähriger Mann, dessen Verdauungsorgane durch wiederholte Diätsfehler sehr geschwächt waren, bekam ein heftiges Aufstossen, das ganze Stunden und in der Folge halbe Tage unablässig fortdauerte, wodurch der Kranke sehr herabkam. Nach 15 Wochen wurde das Uebel durch Wiederherstellung der Ausdünstung an den Füsen, durch Beförderung der Leibesöffnung und des Abgangs der Blähungen nach unten, endlich durch Stärkung des Körpers und des geschwächten Darmcanals gänzlich gehoben. Vorzüglich wirksam zeigte sich bey dieser Kur ein *Infusum Fl. Chamom. Rhabb. Cort. Aurant. Semin. Anis. Foenicul.* mit *Elaeos. Menth. pip.*, sammt einem Absud aus *Rhabb. 3vj Tarax. Copt. Aurant. Cascarill. Lign. Quass. aa. 3β Semin. Anis Foenicul. aa. 3iii* täglich zu drey Tassen genommen. Rec. erinnert sich, vor 5 Jahren einen jungen Ehemann, welcher meistens nach Tisch oder auf Gemüthsbewegungen, heftiges Würgen zum Brechen und darauf anhaltendes Aufstossen bekam, wobey aber allezeit ein Mundvoll genossener, oft schon halbverdauter Speisen zum Vorschein kam, nach vielen Wochen endlich mittelst einer anpassenden Lebensordnung und mit solchen Mitteln geheilt zu haben, welche nicht nur den Magen, sondern auch das ganze Nervensystem stärkten. Visceralklystire von bittern Kräutern und Assa foetida versetzt, nebst einem Absud von China, Angustur. Lign. Quass. pom. Aurant. immat. mit einem Zusatz von Extractis amaris und des Elix. propr. e Rhabb. erzeigten sich bey dieser langwierigen Kur vorzüglich wohlthätig. III. *Wirkung der Tinctur. Colocynthidis pharm. Succ. in Lähmungen*, vom Hn. Prof. *Kölpin* in Stettin. Hr. K. gab diese Arzney vielfältig in Lähmungen und Unbeweglichkeiten der Gliedmasen mit guter Wirkung alle zwo Stunden von 12 bis 18, 30, 50 und noch mehr Tropfen, bis darauf täglich einige gelinde Ausleerungen erfolgten. Sie wird aus 1½ Unzen Coloquinthenäpfel 2 Drachmen Anissamen und 20 Unzen Franzbranntwein bereitet. IV. *Geschichte eines merkwürdigen (Wurm?) Fiebers mit der Leichenöffnung*, vom Hn. Hofr. *Hildebrandt* in Erlangen. Ein 11jähriges kachektisches Mädchen, von der öfters Würmer gingen, wurde von einem Febr. contin. rem. befallen, welches dem Anschein nach gar nicht gefahrdrohend war, und auf die angezeigten Arzneyen merklich abnahm, und nur noch Kopfschmerzen und Widerwillen gegen Speisen zurückliess. Am 8ten Tag der Krankheit wurde die Patientin plötzlich von Convulsionen befallen, und starb. Im Darmkanal waren keine Würmer zu sehen: in Gehirne aber fand man die Gefäse mit Blut überfüllt. Das Mädchen schlief lange am Ofen, durch die Hitze wurde die Congestion zum Kopf, und wahrscheinlich auch diese tödtenden Convulsionen bewirkt. V. *Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten.* 1) *Nachrichten vom Gesundheitszustand in Schlesien und Cleve.* Hr. Leibm. *Hinze* beobachtete in seinem Wirkungskreise in den letzten drey Monaten des verflossenen Jahres den rheumatischen Charakter an den vorkommenden Krankheiten, und viele Scharlachfieber und Rötheln. Gegen jenes gab er bis zur Abhäutung die Aq. bened. Ruland mit Spirit. Minder. Oxym. simpl. und Fliederwasser, dann prophylactice die Digital. purpur. und Pimpin. alb. mit Zucker, und sah bey dieser Behandlung nie Leucophlegmatien entstehen. — Hr. D. *Rademacher* in *Cleve* hatte gastrische und Faulfieber, dann in eben diesen drey Monaten Blattern, die Ruhr und eine Kolik zu behandeln, die reiche Aderlässe und die antiphlogistische Mittel erheischten. 2) *Vermischte medicinisch-chirurgische Bemerkungen aus Kopenhagen.* Einige Nachrichten über die Einrichtung des dortigen Entbindungshauses, des Friedrichs- und allgemeinen Hospitals, nebst einigen daselbst gesammelten Beobachtungen. 3) *Noch ein Wort über die Behandlung der Bubonen.* Der ungenannte Vf. zertheilte die Bubonen fast immer glücklich mit Einreibung der Neapol. Salbe oder einer sehr concentrirten Salbe aus weisem Queckssilberniederschlag in die Oberfläche des männlichen Gliedes nebst einem Breyumschlag aus frischen Schierlingsblättern und innerlich höchstens einem Thee von der Wurzel des Riedgrases (Carex arenaria) und Bitterfüs. 4) *Heilung eines chronischen Blutbrechens*, vom Hn. D. *Frey* aus Bamberg eingesandt. Bey einem sehr hartnäckigen chronischen Blutbrechen von einer Anomalie des Flux. menstr., das den besten angewandten Mitteln widerstand, zeigte sich endlich in dem dortigen Krankenhause die Besuscheffische Nervention alle drey Stunden zu 15 und mehr Tropfen genommen, ungemein wirksam. 5) *Von einem Stein unter der Zunge*, vom Hn. D. *Struve* zu Görlitz. Ein Landmann von 46 Jahren bekam Geschwulst und Schmerz unter der Zunge, worauf er Feigen legte. Als er einst diesen Umschlag abnahm, fand er eine erdigte kalkartige Masse von der Grösse einer Bohne, die sich schaben liess, und dem Blasenstein ähnlich war. 6) *Gesichtsschmerz durch Metastase geheilt*, vom Hn. D. *Rademacher* in Cleve. Als bey einem jungen Mädchen ein *Herpes farinos.* an der schmerzhaften Gegend des Gesichts auf den Gebrauch des Aconiti mit einem Absud von Sassafras und Guajakholz zum Vorschein kam, hörte ein neun Monate währender Gesichtsschmerz auf. 7) *Ueber medicin. Beobachtung der Witterung und Atmosphäre*, vom Hn. D. *Brehmer* in Lübeck. Das Thermometer, Barometer und überhaupt die gewöhnlichen Instrumente sind zur richtigen Beobachtung der Witterung nicht hinreichend, und die meisten derselben äusserst unvollkommen, und daher nicht übereinstimmend. 8) *Anzeige neuer meteorologischer Instrumente sammt ihren Preisen, bey* Hn. *Voigt* in Weimar.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 6. Februar 1797.*


## MATHEMATIK.

BERLIN, b. dem Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch* für das Jahr 1799 nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Mit Genehmhaltung der Königl. Akademie der Wissenschaften berechnet, und herausgegeben von *I. E. Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie. Mit einer Kupfertafel. 1796. 252 S. 8.

Unermüdet fährt Hr. B. fort, das Publicum alle Jahre regelmäfsig mit seinem astronomischen Jahrbuche auf zwey Jahre im voraus zu beschenken; ein Vortheil, welchen aufser dem *Nautical Almanac*, keine astronomischen Ephemeriden weder die Pariser, die Wiener, noch die Mayländer haben. Bedenkt man ferner, bey wie viel geringerer Unterstützung und Beyhülfe, der Herausgeber diese beschwerliche Arbeit auf seine eigene Kosten übernimmt, so mufs man diesem vortrefflichen Astronomen billig für dieses verdienstliche und mühevolle Unternehmen, das er nun seit 15 Jahren ganz *allein* fortsetzt, und überdies noch mit Supplementbänden vermehrt, den gröfsten Dank wissen. Es hat sich überhaupt seit der stark fortschreitenden Vervollkommnung der Sternkunde, und seit den grofsen Verbesserungen aller Planetentafeln, durch Einführung der vielen Perturbationsgleichungen die Arbeit bey Berechnung astronomischer Ephemeriden um ein doppeltes vermehrt, daher auch bey der neuen *Connoissance des tems* drey Rechner und ein Aufseher, beym *Nautical Almanac* zwey Rechner und ein Aufseher, alle auf Kosten der Regierungen angestellt sind; die Wiener, die Mayländer Ephemeriden werden ebenfalls von mehr als einem Rechner besorgt, und von der Regierung unterstützt.

Das Jahrbuch zerfällt wie sonst in zwey Theile; der erste enthält blofs den astronomischen Kalender, und auch diesmal in Ermanglung des Raums, ohne die Anweisung von der Einrichtung und dem Gebrauche des Jahrbuchs. Der Vf. verspricht aber eine etwas umständlichere Anleitung in einem der folgenden Supplementbände zu liefern. Wir sind der Meynung, dafs es vielleicht besser wäre, wenn Hr. B. diese Anleitung ganz besonders herausgäbe, so dafs jeder, der sie nöthig hätte, bey allen Jahrgängen sie kaufen könnte, auch wäre wohl rathsam, darin nicht nur blofse Anweisung für den Gebrauch der Ephemeriden, sondern auch für alle bey der praktischen Sternkunde täglich vorkommenden Rechnungsarten, mit Beyspielen, nebst Sammlung der nöthigsten Formeln zu geben, und damit den Liebhabern ungefähr ein solches Werk in die Hände zu liefern, wie z. B. Hr. de la Lande's *Expofition du calcul aftronomique* ist, und woran es uns Deutschen noch gänzlich gebricht. Sehr triftig sind die Gründe, warum er die Jupiterstrabanten Verfinsterungen nicht nach den neuesten *Delambreschen* Satellitentafeln berechnet habe, diese Mühe wäre in der That vergeblich gewesen, da die viel kürzern *Wargentinischen* Tafeln zur blofsen Ankündigung (und mehr bedarf es nicht) eben dieselben Dienste leisten; dagegen würden wir lieber ein paar andere und nützlichere Angaben für die künftigen Bände dieses Jahrbuchs vorschlagen, so dürfte z. B. vielen Astronomen mit einer neuen Spalte „*stündliche Bewegung des* ☾ *in gerader Aufsteigung und in Zeit*" sehr gedient seyn, damit man von der immer mehr und mehr in Gang kommenden Methode, den Meridianunterschied zweyer Oerter durch beobachtete Durchgänge des Monds zu bestimmen, einen leichtern Gebrauch machen könnte, zumal da solche, wie wir besser unten sehen werden, seit kurzem einige Verbesserung erhalten hat. Desgleichen würden viele praktische Astronomen es Hn. B. gewifs Dank wissen, wenn er uns auf jeder vierten Seite jeden Monats beym Stand der Planeten, ihre heliocentrische Längen und Breiten (die er doch einmal berechnen mufs) abdrucken liefs, dafür könnte er, um Raum zu gewinnen, die minder nöthige Spalte vom Aufgang und Untergang weglassen. Denn erstens lernt der beobachtende Astronom aus diesen Elementen die merkwürdigen Punkte der Planetenbahnen erkennen, wenn und wo er vorzüglich fleifsige Beobachtungen eines Planeten anzustellen hat. Rec. will dieses sogleich durch das neueste und auffallendste Beyspiel beweisen. Im Junius d. v. J. zeigte es sich, bey der Beobachtung des Gegenscheines des Planeten Mars, dafs die besten und neuesten Tafeln dieses Planeten gegen eine Minute vom Himmel abwichen, so viel weichen keine der andern Planetentafeln mehr ab, selbst der Mond nicht. Diese Abweichungen lassen sich aber nicht wohl berichtigen, wenn man nicht zugleich (welches bisher noch nicht geschehen ist) die Störungen, welche die Erde, und vorzüglich Jupiter, gegen den Mars ausüben, mit in Rechnung zieht. Rec. hatte daher solche Störungsgleichungen aus der Theorie berechnet, nun wollte er sie aber auch am Himmel prüfen und gleichsam die wahren Coefficienten, aus den neuesten und schärfsten Beobachtungen her-

herleiten, hierzu bot sich die schicklichste und beste Gelegenheit den 20. October dar, denn an demselben Tag kam ♂ mit ♃ von der Sonne aus gesehen in Conjunction, da sie einerley heliocentrische Längen hatten, ein Ereignifs, welches so geschickt war, um dadurch die Perturbation des ♃ auf dem ♂ näher kennen zu lernen, welches man aber aus dem Berliner Jahrbuche nicht ersehen konnte, und daher vermuthlich von den meisten Astronomen mag versäumt worden seyn! Hr. *B.* sollte daher, wenn er uns die heliocentrische Position der Planeten nicht geben kann, doch wenigstens solche und ähnliche Ereignisse unter den *monatlichen Beobachtungen* anzeigen, wenn sich nämlich Planeten überhaupt in solchen günstigen Lagen befinden, dafs sich irgend ein Element ihrer Bahn mit Vortheil und Genauigkeit beobachten, und dadurch bestimmen läst. So zeigt Rec. sogleich, für das 1799ste Jahrbuch folgende merkwürdige Tage für den Merkur an, nämlich den 13. Auguft und den 26. Sept., an welchen Tagen die Astronomen diesen Planeten vorzüglich zu beobachten trachten müssen, weil seine gröfste Ausweichung gerade einmal in die Sonnenferne, das anderemal in die Sonnennähe eintreffen, auch der 15. Oct. verdient besonders vorgemerkt zu werden, weil an diesem Tage sowohl die Mittelpunktsgleichung, als auch die Neigung der Merkursbahn sich genau wird bestimmen lassen. Zweytens: wären die heliocentrischen Orte der Planeten denjenigen Astronomen sehr angenehm, welche sich mit Perturbationsrechnungen viel beschäftigen, weil bekanntlich ihre Differenzen meistens die Argumente der Störungsgleichungen sind. Die beiden Quadraturen der Planeten, welche wegen der Bestimmung der Entfernungen den Beobachtern so wichtige Lagen sind, werden im Jahrbuch nie angezeigt, es wäre bequemer, wenn diese sowohl als auch die ☿ und ♂ jedesmal auf der vierten Seite, welche den Planeten gewidmet ist, neben jedem Planeten selbst in der Aufschrift, so wie im *Naut. Alm.* angemerkt stünde. Endlich wünschten wir noch, dafs Hr. *B.* künftig den Planeten ☿ auf engere Zeiträume, etwa wie im N. A. oder der C. d. t. von 3 zu 3 Tagen berechnen, und dafür, um Platz zu gewinnen, die Planeten Mars und Uranus, deren Bewegungen gleichförmiger sind, auf 10 zu 10 Tage einschränken möchte. Für den schnellfüfsigen und anomalischen Merkur sind 6 Tage wahrlich zu viel, als dafs man dabey, sowohl für die Culminationszeit als auch bey der Abweichung mit einfachen Proportionaltheilen ausreichen könnte; Rec. ist überzeugt, dafs mehr in diesem Umstand, als anderswo, die Schwierigkeit, diesen Planeten zu beobachten, liegt, die Fehler werden durch das mangelhafte Interpoliren, da man dabey auf die zweyten Differenzen nicht zurück gehen kann, manchmal in der Declination so grofs, dafs sie oft mehr als das ganze Feld eines Fernrohrs betragen, (man nehme nur z. B. vom Jahr 1796 den Monat May, wo vom 1ten bis zum 7ten die Declinationsveränderung gegen 5 Grade beträgt) Der Planet kann also nicht im Fernrohr erscheinen, wenn dies falsch gestellt wird, der Beobachter lauert vergebens, und sein Auge läuft in der Irre im Felde herum, sobald das Werkzeug keine sichere und gewisse Stellung hat, man schiebt alsdann aufs Fernrohr, was man blofs, der mangelhaften Berechnung zuschreiben sollte, es ist Vorurtheil wenn man glaubt, es gehören stark vergröfsernde Sehewerkzeuge, um diesen Planeten bey Tage im Meridian zu sehen, Rec. spricht aus Erfahrung, und hat sich überzeugt, dafs man den Merkur auch mit mittelmäfsigen Fernröhren sehr gut in der Mittagsfläche sehen kann, wenn man nur allemal *Zeit* und *Raum*, *Moment* und *Punkt* sehr genau kennt, wenn und wo dieser Planet im Fernrohr erscheinen soll. Rec. weifs z. B. dafs der berühmte Abbé de la Caille den ☿ nie an seinem sechsfüfsigen Sextanten beobachtet hat. Hr. Duc la Chapelle beobachtet jetzo diesen Planeten sehr häufig mit demselben Instrument in Montauban, und das Fernrohr ist nicht einmal achromatisch! Nur genauere Berechnungen dieses Planeten in den Ephemeriden, und Rec. bürgt dafür, die Beobachtungen desselben werden nicht mehr so selten seyn! Dafür müssen aber auch die Abweichungen des ☿ für die Zeit der Culmination, *und* nicht, wie bisher, für Mitternacht angegeben werden, wenn dieser Planet nie sichtbar ist; auch wäre es für diejenigen Astronomen, welche mit Sternzeit beobachten (und dieser löbliche Gebrauch wird nach und nach allgemein) viel bequemer, die gerade Aufsteigung in Zeit, und nicht in Raum anzugeben. Wir haben uns diesmal geflissentlich etwas länger, als gewöhnlich beym Kalender dieses Jahrbuchs in unserer Recension aufgehalten, wir gewifs überzeugt sind, dafs der würdige Herausgeber, dessen edler Eifer für alles, was zum Nutzen und Gedeyhen der Sternkunde beytragen kann, weltbekannt ist, auf unsere Bitte, Auffoderung und Vorschläge für künftige Jahre Rücksicht nehmen wird, wovon er auch bereits mehrere Proben gegeben hat, wie jedermann ersehen kann, der sich die Mühe geben will, die ältern Jahrbücher mit den neuesten zu vergleichen, wo man mehrere neue und nützliche Spalten finden wird, welche er von Zeit zu Zeit nach den neuesten Bedürfnissen der Sternkunde in sein Jahrbuch eingeführt, und dadurch immer vollständiger und brauchbarer gemacht hat, und wofür ihm auch sicher alle Astronomen Deutschlands den gröfsten Dank wissen.

Im 1799sten Jahre ereignen sich gar keine sichtbaren Finsternisse, weder an der Sonne noch an dem Monde, dafür fällt ein sehr merkwürdiger Vorübergang des Merkurs vor der Sonnenscheibe den 7. May vor. Er ist merkwürdig, erstlich weil er sich beym niedersteigenden Knoten zuträgt, wo sie sich viel seltner als beym aufsteigenden ereignen. Zweytens, weil die Astronomen noch keinen solchen Durchgang des ☿ beym ☉ in seiner ganzen Dauer beobachtet haben, beym ersten dieser Art im Jahr 1661 sah man nur den Eintritt, in den Jahren 1753 und 1786 nur den Austritt, daher der Durchgang dieses Jahres den Astronomen sehr wichtig seyn mufs, denn nun ereignet sich keiner wieder im ☉ als bis 1832, welchen kein jetzt lebender

bender Aſtronom ſo leicht beobachten dürfte. Es wäre wohl der Mühe werth, daſs irgend ein Aſtronom dieſen Durchgang nach den neueſten Orianiſchen 8 Tafeln, (Mayland. Ephemer. 1796) bey welchen Perturbationsgleichungen angebracht ſind, die bis auf eine Viertelminute gehen können, berechnete, damit es nicht etwa, wie bey jenem von 1786 ergehe, welcher von vielen Aſtronomen verſäumt wurde, weil der Fehler der Tafeln in der Zeit der ☌ beynahe 57 Zeitminuten betrug. Sonſt werden noch in dieſem Jahre Jupiter 2mal, Venus einmal von dem Monde bedeckt.

Es folgt nun die Sammlung ſehr intereſſanter aſtronomiſcher Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. 1) *Verbeſſerte Methode den Unterſchied der Länge zweyer Oerter durch beobachtete Durchgänge des Monds zu beſtimmen. Vom Hn. Gavin Lowe in London, mit Erläuterungen und Anmerkungen vom Hn. Grafen von Brühl.* Dieſe Methode hat *Pigott* in dem 76. Band der Phil. Trans 1786 zuerſt wieder angeregt, Hr. *v. Zach* hält ſie für eben ſo genau als Jupiterstrabantenverfinſterungen, und dies beſtätigen die hier mitgetheilten Beobachtungen vollkommen; bey groſsen Mittagsunterſchieden iſt die einfache Veränderung des ☾ in ger. Aufſt. nicht hinreichend, Hr. *L.* zeigt daher, wie man mittelſt der Interpolation und den zweyten Differenzen genauer zum Zwecke kommt. Die Methode iſt etwas verworren vorgetragen, Rec. ſtellt die S. 96. gegebene Regel kürzlich alſo dar: Für 4 auf einander folgende Tage ſollen nach den Ephemeriden die gerade Aufſt. des ☾'s ſeyn: a, b, c, d, die zwey correſpondirenden Beobachtungen fallen zwiſchen b und c, und der beobachtete Unterſchied der A. R des ☾'s = D in Zeitſekunden

| | |
|---|---|
| a<br>b b — a = f Min. in Raum<br>c c — b = g<br>d d — c = h | ſo iſt g + h : f — g = — D :<br>$\frac{f-g}{g+h} D = K$ alsdann wird<br>$4g'' : 86400'' = \frac{-K}{(D-K)}$ : geſuchter Läng. Unterſchied.<br>oder kürzer g : 21600″ = (D — K) : Längenunterſchied. |

Sind a, b, c, d, nicht um einen Tag, ſondern nur um 12 Stunden von einander entfernt, ſo bleibt alles bis auf die Zahl 21600 die hier nur die Hälfte 10800 ſeyn muſs, ſo daſs alsdann iſt g : 10800 = (D—K) : zum geſuchten Längenunterſchied. Hr. *Lowe* iſt ſchon aus dem Jahrbuche für 1797 rühmlichſt bekannt, und ein nach Weſtindien handelnder Kaufmann, der alle Zeit, die ihm die Betreibung ſeiner Geſchäfte übrig läſst, mathematiſchen und aſtronomiſchen Unterſuchungen widmet. Er beſitzt eine Sternwarte in *Islington* unweit London. Wenn werden wir in Deutſchland unter unſern Kaufleuten einen *Lowe* und einen *Aubert* zählen? Rec. kennt aus dieſem Stande, der ſehr oft die Mittel hat, dieſe koſtbare Liebhaberey zu treiben, in Deutſchland nur einen einzigen Mann, der hier (mit einer Verbeugung des Rec.) eine öffentliche und ehrenvolle Erwähnung verdient, und dieſer iſt der würdige Hr. Senator *Gildemeiſter* in Bremen. 2) *Ueber die im November 1795 und April 1796 erſchienenen Kometen, von Hn. D. Olbers in Bremen.* Der erſte Komet wurde den 11. November auf der Berliner Sternwarte zuerſt entdeckt, Hr. D. *O.* beobachtete ihn fünfmal, und berechnet daraus ſeine Bahn, es iſt ſehr gut, daſs er S. 101. die Oerter der 5 Sterne angiebt, die ihm ſehr verdächtig ſchienen, und welche er bey Beſtimmung des Orts des Kometen jedesmal angewandt hat; Aſtronomen die mit den gehörigen fixen Inſtrumenten verſehen ſind, können nun dieſe Lagen berichtigen, wodurch dann auch die Beobachtungen dieſes Kometen und die Elemente ſeiner Bahn zu einer noch beſſern Uebereinſtimmung gebracht werden können. Den 31. März 1796 entdeckte Hr. D. *O.* den zweyten, er iſt auſser von ihm, ſonſt von keinem Aſtronomen, als von Hn. D. *Schröter* beobachtet worden, ſein Licht war äuſserſt ſchwach, und er iſt zuverläſsig einer der kleinſten und unanſehnlichſten Kometen, die man je beobachtet hat. Er erhielt 9 Beobachtungen, wozu ihm Hr. *v. Zach* ſeine neuen Sternbeſtimmungen mittheilte, die in dieſer Himmelsgegend ſelbſt nach *Mayer* ſehr fehlerhaft waren, nur dadurch wurde er in den Stand geſetzt, die Oerter des Kometen mit einiger Zuverläſsigkeit angeben zu können; wie ſehr bey dem jetzigen Zuſtande der Sternkunde neue und genauere Sternverzeichniſſe, als die Bradleyſchen und Mayeriſchen, nothwendig werden, erhellet alſo hieraus. Auch des letztern Kometen Bahn hat der Hr. D. nach einer leichten Methode berechnet. Rec. hätte gewünſcht, daſs dieſer geſchickte Kometenberechner uns ſolche zugleich bekannt gemacht hätte. Merkwürdig iſt noch die Bemerkung: daſs dieſer 2te Komet (alſo nicht Schweif, der Kern ſelbſt) den 1. April 8 Uhr 55 Min. einen Stern 7ter Gröſse bedeckte, wodurch das Licht des Sterns nur *unmerklich* geſchwächt wurde, dies beweiſt, wie äuſserſt fein die Materie der Kometen ſeyn müſſe, und käme der Hypotheſe des Hn. Hofrath *Lichtenberg* in Göttingen ſehr zu ſtatten, daſs entweder alle Kometen nur bloſse Nebel (d. i. nebelartiger Natur) ſind, oder doch am Ende zu ſolchen Nebeln werden. *Arcturus* und die hellen Sterne im groſsen Bären wurden von dem Schweif des Kometen 1618 bedeckt, und wie uns *Cyſatus* berichtet, nur unmerklich (*aliquantulum*) verfinſtert. 3) *Beobachtungen des Olberſchen Kometen; Bedeckung 1. 2 δ ♑ vom Mond, vom Hn. D. und O. A. M. Schröter.* Als Hr. Oberamtmann den Olberſchen Kometen verfolgte, entdeckte er den 5. April ſehr nahe bey ihm, einen, dem Kometen völlig ähnlichen Nebelfleck, der unter Herſchels 2000 Nebelflecken nicht vorkommt, den 12. April fand er ihn nicht wieder, und nirgends eine Spur mehr davon, Hr. O. A. M. vermuthet daher, dieſer Lichtnebel ſey ein wirklicher Komet geweſen, der ſich ohne merkliche Veränderung ſeiner ſcheinbaren

Lage, entgegengesetzt von der Erde entfernte. 4) *Bestimmung der Längen der Sternwarten zu Paris, Richmond und Highbury von Greenwich, und Berichtigung derjenigen, welche der G. M. Roy aus seinen Messungen geschlossen hat. Vom Hn. Grafen von Brühl, mit Anmerkungen von Hn. von Zach.* Ein merkwürdiges Resultat von chronometrischen Längenbestimmungen, woraus folgen würde, dass der Hr. General Greenwich um mehr als 11 Raumsekunden gegen Osten von Paris versetzt habe; sollte sich dieses also verhalten, so würde dieses Factum kein geringer Beweis von dem seyn, was Zeitmesser auszurichten vermögend sind. 5) *Astronomische Beobachtungen und Nachrichten des Hn. Grafen v. Brühl, mit Anmerkungen des Hn. v. Zach.* Zwey Mudgische Zeithalter auf dem englischen Admiralsschiff *Sir George Elphinstone* gehen einen bewundernswürdigen Gang, und geben die Länge von Teneriffa, der eine bis 13 Sekunden, der andre bis 4 Sekunden in Zeit an. Eben so bewundernswürdig ist die Uebereinstimmung bey der beobachteten Abweichung des Polarsterns nach dem Hn. Grafen, nach Herzog von Marlborough und nach Piazzi. Hiebey Nachrichten von Hn. O. W. M. v. Zach über den kaiserl. Bothschafter zu Versailles, Hn. Grafen *Mercy D'Argenteau* einen grosen Liebhaber der Sternkunde. Von dem in Paris guillotinirten Astronomen *Wallot*, einem Deutschen von Geburt, von dem vortrefflichen Uhrmacher *Thom. Mudge*, seinen Erfindungen, seinem Process. Die Aeusserungen des nun auch mit Tode abgegangenen Dr. *Shepherd*, Beysitzer am Board of Longitude und Mitrichter über die Mudgeschen Seeuhren, *„dass es dem Bureau nie Ernst, und der Wille gewesen „sey, dass es mit den Seeuhren gelingen soll,"* zeigen am deutlichsten, wie viel der arme *Mudge* durch Kabale leiden musste! Von diesem Mitrichter sagte schon *Harrison*, dass er ihm von der innern Einrichtung einer Seeuhr nicht mehr begreiflich machen konnte, als dass ein Rad das andere trieb. *Mudge* hat nun gesiegt, aber erst nach seinem Tode, Hr. *v. Zach* streut bey dieser Gelegenheit diesem, in jeder Rücksicht verdienstvollen Künstler, eine Blume auf das Grab. Rec. weiss aus sicherer Hand, dass erst kürzlich ein neuer Angriff von der Gegenparthey gemacht worden, und dass man den Admiralitätscontract mit *Mudge* den Sohn über die zu liefernde Seeuhren, rückgängig zu machen versucht habe, allein auch dieser Sturm ist glücklich abgeschlagen worden. Preise der Emeryschen und Arnoldischen Chronometer, die besten in goldnen Gehäusen kosten 120 bis 150 Guineas, unter 90 Guin. im silbernen Gehäus, räth Rec. wohlmeynend, sich keinen anzuschaffen. *Arnold* verfertigt zwar Chronometer für 25 Guin., ist aber auch Waare darnach, solche Sekundentaschenuhren (das sind sie, mehr nicht), Zeithalter, oder Chronometer nennen zu wollen, ist wahre Profanation. Hätte der französische Admiral *D'Orvilliers* im letzten amerikanischen Kriege bey der Schlacht von *Ouessant* eine gute Seeuhr gehabt, so hätte er die englische Flotte, die mit 26 Millionen aus Indien zurück kam, gefangen nehmen können, so aber hatte er bey seiner Flotte einen Irthum von 25 Meilen in der Länge.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Voss u. Comp.: *Sammlung kleiner Aufsätze zur Bildung der Frauen.* 1796. 244 S. 12. (10 gr.) — Diese Aufsätze erschienen bereits im J. 1794 unter dem Titel: *Rosaliens Schreibtafel* (s. A. L. Z. 1794. Nr. 389.) und für das folgende Jahr als: *Schreibtafel zum Gebrauch für Damen* (s. A. L. Z. 1795. Nr. 156. S. 480.). Nach der Versicherung der Verleger in der Vorerinnerung zu der gegenwärtigen Ausgabe derselben, sollen sie vielen innern Werth haben, und in mehrern kritischen Blättern als nützliche Beyträge zur Bildung des weiblichen Geschlechts gerühmt worden. Weil sie aber dieser Empfehlungen ungeachtet nur sehr geringen Abgang fanden — ein Umstand, den sich die Verleger daher zu erklären suchen, dass vielleicht der Titel: *Rosaliens Schreibtafel*, zu neumodisch und zu romanenhaft geklungen haben möge — so wurde die Verlagshandlung, wie versichert wird, durch die Ueberzeugung von ihrer Nutzbarkeit bewogen, sie dem Publicum von neuem vorzulegen und auf ihren innern Werth aufmerksam zu machen. Es wurde nur der erste Titel mit einem andern um deswillen vertauscht, weil die Wirthschaftstabellen, welche sonst *Rosaliens Schreibtafel* beygefügt gewesen waren, jetzt weggefallen sind, und die gegenwärtige höhere Bestimmung der Aufsätze auch eine andere Aufschrift zu erfodern schien. Dabey wurde der Preis unter die Hälfte herabgesetzt und doch das Titelkupfer von *Rosaliens Schreibtafel*, beides zum Beweise der Uneigennützigkeit wieder beygefügt. Auf den Fall aber, da eine Besitzerin der *Schreibtafel* diese Aufsätze kaufen sollte, meynen die Verleger, sie werde sich wegen der Brauchbarkeit und des geringen Preises der Letztern den doppelten Kauf nicht gereuen lassen, und allenfalls könnte sie ja einer Freundin, die jene noch nicht hätte, ein Geschenk damit machen. Ob wohl Damen, die sich nach den Vorschriften in dieser Sammlung zu guten Wirthinnen gebildet haben, oder noch zu bilden ernstlich gemeynt sind, diese Schutzrede werden gelten lassen? Den Männern ist dabey, wie man sieht, kein Stimmenrecht eingeräumt.

Was den innern Werth der Aufsätze selbst betrifft, so sey der Leser auf die schon angeführte Anzeige der A. L. Z. 1795. verwiesen, die der Vf. der gegenwärtigen in jeder Rücksicht zu unterschreiben kein Bedenken findet.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 7. Februar 1797.*


## MATHEMATIK.

BERLIN, b. dem Vf. u. in Comm. b. Lange: *Aſtronomiſches Jahrbuch* für das Jahr 1799 etc., von *I. E. Bode* etc.

*(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)*

6) *Beobachtungen und Berechnungen der Bedeckung Jupiters vom ☾ den 23. Sept. 1795 vom Hn. O. W. M. v. Zach.* Der Hr. O. W. M. beſtimmt diesmal das Verhältniſs des Polar- und Aequatorialdurchmeſſers ♃'s wie 14,00 zu 14,86. Rec. kommen hier zum erſtenmal beobachtete gerade Auffſteigungen der Jupiterstrabanten vor. 7) *Geographiſche Beſtimmungen einiger Ortſchaften in Thüringen, auf dem Harze, in Holland, Schwaben, mittelſt Hadleyſcher Spiegelſextanten und Chronometer, nebſt einer kurzen Anzeige, was man vermittelſt dieſer Inſtrumente bey Vermeſſungen ganzer Provinzen leiſten, und welchen Grad der Genauigkeit man durch gemeſſene Mondsdiſtanzen in Beſtimmung der Längen durch dieſelben Werkzeuge erreichen könne, vom Hn. O. W. v. Zach.* Viele neue Ortſchaften werden geographiſch beſtimmt, worunter aus der Harzgegend allein 60 Ortſchaften. Das beobachtete Ende der ☉ Finſterniſs vom 5. Sept. 1793, in Amſterdam vom Hn. *Nieuwland* und *Aenae*, iſt ein ſchätzbares Datum für die Längenbeſtimmung dieſer Stadt, welche nicht ſehr zuverläſſig bekannt iſt, denn die vom Marquis *Courtanvaux* und *Pingré* 1767 durch eine Le Royſche Seeuhr beobachtete, iſt nicht ſehr genau. Vergebens wird man auch die Länge von Amſterdam in den holländiſchen Seefahrts-Almanachen ſuchen, die nicht einmal für den Meridian dieſer Stadt, ſondern — unſere Leſer werden es kaum errathen! — für den Pic von Teneriffa berechnet ſind! Wie weit auch dieſer von Amſterdam entfernt iſt, weiſs niemand. Mondsdiſtanzen mit Hadleyſchen Sextanten gemeſſen, gewähren eine nie geahndete Genauigkeit für Längenbeſtimmungen. Hr. *v. Zach* ſchlägt correſpondirende ☾'sdiſtanzen an mehrern Orten vor, und erwartet davon, oder wenn vom Fehler der ☾'stafeln Rechnung getragen wird, eine noch gröſsere Präciſion. 8) *Formeln aus drey Höhen eines Geſtirns nahe beym Meridian, und den Zeiten der Beobachtungen die Meridianhöhe, und die Zeiten des Durchganges durch den Meridian zu finden, vom Hn. Prof. Klügel.* Iſt im weſentlichen das von *Bouger* in ſeinem *Traité de Navigation* nach der Ausgabe von *de la Caille* Paris 1760. S. 207. Vorgetragene, aber einfacher und bequemer gemacht. Der Beweis iſt dort nicht gegeben, fehlt auch in der allerneueſten Ausgabe von Hn. *de La Lande* 1792. S. 221., dagegen findet man ihn in *Bezout's Traité de Navigation* art. 347. eine Annäherung, und art. 344. eine rigoroſere Formel; man findet dieſe Aufgabe auch abgehandelt im vierten Theile der *Opuſcules* von *Dalembert* und in *Du Sejour's Traité analytique* etc. Tom. I. S. 615. Der Vf. beweiſt erſt die Formel, daſs nahe beym Meridian die Höhenveränderungen ſich wie das Quadrat des Stundenwinkels verhalten. Auf dieſe Proportion gründet ſich die Auflöſung, die auf eine Elimination zweyer Unbekannten führt. Da man faſt allemal beide Stücke zugleich braucht, ſo würde Rec. folgende dependente Formel brauchen, die aus Hr. Prof. K. ſogleich folgt, vorzüglich um Ungeübten zu zeigen, in welcher Ordnung ſie rechnen müſſen: $t = \frac{n^2\alpha - m^2\beta}{2(n\alpha - m\beta)}$ wie bey Hn. Prof. K. aber $H - h = \frac{t(n^2\alpha - m^2\beta)}{2mn(n-m)}$ wo der Faktor im Zähler auch ſchon durch t bekannt iſt. Bey den trigonometriſchen Verwandlungen in Nr. 2. wünſcht Rec. daſs der Vf. die gebrauchten Formeln nachgewieſen hätte, am beſten wohl in ſeiner analytiſchen Trigonometrie; man erſpart dadurch Ungeübten viel Zeit. Eine gute Auflöſung ſammt Beweis giebt auch *Cagnoli* in ſeiner *Trigonometrie* art. 834. 9) *Beobachtung einer merkwürdigen ſehr entfernten Lichterſcheinung, vom Hn. Dr. Schröter.* Schon aus den *Götting. Anz.* 32. St. 1796 und aus *Voigt's Magazin* XI. Band. I. St. S. 86. bekannt. Ein äuſserſt feines, mattes, einer äuſserſt entfernten ſogenannten Glanzkugel, oder auch ſogenannten Sternſchuppe völlig ähnliches Lichtpünktchen zog mitten durch das ganze Feld von Südoſt gegen Nordweſt aufwärts, und paſſirte ungefähr in einer Zeitſekunde das ganze Feld. Hr. D. *Chladni* wird dieſe Erſcheinung für ſeine Hypotheſe geltend zu machen wiſſen, wie reimt ſich aber dieſe mit obiger von den Kometen, die ganz nebelartiger Art ſeyn ſollen? 10) *Genauere Entwickelung der Störungen des Saturns durch den Uranus, vom Hn. Wurm.* Hr. *W.* verbeſſert ſeine im Jahrbuche 1798 gegebene Formeln für die Störungen des ♄ durch den ♃. Der Fehler kam aus einigen Unrichtigkeiten in Hn. de La Lande's Perturbationsformeln (Aſtronomie III. edit. art. 3645. lin. 12 et 13.) wo der Ausdruck für ☉ in den Coefficienten für Cof. 2t und Cof. 4t ganz fehlerhafte Glieder enthält. Hr. *W.* entdeckt dieſen Irrthum aus dem Vergleich der correſpondirenden Coefficienten in der Klügelſchen Perturbationsformel (Götting. Comment. Tom. X. Part I.) ſtatt des Coefficien-

ten von Cof. $2t - \frac{105.r^7}{16.f^7}$ muſs mit veränderten Zeichen und Werth des Bruches $+\frac{315.r^7}{256\,f^7}$, ſtehen (hier iſt abermal im Jahrbuche ein Druckfehler eingeſchlichen, in dem $3^7$ ſtatt $r^7$ gedruckt ſteht) und ſtatt des Coefficienten von Cof. $4t - \frac{315.r^7}{64.f^7}$ muſs ebendaſelbſt $+\frac{189.r^7}{128.f^7}$ geſetzt werden; über den Werth dieſer Glieder kann keine Zweydeutigkeit ſtatt finden, indem Hn. Prof. *Klügels* Formel eine unendliche Reihe iſt, deren Geſetz genau entwickelt iſt. Rec. glaubt, daſs ein Theil dieſer Unterſchiede wohl daher rühren könne, daſs Hr. *La Lande* nach *Clairaut's* Theorie und Formeln die Stöhrungen berechnet, welche, wie man nun weiſs, hie und da fehlerhaft iſt, *Klügel* und *La Place*, der ſeine eigene Methode braucht, ſtimmen immer genau überein. 11) *Meridianunterſchiede von Greenwich, Cleve, Hamburg, Milano, Palermo und Neapoli aus der ☉ Finſterniſs den 5. Sept. 1793 hergeleitet, vom Hn. Wurm.* Hr. *W.* hat bereits die Meridianunterſchiede von 14 europäiſchen Orten aus dieſer ☉ Finſterniſs berechnet (II. Suppl. B. S. 81.), hier fügt er noch ſechs andere bey, und macht das zweyte Zehend damit voll. Cleve und zum Theil auch Hamburg ſind ganz neue Eroberungen im Gebiet der aſtronomiſchen Geographie, und wir ſtatten ihm dafür unſern Dank ab; ſo wie überhaupt Hr. *W.* groſsen Dank verdient, da er unter den Aſtronomen der einzige iſt, der die meiſten ☉ Finſterniſſe und Sternbedeckungen mit muſterhafter Schärfe berechnet; er hat in ein paar Jahren mehr ſolche Finſterniſſe berechnet, als mancher Aſtronom ſeine ganze Lebenszeit; auch kann man ſich allemal auf das ſicher verlaſſen was Hr. *W.* rechnet. 12) *Aſtronomiſche Beobachtungen, angeſtellt auf der akademiſchen Sternwarte zu Mietau in Curland, von Hn. Prof. Beitler.* Sehr ſchöne und fleiſsige Beobachtungen von Jupiterstrabanten, Verfinſterungen, Sternbedeckungen, Sonn- und Mondfinſterniſſen von 1790 bis 1795, wie man ſie von dieſem vortrefflichen Aſtronomen ſchon gewohnt iſt, mit Berechnungen und Vergleichungen mit den Tafeln; beſonders mit den neuen De Lambreſchen 2ten Trabantentafeln, ſie ſtimmen meiſtens bis auf wenige Sekunden mit den Beobachtungen, ein einzigesmal giebt der den 16 Jun. 1792 beobachtete Eintritt des III. Trabanten eine Differenz — 6′ 23″ die Wargentiniſchen gaben entgegengeſetzt + 5′. 4″. Dies entſcheidet aber nichts, denn bekanntlich ſind ein paar Sekunden Fehler in der Neigung der Bahn dieſes Trabanten hinlänglich, dieſen ganzen Unterſchied hervorzubringen; Hn. *Triesneckers* Beobachtungen von 17. Jul. und 9. Octob. 1794 gaben noch gröſsere Unterſchiede. Es iſt ein Vergnügen zu ſehen, wie genau Hr. Prof. *B.* immer ſeine Länge von Mietau hat. 13) *Ueber die geographiſche Lage der Stadt Wittenberg in Sachſen, vom Hn. v. Zach.* Es iſt merkwürdig, daſs *Caſpar Peuer* die Polhöhe dieſer Stadt, durch den berühmten im Jahr 1572 von *Tycho Brahe* in der Caſſiopeia entdeckten, und nachher wieder verſchwundenen neuen Stern beſtimmt hat; Hr. *v. Z.* hat die Polhöhe ganz recht vermuthet, denn Hr. Inſpector *Köhler* aus Dresden hat ſie im Auguſt 1796 aus 16 Meridianhöhen der ☉, die vortrefflich ſtimmen, mit ſeinem 9zolligen Sextanten gefunden 51° 52′ 39″. Hr. *Burkhardt* beſtimmte die Länge aus 8 berechneten Weidleriſchen Beobachtungen von 1730, 33. 39 und findet im Mittel für Paris 41′. 43″. Hr. *Wurm* fand aus der ☉ Finſterniſs 1753 41′ 38″ (Aſtr. Jahrb. 1788 S. 189.) welche nur 5″ von der Burkhardiſchen Angabe abweicht, noch beſſer wird ſich dieſes entſcheiden, wenn man die Bedeckung des 1 ♂ vom Monde, welche Hr. Inſp. *Köhler* den 25. Auguſt 1796 daſelbſt beobachtet hat, wird berechnet haben, er ſah nämlich den Austritt auf ½ Sekunde genau um 11 Uhr 12′ 55″,6 wahre Wittenberger Zeit, Wittenberg ſcheint demnach beſſer als Leipzig beſtimmt zu ſeyn! 14) *Aſtronomiſche Beobachtungen zu Prag, zu Schüttenitz und zu Schlukenau, vom Hn. Canonicus David.* Wer hätte glauben ſollen, daſs die Polhöhe von der königl. Sternwarte zu Prag nicht ſehr genau beſtimmt ſeyn ſollte! Die Aſtronomen *Zeno* und *Strnadt* hatten ſie mit groſsen dreyfüſsigen Quadranten beobachtet; nun erhält Hr. Kan. *David* einen ſiebenzolligen Hadleyſchen Spiegelſextanten, und damit findet er dieſe Polhöhe eine halbe Minute kleiner; wie ſoll aber ein ſiebenzolliges Inſtrument ein genaueres Reſultat als ein dreyfüſsiger Quadrant geben? Und doch war es ſo; Hr. *D.* wiederholt mit dieſem dreyfüſsigen Werkzeug die Beobachtungen dieſer Breite, und ſiehe da, es ergiebt ſich dieſelbe 50° 5′ 19″, bis auf eine Sekunde die nämliche, die er mit dem ſiebenzolligen Sextanten gefunden, und 27 Sek. von der ältern bisher angenommenen verſchieden iſt. Mit eben dieſem kleinen Werkzeug hat der Hr. Kanonicus ſchon mehrere Orte in Böhmen und Oeſterreich beſtimmt, und dadurch keinen geringen Beytrag zur Geographie dieſer Länder geliefert, auch diesmal beſtimmte er die nördliche Gränze Böheims mit der Oberlauſitz. 15) *Aſtronomiſche Beobachtungen angeſtellt zu Aubenas im Departement de l'Ardèche, von Flaugergues Aſſocié des Inſtitut National in Frankreich.* Mitten in der Epoche der Mord- und Blutſcenen unter Robespierre's Tyranney, beobachtete ruhig und ungeſtört in einem Winkel von Frankreich, am Fuſs der *Cevennen*, Hr. *F.* den Himmel. Gegen Ende 1792 ward er gezwungen ſeinen gewöhnlichen Aufenthaltsort *Viviers* zu verlaſſen, und in *Aubenas* die Stelle eines Adminiſtrateurs du Diſtrict anzunehmen, um dieſe Zeit für die Aſtronomie nicht zu verlieren, errichtete er daſelbſt eine Sternwarte, und brachte eine Sammlung ſehr ſchätzbarer Beobachtungen zuſammen. 16) *Die Elemente der Bahn der Kometen von 1792 und 1795 nebſt Beſtimmungsſtücken bey den kleinſten Abſtänden der ſeit 1786 erſchienenen Kometen von der Erdbahn berechnet, vom Hn. Prof. Prosperin in Upſal.* Dieſen erſten Kometen haben die Hn. *Bode*, *Olbers*, *v. Zach*, ebenfalls berechnet, und ihre Reſultate treffen ziemlich

sich mit einander überein; von dem zweyten Kometen von 1792 dem 81ten berechneten, hat Hr. *Mechain* gleichfalls die Bahn bestimmt (Conn. d. t. 1795. S. 286.) die Elemente sind aber etwas verschieden von den im Jahrbuche 1797. S. 136. angegebenen. *Die Bestimmungsstücke;* ist eine Fortsetzung der bekannten Prosperinischen Tafel (Astron. Jahrb. 1789. S. 194. und Ephem. Vindobon.). 17) *Astronomische Nachrichten aus verschiedenen Briefen des Hn. de la Lande an Hn. v. Zach.* Hn. Bode's astronomische Jahrbücher haben von Basel bis Paris 320 Livres Porto gekostet, allein im baaren Geld betrug es sehr wenig. *„Ich habe noch etwas baares Geld, schreibt Hr. La Lande, ich kann es nicht besser als dazu anwenden,"* am Ende etwas von *Condorcet* Tod und seinen hinterlassenen Schriften. La Lande versichert, dass er mitten unter den heftigsten Revolutionskrisen analytische Abhandlungen von *Euler* las, und selbst über schwere Integralen arbeitete. 18) *Elemente der Bahn des Kometen 1795, vom Hn. O. W. M. v. Zach.* Der Hr. O. W. M. berechnet die Bahn dieses Kometen nach der de la Placeschen Methode, bey welcher ein schwieriger Fall vorkam; er zeigt, wie man ihm ausweichen kann, und bringt eine Verbesserung bey dieser Methode an. 19) *Von der Perturbation des Uranus, vom Hn. Akademicus Schubert in Petersburg.* Hr. *S.* theilt uns hier die Secular- und periodischen Störungsgleichungen mit, welche er nach einer zweymal wiederholten Rechnung, nach der de la Placeschen Methode berechnet hat, seine Resultate sind etwas von den de Lambreschen verschieden, so ist z. B. die gröste Gleichung 2′ 13″ deren Periode 549 Jahre nach de L. ist, 2′ 36″ nach S. und die Periode 569 Jahre. Auch findet Hr. *S.* (was Hr. *Wurm* in seiner Geschichte und Tafeln des Uranus Gotha 1791. S. 48. zuerst geäusert hatte) eine nicht unbeträchtliche Gleichung der Störung des Saturns durch den Uranus; Hr. *Wurm* machte das Maximum dieser Gleichung im Jahrbuche 1798. S. 147. = 18″, 74, im gegenwärtigen Jahrbuche verbessert er sie, 26″, 62 Hr. *S.* macht sie — 34″, 3 Cos. (3 ☽ — ♄ + 3° 37′ 55″). Sowohl am ♄ als auch am ♃ müssen diese Störungen des ☽ noch angebracht werden, und die de Lambreschen Tafeln dieser beiden Planeten werden noch besser mit dem Himmel stimmen. 20) *Ueber die Veränderung der Schiefe der Ekliptik und des Sonnenjahrs, von ebendemselben.* Dieser und der vorhergehende Aufsatz sind Auszüge aus zwey der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften vorgelesenen Abhandlungen; die vermuthlich auch in ihren Commentarien erscheinen werden. Ist es aber erlaubt, *La Grange's* Formeln, die doch wohl nur Näherungen sind, auf so lange Perioden zu erstrecken? er sagt selbst *il seroit difficile d'en fixer les periodes, et les Maxima et Minima.*" Hr. *S.* hat indessen diese mühsame Rechnung übernommen. 21) *Beobachtungen des Uranus dessen ☽ 1796 und nothwendige Verbesserung eines Elements der Bahn dieses Planeten. Bedeck. von 1. 2ᵈ ☽ vom ☾. Vom Hn. v. Zach.* Der Hr. O. W. M. verbessert aus seinen Beobachtungen die Neigung der Bahn des ♄ und macht sie 46′ 26″ statt der bisherigen 46′. 16″. *De La Lande* und *de Lambre* sind damit einverstanden. Noch eine nöthige Verbesserung der Tafeln dieses Planeten, der aus einem Schreibfehler entstanden. 22) *Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte zu Berlin im Jahr 1795, von dem Hn. Herausgeber dieses Jahrbuchs.* Hr. *Bode* fährt fort, uns wie gewöhnlich einen Auszug seines astronomischen Tagebuchs zu geben, und auch hier erscheint der genaue und fleisige Himmelsbeobachter; Conjunctionen und Oppositionen der Planeten werden mit Tafeln verglichen; Rec. fielen besonders die Beobachtungen des Merkurs in der Nähe der ☉ auf, und bestätigen das, was er zu Anfange seiner Recension von diesem Planeten erwähnt hat, so viel wir wissen, so ist das Fernrohr des Mauerquadranten nicht achromatisch, dies Jahr hat er den Merkur zehnmal beobachtet. Merkwürdig ist noch, dass hier abermals der Fall eintritt, dass ein neunzölliger Spiegelsextant die Polhöhe einer berühmten königl. Sternwarte, die mit einem Mauerquadranten ausgerüstet war, berichtiget; 16 Hadleysche Beobachtungen gaben, im Mittel diese Polhöhe 52°. 31′. 46″ und 43 solche Beobachtungen mit dem Mauerquadranten im Jahr 1794 geben genau bis auf die Sekunde, das, was das neunzollige Instrument gab, folglich eine Viertelminute mehr, als man bisher angenommen hat, und wie es *La Lande, Bernoulli* und *Schulze* bestimmt hatten! Hr. *Bode* erwartet einen zehnzolligen Troughtonischen Spiegelsextanten, und hofft damit noch *sicherer* seine Polhöhe zu bestimmen; Hr. *Piazzi* wurde die irrige Breite von *Palermo* auch zuerst durch einen kleinen Sextanten gewahr! Welche Beweise von der Vortrefflichkeit dieser kleinen und bequemen Werkzeuge! Bemerkenswerth sind noch die Beobachtungen des wandelbaren Sterns *Mira* im Wallfisch. Schade, dass die Astronomen nicht mehr Aufmerksamkeit darauf verwenden. 23) *Gedanken über den Nebelfleck im Orion, vom Hn. Erbmarschall v. Hahn.* Hr. *v. H.* hat neben diesen Fleck die Farbe des Himmels so dunkel gefunden, er hat die Gränze dieser schwarzen Wolke mit seinem zwanzigfüsigen Reflector aufgesucht und sich durch wiederholte Beobachtung überzeugt, dass solche durch eine feine Gränzlinie dergestalt abgeschnitten wird, dass man genau wahrnehmen kann, wo sie sich endiget und die ordentliche Farbe der Himmelsluft anfängt, folglich ein eigner dunkler Weltkörper zu seyn scheint, wie schon *Lambert* vermuthete und auch Hr. *de la Place* gar nicht bezweifelt *„il existe donc dans les espaces celestes, des corps obscurs aussi considerables et peutetre en aussi grand nombre, que les etoiles"* (Expos. du syst. du monde Tome II. p. 305;). Mehr Aufschlüsse würde man erhalten, wenn einst zwanzig oder vierzigfüsige Herscheliische Reflektors nach *Botany-Bay* transportirt würden, und man da die sogenannten *Kohlensäcke* im südlichen Kreuz, oder den noch dunklern von Hn. Forster angezeigten Fleck in der Karlseiche durchmustern könnte. Der de la Cailleschen Einwendung (Mém. 1755. S. 199.) begegnet zwar der Hr. Erbmarschall, allein Hr. *v. Sauſſure's* Beobachtungen und Messungen der Intensität

der blauen Farbe des Himmels mit seinem Kyanometer (Journ. de Physique Mars 1791. S. 199.) auf dem Mont-blanc, geben wieder neue Argumente an die Hand. Man vergleiche auch, was Hr. O. A. M. *Schröter* hierüber sagt, in seinen neuesten Aphroditographischen Fragmenten und Bemerkungen über Orions Lichtnebel S. 248.

*(Der Beschluss folgt.)*

## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Wolfischen Buchh.: *Meine Liebschaften.* Ein nachgelassnes Werk von *Chabanon*, herausgegeben von *Saint-Ange*. Aus dem Französischen übersetzt. 1797. VIII u. 205 S. 8. (12 gr.)

Eine sehr fliessende und geschickte Uebersetzung der Amours du Chabanon, bey der man nichts von der Naivetät des Originals einbüsst. Voran steht eine flüchtige Vergleichung der beiden ungleichartigen Freunde, Chamfort und Chabanon, die wir mit ein paar Worten vermehren möchten: der erste war ein Mann, der zweyte ein gutes Kind, und beide ächte Franzosen. Chabanons Erzählung ist so gefällig wie ungeschmückt vorgetragen, und man würde ihre historische Wahrheit nicht in Zweifel ziehn, auch wenn er keine besondre Versicherung darüber gäbe. Er legt aber so viel Nachdruck auf diesen Umstand, dass er keine andre Wahrheit als die der Geschichte gelten lässt, ja kaum einen Begriff von der Wahrheit und innern Nothwendigkeit zu haben scheint, die in einer Dichtung Statt finden kann, und ihr die höchste Moralität und Belehrung der historischen zu verleihn, ja diese gewissermaßen zu erweitern vermag. Der Akademist hat ganz vergessen, dass schon Aristoteles der Poesie höhern Ernst und Würde als selbst der Geschichte zuschreibt, weil diese nur das einzelne, jene das allgemeine lehrt. Sein aufrichtiges Herz war vielleicht die Quelle der Meynung, die er hier vorausschickt, und in sofern gehört sie mit zu seinen Bekenntnissen, die zu schreiben er bey derselben unstreitig geschickter war, als irgend ein Kunstwerk der dichtenden Einbildungskraft in diesem Fache hervor zu bringen.

Seine Gewissenhaftigkeit und seine liebenden Anlagen äusern sich sehr früh, und zwar diese so unschuldig als jene seltsam, da er in einem Concert sich die Ohren mit Papier verstopft, weil er in dem hohen Genuss, welchen ihm die Musik gewährt, Sünde ahndet. Er hatte das Papier so ernstlich hineingesteckt, dass er beym Herausziehen die heftigsten Schmerzen litt, und eine lange Taubheit davon trug. Seine früheste Liebe war „der kleine Jesus," wie er ihn liebkosend nannte. Aber Geschäftigkeit und Reinheit des Sinnes bewahrten ihn bis in sein 27stes Jahr vor einer irdischen Liebschaft. In Paris half ihm dies wenig. Wurde er nicht der Mann, ein Weib zu verderben, eine Coquette zu bilden, so fiel er dagegen in die Schlingen einer solchen, die sein weiblich zartes, bis zur unbedingten Hingebung treues, Gefühl fünf Jahre lang misbrauchte, um ihn zu quälen, und ihm darauf schnöde den Abschied gab. Seine zweyte Geliebte machte ihn durch kindische Launen unglücklich. Sehr artig ist seine Schilderung der häuslichen Lage, worinn er bey der Entstehung ihrer Bekanntschaft diese Frau fand, die anfänglich überhaupt ein stärkeres Interesse erregt, als sie verdient. An der dritten Begebenheit ist nichts anziehend für das Herz, und nur das merkwürdig, dass *Ch.* sie so ernstlich nahm. In der Darstellung der zärtlichen Freundschaft zwischen einem seiner Brüder und ihm, welche die zweyte auf dem Titel nicht erwähnte Hälfte des Buchs ausmacht, zeigt er sich freylich liebenswürdiger, als wenn er, mehr durch Unverschämtheit und Verstellung als durch eigne Leidenschaft, sich verblenden lässt. Auch haben die Bedürfnisse des Geistes mehr Antheil an seiner Bruderliebe, und das giebt ihr ein männlicheres Ansehen. Die überall hervorleuchtende, seltene Unverdorbenheit des Gemüths verdient diesen sonst nicht reichhaltigen Bruchstücken einer Selbstbiographie einen Platz in der Geschichte des menschlichen Herzens.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Thorn*, b. Vollmer: *Aufruf an den Genius des scheidenden Jahrhunderts, zur Ausrottung der Blattern.* 1797. 32 S. 8. — Ein lebhaftes Gefühl für das Wohl der Welt und Unwille über die Unthätigkeit der Menschen bey den Leiden ihrer Gattung gaben dem Vf. ein Gedicht ein, das nicht ohne Rührung und von Einigen nicht ohne den Vorsatz, wenigstens den Wunsch, etwas zur Minderung jener Leiden mitzuwirken, gelesen werden wird. Es heisst etwas viel verlangt, wenn dem scheidenden Jahrhundert zugemuthet wird, was es in 96 Jahren nicht bewerkstelligte, in den letzten vier Jahren auszuführen, nämlich drey grosse Uebel, Krieg, Sklaverey und Blattern auszurotten! Aber in der letzten Decade dieses ablaufenden Jahrhunderts sind freylich so grosse Dinge geschehen, dass solche riesenhafte Erwartungen eines philanthropischen Gemüths nicht sehr befremdlich sind. Wer sollte nicht in den Wunsch um baldige Erlösung von der Noth, welche durch die Blattern in die Welt gekommen ist, herzlich einstimmen?

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 8. Februar 1797.*


## MATHEMATIK.

BERLIN, b. dem Vf. u. in Comm. b. Lange: *Aſtronomiſches Jahrbuch* für das Jahr 1799 etc., von *J. E. Bode* etc.

*(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)*

24) *Beobachtung der Danziger Polhöhe und der Gegenſcheine der Planeten* 1795 *und* 1796, *von Hn. D. Koch.* Die Polhöhe der Danziger Sternwarte war ebenfalls vor Hn. K. nicht genau bekannt, und um 14 Sekunden zu groſs, aus 16 Meridianhöhen nicht weit vom Zenith culminirender Sterne, macht er ſie jetzo 54° 20′ 48″, und glaubt ſie bis auf 5 oder 6 Sekunden richtig beſtimmt, warum nahm aber Hr. K. die Abweichungen dieſer Sterne aus der Conn. d. t.? und nicht lieber die von *Piazzi* mit dem ganzen Kreis beſtimmter Sterne; vermuthlich kommen aſtronomiſche Nachrichten und Schriften erſt ſpäte nach Danzig. Die Gegenſcheine ♀ und ♃ 1795 und jene ☿ und ♂ 1796 mit Tafeln verglichen; nur allein Mars nicht. 25) *Kurze aſtronomiſche Nachrichten und Bemerkungen.* Daraus zeigen wir nur einige der intereſſanteſten an; als neue Arbeiter im Felde der praktiſchen Sternkunde erſcheinen, Hr. *Ammann* in Dillingen, Hr. *von Utenhoven* in Utrecht, Hr. *Eimbke* in Hamburg, der Biſchof in Siebenbürgen Hr. Graf *von Batthyan* und ſein Aſtronom *Martonfy* in Carlsburg. Graf B. hat zwey Sternwarten in Siebenbürgen angelegt, davon wir ſchon in unſern Intelligenzblättern Nachricht gegeben haben. In Neapel iſt ebenfalls eine neue Sternwarte errichtet worden, und der Miniſter *Acton* lieſs ein ſiebenfüſsiges Herſchelſches Teleſcop aus London kommen. Hr. *Piazzi* nimmt eine Gradmeſſung vor, und hat von ſeinem Hof die Koſten dazu ſchon erhalten, gegenwärtig zieht er eine Meridianlinie oder Gnomon in der Palermer Kathedralkirche. (Eben wie Rec. dieſes ſchreibt, erhält er die zuverläſsige Nachricht, daſs ein franzöſiſcher Korſar ein engliſches Schiff weggenommen habe, auf welchem ein für Hn. *Piazzi* nach Palermo beſtimmtes Dollondiſches vortreffliches achromatiſches Fernrohr von 5 Fuſs und 3¼ Zoll Oeffnung befindlich war.) Den Beſchluſs macht die Ankündigung der prächtigen und vortrefflichen Ausgabe eines neuen Himmelsatlaſſes im gröſsten Format vom Hn. *Bode.* Aſtronomen und Liebhaber wiſſen im voraus, was ſie in dieſem Fache von einem *Bode* zu erwarten haben, an Unterſtützung wird es daher einem, Deutſchland ſo viele Ehre bringenden Werke nicht fehlen! Als Anhang zu gegenwärtigem Jahrbuch und auch mit beſonderm Titel erſcheint nachfolgendes Werk, welches wir daher auch zugleich hier mit anzeigen.

BERLIN u. STRALSUND, b. Lange: *Aſtronomiſche Tafeln zur Beſtimmung der Zeit aus der beobachteten gleichen,* obwohl unbekannten Höhe zweyer Fixſterne. Vorzüglich zum Nutzen der Schiffahrt berechnet von *Julius Auguſt Koch.* M. D. Aſtronom und Mitglied der Naturforſchenden Geſellſchaft zu Danzig. 1797. 142 S. Auch als Anhang zu Bodens aſtronomiſchen Jahrbuch für 1799. Mit einer Vorerinnerung und Erklärung der Tafeln.

Vorliegende Tafeln, durch welche Hr. K. vorzüglich Seefahrern einen weſentlichen Dienſt erzeigt hat, dienen, vermittelſt einer ſehr bequemen Methode, die wahre Zeit zu finden, welche mit den ſogenannten correſpondirenden Höhen darin übereinkommt, daſs man nicht *abſolute,* ſondern nur *vollkommen* gleiche (wenn auch unbekannte) Höhen zweyer Sterne nach der Uhrzeit beobachtet, und dies ganze Geſchäft in ein paar Minuten verrichten kann. Sie hat alſo den Vortheil, daſs das Wetter ſie ſelten vereiteln wird, welches nur zu oft der Fall bey den gewöhnlichen correſpondirenden Sonnen und Sternhöhen iſt, welche mehrere Stunden dauern und auch zur See nicht einmal anwendbar ſind. Aus einzelnen Höhen (welches bisher die einzige und üblichſte Art zur See iſt) die Zeit zu finden, erfodert eine lange Rechnung, bey Sonnenhöhen hat zwar Hr. *de La Lande* durch ſeine neuen, 1793 auf Koſten des Nationalconvents erſchienenen Stundentafeln, abzuhelfen geſucht, allein immer iſt dieſe Beſtimmungsart nicht ſo ſicher und genau, wie die Kochiſche, weil bey jener ſehr viele Sachen als bekannt und als ſehr richtig vorausgeſetzt werden, welche bey dieſer ganz wegfallen; nämlich bey einzelnen Höhen muſs der abſolute Höhenwinkel ſehr genau, folglich die Eintheilung des gebrauchten Werkzeuges, die Rectification deſſelben, die Strahlenbrechung, die Polhöhe des Orts, die Erhöhung des Auges über der Meeresfläche, ſehr ſcharf bekannt und beſtimmt ſeyn, wenn man die Zeit ſehr genau erhalten will. Bey der Kochiſchen Methode iſt dies alles nicht nöthig, und die Polhöhe braucht man hiezu nur obenhin zu kennen, auch auf den Gang der Uhr braucht man ſich hier nicht zu verlaſſen, weil die correſpondirenden Höhen in ein paar Minuten genommen, und die Zeit ſogleich dadurch beſtimmt

wird. Das einzige Requisit ist gleiche Höhe, und diese ist leicht erhalten, man darf nur das Mefsinstrument unverrückt stehen lassen. Freylich wird diese Methode wieder dadurch eingeschränkt, (und der Vf. hat es sich selbst nicht verhehlt,) dafs sie nur des Nachts gebraucht werden kann, und man nicht in jeder Nacht den Meeres Horizont deutlich erkennen, oder wie ihn die Franzosen zu nennen pflegen, einen *horizon clair-fin* erhalten kann; jedoch giebt es immer noch eine beträchtliche Anzahl heiterer Nächte, wo man bey Mondenschein oder in der Morgen- und Abenddämmerung, diese Methode mit Nutzen und Genauigkeit wird anwenden können, zumalen wenn es mit der angekündigten Erfindung und Verbesserung der Hadleyschen Spiegelsextanten in England von einem gewissen *John Syeds*, worauf er ein königl. Patent genommen hat, seine Richtigkeit hat, der einen künstlichen Horizont auf dem Werkzeuge selbst angebracht, und dadurch den Meereshorizont ganz entbehrlich will gemacht haben. Die Kenntnifs der Zeit ist Seefahrern zu wichtig, weil die Erforschung der Meereslänge, nach allen bisher bekannten Methoden, lediglich von ihr abhängt, es sey dafs man sie durch Längenuhren oder durch Mondsdistanzen finden will, man mufs daher Hr. K. grofsen Dank wissen, dafs er dieses Hauptproblem erleichtert, diese neue Methode erfunden, und auch zugleich die Ausführung derselben unternommen hat. Hätte Rec. irgend bey einem Bureau de Longitude Sitz und Stimme, so würde er nach Pflicht und Recht eine Motion bey demselben machen, und auf eine ansehnliche Belohnung für den Erfinder dieser Methode antragen, dann haben *Cornelius Bouwes* für seine *Logarithmic Solar tables*, *J. Bernoulli* für seine *Sexcentenary table*, *Mich. Taylor* für seine *Sexagesimal table*, und *Charl. Hutton* für seine Produkten- und Potenzentafel Geschenke von 100 und mehr Guineen verdient, und vom englischen Board of Longitude erhalten, mit wie viel gröfserm Rechte würde Hr. K. nach diesem Verhältnisse eine noch gröfsere Belohnung verdienen! Wir wagen es deshalb, uns auf das allgemeine Urtheil aller Astronomen in Europa zu berufen, ohne einen einzigen Widerspruch zu befürchten, auch wird die Zeit und das Glück, welches diese Methode bey auswärtigen seefahrenden Nationen gewifs erfahren wird, des Rec. Urtheil rechtfertigen, und wir werden bald (Rec. hat schon Spuren davon) diese Kochischen Tafeln mit einer französischen, englischen, oder spanischen Anweisung nachgedruckt sehen. Es wird auch diesmal wiederholt beweisen, dafs der Deutsche wohl Belohnungen zu verdienen, aber nicht — zu erhalten weifs!

Hn. *K's.* Verfahren besteht kürzlich darin. Man beobachtet die Zeit, wenn zwey Sterne, einer östlich, der andere westlich vom Meridian entfernt, gleiche Höhen haben, vergleicht das Mittel dieser beobachteten Zeiten der Uhr mit dem, was *K's.* Tafeln geben, und findet so, wie weit die Uhrzeit von der mittlern Zeit sich entfernt. Die Beobachtung selbst geschieht eben so leicht auf folgende Art; da man unmöglich zwey Höhen zu gleicher Zeit mit dem nämlichen Instrumente nehmen kann, so stelle man das Werkzeug (zur See den Spiegelsextanten), wenn der östliche Stern etwa noch einen Grad niedriger ist als der westliche, auf die Höhe des einen Stern sehr genau, und bemerke zugleich die Sekunde der Uhr, wenn er diese Höhe erreicht hat, nun wende man sich mit völlig unverrücktem Instrument gegen den zweyten Stern, und beobachte die Zeit, wenn er diese nämliche Höhe erreicht, das Mittel zwischen den beiden Zeitmomenten ist die Zeit, wo beide Sterne gleiche Höhen hatten. Man sieht, dafs es hier auf den Höhenwinkel gar nicht ankommt, ja dafs man dieselbe Beobachtung machen könnte, wenn auch das Werkzeug gar keine Eintheilung hätte, dabey wird aber vorausgesetzt, dafs die Höhenänderungen der beiden Sterne gleich grofs sey, welches aber nicht immer rigoros richtig allein von keiner Bedeutung ist, wenn man nur immer darauf Bedacht nimmt, den Zwischenraum zwischen den beiden Beobachtungen so klein zu machen, als es die Beschaffenheit des Werkzeuges und die Fertigkeit des Beobachters nur immer gestatten. Zu diesem Behuf hat also Hr. K. 41 Sterne, die alle zu den drey ersten Gröfsen Klassen gehören, gewählt, und diese hinwieder zu seinem Zwecke in 23 Paare abgetheilt; die ersten 30 Tafeln stellen die für den Danziger Meridian und verschiedene Polhöhen, für den Zeitraum von 1797 bis 1860 berechneten Zeitepochen, da jedes derselben genau einerley Höhe über den Horizont hat. Keines der angenommenen Sternpaare ist in gedachten Zeitraume um einen ganzen Grad in der Abweichung unter sich verschieden, und daher werden auch jene Zeitepochen der gleichen Höhe, so wenig durch die Verschiedenheit der Polhöhen verändert, dafs es hinlänglich war, sie für die Polhöhen von 0, 20, 35, 45, 50, 55, 58 und 60 Grade in den Tafeln darzustellen; dieser ist einer der schönsten Vortheile dieser Tafeln, weil sich die Proportionaltheile durchgehends für jede dazwischen liegende Polhöhe sehr leicht, ohne alle Mühe, und so zu sagen auf einem Blicke, durch eine leichte Kopfrechnung finden lassen, da die Unterschiede immer nur wenige Sekunden betragen. Wie mühsam sind dagegen die La Landischen Stundentafeln zu gebrauchen, die einer dreyfachen, oft sehr starken Interpolation bedürfen, für die Höhenabweichung- und Breitenänderungen! Diese, für den Danziger Meridian geltende Zeitepochen, lassen sich nun, vermittelst der 31sten Tafel, auf jeden andern beliebigen Mittagskreis, vermittelst der 32ten Tafel aber, auf jeden beliebigen Tag des Jahres reduciren, und solchergestalt erhält man auf die einfachste und leichteste Art die mittlere Sonnenzeit, da eines der gedachten Sternpaare für einen bestimmten Ort der Erde einerley Höhe über den Horizont hat. Dafs übrigens in diesen Tafeln auf keine Aberration und Nutation, und von der, vom Anfang des Jahrs bis zum bestimmten Tag statt habenden Ungleichheit der Präcession ist Rücksicht genommen worden,

den, war nothwendig, und erlaubt, theils weil die Aberration und Nutation sich oft aufheben, oft beide Sterne auf die nämliche Art afficiren, theils weil man zur See die Zeit nicht schärfer als auf 5 oder 6 Sekunden zu wissen verlangt, welches auch die Gränzen sind, innerhalb welchen diese Tafeln die Zeit angeben können, und die immer noch schärfer als bey den La Landischen Tafeln ist, bey welchen der Fehler auf das doppelte nämlich auf 10 bis 12 Sekunden, und in manchen Fällen noch weiter gehen kann. Die 33te Tafel giebt die ungefähre Zeit an, der gleichen Höhen aller berechneten Sternpaare für den ersten Tage eines jeden Monats, mit der Numer der zu jedem Paar gehörigen Epochentafel; diese Tafel ist dem Beobachter besonders nützlich, weil er daraus nicht nur ersieht, welcher Sterne er sich in jeder Jahrszeit zur genauen Zeitbestimmung seines Orts bedienen könne, sondern er lernt auch daraus beurtheilen, wenn er sich am Himmel nach einem Sternpaare umzusehen, und um welche Zeit er sich ungefähr zu dessen Beobachtung anzuschicken habe. Endlich giebt die letzte und 34te Tafel die Angaben der Oerter der gebrauchten 41 Sterne für den Anfang des Jahres 1800. Bey den Längen und Breiten, da sie doch aus den geraden Aufsteigungen und Abweichungen hergeleitet worden, hätte billig sollen angemerkt werden, welche Schiefe der Ekliptik Hr. K. dazu gebraucht hat; auch hat Rec. gefunden, dafs er sich hierzu der Maskelynischen und Zachischen Sternbestimmungen bedient habe.

Wir hätten nur noch gewünscht, dafs es Hn. K. gefallen hätte, in seiner Vorerinnerung anzuzeigen, welcher Methode er bey Berechnung seiner Tafeln gefolgt ist, ob der vom *Maupertuis* (Astronom. nautique Prob. XVIII.) die auf eine quadratische Gleichung führt, oder ob er sich einer leichtern und indirecten Auflösung dazu bedient habe. Dasselbe Problem haben auch Hr. Hofr. *Kästner* in seinen astronomischen Abhandlungen I. Samml. S. 419. §. 733. und *Pezenas* in seiner Astron. des Marins Tom. I. Probl. LX. abgehandelt; Hr. *de La Lande* erwähnt ihrer nur im Vorbeygehen in seiner Astron. Tom. I. art. 1056. Auch würde es für die Seefahrer und für solche Personen, welche nicht alle Sterne am Himmel kennen, besonders die kleinern, eine grofse Erleichterung und Hülfe gewesen seyn, wenn sie die ungefähre Höhe jedes Sternpaars bey jedesmaliger Beobachtung zugleich in den Tafeln angezeigt gefunden hätten, sie würden solche um so weniger verkennen und verwechseln können, wenn sie das Instrument vorher auf diese Sternhöhen stellen könnten. Rec. glaubt, dafs dieses sehr wohl und ohne grofse Weitläuftigkeit anginge, und würde diesen Vorschlag thun. Man brauchte nur für einige Epochen und für jeden Stern einen Hülfswinkel $\varphi$, und einen Logarithmen m zu berechnen und in die Tafel einzutragen, der erste würde gefunden durch tang. $\varphi$ = Cos. ang. hor. × Cotang. Declin. Letzterer Log. m = Log. Sin. Decl. — Log. Cos. $\varphi$. Wollte man nun die Höhe eines Sterns für eine gewisse Polhöhe = p haben, so braucht man nur den Log. Sin. von $(p+\varphi)$ zu dem in den Tafeln befindlichen Log. m zu addiren, so erhält man den Log. Sin. der gesuchten Sternhöhe.

Den Beschlufs der Tafeln machen Erklärungen und Beyspiele zu ihrem Gebrauche. Die 32te Tafel, deren Angaben allemal subtractiv sind, hätten besser additiv gemacht werden können, wenn man dafür das Complement auf 23 Uhr 56 Minuten 4 Sek. gesetzt hätte; auch wären die Tafeln viel einfacher geworden, wenn sie auf Sternzeit wären gestellt worden, da wäre die Zeit der gleichen Höhen für jedes Sternpaar immer dieselbe geblieben (bis auf eine geringe Kleinigkeit, die von der Präcession hergeführt hätte) mittelst des Berlin. astronom. Jahrbuches, und der darin befindlichen Spalte *Sternzeit im mittlern Mittag*, hätte man alsdann diese Sternzeit leicht in mittlere verwandeln können.

## GESCHICHTE.

Nürnberg, b. Stiebner: *Johann Ferdinand Roth*, Diakonus der Kirche zu St. Jacob, *Lebensbeschreibungen und Nachrichten von merkwürdigen Nürnbergern und Nürnbergerinnen aus allen Ständen* zur Beförderung patriotischer Gesinnungen und bürgerlichen Tugenden. Mit Kupfern. 1796. 238 S. 8.

Dafs gute Beyspiele schon überhaupt, besonders aber solche, die aus der neuern vaterländischen Geschichte gewählt worden, weit mehr Interesse für jeden Leser haben, dafs dieselben folglich auch auf die Jugend weit stärker wirken, als die besten moralischen Erzählungen, ist eine längst anerkannte Wahrheit. Eben deswegen sind Sammlungen von der Art, wie die gegenwärtige ist, sehr nützlich, wenn sie anders nicht das traurige Schicksal haben, von dem fadesten Roman verdrängt zu werden. Nach der Vorrede hat der Vf. bey diesem ersten Bändchen, auf welchen noch ein zweytes folgen soll, wenn dieses Beyfall finden wird, vorzüglich auf die Jugend sein Augenmerk gerichtet, doch aber seinen Vortrag immer so einzurichten gesucht, dafs sein Werkchen auch denen, die sich nicht gerne mehr unter die Jünglinge zählen lassen, eine eben so angenehme als nützliche Lectüre wird gewähren können. Die vorzüglichsten unter den hier aufgestellten Nürnbergern und Nürnbergerinnen sind folgende. *Albrecht Dürer*, dessen Lebensgeschichte mehr als den vierten Theil dieses Bändchens füllet, wobey die erst vor einiger Zeit von Hn. *Roth* herausgegebene Geschichte dieses grofsen Künstlers benutzt und die Schilderung des Malergenies desselben aus dem *Kleinischen* Denkmal grofser Deutschen eingeschaltet worden ist. Rec. würde bey dieser Gelegenheit wenigstens nur auf einige Meisterstücke dieses unsterblichen Mannes, besonders

auf einige Gemählde von ihm — dergleichen es ja in Nürnberg bekanntermaſsen giebt — aufmerkſam gemacht haben. *Wilibald Pirkheimer*, *Hanns Sachs*, *Hieronymus Paumgärtner*, *Anton Koberger*, *Veit Dietrich*, *Lazarus Spengler* — lauter bekannte und berühmte, durch Biographieen meiſtens ſchon verewigte Nürnberger. *Johann Fenitzer*, ein Meſſerſchmidt, ſtiftete ein anſehnliches Capital zu ſechs Stipendien, und auch eines zur Errichtung einer theologiſchen Bibliothek zum Gebrauch der Nürnbergiſchen Geiſtlichen, die bisher jährlich vermehrt worden iſt. *Eliſabetha Krauſsin*, eine Kaufmannswittwe. Sie hinterlieſs ein Vermögen von 127176 Gulden rheiniſch, wovon ſie die jährlichen Intereſſen ganz zu milden Stiftungen, beſonders zu ſehr anſehnlichen Stipendien beſtimmte. *Johann Kupezky*, ein berühmter Mahler. *Bernhard Vogel* hat ihn durch ein ſchätzbares Werk, das die von ihm gemahlten Portraite in ſchwarzer Kunſt enthält, verewigt. *Hannſs Conrad Oſsner*, der Sohn eines Gerichtsdieners oder Amtknechts ſtarb 1740 als Hofbildhauer zu St. Petersburg. *Marx Tuſcher*, ein Findelknabe — ſtarb 1750 zu Kopenhagen als königlicher Hofmahler und Baumeiſter. Die beygefügten Kupfer, welche einige Scenen aus der Geſchichte einiger in dieſem Werkchen aufgeſtellten Nürnberger anſchaulich machen, verrathen einen geſchickten Künſtler.

ZÜLLICHAU, in d. Frommannſiſchen Buchh.: *Der brittiſche Plutarch oder Lebensbeſchreibungen der gröſsten Männer in Groſsbritannien und Irrland ſeit den Zeiten Heinrichs VIII bis unter Georg III.* Siebenter und achter Band.

Auch unter dem Titel:

*Biographieen groſser und berühmter Männer aus der neuern brittiſchen Geſchichte.* Aus dem Engliſchen; mit literariſchen Anmerkungen von Hn. Hofrath Meuſel. 1794. 556 S. 8.

Die Recenſion dieſes Buchs braucht nicht länger zu ſeyn als dieſer Titel. Die Ueberſetzung iſt nicht vom Hn. *Meuſel* ſelbſt. Die vielen berühmten Namen der Männer, von welchen wir hier Nachrichten bekommen, müſſen die Neugierde reizen; kaum dieſe, alſo gewiſs nicht die Wiſsbegierde wird hier befriedigt. Engländer und Deutſche ſollten ſich nicht ſo vergeſſen, ſolche Notizen und dürftige Urtheile über Britten den brittiſchen *Plutarch* zu nennen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Marburg*, in d. akad. Buchh.: *Phyſikaliſche Verſuche über das Verhältniſs der Brennbarkeit der meiſten deutſchen Waldbaum-Hölzer.* Ein Beytrag zur höhern Förſtwiſſenſchaft, von *G. L. Hartig*, F. Solmſ. Forſtmeiſt. 1794 8 B. 8. mit 2 Tabellen. (30 kr.) — Beobachtungen über die verſchiedne Brennkrafte mehrerer deutſcher Waldhölzer ſind bisher bloſs zerſtreut angeſtellt worden, und es fehlt noch bis jetzt ein Werk, welches eine Reihe von Prüfungen in bedeutender Anzahl zuſammengeordnet mit nur einigermaſsen beſtimmten Angaben enthielte. Hr. *H.* theilt uns hier Experimente mit, die mit lobenswürdiger Genauigkeit angeſtellt, und aller Aufmerkſamkeit würdig ſind. Er nahm 200 rhein. Kubikzoll Holz von verſchiedener Art, zündete ſolches unter einem Keſſel, der 45 Pfund Waſſer enthielt, unter immer (ſo viel möglich) gleichen Umſtänden an, hing ein Queckſilber Thermometer mit Reaumürſcher Scale in den Keſſel, und beobachtete: „in welcher „Zeit das Thermometer am höchſten ſtand, wie lang es bis „zur Verkohlung des Holzes dauerte; wann die Kohlen verloſchen; wie hoch das Thermometer da ſtand; wie viel Waſſer „nach 12 Stunden durch Verdünſtung abgegangen war; ob das „Holz viel Aſche gab; ob es ſtet brennte."

Die Verſuche ſind über Eichen (von vielerley Gattung), über Buchen, Heinbuchen, Elsbeer, Eſchen, Ulmen, Ahorn, Linden, Birken, Erlen, Espen, Pappeln, Weiden, Lerchen, Kiefern und Tannen angeſtellt; überall über gleichgehauene Scheiter, am Schluſs aber auch über einiges Reiſig; bey einigen Hölzern auch mit Unterſchied, ob ſie in oder auſser der Saftzeit gehauen waren. Die einzelnen Reſultate hier, der Reihe nach anzuführen, würde viel zu weitläuftig ſeyn. Nur vom *Lerchenholz* müſſen wir doch die Beobachtung (aus S. 44.) anführen: daſs daſſelbe unter allem übrigen Nadelholz am ſchlechteſten brannte; daſs die Kohlen ſpritzten, zum Erlöſchen geneigt waren, wenn das Feuer nicht ſehr ſtark war, und in freyer Luft ſehr bald erſtarben. Wiederholte Verſuche gaben doch nichts anders aus. In einem beſondern Abſchnitt zeigt hierauf der Vf., wie man ſeine Beobachtungen zu benutzen habe, um den Werth des Brennholzes daraus zu beſtimmen. Er nimmt dabey einen fixen Preis für *Buchenholz* an, nämlich 98 Kubikſchuh Buchenſtammholz von 120jährigem Alter für 6 Gulden (rheiniſch) und ſchlieſst daraus auf die Gattung andrer Holzarten bey Annahme gleich gleich groſser Klaftern oder Holzmaſsen. Natürlich kann bey dieſer Rechnung bloſs 1) auf den hohen Grad der Hitze, 2) auf deren lange Dauer Rückſicht genommen werden; einige andre ſpecielle Beziehungen aber müſſen dabey wegfallen. Die Belehrungen, wie der Vf. Prügelholz und Reiſigwellen berechnet, zeigen abermals von ſeinem guten Beobachtungsgeiſt, ſo wie die angehängten Tabellen von ſeiner groſsen Bemühung, ſeine mühſamen Unterſuchungen, ſo viel möglich, gemeinnützig zu machen. — Wir möchten wohl den Vf. (der ſeine vorgelegte Experimente ſelbſt noch nicht für vollkommen erklärt) erſuchen, den betretenen Weg zu verfolgen, und auch mit etwas gröſsern Holzlagen und unter mehr veränderten Umſtänden ſeine Verſuche fortzuſetzen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 8. Februar 1797.*


## GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Barth: *Commentationes theologicae editae a Jo. Casp. Velthusen — Christ. Theoph. Kuinoel — et Ge. Alexandro Ruperti.* Volumen III. 1796. 509 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieser Band enthält theils schon vorhin herausgegebene, theils hier erst erscheinende Aufsätze; bey welchen letztern wir hier allein verweilen und die erstern, als sonst schon bekannt bloss anzeigen. I. *Franc. Volkm. Reinhard diss. de Christo suam, dum viveret, resurrectionem praedicente. Viteb.* 1784. — II. Herrn D. F. *Ruckersfelder* Schreiben an den Hn. Prof. Lubbers zu Gröningen über den berühmten Vaticanischen Codex des N. T. (B. bey Wetst. u. Griesbach). Wer auch nur das Urtheil über diese Handschrift gelesen hat, welches aus unserer Zeitung (J. 1789. No. 30.) in der Eichhornischen Bibl. der bibl. Literatur Band II. S. 373 bis 376. wieder abgedruckt ist, kann dieses R. Schreiben ganz entbehren; man findet selbst dort Manches, vornehmlich über den von ich selbst verschiednen Charakter dieses Codex in den verschiednen Evangelien und deren Theilen, was hier ganz übergangen und dafür bloss mit mehrern Beyspielen gezeigt ist, dass sein Text mit einigen der besten Handschriften und mit Origenis Lesearten übereinstimme, weniger hingegen mit den lateinischen Lectionen, wodurch Bentley's und Wetsteins Vorwürfe sowohl, als Mills Beschuldigung, dass dieser Codex mit dem Complutensischen Texte harmonire und bey der Compl. Bibel gebraucht worden sey, widerlegt worden. Auch der angehängte Brief des Herrn *de Rhoer* über jenes Schreiben zu Gröningen ist von keiner Bedeutung. — III. *Gott. Frid. Hufnagel diss. de Psalmis prophetius Messianas continentibus, Sectio I et II.* Erlang. 1783 und 84. — IV. *Frid. Sam. Winterberg diss. de tabernaculis aeternis ad Luc. XVI, 9.* Die Erklärung des Verfassers, wiewohl sie nicht ganz neu ist, unterscheidet sich von den gewöhnlichern darin, dass αἰώνιοι σκηναὶ *beständige Wohnungen* bedeuten sollen, in welchen jemand immer wohnen könne. „Macht euch Freunde „durch Wohlthun, damit, wenn ihr, bey dem steten „Wechsel aller Dinge, alles das Eurige verliert, sie „euch auf eure ganze Lebenszeit in ihre Wohnungen aufnehmen und unterhalten mögen.“ Eine Erklärung, welche den Worten und der Vergleichung mit dem Verfahren des ungerechten Haushalters, ganz gemäss ist; aber so gewiss ist sie doch nicht, als der Vf. glaubt, der die, so die ewigen Hütten für den Himmel halten, für jämmerlich Betrogene hält (*miseros illis haec locutio imposuit*). Denn womit will er beweisen, dass Jesus diese Moral, die er aus seiner Parabel zieht, vollkommen mit dem Bilde, das er braucht, habe gleichstellen, und nicht, wie er gemeiniglich thut, mit irdischen Vortheilen jenes Haushalters himmlische Vortheile vergleichen wollen? Auch führt die folgende Parabel vom reichen Mann, wodurch Jesus die gegenwärtige weiter einschärft, eher auf die gewöhnliche, als auf des Vf. Erklärung. Zugleich setzt Herr W. eben so unrichtig voraus, dass Christus diese Parabel vom ungerechten Haushalter eigentlich den Pharisäern vorgetragen habe, als er behaupten will (mit mehrern Andern) μαμων. τ. ἀδικίας bedeute nicht ungerecht erworbnen, sondern *unsichern* Reichthum. Denn das *erstere* ist offenbar wider Lucä Erzählung, der ausdrücklich v. 1. sagt: er habe sie seinen μαθηταις, also den reuigen Zöllnern Cap. 15, 1. vorgetragen, und C. 16, 14. die Pharisäer davon unterscheidet, die Jesus durch die Parabel vom reichen Manne zu Rechte wies. Das *letztre* aber bleibt immer hart, da die ἀδικια des im Bilde vorgestellten Haushalters v. 8. gewiss *Ungerechtigkeit* ist, und er die Zöllner ermahnen will, sich vom ungerecht erworbnen Reichthum los zu machen.

Die Vte Abhand. ist die vom Hn. D. *Storr de fonte Evangeliorum Matthaei et Lucae*, Tübingen 1794. — VI. Herrn Prof. Kuinoel's Erklärung der Stelle Pauli Ephes. 5, 6 – 14. — VII. Herrn Gen. Superintendent *Velthusen's* zwey beym Prorectoratswechsel zu Helmstädt 1780. gehaltne Reden *de legibus divinis non simpliciter arbitrariis;* um zu zeigen: dass Gott nie ganz willkührlich, sondern stets nach Weisheit handle, deren Gründe aber oft den Menschen verborgen seyn, welches gleichwohl die Verbindlichkeit solcher Gesetze Gottes nicht aufhebe, da diese bloss davon abhängt, dass Gott sie gegeben habe. Eine strenge Untersuchung dieser Sache wird man in dergleichen Reden nicht erwarten, und die letzte Hauptfrage von positiven göttlichen Gesetzen lässt sich freylich nicht, wie hier geschehen ist, kaum auf drey Seiten, abfertigen. Aber eben darum enthalten wir uns aller Anmerkungen darüber, zumal da sie so wenig, als der exegetische Theil oder des Vf. ehemalige Inauguraldisputation, die er 1775. zu Göttingen vertheidigte und die hier, als der *zehnte* Aufsatz in dieser Sammlung, S. 318. ff. wieder abgedruckt ist, neue Zusätze bekommen hat. — Ihr hat man hier VIII. des Herrn Doct. und Praepositi *Herrm. Andr. Pistorii* Abhandlung *de legibus divinis non a mero Dei arbitrio proficiscentibus* beygefügt, die im J. 1769. bey dem Stolpischen Institut zu Leyden das

Accessit erhalten hatte und mit der bekannten Tollnerschen Preisschrift schon 1770. zu Leyden in 4. herausgekommen war. Nur hat Herr P. S. 265. ff. ihr ein kurzes Corollarium angehängt, um überhaupt zu zeigen, dafs die Schlüsse aus Gottes Eigenschaften wider ein blofs willkührliches d. i. nicht auf objectiven Gründen beruhendes, Verfahren Gottes, selbst nach Kantischen Prinzipien nicht als ungültig angesehen werden könnten.

Es folgen IX. Herrn Prof. *Loesners* zu Leipzig *ad voces quasdam versionum graecarum veterum interpretum Proverbiorum Salomonis Observationes*, 1761., hier verbessert und mit neuen Zusätzen vermehrt. — XI. Herrn Prof. Schnurrer's zweyter Theil der *Obss. ad vaticinia Jeremiae*, Tübingen 1794. — Den Beschlufs macht XII. eine Erklärung des ersten und zweyten Capitel's der Weissagungen Habakuk, vom Hn. Rector *Ruperti* (das dritte Capitel hatte er schon in zweyten *Fasciculo* seiner *Symbolarum ad interpretationem S. Cod.* erläutert); welcher Aufsatz sich eben so wohl durch einen fleifsigen Gebrauch und Beurtheilung der neuesten Versuche zur Aufklärung dieses Propheten, zumahl in Hinsicht seiner Sprache, als durch Beurtheilung der Lesearten und ihres Ursprungs, und selbst durch eigene neue Versuche des Herrn R. den Sinn zu finden und deutlich zu machen, empfiehlt. So übersetzt er, unsers Erachtens die Worte Cap. 1, 10. ויאבר עפר וילכדה sehr wohl: *Colligit* (*excitat*, nehmlich *Chaldaeus*) *pulverem* (*pulveris nubem*) *et conglutinat eum* (d. i. erregt eine dicke Staubwolke); ein sehr darstellendes Bild eines einem Heuschreckenschwarm ähnlichen verwüstenden Heeres! Durch diese Erklärung fällt die doppelte Härte weg, die darin liegt, dafs man עפר, wider allen Sprachgebrauch, von Wällen oder Brustwehren erklären, und das Suffixum in וילכדה auf das zu entfernte מבצר beziehen will. Die Schwierigkeit aber, dafs das Suffixum Femininum in וילכדה weder auf עפר noch מבצר könne gezogen werden, hebt er glücklich dadurch, dafs וילכדה, nach älterer Orthographie, punctirt worden חכ als das Suffixum Masculinum, statt des gewöhnlichern ך angesehn werden könne, wie 2 Reg. 6, 10. in חוהירה. Auch v. 12. nimmt er צור, *rupes* sehr richtig von Gott und giebt es *Deus tutelaris*, welches durch den Parallelismus der Sätze sehr begünstigt wird.

Erlangen, b. Palm: *Liturgische Blätter*, von *Wilhelm Friedrich Hufnagel*. Erster Band, Dritte Sammlung, 1794. 129 S. Vierte Sammlung, 1795. 122 S. Fünfte Sammlung, 1795. 164 S. Sechste Sammlung, 1796. 79 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Sammlungen geben den vorigen an Werthe nichts nach, vielmehr haben sie in manchem Betracht noch viel Vorzügliches vor ihnen, und Rec. trägt kein Bedenken, sie zu den besten liturgischen Beyträgen zu rechnen. Hr. H. besitzt die seltene Gabe, bey Gebeten und Anreden mit Salbung zu sprechen, Leichtigkeit des Vortrags mit Nachdruck und Würde zu verbinden und die Umstände der Zeit weise zu benutzen. In diesen Sammlungen haben fast alle Gebete und öffentliche Ermahnungsreden eine genaue Beziehung auf die besondere Lage, in welcher Frankfurt durch das abwechselnde Kriegsglück ist versetzt worden, so dafs sie nicht allgemein benutzt werden können. Die *Dritte Sammlung* enthält blofs *Gebete*, (einige Ankündigungen ausgenommen) nämlich Gebete zur christlichen Feyer des Neujahrsfestes, zur Feyer des Todestages Jesu, Dankgebete für den Erndtesegen, Gebete am allgemeinen Buss- und Bettage, Gebete veranlafst durch die Entledigung und Wiederbesetzung des deutschen Kayserthrons, Gebet am Dankfest wegen der Befreyung Frankfurts etc. Die 4te und 5te sind vermischtern Inhalts und bestehen mehr aus Sermonen bey der Confirmation der Kinder, bey Ordinationen, Einführungen, Trauungen, Taufen u. d. gl. Unter den Gebeten kommen mehrere in Form der Litaney vor, die besonders viel Energie haben, z. E. in der 3ten Samml. S. 65. eine Litaney am Bufstage 1792. Auch die Methode, das Vater Unser zu paraphrasiren und auf die *Zeitumstände* anzuwenden, hat Hr. H. häufig und *gewifs* sehr glücklich gebraucht. Kurz und kräftig ist unter andern die Paraphrase Samml. 1. S. 16. (nur die 2te B. Dein Reich *gründe bey uns*, und die 5te: Verzeihe (wenn), *wir fehlen*, wie wir verzeihen dem Fehlenden, ist etwas undeutsch und unverständlich,) und sehr geistvoll das V. U. umschrieben nach den gegenwärtigen Zeitumständen, 1792. S. 75. Die *Trauungsreden* handeln nützliche Wahrheiten in einem simpeln und edeln Style ab, und sind immer den besondern Umständen der Verlobten angemessen. (In der Traurede Samml. 5. S. 60. ist doch der angeführte Umstand, dafs der Bräutigam, ein Wittber seine hoffnungsvollen Kinder einer unvergleichlichen Mutter der Braut zur Mutterssorge empfohlen, nicht recht benutzt.) Die *Ordinationsreden* sind zum Theil blofs paränetisch, und das *Benedicat tibi Dominus ex alto* ist deutsch gut und kräftig ausgedruckt. Bey den *Einführungsreden* auf dem Lande hat Hr. H. sich eines planern Vortrags bedient. Dadurch sind sie zwar verständlicher geworden, dagegen haben sie aber viel an Kraft und Rührung verlohren. Dafs sie blofs Ermahnungen an die Gemeine, aber nicht an den Prediger enthalten, ist vermuthlich absichtlich geschehen, kann aber doch vom Rec. nicht gebilligt werden, weil ein Prediger doch auch viele Pflichten übernimmt, und eine öffentliche Ermunterung zur treuen Erfüllung derselben ihm sehr heilsam seyn wird. Die 6te Sammlung enthält gröfstentheils wieder *Kirchengebete* an Bufstägen und Erndtefesten, auch noch eine Umschreibung des Gebets Jesu zur Feyer des Neujahrsfestes. Die *Reden* zeichnen sich durch Kürze aus, die *Gebete* sind zum Theil ziemlich lang, welches aber durch die starken Empfindungen, welche die Schicksale Frankfurts hervorbrachten, nothwendig gemacht wurde. Die dem Vf. eigenen *Einschaltungen* sind hier mäfsiger angebracht und tragen wegen ihrer Kürze mehr zur Verstärkung des Nachdrucks bey, als in den ersten

Samm-

Sammlungen, wo, wie der Vf. sagt, die Gedanken erst sollten verarbeitet werden, besonders bey den Ideen für Betende. Doch kommen noch zuweilen einige zu lange Einschaltungen vor, die den Zusammenhang der Rede zu sehr trennen, z. E. Samml. 5. S. 30. „An dem Tage, den gute Menschen — denn „von der Liebe, die nicht die Tugend zu ihrer Gefährtin hat, erwarten wir ohnehin kein dauerndes „Glück! — als den ersten segnen." etc. Für einen edlen und correcten Ausdruck ist hinreichend gesorgt, nur selten stiefs Rec. auf einige sprachwidrige und hebräischartige Ausdrücke, als: wir *beten* zu dir *auf, Gott der Liebe, Vater der Wahrheit und Liebe*; auch einige zu menschliche Vorstellungen, z. E. 5te Sammlung S. 124. *Denke* (o Gott,) *daran, dafs wir Staub sind*, woran wir Gott wohl nicht zu erinnern brauchen. Die *Ideen für Betende* bey jeder Sammlung geben zu vielen guten Gedanken Anlafs. Zu den *fremden Arbeiten* gehört in der 4ten Sammlung die Confirmationshandlung in Absicht auf das dabey abgelegte Glaubensbekenntnifs eines christlichen Jünglings; in der 5ten, eine Meineidsvermahnung vor dem akademischen Gerichte zu Erlangen vom Hn. Doct. *Ammon*, und in der 6ten eine Abendmahlsfeyer vom Hn. Kirchenrath *Lang*. Das *Glaubensbekenntnifs* macht dem Zögling so wohl als dem Lehrer viel Ehre, als Glaubensbekenntnifs aber bey einer Confirmation enthält es auf der einen Seite zu viel, nämlich die ganze jüdische und christliche Religionsgeschichte, auf der andern aber zu wenig, da die christlichen Religionslehren und besonders die Pflichten äufserst kurz und unvollständig, auch nicht in einer schicklichen Ordnung vorgetragen sind. Nicht ganz richtig ist es auch, wenn es S. 14. heifst: „der Wille des Allgütigen Vaters der Welt ist sichtbarlich *das Glück* (die „Glückseligkeit) derselben;" warum nicht auch die Tugend?) und S. 21. „Der Inbegriff der Lehre Jesu ist: „Gott ist Vater der Welt, alle Menschen seine „Kinder, die ihn als Vater, sich unter einander als „Brüder lieben sollen." (Dies macht doch nur einen *Theil*, nicht die ganze Lehre Jesu aus, zu welcher *auch* die moralischen Vorschriften ohne Rücksicht auf Religion, ingleichen Unsterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung des Guten und Bösen gehören.) Die *Meineidsvermahnung* hat viel Simplicität und Würde und unterscheidet sich sehr von der gewöhnlichen Methode, blofs durch Androhung der Strafe zu schrekken. Doch hätte von der Würde einer feyerlichen eidlichen Aussage mehr gesagt werden sollen. Die *Abendmahlsfeyer* möchte wohl nicht verständlich genug und auch zu lang seyn, wenn sie in der Kirche nach der Predigt soll gehalten werden, wo kurze kraftvolle Anreden an die Communicanten am meisten wirken werden. Wenn sie aber zu einer besondern Andacht unter Aufgeklärtern bestimmt ist, wird ein jeder das Urtheil des Hn. H. dafs sie als Muster verdiene aufgestellt zu werden, gewifs gern unterschreiben.

1) Prag, b. Widtmann: *Kaspars Royko, Geschichte der grofsen allgemeinen Kirchenversammlung zu Kostnitz. Zweyte verbesserte Auflage.* 1796. Erster Theil. 160 S. Vorr. XVI. Zweyter Theil. 302 S. 8.

2) Ebendas.: *Register über Kaspar Royko's Geschichte der grofsen allgemeinen Kirchenversammlung zu Kostnitz*, sämmtliche vier Theile. 1796. 190 S. 8.

Der berühmte Royko hat durch die edle Freymüthigkeit, mit welcher er zuerst in der deutschen katholischen Kirche den *nimbus* des hochheiligen Conciliums zu Constanz auf seinen wahren Gehalt herabsetzte, eben so bleibenden Ruhm in derselben, wie in der französischen, Richer durch die kritischen Beleuchtungen, mit denen er das ehrwürdige Dunkel der ersten allgemeinen Concilien zerstreute. Selbst diese neue Ausgabe ist um so mehr ein Beweifs, dafs das Publicum seine Freymüthigkeit zu schätzen weifs, weil er von Seiten der historischen Kunst, wodurch andere Geschichtschreiber sich und ihre halbwahren Erzählungen oft dem Leser einzuschmeicheln wissen, wenig empfehlendes hat. Zwar schien seine Absicht nicht weiter zu gehen. Ein ehrlicher Mann (sagt er in der Vorrede) wie ich immer war, verlangt nur Offenbarung der Wahrheit, und zum Motto hatte er und hat noch die Stelle aus Cicero L. II. de orat. C. 15. *Quis nescit, primam esse historiae legem, nequid falsi dicere audeat, deinde nequid veri non audeat.* Allein im Munde des Historikers bedeutet die Ehrlichkeit den Mangel des Gefälligen, gerade so wenig mit Erfolg, wie im Umgange. Beide Eigenschaften schliefsen einander so wenig aus, dafs vielmehr eine durch die andere gewinnt. Der rauhe Ehrliche wird geachtet, und in der Noth gesucht; aber man unterhält sich nicht gerne mit ihm. So Etwas fühlte Rec., so oft er R. in der Reihe seiner Bücher sah. Seine Freude, als er von einer neuen verbesserten Ausgabe hörte, stieg eben darum desto höher, und liefs ihn gar nicht zweifeln, R. werde noch mehrere Thatsachen gesammelt, tiefer in den geheimen Triebfedern der Ereignisse umhergeforscht, mit mehr Darstellungskraft das Ganze belebt, und des Unnöthigen entladen, Styl und Sprache verbessert haben. Allein wie sehr sah er sich getäuscht, als er die zwey ersten Theile der neuen Ausgabe mit der vom Jahre 1784 an vielen Stellen verglich, und nichts geändert fand, als Sprach-Unrichtigkeiten. Es hat zwar Hn. R. nicht gefallen, in einer neuen Vorrede zur neuen Ausgabe zu berichten, worin die Verbesserungen derselben, die der Titel ankündiget, bestehen. Allein Rec. kann nicht glauben, dafs in den nicht verglichenen Stellen noch eine den Sachengehalt betreffende Verbesserung angebracht seyn könne, weil er Format, Buchstaben, Seitenzahlen in beiden Ausgaben gleich, und auf jeder verglichenen Seite derselben, beynahe bis auf Worte, gleichen Inhalt sah. Und wenn doch nur wenigstens diese Sprach-Verbesserungen mehr auf sich hätten, als dafs statt des *ihme* — *ihm*, statt des *dennoch* und *annoch* — *doch*, für *anbey* — *auch*, für *alsogleich* — *sogleich*, statt *mir selbste* — *mir selbst*, statt

*wiederum — wieder*, ſtatt *allererſt — erſt*, für *abſang — ſang*, für *nachdeme — nachdem* etc. geſetzt iſt! Noch wäre des Unraths viel wegzuſchaffen geweſen, beſonders wenn R. die allzu ſchwülſtigen Pleonasmen hätte wegſchneiden wollen. Allein dieſe entſchlüpften der verbeſſernden Hand. S. 5. I Th. ſteht noch: Jeder Pabſt hatte ſeine ihm *gehorchende* Länder, die ihm *anhingen*. S. 259. II Th. hat er die Stelle der alten Ausgabe; Die Worte des heiligen Paulus, *da er ſchreibt* — dahin geändert: die Worte des heiligen Paulus, *welcher ſchreibt*, ſtatt auch dieſe zwey letztern Worte wegzulaſſen. Noch ſchlimmer iſt's, daſs er gar Fehler für Fehler, ſtatt des beſſern, das in der erſten Ausgabe geſtanden hatte, etwas Schlechteres ſetzte. S. 6. I Th. änderte er in dem Satz: die zwey Päbſte waren von den Cardinälen *ihres Gehorſams* nach Piſa vorgeladen — die zwey bemerkten Worte um, in: *zum Gehorſam*, durch welchen überflüſsigen und höchſt unbeſtimmten Ausdruck jenem gleichfalls überflüſsigen und einen Latinismus des Mittelalters enthaltenden nicht ſonderlich abgeholfen iſt. Statt *itzo* ſetzte er *itzt* S. 147. I Th. und S. 90. für das edlere: *Theodorich*, das niedrige: Dietrich.

Auf dieſe Weiſe wäre noch Stoff genug zu mehrern verbeſſerten Ausgaben übrig. Daſs R. mit den übrigen zwey Theilen ſeiner Geſchichte keine weſentlichern Verbeſſerungen vornehmen werde, ſagt uns ſchon das bereits erſchienene, und auf alle vier Theile ſich erſtreckende Regiſter, das wohl auch bey ſeiner zweyten verbeſſerten Ausgabe einen kürzern und ſprachrichtigern Titel erhalten müſste. Daſs in Anſehung der Vollſtändigkeit kaum eine Verbeſſerung möglich ſey, ergiebt ſich ſchon aus der Dickleibigkeit deſſelben. Der Inhalt wird im Gröſsern nach der Ordnung der Paragraphen, und im kleinern nach alphabetiſcher Ordnung, mit fühlbarer Angſt, nichts verloren gehen zu laſſen, mitgetheilt. Ob aber alles an Ort und Stelle ſich findet, und für die Gemächlichkeit des Suchenden geſorgt iſt? ——— Rec. würde unter dem Buchſtaben H. ſo wenig geſucht haben: das *Haupt* des Hufs wird geſpaltet — als auf dem Titel des Buches und des Regiſters das ſehr zufällige Beywort der *groſsen* allgemeinen Kirchenverſammlung.

## *TECHNOLOGIE.*

HANNOVER, b. Ritſcher: *Chemiſche Grundſätze der Gewerbkunde*, von *Joh. Fr. Gmelin*, Hofr. und ord. Prof. der Arzeneykunſt zu Göttingen. 1795. 628 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Des berühmten Vf. Methode Bücher zu ſchreiben iſt wohl im Publico ſchon ſo bekannt, daſs es weiter keiner weitläufigen Bemerkungen des Rec. über die Art der Ausführung gegenwärtigen Werkes bedarf; zumal da es ganz im Geiſte der vorhandenen Schriften des Vf. geſchrieben iſt. Wir müſſen geſtehen, daſs der Vf. bey der Bearbeitung deſſelben, wie gewöhnlich alle die Quellen treulich angeführt hat, deren er ſich zu der Compilation bediente, und als Rec. dieſe Grundſätze der Gewerbkunde mit des Vf. Handbuch der techniſchen Chemie verglich, ſo waren ganze Paragraphen, faſt ganze Kapitel gleichlautend. z. B. über Kochſalz, Salpeter, Glas u. ſ. w.; nur iſt in der techniſchen Chemie mehr von der Anwendung dieſer Körper vorgetragen. Eigene Bemerkungen oder Erläuterungen bringt der Vf. wahrſcheinlich in den Vorleſungen über dieſe Schrift bey. Nur Schade für Leſer, die jene nicht genieſsen können, daſs ſich dieſelben hier nicht mit gedruckt befinden. Der Inhalt dieſer Schrift iſt folgender: *Siedereyen*. Alaunſiederey. Bloſs die Beſchreibung der Arbeiten ohne alle chemiſche Erklärungen. S. 29. heiſst es ausgemacht, man ſetze der Alaunlauge nach Bergmanns Vorſchlage eiſenfreyen Thon zu, um die Säure abzuſtumpfen. Wo geſchiehet dieſes? Bergmann ſchlug den Thon freylich vor; *die* Anwendung im Groſsen aber hat man nicht *tauglich* gefunden, weil der Alaun zu ſeiner Bildung noch Pflanzenalkali erfordert. Vitriolſiederey: Eiſenvitriol, Kupfervitriol, Zinkvitriol; Salpeterſiederey, Salzſiederey, Salmiakfabrike, Weinſteinraffinerie, Sauerkleeſalzfabrik, Zuckerfabrik, Natrumfabrik, Sodaſiederey. Hier fehlt die Beſchreibung der Scheidung der Soda aus dem Glauberſalz. Pottaſchenſiederey, Seifenſiederey, Leimſiederey, Glasfabrik, *Mahlerfarben*. Feuerfarben, Paſtellfarben, Oehlfarben, Firniſſe, Erdfarben, Tuſchen, Dinten, Saftfarben. *Färbereyen*. Haare, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinewand u. ſ. w. *Gährungsproducte*. Stärke, Stärkmehl, Bier, Brandtewein, Wein, Eſſig. *Brennereyen*. Brandtewein, Aquavit, Deſtillirte-Waſſer, Deſtillirte-Oele, Säuren. *Kohlenbrennerey*, *Schiespulver*, *Schwefel*, *Kalkbrennerey*, *Thonwaren*. Ziegel, Töpferwaare, Steingut, Schmelztiegel, Tabackspfeifen, Fayence, Porcellan. *Metallarbeiten*. Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eiſen, Bley, Queckſilber, Zink. Die Bearbeitung der Platina hätte doch hier auch einen Platz verdient. *Milchproducte*. Butter, Käs, (Käſe). Nach dem Durchleſen des Werks muſs Rec. doch noch ſchlieſslich bekennen, daſs er ſich bey der mechaniſchen Beſchreibung der Arbeiten oft vergebens nach chemiſchen Erklärungen umſah, welche doch ohnſtreitig den Werth des Buchs ſehr würden erhoben haben. Vermöge des Titels „*Chemiſche Grundſätze*“ war man auch befugt dergleichen im Werke ſelbſt zu ſuchen. Rec. wagt es den Wunſch zu äuſsern, daſs der Vf. welcher mit einer ſo vortrefflichen Bücherkenntniſs ausgerüſtet iſt, bey einer etwanigen zweyten Auflage oder ähnlichen von ihm auszuarbeitenden Schriften auf dieſe Anmerkung einige Rückſicht nehmen möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. Februar 1797.

## MATHEMATIK.

Hamburg, b. Hoffmann: *Joh. Georg Büsch*, Prof. in Hamburg, *Verſuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens*, dritten Theils zweyter und dritter Band.

Auch unter dem Titel:

*J. G. Büsch — praktiſche Darſtellung der Bauwiſſenſchaft*, zweyter und dritter Band.

Oder auch:

*J. G. Büsch — Ueberſicht des geſammten Waſſerbaues.* Mit 3 Kupfern. Erſter Band, Vorrede und Bücherverzeichniſs XLVI S. u. 450 S. Zweyter Band. 488 S. 8.

Bey allen Schwierigkeiten, die dem würdigen Vf. ſein ſchwaches Geſicht entgegenſetzte, iſt es ihm doch gelungen, nachdem er verſchiedene Gelehrte vergebens dazu aufgefodert hatte, dieſes nützliche Werk zu Stande zu bringen. Doch rühmt er dabey die Hülfe, die ihm ein junger Mathematiker (Hr. *Krönke*), der ſich beſonders dem Waſſerbau widmet, geleiſtet habe, und empfiehlt ihn allen, die zu ſeinem Glücke etwas beytragen können, als einen Mann von den vorzüglichſten Anlagen und den ſeltenſten Fähigkeiten: welchem Urtheile Rec., der ihn perſönlich kennt, ganz unbedingt beyſtimmt.

Die Abſicht des Vf. ging theils dahin, jungen Männern, welche ſich dem Waſſerbau widmen wollen, eine allgemeine Ueberſicht davon zu geben, (wobey er als ein Mann von Erfahrung und Beobachtungsgeiſte die Schleichwege anzeigt, auf denen oft Menſchen, ohne die geringſte Kenntniſs in dieſem Fache, zu den wichtigſten Bedienungen darinn gelangten.) theils den Männern, die, ohne ſelbſt Hydrotekten zu ſeyn, doch von Amtswegen an hydrotechniſchen Arbeiten Antheil nehmen müſſen, ein Buch in die Hand zu geben, das ihr Urtheil leiten, und ſie vor fehlerhaften Anſtalten und übereilten Beſchlüſſen ſichern könne. Dieſe wichtigen Zwecke hat Hr. *B.* zur vollkommenſten Befriedigung beider Klaſſen von Leſern erreicht, und wir wünſchen einem jeden Hydrotekten Glück, wenn er Vorgeſetzte findet, die ihre Einſichten aus dieſem Werke erweitert und berichtigt haben. In Anſehung der Methode ſtimmt dieſe Abhandlung über den Waſſerbau mit dem Plane der übrigen Theile der mit ſo vielem Rechte geſchätzten Mathematik für das bürgerliche Leben überein. Es ſind alſo alle ſtrenge Theorieen und Beweiſe darinn vermieden.

Voran geht (auf 30 S.) ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniſs von den hieher gehörigen Schriften, mit einer kurzen Beurtheilung. Das Werk ſelbſt iſt in drey Bücher abgetheilt. Das *erſte* handelt *von ſolchen Bauvorfällen, bey welchen das Waſſer Hinderniſſe entſtehen macht, und von den Mitteln, dieſen zu begegnen*, und hier 1) *von dem Bau am Waſſer;* und 2) *von dem Bau unterm Waſſer.* Hier kommen unter andern vor, die Kunſt Einbaue ins Waſſer hineinzulegen; der Grundbau bey Brücken, als Beyſpiele die *Weſtmünſter* - und *Blackfryars* - Brücke in London; der Bau auf der Rhede von *Cherbourg*, und *Thunbergs* hölzerner Fangedamm bey *Carlscrona;* und *Perronets* Reſultate über die Berechnung und Vergleichung der vorzüglichſten Schöpfwerke.

Das *zweyte* Buch handelt *von den Bauunternehmungen, durch welche dem Schaden vom Waſſer begegnet werden ſoll.* 1) *Allgemeine Anmerkungen über die Gegenſtände dieſes Buchs.* 2) *Deichbau;* hiebey von See- und Fluſs-Deichen. Die letztern anzulegen, und den Fluſs zu beengen, iſt viel bedenklicher, als bey Strömen, wo Ebbe und Fluth iſt; denn bey der See darf man begreiflich keine Beengung befürchten. Nothwendigkeit der Berechnung, ob ein Land der Bedeichung werth, und ob es ſchon reif dazu ſey. Gefahren, die den Deich bedrohen, und Mittel, dieſen zu begegnen. Beweis, daſs die Fluth höher in die Flüſſe ſteigt, als bis zu dem Punkt, der mit dem Waſſerſtande bey hohem Waſſer an der Mündung in einem Niveau iſt, und ſechs Folgen daraus. Die hier angeführte Erfahrung verdient freylich näher unterſucht zu werden, und eben ſo die Frage, ob man ſich die Fluth wie eine groſse Welle vorſtellen könne. Hn. La Lande's Werk über die Ebbe und Fluth, welches mit vielen Zuſätzen als der vierte Theil ſeiner groſsen Aſtronomie bald erſcheinen ſoll, wird hierüber Aufklärung geben. *Von den Mitteln zur Abwendung des Schadens von einem nachtheiligen Laufe des Fluſſes.* Der Vf. warnt vor einem gar zu groſsen Zutrauen auf die vielen Theorieen über hydrauliſche Gegenſtände, und beruft ſich beyſpielshalber hier auf Hn. *Brünings* vortreffliche Schrift über die Geſchwindigkeit des ſtrömenden Waſſers, von welcher er eine deutſche Ueberſetzung wünſcht. Doch iſt die Warnung, die Theorie nicht zu vernachläſſigen, eben ſo wichtig und nöthig. Ueber die Nothwendigkeit und Erfoderniſs einer guten Strom-

Stromkarte. Bey den Mitteln, den Lauf eines Stroms zu verbeſſern, häufige Verweiſung auf wirkliche Bauſtellen, und Räſonnements über die Wirkungen der Anlagen. 4) *Von den Verſandungen der Flüſſe und den Mitteln dagegen.* 5) *Befreyung der Ländereyen von dem ſie bedeckenden Waſſer*, bey einem natürlichen Gefälle ſowohl, als da, wo das Waſſer durch Maſchinen gehoben werden muſs. Die italieniſchen Austrocknungen, des *Lacus fucinus*, der pontiniſchen Sümpfe, und wie ſie zum Theil bisher noch nicht haben gelingen wollen; die Siedlande (niedrigen Lande) im Lande Hadeln kommen hier vor. Am Ende dieſes Kap. zieht der Vf. aus den hier angeführten Beyſpielen und Vorſchlägen der Italiener, um niedrige Gegenden vom Waſſer zu befreyen, den Schluſs, daſs ſie hierinn noch ſehr unerfahren ſind, welches um ſo merkwürdiger iſt, da ſie bey ihren vortrefflichen Schriften und groſsen Theoretikern ſo viele Aufforderungen haben, ſich der Praxis des Waſſerbaues zu widmen. Auch die Engländer und Franzoſen können in dieſer Kunſt noch vieles von den Deutſchen und Holländern lernen. Schade, daſs Hr. B., wie es ſcheint, den holländiſchen Waſſerbau nicht recht gekannt hat, da hier ſo wenig davon vorkommt. Daher bleibt auch ein Werk, welches dieſen gehörig darſtellte, noch immer zu wünſchen, und iſt beſonders nöthig, um dem dieſes Land bereiſenden Hydrotekten eine Ueberſicht von allen den groſsen Anlagen in den Niederlanden, von den eigentlichen Abſichten der Erbauer, und wie dieſe erreicht worden ſind, zu geben. So iſt z. B. dem Vf. (S. 286.) berichtet worden, die gefährliche Stelle bey *'sGraveſande am Hoech van Holland* ſey von *Brünings* durch zwey im Rücken 50 Fuſs breite neben einander vom Lande gegen das Meer zu ſich erſtreckende Dämme *à pierres perdues* geſichert worden, und die Steine wären nur ſchlechthin auf den Sand gelagert, landwärts bis zur Fluthhöhe, und ſeewärts bis zur niedrigſten Ebbe. Rec., der den Bau genau kennt, bemerkt hier nur, daſs derſelbe aus eilf perpendiculären Faſchinenhäftern beſteht, die mit groſsen Steinen muldenförmig beſchwert ſind, und wovon jeder 40 rheinl. Ruthen lang iſt. Die drey obern und drey untern liegen 50 Ruthen aus einander, und die übrigen 100 R. Die Wirkung davon übertrifft alle Erwartung; das Watt hat ſich ſeit ihrer Anlage, im J. 1792, auſserordentlich erhöht; und dieſe gefährliche Stelle ſcheint nun auf immer gedeckt zu ſeyn.

Im zweyten Bande folgt *das dritte Buch von Bauunternehmungen, welche die Benutzung des Waſſers für gewiſſe Zwecke zur Abſicht haben.* 1) *Von den Arbeiten der Kunſt zum Vortheil inländiſcher Schifffahrt.* Dieſes Kapitel iſt das ausführlichſte unter allen, und durfte es um ſo mehr ſeyn, da es uns auſser des Hn. *Hogrewe* vortrefflichem Werke im Deutſchen noch faſt ganz an einem etwas allgemeinen Buche über den Canalbau fehlte. Der Vf. belehrt hier gleichfalls durch Beyſpiele von wirklich ausgeführten Canälen, und beſchreibt zu dem Ende den Canal von Briare und den von Languedoc, giebt auch ſonſt manche hiſtoriſche Nachricht von andern. In den Freyſtaaten von Nordamerika ſind ſchon eine Menge Canäle ausgeführt, und noch mehrere entworfen. Bey der Schiffbarmachung der Flüſſe iſt die Rede von der projectirten Schiffbarmachung der Elde im Mecklenburgiſchen; von dem künſtlichen Fall zu Hameln und von der groſsen Schleuſe daſelbſt; von dem Trollchätta-Fall in Schweden, und von dem was *Polhem* und *Thunberg* dort gethan haben. Noch wird zweyer engliſcher Erfindungen erwähnt, wodurch die Schleuſen bey Schiffbarmachung der Flüſſe ſollen entbehrlich gemacht werden können, und wie etwas der einen dieſer Erfindungen Aehnliches zu Colebrookdale wirklich in Ausführung gebracht ſey, wo die vollen Böte durch eine Dampfmaſchine aus dem obern Canal in die Severn, wenigſtens 200 Fuſs herunter gelaſſen werden. Die gewöhnliche Ladung iſt 5 Tonnen, und täglich werden im Durchſchnitte 100 Tonnen, jede von 2000 Pfund, Kohlen heruntergelaſſen. Ueberall ſind dieſe Beſchreibungen mit ſehr bündigen Räſonnements und richtigen Urtheilen des Vf. durchwebt. Den Waſſeraufwand bey dem Durchgang der Schleuſen hat noch kein Schriftſteller bisher ſo richtig angegeben, als Er. Hier ſind die Reſultate. 1) Es iſt zur Erſparung des Waſſers am beſten einfache, von einander entfernte Schleuſen mit einem *gleichen* Gefälle zu bauen, und dieſes Gefäll ſo klein zu nehmen, als es der Koſten wegen, welche die gröſsere Anzahl der Schleuſen erfodert, angeht. 2) Gekuppelte Schleuſen koſten beym Hinuntergehen eines Schiffes nicht mehr Waſſer, als eine ſimple Schleuſe von einem gleichen Gefälle, wie jeder oder wie der gröſste dieſer gekuppelten Schleuſenfälle, wenn ſie etwa nicht gleich wären. Beym Hinaufgehen eines Schiffes aber wird ſo viel Waſſer erfodert, als wenn das ganze gekuppelte Schleuſengefäll durch eine einzige ſimple Schleuſe bezwungen wäre. 3) Wo alſo ein hoher Abfall unvermeidlich iſt, da gereicht es mehr zur Erſparung, wenn man gekuppelte Schleuſenfälle in eine Schleuſe verbindet, als wenn man einer ſimpeln Schleuſe den ungetheilten Fall giebt. 4) Auch die gekuppelten Schleuſen müſſen unter ſich ein gleiches Gefall haben. 5) Wo gekuppelte Schleuſen, oder auch eine ſimple Schleuſe von einem groſsen Gefälle, mitten unter andern von gewöhnlichem Fall zu bauen, des Terrains wegen nothwendig wird, und wo alſo mehr Waſſer erfodert wird, als bey den übrigen, da räth der Vf. dem Stück des Canals oberhalb dieſer groſsen Schleuſe eine möglich gröſsere Länge und mehr Tiefe zu geben, wenn man den gröſsern Waſſeraufwand nicht etwa durch einen neuen Zufluſs von Waſſer erſetzen kann, da ſonſt bey anhaltender Dürre hier bald ein Waſſermangel entſtehen muſs. Durch ein ſolches längeres Stück des Canals wird für den Waſſerſchatz am Scheitelpunkt zwar eigentlich nichts gewonnen; denn aus dem Vorhergehenden iſt klar, daſs, um den Canal zu jeder Zeit ſchiffbar zu erhalten, zu ſo vielem Waſſer Rath geſchafft werden muſs, als zur Verdunſtung, Durchſickerung durch den Boden und

durch

durch die Ufer, zur Filtration durch die Schleusenthüren verlohren geht, (wo bey einem Canal von einem einseitigen Abhange nur Ein, und bey einem zweyseitigen Abhange nur zwey Paar Schleusenthüren zu rechnen sind,) und zu dem Aufwande bey dem Durchgange eines Schiffes durch die *gröfste*, oder durch die am meisten gekuppelte Schleuse erfoderlich ist. Kann also nun zwar durch die mehr oder wenigere Gröfse eines solchen Stücks des Canals eigentlich kein Wasser erspart werden, vorausgesetzt, dafs es wenigstens so grofs ist, dafs eine Abzapfung der Schleuse, um ein Schiff hinaufsteigen zu machen, keine merkliche Veränderung in der Höhe des Wassers in demselben verursachen kann, (denn wenn dies nicht ist, so sind Schleusen mit einem so kleinen Zwischenraume vom Canal, als gekuppelte anzusehen); so dient es doch dazu, dafs bey einem solchen längern, und dabey vorzüglich tiefern Stücke des Canals, der freye Durchlafs des Wassers vom Scheitelpunkte, oder wo sonst Wasser zu haben ist, bis zu diesem Stücke, welcher Durchlafs bey solchen Umständen nun einmal ganz unabwendlich ist, nicht so oft geschehen darf, sondern dafs zur Zeit nun mehr Wasser zu der gröfsern Verschwendung einer solchen ungewöhnlichen Schleuse hier in Vorrath gesammelt werden könne. Was Hr. *B.* (S. 55. im 2ten Th.) von *des Hn. Garipuy* Bericht aus *de la Lande's* Werk über die Canäle anführt, lautet §. 179. folgendermafsen: *en observant, lorsque les retenues sont pleines, qu'il y eut partout six pieds* (*six pouces* steht hier, und mufs ein Druckfehler seyn. Bey einer Tiefe von 6 Zoll Wasser kann kein Canal schiffbar seyn, und doch sagt *Garipuy* eben vorher, dafs der Canal in einem sehr guten Zustande sey,) *de hauteur d'eau sur les éperons de la porte baſſes de l'ecluſe ſupérieure; et que la hauteur des eaux ſur les éperons de la porte de défenſe de l'ecluſe inférieure, ſurpaſſât toujours ſix pieds d'une quantité proportionée à la longueur de la retenue.* — Also lagen die Schwellen der beiden Paar Schleusenthüren, welche die Stücke des Canals (*Retenues*) an den beiden Enden einschliefsen, nicht in einem Horizont, sondern die Schwellen an den untern Enden der Canalsstücke lagen niedriger, und ein gleicher Abhang solcher *Retenues* hing natürlich von ihrer Länge ab. Dies hätte G. freylich viel kürzer sagen können. Uebrigens könnte wohl nur die gröfste Unbilligkeit dem würdigen Vf., der alles sich vorlesen lassen mufs, wobey er nicht allemal den besten Vorleser haben mag, und durch Zeichnungen seiner Imagination gar nicht zu Hülfe kommen kann, diesen geringen Irrthum, der auch noch durch einen Druckfehler veranlafst werden mufste, zur Last legen. 5) Die Gröfse des Schiffs verursacht keine Veränderung, wohl aber die der Schleusen in dem Wasseraufwande, und daher müssen diese nur eben für die gröfsten Schiffe grofs genug seyn. Was die Gröfse des Schiffes beym Heruntergehen erspart, verschwendet es wieder beym Steigen. Eine andere Folge, die der Vf. nicht ausdrücklich angiebt, weil sie unmittelbar aus dem bisherigen folgt, ist diese: wo man es thunlich, und zur Ersparung der Kosten, welche wenigere Schleusen mit einem gröfsern Gefälle, als mehrere mit einem kleineren Gefälle, verursachen möchten, zuträglich findet; da kann man allen Schleusen ein solches grofses Gefäll geben, als man *einer* zu geben, von dem Local, gezwungen ist. Nimmt man jedoch auf die Durchsickerung durch den Grund und durch die Ufer, welche bey wirklichen Anlagen doch meistens erfolgen, mit Rücksicht; so ist, eben dieser verminderten Baukosten wegen, anzurathen, der obersten Schleuse mehr, und jeder folgenden, etwas weniger Gefäll zu geben. Der Wasseraufwand ist hiebey nicht gröfser, als wenn sie alle das kleinste Gefäll, oder das der untersten Schleuse hätten; da denn das, bey einem jeden Durchgange eines Schiffes mehr in das Stück des Canals hineingeflossene, als wieder abgezapfte Wasser, zum Durchsickern bleibt.

Alle diese, und noch mehrere Resultate, wie z. B., dafs die Schleusen in einem Canale, der in der einen Strecke mehr, als an der andern befahren wird, auf dieser mehr befahrnen Strecke weniger Gefäll, als in der übrigen Länge haben müssen, ergeben sich unmittelbar aus der gründlichen Ausführung des Vf. Bey gekuppelten Schleusen bleibt jedoch ein gleiches Gefäll immer das vortheilhafteste. Nun ist es zwar gewifs, dafs wohl schwerlich je ein Canal anzulegen seyn möchte, wo man alles so in seiner Macht hätte. Dies aber benimmt der Nützlichkeit dieser Bemerkungen nichts, da nach den Umständen diese anzuwenden doch immer mehr oder wenigere Gelegenheit seyn wird, und eine Untersuchung, wie bisher nach diesen Regeln, oder gegen sie gehandelt ist, und was für Folgen es gehabt hat, müfste interessant seyn, wofür aber begreiflich hier der Ort nicht ist. Am Ende dieses Kapitels noch ein merkwürdiges Beyspiel an dem dänischen Canal, dafs die Schleusen auch genau einerley Breite haben müssen.

Rec. kann dieses Kap. nicht verlassen, ohne noch eine literarische Anmerkung hinzuzufügen. Der Vf., so wie auch *Belidor*, geben nämlich *Sim. Stevin* als den Erfinder der Fang- und Kastenschleusen an; sein Buch, worinn er diese Erfindung beschreibt, ist: *Nouvelle manière de Fortification par ecluſes.* 1618. *Frisi* aber sagt, dafs ein Ingenieur, *Viterbe*, sie erfunden, und zu Brenta bey Padua schon 1481 in Ausführung gebracht habe; und bald nachher wurden sie zu der Vereinigung der beiden Canäle bey Mayland angewandt, wie aus der Inschrift einer dieser Schleusen zu ersehen ist: *Cataractam in clivo extructam, ut per inaequale ſolum ad urbis commoditatem ultro citroque naves commearent* .... anno 1497.

Das zweyte Kapitel handelt *von der Wasserbaukunst an Häfen*, und von dem, was dabey vorkömmt, als Leichtthürme u. s. w. Auch hier sind Beyspiele von vorhandenen Häfen, z. B. der Hamburger, der von Liverpool und von den dortigen Docken, beygebracht. Rec. mufs hier wieder bedauern, dafs dem Vf. der neue Hafen am Texel (das *Nieuwe Diep*), den

der berühmte Generalinspector Brünings anlegte, nicht hinlänglich bekannt war.

3. Kap. *Von der Benutzung des Wassers beym Festungsbau.* 4. K. *Von einigen noch übrigen Geschäften, welche die Benutzung des Wassers zur Absicht haben.* Hieher Brückenbau, Versorgung der Städte durch Wasser, dessen richtige Vertheilung unter die Interessenten, Wässerung der Wiesen, Sammlung des Wassers in Deichen, z. B. zum Bergbau, zur Treibung der Mühlen, zur Fischerey. Eine kurze Beschreibung, wie Seesalz aus dem Wasser durch die Sonnenwärme gezogen werde. Am Ende hat der Vf. den drey Gewerksmeistern in Berlin auf ihre Zusätze zu seiner bürgerlichen Baukunst geantwortet, und Rec. setzt nur blofs hinzu, dafs sie bey Vorrückung vermeyntlicher historischer Irrthümer, doch billig selbst keinen so groben Irrthum hätten begehen, und sich nicht vorschwatzen lassen sollen, dafs das Dach des Darmstädtschen Exercierhauses eingestürzt sey. Rec. kann wenigstens bezeugen, dafs er es im Febr. 1796 (also später, als die drey Gewerksmeister dies haben drucken lassen,) bey einer Durchreise durch Darmstadt, noch wohlbehalten, und in einem recht baufesten Stande hat stehen sehen.

Ein Inhaltsverzeichnifs beschliefst dieses vortreffliche Werk, von dem zum Besten der Wissenschaft zu wünschen ist, dafs es recht bald in vieler Leser Hände kommen möge. Ueberall dringt der Vf., mehr als irgend ein Schriftsteller, darauf, die Erfahrung zur vorzüglichsten Lehrerin in dieser grofsen und schweren Wissenschaft zu nehmen, und diese mit der Theorie Hand in Hand gehen zu lassen. Und zuverlässig ist dies auch der einzige Weg, auf dem sich für die Ausübung dieser wichtigen Wissenschaft glückliche Fortschritte erwerben lassen. Desto mehr ist zu wünschen, dafs das neulich von den Hn. *Wiebeking* und *Kröncke* angekündigte Werk einer *allgemeinen auf Geschichte und Erfahrung gegründeten theoretisch-praktischen Wasserbaukunst* einen glücklichen Fortgang gewinnen möge.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Vermehrtes und verbessertes Handbuch für Bauherrn und Bauleute zur Verfertigung und Beurtheilung der Bauanschläge von Wohn- und Landwirthschaftsgebäuden,* von *C. G. Huth*, kön. Preufs. Landbaumeister des Fürstenthums Halberstadt. 1795. 272 S. nebst XXXIV S. Vorrede und Vorbericht. 8. (18 gr.)

Nach des Vf. Bemerkung hört man sehr oft die Bauherrn klagen, wenn sie nach einem vorgängigen Bauanschlage ein Gebäude haben aufführen lassen, dafs die Anschlagskosten bey weitem nicht zugereicht hätten. Der Grund hievon liege mit darinn, dafs die Anschläge sehr oft nicht nach gewissen Grundsätzen und Regeln, sondern blofs nach Gutdünken gemacht, und verschiedenes dabey vergessen werde. Diesem Fehler sucht der Vf. durch gegenwärtiges Handbuch abzuhelfen, indem er sich bemüht, die Vorschriften zu den nöthigen Berechnungen so leicht als möglich zu verfassen, und dem Bauherrn die Uebersicht und Prüfung solcher Anschläge möglichst zu erleichtern. Die in diesem Buche enthaltenen Grund- und Lehrsätze sind, wie der Vf. versichert, Resultate vieler Beobachtungen und Erfahrungen von gefertigten ganzen Gebäuden, welche ohne Zweifel viel gewisser und sicherer seyen, als die in einigen gedruckten Schriften dieser Art angezeigten, und aus andern Büchern ausgeschriebenen Beobachtungen einzelner Stücke, und darauf gegründete irrige Regeln, besonders was die Stunden betreffen, welche die Arbeiter über einer gewissen Arbeit zugebracht haben, worüber sich im Allgemeinen nichts festsetzen lasse, um das Arbeitslohn danach zu verdingen. Das sicherste bleibe immer, den Arbeitslohn nach laufenden Fufsen zu bestimmen, und dies haben denn auch wohl bisher die besten Baumeister gethan. Wenn der Vf. nun für den laufenden Fufs bey dieser oder jener Arbeit so und so viel ansetzt, so kann dies doch nur für die Gegend gelten, wo der Vf. seine Erfahrungen gemacht hat. In jeder andern Gegend verhält sichs anders. Ueberhaupt nützen die Angaben solcher Tageslöhnungen in Büchern über Bauanschläge im Wesentlichen zu nichts weiter, als um in einem Beyspiele über die Berechnung eines ganzen Anschlages Data zu haben, wonach die einzeln Stücke nach Verhältnifs ihrer *Dimensionen* angeschlagen werden können. Die Hauptsache ist immer, eine Uebersicht des Verfahrens bey einem Anschlage zu geben, alle die einzelnen Stücke, worauf bey der Berechnung zu sehen ist, genau aufzuzählen, und nichts zu vergessen, was als ein erheblicher Posten angesehen werden kann. Hierinn wird das Buch des Vf. sehr gute Dienste leisten. Den Vortrag haben wir deutlich und ordentlich gefunden. In dem Vorberichte befinden sich die geometrischen Aufgaben, welche zur Berechnung der Bauanschläge nöthig sind. Wo etwas zum Kreise gehöriges zu berechnen vorkömmt, wird nur schlechtweg das Verhältnifs 7:22 gebraucht. In den meisten Fällen mag dies auch hinlänglich seyn. Den Vorbericht beschliefst ein Verzeichnifs einiger an mehreren Orten gebräuchlichen Kunstwörter, und das ganze Buch ein brauchbares Register.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 10. Februar 1797.*


## SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Herzensergiefsungen eines kunstliebenden Klosterbruders.* 1797. 275 S. 8. Mit dem Bildnisse Raphaels. (20 gr.)

Die Ansicht der bildenden Künste, welche dieser angenehmen Schrift zum Grunde liegt, ist nicht die gewöhnliche unsers Zeitalters. Mit Recht vermied daher ihr ungenannter Vf. auch die Sprache der Mode, und wählte, um für sein inniges Gefühl von der Heiligkeit und Würde der Kunst den lebendigsten Ausdruck zu finden, ein fremdes Costum, aus welchem er selbst in der Vorrede nicht herausgeht. Seine Absicht ist, angehenden Künstlern und Liebhabern seine an Anbetung gränzende Ehrfurcht vor den grofsen Meistern, mitzutheilen, und aufs nachdrücklichste widersetzt er sich überall einer gewissen selbstgefälligen Kennerey, die mehr auf einer fertigen Zunge als im Innern des Geistes wohnt, und die erhabensten Schöpfungen des Genius, als wären sie wirklich ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen, zuversichtlich durchmustert. Es ist gewifs: man ist nicht eher befugt zu richten, bis man ein Kunstwerk ganz versteht, bis man tief in seinen und seines Urhebers Sinn eingedrungen ist. Dies ist aber nicht anders möglich, als wenn man alle eitlen Anmafsungen wegwirft, und sich mit stiller Sammlung und liebevoller Empfänglichkeit des Gemüths der Betrachtung hingiebt. Der Charakter eines geistlichen Einsiedlers, dem „die „Kunst als eine Sache himmlischen Ursprungs gleich „nach der Religion theuer ist, dem sie eine religiöse „Liebe oder eine geliebte Religion wird," war vielleicht der angemessenste, der sich finden liefs, um eine solche Stimmung vorzubereiten, solche Lehren eindringlich vorzutragen. Selbst ein Anstrich von Schwärmerey kann nicht verwerflich scheinen, wo er nur als Gegengewicht gegen die überhand nehmende Kälte gebraucht wird, welche in der Kunst nichts sucht als einen zerstreuenden Sinnengenufs, und es ihr auch unmöglich macht anders zu wirken. Wer wird es dem schlichten, aber herzlichen, Religiösen verargen, wenn er das Göttliche, was allein *im* Menschen zu finden ist, aus ihm hinausstellt, und das Unbegreifliche der Künstlerbegeisterung gern mit höheren unmittelbaren Eingebungen vergleicht oder auch wohl verwechselt? Wir verstehen ihn doch, und können uns seine Sprache leicht in unsre Art zu reden übersetzen. Jene hat überdies, eben weil sie veraltet ist, den Reiz der Neuheit. So wesentlich verschieden die freyen Spiele der Einbildungskraft, worin der Kunstgenufs besteht, von jener Andacht zu seyn scheinen, welche eine zerknirschende Selbstverläugnung und gleichsam eine augenblickliche Aufhebung des irdischen Daseyns fodert; so ist es doch unläugbar, dafs die neuere Kunst bey ihrer Wiederherstellung und ihrer gröfsesten Epoche mit der Religion in einem sehr engen Bunde stand. Es ist, als ob immer ein religiöser Antrieb das Streben des bildenden Künstlers, Ideen von höheren Naturen in die Form der Menschheit aufzufassen, anregen und bestimmen müsste. Die überirdischen Darstellungen der alten Kunst hat der Volksglaube durchaus veranlafst, und was die neuere in diesem Fache eigenthümliches besitzt, hat ebenfalls alles eine religiöse Beziehung. An einem Gottesdienste, der zum Untergange der alten Kunst nur allzuviel beygetragen hatte, richtete sich die neuere wieder auf; sie empfing nicht nur Beschäftigung von ihm, sondern auch ihre höchsten Gegenstände: Madonnen, Heilande, Apostel und Heilige. Es ist schwer zu sagen, was diese Stelle ausgefüllt haben würde, wenn die Wiederbelebung der Kunst in Zeiten und unter Völker gefallen wäre, wo schon die strengere Vernunft alle sinnlichen Ausschmückungen einer auf das Unsinnliche gerichteten Religion verworfen, und die Stufenleiter der Andacht, welche den Menschen in seinem unendlichen Abstande von der Gottheit durch die Verehrung befreundeter Wesen gebaut wird, eingerissen hatte. Wenn wir, der Foderung gemäfs, dafs, der Betrachter sich in die Welt des Dichters oder Künstlers versetzen soll, sogar den mythologischen Träumen des Alterthums gern ihr luftiges Daseyn gönnen; warum sollten wir nicht, einem Kunstwerke gegenüber, an christlichen Sagen und Gebräuchen einen näheren Antheil nehmen, die sonst unsrer Denkart fremd sind? In dieser Bedeutung ist das Wort *glauben* S. 192. zu verstehn, und wir hielten es für wichtig, diesen Gesichtspunkt, besonders für Aufsätze wie *Raphaels Erscheinung* und *Brief eines jungen deutschen Mahlers in Rom an seinen Freund in Nürnberg*, ausdrücklich festzustellen, weil wir befürchten, dafs ihn Leser einer gewissen Art verfehlen werden, und dafs bey der Wachsamkeit gegen den Katholicismus den guten Klosterbruder weder sein Beruf noch seine eigne Toleranz (S. 116.) gegen den Vorwurf sichern wird, seine Kunstliebe habe eine Tendenz zu demselben.

Mit grofser Wärme empfiehlt der Vf. die meistens so vernachläfsigte Künstlergeschichte, und vorzüglich die Lesung des Vasari. Indessen haben junge Künstler oft nicht Kenntnisse genug, um diese Hauptquelle für die Geschichte des wichtigsten Zeitalters der moder-

nen Kunst gehörig zu verstehen; und das Studium derselben ist durch die Anmerkungen, Zusätze und Berichtigungen der neueren Herausgeber, die man gleichwohl nicht entbehren kann, noch verwickelter und mühsamer geworden. Auch fehlt dem Vasari noch viel zum musterhaften Biographen; besonders verlieren sich seine Lobsprüche nicht selten zu sehr in eine redneriſche Unbestimmtheit, als, dass sie demjenigen eine Vorstellung von dem Charakter der beschriebnen Kunstwerke geben könnten, der sie noch nicht hat. (Bey andern späteren Mahlerbiographen, z. B. dem Malvasia, ist dies freylich noch weit mehr der Fall.) Durch ein Werk, welches die merkwürdigsten Lebensbeschreibungen der Künstler nach Vasari mit Kritik und Benutzung der hinzugekommenen historischen Materialien auf eben die Art lieferte, wie hier die des Francesco Francia, Leonardo da Vinci und Pietro di Cosimo verjüngt und durch anschauliche Darstellung beseelt worden sind, würde gleich sehr für Belehrung und für Unterhaltung gesorgt werden. Bey einer Vergleichung mit dem Italiänischen Original wird es leicht in die Augen fallen, wie glücklich der Vf. durch Anordnung, durch Auslassungen sowohl als ausmahlende Züge und eingemischte Betrachtungen seinen Stoff umgebildet hat. Als Probe zeichnen wir nur einige Stellen aus dem Leben des Leonardo aus, an dessen Beyspiel der Vf. zu zeigen bemüht ist, „dass der Genius der Kunst sich nicht unwillig mit „der ernsthaften Minerva zusammen paart; und dass „in einer grossen und offenen Seele, wenn sie auch „auf Ein Hauptbestreben gerichtet ist, doch das ganze, vielfach zusammengesetzte Bild menschlicher „Wissenschaft sich in schöner und vollkommner Harmonie abspiegelt.“ S. 65. „Zu Erlernung jeder bildenden Kunst, selbst wenn sie ernsthafte oder trübselige Dinge abschildern soll, gehört ein lebendiges und „aufgewecktes Gemüth; denn es soll ja durch allmähliche mühsame Arbeit endlich ein vollkommenes Werk, „zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in sich verschlossene Gemüther „haben keinen Hang, keine Luft, keinen Muth und „keine Stetigkeit hervorzubringen. Solch ein aufgewecktes Gemüth besass der Jüngling Leonardo da „Vinci; und er übte sich nicht nur mit Eifer im Zeichnen und Setzen der Farben, sondern auch in der „Bildhauerey, und zur Erholung spielte er auf der „Geige und sang artige Lieder. Wohin also sein vielbefassender Geist sich auch wandte, so ward er immer von den Musen und Grazien, als ihr Liebling, „in ihrer Atmosphäre schwebend getragen, und berührte nie, auch in den Stunden der Erholung „nicht, den Boden des alltäglichen Lebens.“ S. 71. „Leonardo wusste, dass der Kunstgeist eine Flamme „von ganz anderer Natur ist, als der Enthusiasmus „der Dichter. Es ist nicht darauf angesehen, etwas „ganz aus eigenem Sinne zu gebähren; der Künstler „soll vielmehr ängstig ausser sich herumschweifen, und „sich um alle Gestalten der Schöpfung mit behender „Geschicklichkeit herumlegen; und Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geistes aufbewahren; so dass der Künstler, wenn er die Hand „zur Arbeit ansetzt, schon eine Welt von allen Dingen in sich finde. Leonardo ging nie, ohne seine „Schreibtafeln bey sich zu tragen; sein begieriges Auge fand überall ein Opfer für seine Muse. Dann „kann man sagen, dass man vom Kunstsinne ganz „durchglüht und durchdrungen sey, wenn man so alles um sich her seiner Hauptneigung unterthänig „macht.“ Sein Tod wird mit rührender Einfachheit erzählt, und der geistvolle Blick auf Raphael am Ende vollendet den ernsten Eindruck des Ganzen. Beynah vermissten wir hier das Sonett, welches das einzige Ueberbleibsel von Leonardo's poetischen Gaben ist: (weil er meistens *all' improviso*, dichtete, so schrieb er wahrscheinlich seine Gedichte selten auf) ob es gleich nicht eigentlich die Kunst betrifft, so könnte es doch Anlass zu einer anziehenden Einkleidung von Vorschriften für sie geben, wenn man dergleichen in seinem Namen und nach seiner Weise dichterisch vortrüge. Der Tod des Francesco Francia, welchem seine Bewunderung Raphaels das Leben gekostet haben soll, wogegen sich sonst allerdings grosse Zweifel erheben, ist durch die Wahrheit der Darstellung so glaublich gemacht worden, wie es nur immer möglich war. Die Vermischung historischer Wahrheit mit Erdichtung in dem Aufsatze: *Raphaels Erscheinung*, können wir nicht ganz billigen. Raphael hat die angeführten Worte wirklich geschrieben; allein es ist darin nicht von einer Madonna, sondern von der in der Farnesina abgebildeten Meergöttin Galathea die Rede, welche, wie man weiss, nicht zu den höchsten Idealen gehört, die Raphaels Pinsel hervorgebracht. Mithin fällt auch der geheimnissvolle Sinn jener Worte ganz weg. Dass übrigens ein in Raphaels Religion erzogner Künstler, auch ohne Hang zur Schwärmerey, dergleichen artistisch-religiöse Visionen haben könne, liesse sich aus des Benvenuto Cellini Leben (S. Horen. 96. St. IX. S. 57. u. ff.) vertheidigen, wo freylich eine aufserordentliche Lage sie hervorrief. Die Blätter über Michelangelo enthalten (S. 172. u. ff.) ein schön durchgeführtes, erhellendes Gleichniss. Von deutschen Künstlern ist nur dem alten Albrecht Dürer ein verdientes Ehrendenkmahl gesetzt: die von ihm gegebene Schilderung ist so ganz in dem ehrenfesten Tone und nach den graden Sitten seines Zeitalters abgefasst, dass sie den Leser täuschend darin versetzt. Ueberhaupt bekömmt die Schreibart des Vfs. durch eine gewisse altväterliche Einfalt bey ihrem bildlichen Reichthum etwas eigenthümliches. Sonst ist es sichtbar genug, dass er sich den grössten Meister der darstellenden Prosa in unsrer Sprache zum Vorbilde gewählt. Rec. erwähnt dies gar nicht als einen Tadel: das Streben nach gründlicher Aehnlichkeit mit dem, was man für das Beste erkennt, und ohne eine gewisse Höhe der Bildung nicht dafür erkennen könnte, ist sehr verschieden vom Haschen nach blossen Aeusserlichkeiten der Manier, noch mehr vom Entlehnen einzelner Gedanken und Ausdrücke. In einigen kleinen Gedichten, die keinen Anspruch auf kunstvolle Correctheit machen, ahmet

met wahres und herzliches Gefühl, und man lieſt sie gern an ihrer Stelle. Die Idee, Gemählde dadurch zu schildern, daſs man die gegen einander in Verhältniſſe geſetzten Perſonen redend einführt, iſt originell und kann für manche Fälle ſehr angemeſſen ſeyn; die beiden Ausführungen derſelben S. 91—96. gefallen durch ihre Naivetät, doch hätte dabey vielleicht mehr Sorgfalt auf die Form gewandt werden ſollen. Das einzige Stück in der Sammlung, welches keine Beziehung auf bildende Kunſt hat, iſt die Geſchichte eines unglücklichen Muſikers, den „die bittere Miſshelligkeit zwiſchen ſeinem angebohrnen ätheriſchen Enthuſiasmus, und dem irdiſchen Antheil an dem Leben eines jeden Menſchen, der jeden täglich aus ſeiner Schwärmerey mit Gewalt herabziehet, ſein ganzes Leben hindurch quälte.“ Die Wahrheit, daſs Selbſtſtändigkeit des Charakters ein unentbehrliches Erforderniſs zum Künſtler ſey, damit er das Ungemach der Wirklichkeit, dem ſich doch nicht immer entfliehen läſst, entſchloſſen zu überwinden vermöge, damit er unter mannichfaltiger Abhängigkeit die Freyheit ſeines Geiſtes erhalte, und nicht zwiſchen phantaſtiſcher Ueberſpannung und kranker Erſchlaffung hin und her ſchwanke, prägt ſich bey dieſer Erzählung dem Gemüth des Leſers auf eine ſchmerzlich ergreifende Weiſe ein. Der Vf. macht Hoffnung zu einem zweyten Theile, der Beurtheilungen einiger einzelnen Kunſtwerke enthalten ſoll: ein Geſchäft, wozu eine liebevolle Phantaſie, nach Michelangelo's Ausdruck:

— *Faſſettuoſa fantaſia,*
*Che l'arte mi fece idolo e monarca,*

beſſer berechtigt, wie uns däucht, als ſcharf beobachtende, aber auch gern verkleinernde, Kälte. Wir wünſchen recht ſehr, daſs die Aufnahme dieſer Schrift ihn auffodern mag, ſein unverkennbares Talent zur Darſtellung weiter zu üben; und wir zweifeln um ſo weniger daran, da ſchon das geſchmackvolle Aeuſsre des Buches es der Aufmerkſamkeit des noch nicht damit bekannten Leſers empfehlen muſs.

Leipzig, b. Göſchen: *Neue Sammlung von Gedichten* von *Caroline Rudolphi.* 1796. 303 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieſe ſchon längſt bekannte und geſchätzte Dichterin beſchenkt die Freunde ihrer Muſe von neuem mit den nicht glänzenden aber ſanft erfriſchenden Gaben derſelben, die man ohne eigenſinnige Foderungen empfangen wird, wie ſie mit anſpruchsloſer Unbefangenheit dargeboten werden. Nichts iſt hier durch Kälte, mühſame Kunſt hervorgelockt: dieſe Lieder ſind wie von ſelbſt einem Herzen entfloſſen, das ſeinen immer edlen, zarten und weiblichen Gefühlen nur Stimme zu geben ſuchte. Und es iſt meiſtens eine harmoniſche Stimme: die Sprache iſt gefällig und blühend, nicht mit Bildern überhäuft, aber auch nicht zu arm daran; der Versbau hat eine natürliche Leichtigkeit, hauptſächlich in den gereimten Sylbenmaaſsen, ob man gleich ſieht, daſs die Vfn. ſich nie ein Studium daraus gemacht hat, und daher in Fällen, wo dies unumgänglich vorausgeſetzt wird, häufig gegen die Regeln verſtöſst, z. B. in den wenigen hexametriſchen Gedichten. Wie anmuthig und doch zugleich wie ſinnvoll ſind folgende Zeilen, womit ein Lied auf *die Kindheit* anhebt:

Lieblich ſind der Kindheit Spiele,
Schön des Lebens Morgentraum,
Süſs die dämmernden Gefühle,
Süſs die Frucht vom Lebensbaum.

Unſchuld iſt der Baum des Lebens
In der Kindheit Paradies:
Der Erkenntniſs Frucht, des Strebens
Reift erſt, wo ſie es verlieſs.

Das Lob *der Denkkraft* S. 157. ſchlieſst mit einer überraſchend glücklichen Vergleichung. In kühnen Zügen wird die gegen jede ſinnliche Gewalt unendliche Energie des Geiſtes geſchildert. Der Gedanke

— faſst (wie Simſon Gaſa's Thor und Riegel)
Was ſeine Urkraft lähmen will,
Und trägt's davon auf ſeinem raſchen Flügel;
Wer mag ihm ſagen: ſtehe ſtill!

Nachher heiſst es mit Anſpielung auf dieſe Strophe:

Er ſtellt ſie feſt, der Möglichkeiten Schranken,
Schwingt ſich im Nu vom Nichts zum All,
Vom All zum Nichts — was macht ihn wanken?
Was fördert des Giganten Fall?

O daſs er ſeine hehre Kraft verſchwendet!
O daſs die Hand der Leidenſchaft
Des Hauptes Locken koſend ihm entwendet,
Und ihn zur Schmach mit Blindheit ſtraft!

Den gröſsten Theil der Sammlung machen lyriſche Gedichte aus; voran ſteht eine Anzahl lehrender Rhapſodien in reimfreyen Jamben, gegen das Ende einige artige Fabeln und Dialoge in Verſen. Manche Stücke kündigen ihren Inhalt gleich als ganz moraliſch an, in andern nehmen Ergieſsungen einer ſanften Schwermuth, Genuſs der Naturfreude oder Mittheilungen des Wohlwollens eine ſittliche Wendung. So ſcherzt die Vfn. S. 121. mit einem kleinen Mädchen:

Sorglos foderſt du von mir,
Sey es groſs, und ſey's geringe,
Was dir mangelt, hältſt mich ſchier
Für den Inbegriff der Dinge.

Aber das gute Kind läſst ſich auch Verſagungen von ihrer mütterlich geſinnten Freundin gefallen, ohne zu murren.

O der Jugend goldnes Glück! —
Wunsch und Sehnsucht zu verschmerzen
Ist des Weisen Meisterstück:
Und ihr wohnt die Kunst im Herzen.

Wie ungezwungen und vertraulich schliesst sich hier die Lehre an den naiven Gegenstand an, der sie veranlasst! In einigen rhapsodischen Darstellungen, mit Liedern untermischt, (S. 43.) *an meine Jungfrauen*, erscheint das Talent der Vfn. auf eine Art, die Achtung einflösst, mit dem näheren Beruf ihres Lebens vereinigt: die bescheidne Dichterin wird hier gern der liebenden und einsichtsvollen Erzieherin einen Theil des Beyfalls abtreten. Sie wird das letzte in einem noch weitern Umfange seyn, wenn junge Leserinnen, denen ihre Gedichte vorzüglich zu empfehlen sind, ihr Herz und ihre Sitten wie ihren Geschmack daran bilden; und sie tritt durch die Bekanntmachung derselben keineswegs aus den Gränzen der Bestimmung, die sie ihrem Geschlechte so wahr vorzeichnet:

In uns gekehrt, verkünden weiblich wir
Dem engen Kreis des Hauses den Genuss,
Die Seligkeit, die reiner Lieb' entströmt,
Aus ungepriesner Tugend lohnend quillt,
Die stiller Thätigkeit so frisch entkeimt.
Dies ist der Dienst, dies ist das Priesterthum,
Das in der Grazien Gebiet allein
Der reinen Weiblichkeit nur ziemt und frommt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Breslau*, b. Korn: *Das verlassene Dörfchen* ein ländliches Gedicht nebst einem Anhange von Elegien. Aus dem Englischen übersetzt von *Samuel Gottlieb Bürde*. 1796. V. u. 74 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (8 gr.) Nicht leicht wird es jemanden einfallen, was Hr. *B.* in der Vorrede für möglich hält, ihn wegen der Wahl des übersetzten Gedichtes zu tadeln. *The deserted village* von Goldsmith ist ein rührend schönes elegisches Gemählde. Das einfache und innige Gefühl, das darin athmet, beseelt die zarten, ungeachtet ihrer grossen Naivetät von jeder unedlen Beymischung reinen Schilderungen des ländlichen Lebens; und die hebenden Kontraste in dem glänzenden Elende und den Lastern der grossen Welt, machen die Rückkehr zu denselben noch erquickender. Die Uebersetzung ist, für sich betrachtet, ganz lesbar, aber eine Vergleichung mit dem Originale hält sie auf keine Weise aus. Kein billiger Beurtheiler wird fodern, dass bey einer poetischen Uebertragung gar nichts verlohren gehen soll; aber die Aufopferungen sind hier zu gross und zahlreich, als dass wir sie, so sehr wir die Schwierigkeit des Unternehmens anerkennen, für unvermeidlich halten könnten. Da einmal der weit weniger schöne und mannichfaltige Alexandriner statt der fünffüssigen Jamben gewählt war, so hätte wenigstens die Zahl der Verse der Regel nach nicht überschritten werden sollen, wie hier häufig, leeren Zusätzen zu lieb, geschehen ist. Im Original heisst es von dem Geistlichen des Dorfes:

*His house was known to all the vagrant train,*
*He chid their wanderings, but relieved their pain.*

In der Uebersetzung:

Dem heimathlosen Volk war längst sein Haus bekannt;
Ihr Wandern schalt er zwar *und ihres Leichtsinns Sitten*,
Doch immer öffnete sein Herz sich ihren Bitten.

Hier ist mit der Kürze zugleich der ganze Nachdruck des Gegensatzes vernichtet. Noch übler ist es folgender Stelle ergangen, wo der Abschied der auswandernden Landleute von ihrer Heimath beschrieben wird:

*His lovely daughter, lovelier in her tears,*
*The fond companion of his helpless years,*
*Silent went next, neglectful of her charms,*
*And left a lover's for a father's arms.*

Dies ist so übersetzt:

*Verschönt durch stillen Harm,*
In Thränen reizender, *schlang um des Vaters Arm*
Die holde Tochter sich, — sein zärtlichster Gefährte
Und seines Alters Trost. — *Ein Bräutigam erschwerte*
*Das Scheiden ihr;* — sie flog, *verschmerzend den Verlust,*
Aus des Geliebten Arm, an ihres Vaters Brust.

Beynah von jedem Zuge des Originals findet man hier ein doppeltes Exemplar: der schönste: neglectful of her charms, ist weggelassen und an dessen Stelle ein Zusatz gekommen, *der* die ganze Wirkung aufhebt. Auch das *flog* ist sehr ungeschickt: und wie ist durch die veränderte Ordnung der leichte melodische Fortschritt des Bildes zerstört! Doch wir wollen dies traurige Verzeichniss von Schönheiten, die man vergebens sucht, nicht durch mehrere Stellen erweitern. Die Sprache ist ziemlich korrekt, allein sie fällt nicht selten ins prosaische, hauptsächlich durch die verworrnen und schleppenden Wortfügungen. So ist ebenfalls der Versbau fliessend, aber kraftlos; auch ist das Hinüberschreiten aus einem Verse in den andern mit wenigen Sylben, z. B.

Dass dem getäuschten Blick sich die verkehrte Seite
Verbarg.

welches eigentlich der Natur des Alexandriners widerspricht, zu häufig gebraucht worden. Die angehängten drey Stücke von Beattie, Scott und Jerningham hätten immerhin unübersetzt bleiben mögen: den Begriff des Deutschen Lesers von Englischer Poesie werden sie eben nicht erhöhn. Die erste enthält gemeine moralische Betrachtungen; die zweyte die Beschreibung eines schwülen Sommertages, nebst sehr unpoetischen Gedanken, wie man sie allenfalls haben mag, wenn einen die Hitze unfähig macht, etwas gescheidtes zu denken; die dritte ist eine von den vielen misslungenen Nachahmungen von Grays Elegie auf einem Kirchhofe.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 11. Februar 1797.*


## GESCHICHTE.

OLDENBURG, b. Stalling: *Geschichte des Herzogthums Oldenburg*, von *Gerh. Ant. v. Halem.* Zweyter Band. 1795. XXIV u. 517 S. 8.

Die Geschichte Oldenburgs ist in diesem zweyten Bande bis zum Abgang des in den Grafschaften regierenden gräflich-oldenburgischen Mannsstammes fortgeführt, und lieferte in der langen Regierung des letzten Grafen Anton Günther, dem Historiker einen schönen Stoff. „Ich schliefse, sagt der Vf. am Ende seines Buchs; treulich sammelte ich, was ich zur Charakteristik Anton Günthers zu sammeln vermochte. Dennoch scheide ich schüchtern, wie ein Maler von dem Gemälde eines Todten scheidet, dessen Bild er aus dürftigen Schattenrissen und Freundes-Urtheilen zusammenzusetzen berufen war. Gern weilte ich bey dem merkwürdigen Manne, dem (nach Platos Ausdrucke), um als ein grofser König zu glänzen, nichts als ein Königreich fehlte. Nach ihm gewinnet die Geschichte Oldenburgs einen gar verschiedenen Charakter. Das selbstständige Ländchen verliert sich unbemerkt als Provinz eines gröfsern Staates. Doch stärket den Geschichtschreiber der Blick in die Zukunft. Er sieht, wie über die Kluft eines Jahrhunderts, Friedrich August, Anton Günthern die Hand reicht.“ Dem schwersten Theile seiner Arbeit geht also nun der geistvolle Vf. entgegen; denn er wird den dünnen Faden, womit sein Vaterland doch immer noch an das Reich geknüpft blieb, bemerkbar machen, und zugleich über das Licht, welches nun auf jenes von Norden her fällt, so herrschen müssen, dafs es genug von demselben beleuchtet werde, und sich nie in dem Glanze verliere. An einem sorgfältigen Studium der dänischen Geschichte wird es der unermüdete Vf. nicht fehlen lassen; er mache sich aber auch die Kunst von Tacitus und Johannes Müller zu eigen, mit wenigen, tiefen Zügen entfernte Begebenheiten in seinen Kreis zu ziehn und so darzustellen, dafs sich der Kenner darüber freue, und der unkundige Leser genug erfahre. So weit wir den folgenden Stoff kennen, mufs es in der Geschichte Oldenburgs eine ganz besondre Wirkung thun, von ihrem Standpunkte aus, die nordischen Gestalten in der Ferne vorbeyschreiten zu sehn; denn gesetzt, sie hatten auch keinen unmittelbaren Einfluss auf Oldenburg, so wirkten sie doch wie das Gewitter, welches freylich vorüberzieht, von dem wir jedoch jeden Augenblick fürchten mufsten, es werde unsre Gegend berühren. Dann beginnt jetzt der schwerste Theil der Arbeit auch darum, weil seit dem Tode Anton Günthers alle Verhältnisse, alle handelnde Personen ihren individuellen Charakter gegen einen gewissen allgemeinen aufgeben, also nun mehr Ruhe und doch mehr Kraft der Darstellung, feinere und doch tiefere Züge nothwendig werden, um die Bestimmtheit hervorzubringen, ohne welche man nie, also auch in der Geschichte nicht, zur Anschauung gelangen wird, worauf bey ihr alles ankommt. Sicher wird also der Vf. hinfort seine Materialien mehr vor der Form verschwinden lassen, und zu der Leichtigkeit seiner Sprache die Ruhe gesellen. Eine solche Flüchtigkeit der Bewegung, wie er bisweilen gezeigt hat, geziemt sich nicht für die Geschichte; ihre Würde zeigt sich in einem langsamen oder raschen, aber immer kräftigen, festen Gange. Auch mufs ihrem Gewande, so reich und prächtig es seyn kann, durchaus nicht nur hin und wieder ein Zierrath verliehen werden, wie es mit unter Sitte des Vf. ist; überhaupt tritt sie als eine nicht ungewöhnliche, nur grofse, mächtige Erscheinung hervor, und ihre Gestalt macht einen gewaltigen, aber nicht auffallenden, Eindruck.

Diese Erinnerungen und Wünsche für den folgenden Band zeigen schon, wie sehr wir den gegenwärtigen schätzen. Dafs in ihm viele ungedruckte Quellen und alle übrigen Hülfsmittel vollständig benutzt sind, dafür gebührt der Dank dem guten Willen und der Lage des Vf.; dafs sie aber auch mit dem sorgfältigsten Fleifs, mit gesundem Urtheil und Scharfsinn gebraucht worden, und der Gewinn aus ihnen mit Geschmack uns dargereicht wird, erwirbt seinem Geiste kein geringes Lob. Da er zugleich eine grofse Bescheidenheit und Milde der Denkart besitzt: so können wir uns gewifs versprechen, dafs sein edler Fürst und seine Mitbürger ihn mit theilnehmender Freude bey der Fortsetzung der oldenburgischen Geschichte bis auf unsre Zeiten in jeglicher Hinsicht unterstützen werden.

Der gegenwärtige Band begreift fast das ganze sechszehnte und mehr als die Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in sich, stellt also dar, wie die beiden gröfsten Begebenheiten in der deutschen Geschichte in jenen entfernten Gegenden wirkten, wo selbst durch den Sturm der Völkerwanderung die Ruhe nicht gestört wurde. Man kann das Bestreben des Vf. nicht verkennen, gerade die Scenen, wodurch die locale Individualität jener grofsen Ereignisse sich offenbarte, besonders herauszuheben; und sein Gefühl, dafs dies hier Bedürfnifs war, erregt schon die Vermuthung, dafs er ihm glücklich werde Genüge geleistet haben; eine Vermuthung, die hier hinlänglich gerecht

rechtfertigt ist. Wenn diese Scenen schon dem entfernten Zuschauer ein ausgezeichnetes Vergnügen verschaffen; welchen Werth müssen sie dann für diejenigen haben, welche auf dem Schauplatz derselben täglich umherwandeln.

Das Gemälde von der Reformation in Oldenburg erhält ein lebendiges Colorit durch die Schilderung der einander widerstreitenden Charaktere in der gräflichen Familie. Die verwittwete Gräfin Anna und ihre beiden ältesten Söhne, Johann und Jürgen, strebten für die alte Lehre, jene weil sie in derselben alt geworden war, diese mehr aus Schwachheit des Geistes und vom mütterlichen Ansehn geleitet, die beiden jüngern Grafen aber, Anton und Christoph, waren eifrig für Luthers Lehre, zwey kräftige Menschen, von welchen der letzte auch in der nordischen Geschichte eine ausgezeichnete Figur ist. Der Chronikenschreiber *Shiphower* war sein Jugendlehrer gewesen, und hatte, so sehr er nachher selbst gegen Luther eiferte, durch seine Rede gegen das Verderben der Geistlichkeit und durch seine Wahrheitsliebe zuerst seinem Zögling und dessen Bruder Anton jene Stimmung gegeben, welche ihnen die Reformation so werth machte. In seinem zwanzigsten Jahre, 1524, ging Christoph an den Hof und in die Kriegsdienste des Landgrafen Philipp von Hessen, und las hier Luthers und Melanchthons Schriften. Diese sowohl, als der Geist und die neuen Einrichtungen Philipps, hatten den Jüngling mit der Idee begeistert, auch in seinem Vaterlande die neue Lehre zur Herrschaft zu erheben. Als er zu seiner Mutter zurückkam, welche glaubte, dass die christliche Religion durch dieselbe untergraben würde, „wollte er sie belehren, und gab ihr zu dem Ende ein Büchlein, das Luthers Grundsätze einfältig darlegte; aber sie warf es unwillig ins Feuer.“ Desto mehr freute sich der junge Graf, als er einen jungen Geistlichen unter seinen Landsleuten fand, dessen Kühnheit und Denkart mit seinem Charakter und Geist übereinstimmte. S. 39. „Um diese Zeit kam der aus Stadland gebürtige Oldenburger, Umme Ulrich Ilksen, ein junger Feuerkopf, nach Oldenburg. Fünf Jahre lang hatte er zu Wittenberg Luthers Lehre eingesogen, hatte auch seinen Geschmack gebildet, und öffentlich daselbst den Horaz erklärt. Mit Sprach- und Sachkenntnis ausgerüstet, und voll Eifers für die gute Sache, kehrte er jetzt als Magister Ummius in sein Vaterland zurück. Er war, wie man denken kann, ein Mann für die Grafen Christoph und Anton. Sie trieben ihn an, laut wider die Pfaffereyen zu reden, und die Mönche zur öffentlichen Disputation über Gegenstände der christlichen Lehre herauszufodern. Aber da war keiner von der ganzen Schaar von Mönchen, der es wagte, ihm unter die Augen zu treten: ein grosser Triumph für Graf Christoph, der nicht ermangelte, des Magisters Sieg über die Pfaffen seiner Mutter und seinen ältern Brüdern mit Wohlgefallen zu hinterbringen. Ummius aber bestieg nun, hiedurch kühner gemacht, im J. 1528 die Kanzel. Die Mönche, so hub er seine Predigt an, fliehen das Licht. Indessen sehe ich alle Bürger dieser unsrer Vaterstadt vor Sehnsucht glühen nach der evangelischen Erkenntnis. Nun so sey es dann! mein Gewissen treibt mich; ich will meinen lieben Mitbürgern das Licht der wahren Lehre anzünden.“ So predigte er mit wahrer Salbung, und freudig stimmte die ganze Gemeinde deutschen Gesang mit ihm an. Auf diese erste Predigt folgten mehrere gleicher Art. Aber je lichter es rings in den Köpfen der Zuhörer ward, desto mehr entflammte sich der Zorn der Mönche und ihres Anhangs. Auf einmal erhielt Ummius von der Fürstin Anna und ihrem regierenden Sohne, Johann, nicht nur das Verbot, die Kanzel weiter zu betreten, sondern auch den Befehl, bey Strafe schwerer Ahndung die Stadt zu verlassen. Die Grafen Christoph und Anton sprachen aber dem betroffenen Magister Muth ein. Er solle bleiben, sagten sie ihm, solle sein angefangenes Werk vollenden, und sich nicht durch Weiberdrohungen schrecken lassen. Ummius blieb. Am nächsten Kirchtage hatte sich ein Mönch zur Predigt gefasst gemacht. Schon war er auf dem Gange zur Kanzel, als er sich gewaltsam zurückgehalten fühlte. Ummius war's, der *ihn* fasste, ihm die Kutte vom Haupte riss, sich statt seiner auf die Kanzel stellte, und nun mit grosser Fassung seinen Unterricht in den vornehmsten Glaubenslehren fortsetzte. Man denke sich den Grimm der Mönche. Ummius war seines Lebens nicht sicher; auch ward er nun als ein Störer der kirchlichen Polizey und Aufrührer angeklagt. Gross war der Zorn der Fürstin Anna gegen ihre Söhne Christoph und Anton, die Urheber des Unfugs. Die beiden Grafen fühlten selbst, dass sie zu weit gegangen waren, und liessen, um ihre Mutter zu besänftigen, etwas in ihrem Eifer nach. Aber des guten Ummne Gefahr wurde nun um so dringender. Sollt' er bleiben, sollt' er fliehen? — Es ergingen wiederholte Verbote an ihn; aber es war seine beharrliche Antwort: ihr könnt mich verbrennen; aber ich kann nicht aufhören zu lehren, es sey dann, dass die Flammen über mir zusammenschlagen. Diese Beharrlichkeit ermüdete die verfolgende Fürstin: sie liess den verhärteten Ketzer predigen, *und Ummius verfehlte die Märtyrerkrone, nach welcher er zu trachten schien.*“

Dieses letzte Urtheil, womit eine Beschreibung voll einer liebenswürdigen Munterkeit sich schliesst, wird man um so mehr hinwegwünschen, je heiliger die Pflicht der Geschichte ist, dass sie den Enthusiasm der Menschen, wenn nicht die Wahrheit durchaus sie dazu zwingt, durch keine Vermuthung von unedlen Nebenabsichten entweihe. Nach der ganzen Erzählung war der Vf. kaum berechtigt, ein unbesonnenes Jugendfeuer an Ummius zu tadeln; (denn wer kann wissen, wie weit er auch mit Klugheit nach seinen Verhältnissen mit den jüngern Grafen, nach dem Geist dieser rüstigen Jünglinge und der Einwohner Oldenburgs gehen konnte?) keinesweges aber zu dem Urtheil bevollmächtigt, dass der kühne Mann nach der Märtyrerkrone zu trachten schien. Gab es noch andre Züge, welche dies wahrscheinlich machten, so mussten sie hier mitgetheilt werden.

Uebri-

Uebrigens ist die ganze weitere Geschichte der Reformation in Oldenburg mit Milde und Klugheit erzählt, so wie auch nach dem Tode der Fürstin Anna und nachdem Graf Johann die Regierung an seinen Bruder Anton abgetreten hatte, alle die wichtigen Veränderungen, welche die eingeführte neue Lehre nach sich zog, ohne bedeutende Unruhen zu Stande kamen. Im J. 1573 ward die erste protestantische Kirchenordnung gemacht, deren Verfasser *Hamelmann* war, anfänglich katholischer Prediger und abgesetzt, weil er den Wahrheiten der lutherischen Lehre seinen öffentlichen Beyfall nicht versagt hatte; also ein Mann, von dem man erwarten konnte, dafs er von dem Sectengeiste, der schon unter den Protestanten wüthete, sich rein erhalten habe. Wenn man sich wegen des reinen Lutheranismus der Kirchenordnung eine ruhige und glückliche Zukunft in den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst versprechen konnte; so hatte man vielleicht noch mehr Grund dazu wegen des äufserst geringen Ansehens, welches der Adel schon damals in diesen gesegneten Ländern besafs. Er hatte freylich im ganzen Deutschland nach dem Landfrieden und der Bestellung ordentlicher Gerichte einen grofsen Theil seiner Macht verloren, und war auch durch den vermehrten Luxus immer abhängiger von den Fürsten geworden. „Besonders aber war der oldenburgische Adel, wenn er je, (wie davon doch keine bestimmte Spur vorhanden ist,) als Ritterschaft in Ein Corpus vereinigt gewesen wäre, dennoch zur Organisirung eines landständischen Controls nicht zahlreich genug; wie denn auch während der langen Trennung der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst der Adel beider Länder sich einander zu fremd geworden war, als dafs er sich zu gleichen Zwecken hätte vereinigen können. Durch alles dieses erhielt die landesherrliche Macht ein entscheidendes Uebergewicht, und der Regent die noch bestehende Alleinverwaltung des Staates. Und schwerlich hat das Land dabey verloren, dafs hier nicht, wie in den meisten andern deutschen Provinzen geschah, damals eine Vereinigung einiger Stände zur Theilnahme an der Staatsverwaltung Statt gefunden hat; denn wahrscheinlich würde sich auch hier der Adel als Stellvertreter des ganzen Bauernstandes aufgeworfen, und so diesen, hier im Lande so überwiegenden, Stand von dem etwanigen Landtage ausgeschlossen haben."

Wenn man bey dem Gedanken an die unbedeutende Rolle, welche der Adel in den beiden Grafschaften spielte, zugleich einen Blick auf die vielen guten Regenten derselben wirft, deren Reihe in unsern Tagen von neuem so herrlich begonnen hat: so kann man nicht umhin, Einen Grund von dieser schönen Erscheinung in jenem Umstande zu suchen. Keine Nebenbuhlerey in Verwaltung des Staates reizte den Regenten zum Argwohn, welcher die Quelle so vieler Laster und Fehler ist, zu einer eifersüchtigen Bewahrung seiner Macht; kein Stand hielt es für seine Pflicht, ihm es an Pracht gleich zu thun, weil er ähnliche Rechte gleichsam zu repräsentiren hatte, und daher wurde der Luxus nicht für den oldenburgischen Hof eine Schule jener groben Laster der feinen Welt, wodurch Regenten- und ihre Kavaliere so oft ihre Menschheit wetteifernd verderben und verlieren. Der Graf von Oldenburg und Delmenhorst ward durch nichts von der lieblichen Idee entfernt, dafs er für seine Unterthanen ein Vater sey, dessen Kinder sämmtlich gleiche Rechte besitzen. In unsern Zeiten gar, wo der Adel immer mehr in den Bürgerstand verschwindet, könnte der Beherrscher jener beiden Ländchen ohne irgend ein Hinderniss das herrliche Schauspiel geben, dafs er ein Volk regiere, welches den Unterschied der Stände bey sich nicht kenne. Jene schöne Gleichheit der Menschen, die man sonst nur in Republiken erlebte, könnte er zu den grofsen Vortheilen der strengsten Alleinherrschaft gesellen, und wenn er den Mangel einer guten Constitution wegen seiner persönlichen Eigenschaften und seiner Verwaltung nie bemerkbar werden liefse, so würde die Besorgniss, dafs dereinst einer seiner Nachfolger dies vielleicht nicht vermöchte oder wollte, doch durch den Gedanken an die Reichsverbindung sehr geschwächt werden. Alsdann würde, wie die Chaucen im ältesten Germanien sich vor den übrigen Deutschen an Cultur gerade deshalb auszeichneten, weil sie wegen des Kampfes mit der Natur in ununterbrochner Thätigkeit und sinnreich in Erfindung von Vertheidigungsmitteln seyn mufsten, für ihre Nachkommen es zur Auffoderung, nach einem ähnlichen Vorzug zu streben, werden müssen, dafs sie der besten bürgerlichen Ordnung in Deutschland genössen. Unverkennbare Spuren von den wohlthätigen Wirkungen, welche eine beynahe völlige Gleichheit der Bürger eines wohlverwalteten monarchischen Staates auf die Gemüther und die Lebensweise hat, giebt es unter ihnen schon jetzo.

*(Der Beschluss folgt.)*

## SCHÖNE KÜNSTE.

Baireuth, b. Lübecks Erben: *Graf Lilienhain*, ein psychologischer Roman. 1795. 486 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Graf Lilienhain findet Fräulein Auguste am Wasser beym Angeln, fürchtet sich verliebt zu werden — flieht und wird verliebt — macht darauf Bekanntschaft mit dem Fräulein — wird ein wenig eifersüchtig — söhnt sich wieder aus — nimmt Pistolen und schiefst seinen Hund todt, um sich Mörder nennen zu können — besänftigt sich wieder — schwört Augusten ewige Freundschaft (aber nichts weiter) bey einer Zusammenkunft, wo er noch den schweren Kampf mit dem Gedanken, die Unschuld zu morden, kämpfen mufs — schlägt alsdann im 2ten Buche eine Einladung aus — kommt aber doch und gefällt der Schwester seiner Geliebten, Franziska, die nun die Vertraute ihrer Liebe wird — erhält dann einen Aufsatz, worinn die Geschichte der Franziska ausführlich enthal-

halten ist — muss sich noch zu guter Letzt mit dem Bruder seiner Auguste aussöhnen, und führt nun endlich die Braut nach Hause. Dies ist der ganze Inhalt eines Romans, der zur Erfahrungsseelenkunde so gut wie die Geschichte eines Nachtwandlers seinen Beytrag liefern wird.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Wien*, b. Blumauer: *Specimen editionis novae epistolarum Aristaeneti.* Accedunt Jo. Baptist. *Bolla*, Jambi Graeci in Pantomimam Vigano. Cura Fr. Jac. *Bast.* 1796. 46 S. 8. Hr. Leg. Secr. *Bast*, der den Literatoren und Philologen schon durch seinen kritischen Versuch über Platos Symposium, und neuerlich durch seine bey des Hn. v. *Locella* Ausgabe des Xenophon Ephesius geleisteten Dienste vortheilhaft bekannt ist, wurde bey einer Vergleichung einiger Handschriften des Alciphron in der kaiserl. Bibliothek zu Wien auch auf den dort befindlichen einzigen Codex des Aristaenetus aufmerksam, und da er fand, dass die daraus geflossene erste Ausgabe des Sambucus, so wie die Versuche spätterer Kritiker eine gewissenhaftere Benutzung dieser Handschrift noch gar nicht überflüssig machen: so brachte ihn dies auf den Gedanken, selbst eine neue Ausgabe jenes Sophisten zu veranstalten, wovon hier der 27 und 28ste Brief des ersten Buchs, als Probe abgedruckt, und mit einem Commentar begleitet erscheinen. Die Vorrede giebt eine lesenswürdige Nachricht über diesen seltenen Codex, und die Urtheile, welche der Vf. über seine Vorgänger in der Bearbeitung des Ar. fällt, sind gewiss eben so bescheiden, als gegründet. Dem Text ist eine neue, vom Vf. selbst verfertigte lateinische Uebersetzung untergesetzt, da die von Mercier ungetreu, und mit Apulejischen Schminkpflästerchen zu sehr belegt ist. Beym griechischen Text ist die neue, der gewöhnlichen lateinischen gleichgebrachte Interpunction beobachtet worden, über deren Gebrauch sich der Hr. Baron v. Locella in seiner unlängst (A. L. Z. 1797. Nro. 37) angezeigten Ausgabe des Xenophon Eph. weitläuftiger erklärt hat. Hier dürften wir Hn. Bast doch bitten, erst mehrere Stimmen über diese Neuerung abzuwarten. Einige der zeither allgemein in griechischen Drucken beobachteten diacritischen Zeichen, die vom Lateinischen abweichen, sind doch gewiss *alt*, sind eine Erfindung der alexandrinischen Schule, und wie wenig ist im Ganzen durch diese Gleichförmigkeit mit den lateinischen Interpunctionszeichen gewonnen! Der Rec. behält sichs vor, bey einer schicklichern Gelegenheit seine Gedanken über das verloren gegangene Werk des Grammatikers *Nicanor περὶ στιγμῆς καὶ ὑπολῆς* (S. *Villoison Anecdot*, p. 137. f. 183. etc.), und was daraus für uns noch zu folgern ist, mitzutheilen. Im Commentar, der hinter den Text zu stehen kommt, will der Vf. theils die Bemerkungen und Kritiken seiner Vorgänger in einen fruchtbaren Auszug zusammendrängen, theils seine eigene Erklärungen beyfügen. Freylich möchten solche Leser, welchen es überhaupt mehr um Erlauterung als kritische Sichtung zu thun ist, die Einrichtung, die schon *Abresch* bey seinem Texte befolgte, die Varianten und Conjecturen gleich unterzusetzen, bequemer finden, in welchem Fall die Uebersetzung füglicher hinten angefügt werden könnte; und dann gewährte der erklärende Commentar gewiss einen weit feinern Genuss. Allein da möchte überhaupt auch noch die Frage zu beantworten seyn, ob die Lesung dieses Phrasenjägers und Schönredners aus einem so späten Zeitalter für sich einen solchen Genuss gewähre? Doch die Arbeit des Herausg. bleibt darum immer sehr verdienstlich, besonders wenn er, wie schon in diesem Specimen mehrmals mit vielem Scharfsinn geschehen ist, überall die Originalstellen andeuten kann, von welchen der Sophist seinen Schimmer erborgte. Ueberall zeigt sich der Vf. als einen bescheidenen, und die Einfälle seiner Vorgänger sowohl, als die Spuren seines Codex klug beurtheilenden Kritikers. Einzelne Stellen von seiner feinen Kritik anzuführen, gestattet der Raum nicht. Nur bey einer Stelle möchten wir die gewöhnliche und auch vom Codex bestätigte Lesart gegen *Ruhnken* und Hn. *Bast* in Schutz nehmen. Beide wollen im 27sten Brief v. 24. *μετὰ* als ein Glossem des gleich darauf folgenden *ἄλλως* ausstreichen, und Hr. Bast. hat es wirklich eingeklammert. Rec. findet es aber zur *ἀπόδοσις* des nächstvorhergehenden Satzes unentbehrlich. *Ein verliebter Geck*, sagt die Spröde (zu der wir, beyläufig, das Original in jener Städterin des Theokrits XX, 13 ff. finden) *girrt nach mir, und es wird ihm nicht einmal ein Blick zu Theil. Er trabt fleissig durch mein Gäßchen.* Hier erwartet nun jeder wieder einen Nachsatz, der auch nicht fehlt, wenn wir nur *μετὰ* unangefochten lassen. *Vergeblich!* — Die Erklarungen zeugen überall von einer ausgebreiteten und wohlgeordneten Belesenheit, besonders wo spätere Wortformen, die in den Wörterbüchern bis jetzt vermisst oder nicht bewiesen wurden, ausgezeichnet sind. Nur bey der Stelle, wo das über die Pantomimentänzerin entzückte Publicum unter andern Beyfallsbezeugungen auch rhythmische Antiphonen hören lässt, (*φωνὰς ἀμοιβαίας ἀφιοῦσι ἐμμελεῖς*) scheint der Vf. über den Wunsch, eine neuere merkwürdige Theateranekdote von einer Vorstellung der Räuber in Weimar beyzubringen, den rechten Sinn jener alten Sitte übersehn zu haben. Die Acclamationen in und ausser den Theatern geschahen bekanntlich allezeit mit einem gewissen Rhythmus (gewöhnlich in *trochaicis octonariis*, woraus in der Folge die gereimten Versus Leonini entstanden sind). So heisst es beym Dio Cassius LXXIII, 2. p. 1227. *ἐνεῤῥύθμως ἐκβοᾶν* vergl. *Reimarus* zum Dio p. 1000, 138. In *Ferraris* bekanntem Werke *de veterum acclamationibus et plausu* finden sich weitläuftige Sammlungen darüber, woraus auch deutlich wird, dass man sich gleichsam in Antiphonen, *φωνὰς ἀμοιβαίας*, wie es Ar. hier ausdrückt, oder in Wechselchören antwortete. Im *Ferrari* II, 6. wird auch das bekannte *σεισμὸς*, oder das freudige Emporschütteln der Kleider, wozu der Kaiser Aurelian eigene Schnupftücher austheilen liess, durch weit mehrere Stellen erläutert. Auch die gleich darauf folgende Redensart *ἐκδιατρέχειν διαύλως* wird Hr. B. nicht mehr von Hin- und Herlaufen im *engen Gäßchen*, durch eine Glosse des Hesychius verführt, erklären, wenn er die Stellen beym *Spanheim* ad Call. H. in Pall. 23. p. 627. verglichen hat, woraus erhellet, dass *διαύλως* hier das ängstliche Auf- und Niedertrottiren selbst bedeutet. Wir haben übrigens durch diese Bemerkungen dem uns sehr achtungswürdigen Vf. nur unsere Aufmerksamkeit beweisen wollen, und hoffen um so mehr Glauben zu verdienen, wenn wir versichern, dass seine Ausgabe des Aristaenet gewiss eine Bereicherung der griechischen Literatur aus jenem Zeitalter der erborgten Reflexe werden müsse. Den Liebhabern der griechischen Sprache müssen auch die am Ende wieder abgedruckten griechischen Jamben des Hrn. Prof. *Bolla* auf die Zauberin Vigano, und ihre geschmackvolle Verdeutschung durch Hn. *Wächter* ein sehr angenehmes Geschenk seyn. Des Verses: *ὦ ποδὶ δ' ὑπέρτε γᾶν, Τηνκαδίαν πάτοντε δε*, möchte sich wohl kein Alter schämen dürfen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den* 11. *Februar* 1797.

## GESCHICHTE.

OLDENBURG, b. Stalling: *Geschichte des Herzogthums Oldenburg*, von *Gerh. Ant. v. Halem* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Das zweyte von jenen beiden grosen Ereignissen in der deutschen Geschichte, welche dieser Band berühren musste, den dreyssigjährigen Krieg und den westphälischen Frieden, konnte der Vf. um so lebendiger nach seinem Einflusse auf die Grafschaften darstellen, je mehr die Beschaffenheit desselben von dem rastlosen Geist abhing, welcher die lange Regierung des letzten Grafen Anton Günther belebte. Theils wütheten die Flammen des grösten ununterbrochnen Krieges, welchen die Geschichte kennet, so weit umher, dass auch die äussersten Spitzen von Deutschland nicht unberührt von ihnen bleiben konnten; theils bewirkte die Theilnahme der nordischen Könige an demselben und das Verhältniss des oldenburgischen Grafen zu der königlichen Familie in Dänemark, dass sein Land mehr als vielleicht sonst geschehn wäre, in die kriegerischen Unruhen gezogen wurde; besonders aber hatten das System von Mansfeld und Christian von Braunschweig, ihre Heere vom Raube zu unterhalten, und die Verbindung, in welcher sie mit den Niederlanden waren, zur unausbleiblichen Folge, dass man die gesegneten oldenburgischen Felder zur Kriegsscene wählte.

Bewundernswürdig ist der Graf Anton Günther, wie er es in dieser gefährlichen Lage nie mit dem kaiserlichen Hofe und mit den nordischen verdarb; wie er den Strom des Krieges, wann er fürchten musste, sein Ländchen werde von demselben verschlungen, mit Klugheit und Kraft ableitete; wie er mitten unter Stürmen immer grösern Wohlstand verbreitete! Der Vf. hat dies alles trefflich dargestellt, und es scheint ihm kein Zug entgangen zu seyn, wodurch dieses Gemälde von der letzten glorreichen Thätigkeit des alten herrlichen Grafenstammes in Oldenburg hätte verschönert werden können.

Der Betriebsamkeit von Anton Günther verdankt das Herzogthum auch seinen gegenwärtig so einträglichen Weserzoll. Die Erzählung von den vielen Hindernissen, welche er zu überwinden hatte, ehe er hier siegte, interessirt gewiss jeden Liebhaber der Reichsgeschichte, wenn er sich um die deutsche Staatenhistorie auch nicht besonders bekümmern sollte; und um so eher darf man hier eine Uebersicht von den Verhandlungen über den Weserzoll erwarten.

Die beiden vorzüglichsten Gründe, welche der Graf, als er ihn suchte, für sich anführen konnte, waren diese: von der Nordsee und drey Flüssen, der Weser, der Hunte und der Jade, wurde sein Land bey stürmischen Fluthen mit verderblichen Ueberschwemmungen bedroht; der grosse Kostenaufwand, um es zu schützen, um die Weser schiffbar zu erhalten, indem die Untiefen weggeräumt werden u. s. w., ist sehr vortheilhaft für das Reich, dessen Gränzen dadurch verwahrt werden, dessen Handel dadurch befördert wird: zweytens, wenn nun ein mässiger Zoll an einem Flusse, welcher eine Strecke von zehn Meilen am oldenburgischen Gebiet entlang strömt, zum Ersatz dafür bewilligt wird, so kann sich niemand im Reich darüber beschweren; denn theils wird er nur aus den Niederlanden kommende Waaren treffen, theils bey seiner Mässigkeit keine Steigerung der Waaren veranlassen, indem die nur durch die Zolleinrichtung grösere Sicherung und Erleichterung der Fahrt vielmehr den Handel befördern und so die Preise verringern muss; am wenigsten Ursache zur Beschwerde hat aber die Stadt Bremen, welche durch Ausübung ihres, zur Beschwerde der oldenburgischen Eingesessenen gereichenden, Stapelrechts ohnehin grosse Vortheile geniesst. Das kurfürstliche Gutachten über die Bitte des Grafen verlangte Besichtigung des Locals, und auf den Bericht der zu derselber ernannten Commission erfolgte ein kurfürstlicher Collegialschluss (1619. d. 6. Sept.), wodurch der Graf zu Anrichtung des Weserzolles berechtigt wurde, nach gegebner Versicherung, dass die Kurfürsten sammt ihren Angehörigen und Unterthanen von demselben gänzlich frey seyn sollen. Nun erhoben die Bremer laut ihre Stimme und stützten sich unter andern auf den sonderbaren Grund, dass die stürmischen Fluthen nicht den Grafen, sondern den Unterthanen, Schaden zufügten; sie drangen aber vergebens auf eine neue Commission und wandten sich eben so vergebens an den Reichshofrath, unter dem Vorwande, dass die ganze Angelegenheit eine Justizsache sey. Während der Stürme des dreyssigjährigen Kriegs wagten sie es dennoch, die Zollerhebung zu stöhren, und waren so thätig in Wien, dass die Sache noch einmal vor die Kurfürsten gebracht wurde, und diese schützten den Grafen um so eifriger in seinem Besitz, je eifersüchtiger sie die Rolle betrachteten, welche der Reichshofrath in dieser Angelegenheit zu spielen begann, seitdem die Bremer die Einrede brauchten, dass der Punkt der Oberbotmässigkeit über die Weser zwischen Oldenburg und ihrer Stadt beym Kammergerichte rechtsgängig sey, und bevor solcher entschieden wor-

den, dem Grafen auch keine Zollgerechtigkeit, welche jene Oberbotmäfsigkeit voraussetze, zugestanden werden könne. Ein Schreiben des kurfürstlichen Collegiums machte freylich bemerkbar, dafs jene beiden Sachen völlig von einander verschieden wären; es ward dennoch eine neue Commission bewilligt, auf welche man aber keine besondre Acht hatte, da jetzt die westphälischen Friedensunterhandlungen begannen. Es war eine Präliminarproposition von Frankreich und Schweden; dafs alle die Zölle, welche während der Kriegszeit eingeschlichen seyen, aufgehoben werden sollten. Die Bremer boten nun alles auf, um den Weser-Zoll unter die *eingeschlichnen* zu bringen. Der kaiserliche Abgesandte aber, Graf von Trautmannsdorf, der überhaupt ein Engel des Friedens war, gab seine Einwilligung, dafs der Oldenburgische Weserzoll nach der von den Kurfürsten zu dem Ende beliebten Clausel dem Friedensinstrumente einzuverleiben sey. Die Generalstaaten verwandten sich nun einigemale noch für Bremen, welches über seine Widerspenstigkeit sogar in die Reichsacht gerieth, und zuletzt den Zoll anerkennen mufste. So vollendete Anton Günther in seinem hohen Alter eine Sache, die er in seiner Jugend angefangen hatte. (S. 233—48. 338—49. 360—88.).

Ein besondres Lob verdient dieses historische Werk wegen seiner aufserordentlichen Vollständigkeit, die freylich in dem Grade nur bey Darstellung der Schicksale eines so kleinen Landes, wie das Herzogthum Oldenburg, möglich seyn möchte. Nichts ist den wachsamen Blicken des Vf. entgangen; er zieht selbst die Bemerkungen von Auswärtigen über sein Vaterland in seinen Kreis, die physische Geschichte des Landes und die Veränderungen in Verfassung und Verwaltung des Staats, die Sitten jedes Zeitalters, und die Denkart, die Schicksale eines jeden ausgezeichneten Oldenburgers, vorzüglich aber auch das häusliche Leben der Regenten findet man hier mit gleichem Fleifs beschrieben. Von der Darstellung des letzten müssen wir noch eine Probe geben, theils weil die historischen Werke von der deutschen Staatengeschichte noch in so wenige Hände kommen, theils um auch die blofs neugierige Klasse von Lesern mehr für dieselben zu gewinnen. Sie bestehe in der Erzählung des Verständnisses zwischen dem Grafen Anton Günther und einem Fräulein von Ungnad aus einem altadelichen österreichischen Geschlecht, deren Vater in Ostfriesland lebte. „Sie besuchte bisweilen mit ihrer Mutter den Oldenburgischen Hof; und Anton Günthers Herz ward erobert. Darf man den dürftigen Nachrichten trauen, so ging der letzten Gunstbezeugung ein Eheversprechen vorher, welches eine, mit des Grafen Blute gezeichnete, schriftliche Versicherung bestätigte. Als aber das Fräulein schwanger ward, und nun auf die Erfüllung der Zusage drang; da gerieth bey dem Grafen das Herz mit der kalten Vernunft in Kampf. Sprach das Herz für Elisabeth; so schmeichelte die kältere Vernunft ihm mit der Aussicht, Lehnserben zu sehen, welche ihm, das wufste er, die Verbindung mit einem Fräulein aus dem niedern Adel nicht geben konnte. Er machte einen seiner Günstlinge zum Vertrauten seines Versprechens und seiner Bedenklichkeit, es zu halten. Der Zweifel zeigte schon, dafs sein Entschlufs so gut wie gefafst sey, und dafs er nur Mittel suche, sich des Versprechens zu entledigen. Natürlich hatte sich der Graf einem Manne entdeckt, von dem er versichert war, dafs er diese Absicht zu begünstigen geneigt seyn würde. Der Günstling mehrte dann die Bedenklichkeit seines Herrn, verschönerte die Aussicht auf hohe Verbindungen, wodurch er Lehnserben gewinnen könnte, und versprach, mit dem Fräulein in Unterhandlung zu treten. Der Graf liefs sich einen Versuch gefallen, sein Versprechen mit seinen Wünschen in Verein zu bringen. Ungesäumt eilte der Günstling in Elisabeths Gemach, drang sich auch ihr zum Vertrauten auf, und machte sie so treuherzig, dafs sie ihm des Grafen schriftliches Eheversprechen vorzeigte. Der frohe Verräther ergriff das Blatt, warf es in das nahe Caminfeuer, und floh zum Grafen. Mit dem Papiere, so wähnte er, sey auch das ganze Versprechen vernichtet. Aber den Grafen empörte die Unredlichkeit des Verfahrens; Liebe, Mitleiden und Reue erwachten in seiner Seele. Was habt ihr gemacht? rief er und stürzte in des Fräuleins Zimmer. Die Brust entblöfst, die Blicke wild, ein Messer in der Hand, stand die trostlose Schöne vor dem Feuer, das ihre theure Verschreibung verzehrt hatte. Der Graf hielt sie zurück, verdammte des Günstlings Verfahren, tröstete die Weinende, und — ehelichte sie nicht.“

Bey einer solchen rühmlichen Vollständigkeit dieser Geschichte Oldenburgs ist es leichter zu verzeihen, dafs sie öfters das Ansehen von gehäuften Materialien hat, so gut diese auch im Detail mögen verarbeitet seyn, und es ihr an Einem alles verbindenden Geist fehlt. Sie scheint auf das Interesse eines bestimmten Publicums berechnet zu seyn, und darum dürfen wir sie nicht länger nach dem Ideal richten, welches bey den Specialhistorien Deutschlandes uns vorschweben sollte; in dieser Hinsicht glauben wir unsre Pflicht bey Anzeige des ersten Bandes erfüllt zu haben. In eine Geschichte des Oldenburgischen Staates würde z. B. alles dasjenige, was Graf Christoph als Gubernator von Dänemark that S. 46—55., eben so wenig gehören, als die Handlungen des Königs Heinrich des Dritten von Frankreich, so lange er auf dem Polnischen Throne safs, in die französische Geschichte. Das Oldenburgische Publicum dankt solche Abschweifungen dem Vf. gewifs, und sein Werk, so lehrreich für jeden Geschichtforscher, kann auf den Ruhm Anspruch machen, dafs es die *vollständigste* Geschichte ist, die wir von irgend einer Provinz des deutschen Reichs besitzen.

Bey der Schilderung der wichtigsten Begebenheiten, welche dieser zweyte Band begreift, hatte der Vf. den grofsen Vortheil, dafs er zwey solche Figuren, wie die Grafen Christoph und Anton Günther in den Vorgrund stellen und in Thätigkeit während derselben zeigen konnte. Man sieht durchaus, dafs ihm

die

dieser Vortheil nicht unbemerkt blieb; denn er hat so viel als möglich uns diese beiden Gestalten hervorgezogen; allein die Weise, wie er sie zuerst aufführt und sie charakterisirt, wann sie den Schauplatz verlassen, scheint nicht jene bezaubernde Manier zu seyn, durch welche der genialische historische Geist hinreisst; auch begeht er die Unschicklichkeit, uns den Schauplatz und die Situationen der Helden seiner Geschichte noch weitläuftig zu schildern, wann sie dieselben schon verlassen haben. Man brauchte nur eine Versetzung mit manchen Partheien dieses Werks vorzunehmen, und wir würden es mit weit grösrer Theilnahme betrachten. An der Composition fehlt es überhaupt dem modernen Geist in der Historie mehr, als an allen übrigen historischen Tugenden, und doch muss aus ihr der beseelende Hauch hervorgehn, welcher durch alle übrige Vorzüge nur genährt, nicht erzeugt werden kann. Was wir übrigens über die Charakteristik selbst in der gegenwärtigen Arbeit nach dem gesagten noch zu äussern hätten, können wir dem edeln Vf. auf keine humanere Weise mittheilen, als wenn wir statt aller Kritik eine Schilderung Anton Günthers, der für das ganze deutsche Publicum so merkwürdig seyn muss, nach den hier gegebenen Nachrichten, ihm wiederum zur Beurtheilung vorlegen, in Vergleichung mit der S. 210 und 452. entworfenen:

Von der Natur mit einem offnen Sinn und allen Vorzügen zum Genuss des Lebens ausgerüstet, hatte Anton Günther seit seiner frühsten Jugend ein Schicksal, welches den Foderungen entsprach, zu welchen er berechtigt war. Ein Geist voll Talente zu jeder Unternehmung, ein wohlwollendes Herz, ein ausserordentlich gesunder, schöner Körper von mittler Grösse und ein angenehmes Gesicht, wo man Bescheidenheit und Majestät in den grosen blauen, scharfforschenden Augen, auf der gewölbten hohen Stirn, in der gebognen Nase, dem wohlgebildeten Mund vereinigt erblickte, waren von der Natur ihm geschenkt. Erzogen von einem Lehrer, welcher sich hütet, an den Gaben derselben nichts zu verderben, hat er früh Gelegenheit, die Kühnheit, wodurch er sich auszeichnet, durch ritterliche Geschicklichkeit zu erhöhen, und hat kaum das zwanzigste Jahr erreicht, so sieht er durch den Tod seines Vaters sich in den Genuss der Herrschaft versetzt. Dass seine üppige Kraft und sein Jugendfeuer ihn zur Unmässigkeit in demselben verleitete, dies war die Klippe, an welcher alle seine Vorzüge und sein Glück scheitern konnte; aber eine Reise, die seinen wissbegierigen Geist beschäftigt, die Hindernisse, welche er bey Erlangung des Weserzolles zu besiegen hat, und vorzüglich die allgemeinen Stürme der Zeit, die seinen ganzen Ehrgeiz, seine ganze Vaterlandsliebe zur Anstrengung rufen, führen ihn glücklich dieselbe vorüber. Von Geschäften umringt bleibt er für jeden Genuss des Lebens gestimmt, und mitten unter den Freuden desselben, thut er allen seinen Pflichten als Regent auf eine bewundernswürdige Weise genug. Beide aber, Geschäfte und Genuss, halten ihn nie von der gewissenhaftesten Ausübung der kleinsten Pflicht zurück, welche sein frommes Herz ihm gegen das höchste Wesen auferlegt, und die tiefste Demuth vor demselben lehrt ihn zugleich Wohlwollen gegen seine Untergebnen. Nur ein einzigesmal weicht er offenbar von der Tugend ab, die Liebe verführt ihn zu einem ungesetzmässigen Verständnisse, und der Wunsch, den Glanz seines Hauses nicht sinken zu lassen, zur Aufopferung seiner Geliebten; aber aller Vorwurf, der sein übriges Leben treffen kann, geht eigentlich nur auf diesen einzigen Fehltritt. Weil ihm nämlich Stammeserben fehlten, so achtete er bisweilen im Alter nicht so sehr des Landes, als sonst, um für das Glück des Sohnes jener Liebe zu sorgen. Häusliche Seeligkeit wäre ihm am Abend eines solchen Lebens zu wünschen gewesen, da man mit Ehrfurcht und Bewunderung den Greisen im ganzen Reich betrachtete. Das Schicksal scheint ihn einem so kleinen Lande zum Beherrscher gegeben zu haben, damit es offenbar werde, wie schwer es sey, auch nur ein kleines Volk gut zu regieren; und die Zeitumstände entschädigten ihn für den niedrigen Schauplatz seiner Talente, indem sie durch den dreyssigjährigen Krieg vor die Augen der Welt gezogen wurden.

Aurich, b. Schulte u. Halle, in Comm. d. Curtschen Buchh.: *Ostfriess- und Harlingerland* nach geographischen, topographischen, physischen, ökonomischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhältnissen von *Johann Conrad Freese*, Königl. Preuss. Kriegscommissär u. s. w. Erster Band. 1796. LV u. 463 S. 8.

Es ist ein erfreulicher Anblick, wie man dort in Norden von Deutschland, wo ehemals der Bund der Chaucen sich ausgebreitet hatte, bemüht ist, die Kunde von seinem Vaterland aufzuklären und der literärischen Welt mitzutheilen, zum Beweise, wie sehr man in demselben sich glücklich fühlt. *Wiarda* und *v. Halem* haben uns Werke über die Geschichte von Ostfriesland und Oldenburg geliefert, bey welchen man es sich gern erinnert, dass sie in der Nähe des lehrreichsten Schriftstellers über die deutsche Geschichte, des verstorbnen *Mösers* in Osnabrück, entstanden sind; zur Geschichte von Jever haben wir gute Beyträge erhalten, eben so zur Kenntniss der Herzogthümer Bremen und Verden; das Bisthum Münster, von welchem auch ein Theil zur ehemaligen chaucischen Republik gehörte, hat seinen eignen Geschichtschreiber erhalten, so dass die Bewohner des Landes, auf welchem jene ehemals stand, sich fast alle einer geläuterten Kenntniss ihrer Vorfahren rühmen können. Um so mehr fällt es auf, dass wir noch keine Geschichte der Reichsstadt Bremen besitzen, die ein so wichtiges Geschenk für die Geschichte unsers Reichs wäre.

Der Vf. der vor uns liegenden Schrift hat diese Freude uns noch vermehrt; Man merkt es ihr, trotz der bisweilen ungebildeten Schreibart, bald an, dass sie mit Urtheil und ausserordentlichen Fleiss von einem kundigen Mann abgefasst ist, und wir brauchten nur die Ueberschriften der Abschnitte z. B. von den

Landständen, von den Deichen und Syhlen, von den Marschen, Seeanwächsen, Poldern und Groden, auszuzeichnen, um jeden, welcher von der dortigen Gegend und der ostfriesischen Verfassung nicht genaue Kenntnifs hat, zu überzeugen, wie viel hier für ihn zu lernen sey. Wie sehr aber auch die Einheimischen sich von dem Vf. gründlichen Unterricht müssen versprochen haben, scheint aus dem zahlreichen Subscribentenverzeichnisse zu erhellen. Eines Auszugs ist eine solche Schrift nicht fähig; wer sich durch sie belehren will, mufs einen jeden Abschnitt ganz durchgehen. Ein anschaulicheres Bild vom alten Germanien wird in ihm während der Durchsicht entstehn, und wenn er sich auch besonders für Ostfriesland nicht interessirt, wird er doch zu Revision mancher Ideen über Deutschland überhaupt dadurch veranlafst worden.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Reinicke u. Hinrichs: *Natur und Kunst oder der Karakter des Menschen gründet sich auf die Erziehung.* Eine Geschichte in zwey Theilen aus dem Englischen der *Mistress Inchbald.* 1797. 250 S. 8. (18. gr.)

Ein Werk von der Vfn. der *einfachen Geschichte* konnte man nicht anders als mit den günstigsten Erwartungen zur Hand nehmen: aber freylich entscheidet es sich bald, dafs sie hier nicht im mindesten befriedigt werden. Die Noth, welche *M. I.* damals als ihre Muse angab, hat ihr ungleich schönere Dienste geleistet, als die lehrende Absicht, welche ihr jetzt zur Seite steht, und durch den Titel schon so bestimmt angekündigt ist. Man vermifst gänzlich das liebliche und innige Interesse, welches sie sonst der eigensinnigen Sonderbarkeit, oder der Unvollkommenheit ihrer Helden so zart zu erhalten wufste; kaum sind einige Spuren einer leichten Darstellungsgabe sichtbar. Die *Kunst* ist übel versteckt, die *Natur* ist peinlich und man endigt mit widerwärtigen Eindrücken. Die Gefühllosigkeit und das Elend des einen Bruders und seiner Nachkommenschaft sind weit lebhafter geschildert, als die Gutmüthigkeit der andern Linie, und der kärgliche Lohn, den sie davon trägt, anziehend gemacht werden. Dem jüngern Heinrich scheint es nur an Entschlossenheit zu fehlen, um sich früher ein bessers Loos zu verschaffen. Fast zwanzig Jahre mufs er darauf in entfernten Welttheilen umherirren, um seine Geliebte, zwar unverheirathet und treugesinnt, aber doch um so viel gealtert, wieder zu finden. Man begreift nicht, warum dieser Zeitraum nicht abgekürzt, und die Einbildungskraft des Lesers auch hier so gar strenge behandelt worden ist, da die Vfn. sie durch das Unglück und die Versunkenheit eines andern armen Mädchens, die von ihrem Verführer als Richter das Todesurtheil für ein Verbrechen empfängt, schon genugsam gequält hat. Was den Hauptsatz betrifft: der Charakter gründe *sich* auf die Erziehung; so hat sie ihn durch ein Beyspiel sehr methodisch zu erweisen gesucht, aber durch ein andres ihm widersprochen: denn wo lag der Unterschied der Erziehung bey dem ersten Brüderpaar, das nach des Vaters frühem Tode mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken zur Stadt kam? — Einzelne sowohl wahre als rührende Auftritte werden auf diese Art durch die mangelhafte, ängstliche Anlage und nachtheilige Wirkung des Ganzen vernichtet. So viel von dem Original. Die Uebersetzung ist noch weniger lesenswerth, und in hohem Grade nachlässig hingeworfen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. Ohne Druckort, selbst ohne eigentliches Titelblatt: *Kurzgefafste Anweisung im Rechnen*, der Jugend in den Landschulen, sowohl die sogenannten Species als auch die Bruchrechnung und Regel de Tri nach einer tabellarischen Ordnung gründlich und leicht beyzubringen. 5 Bogen. 4. — Diese Ueberschrift finden wir auf der 1sten Seite des A Bogens mit grofsen Buchstaben wie sonst auf dem Titelblatt gewöhnlich sind, das also auch hierdurch wohl entbehrlich gemacht werden soll. Am Ende der Vorerinnerung zum zweckmäfsigen und vortheilhaften Gebrauch dieses Aufsatzes, steht Aurich den 10. Febr. 1773, ohne dafs übrigens auch hier weder Vf. noch Verleger genannt ist, weshalb es uns vorkommt, als ob man diese verlegene Waare blofs deshalb wieder zur Messe gebracht habe, damit sie durch eine neue Recension wieder zur Notiz des Publicums komme. Da die Schrift vornehmlich zum Gebrauch der Landschulen in Ostfriesland verfertigt worden ist, so giebt ein vorläufiges Verzeichnifs für jene Gegend an, wie viel Einheiten bey Zahl-, Maafs- und Gewichtrechnungen von jeder kleinen Sorte auf die nächstfolgende gröfsere Einheit gehen. Eine wissenschaftliche Methode aus Begriffen die Rechnungsvorschriften zu entwickeln, darf man hier nicht suchen, sondern man findet blofs die Regeln zu einem mechanischen Verfahren und eine Menge dahin passender Exempel nebst den beym Rechnen vorkommenden Kunstwörtern

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 13. Februar 1797.*


## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und auf die Baukunst*, von Jos. Friedr. v. *Racknitz*, Churfürstl. Sächs. Hausmarschall etc. *Erste Lieferung*, in 12 colorirten Blättern in Fol. nebst der Erklärung und Geschichte zu jeder der 6 einzelnen Abtheilungen, jede Abtheilung einzeln paginirt, zusammen 80 S. gr. 4. nebst 12 eingedruckten Kupfern und einem besondern Titelkupfer. 1796. (8 Friedr. d'or.)

Der Probeheft dieses für die Verzierungskünste und Architektur merkwürdigen und in seiner Art bis jetzt einzigen Werkes ist schon in diesen Blättern (A. L. Z. 1796. No. 103.) weitläuftig angezeigt und nach Verdienst gewürdigt worden. Wir wurden durch jene Probe zu keinen gemeinen Erwartungen berechtigt, da der dort gelieferte Arabeskengeschmack der Erfindung und Ausführung nach alles leistete, was die mühsamste Anstrengung der Kunst auf einem so beschränkten Raume zusammendrängen konnte; und so konnten wir uns in der That kaum eines leisen Zweifels erwehren, ob auch bey der Ausführung im Ganzen gleicher Geschmack im Erfinden und Zusammenstellen, gleiche Sorgfalt in der artistischen Ausführung und Colorirung aller einzelnen Blätter beweisen dürfte. Allein wir gestehen mit Vergnügen, dass jener Zweifel durch wiederholte Betrachtung und gewissenhafte Prüfung der nun wirklich erschienenen ganzen ersten Lieferung völlig gehoben, und unsre Erwartung davon eher übertroffen als getäuscht worden ist.

Die Leser erinnern sich aus der ersten Anzeige, dass jede dieser Darstellungen zwey grosse colorirte Kupfertafeln, auf der ersten das Gemälde einer ganzen im Geschmacke dieses Volkes decorirten Zimmerwand, auf der zweyten die dazu gehörigen Meubles, und einen erklärenden Text dazu nebst zwey eingedruckten Kupfern, einer Anfangs- und Schlussvignette, enthalten soll. Dem zu folge empfängt der Liebhaber hier die sechs ersten Darstellungen in folgender Reihe 1) der Aegyptische — 2) der Hetrurische — 3) der Arabesken — 4) der Herculanische — 5) der Römische — 6) der Chinesische Geschmack. Die aesthetischen Unitarier dürften freylich gegen diese Pluralität des *Geschmacks* etwas einzuwenden haben, und vielleicht wäre das Wort *Manier* in dieser Bedeutung weniger anstössig gewesen. Allein der Vf. kann sich durch den Sprachgebrauch im Allgemeinen vollkommen rechtfertigen. Unbequemer ist es, dass Völker und blosse Manieren, z. B. Aegyptischer Geschmack, Arabeskengeschmack, neben einander in den Hauptrubriken figuriren müssen. Vielleicht hätte dies wirklich bey einer kritischen Sichtung nach der Geschichte vermieden werden können, wo der Arabeskengeschmack der Alexandrinische, der Herculanische aber der Griechisch-Unteritalische geheissen hätte. Aber dann müsste wohl auch der Etrurische Geschmack in den Campanisch-Griechischen verwandelt werden.

Die Gesichtspunkte, aus welchen ein Werk, wie dieses angesehn und beurtheilt werden kann, sind eben so verschieden, als die Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, die sich zur Hervorbringung desselben schwesterlich die Hand bieten mussten, selbst verschieden sind. Indess lassen sich doch die meisten auf folgende Fragen zurückführen: Wie ist die Erfindung und Zusammensetzung der Kunsttafeln und Vignetten ausgefallen? Wie sind die gegebenen Zeichnungen von den Kupferstechern und Mahlern ausgeführt worden? Und was leistet der zur Erklärung beygefügte Text?

Was die Erfindung und Zusammenstellung anlangt, so wird kein Unbefangener den ausgebreiteten Kenntnissen, der geschmackvollen Auswahl der einzelnen Gegenstände, und dem feinen, in der Zusammenordnung des Einzelnen zum Gemälde sich überall zeigenden Künstlerblick des Hn. v. R. seine Hochachtung und Bewunderung versagen können. Man muss viel gesehn, und sein Auge durch Decorationen im Grossen vielfältig geübt haben, um aus Kunstsammlungen und Kupferwerken etwas so passendes und zierliches, was nicht blos auf einer niedlichen Foliotafel im Modell, sondern auch im Grossen bey der Ausführung selbst seine volle Wirkung nicht verfehlt, zusammen zu fügen und zu verbinden. Wir beziehen uns hier zum Beyspiel auf die Mustertafeln zum Herculanischen und alt römischen Geschmack. Man sieht die Herculanische Tafel nach zehnmaliger Beschauung immer mit neuem Vergnügen an. Die in demselben angebrachten Gemälde sind sämmtlich aus dem *Pitture d'Ercolano* so zusammengestellt, dass sie auf ein Bacchanal, den Lieblingsgegenstand aller Wandverzierungen, Beziehung haben. Die Laub- und Blumengewinde zwischen den Pilastern, die in den kleinern Feldern angebrachten Dreyfüsse, und Genien, alles stimmt in reiner Harmonie zusammen. Die schönste Wirkung thut die in der Mitte als Prospect durch die Oeffnungen angebrachte Landschaft. Sie ist aus *St. Non Voyage pittoresque de Naples et de Sicile* genommen,

men, und ſtellet die Arbeiten bey den Nachgrabungen im Herculanum vor. Die Täuſchung wird dadurch aufs angenehmſte vermehrt, und man glaubt wirklich in einer Sommerhalle eines Herculaniſchen Landhauſes zu ſtehn und von da den Blick ins halbaufgegrabene Theater und die dunkeln Gänge jener *Scavazioni* zu werfen. In einer nicht weniger edeln, aber noch ernſthaftern, Manier iſt die der Darſtellung des römiſchen Geſchmacks für die Zimmerverzierung beygefügte Zeichnung. Sie iſt ganz im architektoniſchen Styl eingerichtet, und dazu die ſo genannte römiſche Säulen-Ordnung gewählt worden. Die zwey Statüen in den Niſchen, die in den obern Medaillons angebrachten Tänzerinnen, alles iſt auch hier in feiner Uebereinſtimmung gedacht, ſo wie die in der Mitte durch nichts unterbrochene Ausſicht auf die Rotonda uns ganz in das *alte* Rom verſetzen würde, wenn nur die zwey von *Bernini* angeflickten Thürmchen zu beiden Seiten der majeſtätiſchen Halle weggelaſſen worden wären. Denn dieſe Vermiſchung alter und neuer Zeit dürfte vielleicht dem ganz reinen Eindruck des Alterthums hier eben ſo ſehr zuwider ſeyn, als in der Aegyptiſchen Geſchmackstafel die Anſicht auf den Iſistempel und auf das moriſche Schloſs zu Roſette aus zwey ganz verſchiedenen Zeitaltern die Täuſchung ſtört, wo man ſich durch die übrigen auch hier ſchön zuſammengeordneten Umgebungen ganz in das alte Aegypten verſetzt zu ſehn glaubt. Die zu dem Herculaniſchen und altrömiſchen Geſchmack gehörigen zwey Ameublementstafeln verrathen in der Auswahl der hier aufgeſtellten Hausgeräthe gleichfalls den wahren Kenner der Antike und den geſchmackvollen Decorateur. Da es ausgemacht iſt, daſs die Römer in jenen blühenden Zeiten, wohin der Vf. dieſe Tafeln dachte, den altmodiſchen Sabiniſchen und ſteifen Etruriſchen Geſchmack in ihren Geräthen und Gefäſsen ganz abgelegt, und dafür mit den griechiſchen Formen auch ſo gar die griechiſchen Namen angenommen hatten (z. B. *diota*, *aisthepſa*, *lychnuchi*, *mensa Delica*, lecti *Archiaci*): ſo war es ein feiner Gedanke des Vf., beide Tafeln als ein Ganzes zu denken, und auf der römiſchen Tafel nur bronzene Gefäſse, auf der herculaniſchen bloſse Meubles abzubilden. Die Originale zu allen dieſen Sachen befinden ſich unter den ausgegrabenen Alterthümern im Muſeum zu Portici, und ſie ſind bis auf den Thronſeſſel, der im Theater zu Herculanum gefunden worden ſeyn ſoll, richtig abgebildet. Denn da wir wiſſen, daſs es dem Vf. um die genaueſte Treue auch in dieſen Kleinigkeiten zu thun iſt: ſo dürfen wir hierbey die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs dieſem Throne zwey weſentliche Dinge fehlen, ein Küſſen, welches aufgelegt und weggenommen werden konnte, und hier durch die blaue Farbe des Sitzes nicht erſetzt wird, und ein Fuſsſchemel, der bey dieſen hohen Thronſeſſeln nie fehlte. Auch ſollte in der Erklärung S. 14. dieſer Thron nicht eine *Sella curulis* genannt worden ſeyn, die, wie aus den Abbildungen auf den Denaren der *Ceſtii*, *Norbani*, *Lollii* u. ſ. w. (S. *Ekhel Doctr.* N. V. Tom. V. p. 318.) und aus Plutarchs διφρος ἀγκυλοτος bekannt iſt, gerade die Form des Tabourets hatten, wovon auch auf dieſer Tafel eine Abbildung gegeben iſt. Wir würden auf ähnliche Weiſe die Etruriſchen Verzierungstafeln durchgehn können, wo der Proſpect auf die Ruine des groſsen Tempels zu Paeſtum gewiſs ſehr paſſend gewählt iſt, weil dadurch zugleich ein Wink ertheilt wird, daſs alles, was wir gewöhnlich Etruriſchen Kunſtgeſchmack zu nennen pflegen, ſo gut wie jene Vaſengemälde, die neuerlich ſo viel Liebhaberey und Nachahmung erregt haben, gar nicht in Etrurien, ſondern in Unteritalien oder Groſsgriechenland zu Hauſe geweſen ſey. Allein wir dürfen die Grenzen dieſer Anzeige nicht überſchreiten, und können daher nur noch der zu jeder Abtheilung gehörigen, dem Text ſelbſt eingedruckten Titelvignette und Schluſskupfer, als einer vorzüglichen Zierde dieſes Werkes gedenken. Sie ſind ſämmtlich von dem ſchon durch andere ähnliche Zeichnungen rühmlich bekannten Hofconducteur *Schuricht* in Dresden gezeichnet, und ſtehen in der genaueſten Beziehung mit den einzelnen Geſchmacksdarſtellungen. So giebt, um nur einige Beyſpiele anzuführen, die Vignette zum Herculaniſchen Geſchmack, die Anſicht der Stufen des Herculaniſchen Theaters von unten her. Im Vordergrund erblickt man das von Lava gebildete Gewölbe, welches den übrigen Theil des Theaters bedeckt. Das Endkupfer giebt die Façade des Theaters von Herculanum, nebſt den bronzenen Bildſäulen, die in den Arcaden zwiſchen den Vomitorien gefunden worden ſind. So iſt beym römiſchen Geſchmack in der Vignette ein im alten Styl erbauetes Gartenhaus, der *Caſino* des Pabſts Pius IV., mit geringen Abänderungen vorgeſtellt, und auf dem Endkupfer ein Sarkophag mit dem römiſchen Säulencapital.

Bey den colorirten Haupttafeln kam alles auf die Auswahl der Farben und die ſorgfältige Ausführung durch die Maler ſelbſt an, und hier müſſen wir geſtehen, daſs die Reinheit der Contoure, die vom Hn. *Arnold* geätzt, und die höchſte Sauberkeit und Lieblichkeit der Colorirung, die unter Hn. *Schönheits* Aufſicht geſchieht, in allen übrigen Abtheilungen der ſchon beym Arabeskengeſchmack in den Probetafeln gerühmten Vollkommenheit nicht allein ganz beykommen, ſondern ſie auch in einzelnen Parthieen ſo gar noch übertreffen. Wer mit den artiſtiſchen und mechaniſchen Schwierigkeiten bey dieſer Art von Arbeit nur etwas bekannt iſt, wird uns bey der ſtrengſten Prüfung dieſer *Gemälde*, (denn dieſe Benennung kommt ihnen allerdings zu,) keiner Parteylichkeit oder Uebertreibung beſchuldigen, wenn wir verſichern, daſs dieſe Zartheit und Richtigkeit im kleinſten Detail mit dieſer Lieblichkeit und Harmonie vielleicht noch nie in der Aquatintamanier ſo erreicht wurde. Um ſich recht lebhaft hievon zu überzeugen, nehme man nur die Etruriſche oder Herculaniſche Muſtertafel vor, und betrachte auf der erſten die kunſtreichen und vielleicht nur nach vielen vergeblichen Verſuchen erreichbaren Verſchmelzungen und Abſtufungen des vielerley Roth gegen die ſonſt in dergleichen Mahlereyen nur allzugrell abſtechenden dunkeln Maſſen, und auf der zweyten

ten die unendliche Mannichfaltigkeit der hellesten Farben im gefälligsten Gegensatz und Verhältniss zu einander, ohne alle Beleidigung des Auges durch schreyende Buntheit. Gewiss, hier öffnet sich dem Aufmerksamen ein ganz neues Feld zu Beobachtungen, und führt uns auf die wahre Farbentheorie der *Alten* zurück, wovon wir bey unsern Decorationen, Zimmer- und Scenenmahlerey bis jetzt nur wenig ahndeten, wovon aber die alten, wie vielleicht dem Kenner die prismatische Einfassung von Farbenstreifen um die Aldrovandinische Hochzeit allein schon beweisen kann, vortrefflich unterrichtet waren. Dabey darf in diesem Werke die gewissenhafte Aufmerksamkeit nicht übersehn werden, womit antiken Gegenständen auch das Colorit des Alterthums — eine Klippe fast aller neuern colorirten Nachahmungen der Antike — gegeben wurde. So sind auf der Tafel, die den Herculanischen Geschmack vorstellt, die in demselben als Wandstücke angebrachten Bacchanale bey aller ihrer Kleinheit, nicht allein ausserordentlich deutlich, sondern auch ganz nach der Angabe in den *Pitture d' Ercolano* und nach den Blättern, welche in Rom mit eben den Farben gefertigt werden, die auf den herculanischen Originalgemälden zu Portici selbst zu sehn sind, colorirt. Man bekommt durch dieses kleine Muster auf einmal eine deutliche Vorstellung vom Effect der hellen Farbengebung in der *enkaustischen* Malerey, womit ohne Zweifel jene alten Wandgemälde alle ausgeführt wurden, wie *Reifensteins* Freund, Hr. *Hackert* in Neapel, noch neuerlich erwiesen hat. Eben so hat die architektonische Ausschmückung der römischen Mustertafel durch die *Giallo-Antico* Säulen, die hier sehr gut colorirt sind, ganz den edeln Ernst erhalten, den ein in diesem Geschmacke verzierter Saal wirklich haben müsste, und so ist gleich auf der ersten Tafel die naturgemässe Colorirung, die der Farbe der ägyptischen Granitblöcke, aus welchen die alten Nilanwohner ihre Werke zusammensetzen, so nahe kommt, ein wahres Meisterstück, und um so mehr als Muster aufzustellen, da man sich über die ägyptische Architektur und Kunstverzierung eine so irrige Vorstellung macht, und glaubt, sie könne nicht buntscheckigt und verschnörkelt genug seyn, ein Irthum, der auch einer sonst sehr empfehlungswürdigen Sammlung, den bey Leo in Leipzig erscheinenden *Ideen zu Zimmerverzierungen* B. I. n. 3. tab. X. ein ganz ungeniefsbares Blatt von sogenannter ägyptischer Decoration einverleibt hat, der höchstwiderwärtigen Sudeleyen, die unter den Nahmen *Versuche über das Costum* zu Wien 1796. (1 Abth. tab. B. C. D.) herausgekommen sind, nicht zu gedenken. Man träumt von Porphyren und Basalten die in diesen hohen Farben dort nirgends vorhanden waren, wie durch die neuesten mineralogischen Untersuchungen des *Musei Borgiani* zu Veletri aufser allem Zweifel gesetzt ist, und zieht dem strengen, düstern Charakter der Aegypter eine bunte Narrenjacke an. — So vollkommen die Colorirung ist, so richtig sind im Ganzen die Zeichnungen und Stiche von der Hand der besten Künstler in Dresden, und wir sind höchstens nur einigemal, als z. B. bey den zu lang gedehnten Priester-Caryatiden gleich auf der ersten ägyptischen Tafel, und bey dem etwas zu hoch gefafsten Augenpunkt im Prospect der Strafse zu Nankin auf der letzten chinesischen Tafel, etwas angestofsen. Aber gerade diese Tafeln waren auch die ersten des ganzen Werkes, das bey seiner Entstehung überhaupt nicht auf diesen Umfang berechnet war, und man kann schon aus der Genauigkeit und Präcision, womit die folgenden ausgeführt sind, auf die immer zunehmende Vollkommenheit des Ganzen schliefsen.

Was endlich die Erklärungen oder den jedem Abschnitte beygefügten Text anbetrifft, so sind auch diese dem Zwecke, den sich Hr. *v. R.* dabey vorsetzte, vollkommen angemessen. Er wollte laut seiner eigenen Angabe in dem Prospectus, darinn eine Uebersicht der Geschichte des Geschmacks jedes Volkes, das hier aufgeführt wird, nebst einer Anleitung geben, wie derselbe bey uns noch zur Zimmerverzierung angewandt werden könne. Der Vf. dachte sich dabey reiche Liebhaber, die, zufrieden mit einem allgemeinen Ueberblick, vorzüglich nur über die Anwendbarkeit dieser Mustertafeln zu ihrem eigenen Vergnügen unterrichtet zu seyn wünschten. Allzuängstliches Detail würde hier also wenig Dank verdient haben. Der Tact des feinen Weltmannes leitete ihn von selbst auf jenen Ausspruch Martials: *malo convivis, nolo placere coquis.* Auch sind für den, der weiter einzudringen Lust hätte, am Ende jedes Abschnittes die Hauptwerke angeführt. Ganz besonders haben uns in diesen kleinen Abhandlungen, die lehrreichen Bemerkungen über die Verbesserung des Geschmacks in Decorationen durch geschickte Benutzung des Alterthums gefallen. Man lese z. B. nur, was der Vf. über die behutsame Anwendung der Arabeske im Abschnitt vom Arabeskengeschmack, über die sogenannte Malerey *à l'Etrusque*, und über die Verbannung der schwerfälligen seidenen Wandtapeten durch gefällige Wandmalereyen gesagt hat. Der letztere, ganz vorzüglich schön gerathene, Abschnitt ist auch schon durch einen besondern Abdruck im *Moderjournale* noch mehr in Umlauf gesetzt worden.

Der vielfältige Nutzen eines Werkes von einem solchen Umfange und einem so seltenen Fleifse in der Ausführung springt von selbst in die Augen. Die wandelbarste aller Gaukelgestalten, die Mode, verändert sich, die Kleidungen ausgenommen, in keinem Artikel des neuern Luxus so schnell, als in den Zimmerverzierungen und Hausgeräthe. Diese letzten werden zum Theil durch Lebensart und Klima schon bestimmt, und in allen diesen Fällen mufs freylich die Form dem Bedürfnisse untergeordnet bleiben. Darum sollen in diesem Werke die Manieren verschiedener Völker aus ganz entgegengesetzten Klimaten und Zeitaltern nebeneinander aufgeführt werden. Eine lehrreiche Gallerie selbst für das Studium der Menschen- und Sittengeschichte, wie sie *Th. Pennant* in seinem bekannten Plane einer allgemeinen Völker- und Ländergeschichte durch Kupfer und Bildwerk wohl phantasiren, aber nicht ausführen, konnte. Aber es müssen doch auch hier in der leichtsinnigsten Unbestän-

digkeit und Wechsellaune der Mode sich noch gewisse allgemeine Regeln des Schönen und Zierlichen denken lassen, die reine Einfachheit mit Mannichfaltigkeit verbinden. *Garve*, der es nicht unter seiner Würde hielt, die Moden einer eigenen Untersuchung zu unterwerfen, bemerkt daher sehr scharfsinnig (*Versuche über versch. Gegenstände der Moral* Th. I. S. 175.) dass „in dem Maasse, als sich die Formen der Gebäude und „Hausgeräthe den eigentlichen Kunstwerken nähern, „als sie einen bestimmteren Zweck und festere Regeln „der Schönheit haben, sie auch weniger den blos eigensinnigen Veränderungen unterworfen sind, dergleichen die Mode im Schnitt und Farbe der Kleider, „die fast ganz willkührlich sind, machen kann.“ Und eine Approximation zu diesen sehr wünschenswerthen festern Regeln und Zwecken läfst sich durch die Aufstellung des Racknitzischen Werkes nicht ohne Grund hoffen. Denn überall hat der Vf. dem Alterthume, welches gewifs auch hierinn von den bestimmtesten Schönheitsregeln ausgieng, den verdienten Vorrang zugestanden, und die gefälligsten Formen desselben zum Muster aufgestellt. Aber aufser diesem höhern ästhetischen Gehalt versprechen wir uns auch von diesem Werke noch manche Vortheile für einzelne Theile der Kunst und für die zu ihrer Ausbreitung mitwirkenden Künstler. Rec. hat, indem er dies schreibt, selbst einen sehr überzeugenden Beweis davon vor den Augen, indem die Verzierungen der herculanischen Geschmackstafel von einem geschickten Künstler zu einer Theaterdecoration bey einer heroischen Oper ganz im Grofsen sehr gut ausgeführt worden sind, wobey nur die Prospecte auf die Ausgrabungen in Herculan mit einem der dramatischen Vorstellung angemessenen Gegenstande vertauscht werden durften. So ist ihm auch eine namhafte Kunstschule bekannt, wo dies Werk, dessen Preis *verhältnifsmäfsig* nichts weniger als theuer ist, zu Musterzeichnungen für die Zöglinge angeschafft, und mit gutem Erfolg gebraucht worden ist. Endlich sind, die geschmackvollen Vignetten und Endkupfer von ihrem Erfinder, dessen Geschmack in Gartenverzierungen schon aus Hirschfelds Gartenkalendern und andern ähnlichen Werken hinlänglich bekannt ist, alle auf verschiedenartige Gartenparthieen berechnet, und so lassen sich einzelne Angaben daraus auch als ein Beytrag zu den jetzt so beliebten Ideenmagazinen für Gartenfreunde und die Landschaftsgärtnerey ansehen. Kurz das ganze Werk ist ein schöner, blüthenreicher Kranz, den *Sachsens* Künstler unter der sorgsamen Leitung und Pflege eines sehr verständigen und uneigennützigen Kenners zur Ehre ihres Vaterlands gemeinschaftlich gewunden, und dadurch der Nation ein Werk gegeben haben, dessen sich, nach seiner gewifs zu hoffenden Vollendung, kein anderes Land in solcher Vollkommenheit zu rühmen haben wird.

## KLEINE SCHRIFTEN

PHILOLOGIE. *Halle: Animadversiones ad quosdam Luciani libellos*, auct. *Wilhelmo Lange*. Gymn. Luth. Halens. Collega. 1795. 27 S. 8. Diese Anmerkungen beziehen sich auf das *Somnium*; den *Nigrinus*; die Abhandlung *quomodo Historia conscribenda sit*; den *Icaromenippus*; *de Calumnia non temere credenda*; *de morte Peregrini*; den *Demonax*; *de mercede conductis*; *Cataplus*; *rhetorum praecepta*. Einige derselben enthalten blos einen Ausdruck der Billigung bey den Anmerkungen der ältern Herausgeber; andre sind belehrender, indem sie die Verbesserungen anderer mit neuen Gründen unterstützen; oder dieselben bestreiten; oder auch neue Erklärungen und Verbesserungsvorschläge enthalten. In den meisten Urtheilen stimmen wir mit dem Vf. überein; wenn aber derselbe im *Nigrinus*, §. 52. die gemeine, von *Hemsterhuis* angegriffene Lesart καὶ αὐτὸς ἡμῖν ἐμοῦ ὁμολογεῖς, auf diese Weise zu rechtfertigen sucht, dass er ἐμοῦ durch μαινόμενος erklärt, (*itaque eadem ratione qua ego confiteris te insanire? ejusdem cujus ego amore captum?*) so können wir dieses unmöglich dem Sprachgebrauche oder dem Geiste Lucians angemessen finden. Wir erinnern uns, dass in der Bibliothek der L. und K. 1. S. 52. vorgeschlagen wird: οὐκοῦν καὶ αὐτὸς ἡμῖν ἐγγυᾷς ὁμολογεῖς; mit Berufung auf §. 35. p. 77. In dem *Icaromenippus* §. 1. billigt Hr. L. die Verbesserung von *Solanus* ἂν ὁδὸς, so dass er diesen Worten eine bequemere Stelle anweist: καὶ τοῦτ' ἂν ὁδὸς γένοιτο. Im *Demonax* §. 2. schlägt er πρὸς φιλοσοφίαν, ἐμοῦντες vor, welches nicht unwahrscheinlich ist, ob schon auch die gemeine Lesart ὀρῶντες nicht gerade zu verwerfen werden kann.

*Ebendaf.: De Fabulis Romanensibus ut vocantur historicis* disputatio, auct. *Wilhelmo Lange*. P. D. 1795. 23 S. Nachdem der Vf. eine Definition des historischen Romans versucht hat, in welcher ein wesentlicher Umstand, die poetische Darstellung fehlt (denn *elegantí imagine* drückt das nicht aus) stellt er die vorzüglichsten Gründe für und wider diese Gattung auf. Bey den letztern wird aber zu sehr auf das historische Heldengedicht Rücksicht genommen und selbst der Maschinen gedacht, wodurch der Gesichtspunkt offenbar verrückt wird. Weitläuftig hält sich der Vf. bey den Gründen auf, welche man gegen die (zufällige) dramatische Form vorgebracht hat, wodurch er den Streit wiederum nach einer ganz andern Gegend hinspielt. S. 46. wird endlich die Frage aufgeworfen, ob diese Gattung des Romans den Grundsätzen des Schönen angemessen sey, und dieselbe für gleichbedeutend erklärt mit der Frage: Ob überhaupt die bis jetzt vorhandenen Gattungen mit neuen vermehrt werden dürfen? Durch welche Wendung sich der Vf. freylich ein gutes Spiel macht, da ihm nun nichts zu thun übrig bleibt, als gegen die willkührliche Beschränkung des Gebietes der Schönheit zu declamiren. Der Vf. versichert gleich im Anfange, in seiner Schrift *totam quaestionem ne ex parte quidem absolutam iri*. Dieses ist leider! nicht blos ein Ausdruck der Bescheidenheit geblieben.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 14. Februar 1797.*


## GESCHICHTE.

1) ETON, b. Pote: *Jac. Bryant Observations upon a Treatise, entitled, a description of the Plain of Troy, by Monf. Chevalier.* 1795. VI u. 49 S. gr. 4.

2) LONDON, b. Payne: A Dissertation concerning the *War of Troy*, and the *Expedition* of the *Grecians*, as described by *Homer*; shewing that no such Expedition was ever undertaken, and that no such City of Phrygia existed, by Jac. *Bryant*. 1796. 196 S. gr. 4.

Jakob *Bryant* ist einer der gelehrtesten, hypothesenreichsten und paradoxesten Köpfe unter den jetzt lebenden Engländern. Dies beweisen seine frühern zahlreichen Schriften, mit denen die beiden jüngsten, welche wir hier anzeigen, nicht im Widerspruche stehen. Bereits vor mehr als 20 Jahren ging er mit dem Gedanken um, die historische Existenz des alten Troja ganz zu vernichten, und er schrieb d. 28. Jun. 1775 an *Michaelis* in Göttingen (S. Michaelis literar. Briefwechsel Th. 2. S. 506.), dem er die neue von ihm besorgte Ausg. von *Wood Diss. upon the Genius and Writings of Homer* übersandte: er werde noch einen besondern Tractat *über Troja* und die Geschichte Troja's herausgeben. „*Ich zweifle sehr*, fügte er hinzu, *an dem Trojischen Kriege, und bin überzeugt, dass die Stadt Troja des Homer nie existirte.* Das Buch, welches ich Ihnen hier übersende, und die Karte, mit welcher es begleitet ist, bestärken mich in meiner Meynung." Ehe noch Bryants Abh. erschien, gab der *Prof. Dalzel*, in Edinburg *Lechevaliers* Beschreibung der Ebene von Troja heraus, und lenkte dadurch die Untersuchungen der Gelehrten von Neuem auf diesen Gegenstand. Lechevaliers Meynungen, die den seinigen in der Hauptsache so ganz entgegen gesetzt waren; die unfreundliche Art, mit der die vorigen Bearbeiter dieses Gegenstandes, vornehmlich Engländer, in dieser Schrift behandelt und abgewiesen wurden; endlich der entscheidende Ton der Gewissheit, wo nur Wahrscheinlichkeit statt hatte, veranlassten die in einem bescheidnen und anständigen Tone abgefasste Gegenschrift Nr. 1), wodurch *Br.* sich nur den Weg zu der Hauptschrift N. 2) ebenen wollte, die nun seit einigen Monaten erschienen ist, und in England grosses Aufsehen erregt hat. (S. N. Deutscher Merkur 1796. Dec. S. 401.) Da die erste, polemische Schrift in einer Anzahl einzelner Gegenkritiken, Berichtigungen, Zweifel und Widerlegungen besteht: so lässt sich nicht gut ein Auszug daraus machen. Wir begnügen uns daher, den Ideengang der Hauptschrift Nr. 2) auszuheben, und beyläufig einiges aus der frühern Schrift, welche ohnedem grossentheils, oft wörtlich, in die letztere übergegangen ist, anzudeuten. In eine eigentliche Widerlegung der Hypothese von der Nichtexistenz Troja's und des Trojischen Krieges werden wir uns nicht einlassen, da die Seichtigkeit der Gründe, auf welche sie gebaut ist, dem Kenner des Alterthums, dem keine Lieblingshypothese den rechten Gesichtspunkt verrückt, in die Augen springen muss.

Der Vf. gesteht, dass Homer an vielen Stellen seinem Gedicht einen solchen Anstrich zu geben gewusst habe, als behandle er eine wahre Geschichte; aber dennoch kämen in ihm so manche Widersprüche, ein solcher Mangel an Zusammenstimmung vor, dass es eine Beleidigung gegen die Vernunft wäre, ihm einigen Glauben beyzumessen (S. 9.). Paris raubte die Helena nicht; die Griechen bewaffneten sich nicht gegen den Frauenräuber; Troja in Phrygien ward nicht belagert; es existirte dort kein Troja. Diese Entdeckungen kommen Schlag auf Schlag, und nun erst folgt die Deduction, die aus dem offenbar Fabelhaften und Ungereimten in jener Geschichte hergenommen ist. Wenn die mythische Hülle und Einkleidung einer Thatsache ein Recht giebt, die Thatsache selbst für ein blosses Mährchen zu halten: so hat der Vf. vollkommen Recht. Er fängt recht eigentlich *ab ovo* an, von der Helena, die aus einem Ey ausgebrütet worden, vom Paris, dem Besuche der Göttinnen bey ihm, seiner Reise nach Sparta, dem Raube der Helena. Dies alles sey natürlich Fabel, eben so wohl als folgendes: dass sich unzusammenhängende Landschaften von ganz Griechenland, rohe Barbaren, wegen der Privatsache eines einzelnen Fürsten zu einer auswärtigen Seeunternehmung, dergleichen unter ihnen noch unerhört war, sollten vereinigt haben. Man bekriegte sich damals nur wegen geraubter Heerden. (Man kann so viel zugeben, dass an dem Hellenischen grossen Fürstenbund, wie wir ihn im Homerischen Schiffsverzeichnisse finden, die Phantasie der Barden grossen Antheil hatte; und dass die Hoffnung unermesslicher Beute, nicht aber Menelaus Unfall, manche Fürsten dahin locken mochte.) Durch Zusammenstellung mehrerer Schriftsteller und Folgerungen aus ihnen ergiebt sich, dass Helena, welche der Gegenstand des Krieges gewesen seyn soll, bereits 114 Jahre alt gewesen seyn müsste S. 29 ff. (Solche schöne Resultate giebt es, wenn man im dunkeln, mythischen Zeitalter eine genaue Zeitrechnung haben will, und

Schriftsteller der verschiedensten Zeitalter durch einander wirft. Lucian und Bayle sind dem Vf. schon in der Berechnung der Jahre der Helena vorausgegangen.) Hiebey kann der strenge Vf. nicht umhin auszurufen: „Auf eine solche Basis ist die Geschichte des troischen Krieges gegründet, und, wenn der Grund schlecht ist, muss das ganze Gebäude fallen!“ Nun noch einige Belege, dass Homer die Thatsachen selbst erdichtet. Homer erdichtete schlau genug die Zerstörung des griechischen Walles, weil man sonst würde gefragt haben, wo denn jene aufgeworfenen Gräben und Wälle hingekommen, von denen sich sogar keine Spur mehr zeige. Allein er hat seine Dichtung nicht genug versteckt, weil er Flüsse zur Zerstörung des Walles sich vereinigen lässt, die zwar aus Einer Gegend des Ida entspringen, deren Bahnen sich aber viele Meilen von einander entfernen, und deren Zusammentreffung durch dazwischen befindliche Gebirge unmöglich gemacht wurde. (Als wenn es dem Dichter so gänzlich unerlaubt gewesen wäre, diesen Flüssen eine ihm beliebige Richtung in seinem Gedicht zu geben.) Lucan fand nicht einmal mehr Ruinen von Troja; Demetrius von Skepsis, *Hestiäus Alexandrinus* (weiterhin wird diese Schriftstellerin aus Alexandria Troas eine Frau, was sie auch war, und noch weiter hinten wieder Mann), Strabo und andre, selbst die Eingebornen, konnten die Stelle nicht ausfindig machen, wo Troja sollte gestanden haben. Selbst der Homerische Name *Troja* war ganz fremd im Lande; er kam von den Hellenen, die ihn erst spät dorthin brachten, wo er nicht einmal aufgenommen ward. (Dieser Umstand verdient eine nähere Beleuchtung.) Homer legt den Troërn oder Phrygiern Gottheiten bey, die diesen Barbaren, welche die Mutter der Götter, Cybele und den Attis, verehrten, unbekannt waren. (Eine richtige Bemerkung, die aber weiter nichts beweist, als dass der Dichter die einheimischen Gottheiten Iliums mit Namen griechischer Götter belegt, wie Tacitus z. B. den deutschen Gottheiten die Namen Römischer beylegte). Endlich führt der Vf. noch an, dass Homer von den 55 griechischen Heerführern, die Br. zusammenzählt, nur Einen, den Protesilaus, im Laufe von mehr als 9 Jahren, in denen sie doch manche Gefechte bestanden hatten, manchen Ungemächlichkeiten des Krieges, der Jahreszeiten, der Seuche, ausgesetzt gewesen waren, *fallen* lässt! (Der griechischen Anführer waren eine weit grössere Zahl, von denen mehrere in den vier Gefechten der Ilias fallen. Wenn aber auch alle im Schiffsverzeichnisse genannten Fürsten und Anführer, den einzigen Protesilaus ausgenommen, am Leben bleiben: so verdient der D. darum wenigstens keinen Vorwurf, dass er die griech. Anführer unter der besondern Obhut der Götter stehen lässt). Aus diesen und einigen andern Umständen und Angaben im Homer, die in der Schrift nicht in der besten Ordnung und in keiner bündigen Kürze ausgeführt sind, überredet sich der Vf., die Geschichte des troischen Krieges, ja Troja in Phrygien selbst, sey ein blosses Geschöpf des Dichters!

So weit hatte der Vf. doch noch immer einigen Grund vor sich; ja er hat in der Ausführung mancher einzelnen Umstände ausnehmenden Scharfsinn bewiesen. Allein von nun an beginnt ein wahrer, freylich sinnreich genug aus sehr verschiedenartigen Materialien der alten Grammatiker und Sagensammler, zusammengesetzter und mit eignen Zierrathen verbrämter, Roman über die Person des Homer, sein Vaterland, seine Schicksale, die Geschichte seiner Gedichte. Wir können nur das Resultat angeben, und müssen die Ausführung denen nachzulesen überlassen, die etwa an solchen bodenlosen Träumen ein Wohlgefallen finden. Homer stammte wahrscheinlich von einer Milesischen oder Jonischen Familie in Aegypten ab, die sich nachher in Ithaka niedergelassen hatte. Er war ein grosser Liebhaber von Reisen und lange Jahre von seinem Vaterlande entfernt, wovon er eine geraume Zeit in Aegypten zubrachte. Hier war wenige Meilen von Memphis eine Stadt *Troja*, wo ehmals ein merkwürdiger Krieg vorgefallen war. Eine memphitische Priesterin Phantasia hatte eine Ilias und Odyssee geschrieben, von welchen Gedichten Homer eine Abschrift durch den Tempelschreiber Phanites erhielt. Auf der Rückreise durchstreifte er auch einige Gegenden von Asien, landete bey Troas in Phrygien, und besah diese romantische Gegend, die er sich vielleicht schon zum Schauplatze eines Gedichtes auserkohr. Nach vielen Abentheuern zu Wasser und zu Lande kam er zu seiner heimischen Insel zurück, fand dort noch seinen alten Vater, seine treue Gattin und seinen einzigen Sohn, und lebte glücklich, bis ihn eine Krankheit des Augenlichtes beraubte. Jetzt verfertigte er zum Zeitvertreib und zur Zerstreuung bey seiner Blindheit zwey Heldengedichte, zu denen er Stoff und Vorbilder aus Aegypten mitgebracht hatte. In der Odyssee besang er in der Geschichte des Odysseus sich selbst und seine Schicksale. In der Ilias verarbeitete er die Geschichte des beym ägyptischen Troja vorgefallnen Krieges so, dass er den Schauplatz in die Gegend von Ilium an den Ida verlegte, die Begebenheiten dem Local anpasste, ägyptische Gottheiten, Sitten und Gebräuche hieher übertrug, aber allen griechische Namen gab.

Noch ist der schätzbarere Theil der Schrift anzuzeigen übrig. Bis hieher hat man mehr den Witz, die Spitzfindigkeit, die Combinationsgabe des Vf. zu bewundern Gelegenheit gehabt. Aber von S. 155. an erörtert er die Lage Troja's nach der Idee des Homer. Wenn nämlich auch kein Troja und kein troischer Krieg in Phrygien existirte, so hat doch der Dichter ein gewisses Local an der Küste von Troas im Sinne gehabt, wohin er die Handlung der Ilias verlegte. Ueber dieses Local stellt er nun hie und da in der gegen Lechevalier gerichteten Abhandlung gelehrte Untersuchungen an, die zwar ebenfalls in der Hauptsache den Vf. nur als einen geschickten Hypothesenmacher darstellen, aber doch einzelne sehr belehrende und aufklärende Bemerkungen liefern, die dem Buche einen bleibenden Werth geben.

Vor

Vor allem bemüht sich Br., den Punkt genau zu bestimmen, auf welchen Homer in Gedanken sein Troja erbaute. Seine Untersuchungen führen ihn an eine ganz andere Stelle, als die war, wohin Demetrius von Skepsis und mit ihm die Folgezeit Alt-Ilium versetzte. Nach dem Homer begeben sich Zeus und die andern Götter, wenn sie die Stadt Troja und die Ebene übersehen wollen, auf das südliche Vorgebirge des Ida, *Lektum*, welches unterhalb Alexandria Troas lag. Nun sucht der Vf. darzuthun, dass die Götter von hieraus nicht die weit nördlichere Gegend hätten übersehen können, wohin man allgemein Troja verlegt, weil Neben-Arme des Ida dazwischen gelegen, und dass sie in dem Falle einer nördlichern Lage Troja's nicht hieher, sondern auf einen nahe bey Troja liegenden Arm des Ida, den Kallikolone u. dgl., gestiegen seyn würden. (Sie stiegen auf Lektum, weil dies die höchste Spitze des Ida war, die sich Homer wenigstens so dachte, als wenn sie die ganze Gegend von Troas beherrschte.) Folglich müsse Troja *nahe* bey Lektum gelegen haben. Zwar fänden sich Simois und Skamander weiter nördlich; aber vermuthlich wären dies nicht die ächten Flüsse dieses Namens, und spätere aolische Colonieen möchten blos nach Vermuthung jenen Flüssen die Homerischen Namen gegeben haben. Bey Lektum wären zwar diese beiden Flüsse nicht; allein die Gegend sey auch noch zu wenig untersucht, und habe doch auch Flüsse, von denen der wichtigere ehedem Skamander gewesen seyn könnte; Simois müsse nach dem Homer von wenig Bedeutung gewesen seyn. Eine Hauptbestätigung für die südliche Lage von Troja findet er in der Stelle der Ilias (Il. X, 148.) wo Hektor vor dem Achill herflieht κατὰ τμῆξιν. Es werden Schwierigkeiten erkünstelt, warum hier kein Fahrweg gemeynt seyn könne, und nun das Appellativum in den Namen eines südöstlich unter Lektum gelegnen Städtchens *Hamaxitus* verwandelt, nach welcher Gegend, d. h. von der westlichen nach der östlichen Seite Troja's, der Flüchtige seine Richtung genommen haben soll. In dieser Gegend kam Hektor und Achill an zwey Quellen des Skamander, von denen die eine *warm* war, dergleichen warme Quellen noch heut zu Tage *Pocock* in den Gegenden von Alexandria Troas gefunden hat. Das Lager des griechischen Heeres dachte sich Homer nicht zwischen Rhöteum und Sigeum. Von dem einen Vorgebirge bis zu dem andern so weit entfernten darf man sich das Lager um so weniger ausgedehnt denken, da Homer sagt, die Schiffe hätten nicht alle neben einander Platz gehabt, und die Schaaren wären beengt worden. An den beiden Endpunkten des Lagers standen Ajax zur *Linken*, Achill zur *Rechten*. Man nimmt gemeiniglich an, der *Skamander* habe sich in einer südlichern Richtung in das ägäische Meer ergossen, so dass sich die *rechte* Seite des griechischen Lagers an ihn gelehnt habe. Allein es muss vielmehr als eine Barriere der *linken* Seite des Lagers, wo Ajax stand, gedacht werden, weil es einmal Il. 11, 499 vom Hektor heisst: er sey auf der *linken* Seite des Gefechtes am Skamander gewesen. (Hier ist die *linke* Seite zu verstehen, wenn man von Troja herunter kommt, also gleichbedeutend mit der *rechten* Seite, wenn man vom griechischen Lager ausgeht.) Man darf nicht glauben, dass die Griechen erst im letzten Jahre des Krieges hier vor Troja ihr Lager aufgeschlagen haben; nie gedenkt Homer einer andern Lagerstelle. (Richtig. Die Troërinnen hatten seit dem *Kriege* ihre Wäsche nicht mehr zu den Waschgruben an den Quellen des Skamander gebracht. Warum denn nicht, wenn nicht die Griechen in der Nähe lagerten?) Unter dem *Thrasmos* ist der Platz der Ebene zu verstehen, der von den Λιγκάνες des Strabo, (dessen Stelle aber dunkel und noch von niemanden erklärt ist,) eingeschlossen war. Troja kann nicht auf die zum Ida gehörige Anhöhe bey Bunarbaschi gesetzt werden, da es Homer in die Ebene setzt. (Allein auch beym Strabo werden unter dieser Ebene, Τροϊκὸν πέδιον, diese Hügel mit begriffen.) Die warme und kalte Quelle des Skamander sieht er nicht für die einzigen an, sondern macht die Meynung zu der seinigen, dass der Skamander jenseit Skepsis auf dem Ida entspringe. Mehrere Stellen des Strabo, Herodot u. a. werden gegen Lechevalier vertheidigt und erläutert. Viele von den guten Bemerkungen über Lechevaliers Schrift und das Local der Ilias finden sich schon längst in Hn. *Heyne's* Anmerkungen und Zusätzen zum deutschen Lechevalier. Ein beygefügtes Landkärtchen versinnlicht Bryants eigne Vorstellungen von Troja's Local noch mehr. Hr. Prof. Dalzel geht mit einer Ehrenrettung des Lechevalier und einer Widerlegung der Bryantschen Hypothesen über Troja und den trojischen Krieg um.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Budissin u. Leipzig, b. Arnold: *Graf Lutz von Thronenstein. Geisterfluge der Vorzeit*, mit einem Kupfer. 1795. 282 S. 8.

Vernünftiger Weise lässt sich kein solcher Ausbund von Abscheulichkeiten denken, wie uns der Vf. schildert. Des Mordens, Würgens, Raubens, Entehrens ist hier kein Ende. Der Leser hat sich von seiner ersten Ohnmacht noch nicht erholt, so muss er schon wieder in eine zweyte fallen. Nun möchte doch jemand in aller Welt fragen, wozu die Erzählung solcher Schandthaten dienen solle? Soll sich der Leser damit belustigen — denn abschrecken kann es wahrhaftig nicht. Das Motto des Romans: *Video meliora — deteriora sequor*, soll vermuthlich anzeigen: der Vf. hätte wohl etwas bessers thun können, als solche Romane schreiben, er konnte es aber doch nicht lassen.

Berlin, b. Hartmann: *Dramatische Bagatellen*. Erstes Bändchen. 1794. 252 S. Zweytes Bändchen. 1795. 236 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Erst auf dem Titelblatte des zweyten Bändchens hat sich der Vf. *Karl Müchler* genannt. Drey Stücke des ersten Bändchens, nämlich: *Der Scharlachmantel*

*der Bildhauer*, und *Was kümmert's mich*, sind Nachspiele, frey aus dem Französischen übersetzt, kleine Farcen, die durch niedrigkomische Situationen und Züge belustigen, dabey aber einen feinen, eleganten, und geschmeidigen Dialog haben, der auch in der deutschen Nachbildung seine Vorzüge behalten hat. Sodann hat im ersten Bändchen das, schon 1789 einzeln erschienene, Singspiel des Vf., *Psyche*, Platz gefunden. Der Inhalt des zweyten Bändchens ist folgender: 1) *Hier ist das mittelste Stockwerk zu vermiethen*, eine Posse in zwey Aufzügen; sie besteht aus einer Reihe von komischen Missverständnissen, Irrungen und Intriguen, die, da sie gut dialogisirt sind, vielleicht auf dem Theater noch mehr, als im Lesen, gefallen. 2) *Das Geheimniss*, ein Lustspiel in einem Aufzuge; ein Mann, der die Verschwiegenheit seiner Frau prüfen will, giebt vor, er habe einen ermordet, und durch seine Frau wird es zuerst ruchtbar. 3) *Das verauctionirte Serail*, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Der Verkauf von den Frauenzimmern aus dem Serail eines abgesetzten Veziers giebt zu vieler treffender und witziger Satire Anlass; auch der unerwartete Ausgang belustigt, indem nach geendigten Verkauf der Vezier wieder eingesetzt wird. 4) *Zameride*, ein dialogirtes Feenmährchen, aus dem Französischen der Gräfin *von Beauharnois*, auch in der Uebersetzung sehr unterhaltend erzählt. 5) *Die Freuden des Herbstes*, ein ländliches Vorspiel mit Gesängen auf das Geburtsfest der Königin von Preussen; Dialog und Verse haben gute Stellen. 6) *Anhang* von einigen kleinen Gedichten auf Schauspieler.

Leipzig, b. Meyer: *Phantasie und Wirklichkeit* in vermischten Aufsätzen, von *K. L. M. Müller*. 1795. 264 S. 8. (20 gr.)

Das Buch enthält verschiedene Erzählungen und Gedichte, die sowohl wegen des überladenen Stils, als wegen des allzu bekannten Stoffs wenig Anziehendes haben. Die Gedichte erheben sich nicht über das Mittelmässige, obgleich der Dichter immer auf hohen Stelzen einhergeht. Vielleicht könnte der Vf. in seiner Schriftstellerlaufbahn mehr Glück machen, wenn er in seiner Schreibart natürlicher wäre: aber was fragen die Schriftsteller darnach, deren gesuchte und geschrobene Phrasen den Geschmack verderben, und die Reinigkeit der Sprache beeinträchtigen. In der Wahl seiner Gegenstände hätte der Vf. auch die Einförmigkeit vermeiden können, die man in seiner Schrift gewahr wird. Fast jede Erzählung enthält eine alltägliche Liebesgeschichte, die sich durch nichts weiter auszeichnet, als durch die Hauptliebeserklärungen, die der Vf. fast überall seinen Heldinnen in den Mund legt: welches bey solchen weiblichen Personen, wie sie der Vf. zu seinen Idealen wählt, besonders auffällig seyn muss.

Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Nachtstücke*. 1795. 301 S. 8. (1 Rthlr.)

Schreckliche Geschichten findet man in diesen Nachtstücken in einer höchst unnatürlichen, romanhaften Sprache vorgetragen. In dem ersten Stücke: *der Schutzgeist*, wird der Leser nicht wissen, was ihm eigentlich widerfährt, so unbegreiflich wunderbar schweift darinn die regellose Phantasie des Vf. umher. *Die Tempelherren* sind zwar etwas verständlicher: aber auch hier schlägt eine gräfsliche Scene die andre nieder. *Schwärmerey und Edelmuth* enthält eine Emigrantengeschichte. In der *Verzweiflung*, nach Ossian, giebt der Vf. eine Probe, wie er das alles, was er bisher in Prosa seinen Lesern vorgewimmert hat, nöthigen Falls auch in Versen sagen könnte.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Susanna. Eine Geschichte der Urwelt.* Bearbeitet von *M. Gruber*. 1795. 224 S. 8.

Mit einigen Abänderungen findet man hier die alte Geschichte der Susanna im Bade bearbeitet, aber in der Anordnung sowohl, als in der Ausführung so musterhaft schlecht, und im Ausdrucke so unbeschreiblich verwahrloset, dass der Hr. M. Gruber seine Unbefugniss, die Geschichten der Urwelt in der Absicht durchzulesen, um sie andern wieder zu erzählen, gewiss nicht sonnenklarer hätte an den Tag legen können. Und doch verspricht er noch eine Bathseba und eine Judith, der Mann, der des Richters Augen Ferkelängen nennt, und der den Jojakim sagen lässt: Hund, du bist ein Lügner, aber ich will dich so zusammenschütteln, dass dir die Eingeweide platzen sollen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrheit. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Eberhard Home's*, Mitglieds der K. Societät der Aerzte in London, und eines von den Vorstehern des dasigen Lycei medici, *Abhandlung von den Eigenschaften des Eiters*, eine Beantwortung der von dem Lyceo medico für das Jahr 1788 aufgegebenen Preisfrage, welche den Preis erhielt. *Aus dem Englischen.* 1789. 80 S. 8. Von diesem Buche steht schon eine genauere und bessere Uebersetzung in der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte B. XII. S. 653. Da die Leipziger Uebersetzung schon vorhanden war, als diese veranstaltet wurde, so hätte sie, ohne Nachtheil für die Aerzte, ungedruckt bleiben können.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Februar 1797.


## NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Müllerischen Buchh.: *Catalecta botanica, quibus plantae novae et minus cognitae describuntur atque illustrantur* ab *A. G. Roth*, Med. Doct. Fascic. primus c. Tab. VIII. 1797. 15½ B. 8. ohne Dedic. u. Vorrede. (mit 96 illum. Platten 3 Rthlr. 8 gr. schwarz 1 Rthlr.)

Der ausnehmende Eifer unsers Vf. um die Berichtigung und Erweiterung der Gewächsarten, ist hinlänglich aus seiner *Flora Germaniae*, seinen kleinern Werken und den verschiedenen in dem botanischen Magazin und Annalen befindlichen Beobachtungen bekannt. Damit man nun das, was er hierin bisher geleistet hat und noch leisten wird, nicht an verschiedenen Plätzen aufsuchen dürfe, stellt er hier alles in eins zusammen, und wird damit ferner fortfahren. Besonders verbindlich wird sich Hr. R. das botanische Publicum durch die genauere Aufsuchung, Untersuchung und Bestimmung der Wasserfaden oder Conferven machen, die bisher beynahe ganz vernachläfsigt worden sind. Und Rec. wünscht herzlich, dafs er sich diesem Geschäfte mit der geduldvollen Musse widmen mag, die auch bey weit leichter zu untersuchenden Gewächsen, ohne Gleichgültigkeit über Mifsgriffe, nicht versäumt werden darf. Ein Theil von dieser besteht darin, dafs man auf ihre erste Jugend, ihr Gedeihen bis zu dem Befruchtungsvermögen, dann auf die Folgen der Befruchtung Acht giebt; indem auch diese Gewächse ihre Perioden gleich allen andern haben. Dieses gehört auch zu den nothwendigen Vortheilen, die er jeden Beobachtern dieser Gewächse angiebt: und dann erst wird es sich zeigen, ob seine von der Conferva gegebene Definition; nach welcher er die *Ulva intestinalis* und *compressa* des Linné zu dieser Gattung gebracht hat, richtig ist oder nicht.

Dafs er unter diesen und andern zu der nämlichen Linnéischen Classe gehörigen Gewächsen verschiedene eigene neue Arten auch wohl Gattungen aufgeführt habe, läfst sich vermuthen: allein es sind auch die übrigen Classen nicht leer von Neuheit geblieben. Dies alles nebst dem wovon er auch Zeichnungen gab, wollen wir ausheben, indem das übrige den Botanikern bereits bekannt ist.

In der dritten Classe Festuca *rigida*, Bromus *lanceolatus* und Hordeum *rigidum*. Vte Cl. *Mertensia palmonarioides*; von der Gattung Palmonaria hauptsächlich durch die Richtung der männlichen Geschlechtstheile und dem Nectarium verschieden. Ipomoea *barbata*. Convolvulus *ciliatus* von C. *prostratus* eigentlich nur durch die sehr rauhe Kapsel verschieden. XIIIte Cl. Cistus *distachyos*. XVte Cl. Arabis *ipeum*. XXIV. Cl. Hier hat Hr. R. anfänglich seine Gedanken etwas umständlich über die Geschlechtstheile der Chara geäufsert, woraus man sieht, dafs er Hedwigs Preisschrift entweder in der That nicht gelesen, oder wie der sel. Gärtner, sich nur den Schein der Unbekanntschaft mit ihr gegeben habe. — Splachnum *piliferum*. Fucus *fasciola* t. 7. f. 1. *Ceramium* von Adanson genommen, wozu die mit Kügelchen versehenen Tangarten des Gmelin, mithin auch Fucus *filum* und *tendo* des Linn. gehören sollen. Cer. *virgatum* t. 7. f. 1. C. *violaceum* t. 8. f. 2. C. *conferroides* t. 8. f. 3. C. *caespitosa*. Conferva *clavata* t. 1. f. 2. (schwerlich eine ächte Conf.) Conferva *crinita* t. 1. f. 3. Conferva *velatina* t. 2. f. 5. (Dillens Conf. t. 2. f. 4.) C. *ochracea* t. 5. f. 2. C. *compacta* t. 1. f. 4. C. *setiformis* t. 2. f. 1. (Dill. Conf. t. 2. f. 2.) C. *fugaciſſima* t. 2. f. 3. C. *sordida* t. 2. f. 4. C. *crispata*. C. *divaricata* t. 3. f. 1. C. *prolifera* t. 3. f. 2. var. β. *tenuior* t. 3. f. 3. C. *fasciculata*. C. *albida*. C. *reptans* t. 3. f. 4. C. *bronchialis*. C. *pulvinata* t. 3. f. 5. C. *intertexta* t. 3. f. 6. C. *violacea* t. 4. f. 1. C. *fucorum* t. 4. f. 2. C. *umbrosa* t. 4. f. 3. C. *flocculosa* t. 4. f. 4. und t. 5. f. 6. vergröfsert. C. *virgata* t. 4. f. 5. C. *mutabilis* t. 4. f. 6. und t. 5. f. 1. (ist Dill. Conferva t. 6. f. 34.) C. *elegans* t. 5. f. 4. C. *inflexa* t. 5. f. 5. Ulva *lubrica* t. 5. f. 7. (Webers Tremella *paluſtris*). *Rivularia Cornu Damae* t. 6. f. 2. (Dillens Tremella t. 10. f. 10.) Rivularia *conferroides* t. 6. f. 3. (Dillens Tremella t. 10. f. 11.) Byssus *tenaciſſima*. B. *coralloides*. B. *clavata*. Stemonitis *elegans*. S. *glauca*. S. *lutea*. S. *ochroleuca*. S. *carnea*. S. *amoena*. S. *reticulata*. Trichia *cinerea*. T. *filamentosa*. T. *alata*. T. *hemisphaerica*. T. *compressa*. T. *coerulea*. T. *sphaerica*. T. *lutea*. Cyathus *farctus* t. 7. f. 2. Peziza *armata*. Boletus *candidus*.

Schon hieraus läfst sich abnehmen, was man nun auch in der Cryptogamie vom Fleifs unsers Vf. sich versprechen könne. Nur wünscht Rec., dafs er sich in Zukunft wenigstens der Veränderungen der vor ihm schon von verdienstvollen Männern neueren Gewächsarten beygelegten nicht unschicklichen Trivialen enthalten möchte. Die längst vom sel. Ehrhart bekanntgemachte Silene *longiflora* heifst hier *juncea*: eben dessen Primus *semperflorens*; *serotina*: Scirpus *capitatus* seiner Fl. Germ.; nun *ovatus*: Conferva *rivularis* Linn.; *funiformis* u. dgl. m. Denn alles dergleichen jetzo unter den Botanikern fast zur Mode gewordene unzeitige Namenklügeln, kann nichts als Verwirrung in der Gewächskenntnifs hervor bringen. Uebrigens sind die gegebenen Abbildungen, in wiefern sie nach

getrockneten Gegenſtänden vom Hn. Sturm (vermuthlich in Nürnberg) verfertigt worden, wie auch die Farbenerleuchtung gut gerathen. Schade daſs der Text, auſser der angegebenen Menge von Druckfehlern, deren noch mehrere hat. Hoffentlich wird die Verlagshandlung in der Folge auf einen genauern Corrector bedacht ſeyn.

## PHILOLOGIE.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Wilhelm Friedrich Hezel's*, Fürſtl. Heſs. Geh. Reg. Raths und Profeſſors zu Gieſsen, *ausführliche griechiſche Sprachlehre nebſt Paradigmen der griechiſchen Declinationen und Conjugationen* in 35 Tabellen. 1795. 506 S. gr. 8.

Dieſe Sprachlehre iſt eigentlich für Lehrlinge der griechiſchen Sprache in den oberſten Claſſen der Schulen und Gymnaſien und auf Akademieen beſtimmt. Aber bey den Zweifeln, welche in neuern Zeiten über ſo manche Gegenſtände der griechiſchen Grammatik in Anregung gebracht ſind, wird ſie auch für den Lehrer, der nicht blofs die erſten Grundſätze beyzubringen hat, belehrend und zur Beförderung ſeines Nachdenkens ſehr brauchbar ſeyn. Denn ſehr häufig hat der gelehrte Vf. über die Sprachregeln philoſophirt und die Erſcheinungen im Griechiſchen auf ihren Urſprung und ihre Urſachen zurückgeführt, obgleich zu wünſchen wäre, daſs dies noch häufiger geſchehen und in dieſer Rückſicht ein gewiſſes Ebenmaaſs mehr beobachtet ſeyn möchte. Uebrigens iſt eine genaue Bekanntſchaft mit den Grundſätzen ſowohl älterer, als auch neuerer Sprachlehrer und eine ſchätzbare Beleſenheit in andern Schriftſtellern, aus welchen auch gelegentliche Anmerkungen für die Sprachlehre genutzt werden, in dem ganzen Werke unverkennbar. Daſs es auch an eignen neuen Bemerkungen und Vorſtellungsarten nicht fehlen werde, läſst ſich von einem ſo geübten und ſelbſtdenkenden Sprachkenner ſchon im Voraus erwarten. Rec. hält es bey einem ſolchen Werke für ſeine Pflicht, das auszuzeichnen, was ihm vorzüglich aufgefallen iſt. Das ζ wird S. 15. aus der Zahl der Doppelbuchſtaben verwieſen. Und wenn man blofs auf den Laut ſieht, welchen es wahrſcheinlich bey den Griechen hatte, und es wie ein weiches ſäuſelndes S, gleich dem hebräiſchen Sain, ausſpricht, ſo mäſs man dem Vf. völlig Recht geben. Aber daſs es nie für zwey einzelne Buchſtaben, als blofses Abkürzungszeichen (wie ξ für γς, κς, χσ) geſetzt werde, wie der Vf. behauptet, läſst ſich nicht einräumen. Ἀθήναζε, Θήβαζε ſind doch offenbar für Ἀθήνασδε, Θήβασδε, und alſo ζ für σδ geſetzt. Und daſs die Dorier das ζ in σδ auflöſen, ſpricht auch ſehr für den Urſprung dieſes Buchſtabens aus σδ. — S. 36. iſt eine gute Bemerkung, daſs σσ oft aus κς, γς, χς u. ſ. w. entſtehe; z. B. ἄνασσα, Φοίνισσα aus ἄνακσα, Φοίνικσα und nach dieſer Analogie auch πράσσω aus πράγσω, ἥσσων aus ἥκσων, τάσσω aus τάχσω, βράσσων aus βράδσων. — Die Fälle, wo die Wörter ζάω, πεινάω, διψάω, χράομαι das α vor dem ε in η zuſammenziehen und welche in den Grammatiken gewöhnlich als Ausnahme ſtehen, erklärt der Vf. S. 61. dadurch, daſs man eine andre Form, nämlich ζήω, πεινήω, διψήω, χρήομαι anzunehmen habe, wie man λάβω und λήβω, τάκω und τήκω, λάθω und λήθω gehabt hat. — Der Urſprung der deſiderativen Zeitwörter mit eingeſchaltetem σε wird S. 69. aus dem Optativ εἴην (von εἰμί) und dem σ des Futuri erklärt. — Von S. 115 bis 129. geht eine ſcharfſinnige Unterſuchung über die Endungen der dritten Declination, welche der Vf. auf die drey Buchſtaben γ, ρ, σ zurückführt. Den meiſten Behauptungen wird man gern beytreten, wenn man nämlich das Endſigma als wirklich urſprünglich gelten laſſen will. Denn eigentlich iſt es doch nur des Wohlklangs wegen Wörtern, wie φλογ, κηρυκ, βηχ, ἄραβ, γυτ, κατῆλαφ, λάπαδ, πῆχυ, κόρυ angehängt, weil dieſe Buchſtaben am Ende eines Worts dem griechiſchen Gehör fremd waren. Will man alſo dieſe Wörter auf ihre urſprünglich älteſte Form zurückbringen, und, wie man muſs, das Endſigma wegwerfen, ſo bekömmt man im Grunde nicht weniger Endungen, als die in den gewöhnlichen Sprachlehren angegebenen, ſondern noch mehrere. Geſetzt aber man will nicht ſo hoch in die Vorzeit hinaufſteigen, ſondern nur bis auf die Periode, da die Sprache ſchon ſo weit gebildet war, daſs man nothwendig in den genannten Fällen ein Endſigma annehmen muſste, ſo kann man dies gelten laſſen und der Endungen werden weniger. Aber was berechtigt uns, anzunehmen, daſs auch in ſolchen Fällen, wo der Wohlklang kein ſolches Endſigma heiſcht, und wo wir es auch nie finden, doch ehemals ein ſolches geweſen ſeyn ſoll? Warum z. B. ſoll γόνυ und ἦχω ehemals γόνυς und ἦχως geheiſſen haben? Konnte der Grieche etwa kein υ und ω am Ende des Worts leiden? Würden wir nicht vielmehr, wenn wir jetzt γόνυς und ἦχως fänden, gerade im Gegentheil ſagen müſſen, das Sigma ſey nur angenommen, und γόνυ und ἠχώ ſeyn die urſprünglichen Wörter? Ueberhaupt ſollte man beym Nominativ der dritten Declination, nach Rec. Ueberzeugung gar nicht von Endungen reden. Denn eine eigentliche Endung des Caſus, ſo wie ſie im Genitiv, Dativ u. ſ. w. und in der erſten und zweyten Declination auch im Nominativ iſt, iſt bey der dritten Declination gar nicht vorhanden. Denn die Endung des Nominativs wird ja in den übrigen Caſibus nicht abgeändert, wie ich aus λόγος im Gen. λόγε mache, ſondern dem ganzen Wort, wie es im Nominativ lautet, werden die Endungen der übrigen Caſuum angehängt, z. B. ῥὶν giebt ῥιν-ος, ῥιν-ι, ῥιν-α u. ſ. w. Findet man in den Wörtern der dritten Declination, wirkliche dem Stammwort angehängte Endungen wie in σωτῆρ, βραδύτης, ſo ſind dies nicht Endungen des Caſus ſondern bedeutungsvolle Ableitungsſylben, welche auch in den übrigen Caſibus durch die Abänderung nicht verloren gehen dürfen. Beym Dativ des Pluralis dieſer Declination wird angenommen, er bilde ſich aus dem des Singularis, indem ihm noch die

Sylbe

Sylbe σι angehängt, und nun die in die Mitte gekommene Singularendung σι verschlungen wird, so dass aus σαρκὶ erst σαρκισὶ und dann σαρκσὶ oder σαρξὶ werde. Wäre es nicht viel kürzer und richtiger zu sagen, dem Wurzelwort werde im Dativ σι angehängt, so wie im Nominativ ες und im Genitiv ων; und so wie man hier σάρκ-ες, σαρκ-ῶν bilde, so dort σαρκ-σὶ oder σαρξὶ. — Die Endung des Comparativs τατερος wird S. 152. so erklärt, dass veraltete Adjective auf ης dabey zum Grunde liegen sollen, und man z. B. für σάφρων und τέρην auch σωφρονης, τερενης gesagt habe, wovon sich σωφρονέστερος, τερενέστερος bildete und im Gebrauch blieb, nachdem jene Adjective schon ausser Umlauf waren. Eben so wird die Endung ίων, ίστος aus verloren gegangenen Wörtern auf ις erklärt. — Das Pronomen οὗτος, αὕτη, τοῦτο soll nach S. 171. aus ὁ, ἡ, τὸ und αὐτὸς, ἡ, ὸ zusammengesetzt und contrahirt seyn, welches doch sehr zu bezweifeln ist, da ὁ αὐτὸς, ἡ αὐτὴ, τὸ αὐτὸ noch sonst häufig genug, aber in einer ganz andern Bedeutung, *derselbe, dieselbe, dasselbe* vorkömmt. Ueberhaupt vermisst man doch bisweilen die erfoderliche Bestimmtheit. So wird z. B. bey der Regel, dass das ν vor λ, ρ, σ in das darauf folgende λ, ρ, σ verwandelt werde, die Anmerkung gemacht: *Selten einmal bleibt das ν in diesen Fällen unverändert stehen*, z. B. ἐνασίω, ἐνράσσω, συλλυρόμην; da doch die Präposition ἐν vor ρ und σ das ν nie verwandelt. Sehr befremdend ist auch S. 24. die Behauptung, dass δ nach einem ν wegfalle, wofür das einzige Beyspiel ἀνὴρ, welches nach des Vf. Meynung statt ἀνδὴρ stehen soll, angeführt und in einer Anmerkung die gewöhnliche Meynung für sehr unwahrscheinlich erklärt wird, nach welcher das δ in den übrigen Endfällen, wie ἀνρὸς, ἀνδρὶ, eingerückt ist. Sollte wirklich wohl aus dem Wort ἀνδὴρ das δ nach einem ν wegfallen, weil es Mislaut verursachte, da gerade δ, τ, ϑ die Buchstaben sind, mit welchen sich das ν am liebsten verbindet und auch nie vor demselben verwandelt wird? Dies ist auch sehr natürlich und begreiflich, wenn man die Bildung des ν und der Buchstaben δ, τ, ϑ durch unsre Sprachwerkzeuge genau betrachtet. Das ν tönt durch die Nase indem man den Mund dadurch verschliesst, dass man die Zungenspitze an den Oberkiefer setzt. Durch eben diesen Ansatz der Zungenspitze an den Oberkiefer werden auch die Buchstaben δ, τ, ϑ gebildet, nur dass die Zunge weggezogen wird und die Buchstaben durch den Mund tönen. Hat man also ein ν ausgesprochen, so befinden sich die Sprachwerkzeuge schon gerade in der Lage, welche zur Aussprache des δ, τ, ϑ erfoderlich ist, verbinden sich also sehr leicht und natürlich mit dem vorher ausgesprochenen ν und fallen daher sicher so wenig weg, als das ν vor ihnen verwandelt wird. Will man hingegen ν und ρ unmittelbar hintereinander aussprechen, wie in ἀνρὸς, ἀνρὶ und dies mit einer Geschwindigkeit und Heftigkeit, so bildet sich, indem man die Zunge von dem Oberkiefer zurück zieht, von selbst der Buchstab δ, so dass man also im gemeinen Leben sehr leicht ἀνδρὸς, ἀνδρὶ sprach, wo man eigentlich ἀνρὸς, ἀνρὶ sagen wollte. Dergleichen Bemerkungen über die Lage der Sprachwerkzeuge bey der Bildung der Buchstaben und ihrer Verbindung unter einander scheinen ins Kleinliche zu fallen. Allein es ist die einzige Art, wie man sich die mannichfaltigen Veränderungen der Buchstaben deutlich und begreiflich machen kann. — Die Bemerkung S. 33. dass das sogenannte α privativum aus ἄνευ entstanden sey, ist bekannt und auch wohl richtig; aber zum Beweise liess sich nicht anführen, dass man ἄῤῥητος statt ἄνῤῥητος sage; denn hier ist wohl die gewöhnliche Verdoppelung des ρ in zusammengesetzten Wörtern, wenn sich das erste Wort mit einem Vokal schliesst, wie in ἀπόῤῥητος. Ehr gehört das alte ἄμβροτος hieher, wofür man nachher auch ἄβροτος sagte. — In Ansehung der Conjugation des Zeitwortes hält der Vf. zwischen den ältern und neuern Sprachlehrern die Mittelstrasse. Er hält es zwar nicht für nothwendig, ein eignes Medium anzunehmen, ist auch überzeugt, dass sich die Griechen ursprünglich kein besondres Medium dachten, sondern, wie die Hebräer und Lateiner, ihrem Activ oder Passiv eine reciproke Bedeutung liehen, gesteht auch, dass die Tempora des Mediums nichts sehr Charakteristisches haben, aber doch sey einiger Unterschied. Lasse sich nun gleich dieser auch aus andern Formen des Zeitwortes ableiten, so könne man doch nicht erklären, warum nur gerade *hier* andre Formen seyen. Daher sey das Medium nicht auszumerzen, aber wohl nützlich, die Formen desselben jedesmal in Gedanken unter Activum und Passivum zu stellen. Vom sogenannten zweyten Aorist glaubt der Vf. es sey eigentlich unmittelbar unter das gewöhnliche Imperfectum zu setzen, als ein zweytes Imperfect, aber man müsse wissen, dass es selten als wahres Imperfect gebraucht werde, gewöhnlicher hingegen als Aorist. Man sieht hieraus ungefähr, auf welche Weise der Vf. die neuern Bemerkungen über die griechische Conjugation mit den ältern Vorstellungen zu vereinigen sucht. Ueberhaupt scheint es, als wenn die Grammatiker, welche hier verschiedener Meynung zu seyn scheinen, sich immer noch nicht genug verstehen. Hemsterhuis, Lennep und seine Nachfolger nehmen kein Medium und im Activo und Passivo viele Tempora nicht an; aber sie setzen ausdrücklich hinzu, *der Form nach*. Sie leugnen also nicht, dass für die reciproke Bedeutung, und für alle die Bedeutungen der Temporum, welche sie der Form nach als keine besondre Tempora angesehen wissen wollen, Ausdrücke da sind; aber sie rechnen sie ihrer äussern Gestalt nach entweder zum Activo oder zum Passivo. Sie reden also ungefähr so, als wenn Adelung sagt: die Deutschen haben nur *zwey* Tempora, Präsens und Imperfectum, *ich liebe* und *ich liebte*, und zwey Participia, *liebend* und *geliebt*. Aber damit leugnet er nicht, dass der Deutsche den Begriff des Perfecti, Plusquamperfecti und Futuri ausdrücken könne. *Ich habe geliebt, hatte geliebt, werde lieben*, drücken diese Begriffe allerdings aus, man kann sie also Tempora nennen; aber sie sind doch immer nur durch Umschreibung entstanden, und wer jene beiden Tem-

pora nebst den beiden Participiis und dem Infinitiv weiss, bildet sie sich selbst. Man darf sich also nur die Form jener Temporum bekannt machen. Eben so gehören die Tempora des griechischen Mediums ihrer äussern Gestalt nach gewiss zum Activ oder zum Passiv, ob sie gleich oft eigenthümliche Bedeutungen haben. Diese haben sie auch wohl nicht gleich gehabt, sondern erst nach und nach erhalten, da man den Reichthum von Formen, welchen die verschiedenen Dialecte darboten, im Gebrauch dazu nützte, verschiedene Nebenbegriffe zu bezeichnen. — Bekanntlich leitet der Vf. die Verbalendungen und die ganze Flexion der Verborum von εἰμι oder ἔω ab. Als Hypothese könnte man dies, wie vieles andre, gelten lassen. Aber was S. 351. blos wahrscheinlich und vermuthungsweise angenommen war, gilt dem Vf. S. 424. schon als ausgemachte Sache, und endlich gründet er selbst die Ableitung der Adjective und Substantive auf diese Hypothese. So ausgemacht ist die Sache aber nicht. Denn zu geschweigen, dass manche Ableitungen der Endungen sehr gezwungen sind, wie ομεν aus εσμεν oder die Endung des Imperf. ον aus ην, dass der Vf. um die Endungen des Perf. und Aor. zu erklären, ein verloren gegangenes, nicht erweisliches Perf. ῆα, und Aor. ἐα annehmen muss, dass die Contractionen, welche der Vf. vorgehen lässt, gegen alle Analogie sind z. B. τυκτόν aus τυπτέον, τετιμημένος aus τετιμαημένος, κεχρυσωμένος aus κεχρυσοημένος; so ist der Hauptbeweis, dass das Verbum εἰμι nicht zum Grunde liegt, dieser, dass das ε, welches die Wurzelsylbe bey εἰμι ausmacht, nie mit in die Endungen übergeht, man sagt nicht λεγέω sondern λέγω nicht λαγέσω sondern λέξω. Man findet vielmehr bey dem ε, welches das Grundwort von εἰμι ist, schon dieselben Verbalendungen angebracht, wie bey den übrigen Verbis, nur ist dies Zeitwort einfacher, weil ein einziger Vokal das ganze Wurzelwort ausmacht; so dass λέγ-ω und ἔ-ω nach gleicher Analogie, das erstre aber nicht durch Hinzusetzung des letztern, des ganzen ἔω, gebildet wäre. Denn an dem ε, welches gerade bey andern Zeitwörtern nicht sichtbar ist, ist die Bedeutung des *Seyn* geheftet, das ω, εις, ει, μεν u. s. w. bezeichnet blos die Person. — Ausser dem Verzeichniss der defectiven Zeitwörter, (welches aber besser als gewöhnlich eingerichtet ist, weil das veralterte, aber ursprüngliche Präsens bey jedem noch davon gebräuchlichen Tempore mit angeführt wird) findet man noch drey nützliche Verzeichnisse derjenigen Zeitwörter, welche 1) blos in der activen, 2) blos in der passiven Form gebräuchlich sind, und 3) deren Präsens und Imperfectum veraltert ist. Dies letztre ist so eingerichtet, dass das veralterte Verbum voran und das gebräuchliche daneben steht, und ist also auch für diejenigen vorzüglich brauchbar, welche das Verbum nach dem Hemsterhuisschen System gefasst haben. — Die Lehre von der Ableitung und Abstammung der Wörter lernt man nach Valkenaer's und Lennep's Methode ausführlich kennen, doch mit erläuternden und zum Theil einschränkenden und widerlegenden Anmerkungen, welchen man oft Beyfall zu geben, oft aber auch sehr zu bezweifeln sich gedrungen sieht. Ueberhaupt wird nicht leicht jemand dies Buch aus der Hand legen, ohne entweder belehrt oder wegen der neuen Ansichten, welche häufig eröffnet werden, zum Nachdenken und Prüfen erweckt zu seyn.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Magdeburg*, im Verl. der Pansaischen Buchdruckerey: *Allgemeine Gebete und Lieder für Zuchthäuser und ähnliche Anstalten*, mit einer Vorrede von *H. B. Wagnitz*. 1792. 119 S. 8. — Hr. *W.* hat sich durch die Herausgabe dieser Gebete und Lieder unstreitig ein neues Verdienst um die moralische Besserung der Zuchthausgefangenen erworben, da es an guten Erbauungsbüchern für diese unglücklichen Menschen, die besonders auf ihren Zustand eingerichtet wären, und in den Betstunden und Versammlungen derselben mit Nutzen gebraucht werden könnten, bisher fast gänzlich gefehlt hat. Die gegenwärtige Sammlung hat ihr Daseyn dem Hn. Kaufmann *Schauer* in Magdeburg zu verdanken, der als Vorsteher des dasigen Zuchthauses das Bedürfniss eines solchen Gebetbuchs ebenfalls fühlte, und einige seiner Magdeburgischen Freunde bewog, schickliche Gebete und Lieder zu sammeln, und selbst mehrere zu entwerfen. Hr. *W.* machte bey dem Hallischen Zuchthause nicht ohne Nutzen Gebrauch davon, und indem er einige Gebete einschaltete und einige Zusätze und Aenderungen machte, hat die Sammlung dadurch die gegenwärtige Form erhalten. Man findet darin Morgen- und Abendgebete und Lieder auf jeden Tag in der Woche, vor und nach dem Essen, auf die vornehmsten Feste, die Bußtage, die Feyer des Abendmals und einige besondere Fälle. Den Gebeten fehlt es nicht an einem simpeln und fasslichen Ausdruck guter Empfindungen, fast durchgehends herrscht ein sehr schicklicher Gebetston, und der Inhalt ist durchaus der besondern Lage der Betenden angemessen. Auch in den Liedern findet man ausser diesen guten Eigenschaften eine reine nicht zu erhabene Poesie. Den gewöhnlichen Fehler der Gebete, dass Gott um etwas gebeten wird, was ganz allein von unserm freyen Willen abhängt, fand Rec. nur in einigen Gebeten, z. E. S. 19. Gieb, dass wir nicht durch Faulheit, Ungehorsam oder andere Vergehungen in verdiente Strafen verfallen, und S. 103. lass es uns Gott recht beherzigen, lass uns nicht blos äusserlich zu Jesu nahen etc. Freylich sind der Gebete und Lieder noch zu wenig, um eine in allem Betracht nachtheilige Einförmigkeit zu vermeiden. Doch wer wollte nicht auch mit dem Wenigen zufrieden seyn, da man ja auch allgemeinere Gebete und Lieder zu Hülfe nehmen kann. Hr. *W.* macht in der Vorrede zu einer zweyten Sammlung Hoffnung, die mehr besondere Gebete zum Privatgebrauch der einzelnen Gefangenen nach ihren individuellen Bedürfnissen enthalten soll. Wie nützlich ein solches Unternehmen seyn würde, sieht man schon aus der gegenwärtigen Sammlung, wo doch manches vorkommt, welches nicht für alle Gefangnen recht passend seyn kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Februar 1797.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Heinsius: *Versuch eines Unterrichts von Verbrechen und Strafen für die untern Volksclassen;* von D. *Jacob Friedrich Kees* des churf. S. Oberhofgerichts und des Consistorii zu Leipzig, wie auch des Landgerichts in der Niederlausitz Assessor. 1794. 170 S. 8. ohne Vorr. u. Reg.

Die Frage: ob Unterricht über die Gesetze und vorzüglich über den ganz positiven Theil der Gesetzgebung, der sich mit der strafenden Justiz beschäftigt, nützlich sey? ist längst entschieden und dieses nebst dem oft und laut geäusserten Wunsch nach Mitteln eines solchen Unterrichts, rechtfertigt ohne Einschränkung die von dem Vf. aufgefasste Idee. Es bleibt daher nur zu untersuchen übrig, wie weit ihre Ausführung den Charakter der Zweckmäfsigkeit trage? Faslichkeit und Deutlichkeit des Vortrags sind die ersten Foderungen an eine solche Arbeit, denen eine schickliche und logische Anordnung und Einrichtung der einzelnen Theile des Unterrichts und Richtigkeit der Begriffe, als gleich wichtig, sich anschliefsen. In jeder dieser Rücksichten nun hat der Vf. noch vieles zu wünschen übrig gelassen.

Sein Unterricht beschäftigt sich zuerst mit einigen allgemeinen Grundsätzen über Verbrechen und Strafen, geht dann zu den einzelnen Verbrechen fort und zählt endlich auf 62 Seiten, also auf mehr als ein Drittheil des Ganzen „das gesetzmäfsige Verfahren gegen die Verbrecher" auf. Dieser letztere Gegenstand liegt aber so wie er hier behandelt worden ist, fast ganz aufser den Grenzen des populären Unterrichts: was nützt es dem gemeinen Mann, alle die Förmlichkeiten zu wissen, die erfoderlich sind, um ein Endurtheil in einer peinlichen Sache zu erreichen? Der Verbrecher selbst findet darinne keinen Schutz wider ungerechte Behandlung, die theils bey der gröfsten Förmlichkeit noch übrig bleiben kann, theils durch die Anordnung rechtlicher Defension weit gewisser verhütet wird. Andern, als Verbrechern, kann ein solcher Unterricht höchstens nur dazu dienen, sich von dem Ungrund der Meynung zu überzeugen, dafs bey sogenannten offenbaren oder durch die Stimme des Volks für solche erklärten Verbrechern nur Ein Schritt von der Haft zur Verurtheilung zu seyn brauche. Allein selbst hierzu ist die grofse Umständlichkeit des Vf. weder nothwendig noch zweckentsprechend. Eine kurze fasliche Belehrung über Unterschied der rechtlichen und moralischen Ueberführung und über die Hauptpunkte, auf welche es bey der erstern ankommt, wäre hier eher an ihrer Stelle gewesen. — In den allgemeinen Grundsätzen von Verbrechen vermissen wir nicht nur einigen Unterricht über das Strafrecht des Staats und dessen Verhältnisse, sondern finden auch die Stellung derselben nicht vollkommen gut geordnet: nicht minder hätten wir unter den aufgezählten Verbrechen, mehrere Polizeyverbrechen nicht einmal zu gedenken, wenigstens Selbsthülfe, Duell körperliche Verletzungen gewifs zu finden gehofft. — In Rücksicht der innern Einrichtung und der Anordnung der einzelnen Theile wünschten wir vorzüglich nicht blofs das positive der Strafgesetzgebung, sondern auch die Moralität der einzelnen Verbrechen, auf welche sich der Grad der Zurechnung gründet, erwogen zu sehen. Belehrung über diese letztre würde Ueberzeugung gewirkt haben, statt dafs jene nur Furcht und Bedachtnehmen auf Verheimlichung hervorbringt. Auch die Ordnung, in welcher die Verbrechen aufgestellt worden, ist nicht immer die schicklichste so z. B. steht verbotenes Aufkaufen zwischen Münzverbrechen und Gotteslästerung.

Allein noch wesentlicher nothwendig wäre Vermeidung mancher unrichtigen Begriffe, mancher unbestimmten und unbefriedigenden Sätze und mehrerer Lücken in der logischen Schlufsfolge gewesen. Sogleich S. 2. heifst es; „dafs Verbrechen Kindern, „welche noch nicht sieben Jahre alt sind, nicht zugerechnet werden, dagegen Verbrechen von Kindern, „welche über 10 Jahre alt sind, allerdings bestraft „werden." Was geschieht nun mit Kindern, die über 7 und unter 10 Jahren alt sind? S. 4. „Jeder Verbrecher *macht sich durch Begehung des Verbrechens zu „zweyerley verbindlich*" u. s. w. Diese Verbindlichkeit, über deren Grund nicht Ein Wort gesagt ist, steht doch gewifs sehr weit über dem Horizont des gemeinen Manns. — S. 8. „Kein Verbrechen kann „mit der gesetzlichen Strafe belegt werden, wenn u. „s. w. — 3) das Verbrechen nicht vollbracht ist. Wenn „also z. E. der Dieb mit den gestohlnen Sachen er„tappt wird, ehe er damit fortkommen konnte, so" — hier glaubt man müsse folgen, so wird er nicht mit der gesetzlichen Strafe belegt: statt dessen aber fährt der Vf. fort, „so ist das Verbrechen nicht vollbracht." Welche Consequenz! Uebrigens ist davon, wenn ein Verbrechen überhaupt vollbracht heifsen könne, nicht die Rede. — S. 9. „Wird ein Verbrechen an ein und „eben demselben Gegenstand wiederholt begangen, z. „B. es beschläft jemand eben dieselbe Weibsperson „mehreremale, so ist dieses nur ein einziges Verbre-

„chen und wird auch nun eine einzige Strafe deshalb „auferlegt.“ So roh, wie dieſer Satz hier ſteht, giebt er zu trefflichen Folgerungen Anlaſs. — Wie undeutlich iſt folgende Stelle, S. 12. „dieſes Verbrechen (Hoch„verrath) kann *nur* von einem Unterthan wider ſei„nen Landesherrn, *auſserdem aber* in Deutſchland wi„der den Kayſer, den römiſchen König, und wider je„den Churfürſten begangen werden.“ — Freylich wird dies jeder Juriſt verſtehen: aber auch jeder andre, dem der Vf. ſeinen Unterricht beſtimmt? — Ganz falſch und entſtellt iſt der Begriff von Tumult und Aufruhr. S. 14. „Wenn eine nicht unbeträchtliche „Anzahl Menſchen wider den Landesherrn oder die „Obrigkeit *ſich auflehnen*, ſo begehen ſie einen Tumult „oder machen einen Aufruhr.“ — Und von *Nothwehr* S. 25. die unverſchuldete und daher „erlaubte Entlei„bung eines andern.“ — u. d. gl.

Der Vortrag iſt da, wo er nicht durch den nothwendigen Einfluſs jener Mängel leidet, ziemlich deutlich und faſslich. Nur einzelne Ausdrücke haben wir gefunden, die billig hätten vermieden oder erklärt werden müſſen. Auch würden Sprachunrichtigkeiten, wie S. 11. wer den Feinden das Vaterland *verrathet*, und Wörter wie *Aushülfe* ſtatt: Befreyung aus dem Gefängniſs — bey der Umformung, welche dieſes Buch fodert, um ſeinem Zwecke entſprechend zu werden, nicht überſehen werden dürfen. —

## NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Pauly: *Naturſyſtem aller bekannten in- und ausländiſchen Inſekten*, als eine Fortſetzung der von Büffonſchen Naturgeſchichte. *Von Johann Friedrich Wilhelm Herbſt. Der Käfer fünfter Theil.* Mit 21 illuminirten Kupfertafeln. (44 bis 59. und I, K, L, M und N.) 1793. 400 S. 8.

Zu der neuen 22ten Gattung: *Latridius* ſind eine Menge kleiner Käfer gebracht, die man bis jetzt den Dermeſten beygeſellt hatte. *Faſciolaris* ſcheint gar nicht hieher zu gehören. *Bipunctatus* iſt bey Fabric. ein Notoxus. — 23 Gatt. *Cateretes*, auch neu; Dermeſtes nach Fabr. Wir hätten gewünſcht, bey *C. pediculatius* die Fühlhörner beider Geſchlechter gut abgebildet zu ſehn. Den *Fimetarii* möchten wir lieber bey Cryptophagus ſehn. — 24 G. *Rizophagus* nicht *Rizophagus*, da es von ῥίζα herſtammt. Ueberhaupt ſind die Geſetze der naturhiſtoriſchen Rechtſchreibung, und Bildung von Namen, dem Vf. wenig bekannt. Er ſchreibt *Kateretes*, *Ekkoptogaſter*, und *Bitoma*, das richtiger *Ditoma* heiſsen ſollte. Fabricius rechnet die Rizophagen zu *Lyctus*. Obgleich H. verſichert, den *R. bipunctatus* in der Ehrom. ſyſt. von Fabr. nicht gefunden zu haben; ſo glaubt Rec. doch nicht zu irren, wenn er ihn für den *Lyct. bipuſtulat.* Fabr. E. S. 2. 503. 3. erklärt, wovon *L. politus* F. N. 1. eine Abart iſt, ſo wie *R. clavicornis* eine Abänderung zu ſeyn ſcheint. —, Auch die Arten der 25ten G. *Monotoma* hat Fabr. unter *Lyctus*. Die *M. ſtriata* iſt *L. ſugtandis F.*; eben dahin gehört die folgende Gatt. *Ditoma* (hier *Bitoma*.) Die *unipunctata* iſt *L. canaliculatus F.*, die *bipunctata* ſein *L. contractus*. — 27 G. *Ligniperda*. Auſser der *L. pectinicornis*, die glücklich von *Ptilinus* herübergebracht zu ſeyn ſcheint, hat Fabr. die Arten unter *Apate*. In dem angegebnen Maaſse des *L. Capucinus* muſs ſtatt *Zoll* geleſen werden: *Linien*. Die *L. terebrans* iſt *Ap. muricatus F.* Die Beſchreibung und Abbildung hat der Vf. aus Pallas Spicil. entlehnt; es iſt aber noch nicht ausgemacht, ob Pallas Käfer wirklich der Fabriciſche iſt. Die 29 G. *Metaſis* beſteht aus Einer Art; ihr folgt *Anobium*. Zu den Citaten des *A. teſſellatum* fügen wir noch hinzu *A. pulſatorium*. Scriba Beytr. 3. 222. 23 t. 14 f. 4. *Ptinus Pulſator*. Schall. Hall. Abh. 1. S. 249. Bey *A. pertinax* darf auſser dem Citate aus Fabr. und Geoffroy kein einziges ſtehn bleiben; ſondern Linné, Degeer, und Villers müſſen zum folgenden *A. Fagi* gezogen werden, das Fabr. unter dem Namen *ſtriatus* beſchreibt, das daher weiter unten weggeſtrichen werden muſs. Das *An. paniceum* iſt ſchon im vierten Bande 144. 25. unter dem Namen *Dermeſtes panicens* vorgekommen. Das *An. nitidum* kann nicht das Fabriciſche ſeyn, wie Panzer richtig bemerkt. Bey *An. ſtabellicorne* erwähnt der Vf. der Aehnlichkeit der Fühlhörner mit denen des *Dorcatoma Dresdenſe*. Auch der Körperbau zeigt eine nahe Verwandſchaft. Sollte daher das *A. ſtabellicorne* nicht beſſer unter *Dorcatoma* ſtehn? Die 31te G. *Apate* hätte eigentlich wegbleiben können, da ſeine Ligniperden wahre Fabriciſche Apaten ſind. — 32 G. *Boſtrichus*. Unter *Typographus* iſt von dem Vf. das Weſentliche aus allen den Schriften zuſammengetragen, die über dieſen Käfer zu jener Zeit erſchienen waren, wozu neuerlich noch wichtige Beyträge erſchienen ſind. z. B. *Sierſtorpf* und *Bernſtein*. — *B. Ligniperda* iſt eigentlich ſchwarz, und nur in ſeinem jüngern Zuſtande ſo hellokergelb, wie er hier beſchrieben und abgebildet iſt. *B. bidentatus* iſt *bidens. F. B. teſtaceus* höchſt wahrſcheinlich nur jüngere Abart des *Piniperda*. Der hier abgebildete *crenatus* kann unmöglich Fabr. Käfer ſeyn, der einen kurzen dicken Körper hat, von dem gewöhnlichen Habitus eines Boſtrichus abweicht, und zu den anſehnlichſten dieſer Gattung gehört. Die Flügeldecken ſind bey ihm, wie ſchon der Name zeigt, gekerbt — nicht bloſs punktirt-geſtreift; und nur ſeine Unterſeite iſt unmerklich behaart. Man vergleiche hiermit unſers Vf. Beſchreibung und Abbildung. Der *B. diſpar* iſt, obwohl unrichtig, eine Apate bey Fabricius. Das Männchen unterſcheidet ſich auffallend von dem Weibchen. Wir fanden ſie häufig im Holſteiniſchen, in den abgeſtorbnen Stämmen der Reine claude, deren Tod man dort auf ihre Rechnung ſchrieb. — *B. tuberculoſus* ſcheint *monographus F.*, und *melanocephalus* nur Abänderung des *limbatus* zu ſeyn. — *B. cinereus*. Ungeachtet der Verſicherung des Vfs., dieſen Käfer von Hellwig unter dem Namen *Ap. Tiliae* erhalten zu haben, darf man doch nicht dieſes Citat bey einem Käfer anführen, der ſo ſehr abweicht, wie der hier beſchriebne, der überdem in

Schwäm-

Schwämmen sich aufhält, da *Apate*, oder besser *Bostrich. Tiliae* in jungen Linden, und den Spitzen der Lindenäste lebt. Es ist also sicher eine Verwechslung vorgegangen. Folgende zwey Gattungen, hat der Vf. glücklich von Bostrichus getrennt 33. *Eccoptogaster*, Geoffroys *Scolytus*. Diese Benennung mußte H. verändern, da Fabr. sie so willkührlich einem ganz fremdartigen Käfer gegeben hatte. *B. Scolytus* und *pygmaeus* F. gehören hierher 34. *Platypus* hat nur die Eine Art: *B. cylindrus F.* — 35 G. *Scaphidium*. Der Vf. hat zwey Arten: *4. maculatum* F. und *agaricinum*. Bey letzterm citirt er den *Derm. hemipterus* Panz. Naturf. 24. t. 1. f. 14. allein schon Panzers Diagnosis enthält die Widerlegung dieses Citats: „ovatus, niger, *villosus*, welcher Ausdruck von einem so glänzendglatten Käfer nicht gelten kann, wie *Sc. agar.* ist? Da nun H. die Abbildung von Panzern entlehnt hat; so müssen natürlich die Citate Linn. Fab. Olivier weggestrichen werden. Ehe wir fortfahren, müssen wir bemerken, dass in dem Texte von *Elophar. flavipes* an, bis *Triplax 4. maculata* die Figuren unrichtig angeführt sind. Man kann diesen Fehler sogleich verbessern, wenn man jedesmal die nächstfolgende grösere Nummer an die Stelle des Figurencitats setzt; so bey *flavipes* statt Fig. 5. c. lese man: Fig. 6. f. F. und 5 f. — 36 G. *Elophorus* Herbst sagt von seinem *E. flavipes*, dass er alle ihm bekannte an Grösse übertreffe, Fabricius hingegen giebt ihm Grösse und Körperbau des *nubilus*. Sollten beide Eine Art vor sich gehabt haben? Beym *crenatus* citirt der Vf., wie auch Fabricius gethan, die *Silpha elongata Schaller.* und entlehnt von diesem Schriftsteller die Beschreibung. Schaller hätte eine geringe Abweichung des *E. elongatus* vor sich; sollte auch wohl Fabr. Käfer eine solche Abart mit schwarzem Brustschilde seyn? — 37 G. *Triplax*. Eine nähere Untersuchung wird es lehren, ob diese Gattung, wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt wirklich nöthig war. Die hierher gerechneten beiden Insecten stehn mit den *Ipsen* und den *Kryptophagen* in so naher Verwandtschaft, dass die vom Vf. gegebnen Kennzeichen dieser Gattungen gewiss nicht hinreichend sind, sie zu trennen. Nur Degeer kannte die erste Art unter dem Namen *Anthribus*, Geoffroy's so bekannte Gattung enthält ganz fremdartige Käfer, und entspricht am besten noch dem *Strongylus* unsers Vfs. Die *T. Rufica* ist die *Ips nigripennis Fabr.* Die *T. 4. maculata* hat viel Aehnlichkeit mit *Mycetophag. sanguinicollis Fabr.* oder *Dermest. 4. pustulat.* Panzer. Fn. Germ. 6, 6. In so fern ist Hs. Vermuthung eingetroffen, dass dieser Käfer zu *Melyris* oder *Mycetophagus* von Fabr. gerechnet seyn könne. Aber nach Rec. Ueberzeugung ist dieser Standort sehr übel gewählt, da dieser Käfer der *Ips humeralis* so nahe kommt.

Jetzt kommen wir zu einer andern Abtheilung von Käfergattungen, die zum Theil sehr reichhaltig sind, und nicht selten Gelegenheit darboten, neue Gattungen zu bilden, die aber der Vf. ungenutzt vorüber gehen liess. 38 G. *Necrophorus*. Der Maler hat die Fühlhörnerknöpfe aller Figuren roth gefärbt, wodurch die Abbildungen von *N. Humator* und *Mortuorum* unrichtig geworden sind. — 39 G. *Silpha*. Die *atrata* ist *obscura Fabr.*, die *punctata* dagegen Fabric. *atrata; S. opaca* ist *lunata Fabr.*, die *tomentosa* dessen und Linné's *opaca*. Die Abbildung von *Paedemontana* ist Copie von Schaeff. Ic. (warum giebt es der Vf. nie an, wann er copirt?) es ist daher sehr ungewiss, ob dieses räthselhafte Insect, oder nicht vielmehr eine Abart der *S. Atrata* hier abgebildet ist. Die übrigen aus diesen Berichtigungen, zum Theil von selbst sich ergebenden grosen Veränderungen in den Citaten müssen wir des Raums wegen, hier übergehen. Die Abbildung der *S. unicolor* hat die gröseste Aehnlichkeit mit *Opatr. arenarium Fabr.*. das aus Tranquebar zu uns kommt. Die *S. Lapponica* wird auch von *Isaac. Hay* Dissert. entom. 5 Upsal. 1794. p. 72. so genannt. — 40 G. *Opatrum*. Herbsts und Panzers *O. gibbum* ist *crenatum F.* Fabric. sagt von *O. glabratum* es sey *leve, glabrum*. Dies verträgt sich nicht mit des Vf. Worten: „Oben ist es „aschgrau, und scheint alsdann glatt zu seyn; dies „ist aber nur ein Ueberzug, unter dem die Grundfar„be schwarz ist.“ Die Darstellung von *O. Agricola* ist ganz verfehlt; *O minutum* ist doch wohl nicht die braune Abänderung von jenem? — 41 G. *Nitidula*. Die *N. biloba* ist *N. marginata* Fabric. E. S. n. 5. und Olivier; folglich fällt n. 15. weg. Dieser Käfer ist ein Beweis, deren wir mehrere anführen könnten, wie nachlässig der Zeichner die Figuren bearbeitet. Der Lappen, von dem diese Art benannt ist, ist sicher nur das Wurzelglied des Fühlhorns; in der stark vergrösserten Zeichnung ist es ein Seitenfortsatz des Kopfschildes, an dessen rüsselartigem Mittelfortsatze die Fühlhörner sich, weit von jenen Lappen getrennt, befinden. Und mit dieser Nachlässigkeit sind viele, Abbildungen behandelt! Bey *N. Litura* ist der Vf. nicht gewiss, ob sie zu dieser Gattung gehöre, da seinem Exemplare die Fühlhörner fehlten; sein Zeichner hat aber dem Käfer Fühlhörner gegeben, videat. fig. 2. b. B. tab. 54. — *N. viridescens, aenea*. Zu erstrer rechnet der Vf. seinen *Derm. pusillus* des Archivs; aber eben diesen Käfer zählte er ja schon im 4ten Theile dieses Werks zu seinem *Strongylus pusillus*, den wir in der Rec. für die *N. aenea* erklärt haben, wohin er unsers Bedünkens eher gehört, als zur *viridescens*. Etwas auffallend ist es, dass der Vf. des *Strong. pusil.* gar nicht erwähnt. Die *N. sordida* des Vf. scheint uns eine kleinere Abart der *varia*, die wahre *sordida* ist sehr deutlich von der *varia* unterschieden.

Die 42 G. *Coccinella* nimmt einen grosen Theil dieses Hefts ein, und enthält 128 Arten. Ein vorzügliches Verdienst des Herausgebers ist es, dass er Schneiders und unsere in den Recensionen öfters geäusserte Bemerkungen benutzt, und die bekannten Spielarten jeder Art zusammengestellt hat; wodurch dieser Band einen wesentlichen Vorzug vor ähnlichen Werken erhalten hat. Mit der Familieneintheilung

des Vfs. sind wir nicht sehr zufrieden, auch nicht mit den Gründen, die er Schneiders Abtheilung entgegensetzt, und die er dadurch, dass er die ausländischen und minder bekannten Coccinellen absonderte, zum Theil selbst entkräftet. Rec. hätte ihr noch wichtigere entgegenzustellen. H. nimmt folgende Familien an: auf rother oder gelblicher Grundfarbe der Flügeldecken sind die Punkte und Flecke bey der 1ten Fam. schwarz, bey der 2ten weiss oder gelblich. Bey der 3ten ist die Grundfarbe schwarz. — Hierdurch werden die verwandtesten Arten getrennt; mehrere Varietäten Einer Art gehören zu allen dreyen Familien z. B. *bipunctata*, 10. *punctata*, *variabilis F.* u. s. f. Die erste Horde ausländischer und ihm unbekannter Cocc. zerfällt in eben diese Abtheilungen. Des Vfs. *C. glacialis* ist sicher die *abbreviata F.*; ob aber Fabric. *glacialis* eine Abart davon ist, kann Rec. nicht entscheiden. Herbst's Vermuthung, dass die vom Fabric. beschriebne rc. *maculata* nur Abart der seinigen seyn könne, bestätigt Fabric. selbst schon im System. Ent. 105. 60. und in der Ent. syst. p. 277. Die Beschreibung, die Fabr. von der *transversalis* giebt, passt sehr gut; uns scheint auch seine *tricincta* Ent. syst. n. 25. hierher zu gehören. Wir sind überzeugt, dass die hier abgebildete *C. bifasciata* nicht die Fabr. sey, denn diese hat die Grösse der *ocellata*, und hat eine ganz andre Zeichnung. Herbsts Abbildung ist sicher eine Copie von Thunbergs *C. flexuosa* N. sp. 1. 17. t. 1. f. 29.; da nun diese zu *C. 6. maculata* gehört, die H. n. 6. schon beschrieben hat; so muss n. 14. wegfallen. Die *C. Capensis Thunb.* citirt Fabr. bey *chrysomelina*. — *C. repanda Thunb.* sieht *C. tricincta* sehr ähnlich. *C. rivosa Th.* wird von mehrern für die n. 68. vorkommende *C. lunata F.* erklärt. *C. 20. pustulata Th.* ist die n. 74. beschriebne *canina F.* — *C. variabilis F.* ist sicher nicht Abart der *bipunctata*. Das Schrankische Citat bey 11. *punctata* hat H. H. ja schon selbst ganz richtig zu der Abart der *C. 6. punctata* gerechnet. Geoffroy's Käfer ist die *C. Argus Scriba.* die Fabr. unter dem Namen 11. *maculata* beschreibt, und die der Vf n. 94. aufgeführt hat, wo also Schneiders Citat und Beschreibung wegfallen muss. — *C. hieroglyphica.* Es ist uns nicht wohl begreiflich, wie H. H. nur einen Augenblick wähnen konnte, der hier von ihm unstreitig nach Sulzer t. 3. f. 4. copirte Käfer könne der Linn. Fabr. Degeerische seyn!

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Braunschweig*, b. Schröder: *Vertheidigung des Beweises vom Daseyn Gottes aus der Unmöglichkeit einer ewigen Welt.* Vormals dem Hn. Vicepräsidenten Jerusalem gewidmet, jetzo nebst einem Briefe desselben über diesen Gegenstand, herausgegeben von *Chr. Levin Heinr. Dedekind* Past. und Superint. zu Seesen, auch Probst des Klosters Frankenberg 1791. 51 S. 8. (3 gr.) Nach einigen Bemerkungen über die vermeyntliche Demonstration des *Cochius* von der Möglichkeit einer anfangslosen Succession, wodurch die Schwäche desselben ins Licht gesetzt wird, schreitet der Vf. zu dem Beweise der Unmöglichkeit einer ewigen Welt oder einer Succession endlicher Dinge ohne Anfang. Dieser Beweis wird nicht aus metaphysischen sondern aus empirischen Gründen geführt. Der Vf. meynt, wenn es nur vom Menschengeschlecht bewiesen sey, dass es einen Anfang müsse gehabt haben, so sey es damit auch von der ganzen sichtbaren Welt erwiesen; denn man könne doch den minder edlen Theilen keine grösere Vollkommenheit zueignen, als den Vollkommenern. Die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts sey *ordentlicher Weise* mit einer Vermehrung verknüpft, welches unter andern auch mit den Fortschritten der Bevölkerung im preussischen Staaten dargethan wird; man müsse sich daher die Abstammung des menschlichen Geschlechts als eine Reihe Linien vorstellen, welche nicht in gerader Richtung parallel fort, sondern immer näher zusammenlaufen; Und so nothwendig es sey, dass sich eine Pyramide in einem Punkt endige, eben so nothwendig müsse das menschliche Geschlecht einen Anfang haben. — Diess ist wohl gar eine geometrische Demonstration! — Hierauf werden einige Einwürfe beantwortet; unter andern dieser, das menschliche Geschlecht könne mehrere ja wohl unendlich viele solche Revolutionen als die Noachitische war, erlitten haben. Endlich wird jener Beweis noch durch eine politische Berechnung bestätiget, aus welcher folgen soll, dass man nicht Ursache habe, an der Richtigkeit der Mosaischen Zeitrechnung zu zweifeln. Denn wenn man annehme, dass die Menschenzahl sich in 100 Jahren verdoppele, so komme eine grösere Volkszahl heraus als gegenwärtig die Erde bewohne. — Es verlohnt sich nicht der Mühe diesen Beweis einer Kritik zu unterwerfen. Die Stelle desselben mögen zwey Urtheile des Vf. vertreten. Unter andern wichtigen Folgerungen, welche der Vf. aus seinem Beweis ableitet, findet sich auch S. 49. diese. *Sind wir vermöge der mit der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts ordentlicher Weise verknüpften Vermehrung, genöthiget, uns den Anfang des menschlichen Geschlechts sehr gering vorzustellen; so kann das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung der einzigen Substanz des Spinoza, schon aus diesem Grunde, unmöglich wie unendliches, ewiges und nothwendiges seyn.* — In der Vorrede S. 8. sagt der Vf., er habe es für unnöthig gehalten, Veränderungen mit dieser Schrift vorzunehmen, obgleich die Kantische Philosophie seitdem zu Freunden gewonnen habe. *Dieselbe*, fährt er fort, *bestreitet aber eigentlich nur die Metaphysik, in so fern sie auf transscendentalen Principien beruhet. Allein hier ist von der unläugbar existirenden Welt eigentlich die Rede.* — Diese Schrift ist dem Andenken *Jerusalems* gewidmet, und daher auch der Brief, womit er dem Vf. für dieses Angebinde danket, abgedruckt worden. Die Stellen derselben welche günstige Urtheile enthielten, hat Hr. D. zwar weggestrichen, aber doch so meisterlich, dass man den Inhalt derselben errathen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. Februar 1797.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Lübeck, b. Bohn u. Comp.: *Terpsichore*, von J. G. *Herder*. 1795. 8. Erster Theil. XXII u. 216 S. Zweyter Theil. XIV u. 217—485 S. Dritter Theil. 1796. XVIII u. 277 S.

Wenn je ein Geist dazu bestimmt schien, sehr abweichende Ansichten und Empfindungsarten, da wo jede derselben ihre eigenthümlichsten Aeusserungen niederlegt, in der Poesie, mit einander zu befreunden; so ist es der, welcher in dieser Sammlung die auserlesensten Lieder eines längst gestorbnen und auch aus dem Andenken der Welt abgeschiednen Dichters neu belebt hat. An ihm bewundern wir nicht allein die eben so rege als zarte, vielseitige, ja man möchte beynah sagen, allseitige Empfänglichkeit; den reinen, unbestechlichen und dennoch milden Sinn, der, durch innige Verwandschaft zu dem Edelstenu nd Schönsten hingezogeu, auch das Geringere nicht verschmäht, wofern es der Menschheit angehört; das innere Gleichgewicht, die ruhige Ueberlegenheit des Gemüths, wodurch es in den Stand gesetzt wird, eine Welt der verschiedenartigsten Eindrücke, jeden in seiner Eigenheit, ohne Streit und Verwirrung in sich zu bewahren; sondern auch die Biegsamkeit, mit der sich seine Einbildungskraft aller Formen bemächtigt, und, wie unverkennbar auch das Gepräge sebstständiger Bestimmtheit in allem dem ist, was er ursprünglich gedichtet hat, dennoch auch die Kunstgebilde andrer Meister, aus den verschiedensten Zeiten und Völkern in treffenden Kopieen darzustellen versteht. Jetzt erweckt er einen einheimischen Dichter aus dem Grabe einer ausgestorbenen Sprache, worinn er über ein Jahrhundert geschlummert hatte, und giebt ihm seine Muttersprache zurück. *Balde*, der vergessne Balde, fand nicht nur einen vortrefflichen Uebersetzer, was sich doch in unsern Zeiten kaum erwarten liess: ein Geist, der den seinigen durch Umfang und Höhe der Bildung entschieden verdunkelt, verbrüdert sich mit ihm und führt ihn verjüngt der Nachwelt entgegen.

Es giebt für die Prüfung der vorliegenden Gedichte einen doppelten Gesichtspunkt. Man kann entweder fragen: was sind sie, für sich selbst betrachtet? oder: wie verhalten sie sich zu ihren lateinischen Originalen? Da unsre Landsleute hier nicht mit einem Schriftsteller des Alterthums bekannt gemacht werden, dessen Werke, wenn sie auch keinen ausgezeichneten Werth hätten, doch das Gemälde desselben vollständiger machen helfen, so muss freylich durch jene erste Untersuchung am Ende die Wahl des Vf. gerechtfertigt werden. Aber um zu erfahren, was wir dem lateinischen Dichter, und was wir seinem deutschen Wortführer verdanken, dürfen wir uns nicht auf sie beschränken. Was die zweyte Frage betrifft, so leuchtet es von selbst ein, dass Treue und Genauigkeit der Uebertragung hier nicht der Maasstab der Würdigung seyn kann. Gedichte, von deren Daseyn bey weitem die meisten Leser erst durch die Verdeutschung unterrichtet wurden, um die in ihrer ursprünglichen Gestalt sich kaum einer oder der andre bekümmerte, gelten für neue. Alle mit ihnen vorgenommenen Umbildungen, wodurch sie gewannen, sind nicht nur erlaubt, sondern willkommen. Wer sie in einer gelehrten Absicht kennen lernen will, kann und muss sie in der Ursprache lesen.

Ehe wir bestimmte Vergleichungen anstellen, müssen wir einiges im allgemeinen über den Dichter *Jakob Balde* bemerken, was auf jene erst ihr volles Licht werfen kann. Herder hat sowohl in der Vorrede, als in dem schönen Ehrendenkmahl, das er ihm noch besonders gesetzt (Th. III. S. 1—82.), seinen Geist mit wenigen, aber treffenden, Zügen bezeichnet, und zugleich die nachtheiligen oder vortheilhaften Einflüsse der äusern Lage auf denselben in der Kürze sehr befriedigend erwogen. Diese letzten Rückfichten darf man nie aus den Augen verlieren, um über die Verdienste *des Menschen* einen billigen Ausspruch zu thun. Ueber seine Poesie hingegen liesse sich gar wohl ein davon unabhängiges Urtheil fällen; ja sie müssten sogar geflissentlich bey Seite gestellt werden, wenn es ein reines Kunsturtheil seyn sollte. Die Gesetze des Schönen gelten überall und zu allen Zeiten: nichts kann den, der sich als einen Eingeweihten in die Geheimnisse desselben, als einen Dichter ankündigt, von ihrer Befolgung lossprechen. Bey Balde erhalten uns noch überdies die Sprache, worinn er gedichtet, und die dem Alterthume abgeborgten Formen die höchsten Foderungen der Kunst gegenwärtig. Wenn wir erst darüber zu einer Entscheidung gelangt sind, in wie weit er ihnen Genüge geleistet oder nicht; so kann ein Blick auf den Stand, auf das Zeitalter, auf die ganze umgebende Welt des Dichters dazu dienen, seine Mängel und Verirrungen zu erklären und zu entschuldigen.

B. dichtete lateinisch. Einer fremden Sprache kann man sich allerdings, auch für den dichterischen Gebrauch, in dem Grade bemächtigen (und die Beyspiele davon sind nicht selten), dass die Vorstellungen und Empfindungen eben so innig mit ihren Zeichen verschwistert und damit eins geworden scheinen, als hät-

hätten sie sich schon beym Erwachen des Bewufstseyns, an der Quelle des Lebens, zu einander gesellt, und gemeinschaftlich zum Strome ausgebreitet. Beträchtlich anders verhält es sich, wenn die vom Dichter erwählte fremde Sprache zugleich eine todte ist. Zwar haben Sprachen, die sich bis zur Vollendung entfalteten, das Vorrecht in unsterblichen Denkmalen sich selbst zu überdauern. Allein das geistige Leben, das diese Wundergebilde bis in die zartesten Adern durchglüht, kann nur gefühlt, allenfalls nachgemacht werden, nie sich wahrhaft mittheilen. Eine Sprache, die nicht mehr im Munde eines ganzen Volks ist, kann sich nicht fortbilden: sie mufs bleiben wie sie ist, oder ausarten; und diese Unveränderlichkeit der, wenn auch noch so schönen, Züge hat da, wo wir finen entlehnten Reiz, ursprüngliche Bewegung erwarten, etwas erstorbnes. Eben dadurch, dafs jede lebende Sprache auf gewisse Weise unbegränzt und unerschöpflich ist, werden wahre Schöpfungen des Genius aus ihr und in ihr möglich; sobald sie, vollständig abgeschlossen, übersehen werden kann, mufs das eigentliche Geheimnifs des dichterischen Zaubers wegfallen. *B.* selbst sah wohl ein (Terp. Th. III. S. 47.), dafs dem neueren lateinischen Dichter nur die Wahl bleibt, ob er in seinem Ausdrucke der treue Wiederhall eines römischen Vorbildes, oder auf die Gefahr hin, unlateinisch zu reden, neu und eigenthümlich seyn will. Ihm war es nicht darum zu thun, goldne Redensarten der Alten, fertig und glücklich spielend, von neuem zusammen zu würfeln (was er freylich wohl auch zuweilen als Uebung treiben mochte), sondern die ganze Kraft eines von seinem Gegenstande erfüllten Gemüths ungeschwächt in Liedern zu ergiefsen. Er konnte sich daher auch nicht an jener reinen, zierlichen Beschränktheit andrer Neueren begnügen lassen, und nöthigte ohne Bedenken alles, was ihm seine gründliche Gelehrsamkeit, sein umfassendes Gedächtnifs von lateinischen Ausdrücken darbot, wofern er es für seinen jedesmaligen Zweck irgend tauglich fand, sich in Horazische Weisen und Wendungen zu fügen. Wenn Schönheit der Sprache auf einem Gewebe der feinsten Beziehungen beruht, wovon sehr viele nur den Mitlebenden fühlbar sind; so wird unstreitig manches in *B's.* Gedichten auch den geübtesten Sprachkundigen unsrer Tage nicht im Genusse stören, was ein Metius Tarpa, sollte er wieder auferstehen, strenge verdammen würde. Allein da wir den neuern Dichter gleichsam nicht unmittelbar, sondern durch Dazwischenkunft der alten vernehmen; so haben wir auch an diesen einen Maafsstab des Urtheils, und müssen nothwendig Haltung und Harmonie vermissen, wenn wir Bruchstücke aus dem Latein des Plautus oder Catullus mit dem des Statius, Martialis u. s. w. verflochten finden. Wie dem auch sey, es war ein Glück für *B.*, dafs ihm dieser Ausweg ins Alterthum offen stand. Hätte er nie anders als in seiner Muttersprache geschrieben; so wäre sein ächter Dichtergeist wahrscheinlich nie erkannt worden, ja er hätte vielleicht in ihm selbst immer geschlummert. Dafs seine deutschen Verse so unfein und niedrig sind (Terps. III. S. 27—30.) läfst sich wohl nicht ganz aus dem damaligen Zustande unsrer Sprache im Allgemeinen, aber mehr aus seiner besondern Lage, entschuldigen. Mit kräftiger Hand hatte Luther schon früher die Umrisse der deutschen Prosa angegeben; Opiz, Flemming und andre protestantische Dichter, die eine ganz neue Bahn für die vaterländische Poesie eröffneten, lebten wie *B.* zur Zeit des dreyfsigjährigen Kriegs. Doch für den katholischen Geistlichen war dies alles vermuthlich so gut als nicht vorhanden. Aus dem Elfafs gebürtig, hatte er gewifs eine fehlerhafte und rauhe Mundart des Deutschen an sich, die er in Bayern eben nicht wird verfeinert haben. Auch glaubte er sich nach der Gemüthsart des Volks im südlichen Deutschland, die überhaupt fröhlicher ist, und handgreifliche Schwänke foderte, bequemen zu müssen. (Terps. III, 28.). Man hat ja den Fall öfter gehabt, dafs Männer, die von einer geschmacklosen Welt umgeben waren, den Sinn für würdigen Ernst und für Anmuth des Ausdrucks erst mit den alten Sprachen, wo diese Vorzüge einheimisch sind, einzuathmen schienen, und ihn nur in denselben wieder aushauchen konnten.

Ein tiefes, regsames, oft schwärmerisch ungestümes Gefühl; eine Einbildungskraft, woraus starke und wunderbare Bilder sich zahllos hervordrängen; ein erfinderischer, immer an entfernten Vergleichungen, an überraschenden Einkleidungen geschäftiger Witz; ein scharfer Verstand, der da, wo er nicht durch Partheylichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menschlichen Verhältnisse durchschauend ergreift; grofse sittliche Schnellkraft und Selbstständigkeit; kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigne Wege wählt, und auch die ungebahntesten nicht scheut: alle diese Eigenschaften erscheinen in *B's.* Werken allzu hervorstechend, als dafs man ihn nicht für einen gebornen, und zwar einen ungewöhnlich reich begabten, Dichter erkennen müsste. Auf der andern Seite erheben sich nur wenige seiner Lieder zu einer fleckenlosen Vollendung; manche werden durch die seltsamsten Ausschweifungen entstellt. Oft wird sein Ausdruck durch das Bestreben nach Kraft und Neuheit hart, gesucht und verworren; die Darstellung ist nicht selten überspannt und mit völliger Aufopferung der Natur und Wahrheit ins ungeheure getrieben; sein Reichthum ermüdet, wenn er zuweilen gar kein Ziel zu finden und nichts zu verschweigen weifs. Von Schonung und dichterischer Enthaltsamkeit scheint er gar keinen Begriff gehabt zu haben: er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bey ekelhaften oder empörenden Schilderungen. Dennoch kann man ihm Gefühl für das Schöne nicht ganz absprechen, das er in einzelnen Stellen bis auf einen sehr hohen Grad erreicht. Eher gebrach es ihm wohl an eigentlichen Kunstsinn: wenigstens lassen viele seiner Lieder im Ganzen ihres Baues Rundung, harmonisches Ebenmaafs und zart gehaltne Einheit des Tons vermissen. Eine witzelnde Spielerey unterbricht dann und wann den Erguss der Empfindungen, ohne dafs man doch zweifeln kann, es sey ihm der heiligste Ernst damit gewesen.

Die

Die Gränze des Schicklichen überspringt er oft bis ins Abgeschmackte hinein. Mit einem Worte, es giebt wenige Dichter, von denen sich zugleich so viel gutes und schlimmes sagen liefse, und wo Fehler und Vorzüge so in die Augen fallend neben einander ständen.

Denjenigen unter unsern Lesern, welche ihn nur aus der Terpsichore kennen, wird obiger Tadel unfehlbar zu hart dünken, eben weil sowohl durch die Wahl der Stücke als durch die Art der Uebertragung das meiste, worauf er sich bezieht, gänzlich weggeräumt oder doch sehr gemildert ist. Rec. hält es deswegen für seine Pflicht, besonders da der lateinische B. nicht in Aller Händen ist, sein Urtheil durch einige Beyspiele zu bestätigen.

Wenn einmal Pompejus und Cäsar wegen des bürgerlichen Krieges, den sie verursacht, „die beiden Stücke der zerrissnen Welt" (Lyr. IV, od. 28. *hi laceri duo frusta mundi*) genannt werden, so könnte man dieses riesenhafte Wort durch das Ansehen des Propertius vertheidigen wollen; er sagt bey einer ähnlichen Gelegenheit: *huc mundi coiere manus.* Aber der übermüthige König (Lyr. IV, od. 9.), der, nicht zufrieden wie Xerxes das Meer zu geifseln, „die Backen des Aeolus mit Streichen, die Natur selbst mit Stockschlägen bedroht" (*Aeoli buccis colaphum minatur, Et, nisi fustem*), wetteifert mit jenem Furius, welcher die Alpen mit weislichem Schnee bespie. Doch hat sich dieses Bild in das Deutsche mit eingeschlichen, wie auch, was noch mehr zu beklagen ist, die Nymphe Europa, die auf dem Kopfe geht, „Füsse gen Himmel gekehrt" (Terps. III, S. 255.) und die damalige Verwirrung der europäischen Angelegenheiten andeuten soll. Ekelhafte Beschreibungen sind vorzüglich in den Verwünschungen des Katarrhs und den scherzhaften Gedichten gegen die Fetten zu Hause. Nach der folgenden wird man weiter keine verlangen: Sylv. IX, od. 26.:

*Quid tandem fiet? quoties vestula resumta est,*
*Tempestas caput egit aquosa:*
*Perque cavas fauces se praecipitavit, et alto*
*Obstruxit praecordia limo.*
*Unde putrem lunam, et squalentia vellera tabe*
*Eiectat circumsona tussis.*

Leider verräth sich B's. Vorliebe für solche Gegenstände dadurch, dafs er sie auch da anbringt, wo sie gar nicht unentbehrlich waren. Er ermahnt z. B. den aus Frankreich zurückkehrenden Deutschen, die erlernte fremde Sprache nicht in seiner Heimath beyzubehalten: Sylv. III, od. 6.:

*Heu! redux matrem, cave, ne salutes*
*Ore Gallorum; Sequanam sub ipsas*
*Evome portas.*
*Pappa linguarum, putrimque vocum,*
*Unico ructu stomachi levanda.*

Ein andres Mal will er das häfsliche Ungeheuer *Mein und Dein* vernichten (Sylv. IX, od. 20.). In einer sehr lebendigen Dichtung stellt er ein Opfer damit an, und sobald die Flamme es verzehrt hat, kehrt das goldne Zeitalter auf die Erde zurück. Eine so frohe Begebenheit soll nun durch ein andres blofs aus Düften bestehendes Opfer gefeyert werden:

*Parte alia, tota ponatur Majus in ara,*
*Violis, et omni copia florum rubens:*
*Alcinoique nemus, Paestique, et Hymettus et Hybla;*
*Aurique viridis dives hortus Africae.*
*Quidquid Niliaci fudat de vulnere trunci,*
*Syrusque summis nitor in spicis legit*
*Quidquid odorifero victurus funere Phoenix,*
*Quoties sepulcrum mutat in cunas suum:*
*Quidquid blanditur crocis Panchaia silvis.*

Bis hieher läfst man sich den gelehrten aromatischen Ueberfluss, der dichterisch geschmückten Sprache zu lieb, worinn er dargereicht wird, gefallen. Die Zeilen vom Phönix sind, wenn auch allzukünstlich, doch sinnreich. Aber nun genügt es dem Dichter noch nicht an diesen aus Osten und Westen zusammengetragnen Wohlgerüchen:

*Et quidquid usquam nasus invenit boni,*
*Nasus Arabs, nasusque Cilix, nasusque Sabaeus:*
*Collata nostro foeteant incendio.*

Wenn er (Lyr. III, od. 18.) der Jungfrau Maria ihre Verbindlichkeiten gegen die Eva vorhält, weil sie ohne den Sündenfall derselben nicht Mutter des Heilands hätte werden können, so entzog sich ihm vielleicht das Widersinnige, was darin liegt, unter dem Schleyer der Heiligkeit. Hingegen möchte eben nach solchen Religionsbegriffen die Tändeley in einer andern Ode (Lyr. III, od. 38.) bis zur Entweihung getrieben zu seyn scheinen. Das Ganze dreht sich um den Umstand, dafs der Name *Maria* als Tribrachys sich in kein lyrisches Sylbenmaafs bringen läfst. Er vergleicht ihn daher in zwey wirklich sehr schönen Strophen mit der Daphne, sich mit dem vergebens verfolgenden Apollo. „Rufe ich auch: Mari(a) alta!" fährt er fort, „so steckt Tethys den Kopf heraus, und „meynt es sey von den *Meeren* (maria) die Rede. Andre heilige Jungfrauen, Walpurgis, Agnes, Theresa, Ursula u. s. w. wünschen von mir besungen zu werden, und versprechen mir noch obendrein Belohnungen.

*Una cantenas gerit inter intractabile nomen.*
*Forte vult regi. Quid agis, poëta?*
*Saepe, quod nunquam pudor assecutus,*
*Cepit audendo violens amator,*
*Ruris alumnus.*

Er führt den verwegnen Entschluss aus, und begrüfst sie, den Regeln der Sylbenzeit zum Trotz, in der Adonischen Schlufszeile der Ode: Virgo Maria.

So weit B. entfernt ist, sich auf die Sprache des Horatius zu beschränken, so gebraucht er doch mehrmals die eignen Worte desselben auf eine Art, die man nicht wohl anders als Parodie nennen kann. Im Gegensatze mit der *Mater saeva Cupidinum* wird die heil. Jungfrau *decentium Mater blanda Cupidinum*. Ein andres Lied an sie hebt nach *Horat. C. II, od. 4.* an: *Ne tibi servi fit amor pudori.* Wiederum Lyr. IV, 4.:

*Intermissa diu redi,*
*Virgo, Davidicis edita regibus.*

Wollte der Dichter im Ernst, dass wir unsre Gedanken auf die heil. Jungfrau richten sollten, indem er uns zu gleicher Zeit an die Angriffe der Venus auf den römischen Lyriker und an die Abkunft des Mäcenas erinnert? Und wie ganz musste der Sinn für das Schickliche bey ihm schlafen, als er über die Madonna mit dem Kinde ausrief:

*O nate in usum laetitiae puer!*
*O matre pulcra parvule pulcrior!*

Ihm mochte dies für einen frommen Raub an jenen unheiligen Gegenständen gelten; aber da er nur auf Leser rechnen durfte, die mit dem Horatius vertraut sind; so hätte er sich hüten sollen, ihre Stimmung durch die Anregung so verschiedenartiger Eindrücke, besonders beym Anfange eines Liedes, gänzlich zu verfälschen. Eine Muse, die, obgleich mit einer römischen Stola bekleidet, nicht selten ihre barbarische Herkunft verräth, hatte noch andre Gründe, die Vergleichung mit dem urbansten aller Dichter auf jede Art zu meiden. B. scheute sie eben nicht: er wollte nicht nur seine Freyheit und Eigenthümlichkeit neben dem Römer behaupten (Sylv. V, od. 4), sondern er strebte ihn auch zu übertreffen; gewiss nicht auf dem richtigen Wege, wenn er, wie wir nach seinen Aeusserungen glauben müssen (Terpf. Th. III, S. 45. 46.), die weise Mässigung, die vollendete, einfache Anmuth seines Vorbildes als Schwäche oder Armuth misdeutete. Offenbar ist es, dass Horatius äusserlich weit mehr begünstigt war, und seinem spätern Nebenbuhler also durch manches überlegen seyn konnte, was nicht zu ihm selbst gehörte (Terpf. Th. III. S. 49. 52.). Wenn in ihm, wie Herder so schön sagt, „die Grazie des Lebens wohnt," wie konnte B. unter den trübesten Aussichten in einer gräuelvollen Zeit andre als fürchtbare Grazien haben? Der Römer knüpfte seine Dichtkunst an den feinsten Lebensgenuss an; der Deutsche rettete sich aus der einengenden Wirklichkeit in das Gebiet der Poesie hinüber. Wenn jener bey seiner wandelbaren Philosophie immer liebenswürdig ist; so hat dagegen die strenge, auf Entsagung und Abhärtung gegründete Lebensweisheit des letzten oft einen grossen Charakter. Dies führt uns auf die allgemeinere Betrachtung, dass er über das meiste, was wir oben gerügt, mehr beklagt als getadelt zu werden verdient. Allein wo tritt wohl der Fall ein, dass der freye Mensch mit der Natur und dem Schicksale ganz reine Abrechnung halten könnte? Vielleicht waren hier alle persönlichen Anlagen zu einem einzig grossen Dichter vorhanden: nur eine dichterische Welt und eine dichterische Muttersprache fehlte. Die Summe der für seine Bildung ungünstigen Umstände, ob sie sich gleich in die wenigen Worte zusammenfassen lässt: er war ein deutscher Jesuit und lebte zur Zeit des dreyssigjährigen Krieges in Bayern, war so gross, dass man über das, was dennoch aus ihm geworden, billig erstaunen muss. Und wer würde untheilnehmend vorübergehn, wenn er auf dem Grabmale des edeln Mannes, den so viele Fesseln und Entbehrungen niederdrückten, die traurige Geschichte seines Lebens, von ihm selbst geschildert läse?

*Tristibus imperiis spatio retinemur in arcto,*
*Et curtum male perdimus aevum.*

Der Zweck alles bisherigen war, zu zeigen, was und wie viel ein Dichter wie B. dabey gewinnen konnte, dass er mit geläutertem Geschmack und einer umfassendern Ansicht der Dinge in unser Zeitalter verpflanzt, dass seine Lieder aus einer freyer athmenden Brust von neuem gesungen wurden. Jetzt müssen wir untersuchen, mit welchem Glücke dies geschehen ist. Die Art, wie sich der würdige Vf. über seine Arbeit äussert, zeugt von tiefer Einsicht in das, worauf es hier wesentlich ankam. Terpf. Th. III. S. 203. „Ich folgte dem Geist seiner Muse, nicht je„dem seiner Worte und Bilder. Bey seinen lyrischen „Stücken behielt ich den eigenthümlichen Ton jedes „derselben im Ohr, den Sinn und Umriss desselben „im Auge. Schönheiten habe ich ihm nicht gelie„hen, wohl aber Flecken hinweggethan, weil ich „seinen grossen Genius zu sehr ehrte, als dass ich „mit kleinfügigen Stolz ihn in diesen zur Schau stel„len sollte. Wo dem Umriss seines Gedichts etwas „zu fehlen schien, zog ich mit leiser Hand, wie bey „einer alten Zeichnung, die Linien zusammen, da„mit ich ihn *meiner Zeit* darstellte." In Einem Stücke müssen wir dieser allzu genässigten Andeutung der Bemühungen des Uebersetzers widersprechen. Man darf behaupten, dass Vereinfachung, Abkürzung und Milderung hier nach der Natur der Sache schon an sich oft wahre Verschönerung seyn muss; aber uns sind auch viele Züge in der Terpsichore werth, wovon sich in den Originalen keine Spur findet.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 17. Februar 1797.*


## SCHÖNE KÜNSTE.

Lübeck, b. Bohn u. Comp.: *Terpsichore*, von J. G. *Herder* etc.

*(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Wir gehen zu einzelnen Beyspielen fort. Die Ode Lyr. III, 14, *Argonautae*, heifst im Deutschen (Th. I. S. 133.) *die Schiffenden*, und lautet so:

Dafs die Kühnen des Meeres heil'ge Rechte,
Dafs den hohen Trident sie frech beleidigt,
Klag' ich. War es ein Fell, das goldne Fell werth,
Dafs ihr, o Schiffer
Argonauten, die Blitze Zeus und alle
Aeols Winde, den Grimm Neptuns verschmähtet?
Hat die Erde nicht Grüfte genug? Bedarf es
Urnen des Abgrunds?
Sieh die Schuldigen, die der Klotho Faden
Murrend lästern, er sey zu zart, zu brüchig:
Und vom brüchigen Faden spannen Segel
Sie an den Mastbaum,
Rudern selbst mit der Parze heilgen (heil'ger) Spindel —
O ihr Götter des Meers, warum ersäuftet
Ihr die Sträflichen nicht, die nur der Habsucht
Länder vereinen?

Der lateinische Anfang: *Jus sacri laesum refero Tridentis* ist kürzer und gehaltner; der deutsche reifst leidenschaftlicher den Hörer mit sich fort. Es ist in der Art des erregten Unwillens, dafs er, um den Frevel zu bezeichnen, den er rügt, starke Ausdrücke häuft, deren Aehnlichkeit dann keinesweges eine leere Wiederholung ist. Auch dafs die Thäter sogleich genannt werden, obgleich auf eine unbestimmte Weise, nach der Eigenschaft, welche sie durch ihre That offenbaret, „die Kühnen," belebt die Sache mehr als die dort gebrauchte leidende Form. „Klag' ich," statt des ruhigern *refero* ist den übrigen Veränderungen angemessen, und der Doppelsinn (hier nicht verwerflich, weil er keine Undeutlichkeit verursacht) dafs es entweder für *beklagen* oder *anklagen* stehen kann, vereinigt in dem Worte die Kraft beider Bedeutungen. Auch das ist weit lyrischer, dafs der deutsche Dichter uns nicht erst über den Zug der Argonauten historisch belehrt: *Per truces fluctus, et opaca ponti, Thessalam Graji docuere nautae Currere pinum;* sondern von Herabwürdigung der Triebfeder ihres Unternehmens ausgeht, und diese in eine Frage verwandelt. Die Verächtlichkeit des goldenen Vliefses wufste B. nicht anders als durch eine widrige Uebertreibung auszudrücken: *Huc ovis flavae scabies uneros impulit.* Wie viel feiner ist es im Deutschen blofs dadurch geschehen, dafs *Fell* statt *Vliefs* gesetzt, und der Umstand, dafs es von Gold war, als etwas unbedeutendes und anfangs vergefsnes erst nachgeholt wird. Der Vorleser mufs sich ja davor hüten, das Beywort „goldne" durch Erhebung der Stimme auszuzeichnen, sondern so leicht wie möglich darüber hineilen. Das Einerleysagende in den Worten: „*o Schiffer Argonauten,*" wird Leser, welche die alten Sprachen nicht kennen, weniger beleidigen; es hätte durch ein Comma am Ende der ersten Strophe gemildert, oder noch besser ganz vermieden werden können. B. fährt fort: *tanti fuerat, timere Fulmen et spumas, et equos, et aerei Flammea tauri!* Die zuletzt erwähnten Abentheuer, welche die Argonauten in Kolchis zu bestehen hatten, sind der Absicht des Liedes fremd; mit Recht ist daher dieser zerstreuende Schmuck nicht in der Nachbildung aufgenommen. Dagegen haben die im Lateinischen nur flüchtig berührten Gefahren des Meeres eben so schicklich eine vollere Ausführung erhalten, und dadurch, dafs bey jeder zerstörenden Wirkung die Gottheit genannt wird, welcher der Volksglaube sie zuschrieb, ist obige Ankündigung der Sache als einer heiligen Angelegenheit durchgeführt, und auf das Ziel des Ganzen, die Schiffahrt als einen die Naturgesetze verletzenden Frevel darzustellen, hingearbeitet worden. B's dritte Strophe:

*Ergo telluri locus et sepulcra, et*
*Asseres desunt, quibus inferantur*
*Ossa! de fundo pelagi petendae*
*Funeris urnae!*

ist in zwey Zeilen zusammengezogen; aber die Hälfte ist hier unstreitig mehr als das Ganze. Die *asseres* erinnern neben den Urnen an die heutige Weise in Särgen zu begraben, und *quibus inferantur ossa* ist nach *sepulcra* ein schwächender Zusatz. Im Deutschen haben die kürzen, rasch auf einander folgenden, Fragen einen gröfseren Nachdruck, und die *Urnen des Abgrunds* sind weit dichterischer, als „Begräbnifsurnen, die vom Grunde des Meeres heraufgeholt werden." In den folgenden Zeilen: *En vecos. parcam Lachesin querüntur Pensa de vili glomerare lana,* ist der verstärkte Ausdruck *Murrend lästern* statt *querüntur* die bedeutendste Veränderung, die mit dem gleich anfangs lebhafter bezeugten Unwillen vollkommen übereinstimmt. Eine äufserst kühne und sinnreiche Wendung ist es, wenn hierauf der Gedanke: die Men-

schen setzen beym Seewesen ihr Leben auf das gewagteste Spiel, so eingekleidet wird: sie gebrauchen das, woran dasselbe hängt, die Werkzeuge der Parzen, zum Schiffgeräthe,

*Nec coelum totam dubitant trementi addnectere malo.*
*Unus in remi quoque forsan usum*
*Fregit, ut stanteis agitaret undas;*
*Alter intextae data velâ vitae in*
*Carbasa vertit.*

Die beiden ersten Zeilen sind zum Vortheile der Uebersetzung ganz weggeblieben; denn soll das Bild Zusammenhang haben, so müssen die Werkzeuge der Parzen als tauglich zur Einrichtung eines Schiffes vorgestellt werden, und man sieht nicht ein, wozu der an den Mast geknüpfte Spinnrocken dienen soll. Ueberhaupt durfte der Dichter hiebey nicht zu lange verweilen, damit nicht die Wahrheit der sinnbildlichen Beziehung durch das bemerkte sinnliche Missverhältniss verdunkelt würde: die abgekürzte Nachbildung ist also auch hier für Gewinn zu halten. In der letzten Strophe:

*DI maris! cur non prius obruistis*
*Quam reversura Minyae carina*
*Magna dissecti traherent in unum*
*Foedera mundi?*

kehrt der deutsche Dichter schicklicher nicht wieder zu den Argonauten zurück, von denen er zu der allgemeinen Betrachtung Anlass genommen hat, und durch den kleinen Zusatz: *der Habsucht*, ist dem Einwurfe vorgebeugt, die Verbindung der Erdtheile sey ja etwas wohlthätiges, und die sittliche Richtung des Gedichtes erst recht bestimmt.

Wir haben diese Ode nur deswegen gewählt, weil sie kurz ist, und eine solche durchgängige Zergliederung einer der längeren uns zu weit geführt hätte. Uebrigens finden wir fast überall, wo wir aufschlagen, Bestätigungen des Urtheils, das aus der eben angestellten Vergleichung hervorgehen muss. *Das Schachspiel*, (Th. I. S. 6.) eins von *B's* angenehmsten Stücken, eilt hier noch rascher und leichter zu seiner Entwicklung fort, und die kürzeren Anwendungen auf das menschliche Leben sind bey dem ernsten Sinn, den sie wirklich einschliessen, durch eine leise Einmischung von Scherz und Laune noch mehr gewürzt. Es wird mit dem Spiele in der That sehr artig gespielt. Im *Thomas Morus*, (Th. I. S. 15.) den *B.* als einen zweyten Regulus besang, finden sich die Worte, welche dem zum Tode gehenden in den Mund gelegt werden, und die heiterste Gemüthsruhe darstellen, nicht im Original. In der ersten Strophe der Ode *Kronen* (Th. I. S. 21.) ist an die Stelle eines übertriebnen Bildes ein weit gemässigteres und edleres getreten. In der Ode Th. I. S. 25. ist es ein rührend verschönernder Zug, dass der Blinde seine glückliche Blindheit besingt, da er bey *B.* nur mit sich selbst davon spricht. Dies schöne Lied hat überhaupt noch sehr gewonnen: eine lieblichere Schwärmerey schwebt gleich einem zarten Hauche über dem Ganzen. Auch in den beiden Stücken *an die Bildsäule eines schönen Knaben* und *auf einen Garten, die Sternenau genannt*, (Th. I. S. 45—50.) sind die fast zu glänzenden Farben des Originals sanfter verschmelzt. In der eben so dichterischen als malerisch dargestellten Erscheinung *Malerey und Dichtkunst* (Th. I. S. 76.) ist die ausdrückliche Beziehung auf König Belsazers Gesicht, welche nicht in diesen Bilderkreis gehörte, weggelassen, und statt der aus der Wand hervorgehenden Hand nur der goldne Griffel, den sie führt, geblieben; dagegen spielt der Schluss des Liedes sinnreich auf das bekannte Wort Correggio's an. Auch der darinn liegende Sinn, dessen sich *B.* wohl nicht deutlich bewusst war, dass die Dichtung durch ein ganz andres Mittel als die Malerey, nämlich durch fortschreitende Bewegung ihre Gestalten zur Anschauung bringen soll, ist zu grösserer Klarheit erhoben. *Die Römerbilder* (Th. I. S. 104.) gehören unter die begeisterten Ausflüge, wobey sich der Dichter ohne Vorsatz dem Feuer seines Geistes hingab; (*Enthusiasmus, quem auctor passus est* etc., lautet die Ueberschrift) in des Kurfürsten Maximilian Sammlung römischer Antiken beleben sich ihm die merkwürdigen Gestalten, und ihre Thaten gehen vor seinem bewundernden oder unwilligen Sinne vorüber. Sieben Strophen voll sittlicher Anwendungen auf ihn selbst, welche im Lateinischen die Ode schliessen, sind hier zu drittehalb Strophen eingeschmolzen:

Wo bin ich? von Apollo's Höhen
Kehr' ich zu euch in die Ebne wieder,

Ihr Freunde. Viel ists, ewig gekannt zu seyn
Im Marmorbilde; schöner und gröfser ists,
Verehrt zu seyn in stillen Thaten,
Ewig geliebt in der Menschen Herzen.

Auch ohne Bildniss. Möge mein Antlitz einst
Zu Staub verwesen; Bilder, ich neid' euch nicht,
Ihr Kaiserlarven. Wer verborgen
Schlummert und ruht, o er ruhet glücklich.

Und doch ist alles Wesentliche gesagt, und in jenen drückt sich keine so wohlwollende Hoheit der Gesinnung aus, als hier in der vorletzten Strophe. Auch das ist sehr glücklich verändert, dass die Rückkehr von der trunkenen Begeisterung den Betrachtungen vorangeht, die nur ein mehr gesammeltes Gemüth anstellt, da sie dort erst in den beiden letzten Zeilen erfolgt. Die verwandelte Gestalt einer zweyten Daphne, einer Heiligen, die nach der freundlichen Legende vor dem Tempel der Mutter Gottes, der sie sich geweiht hatte, sterbend zur Linde aufwuchs, wird in folgenden Zeilen (Th. I. S. 189.) beseelt vorgestellt.

Thut sie nicht noch, was sie lebend gethan? Sie dienet der Göttin,
Und wacht vor ihrem Tempel hier,
Neiget das Haupt und bewegt die Arme mit süfsem Verlangen,

Und

Und grüfst mit ſanftem Säuſeln ſie.
Könnte dein Ohr vernehmen die zarten Worte der Blätter;
Du hörteſt ihr *Ave* noch.

Der ſchönſte Zug: „ſie bewegt die Arme mit ſüſsem Verlangen,“ iſt ſtatt des Windes, der bey B. „ihre Haare kämmt,“ hinzugekommen. Aber das, warum uns dieſe Schilderung im Deutſchen überhaupt weit lieblicher anſpricht, läſst ſich eher fühlen als zergliedern. Wie veredelt iſt das mehr als um die Hälfte verkürzte Lied *an einen jungen Helden*, (Th. II. S. 363.) beſonders durch die bedeutende Lehre am Schluſſe, ſtatt deren im Original ein niedrig komiſches Bild völlig zwecklos angehängt war! Viele Stücke, *die Todtenflöte*, (Th. I. S. 205.), *das flüchtige Wort* (Th. II. S. 342), u. ſ. w. haben ſich durch Milderungen den Geſetzen der Wahrheit und Schönheit nachgiebiger gefügt. In andern, z. B. *der Waldraſt*, (Th. III. S. 197.) iſt durch Entladung von überflüſſigem Schmucke mehr Raum für den einfachen Ausdruck des Gefühls gewonnen; noch aus andern ſcheint gleichſam nur der reine Geiſt gezogen zu ſeyn, z. B. *die Tadelloſe*. (Th. III. S. 188.) Selbſt bey ſolchen Liedern, deren Uebertragung eine Art von Wageſtück war, hat ſich der deutſche Dichter mit groſser Geſchicklichkeit zu helfen gewuſst. Man vergleiche z. B. *die Langſam-Sterbende* mit dem Originale, wo der dithyrambiſche Brautgeſang der heil. Genovefa an den Tod ſowohl das Gemüth als die Sinne durch eine furchtbare Miſsfälligkeit zerreiſst. Die Sprache des wärmſten Verlangens iſt von der Liebe entlehnt; dazwiſchen erſcheinen die ſchauderhafteſten Larven des Todes: was iſt ewig entgegengeſetzter, als ein glühender Wonnetaumel in den kalten Armen der Verweſung? Im Deutſchen iſt alles Sinnlich-Widerwärtige entfernt, der Ton gemäſsigter, und die Beleuchtung des ganzen, wenn man ſo ſagen darf, verſchwimmt mehr in eine ſanfte Dämmerung; die auch in der Wirklichkeit wohl ein Sterbebett mit ſüſsen Empfindungen und Ahndungen umgeben mag.

Ob ſich gleich die angeführten Beyſpiele noch mit einer Menge andrer häufen lieſsen; ſo wollen wir doch nicht behaupten, daſs B. überall und in jedem Theile der übertragnen Gedichte gewonnen habe. Aus der Beſchaffenheit der beiden Sprachen ergiebt es ſich ſchon, daſs manche kunſtvolle Schönheiten der Verknüpfung, der Wortſtellung und des Versbaues auch bey einer ſorgfältigen Behandlung verloren gehen muſsten. Allein gerade dieſe ſind am wenigſten das Eigenthum eines Dichters, der als ein ſpäter Fremdling auf den angebauten Gefilden einer Sprache, wie die römiſche, Blumen ſammelte. Wenn z. B. der Ausruf über die Eitelkeiten des Lebens, womit das Lied am Grabe eines Mächtigen (Lyr. II, od. 8. Th. I. S. 142.) ſchlieſst:

*Somnia, ſomnia*
*Emiſſa per rimas eburnae*
*Mox iterum revocanda portae!*
*Träume der Träume, die*
*Aus Ritzen jener Trugespforte*
*Wieder zurück in die Ritze ſchlüpfen.*

im Lateiniſchen einen Zauber hat, der auf der tönenden Fülle, auf dem Gebrauch der beiden Mittelwörter der vergangnen und künftigen Zeit, beſonders aber auf der Trennung des Beywortes von ſeinem bis an das Ende verſparten Hauptworte beruht, wofür unſre Sprache folglich gar nicht empfänglich iſt; ſo wird ihn der deutſche Leſer auch nicht vermiſſen. Wir wollen nicht entſcheiden, ob nicht ein andresmal die zierliche Wendung des Dichters, der ſich gegen die Anfälle des Schnupfens auf ſeine Magerkeit beruft: Lyr. II, od. 35. Th. III. S. 88.

*Quid in poëtas immeritos furis,*
*Heu! praedo voeis? nos gracilet fumus,*
*Genusque Divûm,*

Was fälleſt frech du, Räuber der Stimme, ſelbſt
Auf dürre Dichter, die, dem Olymp verwandt, u. ſ. w.

glücklicher hätte getroffen werden können, als geſchehen iſt.

Genug, daſs ein ſolcher Verluſt bey einzelnen Feinheiten der Ausführung gegen den Gewinn im Ganzen in keine Betrachtung kömmt. Schon dadurch ſind dieſe Gedichte nun zu einer lebendigen Wirkung weit geſchickter gemacht, daſs ſie, ſelbſt die Sprache abgerechnet, ein weniger gelehrtes Anſehen haben. Vortrag und Einkleidung ſind ſchmuckloſer; eine Menge Anſpielungen auf das fabelhafte oder geſchichtliche Alterthum ſind weggefallen, auch nähere Zeit- und Ortbeziehungen ausgelöſcht, zum Theil ſchon durch die veränderten Ueberſchriften, die bey B. meiſtens wirkliche oder bedeutend erdichtete Namen, auch wohl andre genauer beſtimmende Zuſätze enthalten. Es iſt gut, wenn der Standpunkt des Hörers in eine gewiſſe Weite gerückt wird, wohin Sectengeiſt und partheyiſche Leidenſchaften, die keinen unbefangnen Genuſs der Dichtkunſt geſtatten, nicht reichen. Nach der Terpſichore kann man nicht umhin, Balde, den heftigen Feind der Religionsfreyheit, (der den Guſtav Adolph, über ſeinen Tod triumphirend, den Baltiſchen Antäus, und ſeine Krieger Finnen und Goth-Hunnen nannte,) dennoch als einen vaterlandsliebenden Deutſchen zu ehren. Und doch hat ihm der Ueberſetzer hierinn nichts geliehen, ſondern nur einige Ausbrüche verblendeter Leidenſchaft unterdrückt: die Spuren der irrigen, und darum vergänglichen Meynung ſind vertilgt, die Dauer verdienende Geſinnung iſt beybehalten.

Wir ſind bisher bemüht geweſen, den Werth der urſprünglichen Gedichte B's zu prüfen, und von den Verdienſten Herders um dieſe nunmehr deutſch und neu gewordne Auswahl derſelben zu ſondern. Aber bey Liedern, die durchaus nichts von der mühſeligen, ängſtlichen Art wortzählender Dollmetſchungen verrathen, ſondern überall mit dem Gepräge der Urſprüngſichkeit, der freyen Entſtehung, der augen-

blicklichen und genialischen Eingebung bezeichnet sind, können wir, und müssen uns auch, um sie recht zu fühlen, dem gesammten Eindrucke hingeben, ohne zu fragen, woher sie stammen? was sie waren? was sie nun geworden sind? Wenn eine harmonische Stimme den Weisen, die sie vorträgt, gleichsam eine schönere Seele leiht; bald eine Dissonanz mildert, bald unser Ohr über einen harten Uebergang hinüberschmeichelt; hier einen Mangel durch zarte Nebenausbildungen, dort einen Ueberfluss durch Vereinfachung ausgleicht; so dürfen wir nicht den Musiker von dem Sänger zu unterscheiden suchen, wenn wir auf den Wellen der Melodie wollen getragen seyn. Welche Fülle schön gewundner lyrischer Kränze bietet uns die holde Terpsichore dar, damit unter der anlockenden Mannichfaltigkeit jeder Sinn sich das zueignen könne, was ihm am nächsten verwandt ist. Ihren fröhlichen Namen darf sie auch da nicht einbüssen, wo sie ernste Lehrerin wird, denn sie ist es immer mit Anmuth. Liebt jemand gefällige oder würdige Sinnbilder in schönem Leben? Er findet sie in *der Leyer des Pythagoras, dem Hirtenleben, den Königen, der heiligen Begeisterung* und den *zwo Göttinnen*. Sinnreiche Einkleidung oder auch leichte Launen der Phantasie? In der *Verwandlung, der Zigeunerin, der Virginischen Pflanze, der zweyten Eurydice*. Frische, blühende Scenen des ländlichen Naturgenusses? In *dem Sänger des Frühlings* und *dem Stadt- und Landleben*. Ehrwürdig dargestellte sittliche Vorbilder? In den *Menschenfürsten, Trajanus Schwerte, dem schlummernden Greise*. Männliche strafende Satire? In dem Gedichte *gegen die falschen Staatskünstler, in der Kriegszucht, der Mutter der Dinge*. Farbenpracht dichterischer Gemälde? In dem Lobe *des Gartens, die Sternenaus genannt* und in *dem Sternenhimmel*. Sanfte Wehmuth, rührende Klagen? In dem Liede *an den Schlaf*, in der sterbenden *Nachtigall*, in der *Melancholie*. Erschütternd ernste Betrachtungen über die Nichtigkeit des Irdischen? In *der Grabschrift, der Todtenstäte, den Ruinen* u. a. Innige Empfindungen der Andacht, ihre Entzückungen, ihre Hoffnungen auf die Zukunft? In dem Gedichte *Gott, dem Götterleben*, der *Nachtfeyer der Liebe*. Tiefe Blicke in die sittlichen Verhältnisse des Menschen, genügsame und selbstständige Lebensweisheit, wohlthätige Warnungen, eindringliche Auffoderungen, gewichtige Lehren und Denksprüche? In einer grossen Anzahl Lieder, durch das ganze Buch hin verstreut. Eben dieses reifen Gehaltes wegen verdient es, dass man es sich zum Freunde und Begleiter mache, nicht viele Stücke auf einmal lese, sondern bald dieses, bald jenes beherzige, und oft zu ihnen zurückkehre. Eine solche Sammlung will nicht flüchtig durchlaufen seyn, weil sonst die Eindrücke einander verdrängen, und nichts in der Seele haftet: der Beurtheiler, der anhaltend darinn lesen muss, um vieles zugleich seinem Gedächtnisse gegenwärtig zu erhalten, ist daher wirklich in Gefahr, manches nicht mit der Wärme aufzufassen, als wenn er es, einzeln für sich, in der entsprechenden Stimmung auf sich wirken liesse.

*(Der Beschluss folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Cassel*, b. Griesbach: *Joh. Georgii Schmidt: Descriptio machinae Gibbositates minuendae atque sanandae.* 1796. c. 2 tab. aen. 62 S. 8. (6 gr.)

*Leipzig*, b. Böttger: *Beschreibung einer neuen Maschine zur Verminderung und Heilung der Buckel*, von *Johann Georg Schmidt*; d. A. D. mit 2 Kupfern. 1796. 56 S. kl. 8. (6 gr.)

Der Vf., welcher sich in der Vorrede durch eine lobwürdige Bescheidenheit auszeichnet, liefert hier eine nicht misgerathene Compilation der Hauptmomente über diesen speciellen Theil der Chirurgie aus den besten Schriftstellern, nur dass die angezognen Stellen nicht mit Apostrophzeichen eingeklammert sind, damit man wüsste, was jedem Schriftsteller oder, was dem Vf. gehört. Die Ursachen, die *Jones* von der Krümmung des Rückgrats angiebt, sind bey weitem nicht blos äussere, wie man nach der hier (S. 16.) angezognen Stelle denken sollte. Rachitische Disposition ist die Hauptursache, die er mit wichtigen Gründen ausführt —. Der Vf. erzählt hier zwar die Folgen der Rückgratskrümmung in Betreff des Unterleibes ziemlich gut, aber die Veränderungen in der Brust und ihre Folgen werden nur oberflächlich berührt.

Das Verdienst der von dem Vf. erfundnen und hier abgebildeten Maschine ist Einfachheit; aber dagegen hat sie ansehnliche Mängel. Sie passt grösstentheils nur auf den eigentlichen Buckel, d. i. auf die Krümmung gerade nach hinten zu. Wo aber nur einige Schiefheit des Rückgrats nach einer von beiden Seiten zugegen ist; so wie in der blossen Schiefheit der Wirbelsäule selbst oder in ihrer Einwärtskrümmung, passt ein Haupttheil derselben, die elastischen Pelotenstäbe im Rücken, gar nicht. Auch drücken sie den Rücken nur in gerader Linie, welches gar nicht die Biegung des gesunden Rückgrats ist.

Ueberdies hat die Maschine den Fehler mit den meisten andern zu dieser Absicht erfundenen gemein, dass ausser den Darmbeinkämmen die *Achselgruben* zum Stützpunkte gewählt sind. Die Achseln sind aber bey allen Buckliehren schon allzu hoch erhaben, viel zu unmächtige Stützen, sonst würde auch die Schaukelmaschine, wo der Körper an den Achseln befestigt, hängen und so ausgedehnt werden soll, Dienste leisten. Und wie selten thut sie Dienste! *Jones* sucht es in seiner Schrift zu verheimlichen, dass er den Kopf zum zweyten Stützpunkte gewählt hat. Er scheint das Ziel getroffen zu haben. Und wie oft sind die obern Rückenwirbelbeine und die Halswirbelbeine gekrümmt, was sollen hier die gewöhnlichen Maschinen? Doch haben viele derselben eine Anstalt zur *allmählichen* Ausdehnung, durch eine Verlängerungsschraube u. s. w. Dieser Hauptvortheil fehlt aber bey der hier gezeichneten. Die Ausdehnung muss hier (unbestimmbarer und oft gefährlicherweise!) aus freyer Hand geschehen, ehe die Achselstütze befestigt werden kann; ein unersetzlicher Fehler!

Das Deutsche ist ziemlich voll Druckfehler; auch sind einige unrichtige Citate des Lateinischen beybehalten. Letzteres war ursprünglich des Vf. Inauguralschrift (Marb. 1794.); jetzt mit abgekürztem Titel.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. Februar 1797.


## SCHÖNE KÜNSTE.

LÜBECK, b. Bohn u. Comp.: *Terpsichore*, von *J. G. Herder* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Es sey uns erlaubt, noch einen Augenblick mit Wohlgefallen bey einigen Liedern zu verweilen, die wir oben übergingen, um sie jetzt besonders zu erwähnen. Sie stehen zusammen im dritten Theile unter der Aufschrift *Maria;* doch gehören auch *der Kranz, die dunkle Kapelle, Weihung eines Kindes, Mutter und Kind* (S. 155 und 191.) im ersten Theile dazu. Wir wissen es dem Herausgeber Dank, dass er sich durch die nur allzu gewöhnliche einseitige Denkart derer, die immer vergessen, dass für die Poesie alles Schöne wahr ist, nicht hat abhalten lassen, sie in die Sammlung aufzunehmen. Wenn die zarten Täuschungen des Herzens in der Liebe heilig sind; wie sollten wir nicht gern einem Dichter, der auf der Erde keine Laura fand noch finden durfte, seine anbetende Hingebung an ein über den Wolken schwebendes Bild himmlischer Weiblichkeit nachfühlen wollen? Die Malerey hat es sich oft angelegen seyn lassen, diese verklärte Gestalt, die, was kein Ideal der alten Götterwelt, Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit in sich vereinigt, zu verherrlichen; seitner die ihr verschwisterte Poesie auf eine würdige Weise (denn die kirchlichen Gesänge sind doch nicht für Kunstwerke zu rechnen); und unsre jetzt lebenden Dichter entfernt der Geist des Zeitalters immer mehr davon. Desto willkommner ist es, dass im Namen eines frommen verstorbnen Sängers der heiligen Jungfrau in dieser Sammlung eine Kapelle gestiftet worden ist. Die zum Theil sehr kleinen Lieder an sie sind von einer wunderbaren Süfsigkeit: bald begrüssen sie, wie innige Seufzer, die schöne Madonna mit dem Kinde, beide vom reinsten Odem der Liebe umweht; bald werden sie auf den Altar der Himmelskönigin, deren Glorie kein Sterblicher ertrüge, als schüchterne Huldigungen niedergelegt. Was wir von den Nachbildungen der Gedichte B's. überhaupt gesagt haben, gilt von diesen ganz vorzüglich. Nur gesteht Rec., dass ihm in dem *Anblick der Liebe* die in der dritten Strophe erscheinende *mater dolorosa:*

Der am Kreuze, so oft mit Mutterblicken
Du ihn schaueteſt an, der Liebe Stärkung
Ihm zusendend, mit festem Blick hinaufsah,
Auf zu dem Vater,

gar nicht zum Colorit der vorhergehenden zu passen scheint, und dass er statt derselben den Tauschlächeln der Blicke zwischen Mutter und Kind, den das Original schildert:

*Ille, suspensus, quoties ocellis*
*Dulce connives, et amoris ignem*
*Visa suspiras, toties Parenti*
*Dulce resides.*

wiederzufinden gewünscht hätte. Auch darin kann er dem Herausgeber nicht beystimmen, dass *die Himmelfahrt* (Th. III. S. 186.) in demselben Geiste gedacht sey, wie das Gemälde Raphaels in Dresden. (Th. III, S. XIII.) Ihn erinnerte sie vielmehr an die in Düsseldorf befindliche Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni. Dort ist der strenge, alles Irdische zurückweisende, Begriff von Göttlichkeit ausgedrückt, wo das Unendliche an die Stelle jeder bestimmten Regung tritt; hier die überschwängliche Beseligung eines unschuldvollen Weibes, ohne Bewusstseyn eigner Hoheit: und so auch in dem Liede.

In einer angehängten Nachschrift legt der Vf. unter andern seine metrischen Grundsätze dar. Jeder Sachkundige wird mit ihm einverstanden seyn, wenn er behauptet, man müsse einen Dichter so viel möglich in seine eignen Sylbenmaafse übertragen, aber auf der andern Seite der Sprache keine aufzwingen, die ihr nach ihrem Baue fremd und zuwider sind. Nur möchte die letzte Vorschrift bey der Anwendung manchem Streit unterworfen seyn. Wie vieles hielt man für unverträglich mit der prosodischen Beschaffenheit unsrer Sprache, ehe es sich durch die Ausführung als ihr angemessen bewährte! Wenigstens können wir, so lange das Vorlesen noch so wenig als Kunst unter uns geübt wird, es unmöglich für einen Beweis der Untauglichkeit eines Sylbenmaafses gelten lassen, (Th. III. S. 208.) wenn der Dichter die Formel voranschreiben muss, damit es nicht misverstanden werde, wie Klopstock und Voss, bey zum Theil sehr glücklich erfundnen Sylbenmaafsen, gethan haben. Sie hatten Recht, der Unerfahrenheit der Leser auf diese Art zu Hülfe zu kommen. Schwerlich möchte unser Sapphischer Vers (S. 212.) „der Versart seiner Erfinderin näher seyn als der Römische selbst.“ So wie er hier gebraucht ist, wo der Daktylus nicht einmal eine feste Stelle hat, sollte er gar nicht Sapphisch heissen: es sind Trochäen, in jeder Zeile mit einem Daktylus untermischt. Warum sollten wir nicht dies Sylbenmaafs, ohne den Molossus immer erkünsteln zu wollen, durch häufigern Gebrauch des männlichen Abschnit-

ſchnittes und anapäſtiſchen Auffſprungs, (die der deutſchen Sprache gar keine Gewalt anthun, wie unſre Hexameter zeigen,) der Schönheit ſeines alten Vorbildes näher zu bringen ſuchen? Von unſern gereimten Jamben, und *dem Pferdetritt*, den ſich die deutſchen Dichter (wir wiſſen nicht, ob die guten oder die ſchlechten gemeynt ſind; von den letzten verlohnte es nicht der Mühe zu reden) darin erlaubt haben ſollen, wird S. 214—217. viel ſchlimmes geſagt. „Iſt eine beſtimmte Proſodie in unſrer Sprache mög„lich, ſo muſs ſie durch die Sylbenmaaſse der Alten „in unſer Ohr gebracht werden; durch das kurz „pflockt und *pflockt kurz* unſrer Jamben wird ſie es nie.“ Wie ſollte ſie nicht möglich ſeyn, da ſie längſt vorhanden, auch von Klopſtock und nachher von Moriz auf das gründlichſte erörtert iſt? In der Note unterſcheidet der Vf. die wahre *Quantität der Sylben* noch vom *Accent des Sinnes*. Dieſe Ausdrücke werden hier entweder in einer, der Natur unſrer Sprache nicht angemeſsnen Bedeutung gebraucht, oder ſie ſind gleichgeltend, da die deutſche Sylbenzeit nach der Wichtigkeit des bezeichneten Begriffs, (alſo nach dem Sinne) in den Verhältniſſen der verſchiednen grammatiſchen Redetheile, der Stammſylben, Ableitungsſylben und Biegungsſylben gegen einander abgewogen wird. Uebrigens iſt der Jambus ja auch ein Sylbenmaaſs der Alten; und es fragt ſich noch, ob unſer fünffüſsiger dem Trimeter unähnlicher iſt, als unſer Hexameter oder unſre alcäiſche Strophe den alten Sylbenmaaſsen dieſes Namens. Die Beſorgniſs, ein immer fortgehender Jambus müſſe in unſrer Sprache äuſserſt drückend werden, welche durch Göthen's, Wieland's, u. a. Meiſterwerke von groſsem Umfange in dieſer Versart widerlegt wird, gründet ſich eben ſo wohl wie der vorhergehende Tadel auf die Vorausſetzung, als ob durchaus alle Füſse in einem jambiſchen Verſe Jamben ſeyn müſsten. Dies war ja aber bey den Alten ſelbſt nicht der Fall: warum ſollten wir nicht, eben ſo wohl wie ſie den Spondeus und Anapäſt, den Spondeus und nach der verſchiednen Natur unſrer Sprache den Pyrrhichius, ja ſogar in einigen Fällen den Trochäus einmiſchen dürfen? Unſre beſten Dichter haben dies ohne Schaden des Wohlklanges gethan, und es fehlt weiter nichts, als daſs ein Kenner an ihnen die nöthigen Einſchränkungen dieſer Freyheit, und die Stellen des Verſes, wo fremde Füſse den Rhythmus nicht ſtören, erforſche und auf Regeln bringe. Hieraus laſſen ſich auch die lächerlich gemachten Beyſpiele von zwey langen einſylbigen Wörtern, die ſo oder anders geſtellt in Jamben vorkommen (*ziſcht laut* und *laut ziſcht*) ohne Schwierigkeit rechtfertigen: es ſind nämlich beide Male Spondeen. Keinem Dichter, der nur etwas vom Mechaniſchen ſeiner Kunſt verſteht, wird in unſern Zeiten noch die Zumuthung an den Vorleſer einfallen, daſs er dergleichen zu Jamben zwängen ſoll.

Der Vf. hat ſeinen Tadel durch die Art, wie er hier den Jambus in lyriſchen Sylbenmaaſsen gebraucht, zum Theil mit Hexametern abwechſelnd, (wo am wenigſten Freyheiten verſtattet werden dürfen, damit der raſche Gegenſatz der Rhythmen nicht wieder zweydeutig werde) ſelbſt wieder zurückgenommen. Er miſcht Spondeen ein: „Denkbilder des uralten Roms;“ Und lieblicher als Weihrauch aufwärts ſteigt;“ Pyrrhichien: „Ich rettete es wahrlich nicht;“ auch am Ende des Verſes, wo dieſer Fuſs den Nachdruck am merklichſten mindert; „Umglänzeten die Himmliſche;“ einen Pyrrhichius und Spondeus unmittelbar nach einander. „Sophiſtiſcher Staatsſchriften oben drauf;“ Trochäen: „Schön, daſs auch Paris ihr vielleicht;“ Wagt mit der Tiber Wettgeſang,“ u. ſ. w. Iſt dergleichen in Archilochiſchen Sylbenmaaſsen erlaubt, ſo muſs es mit noch groſserem Rechte in ununterbrochnen jambiſchen Versarten gelten, wo durch die Gewalt des immer wiederkehrenden Rhythmus einzelne Abweichungen unmerklicher werden? Auch ſonſt finden wir die Sylbenzeit oder die gewählte Strophe nicht genau beobachtet. Z. B. Th. II, S. 333. *Abydus* als Daktylus; Th. III, S. 137. *Altar* gleich nach einander als ⏑ — und als — ⏑; (unſtreitig iſt die erſte Scanſion die richtigere, wie ohne Rückſicht auf die lateiniſche Sylbenzeit die Biegung Altares beweiſt.) Th. III, S. 147. Die erſte Sylbe in *Unſinnig* kurz, u. ſ. w. Am Ende des Alcäiſchen Verſes ein Moloſſus ſtatt des Daktylus oder Amphimacer; „ſtrebt zu dem Lichtkreiſ' auf;“ „flöge dem Spielball gleich;“ wenigſtens läſst ſich die mittelſte Sylbe in *dieſen Zuſammenſtellungen* nicht ohne die äuſserſte Harte kürzen. Ein Amphimacer ſtatt des einzig erlaubten Daktylus zum vorletzten Fuſse: „Höflich anſcherzete;“ „ſcheiden unwerthe Furcht.“ Noch mehr zerſtört ein Trochäus zu Anfange des Verſes ſtatt des Jamben, der bey uns in Ermangelung der Spondeen eingeführt iſt, den Alcäiſchen Rhythmus. „Eicheln verzehren, oder mit ſchnödem Geiz;“ „Muſen Geſänge, Bilder der Sterne ſeyd.“ Auch möchte wohl der Abſchnitt in Verſen wie folgende: „Ich haſſe die zwey-züngelnden, die im Gold,“ allzuſehr vernachläſsigt ſeyn. Indeſſen unterbrechen ſolche Verletzungen der Regeln den ebnen und ſchönen Fluſs des Wohlklanges nicht häufig.

Eben das läſst ſich auf die Sprache anwenden, in welcher wir doch auch einige kleine Unrichtigkeiten bemerken. Z. B. „der *Balle* des Glückes“ ſtatt *der Ball; die Scheuſal* im Plural für *die Scheuſale;* die vollſtändige Biegung der Beywörter ſtatt der unbeſtimmten, mehrmals: „die ſchwere(n) Pfunde; „ihre lindeſte(n) Saiten;“ oder umgekehrt, die unbeſtimmte ſtatt der vollſtändigen: „unſer lechzende(r) Gaum.“ Wenn auch *gülden* ſich gegen die Sprachähnlichkeit rechtfertigen lieſse, ſo thut es doch dicht neben *golden* keine gute Wirkung: Th. II, S. 246. „Habſucht zeih' ich euch nicht,“ muſs durchaus heiſsen *der Habſucht.* Ob *erſinken* ſtatt *verſinken*, *Schwender* ſtatt

*Ver-*

*Verſchwender*, ob bey den unſichern Regeln der Zuſammenſetzung in unſrer Sprache neue Formen derſelben wie *Heeresſtraſse*, *Wachsſeppchen*, wo der Gebrauch ſchon andre, *Heerſtraſse*, *Wachspüppchen*, eingeführt, erlaubt ſind, mögen Sprachkenner entſcheiden. Vielleicht werden neue Wörter wie *verädelicht*, *Felſungen*, die *Wellenſanfte* Salmacis, Beyfall finden; *ein Kluftgemüth* (mens hiulca bey B.) möchte wohl den meiſten Lefern unverſtändlich ſeyn.

Um die beiden Aufſätze am Ende des zweyten Theiles: *Die Lyra*, *Von der Natur und Wirkung der lyriſchen Dichtkunſt*, und *Alcäus und Sappho; Von zwey Hauptgattungen der lyriſchen Dichtkunſt*, mehr als oberflächlich zu prüfen, würde eine Abhandlung nöthig ſeyn, wozu hier der Raum fehlt, ſo ſehr auch den Rec. auf der einen Seite das viele Schöne und mit einnehmender Beredtſamkeit Vorgetragne, auf der andern ſeine Zweifel gegen manche Sätze, ſowohl was die Ausdehnung, worin ſie zu verſtehen ſind, als den bündigen Zuſammenhang der Beweiſe betrifft, zu dem Geſchäfte hinziehn. Der Hauptgedanke in dem zweyten Aufſatze, der einen intereſſanten Beytrag zur Geſchichte der griechiſchen Lyrik liefert, iſt folgender; daſs zwey Gattungen der Ode, die aufregende, erhebende, und die beſänftigende, durch Alcäus und Sappho zur Vollendung gediehen ſind; daſs, ehe das ſchönſte Maaſs getroffen ward, die Archilochiſche und die elegiſche Dichtart, jene den männlichen Charakter der Empfindungen bis zur Härte, dieſe den weiblichen bis zur Weichheit bezeichnend, die Vorboten der höheren lyriſchen Kunſt waren.

Wir können den wackern vaterländiſchen Dichter Balde nicht verlaſſen ohne eine Stelle herzuſetzen, welche beweiſt, wie ſehr manches Wort von ihm noch jetzt beherzigt zu werden verdient. „Eile," ſo ruft er, (die Ueberſetzung iſt hier dem Originale genau treu geblieben) einem ſchreibſeligen Gelehrten zu:

Eile der Welt zu ſchenken ein Buch, das Herkules ſelber
Kaum zu tragen vermag.
Wenn wir ſchreiben, ſo bringen wir Deutſche mit ängſtlicher Eile
Blinde Hündlein ans Licht....,..
Deutſche Natur iſts, hohe Gebäude von Hirn zu erbauen,
Etwas in Allem zu ſeyn,
Maler und Todtengräber, Sterndeuter, Färber und Tänzer,
Gerber, Schmidt und Poet,
Und wohl dazu noch gar ein Bote der Götter, ein Augur;
Alles ſind wir und Nichts: —
Deutſche Natur iſts, viele Papiere mit offenem Munde
Auszuwerfen, vergnügt.
Raſend läuft man dem Ruf in den Rachen: es wäre ja Schande
Langſam zu ihm zu gehn.....
Aber wir nähren als Patrioten mit unſeren Schriften
Motten und Krämer dafür.

Leipzig, b. Barth: *Hermann Arminius* oder die *Niederlage der Römer*. 1795. *Erſter Theil*. 378 S. *Zweyter Theil*. 338 S. 8.

Nach ſo vielen Verſuchen, merkwürdige Perſonen aus der Weltgeſchichte in dem äſthetiſchen Gewande eines Romans auftreten zu laſſen, war es voraus zu ſehen, daſs unſer deutſche Hermann nicht vergeſſen bleiben würde, obwohl der gegenwärtige Bearbeiter ſich darüber zu verwundern ſcheint, daſs unſre Romanenſchreiber nicht ſchon längſt an ihre Schuldigkeit gedacht haben. Deſto beſſer für ihn, denn unſer Autor hat weder Fleiſs noch Mühe geſpart, ſeinem Hermann eine Stelle unter den Marc-Aurelen zu verſchaffen; wenn er ſich auch beym 2ten Theile ſchon genöthigt ſahe, ſein auf mehrere Bände berechnetes Werk ins Enge zuſammenzuziehn und mit der Niederlage der Römer etwas eilfertiger zu Werke zu gehn. (So wenig hatte die Appellation an den Deutſchen Patriotismus im 1ten Theile gefruchtet.) Hier findet nun der Leſer die mannigfaltigſten Abwechslungen von der Welt. Wie durch eine Zauberruthe ſieht er ſich aus Rom in Deutſchlands Eichenwälder und von da wieder in den Palaſt des Kayſers oder auf die Inſel Caprea verſetzt. Hier lernt er den ſtolzen Arminius kennen, der von Vaterlandsliebe glüht und mit Verachtung auf die Römer blickt, und gleich darauf über die Groſsmuth des Auguſts, der ihm für den Verluſt des Vaterlandes den Namen Arminius verehrt, in ſtummes Entzücken ausbricht. Er ſieht den Helden nach Deutſchland abreiſen mit dem feſten Vorſatze, alle Deutſchen zu bewegen, daſs ſie ſich den Sitten und Geſetzen der Römer unterwerfen mögen, und findet ihn bald darauf an der Spitze der Verbündeten, die alle Römer zu vertilgen, ſich verſchworen haben.

Der Geſchichtsforſcher lernt, daſs Hermann während ſeines Aufenthalts in Italien, die glorreichſten Lorbeern in Sicilien eingeärntet und daſs mittlerweile Agrippa eine Reiſe nach Deutſchland unternommen habe, um den Armin aus dem Wege zu räumen — daſs unter der Zeit auch Siegmar nach Italien gekommen ſey, um ſich zu Rom als ein Landesverräther verurtheilen und von einer Veſtaliſchen Jungfrau, die nichts geringeres, als Thusnelde ſelbſt iſt, wieder frey ſprechen zu laſſen. Nicht zu gedenken der geheimen Liebesintriguen der Julia, die unſerm Herman nachſtellt, und ihres Vaters, des Auguſts, der die Veſtalin Thusnelda zu verführen ſucht, die nach vielen traurigen Schickſalen von ihrem eignen Vater dem Varus in die Hände geſpielt, und aller Nachſtellungen ungeachtet, doch noch im letzten Acte dem Hermann zu Theil wird. Welch ein Schauſpiel für den Empfindſamen! Hier betet Siegmar: o du, die ihre keuſchen Strahlen auf meinen Hermann wirft; und dort ſeufzt Hermann: heilige Luna! Dazwiſchen bricht Flavius in die erhabnen Wörte aus: ich wäre der abſurdeſte Pinſel etc. Nach ſolchen Vorgängen muſs ſich der Leſer des Hermanns, noch einmal in die Vorrede verſetzen, worin ſich der Vf. auf Blankenburgs Zeugniſs beruft, nach welchem der hiſtor. Roman in einer Darſtellung

der Begebenheiten, der Denkart und des Characters des Helden, gegründet auf wahre Geschichte, bestehn soll.

ST. PETERSBURG, b. Lisner: *Beschreibung der unter dem Titel St. Petersburgische Hausirer herausgegebenen Kupfer* zur Erklärung der darauf abgebildeten Figuren. 1. 2 und 3ter Heft. gez. und geätzt von Schönberg und Geisler; zugleich mit franz. Texte. 1794. (6 Rthlr. 4 gr.)

Jeder Heft enthält 6 Blätter; auf jedem Blatte ist ein petersburgischer Hausirer (hierunter wird eine Person verstanden, welche die nothwendigen und gebräuchlichen Lebensbedürfnisse auf den Strassen zum Verkaufe ausruft) vorgestellt. Die Kupfer in aquatinta sind gut gezeichnet, die Perspektive der in der Aussicht liegenden Gebäude, Strassen, Kanäle und Brücken, nebst vielen localen und charakteristischen Nebenfiguren sind zweckmäßig und richtig behandelt. Nur müssen wir bedauern, dass das Exemplar, welches uns zu Gesicht kam, so schlechte Abdrücke hatte, und durch eine abscheulich grelle Illumination fast ganz verdorben war. — Die Beschreibung der Kupfer ist sehr unterrichtend, kurz und lobenswerth, vorkommende Eigenheiten der russischen Nation und des Ortes sind im Texte erklärt. Das 3te Blatt z. E. im 2ten Hefte.

*Der Fleischer.*

Die Fleischer tragen ihre Waaren gemeiniglich auf der Schulter und nicht auf dem Kopfe, und haben, der Bequemlichkeit wegen meistentheils den Hut in der Hand. Das Rindfleisch verkaufen sie Pfundweise, und bedienen sich dabey einer Handwage, Besmen genannt, Kälber, und Schaafsbraten aber, dergleichen er hier auf dem Brete festgebunden, auf der Achsel trägt, werden nach Gutbefinden auch stückweise verkauft. An der rechten Seite neben der Schürze sieht man den Stahl und das Messer im Futteral am Gürtel hängen.

Die Aussicht ist von der Ecke der dritten Metschtschanskoi gezeichnet, und man sieht rechts ein paar Gänse-Verkäufer; zur Linken aber einen Soldaten, der Brod gekauft hat und es am Bajonette gespiesst auf der Schulter trägt, und sich des Wiedersehens seines Landsmanns freuet. Hinter ihnen, wo auf der Brücke der Wagen gefahren kömmt, ist die Kakuschkinsche Brücke, welche über den Catharinenkanal gebauet ist; die da herumstehenden Gebäude sind Bürgerhäuser.

## KLEINE SCHRIFTEN

MATHEMATIK. *Leipzig*, b. Köhler: *Anweisung, verschiedene Gegenstände der kaufmännischen Rechenkunst, welche bey dem Wechsel- und Waarenhandel häufig vorkommen, kurz und bequem zu berechnen*; von *Andreas Wagner*, Lehrer der Rechenk. in Leipzig. 1791. 80 S. und XXXVIII S. 8. (8 gr.) Es ist dieses Büchlein eine Art von welscher Praktik und hauptsächlich auf Geldverwandlungen Waarenpreise und Interessenrechnungen angewandt. Da nämlich bey solchen Aufgaben immer Regel detri gebraucht, mithin multiplicirt und dann hernach dividirt wird, so läfst sich in sehr vielen Fällen, wo man nicht Primzahlen hat, durch den Gebrauch der arithmetischen Zeichen, durchs Zerfällen der Zahlen in Faktoren, Aufheben u. dergl. die ganze Rechnung durch eine einzige Multiplikation oder Division, oder durch beides mit kleinen Zahlen bewirken. Indessen hat der Vf. zu noch mehrerer Bequemlichkeit für einige sehr häufig vorkommende Fälle, einige Tafeln berechnet, worinn auch Logarithmen mit vorkommen, aus welchen man nach einer sehr detaillirt gegebnen, und durch Beyspiele erläuterten Anweisung so viel nehmen kann, dass die noch übrige Rechnung sehr geschwind zu machen ist. An systematische Ordnung und gehörige Beweise ist hier zwar nicht zu gedenken, indessen findet man doch hin und wieder auch den Grund vom Verfahren angegeben. Bey seiner Deutlichkeit ist der Vf. etwas zu redselig. Die 1ste Tafel dient zur Abkürzung solcher Rechnungen, wo über die Centner noch der Preis von einzelnen Pfunden zu wissen verlangt wird. Z. B. wie viel werden 3¾ Ctr. 5 Pfund im Preise zu 26¾ Ctr. betragen? Hier soll man zuerst den Preis der Centner auf die gewöhnliche Art mit den bekannten Vortheilen berechnen. Dieser ist 98 Rthlr. 21 gr. 9 pf. Nun sucht man in der Tafel unter der Rubrik: „*So kommt der Centner*" den Preis 26 Rthlr. 9 gr. der sich aber nicht ganz genau findet, daher nimmt man die Zahl welche ihm am nächsten kommt, welche 26 Rthlr. 8 gr. 6 pf. ist, bey dieser steht, 1 Pfund kostet 5 gr. 9 pf. woraus man leicht den Betrag von 5 Pfund findet, der zu den obigen 98 Rthlr. u. s. w. addirt wird. Die 3te Tafel dient hauptsächlich zur Berechnung solcher Aufgaben wo es heifst: „wie viel machen so und so viel Carolinen mit etlichen Procent Verlust in Münze, oder Louisd'or, Ducaten? — Diese hatte der Vf. schon ehedem herausgegeben, sie war aber durch viele Druckfehler entstellt. Die 3te Tafel ist für Rabattrechnungen zu 4, 4½ und 8½ Procent eingerichtet und bis auf den kleinsten Bruch berechnet auch äufserst correct abgedruckt. Wenn diese Schrift mit Beyfall aufgenommen wird, so soll bald eine Fortsetzung folgen, deren Hauptinhalt logarithmische Tafeln zu bequemer Calculirung der gewöhnlichsten Waaren seyn wird, und wovon schon am Ende der gegenwärtigen Schrift eine Probe gegeben wird, die sich allerdings sehr durch die Kürze der Methode empfiehlt. Aufser den Calculationen verspricht der Vf. auch mehrere und wichtige Gegenstände der kaufmännischen Rechenkunst so abzuhandeln, dass ihre Berechnung bequem wird. Ohne Zweifel wird ein grofser Theil des Kaufmännischen Publikums dieser Herausgabe mit Verlangen entgegen sehn.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. Februar 1797.


## PHILOSOPHIE.

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Paullus Septimius, oder das letzte Geheimniss des Eleusinischen Priesters.* Herausgegeben von *Friedr. Bouterwek.* Zwey Theile. 1795. 343 u. 373 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Das hier entdeckte Geheimniss ist nichts anders als die Kritik der reinen theoretischen (im ersten) und der praktischen Vernunft (im zweyten Theile), die der Vf. nicht allein dadurch, dass er sich, mit Vermeidung aller philosophischen Kunstausdrücke lediglich an die Sprache des gemeinen Lebens halten will, denkenden Lesern zu verdeutlichen, sondern auch dieselbe sogar *neu zu begründen* und zu *erweitern* gedenkt. Das mystische Gewand, in welches er diese Lehre einkleidet, ist blos eine äussere Verzierung, die zur Verdeutlichung derselben gar nichts beyträgt, ja sogar für viele, die sich ohne Umschweife in die Sachen selbst eingeführt zu sehen wünschen, ein lästiges Hinderniss seyn dürfte, das ihre Aufmerksamkeit zerstreut und ihnen Aufwand an Zeit und Geduld kostet; an Nachdenken gewöhnte Leser, wie sich der Vf. die seinigen gedacht hat, bedürfen auch dergleichen Behelfe überhaupt nicht. Sieht man inzwischen von diesem Verhältnisse jener Form zum Inhalte selbst ab, so muss man dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, seine Absicht gut ausgeführt zu haben. Auch der in 10 Nächte eingetheilte dialogische Vortrag ist correct, kräftig und geschickt geführt, und man stösst auf mehrere Stellen, besonders im praktischen Theile dieses auch im Aeusserlichen eleganten Werks, die sich eben sowohl von Seiten des Reichthums der Gedanken, als der Würde und Eleganz des Stils auszeichnen. Um dieser lobenswerthen Eigenschaften willen thut es uns leid, dem Vf. auch da, wo er Veränderungen mit der Kritik vornimmt, unsern Beyfall nicht ertheilen zu können. Seine Verdeutlichungen sind, da er an die Stelle der eingeführten Ausdrücke andere, seiner Meynung nach deutlichere setzt, oft so beschaffen, dass man den Sinn der Kantischen Sätze theils nicht mehr erkennt, theils ganz entstellt findet. Sinnlichkeit wird *Körperlichkeit*, das Sinnliche das *Körperliche* oder auch *Fühlbare*, Anschauungsvermögen *Fassungskraft*, anschauen *auffassen*, *vernehmen*, reine Anschauungen *Etwas Gleichsam-Anschauliches*, Erkenntniss *Einsicht*, die Formen des Anschauens und Denkens *menschliche Lebensformen*, theoretische Philosophie *Philosophie der Wahrheit* u. s. w. genannt; daher denn Sätze wie folgender entstehen: „Die Vorstellungen von Raum und Zeit, deren wir nicht überhoben seyn können, sobald wir einen Gegenstand vor unserer *Fassungskraft* vergegenwärtigen wollen, sind nichts anders als das *selbsteigne Werk unserer Fassungskraft*, entsprungen aus dem Verhältniss unsrer *Empfänglichkeit* zu dem, was wir als Eindruck empfangen.“ Ist dieses wohl verständlicher als wenn man sagt: Raum und Zeit sind nothwendige Vorstellungen, die allen Anschauungen zum Grunde liegen? und wenn das *selbsteigne Werk* unsrer Fassungskraft so viel heissen soll, als Zeit und Raum sind die Formen aller Anschauungen und das reine Anschauen selbst, etwas *a priori* vorhandenes, wie können sie denn da aus dem Verhältniss etc. *entsprungen* seyn? oder: „Raum und Zeit sind die Bedingungen der Möglichkeit aller unserer *unmittelbarer Natureinsichten.*“ „Durch Denken allein lässt sich keine *Einsicht* gewinnen“ u. a. m. Um den Werth der Veränderungen kenntlich zu machen, durch die der Vf. die Kritik der reinen Vernunft zu unterstützen, zu verbessern und zu erweitern vermeynt, stellen wir aus beiden Theilen einige der vornehmsten Punkte, von ihrer dialogischen Form entkleidet, zur Probe auf. Statt die Kategorieen, wie *Kant* gethan hat, in den möglichen Formen der Urtheile aufzusuchen, und die aller Erfahrung zum Grunde liegenden synthetischen Grundsätze a priori nach der Tafel derselben darzustellen, schlägt der Vf. einen, wie er sagt, weniger rauhen und kürzern Weg ein, indem er auf die Grundsätze selbst unmittelbar losgeht, wobey er zugleich eine Lücke im Kantischen Systeme, die darin bestehen soll, dass nicht so viel Grundsätze als Stammbegriffe in demselben vorhanden wären, ausgefüllt zu haben glaubt. Der von dem Vf. eingeschlagene Weg ist nun folgender. Wenn der Verstand die erkennbaren Dinge nach seinen Denkgesetzen beurtheilt, so können diese ein doppeltes Gedankenverhältniss betreffen, ein *äusseres*, ein Verhältniss der Natur zu unserer Denkkraft, und ein *inneres*, ein Verhältniss unsrer Denkkraft (soll heissen: unsers Denkens eines sinnlichen Gegenstandes) zu unserm Bewusstseyn, oder zu unsrer Ueberzeugung, die sich an das Bewusstseyn hält. In jenem Urtheile bestimmen wir die *Eigenschaften* eines erkannten Dinges, in diesem unsern eigenen Zustand. Jedes dieser beiden Gedankenverhältnisse lässt sich in Bezug auf die *Körperlichkeit* denken. Da nun diese in dem *Geometrisch-* oder *Körperlichwirklichen* und in dem *Fühlbarwirklichen* besteht, so erhält jedes der beiden Gedankenverhältnisse eine zweyfache Bestimmung; mithin giebt es überhaupt folgende vier Gedankenverhält-

nisse: 1) wir denken das Beurtheilte (den äuſserlichen Gegenstand) als etwas Geometrisch- oder Körperlichwirkliches; 2) als etwas Fühlbarwirkliches; 3) wir denken unsern Zustand in unserm Urtheile als etwas Geometrisch, oder 4) als etwas Fühlbarwirkliches. (Da alle diese seltsamen Begriffe von Körperlichkeit und ihren Arten, und die eben so seltsamen, widersinnigen und fruchtlosen Combinationen derselben mit den äussern Gegenständen und unsern Zuständen blos auf eine, obgleich selbst unbestimmte und mangelhafte, Angabe der Gegenstände der Urtheile überhaupt gehen, aber schlechterdings gar keine Functionen des Verstandes im Urtheilen bestimmen, in welchen doch allein die reinen Verstandesbegriffe sich vollständig entdecken lassen, so wie hinwiederum aus diesen, in ihren Schematen, sich allein die Regeln ergeben, durch welche alle Fälle der Anwendung des Kategorieen auf Anschauungen bestimmt werden können; so läſst sich daraus schon zum voraus abnehmen, was man für die Entdeckung und Ableitung der Kategorieen und Grundsätze des reinen Verstandes aus diesem Gange zu hoffen habe. Der Vf. ist inzwischen deshalb ganz unbesorgt, und läſst seine Denkgesetze jenen 4 Sätzen unter folgender rhapsodischen und inconsequenten Gestalt nachtreten, und ganz willkührlich und zufällig die Kategorieen mit denselben sich paaren.) Er theilt seine Denkgesetze in zwey Klassen. Die *erste* Klasse derselben, welche ein *inneres* Verhältniſs der Dinge zu unserer Vorstellungskraft ausdrücken, dienen zur Beurtheilung I. alles *Erkennbaren überhaupt*, also sowohl des *Körperlichen* als des *Fühlbaren*. Hierauf beziehn sich die drey Regeln der *Möglichkeit*, *Wirklichkeit* und *Nothwendigkeit*: 1) möglich ist, was unsrer Vorstellungsart nicht widerspricht; 2) was ich erkenne, ist wirklich; 3) nothwendig ist jede Wahrheit, deren Gegentheil den Gesetzen unsrer Vorstellungsart widerspricht. Nach diesen 3 Denkgesetzen zweifeln wir, überzeugen wir uns, und fassen selbst die Unmöglichkeit einer andern Ueberzeugung. Dies Verhältniſs übertragen wir in Gedanken auf den Begriff von einem *erkennbaren* (!) Gegenstande und nennen denselben möglich, oder wirklich, oder nothwendig. Wenn unsre Vernunft die Verstandesregeln des Zweifels und der Ueberzeugung II. auf das *Fühlbare allein* bezieht, so ergeben sich diese Denkgesetze: 1) wo ich etwas fühle, da ist etwas wirklich; 2) wo ich nichts fühle, da ist in meiner Erfahrung nichts wirklich, und 3) wo ich nicht deutlich fühle, *weiſs* ich nicht, was ich in der Erfahrung *erkenne*. Die *zweyte* Klasse der Denkgesetze, die ein *äuſseres* Verhältniſs der Dinge zu unsrer Vorstellungskraft ausdrücken, dienen zur Beurtheilung alles *Anschaulichen* in der Körperwelt, und zwar alles *Zählbaren* sowohl als alles *Meſsbaren*. Der Grundbegriff von beiden ist der Begriff der *Gröſse*. In Bezug auf alles Zählbare zerfällt er in die drey nothwendigen Unterbegriffe der *Einheit*, *Vielheit* und *Allheit*; in Bezug auf alles Meſsbare und Ausgedehnte auf die drey geometrischen Ausmessungen, *Länge*, *Breite*, *Dicke*. Es liegen also auch aller Beurtheilung des Anschaulichen in der Körperwelt drey höchste Denkgesetze zum Grunde, die der Vf. in *eine* Formel zusammenfaſst: Alles Wirkliche der Körperwelt muſs sich in den drey geometrischen Ausmessungen beurtheilen lassen nach der Regel der Allheit, Vielheit und Einheit. II. Zur Beurtheilung alles *Erkennbaren überhaupt* dienen folgende drey Gesetze: 1) Wo ich Erkenntniſs von etwas gewinnen soll, da muſs etwas seyn. Das Erkannte denken wir als ein *Wesen*. 2) Jede Naturbegebenheit verhält sich zu einer andern wie Ursach und Wirkung. Dieses Denkgesetz gilt nur für die *Folge* der Dinge, in sofern jedes Naturbild vorüberschwindet in der Zeit. Im Raume denk' ich mir aber das Vorüberschwindende als bleibend, so daſs nicht nur in der Zeit eine Erscheinung aus der andern entsteht, sondern alles was im Raume ist, sich wechselseitig auf einander bezieht, wie Theile zu einem Ganzen. Durch diesen Gedanken gewinne ich den Begriff der *Natur*; denn was ist Natur anders als die in sich verbundene Summe alles dessen, was im Raume ist? Das Denkgesetz, nach welchem ich die Natur als ein Ganzes ergreife, heiſst: 3) Alles Wirkliche im Raume, d. h. die ganze Natur ist ein in sich verbundenes Ganzes; und mit diesem Grundsatze, der alles, was menschlich erkennbar ist, in sich vereiniget, schlieſst sich alle mögliche Wissenschaft und Einsicht. (Auch davon abgesehen, daſs alle diese sogenannten höchsten Denkgesetze mit den sich auf sie beziehenden Grundbegriffen auf gar keinem Grunde beruhen, der sie zu dem, was sie seyn sollen, qualificiren könnte, ist die Classification jener Denkgesetze selbst, so wie sie hier gegeben *ist*, höchst willkührlich und fehlerhaft. Es fehlt den beiden Klassen der Denkgesetze gerade das, wodurch sich das Verhältniſs der Dinge zu unserer Vorstellungskraft in der erstern als ein *inneres*, in der zweyten als ein *äuſseres* darlegt, da man in beiden Klassen nichts als eine Beziehung der Denkgesetze auf das Körperliche, Fühlbare und Anschauliche gewahr wird. Das Erkennbare schränkt sich auch nicht blos auf das Körperliche und Fühlbare ein, und das Körperliche und Fühlbare der ersten Klasse sind keine wahren wesentlich verschiedenen Arten des Erkennbaren; das Körperliche ist jederzeit auch fühlbar, und das Fühlbare ein Körperliches. Ferner ist jedes Anschauliche auch etwas erkennbares und umgekehrt, jedes Erkennbare etwas Anschauliches. Da hiernächst auch das Körperliche meſs- und zählbar, also eine Gröſse und nach dem Vf. alles Erkennbare etwas Körperliches und Fühlbares ist; so ist kein Grund des Unterschiedes zwischen den Gesetzen der ersten und zweyten Klasse vorhanden. Endlich hat der Vf. sehr schlau noch drey Denkgesetze, die nämlich, welche nach seiner Vorstellung durch die drey geometrischen Dimensionen bestimmt werden sollten, aufzuführen unterlassen, um nun nicht statt 12 Denkgesetze 15 zu erhalten. Auch möchten wir wohl sehen, wie sich die Formel der ersten Abtheilung der zweyten Klasse in drey besondere von einander unterschiedene Formeln auflösen liesse.) Von dem *Willen* behauptet der Vf., nicht er selbst, sondern nur die *Aeuſserungen* desselben,

ben, oder das *Wollen*, sey Bestimmungsgründen unterworfen, weil Freyheit sonst unmöglich wäre. Der Wille bewahre eben dadurch seine Freyheit, dass er die Bestimmungsgründe des Wollens als blosse Vorstellungen wirken lassen könne, ohne sie zu Handlungen zu erhöhen. (Ein blosses Spiel mit Worten: denn ob ich sage: der *Wille* ist Bestimmungsgründen unterworfen, oder er *äussert* sich nach Bestimmungsgründen, das ist völlig einerley; und der Behauptung, dass Freyheit bey einem Willen nicht statt finden könne, der Bestimmungsgründen unterworfen sey, lässt sich mit Grunde entgegensetzen, dass ein durch *Gründe* unbestimmbarer Wille ein blos thierisches Begehrungsvermögen und mit demselben der Begriff der Freyheit gar nicht zu vereinigen sey.) Die Formel des höchsten Sittengesetzes lautet nach dem Vf. so: Folge einer Maxime, die du als allgemeine *Maxime billigen* kannst; oder: thue, was du billigen würdest, wenn es jedermann thäte. (Die in ihren Ausdrücken unbestimmte und schwankende Formel ist eher eine Regel der Klugheit, als ein kategorischer Imperativ. Besteht denn die gesetzgebende Form der Maximen blos in der Allgemeinheit ihrer Befolgung?) Kant sagt: ob eine Maxime zu einem allgemeinen Gesetz tauglich sey, lasse sich daran erproben, wenn sie sich als ein allgemeines Gesetz nicht selbst zerstöhre und aufhebe. Dagegen meynt der Vf.: ein gescheuter Mensch frage gar nicht darnach, ob sich seine Maxime, als allgemeines Gesetz gedacht, widerspreche; das Gefühl unserer Bedürfnisse müsse hier vielmehr den Ausschlag geben. Mein *Gefühl* müsse mir sagen, was *ich* bedarf, und wenn ich dieses will, dann erst könne ich finden, wie mir zu Muthe seyn würde, wenn man eine Maxime allgemein, folglich auch *gegen mich* befolgen wollte. (Hier ist aber gar nicht von Gescheutheit oder Klugheit, sondern von Sittlichkeit die Rede. Als sittlicher Mensch, oder als ein solcher, der wissen will, ob er sittlich handelt, wenn er einer gewissen Maxime folgt, *soll* er darnach fragen, ob seine Maxime, als allgemeines Gesetz befolgt, sich selbst vernichten würde, oder die Frage hat keinen Sinn. Ein gescheuter Mensch, der blos seinen Vortheil beabsichtigt, fragt auch nicht darnach, wie ihm zu Muthe seyn möchte, wenn seine Maxime gegen ihn befolgt würde; und dass man diese Maxime gegen ihn selbst geltend machen werde, wird er um so weniger Ursach zu haben glauben zu fürchten, je gescheuter er ist und je mehr er weiss, dass sittliche Menschen ihm sein Verfahren gegen sie und andere doch nicht vergelten werden. Auch wird sich ein gescheuter, aber eigennütziger, Mensch, um nur seinen gegenwärtigen Nutzen zu befördern, gar wohl gefallen lassen, dass auch andere in ähnlichen Fällen eben so gegen ihn handeln; er wird sich gegen den Schaden schon zu verwahren wissen.) Nach allem diesem wird nun jeder selbst entscheiden können, ob dieses Buch die reine und zuverlässige Quelle sey, zu der man diejenigen, die Lust haben möchten, sich in die Geheimnisse der kritischen Philosophie einweihen zu lassen, mit gutem Gewissen hinweisen könnte.

## PHYSIK.

ALTONA, in d. Verlagsgesellschaft: *Lehrbuch der pharmaceutischen Experimentalchemie nach dem neuen System*, zum Gebrauch für Aerzte und praktische Apotheker und als Leitfaden zu Vorlesungen von *Johann Bartholomä Trommsdorff*. Mit einem Kupfer. 1796. 531 S. 8.

Gegenwärtige Schrift enthält vorzüglich in ihrem praktischen Theile sehr viel Brauchbares und Zweckmässiges. Der Vf. ist durchgängig mit den neuen Entdeckungen bekannt, und hat also auch bey den Vorschriften, welche er liefert, darauf Rücksicht genommen. Da es uns indessen nicht an guten Lehrbüchern fehlt, durch welche der nämliche Zweck erreicht wird, so hätte diese Arbeit füglich unterbleiben können, wenn es nicht etwa dem Vf. angenehmer seyn möchte, bey seinen Vorlesungen *eigne* als *fremde* Aufsätze zum Grunde zu legen. — Ehe Hr. T. die pharmaceutischen Zubereitungen vorträgt, schickt er eine Einleitung S. 1—132. voraus, in welcher er mehrere Begriffe zu bestimmen sucht, und die nothwendigsten chemischen Lehren vorträgt. Darin kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten, dass er die *Pharmacie* eine *Wissenschaft* nennt; anpassender für sie würde der Name einer *systematischen Kunst* seyn. Die Eintheilung der Botanik in *reine* und *angewandte* ist nicht zweckmässig, den Theil der Botanik, welchen Hr. T. den *reinen* nennt, würde Rec. lieber den *vorbereitenden* nennen. Wenn es S. 52. heisst, Kälte ist nichts als Mangel der Wärme, folglich ein *relativer* Begriff, so ist es unrichtig, und muss heissen ein *negativer* Begriff. Ohne dass gesagt worden, was Hydrogen, Oxygen und Kohlensäure sey, wird S. 55—60. von ihnen doch als ganz bekannten Dingen gesprochen. Ueberhaupt kommen mehrere Fehler gegen die Methode vor, indem auch die einfachen Substanzen, von denen erst S. 89. die Rede ist, früher hätten müssen abgehandelt werden. Rec. glaubt, dass das Azote einen Bestandtheil der *Blausäure* (die ganz so wie die Galläpfelsäure vom Vf. übergangen worden) so wie auch höchst wahrscheinlich der *Phosphorsäure* ausmache. Dass von der Kieselerde ein Gebrauch in der Arzneykunde gemacht werde S. 59. ist Rec. nicht bekannt. — Da auch die *reine Schwererde* aus ihrer Auflösung in Wasser krystallisirt, so wird dieses forthin nicht als ein der Strontionerde *ausschliesslich* zukommendes Kennzeichen angeführt werden können. Ungeachtet *Lavoisier* das Wasser als nächsten Bestandtheil des Weingeistes anführt, so glaubt Rec. doch, vorzüglich wenn der Weingeist nach Hn. *Lowitz* seiner Vorschrift rectificirt worden, dass das Wasser nur entfernter Bestandtheil des Weingeistes sey. *Reines Gummi* und *reiner Pflanzenschleim* sind wohl in keinem ihrer Bestandtheile von einander verschieden, hingegen aber *Pflanzenschleim* und *Stärkemehl wesentlich*, welche Hr. T. S. 117. so wie den *Eyweisstoff* und *Kleber* S. 122. mit einander verwechselt. — Die S. 128. angeführten Neutral- und Mittelsalze als schwefelsaures Gewächsalkali, Digestivsalz, Gips, Kochsalz, gehören nicht zu den *nähern*

Beſtandtheilen der Pflanzen. Zum Schluſs dieſes erſten Abſchnittes muſs Rec. im allgemeinen die Bemerkung machen, daſs das in demſelben Vorgetragene für den Sachkundigen überflüſsig, für den hingegen, welcher noch keine chemiſche Kenntniſſe hat, unzureichend ſey.

Wenn im zweyten Abſchnitte S. 137. geſagt wird, daſs die beym Verbrennen des Weinſteins *entſtandene* Kohlenſäure nicht hinreichend ſey das Alkali zu ſättigen, ſo glaubt Rec. daſs ſie bey weitem hinreichend ſeyn würde, wenn nicht bey der Temperatur des Verbrennens ein Theil derſelben in Gasgeſtalt davon ginge. Unter den verſchiedenen Arten von Soda, die im Handel vorkommen S. 151. vermiſst Rec. diejenige, welche durch Hn. *Rückerts* Bemühung aus *Ungern* erhalten wird; neu war es ihm hingegen, daſs in *Bernburg* Soda bereitet werde. S. 204. ſchlägt Hr. *T.* vor, den käuflichen Phoſphor auf die Art zu prüfen, ob er nicht mit Schwefel verunreinigt ſey, daſs man etwas weniges unter einer Glocke verbrenne, die trockne Säure in deſtillirtem Waſſer auflöſe, und nun unterſuche ob, die ſalzſaure Schwererde dadurch getrübt werde. Dieſes Verfahren iſt fehlerhaft, indem die ſalzſaure Schwererde auch durch Phoſphorſäure gefällt wird, ſie daher nicht als Prüfungsmittel dienen kann. Der in der Kälte bereitete Queckſilberſalpeter löſt ſich nicht beynahe (S. 305.) in Waſſer auf, es bleiben nach Rec. Erfahrung 23 Procent unaufgelöſt, von dem in der Wärme bereiteten hingegen 48 Procent. Der vollkommne Eiſenkalk iſt keineswegs in allen Säuren unauflöslich (S. 326.). Dieſes gilt nur von der vollkommnen Schwefelſäure und Salpeterſäure, die flüchtige Schwefelſäure und Salpeterſäure löſen ihn recht gut auf. Zwiſchen dem *Blackſchen Queckſilberkalke* und dem *Mercurius cinereus Saunderi* findet ein *weſentlicher* Unterſchied ſtatt. Der *Mercurius cinereus Blackii* beſtehet aus unvollkommnen Queckſilberkalk und einem dreyfachen Salze, das aus Queckſilberkalk, flüchtigem Alkali und *Salpeterſäure* beſteht, und kommt mit dem *Mercurius ſolubilis Hahnemanni* beynahe überein, nur daſs in letzterem das Metall weniger verkalkt iſt, und bey *vorſichtiger* Bereitung er faſt gar nichts von dem dreyfachen Salze enthalten muſs. Der *Saunderſche* Queckſilberkalk hingegen beſtehet aus Queckſilberkalke und einem dreyfachen Salze aus *Queckſilberkalk*, *flüchtigem Alkali* und *Salzſäure*, auch wohl gar aus etwas unzerſetztem verſüſsten Queckſilber. Sehr intereſſant wäre es, wenn Hr. *T.* durch *entſcheidende* Verſuche darthun könnte, daſs in dem *Blackſchen* Queckſilberkalke auſser unvollkommen verkalkten Queckſilber, noch *Queckſilber mit Stickſtoff* verbunden, enthalten ſey. Rec. glaubt keineswegs, daſs der durch Reiben bereitete Aethiops S. 398. mit dem durchs Schmelzen erhaltenen, einerley ſey. Bey dem erſtern iſt die Verbindung des Queckſilbers mit dem Schwefel *mechaniſch*, bey dem letztern *chemiſch*. In mediciniſcher Rückſicht würde auch der durch Reiben bereitete vorzuziehen ſeyn, indem ſich der durch Schmelzen angefertigte Aethiops mehr dem unwirkſamen Zinnober nähert. — Da der Zinnober aus dem Mohr bereitet wird, ſo würde Rec. das Queckſilber in erſterem (S. 400.) für mehr verkalkt halten, als in letzterem. Auch iſt es nicht ganz richtig, wenn S. 401. geſagt wird, *ein guter Zinnober muſs in Säuren völlig unauflöslich ſeyn*. Wäre dieſes, ſo würde eine Zerlegung des Zinnobers auf naſſem Wege gänzlich unmöglich ſeyn, und doch ſcheidet Königswaſſer (das aus ungefähr ſieben Theilen Salzſäure gegen einen Theil Salpeterſäure beſteht) das Queckſilber vollkommen vom Schwefel ab. — Im Goldſchwefel iſt nicht das *reguliniſche* Metall S. 406., ſondern *das verkalkte* Metall mit dem Schwefel verbunden.

Von den häufigen Druckfehlern will Rec. nur einige anführen. Z. B. S. 97. Z. 10. ſteht *Kohlenſtoff* ſtatt *Waſſerſtoff*, S. 328. Z. 9. *ſchwefelſaures Eiſen* ſtatt *ſalzſaures Eiſen*. S. 334. CXV. iſt das Wort *Eiſenfeile* ausgelaſſen u. ſ. w. Auch fehlt (wenigſtens in zwey Exemplaren welche Rec. verglichen hat) das Regiſter, ungeachtet (Vorrede S. XV.) von einem *ſorgfältig verfertigten Regiſter* geſprochen wird.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, b. Rein: *Gründliche Anweiſung zur Vertilgung der dem Landmanne höchſt ſchädlichen Thiere und Inſekten.* 1796. 6 B. 8. — Der Vf. hat mehr verſprochen als er geleiſtet hat und leiſten konnte. In der ganzen Schöpfung iſt nun einmal die regelmäſsige und weiſe Ordnung, daſs ein Thier des andern Verfolger und eben dadurch unſer Wohlthäter iſt. Wollten wir alſo *ein Geſchlecht ganz vertilgen*, ſo würde ein andres, uns ungleich ſchädlicheres deſto mehr überhand nehmen. Hätte der Vf. alſo auch nur zur *Verminderung* dieſer oder jener ſchädlicher Thiergattung anwendliche Rathſchläge mitgetheilt, ſo wäre dies Verdienſt genug; aber auch dieſe hat man hier nicht zu erwarten, da dieſe paar Bogen aus andern, längſt bekannten Büchern zuſammen geſchrieben ſind.

*Druckfehler.* In Nr. 31. d. J. S. 241. Z. 1. von unten l. *Sache betreffen* ſt. *Sache*. Z. 18. v. unten iſt das Wort *dem* wegzuſtreichen. S. 245. Z. 24. v. oben l. *in* ſt. *im*. S. 246. Z. 21. v. unten l. *den Intereſſenten* ſt. *dem*.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 20. Februar 1797.*


## GESCHICHTE.

Ev Βιεννη (Wien): παρα Μαρκιδ. Πουλιου. Χρονικον Γεωργιου Φραντζη, του πρωτοβεστιαριου. Νυν πρωτον εκδοθεν, επιμελεια Φραγκ. Καρ. Αλτερ, διδασκαλου της Ελληνικης διαλεκτου. 1796. (Georg. Phrantzes, Chronik; nun zuerst herausgeben durch *Franz Carl Alter*, Prof. der Griechischen Sprache.) Vorr. XXVII S.; Text 150 und 29 S. in Folio mit einigen Zeichnungen.

Neben Laonikus Chalkokondylas und Michael Dukas, ja seiner Lage nach *vor* diesen, behauptet der Protovestiarius und designirte Grosslogothete Georg Phrantzes eine ausgezeichnete Stelle unter den Augenzeugen, welche die letzten Zeiten des römischen Reichs zu Konstantinopel beschrieben haben; er war zur Zeit der Eroberung 37 Jahre um die Kayser gewesen; er war der vertrauteste Minister des letzten Konstantins; neun Jahre später erlebte er den Untergang der paläologischen Herrschaft im Peloponnesus, und schrieb nun zwischen den J. 1477 und 1481. die Erinnerungen und Eindrücke einer so höchst merkwürdigen Laufbahn in anspruchloser Einfalt nieder. Dieses Werk, von welchem in wenigen Bibliotheken Abschriften sind, war bisher nur lateinisch gedruckt. *Jacob Spanmüller*, von seinem Geburtsorte *Pontanus* genannt, hatte diese Uebersetzung nach einem zu München liegenden Codex im Anfange des vorigen Jahrhundertes verfertiget und herausgegeben. Sie ist in das *Corpus Byzantinum* aufgenommen worden. Aber, es fehlte nicht nur das Original, sondern der Inhalt selbst war unvollständig bekannt: Pontanus hatte die vier Bücher durch Auslassungen in drey reducirt. Das ist immer etwas misslich: Jeder Gelehrte hat seinen Gesichtspunct; auch die Welthändel und Veränderungen der Begriffe machen bald dieses, bald jenes merkwürdig. Hr. Prof. Alter verdient daher sehr vielen Dank, aus eben demselben Münchner Codex, der ihm mit lobenswürdigster Willfährigkeit mitgetheilt worden, den Griechischen Text, so wie er war, edirt zu haben.

Uns liegt nun zuerst ob, zu zeigen, welcher Gewinn für die Literatur aus der Bekanntmachung der Omissionen des Pontanus entspringt. Zu diesem Ende haben wir das Original und die Uebersetzung Wort für Wort verglichen. Wenige Capitel sind, welche nicht einige Berichtigung erhielten; ob schon freylich diese oft nur in Rechtschreibung von Namen oder einem Unterschied in Zahlen oder anderen wenig bedeutenden Details bestehen, so haben sie für den kritischen Forscher mehr als einen Werth. Man erkennt bisweilen, dass, und warum, Pontanus falsch gelesen, oder seinen Text, wenn auch nicht unglücklich, doch willkührlich, verändert. Die Hauptomissionen aber sind von zweyfacher Art: theologische und diplomatische. Jene haben zweyerley Gegenstände: sie beziehen sich auf die Religionsstreitigkeiten mit den Lateinern, oder auf den Islam. Ueber jene äussert sich Phrantzes auf eine, seinem Verstand zur Ehre gereichende, Weise; man erkennt den Staatsmann, dem die Controvers Nebensache war. Bey Anlass des Conciliums zu Florenz eifert er nicht gegen die lateinische Glaubensform, wohl aber gegen den übergrossen Trieb, sie zu der allein herrschenden zu machen; die Griechische hält er für die älteste, und exemplificirt nun S. 39. den Stand der Sache so; „seit vielen Jahren „wandeln wir in Constantinopel die grosse breite „Strasse, die nach der Sophienkirche führt: Es ist „nicht unmöglich, dass jemand eine eben dahin lei„tende Gasse findet, und für besser hält: aber warum „will der mich zwingen, jene zu verlassen? Ey so „gehe denn jeder seinen Weg, an dem ich ihn nicht „irren will; in der Sophienkirche finden wir uns doch „wohl zusammen.“ Zum andernmal kömmt er auf die Lateiner bey Anlass der unfreundlichen Vorwürfe, welche man nach dem Verlust Constantinopels im Occident hören musste, als wenn er eine göttliche Strafe des eigensinnigen Schisma wäre. „Aber sind „denn (frägt er S. 69. ff.) die Moslemin durch ihre „Rechtgläubigkeit so glücklich? Und wenn unsere „Glaubensform uns das Unglück zugezogen; wie „kömmt es, dass doch Russland, bey eben derselben, „besteht und aufblühet!“ Er zeigt, wie thöricht, ja wie schädlich es sey, die Ursachen von Staatsrevolutionen da zu suchen wo sie nicht sind: in der That werden alsdann auch unzweckmäsigе Vorbauungsmittel gebraucht. Seine Polemik gegen den Islam ist ausführlicher und *weniger* merkwürdig: seine Begriffe von der mohammedanischen Religion sind zwar geläuterter, als bey älteren Byzantinern: doch ist, was er von dem Propheten sagt, weder von Fabelwerk rein, noch gehörig beleuchtet: hiezu fehlte dem Protovestiarius eine gründlichere Kenntniss orientalischer Sachen und der Quellen, aus welchen Mohammed seine Vorstellungen aufgefasst hatte. Dennoch sind auch diese Capitel, hin und wieder durch angeführte Umstände, und im Ganzen in so fern merkwürdig, als sie die Begriffe zeigen, welche man zu Constantinopel von dem Glauben der Eroberer hatte. Die allerletzte unter den diesem Werk von dem Hn. Prof.

*Alter* beygefügten Schriften setzt dieses Verhältniss der beiderseitigen Religionsideen in ein noch interessanteres Licht: wir reden von der Darstellung, welche der Patriarche Gennadius dem Eroberer von dem christlichen Glauben machte: Mohammed II. war ein für seine Zeit und Nation sehr aufgeklärter Herrscher, und behandelte diesen Patriarchen mit ungemeiner Gnade. Die Schrift des Gennadius ist in ihrer Art meisterhaft; er weiss die Puncte, welche einem Muselman vorzüglich auffallen mufsten, in das empfehlendeste Licht zu stellen. Nachdem er den Höchsten und Einigen auf eine Weise vorgestellt, welche dem Sultan gefallen mufste, kömmt er auf die Dreyeinigkeitslehre mit folgender Wendung: „Es sind denn „auch gewisse Eigenschaften (ιδιωματα) in Gott, wel„che aber seine Einheit gar nicht ändern: gleichwie „in unserm Gemüthe (νου) Verstand und Wille unter„schieden werden, so sind mit der göttlichen Natur „Λογος und Πνευμα (wie Licht und Wärme, mit dem „Feuer) verbunden (S. 26, der 2ten Abth.)." Eben so natürlich beschreibt er, wie der göttliche Logos ενεδυθη τον ανθρωπον (S. 27.) Mit einem Wort, er wufste den Sultan ganz wohl zufrieden zu stellen.

Von diplomatischen Bereicherungen wollen wir zwey bemerken: S. 89. eine im J. 1333. ausgestellte δεσποινδυσις (Handelsfreyheit) des Kayfers Andronikus des Jüngern zu Gunsten der Einwohner von Monembasia (*Napoli di Malvasia*) und ihrer in vielen Städten seines Reichs subsistirenden Factoreyen; woraus man sowohl die Gegenstände ihres Handels als die überaus lange Reihe von Abgaben und Erpressungen kennen lernt, von denen sie befreyt werden. Diese Urkunde bereichert auch das *Glossarium Graecitatis* derselben Zeit; welches überhaupt aus Phrantzes mehr als einen Zusatz bekömmt. Die zweyte Urkunde ist neugriechisch: ein Schreiben des Cardinals Bessarion an den Pädagogen der emigrirten Thronerben von Constantinopel, Andreas und Manuel Paläologus; S. 92. ff. Dieses Stück hat eben jetzt ein eigenes Interesse: der gutmeynende und vernünftige Cardinal giebt den ausgewanderten Prinzen Lehren, deren Befolgung anderen in gleichem Fall sehr dienlich hätte seyn können. Der Geist seines Schreibens ist überhaupt: wie sie doch ja vergessen sollen, dafs sie Enkel von Kayfern seyn, um nur sich zu erinnern, dafs sie vertrieben, dafs sie ολοπτωχοι (von Grund aus ruinirt), nun von fremdem Gelde leben; dafs nur Eigenschaften sie beliebt und geehrt machen können, (wie überhaupt, η ευγενεια χωρις αρετης ουδεν εινει τι πωτε. ohne Verdienst es um den Adel eine elende Sache sey): sie sollen daher die Sitten der Abendländer respectiren (sonst müssen sie auch ihren Subsidien und ihrer gastfreyen Aufnahme entsagen); nicht viele unnütze Leute halten; jedermann auf den Gassen, der vor ihnen die Mütze (καπτασι) abnehme, eben so freundlich wieder grüssen; Besuche mit allem zuvorkommenden Anstande sowohl annehmen als erwiedern; von den 300 Ducaten (δουκατων oder auch φλωρια Goldgulden!), die der Pabst ihnen gebe, ja vornehmlich geschickte Lehrer bezahlen u. s. f.

Aus allem erhellet genugsam, dafs es der Mühe werth war, den Phrantzes griechisch und vollständig zu ediren. Dieses ist mit derjenigen Genauigkeit geschehen, die man vom Hn. *A.* nach seinen früheren Arbeiten zu erwarten gewöhnt ist. Die Bücher und Capitel sind, wie in der Urschrift geblieben; die Citate aus der lateinischen Uebersetzung passen daher nicht. Vielleicht würde der Herausgeber einigen Dank mehr verdient haben, wenn er die Abtheilungen letzterer am Rande hätte bemerken wollen: aber die Unternehmung war mehr für die griechische Nation, als für die abendländischen Geschichtforscher bestimmt. Der Text ist nicht ohne Druckfehler; doch ist dem Rec. keiner aufgefallen, der ihn für einen Augenblick irre gemacht hätte: und vielfältig läfst sich zweifeln, ob die fehlerhaft scheinende Lesart nicht aus dem Codex selber ist. Nur zwey hätte der Rec. in jedem Fall bemerkt oder verbessert gewünscht: Phrantzes sagt in der Vorrede, er wolle den Ursprung der paläologischen Regierung beschreiben απο του πρωτου βασιλευσαντος εκ του γενους αυτων, αχρι της αλωσεως κτλ.; und mitten in dieser Phrasis, nach πρωτου, bricht die Vorrede ab, und nimmt auf dem folgenden Blatte das erste Buch mit βασιλευσαντος den Anfang. So gehört S. 72. Col. 1, ενδοξου — προσκαιρως ην, noch zu dem vorigen Paragraphen; indem sich ενδοξου auf Ενετου bezieht. Der Codex ist an solchen σφαλμασι die Haupturfache; er soll sehr schlecht geschrieben seyn; man sieht es auch am Pontanus, der mehrere Stellen unrichtig las.

Hr. *A.* hat die Titel der ersten drey Bücher mit Abdrücken einiger Byzantinischen Münzen gezieret. Auf die mit S. 100. sich schliefsende Chronik folgt bis S. 119. ein Register der Capitel; bis S. 127. ein Verzeichniss der von Phrantzes angeführten Stellen der Bibel, worinn der unermüdete Fleifs des Sammlers jener unzählichen Varianten kennbar ist; endlich πινακ των διορθωτεων γενομενων εν τω αντιγραφω ηγεμονικω της Μυνχεν (Tabelle derjenigen Lesarten des Codex, welchen in der Wiener Ausgabe andere substituirt worden sind), bis 138.

Die beygefügten kleinen Schriften sind folgende: Glaubensbekenntnifs der Lateiner, vom Papst Gregorius (IX.) an den Patriarchen Germanus, nebst desselben und seiner (zu Nymphaeum gehaltenen) Synode απαντησει (Rückäufserung), S. 139—149.; in Beziehung auf den Ausgang des H. Geistes vom Sohn. Es sind einige Symbolen aus Handschriften beygefügt, und in der Vorrede handelt Hr. *A.* besonders ausführlich von einem Exemplar des Athanasianischen, das ihm αρχετυπον και γνησιον σ γρ. μμα του αγιου Αθανασιου scheint (Vorr. S. XI-XXVII). Die Gränzen der Rec. erlauben nicht, in diese Discussion einzugehen.

Die besonders paginirten Zusätze sind aus dem selten gewordenen Werk des Crusius, *Turcograecia*, in Ansehung ihres innern Werthes und der Verwandschaft mit den von Phrantzes beschriebenen Begebenheiten, mit Recht neu abgedruckt, und ihnen auch die Abbildungen verschiedener kayserlichen Personen, nebst einem Grundrisse der Stadt, beygefügt worden.

Das

Das erste Stück ist eine Geschichte der Stadt und des Reichs von Constantinopel vom 1391 bis 1520, mit einigen Zeilen Fortsetzung bis 1578. Diese ergänzt und berichtiget den Phr. (ohne ihn zu kennen) hin und wieder. Manuel, der jüngere von den oben erwähnten emigrirten Paläologen, fand, scheint es, seinem Geschmack angemessener, sich dem Ueberwinder seines Hauses zu unterwerfen, als in fremder Abhängigkeit im Auslande zu leben: und Mohammed II. liess ihn weder guillotiniren, noch deportiren, sondern er empfing ihn χαριεντως (freundlich) und Manuel εζη καλως, διατερων μετα τιμης και αρχοντων ιδιων αυτου (brachte sein Leben angenehm, und in Ehren zu, und hatte seine Amtleute): vier Ortschaften; ein Jahrgehalt (ρ...ν) von täglich hundert Aspern, zwey Sclaven und eben so viele schöne Sclavinnen hatte Mohammed ihm sogleich gegeben. (Der Sultan machte keine Erklärung der Rechte der Menschheit; aber es scheint, dass er sie fühlte.)

Dann folgt S. 17—24. das merkwürdige Schreiben des Protonotars Theodosius Zygomalas an Martin Crusius, welches (zumal die letzten drey Seiten) niemand, wer das alte Constantinopel und das ältere Griechenland kennt, ohne Rührung lesen wird.

Obige Schrift des Patriarchen Gennadius beschliesst das Werk. Der Recensent setzt es, als eine allerdings würdige Fortsetzung, neben sein Exemplar des *Corporis Byzantini*, und sieht mit grossem Verlangen ähnlichen Bereicherungen der neugriechischen Geschichte entgegen, deren in der Patriarchalbibliothek und an anderen Orten wohl mehrere noch verborgen liegen. Es wird ein Verdienst um die Nation seyn, durch die sehr guten Anstalten, welche zu diesem Zweck in Wien sich bilden, und unter Hn. *A.* unverdrossener Obsorge, was immer von dieser Art sich finden lässt, durch den Druck zu verewigen. Hiezu sind wir nicht ganz ohne Hoffnung; der Geist der Griechen fängt an, sich aus den mannichfaltigen Fesseln loszuwinden; es kömmt ein literärischer Betrieb unter sie; und Zygomalas urtheilte mit Recht (S. 22.), dass sie δεκτικωτατοι (ungemein empfänglich) sind.

## LITERARGESCHICHTE.

LONDON, auf Kosten des Vfs.: *A Catalogue of Dictionaries, Vocabularies Grammars, and Alphabeths in two Parts.* Part I. Alphabetic Catalogue of the Authors: II. Chronological Catalogue of Works in each class of Language. by *Will. Marsden*, F. R. S. etc. 1796. 154 S. 4.

Der Vf., ein Liebhaber der Sprachkunde nach ihrem ganzen Umfang, hat sich die Mühe genommen, die Titel der Wörterbücher, Grammatiken und Alphabete von allen Sprachen — ausgenommen das hebraische, griechische und lateinische und die neuern vom Lateinischen und Gothischen abstammenden Sprachen — auf zweyerley Weise, zuerst nach den Verfassern, alsdann nach den Sprachen selbst und in der Zeitordnung, zu sammlen. Ausgelassen wurden die jetzt genannten bekannteren Sprachen, weil sie das Werk unnützig vergrössert haben würden. Auch das Russische hatte, sagt der Vf., wegen der grossen Erweiterung, welche es seiner jetzigen hohen Beschützerin dankt, beynahe weglassen müssen. Blos zur Beförderung des Slavonischen unter den Ausländern hat Er es noch unter der Classe der unbekannteren Sprachen, welchen allein sein Werk bestimmt ist, mit angeführt. — So respektsvoll weiss in England selbst ein Philolog die grosse nordische Allianz des Brittischen Königs zu ehren!

Den Stoff seiner Sammlung nahm der Vf. nicht blos aus seiner eigenen beträchtlichen Bibliothek. Er zeigt zugleich an, welche Werke ihm durch die Bibliotheken des Brittischen Museums, der königl. Societät, des Königs selbst und der Bodleyanischen zu Oxford bekannt geworden sind. Unter den übrigen Quellen ist auch B. R. Bibliotheque du Roy. Auf dem ersten Blatt wird dies für jetzt durch „*Parisian Library*" erklärt.

Der erste alphabetische Catalog geht auf gebrochenen Columnen bis S. 82. und erhält S. 153. 54. noch ein Supplement. Er ist in den zweyten natürlich wieder ganz eingetragen. Doch findet Rec. hier einiges, was dort nicht bemerkt ist, und umgekehrt. Z. B. S. 44. ist die neue Ausgabe von Meninsky 1780. 82. angegeben, im chronologischen Catalog S. 151. nicht. Der Vf. selbst tritt unter den Schriftstellern dieser Gattung auf durch seine *History of Sumatra.* (Lond. 1783. 84. 4.) durch welche die dortige Sprachen erläutert werden.

Die Sprachen, für deren Literatur diese Sammlung verdienstlich wird, hat der Vf. auf folgende Art classificirt. *Americanische* — *Arabisch* — *Armenisch* — *Cantabrisch* oder Biscayisch — *Canting* oder Rothwelsch — *Celtisch* — *Chinesisch, Tunkinisch, Japanesisch* — *Coptisch* — *Englisch*, nämlich das altenglische und schottische, auch nach den Provinzialunterschieden und der gelehrten Sprachforschung — *Epirotisch* — *Aethiopisch* — *Finnisch* mit dem *Hungrischen, Lappischen* und *Esthnischen* — *Georgianisch* — *Neugriechisch*, nebst den Dialekten und Etymologischen Sprachforschungen — *Neuholländisch* — *Hottentotisch* — *Lateinisch* nach der Vulgärsprache und den späteren Dialecten — *Malayisch* mit den Javanischen, Philippinischen, und Madagaskarischen — *Mauritanisch* — *Negro-Casserisch* — *Persisch* mit dem *Kurdischen, Zend* und dem *Palmyrenischen* (welches letztere übrigens, wie bekannt, als *althebräisch* aufgeführt seyn könnte!) *Punisch* oder Phoenizisch (wobey die nämliche Anmerkung statt findet.) — *Sanskrit* mit seinen Dialekten, worunter auch Zigeunisch — *Scandinavisch* und Mösogothisch — *Siamesisch, Burmanisch, Peguanisch* — *Sclavonische Dialekte, Südseesprachen* — *Syrisch* mit dem *Samaritanischen* (und Chaldäischen) — *Tamulisch, Malabarisch, Telingaisch*, oder Telugisch, *Kanariniisch, Singalesisch* — *Tatarische* Dialekte — *Teutonische* (altdeutsche) *Dialekte* — *Türkisch.* — — Die *sehr gemischten Polyglottenschriften* haben überdies ein eigenes Fach.

Wer mit wenigen Blicken überſehen will, für welche Sprachen hier nicht geſammelt ſey, den wird z. B. das in *Gatterers* Univerſalhiſtorie aufgeſtellte Sprachenſyſtem an die Supplemente, welche hier noch zu wünſchen wären, und auch an eine zum Theil richtigere Zuſammenſtellung der verwandten Spracharten leicht erinnern. Doch finden wir wirklich auch manches, was zu fehlen ſcheint, nur an ſolchen Stellen, wo man es weniger erwartet, eingetragen. Der Fleiſs des Vfs. verdient die Aufmerkſamkeit, daſs wir über das Detail wenigſtens einige Bemerkungen machen. Unter den Schriften über die arabiſche Sprache überhaupt könnte weit oben an ſtehen *Ed. Pocock* Orat. de linguae arab. ortu et progreſſu, vor ſeiner Ausg. von Tograi. Oxon. 1661. Unter den älteſten arab. Grammatiken fehlt auſser den bekannteren von *Spey* und *Clenard* auch Introductio in linguam arab. conſcripta a *Bathol. Radtmanno*, Acad. Francof. Prof. Publ. Francofurti typis exſcripſit Andr. Eichorn. anno ultimi temporis MDIIXC. (4.) Dieſes Werkchen von 34 S. hat das eigene, daſs die arabiſchen Buchſtaben und ſelbſt das Alphabeth durchgehends nicht gedruckt, ſondern geſchrieben ſind. Der Vf. hatte vorzüglich durch einen Kriegsgefangenen und nachher getauften Araber, *Paulus Wälich*, ſeine arab. Kenntniſſe erweitert, auf welchen er ſich öfters beruft. Von *Erpenii* Rudimenta linguae arab. iſt editio emendatior von 1628. *Erpenii* Grammatica arab. *ed. Alb. Schultens*. Lugd. B. 1748. 4. iſt im chronologiſchen Index überſehen, obgleich Erpenii arab. Grammatik abgekürzt von J. D. Michalis angegeben iſt. Auch von dieſer iſt die Umarbeitung: *J. D. Michaelis arab. Grammatik. Göttingen* 1781. 8. nicht eingetragen. Am Ende wäre *Volney's* Simplification des langues orientales beyzufügen (à Paris de l'Imprimerie de la Republ. l'An. III.) Als Zuſatz zur Literatur der arab. Lexikographie iſt merkwürdig. *Th. Chr. Tychſens* Nachricht aus *Joſeph. Scaligeri Theſaurus Linguae arab.* (Mſ. vom J. 1597.) welche ſich in *Paulus* neuem Repertorium für bibl. und morgenl. Literatur III Th. S. 256—280. findet. Zur Probe iſt aus dem Buchſtabe *he* ausgehoben, was ſich bey Rapheleng und Golius nicht findet. Eine Copie iſt auf der Göttingiſchen, das Original auf der Leydenſchen Bibliothek. ſ. den Catalog der letztern Bibliothek (1716. fol.) S. 464. Nr. 1359. Bey der *Syriſchen* Sprache S. 143. kann beygefügt werden *O. G. Tychſenii* Elementale Syriacum. (Roſtoch. 8. 1793.) welches eine kurze Grammatik, Leſeübungen, ein Vocabularium und mancherley aramäiſche Schriftproben enthält und in der That, wenn Mannichfaltigkeit und Kürze zugleich billig geſchätzt werden, das brauchbarſte Elementarbuch im ſyriſchen iſt. Am wenigſten dürfen bey den Aramäiſchen Dialecten ausgelaſſen werden *Inſtitutiones Aramaeae* von *Alb. Schultens*, welche als opus imperfectum bis S. 224. gehen. Bey dem Aramäiſchen wird mit Recht auch Notiz über die *Zabiſche* Sprachkunde eingemiſcht. Daſs in Melchiſ. Thevenots Reiſen (Paris, fol.) ihr Alphabeth vorkommt, iſt im zweyten Catalog nachzutragen. Bey dem *Puniſchen* Fach iſt zu unſerm Erſtaunen *Dutens* Explication de quelques medailles .. Grecques et *Phèniciennes* (Lond. chez John Thane 1773. 4.) übergangen, deſſen Alphabet Phènicien, Punique et Sicule-punique auf der dritten Kupfertafel, nebſt den Autorités, ſur lesquelles eſt fondé l'Alphabet Phènicien bis jetzt das beſte in dieſer Art iſt. Noch weniger hätten wir gedacht, daſs wir uns nach *Swinton's* Diſſertationen über Puniſche und Palmyreniſche Schrift, welche in den Transactionen der königl. Societät ſelbſt ſtehen, umſonſt umſehen würden. S. 60 und 128. iſt nicht *Sappuhnius* ſondern *Spohnius* zu leſen. — —

Ueberhaupt darf — denn Rec. möchte den Beweis der Nothwendigkeit vieler Zuſätze nicht gerne weitläufiger ausführen — die Mühe des gelehrten Vfs. für das geſammelte Dank erwarten, in ſo fern es Nachträge erleichtert und gewiſs jeden Nachträger auch an manches erinnern wird, was er ſelbſt entweder nicht gewuſst oder überſehen haben würde.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Halle*, in d. Rengerſchen Buchh.: *Einfacher und nützlicher Unterricht für Landleute oder verbeſſerte Methode der Behandlung des Ackerlandes. Mit einigen Bemerkungen über Waſſerleitungen, Umzäunungen und Verbeſſerungen der Landſtraſsen und Feldwegen. Landedelleuten und Pächtern gewidmet von Johann Hodskinſon.* A. d. engl. mit Anmerkungen. 1796. 3 Bog. 8. Der deutſche Landwirth ſoll aus dieſen paar Bogen nicht viel Neues lernen. Der Hauptkunſtgriff, worauf ſich der Vf. was zu Gute thut, ſoll darinn beſtehen: daſs durch die hier vorgeſchriebene Kultur der Acker in *vier* Jahren *fünf* Aerndten geben ſoll, nämlich wenn in die ungebrachte Winterſtoppel ſogleich Rüben geſäet werden. Ein längſt bekannter Prozeſs, der in kleinen Wirthſchaften empfehlenswerth, im Groſsen aber ſchwürig iſt. Die Anweiſung zu den unterirdiſchen Waſſerleitungen war dem Rec neu, und hat, wo der Boden es erlaubt, ſeinen ganzen Beyfall. Vielleicht ſind mehrere deutſche Landwirthe mit Rec. in eben dem Fall, und dann werden ihnen die paar Groſchen für dieſe kleine Piece, wenn ſie auch weiter nichts daraus lernen ſollten, nicht gereuen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. Februar 1797.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Schöne: *Observationes ad jus Porussicum commune.* Scripsit *C. L. Paalzow.* Fasciculus II. 1796. 90 S. 8. (12 gr.)

Dieses Heft enthält, unter fortlaufenden Numern, folgende Observationen: Obs. 16. *De legum interpretatione.* (*v. Allg. Landr. Einl.* §. 50—54 u. *allg. Ger. O. Th. I. Tit.* 13. §. 32—35.) Obs. 17. *De lethalitate vulnerum et inspectione cadaveris* (*zum A. L. R. Th. II. tit.* 20. §. 809) Obs. 18. *De Ex-Clerico copulante et baptizante.* (*zum A. L. R. Th. II. tit.* X. 76. 82. *et tit.* XI. §. 105. 106.) Obs. 19. *De jure formulario.* (*ad* §. 20. *tit. V. P. I. der A. G. O.*) Obs. 20. *De jure civium examinandi leges.* (*ad* §. §. 151—156. *tit.* 20. *P. II. des A. L. R.*) Obs. 21. *De veneficio.* (*ad* §. 859. *l. c.*) Obs. 22. *De aetate nuptias contrahentium.* (*ad* §. 37. *tit. I. P. II. des A. L. R.*) Obs. 23. *De jure patronatus.* (*ad* §. §. 327. 329 sqq. et 587. *tit. II. P. II. des A. L. R.*) Obs. 24. *De clerico agrum colente.* (*ad* §. §. 94 95. *tit.* XI. *P. II. des A. L. R.*) Obs. 25. *De juribus furiosorum et mente captorum.* (*ad* §. 13. *tit.* XVIII. *P. IV. des A. L. R. und ad tit.* 38. *P. I. der A. G. O.*) Obs. 26. *De forma juramenti.* (*ad* §. 245. *tit. X. P. I. der A. G. O.*) Obs. 27. *De duello.* (*ad* §. §. 667—673. *tit.* XX. *P. II. des A. L. R.*) Obs. 28. *De lupanaribus.* (*ad* §. 1000 sqq. *tit.* XX. *P. II. des A. L. R.*) Der Vf. verräth eine sehr gute Kenntniss der ältern und neuern Literatur. Mit seinen Erinnerungen gegen die neuere preussische Gesetzgebung sind wir zwar nicht überall einverstanden. Indessen ist manche Bemerkung sehr fein, und kündigt den Vf. als einen denkenden Mann an. Auch die Sprache in diesem Hefte ist gröfstentheils correct, den ernsten Gegenständen entsprechend; und nur hie und da blickt der Satyr durch. — Als Belege zu diesem Urtheile mögen folgende Stellen dienen: Obs. 16. p. 13.: „*Summa rei* (*de legum interpretatione*) *versatur circa dispositionem, quam in Introduct. juris communis legimus,* §. 50—54., *et in Ordinat. Processs. tit.* 13. §. 32. 35. *Cum forte quidam lectores hos libros non ad manus habent,* (besser wohl *habeant*) *integre dispositionem Jur. Com. adscribam.* Bey Entscheidungen streitiger Rechtsfälle darf der Richter den Gesetzen keinen andern Sinn beylegen, als welcher aus den Worten und dem Zusammenhange derselben, in Beziehung auf den streitigen Gegenstand oder aus dem nächsten unzweifelhaften Grunde des Gesetzes deutlich erhellt. §. 51. Findet der Richter den eigentlichen Sinn des Gesetzes zweifelhaft; so muss er, ohne die processführenden Partheyen zu benamen, seine Zweifel der Gesetzcommission anzeigen, und auf deren Beurtheilung antragen. §. 52. Der anfragende Richter ist zwar schuldig, den Beschluss der Gesetzcommission bey seinem folgenden Erkenntnisse in dieser Sache zum Grunde zu legen; den Partheyen bleiben aber die gewöhnlichen Rechtsmittel dagegen unbenommen. §. 53. Findet der Richter kein Gesetz, welches zur Entscheidung des streitigen Falls dienen könnte; so muss er zwar nach den in dem Gesetzbuche angenommenen allgemeinen Grundsätzen, und nach den wegen ähnlicher Fälle vorhandenen Verordnungen, seiner besten Einsicht gemäss erkennen. §. 54. Er muss aber zugleich diesen vermeyntlichen Mangel der Gesetze dem Chef der Justiz sofort anzeigen. *Huic dispositioni praecipue ratio addenda fuisset, dum dominibus, quibus non licuit adire Corinthum, haec lex praecipue interpretatione egere videtur. Si judex casum, quam nulla lex scripta decidit, sua sententia dirimere potest, non video, quare non obscurae legi ex ratione, et analogia juris lucem accendere queat? Fortasse legem II. Cod. de legibus, suasores ante oculos imbuerunt. Cui usui est interpretatio authentica, si ab ea ad judicium provocare licet? Quid veniet, si secunda instantia judicii authenticam interpretationem reprobat? Si porro contra sententiam secundae instantiae ad remedium revisionis provocatur, quis tunc succumbet? Ex rerum natura semper victoriam reportabit, pro quo legum latores steterunt. In hac enim instantia, duobus, vel tribus membris summi judicii exceptis, sunt judices, qui in prima legumlatores erant. Quot decisiones post paucos annos collectio contineret, si judices omnes casus, vel plane non, vel dubie decisos, collegio, quod legum ferendarum causa est constitutum, ad dirimendum proponerent? Non malo omine negligunt legem. Cui bono foret collectio, quam populus nullo modo, quid dicam? ne judex quidem in promtu habere posset? — Ulterius progredior: Quis serio credet, populum nostrum systema juris, quia germanico idiomate conscriptum est, melius intelligere, quam ista corpora jurium latina? Ad hunc Finem quodammodo adsequendum, imprimis necesse fuisset, ut causae juridicae, quantum possibile est, simplificatae, et omnes exceptiones, quantum fieri potest, evitatae essent. Ex adverso enim prolixitudo venit, quae lectores a libro deterret, cui malo epitomae et summaria nec consulunt, nec provident. Pauperculi enim, qui vix calendarium sibi comparare possunt, non ement, nec, si emerint, intelligent; nec, si intelligant, ex iis solatium hauxient. Constit. Crim. Carol. germanica conspicua, prae caeteris legibus utilissima cognitu plebejis continet; age quaeso? et quaere inter omnes colo-*

*nos, an vel unus libellum habeat paucis tantum pagillis conſtantem et triobolo comparandum? Sperant, ut ſcribit Hommelius, hujusmodi catechismorum architecti, nebuloſa illuſtrari catechismis poſſe ruſticorum capita; ſed, credant mihi, obſcurabuntur, et intelligendo minus etiam, quam nunc, intelligent; immo abnormi hac ſua ſapientia inflati, lites ſuſcitabunt frivolas et ſtultas, de quibus numquam cogitaſſent. An numerus litium poſt publicatum ſyſtema imminuatur, vel augeatur, dedicent, qui catalogos et indices actionum ſcribunt.*" Dafs die Anzahl der Proceſſe mit jedem Jahre auffallend zunimmt, iſt zwar richtig; Rec. glaubt aber nicht, dafs der Grund davon in der neuern preufsiſchen Geſetzgebung liege; er ſucht ihn vielmehr in der mit jedem Jahre wachſenden Bevölkerung und dem eben dadurch vermehrten Verkehre, in dem zunehmenden Luxus u. dgl. m. Ueber allerhand einzelne Behauptungen des Vf., die ſchwerlich gegründet ſind, können wir hier nicht weitläuftig ſeyn; z. B. S. 17., dafs kaum der 20ſte Theil des neuern preufsiſchen Rechts vom gemeinen Rechte abweiche. Die Verſchiedenheiten ſind gewifs beträchtlicher. Auch iſt manche Betrachtung des Vf. zwar vom *allg. Geſetzbuch*, aber nicht vom Landrecht, mehr gültig. So iſt die vom Vf. (Obſ. 29.) erwähnte im allgemeinen *Geſetzbuche* enthaltene Verordnung gegen die *Hageſtolzen* aus dem allg. *Landrechte* weggelaſſen, und die *Heirath zur linken Hand* gar ſehr erſchwert worden. Dafs (nach Obſ. 24.) unſre Geſetzgeber es nicht gern ſähen, wenn der Geiſtliche ſeinen Acker ſelbſt baue; das dürfte wohl niemand, auſser Hn. *P.*, ſo ſcheinen. Die Geſetzſtelle lautet folgendergeſtalt: „Wenn ihnen — den „Geiſtlichen — der Genufs gewiſſer Grundſtücke zu „ihrem Unterhalte angewieſen worden, ſo mögen ſie „deren Cultur und den Abſatz der darauf gewonnenen Erzeugniſſe ſelbſt beſorgen. Auſserdem dürfen „ſie nur unter Genehmigung ihrer Obern, und nur in „ſo fern, als es ohne Vernachläſſigung ihres Amtes „geſchehen kann, ſich mit der Landwirthſchaft beſchäftigen.") — Die ganze Obſ. 25. enthält viel Wahres. Sehr auffallend iſt es beſonders, dafs die *allgemeine Gerichtsordnung tit.* 38. *Th. I.* zwar verordnet, wie es mit der *Bevormundung* der Raſenden und Wahnſinnigen gehalten werden ſolle, aber *des* doch gewifs ſehr häufigen Falles, wenn ein Raſender oder Wahnſinniger geneſet, und deshalb auf ſeine *Entlaſſung* aus der Vormundſchaft anträgt, gar nicht gedenkt. — Rec. wünſcht dieſem ſehr leſenswerthen Werkchen ein recht groſses Publicum, das es indeſſen wohl ſchwerlich finden dürfte, weil das Leſen der lateiniſch geſchriebenen Bücher immer viele Schwierigkeiten findet.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetſchke: *R. F. Terlinden(s) Vorbereitung zur juriſtiſchen Civil-Praxi(s) in den preufsiſchen Staaten*, als Einleitung zum Studio der allgemeinen Gerichtsordnung für die preufsiſchen Staaten. 1796. 271 S. gr. 8. (18 gr.)

Es iſt ſehr richtig, dafs, ſo wie die Rechtsgelehrſamkeit überhaupt ohne eine *allgemeine* Vorbereitung, auch ein jeder beſonderer Theil derſelben ohne eine *beſondere* Vorbereitung nicht ordentlich gelehrt und gründlich erlernt werden kann. Dies gilt alſo auch von der praktiſchen Civilrechtsgelehrſamkeit, oder der Theorie der juriſtiſchen Civilpraxis in den preufsiſchen Staaten. Sie ſetzt gewiſſe Vorkenntniſſe voraus, die derjenige, welcher ſie nach den Grundſätzen der allgemeinen preufsiſchen Gerichtsordnung mit Nutzen ſtudieren will, ſchlechterdings nicht entbehren kann. — Der Vf. hat dabey ſein Augenmerk vorzüglich auf diejenigen gerichtet, welchen er als Auscultatoren oder Referendarien bey dem Groſsgerichte zu *Soeſt* während ihrer Vorbereitungsjahre einen theoretiſch-praktiſchen Unterricht nach Anleitung der preufsiſchen Gerichtsordnung ertheilt. Das Rühmliche dieſer Arbeit wird durch die Beſcheidenheit, mit welcher der Vf. von derſelben ſpricht, gewifs nicht wenig erhöht. „Es iſt," ſagt er in der Vorrede, nur ein „Verſuch und mehr nichts, dem ich mit der Zeit mehrere Vollkommenheit zu geben gedenke. Vielleicht „finden ſich indeſſen angehende Rechtsgelehrte ohne „ſachkundige Rathgeber und Führer, die ſich freuen, „einen brauchbaren Fingerzeig in dieſer wenig bedeutenden Schrift aufhaſchen zu können, wie ſie auf einem leichten und ſichern Wege ſich zu geſchickten „Praktikern bilden ſollen, und hiedurch werde ich „mich für dieſe Arbeit hinlänglich belohnt halten. „Uebrigens wünſche ich, dafs auch dieſer Verſuch „den Beyfall der Kenner, deren Erinnerungen mir „allezeit angenehm ſeyn werden, erhalten möge." Das Werk zerfällt in *ſechs* Abſchnitte, *der erſte* handelt von der juriſtiſchen Civilpraxis in den preufsiſchen Staaten überhaupt; *der zweyte* von den Quellen, aus welchen die Grundſätze der juriſtiſchen Civilpraxis in den preufsiſchen Staaten I, bey der Verhandlung der Sachen der ſtreitigen Gerichtsbarkeit, (hier liefert der Vf. eine ſehr gut gearbeitete gedrängte *Geſchichte der preufsiſchen Juſtizverfaſſung.*) II, bey unſtreitigen Rechtsgeſchäften zu entlehnen ſind; *der dritte* von den Hülfsmitteln der juriſtiſchen Civilpraxis in den preufsiſchen Staaten, und zwar I, von der Kenntnifs der Provincial- und ſtatutariſchen Rechte, II, von der Kenntnifs ſolcher Schriften, welche Anweiſung zur *theoretiſchen* preufsiſchen Civilrechtsgelahrtheit enthalten, III, von den *praktiſchen* Schriften der preufsiſchen Civilrechtsgelahrtheit, IV, von den beſondern Hülfsmitteln zur Kenntnifs der juriſtiſchen Civilpraxis in den preufsiſchen Staaten; wohin der Vf. 1) die Kenntnifs der deutſchen Sprache, 2) die Kenntnifs anderer lebenden Sprachen, 3) die Erlangung einer juriſtiſchen Erfahrung, 4) das Leſen guter juriſtiſcher Caſualſchriften, 5) wirkliche praktiſche Uebungen rechnet. *Der vierte* Abſchnitt handelt von der beſondern Methode, die juriſtiſche Civilpraxis in den preufsiſchen Staaten zu lehren und zu lernen; *der fünfte* von den verſchiedenen Civilgerichten, worin die juriſtiſche Civilpraxis getrieben wird, und den Gerichtsinſtanzen in den preufsiſchen Staaten; (die in dieſem Abſchnitte enthaltenen Nachrichten findet man gröſstentheils, nur anders geordnet, ſchon in dem

dem bekannten *Handbuche für den preufsischen Hof und Staat.*) Der *sechste* Abschnitt enthält allgemeine Bemerkungen und Regeln über die Betreibungsart der verschiedenen in der juristischen preufsischen Civilpraxis vorkommenden Geschäfte.

Gegen diesen Plan, in welchem die *Nettelbladtische* Schule nicht zu verkennen ist, finden wir nichts Wesentliches zu erinnern. Auch die *Ausführung* des Plans ist *gröfstentheils* gut gerathen. Im *Einzelnen* ist aber manches zu erinnern. Dies gilt vorzüglich von denjenigen Nachrichten, welche *Provincial- und statutarische Verfassungen* zum Gegenstande haben. Besonders hätte man doch von einem Manne, der in *Westphalen* einheimisch, und dem sogar die Ausarbeitung des Entwurfs zum Provincialgesetzbuche übertragen ist, in Ansehung der Nachrichten von *westphälischen* Verfassungen mit Recht gröfsere Genauigkeit verlangen können. Rec. ist kein westphälischer Jurist; es sind ihm aber von zweyen würdigen Rechtsgelehrten, welche Gelegenheit hatten, die Verfassung der westphälischen Provinzen praktisch kennen zu lernen, einige darauf sich beziehende, gewifs gegründete, Erinnerungen und Bemerkungen mitgetheilt worden, die hier ohne Zweifel so ganz an ihrem Orte stehen: — Die §. 47. angeführte *Clev - Märkische* lutherische Kirchenordnung ist nicht vom J. 1667, sondern vom 6ten August 1687 datirt. — Da der Vf. in diesem §. der Criminalordnung gedenkt; so hätte er auch des *Brüchtenreglements vom J.* 1719 und der in Absicht der Brüchtenreglements ergangenen Verordnung vom J. 1740 Erwähnung thun sollen. Unter den übrigen Provincialgesetzen hätten noch folgende angeführt zu werden verdient: 1) die Concordate mit *Münster*, *Cölln*, *Geldern*, *Jülich* und *Berg* etc., welche die Verhältnisse der Unterthanen dieser Provinzen gegen *Cleve* und *Mark*, besonders in wie weit wechselseitig gegen sie Arrest verfügt werden könne, bestimmen, und daher keinem praktischen Juristen daselbst unbekannt seyn dürfen; 2) das Edict wegen Abstellung der Misbräuche bey den Jurisdictionsgerichten, vom J. 1736. 3) Die Verordnung vom J. 1770, nach welcher bey Auseinandersetzungen zwischen den Pächtern der Bauerhöfe und ihren Kindern allemal die Gutsherrschaft zugezogen werden soll; 4) ist zu bemerken vergessen worden, dafs die *Mindensche* Vormundschaftsordnung vom J. 1752 auch der *clevischen* Regierung als Vormundschaftscollegium zur Befolgung vorgeschrieben ist, und dafs auch in Vormundschafts- und Ehesachen das Project des *Corporis juris Fridericiani* vom J. 1748 Anwendung findet. — Zu §. 57., welcher von *Meursischen* Provincialgesetzen handelt, ist zu bemerken, dafs von der hier angeführten *cölnischen Rechtsordnung* — welche eigentlich vom J. 1630 datirt ist, — nur einige §§. von der Erbfolge unter Eheleuten und von der unter ihnen bestehenden Gemeinschaft des Erwerbs, durch Observanz angenommen sind. — Zu §. 59. hätte die *Mindensche Vormundschaftsordnung* angeführt, und zu §. 60. bemerkt werden sollen, dafs in der Grafschaft *Ravensberg* in Ansehung der Intestaterbfolge die *Jülich- und Bergische Rechtsordnung* des Herzogs *Wilhelm* als Provincialgesetz gilt. — Das §. 69. angeführte Werk: D. *Joh. Christ. Woltär allgemeine Grundsätze des preufsischen Rechts.* Halle, 1795., ist, unter *diesem* Titel, nie herausgekommen, sondern blofs im Mefskatalog von 1795 angezeigt worden. An die Stelle dieses Werkes ist wahrscheinlich die in der Michaelmesse 1796 erschienene: *Einleitung zum allgemeinen Landrechte* 1ter Theil, von *Woltär*, getreten. — In §. 77. ist anzuführen vergessen worden: *Ausführlicher Auszug alles dessen, was in dem allgemeinen Landrechte für die preufsischen Staaten den protestantischen Prediger besonders angeht.* (Dortmund, b. Blothe) 1795. — Zu §. 129. (von der Gerichtsverfassung in der *Altmark*) ist zu bemerken, dafs die Güter der Oberhofmeisterin *von Kanneberg* auf die Generalin *von Kahlden* vererbt sind. — Bey §. 134. (von der Gerichtsverfassung der *Clev - Märkischen Untergerichte*) ist nicht abzusehen, warum die Landgerichte und das Gröfsgericht zu *Soest* unter besondern Numern vorkommen, da sie doch zu den *königlichen* Gerichten gehören, unter welchen sie die wichtigsten sind. In der zu diesem §. gehörenden *zweyten* Anmerkung würde der Vf. statt des darinnen enthaltenen Auszugs aus dem *Jurisdictionsreglement für den Gröfsrichter zu Soest vom 4ten März* 1779 vielleicht zweckmäfsiger die ganz besondere Verfassung der *Clev - Märkischen* Untergerichte, z. B., dafs sie auch über alle sonst eximirte Grundstücke die Gerichtsbarkeit ausüben, und die Hypothekenbücher führen etc., auseinander gesetzt haben. — *Not.* 3. *Emmerich* und *Lobith* machen nur *ein* Gericht aus, und bey *Lobith* hätte wohl bemerkt werden sollen: „*mit Ausschlufs der Zollkammer,*“ weil diese unter dem Landgerichte zu *Cleve* steht. — *Not.* 4. Hier müfste das *Stadtgericht* zu *Soest*, dessen Not. 2. gelegentlich gedacht ist, mit benannt seyn. Ferner fehlen hier das Stadt- oder Schultheifsengericht zu *Duisburg*, das Stadtgericht zu *Blankenstein*, und das zu *Plettenberg* aufser dem königlichen Gerichte besonders bestehende Stadtgericht. — *Not.* 5. Bey den *märkischen Jurisdictionsgerichten* sind übergangen. *Grünberg*, *Obermafsen*, *Rhade*, *Opherdike* und *Hoinghausen*. *Haaren* und *Untrop* sind nicht zwey verschiedene Gerichte, sondern nur *eins* unter dem Namen *Haaren - Untrop*. Das Schultheifsgericht zu *Bochum* kann nicht, wie Not. 2. geschehen ist, zu den *königlichen*, sondern es mufs zu den *Jurisdictionsgerichten*, (unter welcher Benennung *Patrimonialgerichte* zu verstehen sind,) gerechnet werden. Zu diesem §. 134. hätte der Vf. auch noch anführen können, dafs, in Gefolge einer Verordnung vom J. 1756 die Polizeymagistrate in den Städten, wo keine Gerichte etablirt sind, in Sachen bis 5 Thaler die Gerichtsbarkeit ausüben. — Zu §. 139. (von der Gerichtsverfassung im Fürstenthume *Meurs*) Die Jurisdiction des königlichen *Holzgerichts der Heesebusch - Societät* ist im Rescripte vom 16ten April 177[illegible] näher bestimmt. Dem *Landgerichte zu Crefeld* steht, zufolge des Rescripts vom 3ten May 1771 gewissermafsen eine Cognition in dortigen *Ehesachen*.

und die Rechtspflege über dortige königliche Bediente zu. — Was §. 207. No. 1. und 2. von der *äussern* Form eines Protocolls gesagt wird, dass man sich nämlich dazu eines halb gebrochenen Foliobogens bediene, dass die Eine Hälfte leer gelassen, und das Protocoll selbst auf die andere Hälfte rechter Hand geschrieben werde, ist viel zu willkührlich und zufällig, um zu den *Bestandtheilen* eines Protocolls gerechnet werden zu können. — Der lange Gemeinspruch §. 235. hätte in wenig Worten zusammengezogen werden können. Wenn der Vf. insbesondere am Schlusse sagt: „Er, „der würdige Rechtsgelehrte, wird es vom Anfange „seiner juristischen Laufbahn, bis er das ihm vorge„steckte Ziel zurückgelegt hat, nie vergessen, dass „strenge und *gewissenhafte*, stets *mit Wahrheitsliebe „verbundene*, Rechtschaffenheit in allen Fällen die „sicherste Politik sey, und dass alle Regeln von dem „sittlichen Verhalten eines Rechtsgelehrten, so viel „ihrer auch immer seyn mögen, sich in der einzigen, „allgemein sichern, ohne Ausnahme anwendbaren und „ihre Befolger stets beglückenden Weisheitsregel ver„einigen: *Thue recht, und scheue niemand*;" so ist das zwar sehr beherzigungswerth und gewiss sehr gut gemeynt; man möchte aber wohl fragen: ob sich denn auch *gewissenlose*, mit Wahrheitsliebe *nicht* verbundene, *Rechtschaffenheit* denken lasse?

## PHYSIK.

Schleswig, b. Röhss: *Des Hn. A. W. Hauch*, Ritters vom Danebrog etc., *Anfangsgründe der Experimental-Physik*. Aus dem Dänischen übersetzt von *L. H. Tobiesen*. Zweyter Theil. 1796. 326 u. 22 S. 8.

Der Uebers. sagt ganz treuherzig am Schlusse der Vorrede, er wünsche nichts so sehr, als dass dieser zweyte Theil seiner Uebersetzung besser gerathen seyn möge, als der erste Theil. Einen Beweis seiner Eilfertigkeit und Unkunde des Gegenstandes liefert er selbst durch eine grosse Menge Verbesserungen zum ersten Theile, die über 3 Seiten einnehmen, wozu noch halb so viele Seiten an Druckfehlern kommen. Wir wollen hoffen, dass er bey dem zweyten Theile sorgfältiger verfahren sey. Der Corrector ist nicht sorgfältiger gewesen, wie es ein flüchtiger Blick auf die Bogen zeigt. Vielleicht mag ihn bisweilen die Handschrift des Uebersetzers entschuldigen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Ort: *Die Netto-Brüder*. Ein Lustspiel in einem Aufzuge vom Leibarzt *Pantolphi*; aufgeführt in der Leipziger Jubilatmesse 1796. 48 S. 8. (4 gr.) Die dramatische Einkleidung ist nicht bedeutend, und der Aufwand von Witz und Laune bey dieser kleinen Flugschrift, die selbst dem Titel nach nur darauf berechnet scheint, den zahlreichen Buchhändlern, welche die Messe nach Leipzig zieht, einige leere Augenblicke zwischen ihren Geschäften auszufüllen, ziemlich gering. Die Handlung ist eine Verbindung der übrigen, besonders der Reichsbuchhändler gegen diejenigen, welche nur mit ihrem eignen Verlage handeln, ohne Sortimentshandel zu treiben. (Nettobuchhändler, weil kein Tauschhandel mit ihnen Statt findet, und ihre Rechnungen also ohne Abzug bezahlt werden müssen.) Jene wollen allen Verkehr mit diesen aufheben, bis sie sich zum Büchertausch bequemen, und setzen noch allerley andre Anordnungen zur Verbesserung des Buchhandels fest. Die Nettobuchhändler, von denen einer sein Verhältnis zu den übrigen durch Gründe zu vertheidigen gesucht hat, lachen über das Project als unausführbar, und weiter wird nichts entschieden. Die Sache scheint hier mit einer gewissen Partheylichkeit gegen die sogenannten Nettobrüder behandelt zu seyn: sie verdiente aber eine gründliche Erörterung. Vielleicht würde man alsdann auf ein ganz entgegengesetztes Resultat kommen: dass es nämlich für den Buchhandel, hauptsächlich aber für die Literatur, die grössen Vortheile gewähren würde, nicht den Verlag und Sortimentshandel durchaus zu verbinden, sondern beide durchaus zu trennen. Fast in keinem andern Fache ist der Handel im Grossen ein so ganz von dem Vertrieb im Kleinen verschiednes Geschäft, als grade in diesem. Der Verlag erfodert, um auf eine gründliche und umfassende Art geführt zu werden, gelehrte Kenntnisse, Geschmack, ausgebreitete Verbindungen, grosse typographische Anstalten u. s. w.; der Sortimentshandel nichts von dem allen, und wenn der Monarch, welcher den Buchhandel mit der Käsekrämerey verglich, nur diesen damit meynte; so that er ihm gewiss nicht Unrecht. Ein nothwendiger Tausch bey Waaren von einerley Art; nur von verschiedner Güte ist etwas widersinniges: der, welcher die schlechtesten bringt, ist dabey immer im Vortheile. Eben die Schlechtigkeit der meisten Producte, welche auf die Messe gebracht werden, hat seit einiger Zeit mehrere einsichtsvolle Buchhändler bewogen, sich ganz auf den Verlag einzuschränken. Man wird finden, wenn man unsre Literatur in den letzten Jahren durchgeht, dass die glänzendsten sowohl als die nützlichsten Unternehmungen von ihnen herrühren. Sie sind es, die sich durch grosse Bedingungen um Werke bewerben, welche der Nation Ehre machen, ob ihnen gleich die übrigen Buchhändler wegen ihrer Abneigung gegen baare Bezahlung so wenig Bücher als möglich abnehmen. Hingegen die kleinen Buchhändler an Oertern, die von den Mittelpunkten der Literatur entfernt sind, ohne Mittel mit vortrefflichen Schriftstellern in Verbindung zu kommen, begünstigen in ihrer Nachbarschaft die schlechte und wohlfeile Schriftstellerey, weil sie doch auch ihre Artikel auf die Messe bringen wollen. Der S. 30. gethane Vorschlag: dass keinem Buchhändler erlaubt seyn solle, mehr als sechs Artikel zu jeder Messe zu liefern, ist nicht sonderlich überdacht. *Ein* Artikel ist schon zu viel, wenn er schlecht ist; und die Handelsfreyheit des grossen Buchhändlers, der durch seine Mittel und Verbindungen in den Stand gesetzt wird, weit mehr als sechs gute Artikel zu liefern, würde auf diese Art unbillig beschränkt werden. Ueberhaupt bleiben alle Vorschläge, die Lage des Buchhandels zu verbessern, bis zur Abstellung des Nachdrucks, unausführbar.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 22. Februar 1797.*


## GESCHICHTE.

HALLE, b. Gebauer: *Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten*, von *Ludwig Albrecht Gebhardi*, Kön. Grosbr. u. Churf. Br. Lüneb. Rath u. Professor der Ritterakademie zu Lüneburg. *Erster Band.* 1790. (als Fortsetzung der allgem. Welthistorie der 51. Theil). XXXII u. 446 S. *Zweyter Band.* 1793. (Allgem. Welthistorie 52. Theil). 540 S. *Dritter Band.* 1796. (Allgem. Welthist. 53. Theil). 508 S. 4.

An einer allgemeinen Geschichte der Slaven, die sich nicht blos mit dem eigenthümlichen eines einzelnen Stammes beschäftigt, sondern die Verbindung aller dieser unter sich zu erforschen sucht, die uns ihren allmähligen Uebergang vom Ackermann zum Jäger, zum Freybeuter, zum Krieger, zum Eroberer und endlich zum Staatenstifter bemerklich macht, die uns das Ausgezeichnete ihrer Sitten, das Steigen und Fallen aller besondern Staaten schildert, hat es uns bisher noch immer gemangelt. Aus alle dem, was hierzu bereits Mascov, Assemann, Gerken, Stritter, Schlözer, Gatterer (der in seiner synchronistischen Universalhistorie [Gött. 1771.] den ersten Entwurf einer vollständigen wendischen Geschichte geliefert), und noch einige andere nützlich vorgearbeitet, hat nun unser Vf. mit seiner bekannten historischen Geschicklichkeit ein ansehnlicheres gröseres Gebäude aufgestellt. Ganz eigenthümliche Schwierigkeiten, womit eine slavische Geschichte zu kämpfen hat, veranlasst der gänzliche Mangel an gleichzeitigen Urkunden, und die Verwirrung der mannichfaltigen durch plötzliche Revolutionen erscheinenden und verschwindenden Stämme. Nicht einmal ein slavischer Schriftsteller findet sich vor dem 11ten Jahrhundert. Für das älteste Stück der slavischen Sprache hält man die Bibelübersetzung und die liturgischen Ausarbeitungen des Cyrillus, der im Jahr 863 das erste slavische Alphabeth mit 44 Buchstaben erfunden, welches heut zu Tag das glagolitische heisst. Nur wenige böhmische und dalmatische Urkunden reichen bis ins 13te Jahrhundert. Ueber die älteste böhmische Urkunde des Herzogs Boleslaus vom Jahr 993 im Kloster Brzewnlow ist noch jetzt ein Streit, ob sie ächt, oder doch wenigstens Original sey; und dann auch an lateinischen und slavischen Glossarien zum Verständnis dieser Urkunden leiden wir eben so noch durchaus Mangel. — Es giebt verschiedene Rücksichten, nach welchen die slavischen Völkerstämme abgetheilt werden können. Die erste ist die *Sprachverschiedenheit*. Nach dieser unterscheidet *Schlözer*: 1) Russen. 2) Polen. 3) Böhmen. 4) Sorben. 5) Polaben. 6) Winden. 7) Croaten. 8) Bosnier. 9) Illyrier. Hingegen wieder anders unterscheidet *Gatterer*, nämlich: 1) Russen. 2) Polen. 3) Böhmen. 4) Bulgaren. 5) Illyrier. 6) Südliche und nordliche Wenden. Hr. *Anton* will einen Unterschied zwischen *Slowen* und *Slawen* wissen, zu welchen letztern er die Russen, Böhmen und Krainer rechnet, die Preussen, Wallachen, Letten und Litthauer aber in die Klasse der *Halbslawen* bringt. Eine zweyte Abtheilung läst sich nach den verschiedenen *Oberherrschaften* gedenken, unter welche die slavischen Völker gerathen, z. B. avarische, griechische, fränkische, freye Slaven. Hr. *Schlözer* bestimmt in dieser Rücksicht folgende Arten: 1) Russen; und zwar a) Kiewer, b) Novogoroder, c) Cosacken (?). 2) Polen (Lechen) Schlesien mitbegriffen. 3) Böhmen (Tschechen) Mähren mitbegriffen. 4) Deutsche Slaven (Wenden) und zwar a) südliche Wenden, Krainer, Kärnther, Steiermarker, Friauler; b) nördliche Wenden, Obotriten, Wilzen, Ukern, Sorben, Luzizer. 5) Illyrische Slaven, d. i. Dalmatier, Slavonier, Kroaten, Bosnier, Serben und Rascier. 6) Ungarische Slaven. 7) Türkische Slaven, d. i. Bosnier, Serben, Bulgaren. Nach diesen beiden Abtheilungen würde die Bearbeitung der slavischen Geschichte unendliche Schwierigkeiten haben. Es bleibt also nichts übrig, als eine dritte Abtheilung, *nach der Lage* derjenigen Provinzen, worinn slavische Völker gewohnt oder noch wohnen. Dies sind nun nach *Schlözern*: Russen, Novogoroder, Kosacken (?), Polen, Schlesier, Böhmen, Mährer, Lausnitzer, Obotriten, Wilzen, Ukrer, Sorben, Kärnther, Krainer, Steiermärker, Friauler, Dalmatier, Slavonier, Kroaten, Bosnier, Serbier, Ragusaner, ungarische Slavaken, Bulgaren. Unser Vf. aber legt bey seiner Geschichte folgende Abtheilung zu Grund: 1) Slaven und Wenden vor der Vertheilung in abgesonderte Staaten. 2) Nordische Wenden. 3) Rügen. 4) Pommern. 5) Sorben. 6) Böhmen. 7) Mähren. 8) Schlesier. 9) Polen. 10) Russen. 11) Servier. 12) Bosnier. 13) Nordliche Croaten. 14) Westliche Croaten. Diesem Plan zufolge zerfällt des Vf. slavische Geschichte, in so weit sie dermal schon vor uns liegt, in folgende Bücher. I. *Buch. Geschichte der Wenden und Slaven bis zu ihrer Zertheilung in völlig abgesonderte Staaten.* Wenn der Vf. neben *Gerken*, *Dobner* und *Jordan* auch *Gatterern* mit zu denjenigen rechnet, welche die Wenden für ursprüngliche Sarmaten halten, so sind ihm vermuthlich die vortrefflichen neuern Untersuchungen des letztern über den farma-

tiſchen Urſprung der lettiſchen Völker damals noch nicht bekannt geweſen, aus welchen ſich ergiebt, daſs die Sarmater der Alten einerley mit den heutigen Letten ſind, und in dem ſogenannten Sarmatien neben den weit zahlreichern Letten, Germanen und Finnen ungleich wenigere ſlaviſche Völkerſtämme wohnten. Der Stammname des ſlaviſchen Volks iſt nach des Vf. Vermuthung *Wende*. Dieſen behielten die bey den allgemeinen Wanderungen auf deutſchen Boden zurückgebliebenen Stämme bey. Die Ausgewanderten erhielten den Namen der *Slaven* (Slavinen) und *Anten*. Die *Wenden*, Veneter, gehörten ehemals zum Reich der Skolothen, in deren Sitze nachgehends die Sarmaten rückten. Die älteſten Wenden waren umgeben von den Fennen, Peucinern und Baſtarnen im Oſt und Süden, von den Scirren und Hirren in Weſtpreuſsen und Kurland, den Gothonen in Pommern und Preuſsen, den Burgundionen in Cujavien und Pomerellen und den Ligiern in Polen und Schleſien gegen Weſten und Süden. Raubgeiſt, Wanderungsſucht, die offen vor ihnen da liegenden öde Provinzen der deutſchen Stämme, Anpflanzungen als Koloniſten, gaben Gelegenheit, den wendiſchen Namen weiter auszubreiten. Schon im J. 495 war ein wendiſcher Staat in Böhmen und Mähren gegründet. Bald nach dem J. 500 wurde von denen Wenden, die zwiſchen der Donau und den Quellen der Elbe ſaſsen, der ſchleſiſche Staat geſtiftet. Die Verbindung der kleinen wendiſchen Stämme in den böhmiſchen, ſchleſiſchen und lodomiriſchen Gebirgen hieſs *Weiſs-Croatien* oder *Groſs-Croatien*. Ebentheurer aus dieſem Croatenbund errichteten im J. 640 einen Coloniſtenſtaat in Dalmatien, noch einen andern in der Bulgarey, einen dritten im J. 798 in Servien und endlich einen vierten zwiſchen der Sau und Drau. Ein ſlaviſcher Stamm, die *Lechen*, aus Ungarn nach dem Norden rückend, ſetzte ſich in Polen, Pommern und der Lauſitz feſt. Die *Sorben* kamen ebenfalls aus Polen, aber nicht als Eroberer, ſondern als Coloniſten, in das Land zwiſchen der Elbe, Saale und Oder, als dem an die Sachſen gekommenen Antheil des im 6ten Jahrhundert zertrümmerten thüringiſchen Reichs. Sie breiteten ſich bald bis an die Havel aus, wuchſen ihren ſächſiſchen Zinsherrn über den Kopf, und ihr Land hieſs vom 7ten bis 10ten Jahrhundert *Weiſs-Servien* oder Groſs-Servien. Abgeſonderte Sorbenſtämme ſetzten ſich: 1) Zwiſchen dem ſächſiſchen Erzgebirg, der Pleiſse und an der Mulde. 2) An der Sarvitza und in Roth-Servien (Dalmaten, Slavonier). Noch eine beſondere wendiſche Völkerſchaft, die *Winden* genannt, findet man in Niederkrain, Zilly und Steiermark. Hingegen diejenigen Wenden, wovon ſich in der ältern Geſchichte von Fulda, Wirzburg, Bamberg, Bayreuth, Hohenloh, in Schwaben, am Rhein, im Lobdengau noch deutliche Spuren zeigen, desgleichen die Lüneburger und Altmärker Wenden, ſind keine Wendenſtaaten, ſondern bloſse unterthänige Coloniſten geweſen, ein Umſtand den beſonders einige fränkiſche Geſchichtforſcher ſcheinen überſehen zu haben, wenn ſie aus einzelnen Spuren einer ſlaviſchen Sprache und Sitte, die in ſolchen ehemaligen Colonieen ihren Grund hat, auf eine allgemeine ſlaviſche Religion, allgemeine ſlaviſche Sitten und Verfaſſungen der fränkiſchen Provinzen ſchlieſsen wollen. — Die *Anten* erſcheinen in der Gegend von Groſs-Polen, Roth-Reuſsen, der Ukräne und einem Theil von Ruſsland. Seit dem J. 602, wo die Avaren ſie bezwangen und vertilgten, verſchwindet ihr Name aus der Geſchichte. Mehrere antiſche Stämme wurden auch von den Ungarn vertrieben. Von denen, die ſich nach Norden gewendet, leitet der ruſſiſche Geſchichtſchreiber Neſtor die Völkerſchaften ſeines Vaterlandes ab, aus welchen die polniſche und ruſſiſche Monarchie entſtanden. Der *Slaven* oder Slavinen gedenkt zum erſtenmal ein griechiſcher Schriftſteller im J. 527; ſie hatten ſich des Raubs wegen an die Donau gezogen, und wohnten theils neben den Gepiden, die ſeit d. J. 493 Siebenbürgen beſaſsen, theils gehörten ſie mit zu dem Raubgeſindel der Skamaren in der Wallachey. Im J. 552 beſaſsen ſie alles Land zwiſchen dem wallachiſchen Amt Rumunazi, der Donauveſtung Novä am ſerviſchen Donau-Ufer, dem See Murſa bey Eſſek, dem Dnieſter und der Weichſel und dem Gebiet der Anten. Die Avaren, die ſie ſehr wohl gebrauchen konnten, räumten ihnen Pannonien und andere verlaſſene Provinzen ein. Im J. 596 hatten ſie ſich ganz feſt in Slavonien geſetzt, und in ſelbem Jahr brach ein ſlaviniſch-avariſches Heer durch die Oberpfalz in Thüringen ein. Baiern muſste von ihren Streifereyen viel erdulden. Nach abgeſchütteltem Joch der Avaren entſtanden im 7ten Jahrhundert beſondere ſlaviniſche Staaten in Kroatien, Servien, Bosnien und der Bulgarey. Karl der Groſse brachte die Avariſchen und italieniſchen Slavinen in Friaul und Dalmatien zur fränkiſchen Monarchie. Die *Mähren*, ein den Franken zinsbares Volk, das ſich von den weiſsen Kroaten abgeſondert, erſcheinen zuerſt im Jahr 791. Ihr Reich wurde 899 wieder zerſtört und kam unter die Hoheit der Ungarn und Böhmen. — Die in der Moldau, Wallachey, Siebenbürgen und Ungarn wohnenden Slaven, welche den Avaren nicht gehorchten, wurden im 7ten Jahrhundert von den Chazaren überwältigt, die ſpäterhin ihre Herrſchaft auch über den ſüdlichen Theil von Polen und Ruſsland ausdehnten. Zu den Chazaren flohen die von den Petſchenegen verfolgten Madſcharen und bildeten aus Mähren, Pannonien und einem Stück von Oeſterreich und der Wallachey das ungariſche Reich, welches mehr ſlavoniſch als alt-ungariſch eingerichtet iſt. Die ungariſchen Slavaken gehören faſt zu allen verſchiedenen Völkern, in welche ſich die Wenden jemals vertheilt haben. Es ſind Nachkömmlinge von Serviern, Ratzen, Bosniern, Bulgaren und Morlaken, die ſämmtlich aus dem türkiſchen Gebiet einwanderten, von Croaten, Slavoniern, mähriſchen, polniſchen und deutſchen Slavaken. — Allgemeine ſlaviſche Gottheiten ſcheinen folgende geweſen zu ſeyn: der Czernebog, der Belbog, Suantevit, Radegaſt, die Siewa. Der Perun iſt ein finniſcher Gott. — Ihre Regierungsart hatte eine patriarchaliſche Form und ſehr

charakteristisch sind die Namen, womit sie ihre, meistens nur temporelle Regenten bezeichneten, nämlich Gospodzyn, Hospodar, ein Hausvater, Knes, ein Richter, Woiwoda, ein oberster Feldherr, Ban, ein Herr, Zupan, ein Mitherr, Kral, ein König. Ausser Ackerbau verstanden die Slaven wenig von andern Künsten und Gewerben. Dass sie das Bergwesen stark getrieben, bezweifelt der Vf. aus sehr wichtigen Gründen; und da auch der böhmische König Ottokar den böhmischen Bergbau durch deutsche Bergleute empor zu bringen suchte, so findet Rec. die Vermuthung eines neuern fränkischen Geschichtforschers, dass nämlich der Bergbau am Fichtelgebirg den Slaven seinen Ursprung zu verdanken hätte, ungegründet, wie es denn auch darauf ankommt, ob diejenigen Bergwerksausdrücke, die man für slavisch hält, nicht vielmehr saracenisch sind. — *Zweytes Buch. Geschichte des Reichs der Wenden im nördlichen Deutschland.* Das Reich der Wenden zwischen der Ostsee, Oder, Spree, Elbe und Bille begreift 2 grosse Nationen, nämlich *die* Lutizier oder *Wilzen* und die *Obotriten*, welche sich wechselseitig hassten und verfolgten. Die Obotriten hielten es daher auch aus Hass gegen die Wilzen mit Karl dem Grossen, der sie dafür aus Staatsklugheit zu heben suchte und ihren König Trasiko zum Regenten über alle *östliche Slaven* verordnete, dem sich aber die Slaven zwischen der Elbe und Oder widersetzten. Die *Obotriten* wohnten anfänglich an der Seeküste von Wismar bis Dobran, die sich jedoch nicht tiefer ins Land, als höchstens bis Hagenau, Goldberg und Güstrau erstreckte. Ihr Hauptort hiess Rerey oder Miklinburg, aus dessen Ruinen nachher Wismar entstanden. Mit *Wilze* ist der Name *Welatabe, Lutizier*, gleichbedeutend. Sie stammen aus Neuservien und Taurien, von wo sie im J. 634 durch den Hünnoguduren Fürsten Kovrat bis über die Weichsel vertrieben wurden. Von den 18 Stämmen, die *Helmold* unter den Wenden des nördlichen Deutschlands benennt, rechnet der Vf. folgende zu den Wilzen: 1) Die *Circipaner*, zwischen dem Meer und der Pene, in der Gegend von Wolgast und Demin; zum erstenmal genannt im J. 955; unterwarfen sich 1020 der deutschen Oberherrschaft. Im 13ten Jahrhundert erlosch ihr Name. 2) *Kyziner*, in der nachherigen Herrschaft Rostock; geriethen unter obotritische Botmässigkeit. Ihre vornehmste Stadt hiess Kuszin. 3) *Tholenzer*, ein Theil der heutigen Herrschaft Stargard und des schwedischen Pommerns, seit dem J. 927 dem deutschen Reiche zinsbar. 4) *Redarier*, von der im J. 1121 durch Herzog Lothar verbrannten Stadt Rhetra, dem Sitz des Götzen Radegast benannt, auf dem halben Weg von Hamburg nach Wollin am Tolensee, unweit dem Dorf Prilwitz, ein beträchtlicher Theil der Meklenburg-Schwerin und Strelitzischen Lande und der Priegnitz. 5) *Heveller*, von Brandenburg und Havelsberg bis an die Oder, also ein Theil der Mittelmark und Priegnitz; Hauptort Brandenburg. Zu ihnen gehörten: die *Stoderaner* bey Brandenburg — die *Brizaner*, in der Gegend von Prizwalk und Prizlava — die *Williner* im Lande Barnim bey Fehrbellin. 6) Die *Ukrer*, in der heutigen Ukermark. 7) Die *Leubuser*, wo Leubus; gehörten nicht zu dem nachher entstandenen wendischen Reich, sondern damals zum Herzogthum Polen. 8) Die *Smeldinger*, seit 809 Polabinger genannt, im heutigen Fürstenthum Lauenburg, Ratzeburg, Grafschaft Schwerin und einem Stück von Meklenburg, wie auch am nördlichen Ufer der Elbe von Bergerdorf bis Dömitz. 9) Die *Linonen*, die nächsten Nachbarn der Smeldinger von der Seite von Lengen, der Sachsen aber an der Elbe. Karl der Grosse liess gegen sie die Veste Hochbuchi, d. i. Büchen im Lauenburgischen errichten. Nach dem J. 877 verliessen sie die Elbe und erscheinen 1107 zwischen der Stepenitz, Eldena und in dem zum Stift Havelberg gelegten Linagau. 10) Die *Warnaber*, zwischen der Warnau, Nebel und Eldena im Meklenburgischen. 11) Die *Wagrier*, im Land Wagrien, deren Hauptort Starigard oder Oldenburg mit dem Götzen Prove. Ein Nebenzweig von ihnen waren die *Fremern*, die aber nicht zum wendischen Reich gehörten. Der von den Dänen gebildete und unterstützte Obotrite Gottschalk zwang erstlich im J. 1047 seine Landsleute die Obotriten, und darauf auch die unter sich uneinige Wilzenstämme unter seinen Gehorsam. Das Reich, das er also unter der Hoheit des deutschen Reichs als König beherrschte, und die Obotriten, Wagrier, Linonen, Warnaber, Kissiner, Circipaner und alle Wenden zwischen der Bille und Pene begriff, hiess Slavonia, Reich der Wenden, Klein-Slavinien. Der neue König wurde jedoch im J. 1066 erschlagen und sein Reich zerstört, von seinem Sohn Heinrich aber im J. 1105 wieder hergestellt und über sämmtliche obotritische und wilzische Stämme ausgebreitet. Er residirte zu Lübeck, starb im J. 1121 und ernannte den dänischen Prinzen Knud zum Thronfolger, der auch im J. 1125 sein Recht gültig machte. Mit seiner Ermordung im J. 1131 nahm aber auch dieses Reich schon wieder ein Ende, dessen südlicher Theil in mehrere kleine Woiwodschaften zerfiel, die endlich den nordlichen Markgrafen aus dem Hause Ballenstedt, den Bischöfen zu Brandenburg, Lebus und Havelberg, den Tempelherren und dem Grafen von Ruppin zu Theil geworden, welche die ursprünglichen Slaven unterdrückten und vertrieben und das Land mit Niederländern besetzten. Das Ganze erhielt den Namen der Neumark, nachher der Mittelmark. Der nördliche Theil des zerstörten wendischen Reichs hingegen, Wagrien und Polabingien abgerechnet, behielt noch wendische Regenten. Im J. 1187 nahm König Knud von Dänemark wegen Pommern, Meklenburg und Rügen, die er seiner Oberherrlichkeit unterworfen, aufs neue den Titel eines Königs der Wenden an. Im J. 1214 trat sogar Kaiser Friedrich dem König Waldemar noch dazu alle Länder jenseits der Elbe und Elde ab. Allein mit Waldemars Niederlage im J. 1227 ist auch dieses wendische Reich wieder erloschen, dessen Titel jedoch die dänischen Könige noch fortführen. — Hierauf giebt der Vf. eine kurze Uebersicht der Geschichte der Reichsstadt Lübeck, des Hansebundes, (wobey er einige ungedruckte Acten

und Mſpte. gebraucht und einige ſehr ſcharfſinnige Bemerkungen über den im Grund ſehr ſchädlichen Einfluſs deſſelben auf die deutſche Induſtrie und die Urſachen ſeines Verfalls beybringt) — des Bisthums Lübeck — der Grafſchaft Schwerin — der Herzoge von Sachſen-Lauenburg, deren Geſchichte bisher noch nirgends im Zuſammenhang vorgetragen worden (das J. 1474 der Lauenburgiſchen Geſammtbelehnung iſt offenbar ein Druckfehler ſtatt 1414) endlich des Bisthums Ratzeburg und Schwerin. Den Beſchluſs in einem beſondern Hauptſtück macht die *Geſchichte des Herzogthums Meklenburg*. Die Meklenburgiſche Geſchichte hat ihr ganz eigenes Intereſſe durch die mannichfaltigen Auftritte von Regentenwillkühr auf der einen, und von unſeligen Kämpfen der drey Stände gegen ſich ſelber auf der andern Seite. Der Vf. hat ſich bis zum J. 1503 genau an *Radloff*, von da an aber an *Franck* und *Beehr* gehalten. Von den heutigen meklenburgiſchen Landen war die Herrſchaft Roſtock das Land der Kiſſiner, das Fürſtenthum Wenden gehörte den Linonen, Redariern und einigen obotritiſchen Stämmen, und Meklenburg war theils obotritiſch, theils polabiſch. Jedoch nicht wegen dieſer Länder, ſondern wegen ſeiner Verwandtſchaft mit dem alten wendiſchen Königsſtamm nahm der Edelherr Balthaſar von Güſtrow im J. 1418 den Titel eines Fürſten der Wenden an. Eine Stammtafel der Meklenburgiſchen Regentenfamilien beyzufügen, hätte der Vf. nicht unterlaſſen ſollen. Ob es zweckmäſsig geweſen wäre, die von den Herzogen wegen ihrer Abſetzung erhobene Klage auf dem Kurfürſtentag a. 1630 weitläuftiger auseinander zu ſetzen, wie der Freyh. v. Senkenberg in ſeinem neueſten Theil der deutſchen Reichsgeſchichte der Meynung iſt, laſſen wir gleichwohl dahin geſtellt. Einen bisher ganz unbekannten Hülfsvertrag Guſtav Adolfs mit Meklenburg vom J. 1631 hat eben dieſer Freyh. v. Senkenberg abdrucken laſſen. Sollte der *Erbpütther* nicht einen Erbſchenken oder Kellermeiſter bedeuten, von *Böttcher*? Die erſte Meklenburgiſche Druckerey findet man zu Roſtock im J. 1472. Die hochdeutſche Sprache wurde zum erſtenmal in der Fürſtl. Kanzley gebraucht a. 1552. — Im J. 1622 wurde der groſse und engere Landtagsausſchuſs zu Beſorgung des Schuldenweſens organiſirt. *Drittes Buch. Geſchichte des Reichs Rügen.* Die älteſte Nachricht von den wendiſchen Beſitzern der Inſel Rügen (die deutſchen Rugier des Tacitus ſind hiermit nicht zu verwechſeln) findet ſich in einer (ſehr verdächtigen) Urkunde vom J. 844. Sie bezeugten dem Oberprieſter des Swantewits zu Arkon einen unbedingten Gehorſam. Im J. 1168 wurden ſie Chriſten, zugleich aber auch Däniſch-ſächſiſche Unterthanen, jedoch unter ihren eigenen Fürſten. Zwiſchen den Jahren 1188 und 1193 fügte Fürſt Jaromar I zu ſeinem vorigen Gebiet das neu eroberte Land, welches das alte Circipanien war und nun das Fürſtenthum Rügen diesſeits des Waſſers hieſs, woſelbſt er Wismar gründete. Im J. 1325 fiel Rügen an die Herzoge von Pommern, und 1348 ſetzte es K. Karl IV in den pommerſchen Lehenbrief als eine Zugehörde des Reichsjägermeiſteramts. Die Däniſche Lehensoberherrlichkeit hörte aber eigentlich erſt mit dem J. 1438 auf. Schweden, welches Rügen im 30jährigen Krieg eroberte, iſt damit erſt ſeit 1754 förmlich beliehen.

*(Der Beſchluſs folgt.)*

## PHILOLOGIE.

Nürnberg, b. Riegel: *L. Ann. Senecae Tragoediae ex rec. ſocietatis Bipontinae aliorumque.* 1797. 503 S. 12.

Sehr correct kann man dieſen Abdruck ſo wenig nennen, als die übrigen kleinen Nürnberger Ausgaben. Bloſs in den Phöniſſen ſind uns folgende Druckfehler aufgeſtoſsen. V. 44 u. 171. *tantem* f. tandem. V. 45. *patrm* f. partem. 289. *hec* f. haec. 388. macht das Punktum am Ende die Stelle ſinnlos. 543. *paracta* f. peracta. Ob auſser der Zweybrücker Ed. noch andre Ausgaben zu Rathe gezogen ſind, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn. Aber die Correctoren müſſen ihre Schuldigkeit beſſer thun, um dieſe durch ihre Wohlfeilheit ſich empfehlenden Abdrücke auch in andrer Hinſicht empfehlen zu können.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Hamburg*, b. Bechmann u. Gundermann: *Unterricht für den Bürger und Landmann, wie Landhäuſer und Strohdächer auf eine leichte und wohlfeile Art feuerſicher gemacht und Feuersbrünſte ſchnell und am zuverläſſigſten gelöſcht werden können.* Nebſt einer Einleitung über die Natur und Wirkung des Feuers, von *Friedrich Wilhelm Dieck.* 1796. 6 B. 4. (6 gr.) — Etwas Neues enthalten dieſe Bogen nicht, vielmehr kommt alles was hier gelehrt wird, mit dem, was ſchon längſt von Glaſer u. a. geſagt worden, völlig überein. Allein deswegen iſt dieſe kleine Abhandlung doch nicht ohne Werth, da ſie in einem recht herzlichen, populären und deutlichen Vortrag für die niedere Volksklaſſe geſchrieben iſt. Beſonders haben Rec. die Vorſichtsregeln beym wirklichen Löſchen entſtandner Feuersbrünſte gefallen. Statt der hier empfohlnen Korbdächer, die doch auch an vielen Orten koſtbar fallen würden, möchten doch die Gyliſchen Leimſchindeldächer Vorzüge haben

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 22. Februar 1797.*


## GESCHICHTE.

HALLE, b. Gebauer: *Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten, von Ludwig Albrecht Gebhardi, etc.*

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

*Viertes Buch; Geschichte des Pommerschen Reichs.* Zwischen der Oder, Warta, Weichsel und dem Meer sassen die wendischen Pommeraner, vor ihnen die Gothen. Die Wenden, welche diese verlassene Provinz im 6ten Jahrhundert besetzten, waren Lechen, die sich in *Lutetschen* und *Pomorjaner* theilten. Bey den Engländern hiess im 8ten und 9ten Jahrhundert die Pommersche Seeküste Weonotland, bey den Dänen Windland oder Slavia. Späterhin theilten sie sich in *Cassuben*, eine Vermischung aller Pommern mit neuen Polen, in Hinter-Pommern und den Polnischen Palatinaten nördlich der Warta und in eigentliche *Pommern*. Die ältesten Nachrichten unterscheiden *Pommern an der Weichsel*, Hinter-Pommern, Slavia, und *Pommern an der Oder*, Vor-Pommern, Leuticien. Dieses stand unter der Hoheit des Herzogs von Polen, der 1135. genöthigt war, es vom deutschen Reich zu Lehen zu empfahen, und es hingegen wieder an die Markgrafen zu Brandenburg als Afterlehen vergab. Im Jahr 1181. wurden die Pommerschen Regenten Reichsfürsten, 1185. aber Dänische Unterthanen. Zwischen den Jahren 1178—1180. erhielten sie von Polen Nieder-Pommern (Cassuben) zu Lehen. Im Jahr 1250. musste das Ukerland, und 1278. das Land Bernstein den Markgrafen von Brandenburg abgetreten werden. Die Herzoge, die bisher zu Demmin und Stettin gewohnt, theilten 1295. ihr ganzes Land in das Herzogthum *Stettin* und *Wolgast*. Die Herzoge von Stettin errichteten gegen Aufhebung der Brandenburgischen Afterlehensverbindung mit den Markgrafen im Jahr 1338. eine Erbverbrüderung, und da sie 1464. ausstarben, so begnügte sich Brandenburg, das damals schon succediren wollte, mit einigen Städten und der Versicherung des künftigen Anfalls. Die Herzoge zu Wolgast oder Demmin, vergrösserten ihr Land durch den Tod der Herzoge von Pommern zu Danzig. Im Jahr 1325. fiel Rügen an sie; 1359. erwarben sie die Grafschaft Gützkow; 1372. theilten sie ihr Gebiet in die Lande diesseits und jenseits der Swine, die aber 1478. wieder zusammenfielen. 1493. wurde die Brandenburg. Anwartschaft feyerlich erneuert. Im Jahr 1532. gieng eine neue Theilung in Stettin und Wolgast vor; bis 1569. durch die Abdankung des letzten Herzogs von Stettin wieder alles an die Wolgastische Linie fiel, die zwar gewissermassen es wieder vertheilte, 1625. aber das Ganze nochmals vereinigt, worauf dann 1637. die Herzogliche Familie völlig erlosch. Das Jahr 1653. wo Schweden und Brandenburg sich in Güte theilten, ist als das Ende des Wendisch-Pommerschen Staats zu betrachten. Erst 1754. hat Schweden die förmliche Belehnung empfahen. Der Pommersche Nationalgötze war Triglav, zu Stettin, und Gerovit zu Wolgast, der Sitz der ältesten Pommerschen Fürsten zu Camin. *Julin* auf der Insel Wollin stellte im 10ten Jahrhundert einen bedeutenden Seeräuberstaat und wichtigen Handelsort vor. Die Citadelle der Stadt, die 1124. niedergebrannt wurde, hiess die Jomsborg. Das Vineta aber, welches 830. von der See verschlungen worden seyn soll, ist ein Hirngespinst. Auch *Stettin* stellte einen besondern Freystaat vor. Die Pommerschen Lande waren in Castellaneyen vertheilt, die folgende Beamten (*Magistratus terrestres*) hatten: einen *Palatinum*, *Castellanum*, *Tribunum*, *Camerarium*, *Subcamerarium*, und dann folgende Hof-Chargen: einen *Dapifer*, *Subdapifer*, *Pincerna*, *Sub-Pincerna*, *Gladifer*, *Vexillifer*. Im Jahr 1390. erlegte Herzog Wratislaus IV. den letzten Wisend oder Büffelochsen. Durch die Doctoren, die H. Bugislav 1498. mit von seiner Reise brachte, wurde das wendisch-deutsche Lehenrecht mit dem Obersächsisch Longobardischen ausgetauscht. Die Geschichte der 1519. zu Stettin entdeckten Kirchenräuber enthält die älteste Nachricht von den norddeutschen Zuckerrafinaderien. Ehe man diese vier Räuber entdeckte, waren bereits 124 Personen durch die Tortur unschuldig hingerichtet worden. Die erste Druckerey in Pommern errichtete 1563. ein Prediger in Alten-Stettin zum Behuf seiner Kalender. Im selbigen Jahr entstand der Ausschuss sämtlicher Landstände. Höchst merkwürdig ist die von Herzog Bugislaus X. unternommene Anlegung des Freystaats Franzburg, der zur Absicht hatte, die deutsche Landesverfassung in eine Polnisch-Venetianische umzuschaffen, die Rechte der Bürger und Städte zu vernichten, und dem mit dem Herzog associirten Adel nicht nur alle Würden, Aemter und Richterstellen, sondern auch den Vortheil des Handels und der Manufacturen in die Hände zu spielen. In der A. 1587. hierüber zwischen dem Herzog und dem Adel getroffenen Capitulation heisst es: „es wäre von Natur allen „Thieren eingepflanzt, dass die Adelichen über die „Unadelichen herrschen, welches Regiment, weil es „aus der Natur herfleusst, bey allen Völkern, zu al„len Zeiten, und auch noch ist, in massen man an „den Venedigern siehet.“ — Die Landestheilung von

1541. ist die erste Pommersche Urkunde in hochdeutscher Sprache. A. 1565. erschien die erste Hofgerichtsordnung. — Dass man in einer Pommerschen Urkunde von 1592. den 27ten December zum Anfang des neuen Jahrs gerechnet, ist nicht, wie der Vf. glaubt, die Ursache, weil man bey manchen Handlungen nach Kirchenjahren gerechnet, sondern weil das neue Jahr bis ins 16te Jahrhundert mit dem 25ten December, und nicht dem ersten Jenner, angefangen wurde. Uebrigens hat der Vf. sehr rühmlich dafür gesorgt, aus Valentins von Eichstedten ungedruckten *deutschen* Annalen, die aus archivalischen Quellen geschöpft sind, viele bisher unrichtige Data zu berichtigen. *Fünftes Buch: Geschichte des Herzogthums Pommern an der Weichsel;* lag zwischen den Strömen Persante, Warta und Weichsel und begriff die Castellaneyen: Dislow, Slave, Slup, Danzig, Swetz, Tauschel und Nassel, hiess im 13 Jahrhundert Pomarzanie später Pomerellien, seit 1773. Westpreussen. Die neuern Ereignisse wegen Danzig konnten hier noch nicht berührt seyn. Dem Grafen von Herzberg, der in seinen Deductionen über Westpreussen ohne genugsame Prüfung mehrere Legenden aufgenommen, werden seine historische Blösen aufgedeckt. *Sechstes Buch: Geschichte der Sorben.* Diese besassen alles Land zwischen der Saale, Elbe, und den jetzig Polnisch- und Schlesischen Grenzen. Den östlichen Theil desjenigen Landes, was den Sachsen von dem 527 zertrümmerten Thüringischen Reich zufiel, bepflanzten sie mit Sorbischen Colonisten. Nach der Vernichtung der Avarischen Monarchie 626. wählten sich die Sorben einen eigenen, jedoch den Franken zinsbaren König, der aber zu den Böhmen trat, als diese A. 630. den König Dagobert von Austrasien aufs Haupt geschlagen. Dies war eine Quelle beständiger Kriege zwischen Franken und Sorben, die sich erst nach 300 Jahren mit Vertilgung der Sorbischen Herrschaft endigten. Die aus ihrem Schoos durch innerliche Unruhen ausgetriebenen Stämme stifteten die sorbischen Reiche in Dacien oder Illyrien. Die bekanntesten Stämme, in welche sich die Sorben vertheilten, waren: 1) die *Sisseler* in der heutigen Grafschaft Trene und einem Theil von Landsberg 2) die *Sermender*, im Gau Zarmunde, oder Cervisti. 3) Die *Koleditschen*, im Fürstenthum Bernburg und Köthen. 4) Die *Dalemінzen*, d. i. kleine Dalmaten, in einem Theil der Lausitz, Hochstift, Burggrafschaft und Markgrafschaft Meissen, Burggrafschaft Leisnig und Herrschaft Mühlberg und Strehla. In den letztern Zeiten nahmen sie aus Religiösität von dem Wundersee Glomaczi den Namen *Lomnatschen* an. 5) Die *Lusitzen* in der heutigen Niederlausitz und den Herrschaften Torgau, Sonnenwalde, Liebenwerde, Golsin, Schenkendorf, Lausbach und Storbau. Zu ihnen gehörten auch die *Milziener*, in einem grossen Wald bey Görlitz und die *Nisaner*, in der Herrschaft Wolkenstein, Schwarzenberg, Portenstein, Frauenstein und einem Stück von Meissen. 6) Die *Selpulen* in Bautzen und dem grössten Theil der heutigen Oberlausitz. 7) Die *Zarower* um die Stadt Sorau. Die Hauptunterjochung der Sorben geschah durch K. Heinrich I. im Jahr 926. Heinrich legte hierauf das ganze Land zu dem Herzogthum Thüringen, das hinwieder aufs genaueste mit Sachsen vereinigt war. Er bestellte zwey Markgrafen, einen östlichen gegen die Lausitzer und einen zu Meissen; von welcher Burg aus die Milziener allmählig bezwungen wurden. Ursprünglich hiess überhaupt *Oestliches Land* das Sorbenland. Später verstand man unter *Oestlicher Mark* die Gauen Lusizi und Selpuli. Endlich aber nannte man *Osterland* das Land zwischen der Saale und Mulde, wogegen das übrige den Namen der Lausitz erhielt. Die Wendische Sprache verlohr sich in Meissen schon nach dem Jahr 1307.; in der Lausitz ist ihre Abnahme seit diesem Jahrhundert merklich. Nach der Sprengung des Sächsischen Herzogthums entstanden aus dem Sorbenstaat: ein grosser Theil des Erzstifts Magdeburg und Hochstifts Brandenburg — das Hochstift Merseburg — Meissen — Naumburg — die Markgrafen von Brandenburg, welche die Oberherrschaft über das Gebiet des Bischofs von Brandenburg und eine Zeitlang auch die östliche Mark erhielten — die Grafschaft Anhalt — der Obersächsische Churkreis — die Markgrafschaft Lausitz — die Markgrafschaft Meissen, wozu auch das Pleissner-Land gekommen, das Reussische Vogtland (das Bayreuther Vogtland gehörte nicht mehr zum Sorbenland) die Herrschaft Wildenfels — die Grafschaft Arnshaug und Orlamünde. *Siebentes Buch: Geschichte des Reichs Böhmen.* In das anfangs von Bojern, dann von Markomannen besetzte Land wanderten Wenden und illyrische Slaven nicht in einem Heer, sondern als zerstreute Jägerhorden ein, die von ihren östlichen Landsleuten *Horowaty* (Croaten) genannt wurden. Zum Unterschied der kleinern Croatenstaaten in der Bulgarey, Servien und zwischen der Sau und Drau bekam das Gebiet der Böhmischen Croaten im 10ten Jahrhundert den Namen *Gross* oder *Weisscroatien*. Im 12ten Jahrhundert wurde der Name *Tschech* üblich, den man zu erst 1164 findet. Im 6ten Jahrhundert gerieth Weisscroatien unter Fränkische und Avarische Botmässigkeit, und wählte sich A. 623. nach Entledigung von den Avaren einen eigenen König unter Fränkischer Hoheit. Inzwischen stellten diese Könige keine Monarchen sondern nur die obersten Feldherren mehrerer Eidgenossenschaften vor. Im Jahr 641. legte eine ausgetriebene Parthie den Grund zu dem croatischen Reich in Dalmatien. Im Verduner Vertrag von 843. wurde Böhmen, das sich A. 806. Karl dem Grossen zinspflichtig gemacht, zu Deutschland geschlagen, im Jahr 890. eine mährische Provinz, A. 895. davon wieder getrennt, seit K. Heinrich I. aber von christlichen unmenschlich grausamen Herzogen regiert, als ein Theil von Baiern, seit 937. aber von Sachsen betrachtet. Im Jahr 1029. gelang es dem Herzog Ulrich Mähren wieder mit Böhmen zu vereinigen. Nachdem bereits im 11ten und 12ten Jahrhundert einige Herzoge aus Kayserlicher Vergünstigung für ihre Person den Titel eines Königs geführt, wurde Böhmen A. 1198. auf beständig zu einem Königreich erhoben. Herzog Brzetislav I. der seit 1037. regierte, führte zuerst

zuerst den deutschen Adler, als ein Ehrenzeichen der höchsten Reichsbeamten, auf seinen Münzen. Im Jahr 1348. wurden die Weinreben aus Oestreich nach Böhmen gebracht. Die erste Urkunde in Böhmischer Sprache ist der Vergleich K. Wenzels mit den Empörern vom Jahr 1395. die erste in Böhmen gedruckte Schrift vom Jahr 1476., (Hr. von Ungar ist seitdem noch um ein Jahr weiter, nämlich bis 1475. gestiegen, wo des Guido de Columna Böhmische Uebersetzung der trojanischen Geschichte erschien.), die erste Böhmische Grammatik vom Jahr 1533. Das goldene Zeitalter der Böhmischen Sprache fällt zwischen die Jahre 1520 bis 1620. Zum Plan der Jesuiten bis auf die ganz neuen Zeiten gehörte es, die Böhmische Sprache zu unterdrücken. Die erste Landcharte des Königreichs Böhmen ist ein Holzschnitt vom Jahr 1518. Eine nach Kreisen eingetheilte Karte erschien erst A. 1620. Der erste böhmische Titulatur und Staatskalender ist vom Jahr 1702. Der Krönungstag K. Siegmunds, den der Vf. noch auf den 28 Jul. 1420. setzt, fiel auf den 30ten Jul., wie nunmehr in *Helwigs* Zeitrechnung besonders durch ein Zeugniss Balbins unwidersprechlich dargethan ist. Den Beschluss dieser bis auf die neuesten Zeiten fortgeführten Böhmischen Geschichte macht eine kurze Geschichte der Böhmischen Colonieen im Ausland.

Der Gewinst, den die Wissenschaften durch diese mühsame Arbeit des Vf. erhalten, ist allerdings von grosser Bedeutung. Ueber die Geschichte der Slaven, über ihre bisher so oft in einander geworfenen Stämme und Unterabtheilungen ist nun weit mehr Licht und Ordnung verbreitet. Dem Leser bieten sich allenthalben wichtige Bemerkungen und neue Aufschlüsse dar. Die Geschichte der einzelnen Wenden-Staaten füllt beträchtliche Lücken in der Deutschen Spezialgeschichte aus, und da der Vf. überall die besten Quellen und neuesten Schriftsteller benutzt und angeführt, so wüssten wir nunmehr über diesen Theil der Geschichte ein brauchbareres Handbuch nicht zu empfehlen. Dem Ganzen ist eine unilluminirte Charte aller von Wenden und Slaviner besessenen Länder beygefügt. In dem nächsten Band werden wir nun wahrscheinlich die Geschichte von Mähren, Schlesien und Polen zu erwarten haben.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Euphrosyne* (.) oder *Journal für Frauenzimmer* (,) zur Bildung des Herzens und des Geschmacks (,) zur Beförderung nützlicher Kenntnisse und angenehmer Unterhaltung. 1796. *Ersten Bandes Erstes Stück* 120 S. 8. m. e. Kupf.; *Zweytes St.* S. 129—224.; *Drittes St.* S. 225—315. m. e. Titelk.

Da die Leipziger *Monatsschrift für Damen* und das Leipziger *ökonomische, moralische und gemeinnützige Journal für Frauenzimmer* aufgehört haben, und von Zeitschriften für das schöne Geschlecht nur noch die *Flora* fortdauert: so glauben die ungenannten Herausgeber der gegenwärtigen nichts Ueberflüssiges zu unternehmen, wenn sie eine neue ähnliche Sammlung anfangen. Ihren Zweck giebt schon der Titel an; und den Geist, der darin athmen soll, insonderheit die Anspielung auf den Namen der dritten Grazie, der auf sanfte Heiterkeit des Gemüths hindeutet. Sie wollen theils unterrichtende, theils unterhaltende, zum Theil aber beides vereinigende Beyträge liefern; und zwar I. *zur Bildung des Geistes und des Herzens*; als, über die Lage und Bestimmung des Frauenzimmers und über weibliche Erziehung, in mancherley Form; auch mit Geschmack gewählte Stellen aus den vorzüglichsten Dichtern und Prosaisten, die sich als Sittensprüche und Lebensregeln einprägen lassen; ingleichen Aufsätze zur Geschichte des weiblichen Geschlechts, zum Theil aus guten Büchern ausgezogen, oder auch Nachrichten und Lebensbeschreibungen von besonders merkwürdigen Frauenzimmern. II. Zur *Erwerbung von Kenntnissen, die dem Frauenzimmer wissenswürdig sind*, nämlich a) *ökonomischen Inhalts*, von der Hand einer beliebten Schriftstellerin, die hier ganz neue Arbeiten liefern wird; b) *technologischen* Inhalts, vorzüglich Anweisungen zu künstlichen weiblichen Arbeiten; c) *diätetischen* Inhalts, aus den Schriften praktischer Aerzte; d) *vermischten* Inhalts, wohin einige Artikel aus der Botanik, Naturgeschichte u. s. w., auch zuweilen eine Uebersicht der neuesten Moden, gehören sollen. III. *Zur Bildung des Geschmacks* a) Gedichte, „vorzüglich solche, die Unschuld und Reinheit der Sitten, Tugend „und Religion empfohlen, jene als liebens- diese als „achtungswürdig darstellen, und weisen Genuss des „Lebens lehren. Denn was unsittlich ist, wird durch „aus keine Aufnahme gestattet, wenn es gleich poetisches Verdienst haben sollte.“ b) Zuweilen Auszüge aus vorzüglichen Werken des Geschmacks, mit kurzen Beurtheilungen, um das Frauenzimmer auf manche der schönsten deutschen Schriften aufmerksam zu machen und dadurch zur Verbannung unnützer, oft schädlicher, Leserey mitzuwirken.

Diese ausführliche Darlegung des Plans glaubte Rec. den Herausgebern dieses neuen Journals ihrer guten Absichten wegen schuldig zu seyn, wenn gleich die Ausführung, bey allem Bestreben nach dem grossen Hauptzweck intellectueller und sittlicher Bildung, auch sehr mässigen Erwartungen nicht zu entsprechen scheint. In den vorliegenden Heften befinden sich verschiedene noch ungedruckte Originalaufsätze; z. B. *Cecilie*, eine Geschichte *in Briefen*; *Aufsätze aus der Brieftasche meiner Freundin Agnes*; *der Juwelenschmuck*; *die Reise auf das Gebirge*, eine Idylle; *Ida*, ein Briefwechsel. Alle diese Aufsätze sind gut gemeynt und sie werden nicht ohne Nutzen gelesen werden können: aber es fehlt ihnen an Erfindung und Darstellung, an Ausdruck und Ton, an Interesse und Leben. — Der übrige und grössere Theil des Inhalts, in welchem jene Eigenschaften einzeln oder vereinigt sich auszeichnen, ist entweder von

Ausländern in Uebersetzungen von ungleichem Werthe, oder von deutschen Schriftstellern, in wörtlichen Auszügen, oder auch mit Abänderungen, entlehnt. So findet man verschiedene Bruchstücke von *Sterne*; noch mehr aber und fast das Meiste aus *Fielding*, besonders aus dem *Tom Jones*, gröstentheils nach der Bodischen-Uebersetzung, aber mit dem Original verglichen, d. h. hier mit einigen, ziemlich kleinlichen und verunglückten, Versuchen, das Werk eines Meisters zu verbessern (II. 139, 141). — So findet man ferner (im *zweyten* Stücke. Nr. VII und VIII.) *Celadon und Amalia* von *Thomson*, ingleichen *Palemon und Lavinia* von *Ebendenselben*, in einer *metrischen* Uebersetzung vom Hn. *Harries*, Prediger zu Brügge bey Kiel, als Probe einer kürzlich vollendeten neuen Verdeutschung. Von dieser nur Etwas!

Sie liebten — doch mit jener reinen Flamme,
die in der Vorzeitswelt, zu *Unschuld* nur
und *Treue* sonder Falsch, das Herz entglühte.
Nur Freundschaft war's, erhöht durch Wechselwünsche,
verwandte Gluth, und zauberisches Hoffen,
was, gleich gefühlt, aus beiden Blicken strahlte.
Sie geben alles, alles hin um Liebe. —
Eins war dem andern ein geliebtres Selbst
und fühlte sich so namenlos entzückt
im neuerwachten Drange des Beglückens:
Zurückgezogen in geheime Schatten,
verlebten sie den ländlich stillen Tag;
sie sagten sich, wovon ihr Herz entschwall,
und wechselten durch Seufzer und durch Blicke
Empfindungen, die keine Sprache nennt. — —

Unter den *Auszügen* oder *Abdrücken* von gröseren oder kleinerern Bruchstücken aus *deutschen* Schriften sind wohl die wichtigsten, im *ersten* St. N. VI. *über den Beruf des weiblichen Geschlechts* u. s. w. aus dem *Gastmahl* von *Schlosser*, und im *dritten* St. N. VI. *Bemerkungen über das Frauenzimmer im Verhältnisse zum männlichen Geschlechte*, nach *J. Kant*. — „Die Leser der Kantischen Schriften" — sagen die Herausg. S. 291. — — „werden leicht errathen, aus „welcher frühern Schrift des Hn. Prof. K. (hierbey „eine tiefe Verbeugung!) die hier mitgetheilten vortrefflichen Bemerkungen gezogen sind." (Warum denn nicht gleich gesagt: dass man hier den *dritten* Abschnitt von *K's Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* zu lesen bekömmt?) „Da in „der Schrift, wo sie vorkommen, sie nicht sowohl „*für*, als *über* das Frauenzimmer geschrieben sind, „in unsern Blättern aber meist das Letztere, und immer das Erstere der Fall ist: so musste *hier* mancher „Gedanke weggelassen werden, der an *seinem* Platze „auch seinen Werth hatte. Zugleich haben wir uns „bemüht, an sehr vielen (?) Stellen dem Ausdruck „etwas mehr Fasslichkeit, Leichtigkeit, selbst hier „und da, wiewohl meist nur in Kleinigkeiten, genauere Richtigkeit in der Wahl einzelner Wörter „und Wortverbindungen zu geben." — (Wenn man auch den Herausgebern jene Nothwendigkeit und diese Befugniss zugestehen will, so durfte doch diese nicht weiter ausgedehnt werden, als auf den *Ausdruck*; aber keinesweges auf den *Inhalt*; und nirgends durften sie etwas *einschieben*, was K. nicht gesagt hat. Gleichwohl haben sie dieses gethan, wie sich aus folgender Vergleichung ergiebt:

| *E. III.* 298. | K. 56. |
|---|---|
| „Sie (die Frauenz.) werden „*gewöhnlich* das Böse vermeiden, nicht sowohl weil es „unrecht, als weil es häslich „ist; und tugendhafte Handlungen bedeuten bey ihnen „*gemeiniglich* solche, die sittlich schön sind." | „Sie werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häslich ist, und tugendhafte „Handlungen bedeuten bey ihnen solche, die sittlich schön „sind." |

Durfte wohl dasjenige, was K. im *Allgemeinen* sagt, durch ein *gewöhnlich* und *gemeiniglich*, wovon man nicht weiss, ob es im Original stehe oder nicht, *eingeschränkt* werden? Hatten die Herausgeber einen Zweifel gegen die Richtigkeit dieser Behauptung, so mussten sie sich darüber in einer Anmerkung oder auch in einer eigenen Abhandlung erklären. Wenn sie aber in den Text einen beschränkenden Zusatz einschieben; so ist diese Willkührlichkeit, die sie durch kein Merkmal angedeutet haben, eine Interpolation, die sich durch nichts rechtfertigen lässt, und diese Interpolation ein Unrecht, welches alle ihre Verbeugungen gegen den Vf. nicht wieder gut machen können.

## KLEINE SCHRIFTEN

Oekonomie. *Lübeck*, b. Bohn u. Comp.: *Abhandlung von Holz sparenden Feuerstädten in den Wohnhäusern abgefasset von Dr. Johann Julius Walbaum. Mit einer Kupfertafel.* 1796. 7 Bog. 8. (8 gr.) Der Vf. hat die besten, über diese Materie schon erschienenen Schriften sorgfältig genutzt, und nach seinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen viel Gutes hinzugethan, daher Rec. diese kleine Abhandlung einem jeden, der sich über diesen Gegenstand zu belehren wünscht, mit gutem Gewissen empfehlen kann.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. Februar 1797.


## GESCHICHTE.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: *Hiſtoriſch-genealogiſcher Kalender auf das Jahr 1797. Deutſchland, ein hiſtoriſches Gemälde.* (Zeitkalender und Genealogie ohne Seitenzahl.) Hiſtoriſcher Abſchnitt 240 S. 16.

Auſser dem *Zeitkalender* findet man hier die Geſchichte des Zeitraums ſeit der Erwählung Rudolphs von Habsburg (1273) bis zum Tode Karls V (1558). Die wichtigen Ereigniſſe dieſes Zeitpunkts ſind, ſo viel eine ſolche ſtückweiſe Behandlung zuläſst, zweckmäſsig dargeſtellt. In der Abrundung und der Vertheilung herrſcht ein richtiges Verhältniſs; das Intereſſante iſt gehörig ausgehoben, der Vortrag angemeſſen, und die Sprache edel.

Neben den darauf ſich beziehenden wohlgerathenen Kupferſtichen iſt der *genealogiſche* Abſchnitt die vorzüglichſte Zierde dieſes Taſchenbuchs, und dieſer verdient wegen der eigenthümlichen Behandlungsart eine umſtändliche Anzeige. Schon an ſich iſt das Geſchlechtsregiſter des vergangenen Jahres wegen der vielen darinn vorgefallenen Ereigniſſe ein ſehr fruchtbares Studium. Es ſind z. B. zwey Kaiſerthümer (Ruſsland und China), und zwey Königsthrone, der *eine* (Sardinien) durch den Tod, der *andere* (Portugall), durch Unglücksfall erledigt. Ein *drittes* Königreich (Polen), nebſt einem benachbarten Herzogthume (Kurland), aus der Reihe ſelbſtſtändiger Staaten vertilgt; und ein *vierter* Königsthron endlich, (Schweden), von neuem gleichſam beſtiegen. Zwey andere Königshäuſer wurden, das eine durch das Abſterben der älteſten Königswittwe, und das andere durch den Tod des blühendſten Prinzen, in die tiefſte Trauer geſetzt, während daſs zwey deutſche Fürſtenhäuſer wonnevolle Bande mit entfernten Kronen knüpften. — Des Hinſterbens ſo vieler deutſchen Fürſten von Paſſau, Stablo, des Johanniter-Meiſters u. ſ. w. nicht zu gedenken.

Die von dieſen Veränderungen noch unabhängigen eigenthümlichen Vorzüge des vorliegenden laſſen ſich in folgende Hauptrubriken bringen.

Der *erſte* iſt die Ausdehnung auf die *Auſser-Europäiſchen* Staaten, und auf die ſogenannten *Miſsheirathen* und *legitimirte* Nachkommenſchaft. In erſterer Hinſicht ſind hier die Kaiſerthümer Habaſch, China, Japan, Siam, ſodann der Freyſtaat Tripolis, (aber nicht Tunis und Algier.) und das vereinigte Amerika aufgenommen. In der zweyten aber findet man die Namen v. Prinzen, Trips, Craven, Weſtrap, Godzky u. ſ. w., auch die in niedern Adelſtand verbliebenen Söhne des Infanten Ludwig von Spanien.

Ein zweytes Verdienſt iſt die *Vollſtändigkeit* in der Angabe der Attribute, z. B. beym Markgraf von Ansbach: *Bürger der Stadt London*, bey Prinz Carl von Rotenburg *franzöſiſcher Bürger* u. ſ. w. Indeſs fehlen noch bey Sardinien die, nach dem franzöſiſchen Friedenstractat in *Comte d'Aſti* und *Marcheſi de Suſa* und *d'Ivrea*, abgeänderten Titel des Herzogs von Genevois, des Grafen *Maurienne* und des Herzogs von *Chablais*. Auch vermiſst man bey Hohenlohe-Oeringen das Directorium des fränkiſchen Grafencollegiums, da doch bey Braunſchweig-Wolfenbüttel das Condirectorium des niederſächſiſchen Kreiſes angegeben worden.

Bey den Ausgewanderten, oder gewöhnlich im Auslande lebenden fürſtlichen Perſonen, iſt der *Aufenthaltsort*, ſo wie bey den geiſtlichen und andern Wahlfürſten, der Geſchlechtsname angegeben worden; jedoch findet man letztern nicht bey Kurland, und erſtern nicht beym Prinzen Xaver von Kurſachſen, da doch ſogar der Aufenthalt zu *Otterwiſch* bey der Prinzeſſin Friederike von Schwarzburg-Sondershauſen nicht vergeſſen worden. So iſt es auch nicht ganz unbedeutend, daſs eine regierende Fürſtin von Naſſau-Saarbrücken, ein unmündiger Fürſt von Salm-Kyrburg, ein Prinz von Heſſen, eine Reichsgräfin von Hohenzollern Siegmaringen, während des Reichskrieges, ihren Aufenthalt in Paris nahmen.

In die Zahl dieſer Attribute gehören auch vorzüglich die auswärtigen Aemter und Ehrenwürden fürſtlicher Perſonen. Die gröſste Genauigkeit dabey iſt für die Staatskunſt ein wahrer Gewinn. Jedoch iſt es eine nachahmungswerthe Methode dieſes Taſchenbuchs, daſs bey den Militärſtellen, die *Gemein*-Benennung von *Officier*, bis zu dem Generals-Hut beybehalten worden, indem bis dahin das Avancement der Durchlauchten ſo ſchnell zu gehen pflegt, daſs der Genealoge es ſtufenweiſe kaum verfolgen kann. Uebergangen ſind hier die zwey *Biron's* im ruſſiſchen Militärdienſte, in welchem, ungeachtet des damit verbundenen fixirten Nebengehalts, ſich zufällig jetzt kein einziger deutſcher Fürſt befindet; ſodann der regierende Herzog von Sachſen-Meiningen, als däniſcher General, und der Prinz Friederich von Wiedrunkel als Heſſen-Caſſelſcher Major. — In den deutſchen Fürſtenhäuſern iſt es vorzüglich intereſſant, diejenigen Orden, geheime-, Raths- und Militärſtel-

len mit einander zu vergleichen, welche der eine Theil vom Erzhause Oesterreich, und der andere von Seite Preufsens bekleidet. Sehr oft läfst sich daraus das Gaukelspiel der deutschen Politik erklären, und auch manches für die Folge berechnen. Bekanntlich hatte das Erzhaus bis dahin in Deutschland den Vortheil der Ueberzahl, und im südlichen Theile war es fast im ausschliefslichen Befitzstande. Noch jetzt streiten, mit dem österreichischen Heere am Rheine, ein regierender Fürst von Anhalt-Köthen, zwey Prinzen von Lothringen, ein Prinz Alexander von Würtenberg, ein Fürst Johann von Lichtenstein, zwey Fürsten von Reufs, und sogar zwey Blutsverwandte des königlich preufsischen Hauses, der Prinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, und der Prinz Friedrich von Oranien, während dafs, innerhalb der Demarcationslinie, ein Feldmarschall (Sachsen-Coburg), unter seinen Lorbeern ausruht. — Nicht zu gedenken der Fürsten von Sachsen-Teschen, Nassau-Ufingen, Ferdinand von Würtenberg, Hohenzollern, Hessen-Rheinfels, Christian von Coburg, Ansbach-Bayreuth, Hohenlohe-Waldenburg und Ingelfingen, Ahrenberg, Erbprinz von Reufs u. s. w., welche sich, ohne Kriegsthätigkeit, in der kaiserl. Generalität befinden. Dem feinern Beobachter wird es dagegen nicht entgehen, dafs ein regierender Herzog von Würtenberg den preufsischen Feldmarschal-Stab führet, und drey seiner Durchlauchtigen Söhne in den Armeen dieses Hauses, einer sogar mit der Statthalterwürde, sich befinden. In der Mitte der österreichischen Heere bedeckte sich noch vor wenig Monaten der regierende Fürst von Solms-Braunfels mit der Neutralität des preufsischen Generalshuts.

Minder interessant ist die Bezeichnung dieses Attributs in Ansehung der *holländischen* Militärstellen, womit bisher so mancher dürftigen Apanage ausgeholfen wurde; jedoch ist es nothwendig, dafs solche, wo sie beygefügt wird, richtig sey. So sind z. B. der Markgraf von Baden, die Prinzen Friedrich von Hessen-Cassel, Christian und Georg Carl von Hessen-Darmstadt, und Philipp von Hessen-Homburg, so wie auch der Landgraf von Hessen-Philippsthal, der Prinz Carl von Nassau-Weilburg, und der regierende Fürst von Nassau-Usingen, der Fürst und der Erbprinz von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, der Prinz Johann August von Neuwied, und Friedrich von Wiedrunkel, die Prinzen Gustav Adolph, und Wilhelm von Hohenlohe-Langenburg, ein Prinz und mehrere Grafen von Wittgenstein, die Prinzen Carl von Solms-Braunfels, und Friedrich von Solms-Lich, nicht mehr im holländischen Militärdienste, wie denn auch solches bey den mehresten hier weggelassen worden. Dagegen weifs man nicht, dafs der regierende Fürst von Waldeck, die Prinzen August und Friedrich von Sachsen-Gotha, und der Prinz Ernst von Hessen-Philippsthal ihre Dienstentlassung bey dem batavischen Convent nachgesucht haben.

Was hiernächst die ehemalige Anstellung deutscher Fürsten im *französischen* Militärdienst betrifft, so ist es wohl zu viel gefodert, dieses, *olim*: unter den Rubriken von Hessen-Darmstadt und Rothenburg, Kursachsen, (Prinz Xaver), Pfalz-Zweybrück und den Salmischen Häusern angemerkt zu finden.

Neben jenen Attributen ist auch hin und wieder eine biographische Notiz zweckmäfsig hingeworfen; z. B. bey Prinz von Nassau-Siegen, *Erdumsegler*, und unter der Rubrik: *Taxis*, der Ursprung des Hauses (Handelsmann aus Mailand), nebst interessanten Berechnungen über die Kopfzahl und den Ertrag des Taxischen Postwesens.

Ein drittes Verdienst des Vf. ist die *statistische Erleichterung*, wenn gleich nur in runden, jedoch in ziemlichen richtigen Zahlen. Münster und Cölln sind in eins geschmolzen, welches wegen der Trennbarkeit beider Bischofsstäbe gewissermafsen unbequem ist. Auch ist keine einzige von den notorischen Debitcommissionen angeführt. Als Weglassungen minderer Bedeutung darf man wohl bey Anhalt-Zerbst die vorseyende Landestheilung, bey Johannitermeister das dem Grofsmeister von Malta zustehende und eben jetzt auszuübende Ernennungsrecht, und bey Brandenburg-Ansbach das Verhältnifs der mit Kurbraunschweig im Mitbesitz gebliebenen Grafschaft Sayn-Altenkirchen anrechnen.

Endlich der vierte Vorzug liegt in der *politischen Unbefangenheit*. Beyspiele werden ihn am besten in das gehörige Licht stellen. Bey Prinz von Brasilien, als *Director* der Regierung, bey Katharina als Kaiserin nach *Absetzung* ihres Gemahls, bey Karl Heinrich von Siegen, als *Usurpator* der Nassauischen Fürstenwürde u. s. w. war keine Verlegenheit. Aber wie mit Frankreich, mit Polen und Holland? Frankreich ist mit Recht als anerkannte *Republik*, und daher die Bourbons als *Prätendenten*, mit Ludwig XVIII in der Parenthese aufgeführt, — Stanislaus von Polen, als *gemüssigt* der Krone zu entsagen, und Peter als *abgedankter* Herzog von Kurland, ohne beide, wie in andern Geschlechtsverzeichnissen geschehen, in die Klasse der Privatpersonen zu relegiren. — Mit den vereinigten Niederlanden ist die politische Anerkennung noch so getheilt, dafs man es entschuldigen kann, wenn unter der Rubrik von Holland des batavischen Convents gleichsam nur gelegentlich erwähnt, und die Erbprinzessin von Braunschweig, als Tochter des *Erbstatthalters* genannt wird. Durch dergleichen Wendungen äufsert sich am besten die Unpartheylichkeit des Schriftstellers, welcher für niemand Parthey ergreifen, noch das Bestrittene als gewifs annehmen darf.

Neben diesen Vorzügen hat indefs dieses genealogische Verzeichnifs mit andern noch einige Hauptmängel gemein. Der eine davon ist die *voreilige Abfassung*. Es ist zwar wahr, dafs das almanachsluftige Publicum sich ungern geduldet, und dafs der Letztling unter den Taschenbüchern allemal im Debit verliert, das gemeinnützige *Varrentrappsche* Handbuch

ausgenommen, welches man gern bis in den Februar erwartet. Allein möchten es doch, die in ſtatiſtiſcher Rundzahl von dem Vf. angeführten 6000 deutſche Schriftſteller und 200 Buchhandlungen beherzigen, daſs ein Geſchlechtsverzeichniſs für das kommende Jahr nicht vor Ende des Novembers abgeſchloſſen werden darf, wenn es nicht ſchon an der Stirn, nämlich im Titel, das Gepräge der Unwahrheit tragen ſoll. Wenigſtens muſs das Datum des Abſchluſſes angezeigt ſeyn, damit die Kritik nach einem richtigen Maaſsſtabe urtheilen könne. Ohne dieſes weiſs man nicht, in wie fern dem Vf. darüber ein Vorwurf gebührt, daſs mehrere von den oberwähnten Ereigniſſen noch nicht aufgenommen worden. Bey Lippe-Detmold fehlt der neugeborne Erbprinz. Auſserdem ſind im Vermählungsfache die Ehen des Erbprinzen von Yſenburg-Birſtein, aus welcher ſchon zum zweytenmal ein Kind erwartet wird, und die Erbgräfin von Kaunitz mit dem Grafen von Metternich, — und ſodann die Verlobungen, der Erbprinzen von Würtenberg und Heſſen-Caſſel, des Herzogs von Pfalz-Zweybrücken, und des Prinzen Ludwigs von Würtenberg nicht nachgetragen, deren ſämmtliche Ehepacten ſchon im Anfang December unterzeichnet waren. Der *von Schwarzkopfſche* Aufſatz, *über den zerſtreuten Aufenthalt der Bourbons*, erſchien im *Hannöveriſchen Magazin* vom 19ten Dec. 1796. zu ſpät, als daſs ſolcher hier hätte benutzt werden können.

In der *Vollſtändigkeit* vermiſst man vorzüglich die reichsgräflichen Häuſer von Reuſs, Solms, und Limburg-Styrum, die Fürſten Roſenberg, Ahrenberg, Dietrichſtein, Kinsky, Ligne, Carolath, Radziwil, welchem letztern die Verwandtſchaft mehreres Intereſſe giebt. Auch hätten bey der Schweiz wohl die erſten Häupter eines jeden Cantons aus dem Helvetiſchen Calender abgedruckt werden können. Dagegen iſt ſogar der Prätendent von Groſsbrittanien und die Holſteiniſche Linie der Grafen von Stollberg aufgenommen, welche das *gelehrte* Deutſchland ſchon lange, wiewohl ohne ihre Descendenz, kannte.

Kleine Unrichtigkeiten und Druckfehler, wie z. B. *Erbprinz* ſtatt Fürſt v. Bouillon, Limburg ſtatt Limburg-*Styrum*, und Stift *Trohn* ſt. Tohrn zu rügen, wäre eben ſo kleinlich, als den Mangel der Seitenzahl, oder einzelne Weglaſſungen auszuheben. So exiſtirt z. B. eine *zweyte* Prinzeſſin Tochter des regierenden Fürſten von Naſſau-Uſingen, und die Ehe des Kronprinzen von Neapel iſt bekanntlich noch nicht vollzogen. Dafür ſtöſst man aber auf keine Namenverdrehungen, Pleonasmen, noch auf unnöthige Wiederholungen, welche ſo manches andere Verzeichniſs verunzieren.

Der Empfindlichkeit wegen, welche vernachläſſigter Geſchlechtsſtolz gegen genealogiſche Schriftſteller gern äuſsert und ausübt, entziehen ſolche gewöhnlich ihre Namen der Publicität. Der Vf. des vorliegenden Taſchenbuchs hat ſich durch ſeine Genauigkeit davor geſchützt, und Rec. erwähnt mit Vergnügen des Gerüchts, welches als ſolchen den herzoglich-braunſchweigiſchen Hn. Poſt-Secretär *Raabe* nennt.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

ST. PETERSBURG u. GOTHA, b. Gerſtenberg u. Comp.: *Preiſsſchriften und Abhandlungen der kaiſerlich freyen ökonomiſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg.* I. Theil, mit 11 Kupfern. 1796. 281 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Alle hier gelieferten Abhandlungen empfehlen ſich durch die Auswahl und Ausführung der Materien. Nur um den Leſern, die mit dieſer gemeinnützigen Schrift noch nicht bekannt ſind, die Ueberſicht zu erleichtern, theilt Rec. einiges von den hier dargeſtellten Gegenſtänden mit.

*Ueber die Reinigung der Zimmerluft*, vom H. *Friebe* in Marienburg in Liefland. Eine mit dem Hauptpreis gekrönte Abhandlung. Sie zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erſte theoretiſche Unterſuchungen, und die zweyte die wirkliche Anwendung enthält. Verſuche mit dem Thermometer über die verſchiedene Temperatur der Luftſchichten, deren drey in jedem Zimmer vorzüglich merklich ſind. Deutliche Erklärung der phlogiſtiſirten, dephlogiſtiſirten und mephitiſchen Luft. In wie fern Oeffnungen in den Zimmerdecken und Ventilatoren verdorbene Luft heraus oder äuſsere hinein ſchaffen? wird durch ſehr ſinnreiche vom Vf. angeſtellte Verſuche deutlich gemacht. Beſtimmung der Gröſse des Raums, deſſen jeder Zimmerbewohner bedarf, wenn die Luft geſund und reſpirabel bleiben ſoll. In einem Raum von 13 Kub. Fuſs Luft könnte ein Menſch nur 5 Stunden leben; wenigſtens müſſen auf jeden Menſchen 600 Kub. Fuſs Luft gerechnet werden, wenn ſie reſpirabel bleiben ſoll, in der Vorausſetzung, daſs ſie mindeſtens einmal durch atmoſphäriſche Luft verbeſſert wird. Was für Veränderungen das in offenen Oefen oder in Kaminen brennende Holzfeuer auf die verſchiedenen Luftſchichten im Zimmer bewirkt? Imgleichen wie die Zimmerluft durch Räuchern, Lichtdampf, Taback etc. verändert werde? Als die vortrefflichſte Verbeſſerung aller phlogiſtiſirten Luft wird hier Salpeter-Solution in Weineſſig auf roth glühendes Eiſen vorgeſchlagen. Doch muſs es ächter Traubeneſſig ſeyn; der aus Roſinen iſt dazu nicht geſchickt, und Bieresſig taugt gar nicht. Einfluſs der Blumentöpfe, Pflanzen etc. auf feſtgemachte Zimmer. Bekanntlich ſtröhmen die Blüten und Blätter der Pflanzen, dem Sonnenlicht ausgeſetzt, dephlogiſtiſirte, die Nächte durch hingegen phlogiſtiſirte Luft aus, daher ſie in Schlafzimmern gefährlich und ſchädlich ſind. Potpourries, wohlriechende Räucherwerke etc. ſind alle mehr ſchädlich als nützlich, weil beſonders letztere viel Phlogiſton erzeugen. Im zweyten und praktiſchen Theile wird die Nothwendigkeit einer reinen Zimmerluft dargethan, und gezeigt, wodurch ſie verdorben

dorben wird, und zugleich werden auch Verhaltungsregeln gegeben, wie verdorbene Luft verbessert werden kann. Sehr dringend und rührend macht der Vf. bey dieser Gelegenheit auf die Unglücklichen aufmerksam, die in engen Gefängnissen schmachten. — *Entwurf eines Kornmagazins, in welchem das Getreide nicht nur Jahre lang ohne alle Umarbeitung unversehrt und gut aufbewahrt werden kann, sondern worinn solches auch vor allem Mäusefrass und andern Ungeziefer, selbst vor Feuersgefahr gesichert ist*, von *G. F. Engelmann*. Der Vf. gründet seine Vorschläge auf den Erfahrungssatz: dass völlig trockenes Getreide, gegen den Zugang der Luft verwahrt, sich viele Jahre unverdorben erhält, und führt zur Bestätigung desselben unter mehrern Beyspielen den merkwürdigen Vorfall an, der sich in Italien zutrug, wo man bey Wegräumung des Schutts eines alten niedergeworfenen Gebäudes eine unterirrdische Grube voll Weizen gefüllt, vorfand, der, wie die nachmaligen Nachforschungen ergaben, 128 Jahre hier versteckt gewesen war, und dennoch eben so schön befunden ward, als der von der letzten Aernte. Das Resultat dieser Untersuchungen ist also dies: das Gebäude soll, um es von aussen gegen Feuersgefahr zu sichern, durch eine doppelte Mauer geschützt werden, und zwar so, dass die äussere sechs Fuss Abstand von der innern hat. Hölzerne und mit Holz gedielte Gänge duldet der Vf. nicht, sondern alles soll massiv, selbst Thüren, Laden und Luftöffnungen sollen mit starkem Eisenblech verwahrt seyn, und das Getreide in abgesonderten gewölbten Behältnissen verwahrt werden. Die beygefügte Zeichnung erläutert dies alles ausführlicher; sie stellt ein solches Gebäude dar, das 16½ Faden Länge, 13½ Faden Breite, 7 Faden 2½ Arschien Höhe enthält, dessen Erbauung nach der entworfenen Berechnung 29106 Rubel 10 Kopeken kosten würde! — *Nutzen der Rennthier und Isländischen Flechte zum Nothfutter fürs Rindvieh*, von *Ornäus*. (Der *L. Islandicus*, der in Rec. Gegend häufig wächst, ist dort längst als ein vortreffliches Schaaffutter und heilsames Gegenmittel gegen das Faulfressen bekannt.) — *Chemische Untersuchung einer vom* Hn. Hofrath *Laxmann an die freye ökon. Gesellschaft gesandten, sogenannten essbaren Erde.* Sie findet sich in den Gegenden von Ochoz sowohl an Granit-Rücken, als Kratern uralter Vulkane. Die Tungusen und Lamuten geniessen solche mit Rennthiermilch, und bewirthen vornehme Reisende damit. Nach dem Resultat der chemischen Versuche hat sie nicht nur keine nahrhaften Theile, sondern muss auch, ihrer Unauflöslichkeit wegen, dem menschlichen Körper höchst schädlich seyn. — *Vom Strassenbau in Städten*, von *Paul Eberhard Schröter*. Dieser Aufsatz ist zwar eigentlich nur für Petersburg interessant; indessen enthält er doch auch manche allgemeine Winke, die auch an andern Orten zu nutzen seyn möchten. — *Beschreibung einer auf dem Gute Lembala im St. Petersburgischen Kreise beobachteten Lungenfäule des Rindviehes, nebst einigen Anmerkungen.* Mit ungemein gutem Erfolg gab man dem kranken Vieh einen Aufguss vom gewöhnlichen russischen Taback. Ein Pfund desselben ward zerschnitten, die Hälfte davon in eine grosse Schüssel gelegt, etwa anderthalb Stohf heisses Wasser darauf gegossen, nach Verlauf von ein paar Stunden abgeseihet, und dem Vieh Morgens, Mittags und Abends etwa zwey Unzen oder ein halb Bierglas voll gegeben. Nach dieser Gabe verlor sich bey den Kranken Kühen das Fieber, und die gänzlich verlorne Fressluft stellte sich wieder ein. Sogar eine, deren Umsturz man stündlich erwartete, hielt sich noch vier Wochen. Nach den hier mitgetheilten innern und äussern Kennzeichen der Krankheit hat diese Lungenfäule alles mit derjenigen gemein, die kürzlich in einigen Provinzen Deutschlands anfängt, auch sogar bey Pferden, gefährlich zu werden, und es wäre zu wünschen, dass erfahrne Thierärzte, sowohl über die Natur der Krankheit, als auch über die hier empfohlnen Heilmittel Beobachtungen anstellten. Die hier beschriebene soll durch Ansteckung von ukräinischen Ochsen entstehen, die, vorher gesund, von den Viehtreibern in warmer Witterung übertrieben werden, und dann, sehr durstig, an eine kalte Tränke gerathen. Eben dies ist wahrscheinlich auch der Fall in den Gegenden Deutschlands, wo jährlich eine grosse Menge Vieh aus der Fremde gekauft wird, nach dem sehr unrichtigen und äusserst schädlichen Princip der dortigen Landwirthe, dass es zu kostbar sey, eigenes Vieh aufzuziehen. — *Beschreibung einer Kornhandmühle*, von *Dalgreen*. Eine einfache, und daher sehr nutzbare Maschine. — *Ueber die Reinigung der verdorbenen Zimmerluft*, vom königl. preuss. Oberstabsmedicus *Formey*. Ebenfalls durch die aufgegebene Preisfrage veranlasst, und mit dem ersten Accessit belohnt. Sie scheint etwas populärer, und mehr *ad captum vulgi* zu seyn, als die Friebesche, die überhaupt mühsam bearbeitet, und, selbst für den kundigen Chemiker, manchen Stoff zu weitern Beobachtungen darbietet; in Hinsicht der empfohlnen Vorschläge treffen indessen beide doch auf einerley Resultate. — *Von der Verfertigung der sogenannten Sode in grosser Menge, in den Steppen um das kaspische Meer*, von *Pallas*. Ein interessanter Aufsatz für Russland, der Vorschläge enthält, den ärmern Steppen-Bewohnern durch Soda-Brennen nützliche Beschäftigung und dem russischen Handel ein einträgliches Product zu verschaffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 24. Februar 1797.

## ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Fleischer: *James Edwards Smiths*, der Arzn. Doct., *Reise durch Holland, Frankreich und Italien* (und die Schweiz), aus dem Englischen übersetzt von D. *Gottfried Christian Reich*, der Arzneygel. öffentl. auss. Lehrer zu Erlangen. 1796. 1. Th. XXVIII u. 483 S. 2. Th. 430 S. 8.

Unter dem Titel: *a Sketch of a tour on the continent in the years* 1786 *and* 1787, ist dieses Werk 1793 in London und zwar in 3 Bänden erschienen, die der Uebersetzer in 2 Bänden zusammen gezogen hat, welches, nach dem Geist des Buchs zu urtheilen, auch füglich hat geschehen können. — Der Vf. ist in England durch mehrere naturhistorische, sonderlich botanische, Werke bekannt. Dieses Fach beschäftigt ihn ebenfalls auf seiner Reise, und es finden sich hie und da manche, wiewohl nur kurze, Nachrichten über Naturaliencabinette, vorzügliche Gelehrte u. dgl. — Lyonnets Conchiliensammlung im Haag ist, wegen der grosen Seltenheit vieler Stücke, höchst merkwürdig. L. sprach von *Buffon* als von einem Stümper, der ganz unverdient einen grosen Namen erhalten habe, und von *Linné* als — von einem Wortkrämer. Das war doch in der That etwas — holländisch gesprochen. — Die Kapitel über Leiden und Delft sind lesenswürdig. — Die bey Antwerpen gerühmten Meisterwerke von Rubens, findet man jetzt im Nationalmuseum zu Paris, wo sie in der vormaligen Gallerie des Louvre in einem sehr unvortheilhaften Lichte hängen, so wie alle die grosen *Kirchengemälde* hier aus eben dem Grunde am unrechten Orte sind. Die S. 66. von dem Vf. mit Recht gerühmte Statüe der Maria mit dem Kinde, auf dem Hochaltar von S. Sulpice zu Paris, ist von Pigal. Scheuslich war Rec. der Anblick dieser Statüe, der man zu den unglücklichen Zeiten der Bilderstürmerey den Kopf des schönen Kindes abgeschlagen hatte (welcher auch im Sommer 1796 noch nicht wieder ergänzt war). Die von dem Vf. erwähnten vielen andern Bildhauerarbeiten in den Pariser Kirchen befinden sich jetzt in dem *Depot national des Monuments*, im vormaligen kleinen Augustiner Kloster (*aux petits Augustins*) aber auch zum Theil unvortheilhaft beleuchtet; — man sieht dass sie da nicht hingehören. — Uebrigens sind die Kapitel über Paris zu cursorisch. — Chantilly und Ermenonville. Wer hascht hier nicht gern nach jedem Zuge, der den *Mann der Natur und der Wahrheit* betrifft, dessen Beurtheilung dem Kopf und Herzen des Vfs. Ehre macht! Besuch bey Rousseau's Wittwe. Einige, aber sehr unvollständige, Nachrichten über Pariser Gelehrte, besonders Naturkündiger und über einige damalige Institute daselbst. Von dem im Anfang der Revolution vom Volk ermordeten Intendanten *Berthier* sagt der Vf. viel Gutes. Er war ein eifriger Beförderer des Ackerbaues und die Versammlungen der Ackerbaugesellschaft wurden in seinem Hause gehalten. Die S. 114. kurz berührte treffliche Mineraliensammlung des Hn. *Besson* zu Paris, will ihr Besitzer, der so wie alle dortige Gelehrte, unter den Finanzrevolutionen sehr gelitten hat, jetzt verkaufen. — Literarische Bemerkungen über *Lyon* und *Montpellier*. In dem botanischen Garten am letztern Orte sah der Vf. die Stelle, wo Young seine Narcissa heimlich begrub. Der Intendant der Provinz wollte zu Anfang der Revolution auf dieser Stelle dem englischen Philosophen ein Denkmal errichten, — ward aber durch die folgenden Revolutionsstürme daran verhindert. — Die S. 138. von dem Insect, das fliegende Blatt, *mantis religiosa* genannt, erzählte merkwürdige Anekdote würde, nach aller Analogie, unglaublich scheinen, wenn die Sache nicht durch den bekannten Entomologen *Dorthes* selbst beobachtet und dem Vf. erzählt wäre. — Reise zu Lande von Marseille nach Nizza. — Gefährlicher Weg von *S. Remo* nach *Port Maurice*, ein schmaler Fussteig, an der einen Seite eine hohe Felsenwand, an der andern die See im Abgrunde. Der Maulesel, den der Vf. ritt, legte sich, als er einen Fehltritt that, aus einer Art von Instinkt, platt auf den Boden nieder. — *Genua*. Gröstentheils Kunstnachrichten; doch kommt der Vf. noch einmal und mit bedeutendern Beobachtungen hieher zurück. — Ueber die Gallerie von *Florenz* verschiedne nicht alltägliche Reflexionen. — Des Vfs. Absicht bey seinem Aufenthalt in Rom war blos das Studium von Malereyen, Statüen und Gebäuden. Das scheint Rec. ein sehr beschränkter Plan eines sonst scharfsichtigen Beobachters in *Rom*; den der Vf. aber genau befolgt. Die Kapitel über Rom sind eine mit ängstlicher Genauigkeit zusammengetragne Nomenclatur der sämmtlichen Kirchen, Paläste und Villen und der darin befindlichen vorzüglichsten Kunstwerke — wobey er die Werke von *Winkelmann*, *de La Lande*, *Magnani* und die Reise der Lady *Miller*, besonders benutzt hat. Sein beygefügtes Räsonnement ist manchmal richtig, öfterer oberflächlich und hie und da gar läppisch. So z. B. sagt er bey der Transfiguration von Raphael: „die drey in der Luft schwebenden Figuren von Christus, Moses und Elias, sähen gerade so aus, als wenn man drey altliche Figuren an Fäden aufgehängt und elektrisirt hätte, so dass sie einander abstiesen.“ (Na-

*rita de ventis* — — etc. fällt hiebey ein:) Man kann dem Vf. allgemeine Kunstkenntnisse und einigen Geschmack zwar nicht absprechen, aber ihm fehlt der zarte Tact zur richtigen Würdigung von Werken der Kunst. — Daher schwatzt er oft viel und sagt wenig. — Das Aeussere der Peterskirche setzt er der Pauls-kirche in London weit nach, zieht aber das Innere derselben dieser vor. — Eine Nachlese über das Karnaval, die Charwoche, die Gegenden einiger literarischen Notizen und ganz treffender Beobachtungen über Pius VI Person, findet sich am Schluss und beym zweyten Besuch von Rom. — *Neapel.* Die Aerndte von neuen oder sonst bedeutenden Bemerkungen, ist auch hier sehr mager. — Der König v. N. ist ein grosser Billardspieler, und zunächst am Billardzimmer hat er eine kleine Betcapelle mit dem Bildnisse der heil. Jungfrau, die er immer um ihren Beystand anfleht, wenn er um eine hohe Summe spielt (?) — Er liebt die wilde Schweinsjagd und der geringste Anschein zu einem Donnerwetter bewog ihn sonst augenblicklich nach Hause zu kehren; jetzt aber trotzt er mit königlichem Muthe dieser Gefahr. Er trägt nämlich das Bild eines gewissen antielektrischen Heiligen auf der Brust und dieses gewährt ihm sichern Schutz." (Franklins und Reimarus Theorieen wissen doch nichts von einem solchen neapolitanischen Blitzableiter.). — Reise über *Monte Cassino* und *Caserta* — und von Rom über *Loretto* nach *Bologna*, mit einem langen Verzeichniss der am letztern Ort in Kirchen und Pallästen befindlichen Gemälde, wovon jetzt wohl manche fehlen dürften, wenn anders des siegreichen *Buonaparte* Transportplan, welcher in Paris von ruhigen Beurtheilern und selbst von sehr vielen Künstlern mit Recht gemisbilligt wird, wirklich ausgeführt ist. — *Venedig.* Viele, aber wenige mehr als alltägliche, Nachrichten. In dem dortigen *Conservatorio della Pieta* läst der Vf. — oder wahrscheinlich nur der Uebersetzer, — die Mädchen das *Posthorn* (soll wohl heissen Waldhorn) blasen, und bey den *Mendicanti* die *Sänger* lauter Frauenzimmer seyn. (Bekanntlich sind auch die Instrumentenspieler daselbst Frauenzimmer.) — In *Padua* sah der Vf. bey dem Professor des Ackerbaues *Arduino* sehr gutes Garn und starkes Tuch zu Kleidern von der Rinde der *Asclepias fruticosa*, und eine andre Art von zartem Tuch von den wolligten Saamenhaaren dieser Pflanze; auch guten Syrup und Zucker vom *Holcus Cafer*. Diese letztere Pflanze wächst schnell, schiesst stark ins Kraut, und enthält eben so viel Zuckersaft als das Zuckerrohr, wenigstens in Italien, hat. Den dortigen Professor der Medicin *Gallini* hielt man für den Herausgeber des venezianischen medicinischen Journals. — Die Reise geht nun über *Vicenza*, *Verona*, *Mantua*, *Parma*,, Bodonische Buchdruckerey daselbst,. — *Piacenza* und *Mailand*. Bibliotheken, Hospitäler und Kirchen in der letztern Stadt. — Einige literarische Notizen über *Pavia*. — *Genua*. Ueber die dortigen Vergnügungen, Wahl des Doge *Ferrari*, Gegend, Einwohner. — *Turin* und dessen Sehenswürdigkeiten. Seidenbau. — Reise nach *Geneve*. Thäler von Chamouny. Salzwerke zu Bex. — Die Reise durch einige Schweizerstädte ist nur ein Durchflug zu nennen. — Der bey *Basel* von dem Autor (und wie es nach der Parenthese scheint, auch von dem Uebersetzer) mit *Pfysch* (*Fischer*) unrichtig angeführte Name des Besitzers eines vorzüglichen Gemälde- und Zeichnungscabinets ist *Fasch*. — Auf der Rückreise über *Paris* hält der Vf. eine Nachlese von Bemerkungen über die Bewohner etc. Anekdoten von dem Stolz und Druck der ehemaligen Aristokraten und wird dadurch auf einige wenigstens gutgemeynte Reflexionen über die bald darauf erfolgte Revolution geleitet. Die an sich selbst mittelmäsig gerathne Verdeutschung ist noch durch sehr viele häslische Druckfehler entstellt.

## GESCHICHTE.

ALT-STETTIN: *Verzeichniss der von Dregerschen übrigen Sammlung Pommerscher Urkunden, zur* Fortsetzung dessen *Codicis Pomeraniae vicinarumque terrarum diplomatici*, mit einer Vorrede diplomatischen Inhalts herausgegeben von D. *Johann Carl Conrad Oelrichs*, kaiserl. Hof- und Pfalzgrafen u. s. w. 1795 (ist erst zur Michaelmesse 1796 erschienen), 1 Alph. 8 Bogen, nebst einer Kupfertafel. klein-Fol. (1 Rthlr.)

Ein ehrwürdiger Veteran der Diplomatik verspricht eine Vorrede *diplomatischen Inhalts*. Fürwahr ein anlockender Aushängeschild! Mit gespannter Erwartung eilt der lernbegierige Forscher hinzu. Wird er *befriedigt* entlassen? Wir wollen sehen. Von dem auf dem Titel angegebenen, in Geschichte und Diplomatik einen rühmlichen Platz behauptenden Codice ist bekanntlich nur der erste, mit dem Jahre 1269 sich endigende Theil gedruckt. Er erschien ungefähr drey Jahre vor seines fleisigen Verfassers Tode, nämlich im J. 1748. Zwanzig Jahre hernach hat Hr. O. ihn vermehrt und verbessert herausgegeben. Der um die Wissenschaften höchstverdiente Graf von *Hertzberg* kaufte das Manuscript der Fortsetzung des Werks, um es durch den Druck gemeinnützig zu machen. Als diese Absicht vereitelt wurde, schränkte er sich auf die gegenwärtige Inhaltsanzeige ein. Er selbst wollte sie mit einer Vorrede begleiten, konnte es, Krankheitshalber nicht, bat also Hn. O., das Buch zu bevorreden. Dieser theilt aber aus seinem reichen literarischdiplomatischen Magazine nur wenige, und sicherlich nicht die ausgesuchtesten, Stücke mit. Was man erfährt, läuft auf diese Sätze hinaus: auch die zweyte Ausgabe des *Dregerschen* Codex ist nicht von Versehen ganz frey. — Hr. O. hat mehr als 40 Jahre auf die Ausarbeitung eines in der pommerschen Geschichte unentbehrlichen Werks verwendet, dessen weitläuftiger hier S. VI u. VII. vollständig angeführter Titel sich so anfängt: „*Inventarium chronologicum ducatus Pomeraniae et principatus Rugiae diplomatum aliorumque documentorum publicor. ab a.* IↃↃCLXXXVI. *ad a.* CIↃIↃCCXX. *publici juris factorum*, oder *Verzeichniss* u. s. w. Ob es werde gedruckt werden, steht dahin.

dahin. — Das *Gesterdingsche* „chronolog. Verzeichniss der — — gedruckten pommerschen und rügianischen Urkunden — bis in das J. 1548" ist sehr unvollständig; gleichwohl ist eine vollständige Urkundeninventur zur pragmatischen Geschichte ein Haupterforderniss. — Hr. *O.* hat ein grosses Werk über das pommersche *Siegelwesen* in Arbeit. — Es giebt, gab wenigstens, diplomatische Betrüger. — Copeyen von Urkunden müssen auch in Ansehung der Zahlen ihren Originalien völlig treu seyn (wehe dem Diplomatiker der *das* nicht weiss!). — Der Schrägbalken in adelichen Wappen ist nicht immer ein untrügliches Kennzeichen eines Bastarts; die Erzählung von der Veranlassung zur Figur im *Oerebröschen* Stadtsiegel ist eine Fabel (beides schon bekannt). — Im königl. geheimen Archive zu Berlin sind zwey pommersche mit vielen Siegeln versehene Urkunden; die eine vom J. 1493, hat nämlich 151, und die andere vom J. 1501, hat 136 Siegel. (Die Aeusserung des Vf., dass man dergleichen, d. i. „so ganz ausserordentlich stark mit — Siegeln versehene" Urkunden „vielleicht nirgends weiter haben mag," zeigt, dass ihn ein kleiner Gedächtnissfehler beschlichen habe. *Spies in Bulla aurea Rudolfi* I. etc. §. 23. hat nicht nur diese beiden hier bemerkten Documente aus dem plassenburgschen Archive schon angeführt, sondern zugleich *sub Lit. C.* aus dem ansbachschen Archive eins vom J. 1481 mitgetheilt, an welchem 163 Siegel hangen.) Bey den Siegeln muss auf ihre Form, Farbe, ob sie einseitige oder zweyseitige, Majestätssiegel oder nicht, mit oder ohne Tecturen sind, gesehen werden; auch ist darauf zu achten, ob die Urkunde auf Pergament oder Papier geschrieben sey. (Dies und noch andere bey Prüfung der Siegel und Urkunden eintretende Kriterien wusste man ja lange.) Urkunden mit Tecturen hat man schon aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. — Siegel von *schwarzem* Wachse sind *sehr* selten; Hr. *O.* kennt eins an einer Originalurkunde vom J. 1270. — (Selten, im Verhältnisse gegen die wächsernen Siegel von andern Farben, sind diese Siegel freylich, wie allgemein bekannt ist; ältere als hier angegebene, nämlich von 1248 und 1259, haben *Will* in den kleinen Beyträgen zur Diplomatik, und *Spies* in *Bulla aurea* etc. nachgewiesen.) So viel von dieser diplomatischen Vorrede. Was nun das Verzeichniss selbst betrifft, so scheint es nicht ganz vollständig zu seyn. Wenigstens setzt Hr. *O.*, nachdem er gesagt hat, dass die oft gewünschte Anzeige des übrigen Inhalts des *v. Dregerschen Codicis* jetzt mitgetheilt werde, etwas undeutsch hinzu: nur ist zu beklagen, dass sich zur Zeit dieser, durch die jetzige bejammernswürdigste Lage Sr. Excellenz (der Graf v. Herzberg kämpfte damals mit schwerem Leiden), zerstreueten und vielleicht unter andere Papiere gerathenen *von Dregerschen* Sammlung nicht ein mehreres herausbringen lassen, noch ich das, was davon, und den dazu gehörigen übrigen Scripturen, in einer besondern Kiste sonst bey einander gelegen, jetzt zum Gebrauch bey dieser mir aufgetragenen Vorrede — — erhalten können." — Wie dem aber sey, so ist das Gelieferte immer ein dem Historiker wichtiges, allen Dank verdienendes, Geschenk. Es hat zwey Abtheilungen. Die erste giebt den Inhalt von 11 im ersten Bande des v. Dregerschen Codex fehlenden, im berlinschen Archive befindlichen, Urkunden. Die andere enthält das Verzeichniss der v. Dregerschen übrigen Documente, vom J. 1270 an bis zu und mit dem J. 1590. Doch fallen aus die Jahre: 1393, 1422, 1424, 1429, 1432, 1437, 1438, 1442, 1445, 1446, 1461 bis 1471 incl., 1474, 1475, 1477, 1478, 1481—1483 incl., 1485, 1487, 1489, 1490, 1500, 1503, 1505 bis 1507 incl., 1513—1517 incl., 1520—1529 incl., 1532, 1536—1540 incl., 1542, 1544—1550 incl., 1552 bis 1555 incl., 1558, 1560—1565 incl., 1567—1574 incl., 1576—1578 incl., 1580—1589 incl.; von diesen Jahren sind keine Urkunden verzeichnet. Schenkungen, Bestätigungen, Ertheilungen von Privilegien, Erbeinigungen, Atteste, Verkaufe, Vergleiche, Friedensschlüsse, Bündnisse u. dgl. sind die Gegenstände der Documente, deren Summarien man hier liefet. Ausser der eigentlichen Landesgeschichte Pommerns und der benachbarten Gegenden kann die Geschichte mancher Familien, z. B. der von *Werle, Tierberg, Ramin, Gollnow, Berg, Plotho, Wedel, Putbus, Kaboldt, Esbeck, Osten, Suckow, Wolde, Vass, Kameke, Arvensleben, Bülow, Wacholt, Manteufel, Schwerin, Platen*, Grafen von *Eberstein, Gützkow, Lindow*, und anderer mehr, aus diesem Verzeichnisse Erläuterungen, auch vielleicht Ergänzungen und Berichtigungen erhalten. Das *Rubrum* eines im J. 1290 ausgestellten Documents heben wir, der Sonderbarkeit wegen, aus: „*Der Erzbischof von Magdeburg, wie auch die Bischöfe zu Lebus, Brandenburg und Havelberg bezeugen, dass in der Klosterkirche zu Bernstein Christus sich miraculose in Fleisch und Blut verwandelt, und geben daher denjenigen, so (welche) die Kirche des Klosters an gewissen Festtagen besuchen, oder solcher Novellae plantationi etwas schenken, auf 40 Tage Ablass.*" Seltsam genug, doch verzeihlich im 13ten Jahrhundert, da in weit spätern Zeiten wohl optische Fallacien als Wahrheiten verbriefet sind. — Dass übrigens das gegenwärtige Verzeichniss auf seines Redacteurs, des verstorbenen Grafen v. Herzberg, Kosten gedruckt worden, versteht sich von selbst. Welchem Buchhändler wäre zuzumuthen, den Verlag eines Werks zu übernehmen, das nicht nur nicht amüsirt, folglich in die gewöhnlichen Zirkel unsrer Damen und Herren durchaus nicht passt, sondern noch obendrein bey Jedem, der es brauchen, nicht blos figuriren lassen will, etwas mehr als ganz oberflächliche Kenntniss voraussetzt? Der beygefügte Kupferstich zeigt den pommerschen Herzog Mestwin (den II.) in ganzer Figur. Wie er *hieher* komme, ist nicht abzusehen. Er war, der Ueberschrift zufolge, für das „Prooemium" zum zweyten Theile des Dregerschen Codex bestimmt. Wir haben ja aber weder den zweyten Theil selbst, noch das Prooemium dazu, sondern nur das jetzt angezeigte Skelet erhalten, und können von Glücke sagen, dass wir doch dieses besitzen; ohne *Herzbergs* Edelmuth mussten wir auch *das* entbehren.

## PHILOLOGIE.

FRANKFURT, b. Vf. u. LEIPZIG, in Comm. b. Fleischer d. j.: *Cours de Gallicismes, par P. L. de Beauclair. Troisieme Partie.* 1796. 321 S. 8.

Auch in dem dritten Theile, womit die Gallicismen geendigt sind, siehet man den Fleiss des Hn. *v. B.* Ohne Zweifel liessen sich leicht noch mehrere figürliche Redensarten und Idiome der französischen Sprache durch Hülfe verschiedener Wörterbücher beybringen; doch sind die hier gewählten die vornehmsten und gebräuchlichsten, und folglich immer für das Studium dieser Sprache hinlänglich. Am Schlusse dieses Theils findet man eine Sammlung der seit der französischen Revolution entstandenen Wörter, und eine kurze, aber doch deutliche, Erklärung derselben. Zuletzt einige Anekdoten, welche füglich hätten wegbleiben können, ob sie gleich noch unter die neuern gehören.

## KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Göttingen*, b. Dietrich: *Beschreibung eines neu erfundenen Gebläses*, von *Joseph Baader*, der Arzneywissenschaft Doctor u. der kön. med. Gesellsch. zu Edinburg Mitglied. 1794. 5 Kupft. 38 S. 4. — Die hier beschriebene Maschine ist im Grunde ein Cylindergebläse, wo ein auf- und niedergehender Cylinder die Stelle des Kolbens und Wasser die Stelle der Linderung vertritt; eigentlich der Harzer Wetterſatz als Luftbläser eingerichtet, wie folgende kurze Darstellung dieser Maschine bezeugen wird:

In dem Boden eines cylindrischen (oder sonstgestalteten), aufrechtstehenden und oben ganz offenen Gefässe, sind zwey ziemlich weite Röhren senkrecht befestigt. Jede geht bis etwas über die Mitte des Gefässes in selbiges hinein, und ist oben mit einem Ventile versehen, welches bey der einen Röhre (der ersten) sich nach oben und bey der andern nach unten zu öffnet. Jene (die erste) ist unten ganz offen und endigt sich gleich aussen bey dem Boden. Sie ist die Zuleitungsröhre der Luft. Die andere, welche die Luft fort, bis an den Ort, wohin man sie haben will, leitet, stehet unterhalb des Bodens mit einer gebogenen Röhre in Verbindung, an deren Ende sich die kleine Ausströmungs- oder Düsenmündung befindet. Das bisher beschriebene Gefäss wird hinreichend fest, jedoch aber so aufgestellt, dass die äussere Luft freyen Zutritt in die erste Röhre haben kann. Nun wird es mit Wasser gefüllt, dass die beiden Röhren noch einige Zoll über die Oberfläche desselben hervorragen. — Ausser diesem Gefässe besteht die Maschine noch aus einem zweyten ähnlich gestalteten und eben so hohen Gefässe, das aber einen etwas kleinern Durchmesser hat. Es ist oben und unten offen und in der Mitte nur hat es eine dichte Scheidewand, mit welcher in ihrem Mittelpunkte eine eiserne Stange befestigt ist. Dieses 2te Gefäss stehet in dem ersten so, dass beider Axen in eine fallen und es sich in der Richtung dieser Axen bequem auf und nieder bewegen läßt. — Man denke sich jetzt das 2te Gefäss ganz nieder, dass also die Scheidewand auf den Ventilen aufliegt oder ihnen doch äusserst nahe ist; so wird zwischen solcher Scheidewand und der Oberfläche des Wassers wenig oder gar keine Luft enthalten seyn. Zieht man daher dieses Gefäss in die Höhe, so wird die in der Zuleitungsröhre befindliche und mit der Atmosphäre in Verbindung stehende Luft das Ventil aufstossen und den ganzen Raum zwischen des Wassers Oberfläche und der Scheidewand ausfüllen. Am Ende des Zugs wird dieser Raum ganz mit atmosphärischer Luft, die eben so stark drückt wie die äussere, ganz angefüllt seyn; woferne sich das Ventil leicht aufthut und die Bewegung des Gefässes nicht zu schnell ist. Bey dem Niedergehen wird anfangs die Luft zusammengedrückt, weil sie, wenn auch das 2te Ventil äusserst leicht aufgehen sollte, sich doch in der Fortleitungsröhre anhäufen muss, da sie aus selbiger durch eine enge Ausflussmündung ausströmt. Sie drückt daher stärker auf die innere Wasserfläche als die äussere Luft entgegendrückt; deshalb muss das Wasser in dem Zwischenraum zwischen der äussern und innern Umfläche steigen, und die Luft mit beschleunigter Bewegung aus gedachter engen Oeffnung ausströmen. Dies alles erfolgt so lange, bis der eingeschlossenen Luftmasse absolute Elasticität so gross worden ist, dass sie der niedertreibenden Kraft das Gleichgewicht hält. Von diesem Augenblicke an hat das Wasser eine Höhe erreicht, die der dem Drucke und genannter Kraft zugehörigen Höhe gleich ist; und die Luft strömt nun wie ein unelastisches Flüssiges mit gleicher Geschwindigkeit aus, mit welcher auch das 2te Gefäss niedergehet. —

Der grösste Vortheil dieser Maschine ist sehr grosse Verminderung der Reibung und die wohlfeile und leichte Erbauung: daher sehr zu empfehlen. Rec. ist jetzt nichts bekannt, was den Effect dieser Maschine gegen das englische Cylindergebläse schwächen sollte. So viel Rec. gehört hat, soll durch eigne Erfindung des Hn. Insp. Köhlers (wovon auch der Vf. etwas erwähnt), zu Mückenberg ein ähnliches Wassergebläse vor kurzem gebauet worden seyn und sehr gute Dienste thun. Es wäre sehr zu wünschen, dass man davon nähere schriftliche Nachricht hätte, oder besser eine theoretisch praktische Beschreibung, welche am besten der Hr. Insp. Köhler liefern könnte.

Gegen die Neuheit der Erfindung ist in chemischen Annalen von 1794 starkes Bedenken von St. erregt worden. Hr. *B.* hat darauf, so viel Rec. weiss, nichts erwiedert; vielleicht ist ihm jener Aufsatz entgangen. In der lobenswürdigen, jedoch polemisch geschriebnen Einleitung, zeigt der Vf. mit die Veranlassung seiner Erfindung an. Man wird daselbst sehr gute Bemerkungen über die Unvollkommenheit der Blasebälge; über die englische Cylindergebläse und selbst über das englische Eisenschmalzen finden.

Der Vf. empfiehlt seine Maschine auch in den Bergwerken als Luftwechselmaschine zu gebrauchen. Bey dieser Empfehlung hätte Hr. *B.* wohl mit bemerken sollen, dass auf dem Harze und in Freyberg längst eine *ähnliche* Maschine unter dem Namen des Harzer Wetterſatzes mit sehr guten Erfolge ist gebraucht worden. Hr. *B.* ist an beiden Orten gewesen, ehe sein Buch herausgekommen ist; es wäre denn, dass das Manuscript damals nicht mehr in seinen Händen gewesen wäre. Uebrigens aber will hiedurch Rec. keineswegs die *eigne* Erfindung dem Hn. *B.* streitig machen; vielmehr erlaubt er sich solchen zu bitten, die längst versprochene Beschreibung und Berechnung des englischen Cylindergebläses baldigst erscheinen zu lassen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Februar 1797.


## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Dietrich: *Beyträge zur praktischen Vieharzneykunde von K. A. Zwierlein.* 1796. 112 S. 8. (6 gr.)

Nur durch genaue Krankheitsgeschichten, sagt der Vf. sehr richtig, die man in den meisten veterinarischen Schriften vermisst, kann die Vieharzneykunde zu grösserer Vollkommenheit und endlich in ein ordentliches System gebracht werden." Leider ist es aber noch immer ziemlich allgemein der Fall, dass der rationelle Arzt von jeder Gelegenheit, Beobachtungen zu sammeln, ausgeschlossen wird, indess dieser schöne Weg dem mechanischen Schmidte oder Hirten, der ihn nicht zu benutzen weiss, täglich offen steht. Dank verdient daher der Arzt, der nach seiner Lage, so viel er kann, zur Ausbildung dieses Zweigs der Naturwissenschaft beyträgt! Der vor uns liegenden Beyträge sind achtzehn, keiner ganz unbedeutend, mancher wichtig.

Der *I Aufsatz* handelt von *einer besondern Krankheit unter dem Rindvieh, die sich im Fuldaischen im Frühjahre* 1784. *äusserte.* Sie bestand in einer schmerzhaften Schwäche der Füsse mit allmähliger, jedoch nicht tödlicher, Abmagerung; ihre Ursache war nach dem Vf. die heftige Winterkälte und die darauf erfolgte starke Hitze im Frühjahre. Der Vf. rieth mit Erfolg das Reiben der Füsse und Waschen mit kaltem Wasser und Bewegung. (Rec. kennt dieses Uebel unter den Namen *Hauch*, und sah es mit einem Absude von Tannenzapfen und Kümmel in Bier behandeln.) *II. Eine Krankheit unter den Schweinen im Jahre* 1785., *welche von Käfern und Raupen entstanden war.* Ein gastrisches Fieber mit wässerigem Durchfall, das erst mit gelinden abführenden, dann stärkenden Mitteln gehoben wurde. Hr. Z. sucht die Entstehung desselben durch den Genuss schädlicher Insekten zu erweisen; giebt jedoch die Art derselben nicht näher an, so wie überhaupt diese Aetiologie noch immer der Umstand zweifelhaft macht, dass *nur* junge halbjährige Schweine davon befallen wurden. *III. Von den sogenannten Franzosen des Rindviehs.* Der Vf. hält sie, wie gewöhnlich, für Fettklumpen; allein Rec. wird es immer wahrscheinlicher, dass es Wurmöconomien sind. *IV. Kur eines fetten Ochsen von einem starken Hämorrhoidalblutflusse, gewöhnlich Lenden- oder Rückenblut genannt.* Die wahre Natur dieser Krankheit ist den neuern Thierärzten nicht so unbekannt als der Vf. meynt; *Fryleben* und *Jung*, die er citirt, kannten sie freylich noch nicht, aber *Busch* in seiner Ausgabe des Jungschen Lehrbuchs beschreibt sie sehr richtig. So viel ist indess gewiss, dass unter den gemeinen Thierärzten noch die verkehrtesten Begriffe von diesem Uebel und dessen Behandlung herrschen. Hr. Z. verfährt antiphlogistisch, und räth, wenn das geronnene Blut durch Klystiere ausgeleert ist, und sich neuerdings wieder Blutabgang zeigt, gelind zusammenziehende Klystiere aus Kirschgummi oder Tischlerleim zu geben, kalte Essigklystiere dienen ebenfalls. Ungerne vermisst man eine Darstellung der Ursachen des Uebels. *V. Bewährtes Mittel bey dem Aufblähen des Rindviehs durch unbescheidne Kleefütterung.* Es besteht in 1 Qu. Akeleisaamen mit Butter auf Brod gestrichen und darauf 20 — 30 Tropfen Steinöl gethan. (Doch wird in höherm Grade des Zufalls der Stich immer das einzige Mittel bleiben.) *VI. Vom Zungenkrebs unter dem Rindvieh.* Es war die gutartige Maulseuche, die 1786. im Fuldaischen herumgieng. Hr. Z. ist geneigt sie für ein blos örtliches Uebel zu halten, das vielleicht durch das Kauen des zähen, harten Futters entstehe, und zweifelt, ob eine besondere Verderbniss der Säfte dabey zum Grunde liege, weil sich sonst an dergleichen Thieren noch mehrere kränkliche Zufälle äusern würden, die aber ganz fehlen. Die fürchterlichen Schilderungen der meisten Epizootien dieser Art schreiben sich daher, dass man die Krankheiten nicht genau untersuchte, und zu voreilig das Bild der seltnern bösartigen Maulseuche oder des Zungenkrebses darauf übertrug. *VII. Tödliche Wirkung des erfrornen Futters* (Krautes) *bey Thieren. VIII. Von einer Lungenfäule oder Lungensucht unter dem Rindvieh zu Schwärzelbach im Oberamt Hammelburg im Herbst* 1789. Diese Abhandlung würde an Vollständigkeit gewonnen haben, wenn der Vf. die Sectionsdaten und sein Heilverfahren beygefügt hätte; so beschäftigt er sich mehr mit der Frage: ob die Krankheit ansteckend sey oder nicht? er bejaht sie, und zwar, nach S. 83., weil der überzeugendste Beweis von der ansteckenden Eigenschaft einer Krankheit sey, wenn sie von einem Haupte auf das andere übergeht; allein gerade ist kein Beweis schwächer, weil der Uebergang oft nur scheinbar, und das Zugleicherkranken mehrerer Häupter nicht einzig auf Ansteckung, sondern oft blos auf Gemeinheit der Gelegenheitsursachen beruhen kann. Auch lies sich überhaupt noch aus manchen Gründen an der Ansteckungskraft der Krankheit zweifeln (s. *Kauschs* Originalbemerkungen.) *IX. Warum werden die Schweine, die in die Mastung getrieben werden, niemals vollkommen fett und gemastet, so reichlich auch die Mastung immer seyn mag?* Das stete Laufen in den Wäldern soll daran Schuld

seyn. *X. Schädliche Wirkung des verschlemmten Grases bey dem Rindvieh im Herbst:* sie war Lungenfäule. *XI. Nachtheilige Wirkung der Bücheimastung auf die Zuchtschweine.* Das Oel der Bücheln erschlafft, daher kam es, dafs die Thiere häufig verwarfen und selten trächtig wurden. (Bestätigt sich doch nicht in des Rec. Gegend durch die Erfahrung.) *XII. Beobachtung einer sonderbaren Krankheit unter Karpfen.* Erst standen mehrere ab, dann bekamen die andern auswendig kleine rothe schuppenleere Flecken, wurden durch die Zubereitung breyweich und hatten einen faden Geschmack. Der Vf. konnte nicht die geringste Ursache dazu auffinden. *XIII. Von den Kunstgriffen einer berühmten Krankenwärterin bey Thieren* (blofs jungen Schweinen): sie bestehen hauptsächlich in fleifsigster Wartung, Fütterung mit Milch und Brühen von ausgekochten Knochen. *XIV. Von einer Mifsgeburt aus zwey zusammengewachsenen Kälbern. XV. Einfluss der strengen Kälte im Winter 1794 und 1795. auf Futter und Rindvieh.* Starkes Füttern erfrorner Kartoffeln machte Abmagerung des Rindviehs (Rec. hat schon nach dem häufigen Genufs der grofsen rothen, nicht erfrornen Kartoffeln Fresunlust und Verstopfung bey den Kühen beobachtet; selbst das Wasser, worinne dergl. Früchte gekocht werden, hat einen äufserst scharfen, beizenden Geschmack.) *XVI. Von einem besondern Fehler der Milch bey einer Kuh.* Es schwammen gelbliche, weiche Butterklümpgen auf der frisch gemolknen Milch, auch gab sie unzusammenhängende Butter. Die erfrornen Kartoffeln wurden jetzt weniger gefüttert und Küchensalz ins Futter gegeben. *XVII. Warum ist die Vieharzneykunde in den meisten Ländern in schlechtem Zustande.* Ganz stimmt Rec. dem Vf. bey, wenn er unter andern sagt: „der Staat untersage seinen Kalendermachern, Zeitungsschreibern und Wochenblätterfabricanten nachdrücklichst, Vieharzneyschriften zu empfehlen, allerley Rezepte und Arzneyen gegen Viehkrankheiten bekannt zu machen, und als unfehlbar auszuposaunen, es sey denn, dafs solche Schriften, Rezepte und Mittel erst vom angestellten Viehärzte untersucht und gut geheifsen wären. Ungeheuer ist der Schaden u. s. w.“ In der That ein Wort, auch für die jetzige Zeit gesprochen! dem Rec. den Wunsch noch beyfügt: möchte doch der Staat überhaupt den Verkauf aller Geheim- und Universalmittel gegen Viehseuchen streng verbieten! *XVIII. Merkwürdiges Gesetz der Engländer wegen Behandlung der Thiere.*

ERLANGEN, b. Palm: *Versuch eines vollständigen, systematischen Lehrplans für Thierarzneyschulen von Joseph Friedrich Gotthard dem Jüngern, öffentl. Lehrer der Menschenzergliederung- und Thierarzneykunde zu Bamberg.* 1796. Die Einl. 74 S. der Lehrplan. 131 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. entledigt sich hierdurch eines Auftrages, den er von dem verstorbnen Fürstbischoffe erhalten hatte, und zwar auf eine Art, der das Publicum seinen Beyfall nicht wird versagen können. Die Anlage des Plans ist mit vieler Genauigkeit gezeichnet, alles Nöthige umfassend, durch gehörige Modificationen dem verschiedenen Bedürfnisse der Zöglinge angepafst, und alles auf den bestimmten Endzweck, Bildung des Praktikers, hinberechnet. Einige Erinnerungen kann jedoch Rec. über einzelne Theile desselben und über die Ordnung der Gegenstände nicht unterdrücken. — Die *Einleitung* enthält *I. Betrachtungen über den Werth der nützlichen Hausthiere.* (Warum schliefst der Vf. fast durchgängig die Hunde, und die Geflügelarten aus? gehören sie nicht auch zu den Hausthieren, und ihre Krankheiten für den Thierarzt?) *II. Einige Bruchstücke aus der Geschichte der Thierheilkunde.* Gröfstentheils, so wie die dazu gehörigen chronologischen Verzeichnisse der Thierärzte und einiger thierarzneykundiger Schriften, nach *Ludwigs* tabellarischer Ueberf. der Gesch. der Thierheilkunde 1794., ohne dafs es der Vf. anzeigt. Bey den allerdings wahren Lobeserhebungen, die dem Engländer als Viehzüchter gebühren, hätte doch nicht unbemerkt bleiben sollen, dafs demungeachtet die praktische Thierheilkunde durch England wenig Aufklärung erhalten hat, und warum? Ueberhaupt würde eine kurze Untersuchung der Fragen, was und wie viel jede Nation zur Bildung des Ganzen beytrug, welche Männer jeder Nation die ersten Reformatoren waren, welches die Ursachen der frühern oder spätern, der vernachlässigten oder beförderten Kultur der Kunst in einzelnen Ländern waren u. d. gl. auch in diesen Bruchstücken ausführbar und unstreitig lehrreicher gewesen seyn, als die trockne Namentabelle. *III. Allgemeine Betrachtungen über die landwirthschaftliche Thierkunde.* Unter dieser versteht der Vf. den Inbegriff alles dessen, was der Landwirth für die Erhaltung seiner Hausthiere zu thun hat, was hingegen zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit eigentlich geschehen soll, nennt er *wissenschaftliche Thierkunde.* (Beide Benennungen scheinen unpassend, denn das, was der Vf. *landwirthschaftliche* Thierkunde nennt, kann ja eben so wohl wissenschaftliche Thierkunde seyn, man mag sie nun als einen Theil der Oekonomie oder der Thierheilkunde betrachten, und eben so wenig erschöpft der Name wissenschaftliche Thierkunde den Begriff, den ihm der Vf. unterlegt, sie ist nichts mehr und nichts weniger, als praktische Thierheilkunde.) Dieser Abschnitt schildert hauptsächlich die Fehler der Wartung und Zucht und die Mittel sie zu verbessern. *IV. Ueber die Ursachen, welche in unsern Zeiten die Kultur und eine gröfsere Verbreitung der wissenschaftlichen Thierheilkunde verhindern.* Sehr wahr!

*Lehrplan der Thierheilkunde.* 1) *Thierzergliederungskunde.* Recht sehr billigt Rec. die Idee des Vf. die Zootomie mit Zoophysiologie verbunden vorzutragen, ob ihm gleich die Schwierigkeiten bey dieser Art des Vortrags nicht unbekannt sind. Denn so will Hr. G. mit der Demonstration des Gehirns, der Nerven und der Sinnorgane den Anfang machen. Dies dürfte aber wohl für den Lernenden etwas zu früh seyn, denn die zootomische Untersuchung besonders des Hirns und Nervensystems setzt die Bekannt-

kanntſchaft mit ſo mancherley andern Theilen, zum allerwenigſten mit dem Knochenſyſteme, voraus, die der Anfänger noch nicht hat kennen lernen. Wäre es vielleicht nicht ſchicklicher, wenn gleich in der Einleitung, die der Vf. dieſem gemiſchten Unterrichte vorauszuſchicken gedenkt, das Allgemeine über Nervenkraft und überhaupt über Nerveneinfluſs auf die Oekonomie des thieriſchen Körpers mit berührt, die zootomiſche Phyſiologie ſelbſt aber mit der Knochen Knorpel und Bänderlehre eröffnet würde, dann erſt die Nervenlehre folgte, und an dieſe dann die Muſkellehre u. ſ. w. ſich anſchloſse. Dieſe Ordnung würde unſtreitig einige Schwierigkeiten heben, immer aber noch manche Wiederholungen oder Vorausſetzungen beſonders im phyſiologiſchen Vortrage nöthig machen; allein, werden ſich wohl je die Erſcheinungen der thieriſchen Natur in ein vollkommen ſchulgerechtes Syſtem zwingen laſſen? Nicht ganz billigen kann Rec. ferner, daſs das Einſaugungsſyſtem vom Blutgefäſsſyſteme getrennt und erſt zwiſchen beiden die Abſonderungs- und Ausleerungsorgane betrachtet werden ſollen. Und überhaupt, wozu die allgemeine Rubrik: Abſonderungs- und Ausleerungsorgane, da doch mehrere derſelben unter dem ſpeziellen Kapitel: Verdauungswerkzeuge, aufgeführt werden? Wahrſcheinlich, um die phyſiologiſche Lehre von den Abſonderungen hier anbringen zu können: jedoch dieſe können ja füglich gleich nach der Lehre des Kreislaufs abgehandelt, und dann die Harnwerkzeuge u. ſ. w. betrachtet werden. Dieſer Abſchnitt liefert zugleich den Grundriſs eines zootomiſchen Gebäudes. *III. Geſundheitslehre (Hygenie und Prophylaktik.* Gehörten nicht auch die Regeln des Hufbeſchlags für geſunde Pferde hieher, welche der Vf. erſt nach den chirurgiſchen Operationen vorträgt? *IV. Schönheits und Geſundheitszeichenlehre.* Unſtreitig würde dieſe Lehre paſſender gleich auf die Zootomie folgen, ſo wie die Geſundheitslehre dann einen ſchicklichen Uebergang zu *V. Zucht der Hausthiere* machen würde. Dieſer Abſchnitt enthält die *Geſtütslehre.* Hier will auch ſchon der Vf. die Geburtshülfe beybringen, aber iſt dies für den Zögling, der noch keinen pathologiſchen Unterricht genoſſen hat, nicht zu früh? *VI. Die allgemeine Krankheitslehre, VII. Die allgemeine Heilungslehre.* Mit dieſer verbindet der Vf. eine zweckmäſsige Botanik, Arzneymittellehre, die Lehre von den mechaniſchen Hülfsmitteln, Pharmazie, Formulare. *VIII. Practiſche Thierheilkunde.* Die Abtheilung der Krankheiten, wozu der *weſentliche* Unterſchied derſelben den Grund angiebt, iſt wegen der Unvollkommenheit und Unbeſtimmtheit in vielen Thierkrankheiten manchem Hinderniſſe unterworfen, der Vf. hat ſich daher folgende, gewiſs zu billigende Ordnung gewählt. *I. Sporadiſche Krankheiten.* Krankheiten der Pferde und ihre Behandlung. I. Aeuſserliche Krankheiten. 1) Von der wahren und falſchen Entzündung. 2) Von den Geſchwülſten a) Geſchwülſte von Anſammlung thieriſcher Säfte. b) von Veränderung des Weſens der Theile oder von Austretung der Eingeweide. c) durch Ausdehnung und Erweiterung der Theile, d) Geſchwülſte, die fremdartige Körper enthalten. e) die chroniſchen Geſchwülſte. (Die beiden letzten Arten können wohl keine eignen Klaſſen ausmachen, ſondern gehören zu irgend einer der vorigen. 3) Die Lehre von den Trennungen der Theile. 4) Die Lehre von den Geſchwüren. 5) Die Krankheiten der Haut. 6) Die Knochen und Gelenkkrankheiten. 7) Die Krankheiten des Hufs. 8) Die Augenkrankheiten. II. Innerliche Krankheiten. 1) Die Fieber, Entzündungsfieber, Fluſsfieber, Gall-Schleim-Faulfieber u. ſ. w. 2) Die übrigen Krankheiten mit oder ohne Fieber. a) Die Krankheiten des Kopfs, die Krankheiten der Empfindung und Bewegung mit eingeſchloſſen. (Die Hirnwuth iſt allermeiſtens eine Krankheit der erſten Wege) b) die Krankheiten der Werkzeuge des Athemholens c) die Krankheiten der erſten Wege d) der Werkzeuge des Harnes e) der Geſchlechtstheile (hier wäre wohl die Geburtshülfe einzuſchalten.) f) die Kachexien und Kakochymien. Dann folgt die Lehre von den Operationen der Pferde, der Hufbeſchlag: die Krankheiten des Hornviehs, der Schaafe und Schweine. *II. Epizootien.* 1) Allgemeiner Unterricht über epizootiſche Krankheiten: (auf das mechaniſche Verfahren bey pathologiſchen Sectionen S. 77. kommt nicht wenig an; eine Anweiſung, wie ſie nicht nur im Allgemeinen, ſondern auch in beſondern Fällen anzuſtellen ſeyn, dürfte hier nicht am unrechten Orte ſtehen.) 2) die beſondere Lehre von einzelnen Seuchen. Hier ſollen die Krankheiten der Hunde beygebracht werden. *IX. Ausübung der praktiſchen Thierheilkunde* bey den kranken Thieren ſelbſt, (Klinik). *X. Die thierärztliche Polizey;* enthält. I. Die Anſtalten in Hinſicht einer beſſern Viehzucht, II. die Anſtalten zur Erhaltung des geſunden Viehs und Verhütung der Krankheiten. III. Zur Beſorgung des kranken Viehs in einzelnen Krankheiten oder bey Seuchen. IV. Die Anſtalten um die Gefahr abzuwenden, welche den Menſchen durch kranke Thiere zuwachſen kann. (Mehrere der hier angedeuteteten Gegenſtände gehören eigentlich in die gerichtliche Thierheilkunde, einem Fache, deſſen Umarbeitung in unſern Tagen zum wirklichen Bedürfniſſe wird.) V. Die Kunſt Berichte an die Landesregierungen abzuſtatten. Zum Schluſs beantwortet der Vf. die Fragen: welchen Zuhörern iſt der Unterricht in der Thierheilkunde unentbehrlich, welchen nützlich und in welcher Ausdehnung und Einſchränkung kann er der einen oder der andern Abſicht entſprechen? (Solche Modificationen des Unterrichts nach den Bedürfniſſen und Foderungen der verſchiedenen Zöglinge oder Dilettanten werden freylich ſo lange immer noch zu dulden ſeyn, als der Staat keine eignen Thierärzte im Lande anſtellt; aber im Grunde iſt es gerade dieſer Unterricht, der ſo viele Halbwiſſer, ſo viele Quackſalber macht, und dadurch die gedeihlichern, ſchnellern Fortſchritte der Kunſt behindert.) Hr. G. hält bey einem einzigen Lehrer drey volle Jahre für erforderlich zum ganzen Kurs, bey mehrern zweye, in Frankreich hat man neuerlich vier, Jahre beſtimmt.

## OEKONOMIE.

**Prag**, b. Calve: *Pomona Bohemica* oder tabellarisches Verzeichniss aller in der Baumschule zu Jaromirz kultivirten Obstsorten, nebst den Provinzialbenennungen und kurzer Anzeige der Güte, Zeit und Dauer der Früchte: von *Mathias Rösler*, Kreisdechant(en) zu Jaromirz. 1795. 68 S. 8. ohne den Vorbericht.

Dieser würdige Mann verdient aller Rechtschaffenen Achtung und seiner Mitbürger Dankbarkeit. Mit dem rühmlichsten Patriotismus befördert und verbessert er die nützliche Obstkultur in Böhmen. Zu dem Ende hat er nicht nur in Jaromirz eine sehr beträchtliche Baumschule von den ausgesuchtesten Obstsorten sowohl von Tafelobst als wirthschaftlichem angelegt, sondern er hat auch, wie Rec. von sicherer Hand bekannt ist, den schönsten Weg eingeschlagen, den guten Endzweck zu erreichen, und seine Landsleute in der Baumerziehung und Wartung zu unterrichten, indem er über 100 Exemplarien von Christs Baumgärtner auf dem Dorfe, wie auch verschiedene von dessen Handbuch über die Obstbaumzucht und Obstlehre gekauft und den Schullehrern und Jünglingen in die Hände geliefert, dass also die erwünschtesten Früchte seiner edlen Bemühungen zu erwarten sind. Ohngeachtet aber dieser in Wahrheit ehrwürdige Geistliche seinen Kreis verlassen und nach Podibrad befördert worden, so hat er auch bereits daselbst eine noch beträchtlichere Baumschule angelegt und setzet auch da seine edle Bemühung fort, seine Gegend zu beglücken. In solchem Lichte zeiget sich nur der Menschenfreund, dessen Asche einst noch seine Landsleute segnen und Dank und Ruhm zollen werden. — Das tabellarische Verzeichniss seiner angepflanzten Obstsorten ist überaus reichhaltig, indem sich das Aepfelregister auf 260 Sorten beläuft, das Birnregister auf 181, Pfirschen auf 31, Abrikosen auf 12, Kirschen auf 46, Pflaumen auf 34.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Arzneygelahrtheit.** *Neuwied*, b. Gehra: *Brumstohn(s) practischer (n) Pferdearzt (es) in London Recept-Taschenbuch für Pferdeliebhaber oder practische Anweisung alle Krankheiten der Pferde zu heilen. a. d. Engl. nach der achten Auflage übersetzt v. L. F. W. Remwei.* 1796. 88 S. 8. (8 gr.) Was von Receptsammlungen in der Menschenheilkunde gilt, gilt auch von ähnlichen in der Thierheilkunde; sie hindern die Fortschritte der Kunst, indem sie die Ausübung derselben bequemer zu machen scheinen, sie befördern die Empirie, die leider in der Thierheilkunde ohnedies gemein genug ist; der rationelle Thierarzt bedarf ihrer nicht, und der Nichtthierarzt benutzt sie aufs gerathewohl, meistens zu seinem und seiner Kranken Nachtheil. Besonders müssen solche Missgriffe dann erfolgen, wenn die Krankheit, wider welche dieses oder jenes Rezept verzeichnet ist, dabey blos im Allgemeinen genennt wird, keine Indicationen und Contraindicationen näher bestimmt, die verschiedenen Krankheitsstadien und Complicationen nicht genau angegeben sind, und weder auf das Alter, noch auf die Leibesbeschaffenheit u. s. w. Rücksicht genommen ist. Und dieses ist auch bey dem gegenwärtigen Buche der Fall, es erfüllt jene Bedingungen eben so wenig, als viele Hunderte seiner Brüder. Was die Formeln selbst anbetrifft, so sind die meisten so zusammengesetzt und kostbar, dass sie nur für den Marstall eines Fürsten geschrieben zu seyn scheinen. Der deutsche Thierarzt weiss bereits eben so wirksame weit einfacher zu verschreiben. In einer mehr conzentrirten Gestalt dürften indess mehrere Verordnungen; besonders die äusserlichen, ihren Nutzen haben. — Die Namen der Arzneymittel hat der Uebersetzer lateinisch gelassen, ohngeachtet er versichert, dass er diese Ausgabe für seine deutschen Landsleute, und damit sich auch der gemeinste Mann sogleich Raths erholen könne (?) veranstaltet habe.

Zugleich ist noch eine andere Uebersetzung eben dieses Buchs unter der Aufschrift: *Brumstohns Recept-Taschenbuch oder allgemeinfassliche Anweisung die Krankheiten der Pferde zu heilen, nebst Ph. Chaberts Anweisung den Rotz der Pferde zu erkennen u. s. w. Leipzig bey Linke* 1796. erschienen. Wie eine solche Anweisung den Titel einer allgemeinfasslichen verdiene, sieht Rec. nicht wohl ein. In dieser Ausgabe sind die Formeln insgesamt deutsch, stehen auch in einer andern Ordnung: welche von beiden die des *Originals* sey, ist Rec. der das letztere nicht besitzt, unbekannt.

---

**Erbauungsschriften.** 1) *Halle*, in Commission der Hemmerde- und Schwetschkeschen Buchh.: *Predigt zum Gedächtniss* des am 23 Febr. im 73 Jahre seines Alters verstorbenen Herrn *George Jakob Pauli*, königl. Consistorialraths, Hofpredigers und Inspectors zu Halle, den 6ten März in hiesiger Domkirche gehalten von *Johann Carl Pischon*, zweytem Domprediger. 1795. 30 S. 8.

2) *Hannover*, b. den Gebrüdern Hahn: zum Besten der Wittwen und Waysen der im Kriege gebliebenen Hannoveraner: *zum Andenken* Sr. Excellenz *des Herrn Georg Wilhelm von dem Busche*, Churhannöverischen Generals der Infanterie, und Commendanten der Festung Hameln, welcher den 11ten December 1794. in dem Gefechte an der Waal sein Leben verlohr, gewidmet von *Johann Ludwig Löber*, Garnisonprediger in Hameln. 1795. 38 S. 8.

Beide Predigten verdienen hier eine Anzeige, theils wegen ihres Gegenstandes, da sie dem Andenken zweyer Männer gewidmet sind, die in einem ganz verschiedenen Wirkungskreise durch die Güte ihres Charakters und ihre Verdienste um das Vaterland sich ausgezeichnet haben, theils wegen der zweckmässigen Bearbeitung dieses Gegenstandes, die sie uns als Muster guter Leichenpredigten darstellt. In der *ersten* zeigt der Vf. nach Hebr. 13, 7. *wie selbst der Tod die Verbindung zwischen einer Gemeine und ihrem Lehrer nicht ganz aufhebe*, und macht davon die Anwendung auf den Verstorbenen. Die *zweyte* handelt nach B. d. Weish. 4, 7. von dem *Trost bey dem zu frühen Tode des rechtschaffenen Mannes*, wobey der erste Theil das Bild des rechtschaffenen Mannes in der Person des verewigten Helden darstellt. In beiden wird den Zuhörern in einem planen jedermann verständlichen und würdigen Vortrage viel Lehrreiches und Rührendes gesagt. Die Characterschilderung in N. 2. ist meisterhaft und hat das Eigene, dass auch die Fehler des Verstorbenen nicht unberührt geblieben sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Februar 1797.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Robert und Elise; oder die Freuden der höhern Liebe. Vom Verfasser des Hallo.* 1796. *Erster Theil.* 368 S. *Zweyter Theil.* 368 S. Mit einem Titelkupfer. (2 Rthlr. 4 gr.)

Ein Knabe, dem Vater und Mutter auf einer Flucht aus ihrer Heimath in fremdem Gebiet starben, wird in das Waisenhaus der Residenz gebracht, wo ein vortrefflicher Vorsteher ihn väterlich aufnimmt, und nach dessen Tode auf seiner fernern Laufbahn der wackre alte Fürst selbst, und weiterhin ein Kaufmann seine Wohlthäter werden. Dieser Knabe war eine Lilie auf dem Felde, die der himmlische Vater kleidet, ohne dass sie arbeitet und spinnt. Jedoch war er fleissig, und lernte schöne Sachen; auch an Zartheit glich er der Lilie. S. 28. „Alle sogenannten Brodwissenschaften blieben sofort von seinem Studienplan ausgeschlossen, weil er weder Advocat, noch Arzt, noch Prediger zu werden Lust hatte. *Zeichner, Philosoph,* und *schöner Geist* zu seyn, war das Ziel, das er sich setzte.“ S. 31. „So ward er ein junger Mann von so hoher Empfindung, dass ihm tausende darinn *nicht folgen* konnten.“ So ward er denn auch bald so eigensinnig gegen die Vorsehung, die er in Verdacht besondrer Plane mit ihm hatte, wie das verzognе Kind gegen die nachsichtige Mutter. Er wendet seine Zeichenkunst blos dazu an, ihr ein Ideal vorzuschreiben, nach welchem sie ihm ein Weib schaffen sollte. Daneben bildet er seine Begriffe von *höherer Liebe* aus, in denen der *Thierheit* unzählig oft gedacht wird. Ohne *äusserliche Schönheit* kann er sich S. 59. keine höhere Liebe denken. Er will ein Mädchen, deren *sprechendes weibliches Auge seinen männlichen Geist erhebt*, deren *regelmässiges weibliches Profil ihn mit hohen Empfindungen erfüllt*, die ihre *vollkommne Figur vollkommen in ihrer Gewalt hat*, und er begehrt den Druck einer *schönen* Hand. Nur der *Uebergenuss* der *Thierheit* entkräftet die Wirkung der Schönheit. „So viel mögen Liebende (S. 83.) an Le„bensgeistern, an elektrischem Feuer, an Aether, oder „wie wir es nennen wollen, abgeben, als dazu nö„thig ist, *im Gleise der sparsamen Natur wandelnd des „hohen Aelternglücks theilhaftig* zu werden; aber — mehr als dies — zweckloſe Verschwendung — *Orang„outangismus.*“ Jetzt fängt unser Robert an, nach seinem Ideal zu suchen, mit dem festen Zutrauen zu finden, weil (S. 204.) „wenn die Zeichnung keinen „Widerspruch enthält, doch irgendwo jemand da „seyn muss, der sie in der Natur darstellt, weil (S. „225.) der Zeichner sonst mehr könnte, als unser Herr „Gott.“ Der Kaufmann trägt ihm seine Tochter an, aber *sie ist es nicht;*“ sie ist, wie er sehr gut beschreibt, nur ein Pensionsmädchen. Robert wankt freylich, ob er den vortheilhaften Antrag nicht für eine Veranstaltung der Vorsehung erkennen soll; allein er fragt sich dagegen: ists nicht die Vorsehung, die dir dein Ideal reichte? und schlägt „das schöne Fleisch mit dem schönen Golde“ im Namen der Vorsehung und seines Ideals aus. Unter einer Silberpappel, mit der er einen freundschaftlichen Verkehr zu treiben pflegte, seit sie ihm einmal den Willen des Himmels zugerauscht (S. 44.), fasst er den Entschluss, alles Ernstes auf eine Entdeckungsreise nach seinem Ideal auszugehn. Manche Erscheinungen täuschen ihn. Olympia, die Dichterin, schien ihm sehr himmlisch, aber er traf sie auf dem Sopha mit einem gewissen Florian (S. 158.), spuckte über ihr aus, und schrie: „Pfui Teufel! Pfui Teufel! hundert tausendmal Pfui Teufel!“ (S. 160.) „Olympia heisst sie, Erebia ist sie, ein *ziegenartiges* Geschöpf!“ Er sah Franziska, aber „sie mochte lieber unter Menschen, als unter Bäumen und Blumen seyn.“ Eine Fr. von R., die ihn zu ihrem Gemahl machen will, ist zu alt für ihn. Er findet ein Weib mit einem griechischen Profil, die dem bewusten Ideal fast ganz, bis auf die Grösse, entsprach: allein sie war die Frau eines andern. Henriette und ihr Gatte werden seine Freunde, doch ist er bald genöthigt, gröſserer Gefahr zu entweichen, nachdem zwischen ihm und der Freundin unter einer Silberpappel ein Auftritt vorgefallen war, wo „Herz an Herz schlug.“ Ein andresmal begegnet ihm in einer Räuberhöle ein wuhdervolles, heroisches Geschöpf, Angelika, der man den Bräutigam getödtet, und sie mit fortgeschleppt hatte. Sie wird seine Retterin, trennt sich aber von ihm unter einem wilden Birnbaum, um ihre Heimath wieder aufzusuchen. Wer sie ist, will sie ihm nicht sagen, will es von ihm nicht wissen: „damit wir (S. 188.) wie in dem unerklärba„ren Gang unsrer Schicksale auf immer etwas heiliges „für unser Herz, so auch in dem Geheimniss unsrer „Personen etwas ewig entzückendes für unsre Phan„tasie behalten.“ Nun nähert sich der grosse Augenblick. Er hat sich in einer schönen Gegend auf eine Weile niedergelassen, und kommt einst in ein Thal, das die übrigen alle noch an Schönheit übertrifft. Unter einer Eiche, die mit ihren Gipfeln die Wolken durchbohrt, fällt er voll süsen Staunens über allen diesen *Thalpomp* nieder, und betet; und hier hat er die erste Vision von der, *die es ist.* Als Vision erscheint

scheint sie ihm anfangs, aber er greift endlich zu (S. 251.), und griff — *Elisen.*" Ein Fasan fliegt auf, sie dreht sich, er erblickt ihr Profil. (S. 253.) Noch ein Fasan fliegt auf der andern Seite auf, er dreht sich um, und „sie sah auch sein Profil. *Das ist sie! — Das ist er!* sprachen Robert und Elise zugleich." Auch sie hat sich ein Ideal gezeichnet, auch ihr haben die Silberpappeln Orakelsprüche zugesäuselt: die Symmetrie ist vollkommen. Sie erklären sich sogleich über ihre Begriffe von der Thierheit, und von dem Letzten in der Liebe, das die Menschen zum ersten zu machen gewohnt sind. Elise ist die Tochter eines reichen Amtmanns aus der Nachbarschaft. Von Seiten des Vaters scheinen die Hindernisse unübersteiglich, aber die sterbende Mutter copulirt die beiden Ideale. Sie werden getrennt, Robert schweift wieder umher, erkundigt sich überall zuerst nach den Silberpappeln, und trifft bey der Fr. von R. Henrietten, deren Mann indessen gestorben ist. Sein Herz giebt sich ihrer Liebe, die jedoch nur vollständige Freundschaft von ihm begehrt, mit grosser Leichtigkeit hin. Es fallen viele sonderbare Auftritte zwischen ihnen vor. Zur vollständigen Freundschaft findet Henriette nöthig, dass auch die Nacht sie nicht trenne, und richtes es daher so ein, dass er dicht neben ihrem Bett auf Stühlen schlafen muss. „*Henriette.* Nun die Hand „recht herzlich her, Lieber! (Robert reicht sie ihr.) „Ach so! so! das nenne ich Trautheit." Ungeachtet der Theorie vom Ersten und Letzten fällt ihnen doch bey allen Gelegenheiten das Letzte ein, und so erzählt Henriette (S. 144. im 2. Th.), denn auch jetzt dem Robert, wie ihr verstorbner Mann eben so gedacht, und wie er ihr „nach jenen schöpferischen Minuten, die ihrem Kinde das Daseyn gaben," gesagt: „dass „solch Vergessen für uns Menschen wohl darum Statt „finden möchte, dass wir uns nicht selbst als die Schö„pfer andrer Geister, sondern als blosse Instrumente „des obersten Geisterschöpfer erkennen sollten, *die „nicht einmahl wüssten, was sie thäten*, und dass der „damit verbundne Nervenzauber uns blos die Freu„de versinnlichen solle, welche Gott habe, wenn er „Menschen schaft." (Wir haben die dem *Vf.* eigne Orthographie in dieser ausgezognen Stelle beybehalten.) Jene Nachtproben werden nicht wiederholt, weil sie ihm bey allem dem gefährlich dünken, und Elisens Vision ihm auf seinen Ruf nicht mehr gehorchen will. Doch besteht er noch manche ähnliche Abentheuer, da sich die immer unbekannte Angelika zu ihnen gesellt, und er lange Zeit zwischen den Schlafzimmern beider das seinige hat. Gegen das Ende findet er Elisen wieder, die er todt glaubte, und sich daher bey ihrer Erscheinung höchst ungebährdig stellt. S. 284. „Sie lebt noch — (lacht überlaut) *sie* „lebt noch — *ich* lebe noch (kachinirt fürchterlich, „geht zum Sarkasmus über, bekommt Convulsionen.)" Sie wird die seinige lange nachdem sie sich für seine Frau erklärt hat, theils abgeredeter Massen, theils weil sie sich von einer Krankheit erholen muss. Trauen lassen sie sich nicht weiter. Elise ladet ihn nun selbst *zum Vaterwerden ein.* S. 360. „Hohes Bewusstseyn, „dass sie *ein Schöpferwerk* vorhätten, *das nur in ein „thierisches Gewand gekleidet sey*, führte die Edlen ein„ander in die Arme." Sie warteten den „Erfolg die„ser Nacht ab, der sich bald zeigte." Zweyerley wollte der *Vf.* den jungen Lesern und Leserinnen ans Herz legen: „dass sie mehr suchen sollten, als ge„wöhnlich geschieht, und dass sie das Thierische der „Liebe nicht höher würdigten, als sichs für Menschen „gebührt und geziemt." Eine anschauliche Vorstellung von dem Wege zu geben, den der *Vf.* dazu eingeschlagen hat, war nicht anders, als durch einen Auszug möglich, der freylich noch unendlich viel sowohl des wirklichen als des anscheinenden Unsinns unberührt lässt. Wir hoffen, der *Vf.* werde keinen Schaden damit anrichten. Die Schwärmerey ist so dick aufgetragen, dass sie zugleich schon als Parodie gelten kann. Was sie erträglich, ja sogar hin und wieder anziehend macht, ist eben diese belustigende Seite derselben, mit manchen Stellen vermischt, worinn die wahre und vernünftige Seite der Tendenz des Buchs sehr glücklich ausgedrückt ist. Dahin *rechnen* wir folgende: Th. I. S. 260. „Erst falsche Scham„haftigkeit, und dann wahre Unverschämtheit — dies „ist der gewöhnlichste Gang bey der höchsten Ange„legenheit der Menschheit. Weg mit ihm; er führt „durch ein kurzes Eden in die lange Wüste Zara."

1) Königsberg, b. Nicolovius: *Der Freund der Schooßhündchen.* Ein Neujahrsgeschenk für Damen auf das Jahr 1797. 12. XVI u. 168 S. Mit einem Titelkupfer und 12 Monatskupfern. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Altona: *Frauenzimmer-Almanach* mit Kupfern und Musik. Für das Jahr 1797. 12. 184 S. (18 gr.)

3) Mannheim, im neuen Kunstverlag: *Tempel der Musen und Grazien.* Ein Taschenbuch zur Bildung und Unterhaltung. Zweyter Jahrgang 1797. 12. 288 S. Mit einem Titelkupfer und sechs Monatskupfern. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das Büchlein Nr. 1. ist wie eine Revision des gesammten Erziehungswesens der Schooshunde zu betrachten. Der Einfall ist so artig, als gründlich ausgeführt, und verräth die Pflege der vollkommensten Musse; weswegen die Damen sich auch kein Gewissen daraus machen dürfen, dieses Geschenk mit Freuden anzunehmen, sicher, dass es dem Vf. keine Zeit kostete, die er schöner anzuwenden wusste. Nur durch diesen Umstand war es möglich, den wahrscheinlichen Hauptzweck einer Unterhaltung, die etwas fade scheinen könnte, mit so viel ächter naturhistorischer Belehrung zu verknüpfen, dass diese gar ernstlichen Dank und vorzüglich unsre Bewunderung verdient. Gewisse bereits vorhandene und oft gebrauchte Formen des Witzes konnten die Arbeit von der einen Seite leicht genug machen; allein von der andern gehörte eine Geduld dazu, welche dem Wohlgefallen auch Achtung beymischt. Eine Zugabe ist der neue französische Kalender mit den neuen Namen

der

der Monate, der Eintheilung in Decaden, und ſtatt der Heiligennamen auf jeden Tag mit der Benennung einer Pflanze oder eines Minerals, auf jeden *Quintidi* eines Thieres, und auf jeden *Decadi* eines Wirthſchaftsgeräthes verſehen, welchem eine deutſche Ueberſetzung beygefügt iſt. Freylich iſt es nicht die Schuld derſelben, wenn die Vergleichung der franzöſiſchen und deutſchen Namen für dieſe Dinge zu Betrachtungen über den Uebelklang unſrer Sprache führt, und die Hoffnungen derer entfernen muſs, welche gern mehr Botanik in unſre Poeſie aufgenommen ſähen.

Weit weniger dringend können wir den Damen *Nr.* 2. zur Lectüre empfehlen; ſchwerlich werden ſie, wenn ſie nicht ganz unbeleſen ſind, etwas Gutes darinn finden, das ihnen nicht ſchon bekannt, oder etwas unbekanntes, das nicht mittelmäſsig, oder ſo wie die Kupfer und dazu gehörigen Erzählungen ganz ſchlecht wäre. Der Herausg. hat ſich ein paar Romanzen von Pfeffel, einige Lieder von Jacobi und eins von Gleim, dann die Waſſerkufe von Wieland zugeeignet, gegen die, ſo meiſterhaft die luſtige Geſchichte erzählt iſt, in einem Taſchenbuche für junge Frauenzimmer doch wohl Bedenklichkeiten eintreten möchten. Der Storch und Rohrdommel erſcheinen (S. 160.) gleich nach den tragiſch wüthenden Scenen wie Saul unter den Propheten; durch ein paar Muſter von ziemlich geſchmackloſen, aber modig ſeyn ſollenden Stickereyen iſt am Schluſſe für die vollkommenſte Beruhigung des Gemüths geſorgt. Von ſo zwecklos zuſammengeraſften Producten hat der Setzer wirklich mehr Mühe als der Herausgeber.

*Faſt daſſelbe* gilt von *Nr.* 3. Nur iſt die Sammlung etwas reichhaltiger ausgefallen, (Herders *Terpſichore* iſt vorzüglich ſtark benutzt; S. 75 ff. ſteht ein überſetztes Stück aus *Noverre's* bekannter Schrift über den Tanz; S. 208—226. iſt aus den *Texten zum Denken* von *Fr. Schulz* genommen) und ein Theil davon beſteht aus Scenen noch ungedruckter dramatiſcher Werke. Zwar erwecken die Bruchſtücke aus Hn. Schmieders Trauerſpiel, *die Dolche*, oder aus einem andern: *die Kinder der Liebe*, keine ſonderliche Begierde, ſie ergänzt zu ſehn: ſie ſind ſo beſchaffen, daſs ein Ganzes, wovon ſie einen Theil ausmachen, ſchwerlich gut ſeyn kann. Hn. Iffland finden wir in einem Auszuge und Scenen aus dem Schauſpiele, *der Spieler*, grade ſo wieder, wie wir ihn ſchon auf das genaueſte auswendig wiſſen, da er den Gegenſtänden ſowohl als der ganzen Manier ſeiner Darſtellung nicht die Zeit läſst, ſeinem Gedächtniſſe fremd zu werden, und ſich aus ihrer Beſchränktheit zu erheben. Je neuer daher ſeine Stücke ſind, deſto weniger haben ſie den Reiz der Neuheit. Ueber das Fragment eines Schauſpiels von Kotzebue kann man am wenigſten beſtimmt urtheilen, da meiſtens bey ihm das Einzelne beſſer iſt, als das Ganze. Alle neun Muſen haben hier übrigens ihr beſcheiden Theil erhalten, und ſie können noch von Glück ſagen, daſs ſie nur ſymboliſch als Ueberſchriften dienen, nicht wie die Grazien und der Apollo auf dem Umſchlage in eigner Perſon als Vogelſcheue hingeſtellt ſind, um die Grazien abzuſchrecken, ſtatt, wie es die Abſicht des Herausg. war, „ihnen noch mehr Freunde zu erobern," wobey der Zeichner keineswegs „im ſüſeſten Verein" mit ihnen geweſen iſt. Weniger ſchlecht ſind die Kupfer im Buche ſelbſt gerathen; beſonders das Bildniſs des Feldmarſchalls Gr. v. Wurmſer iſt ſauber geſtochen.

Altona, b. Hammerich: *Thomſons Jahreszeiten* in deutſchen Jamben von *Harries*. 1796. LXXII u. 350 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (2 Rthlr.)

Dies iſt die fünfte Ueberſetzung der *Jahrszeiten* ins Deutſche, aber die erſte metriſche: denn die älteſte von Brockes, die in ihren achtfüſsigen Jamben das Original ſo reichlich durchwäſſert, und alles doppelt und dreyfach wiederholt, kann kaum dafür gelten: ſie erinnert uns, wie ſchnell unſre Sprache die gröſsten Umwandlungen erlitten, (ſie erſchien im J. 1745, alſo in der Jugendzeit der älteſten unter unſern jetztlebenden Dichtern,) und wie ſehr folglich auch die Foderungen an den Dichter oder poetiſchen Ueberſetzer in dieſer Hinſicht geſteigert ſind. Ob man gleich, der Regel nach, jeden Dichter ſo viel möglich in ſein eignes Sylbenmaafs überſetzen ſoll, ſo lieſse ſich doch zweifeln, ob für Thomſons landſchaftliche Poeſie der Hexameter nicht angemeſsner geweſen wäre, weil die maleriſchen Beywörter in ihr eine ſo groſse Rolle ſpielen, und der Jambe uns in Anſehung derſelben ſehr einſchränkt, indem darinn weder gewöhnliche Adjectiva vor jambiſchen Subſtantiven (z. B. *ſchöne Geſtalt*) noch Participia Praeſentis vor trochäiſchen Platz finden. Der Ueberſ. hätte die letzten lieber nicht auf eine unſtatthafte Weiſe abkürzen (*irr'nde heul'nde*), ſondern ihre beiden kurzen Sylben anapäſtiſch gebrauchen ſollen, da er ſich den Anapäſt hier und da erlaubt. Freylich würde eine häufige Einmiſchung dieſes Fuſses in dergleichen reimloſen Jamben nicht zu rathen ſeyn: Der Gebrauch der weiblichen Endungen hingegen, wodurch allzugroſse Einförmigkeit vermieden wird, iſt ſehr zu billigen. Ueberhaupt iſt der Versbau im Ganzen genommen leicht und wohlklingend. Um unſern Leſern die Vergleichung mit der zuletzt erſchienenen Ueberſetzung von Schubart zu erleichtern, ſetzen wir als Probe dieſelbe Stelle in Hn. *Harries* Uebertragung her, welche der Beurtheiler jener *A. L. Z.* 1796. No. 10. ausgezogen:

Hoch über'n Rand von manchem Strom geſchwellt,
ergieſst ſich endlich der empörte Bach,
und überrauſcht die Trümmer ſeines Bords;
unwiderſtehlich, brüllend, grauenvoll,
ſtürzt er hinab vom thürmenden Gebirge;
durch mooſige Wüſten, kracht und taumelt laut
durch abgeriſsne Felſenſtücke hin,
durchflutet dann, geruhig, träg' und ſtill,
das ſand'ge Thal, durchbricht, von neuem zwiſchen
zwey Hügel eingezwängt, wo Fels und Wald
hernieder nickt auf ſeinen trüben Strom —

den engen Pfad mit dreyfach wilder Wuth;
wird tiefer jetzt, und reifsender, und wirbelt,
und kocht und fchäumt und donnert fich herdurch!

Natur! Allmutter! deren rege Hand
des bunten Jahres Wechfelzeiten rollt,
wie fehr, wie göttlich grofs find deine Werke!
mit welchem Wonnefchauer fchwellen fie
den Geift, der ftaunend, fieht und ftaunend fingt!

Die Ueberlegenheit des neueften Verdeutfchers ift ziemlich fichtbar: er verdient den Vorzug hauptfächlich deswegen, weil er fich keine unnützen oder gar fchwächenden Abweichungen erlaubt, und ungeachtet der Feffeln des Sylbenmaafses ohne Zwang weit treuer ift. Doch läfst fich auch gegen feine Ueberfetzung diefer Stelle noch manches erinnern! Die Abkürzung: *über'n Rand*, klingt theils nicht fonderlich, theils hat fie nicht Würde genug. Der Sinn der Zeile: *And* (with) *the mix'd ruins of its Banks o'erfpread*, ift nicht ganz getroffen. Der Flufs „überrauficht" die vermifchten Trümmer feiner Ufer nicht, fondern er ift *von ihnen überdeckt*. *Bach* für *river* giebt hier eine zu kleinliche Vorftellung. *Chapt mountains* bedeuten nicht fowohl *thürmende Gebirge*, als die viele Klüfte haben. Statt *herdurch* müfste unftreitig *hindurch* ftehen, denn der Dichter folgt in feiner Schilderung dem Strohme, und fieht ihn alfo nicht auf fich zu kommen. Sonderbar, dafs zwey *fo* entgegengefetzte Begriffe; wie *hin* und *her*, im Deutfchen immer noch verwechfelt werden. *Continual hand* follte eher *ftete Hand* überfetzt feyn.

Wir wünfchen dem Ueberf. Lefer, die eben fo grofsen Gefchmack an Thomfons Darftellungen finden, als er felbft, ob wir gleich, wir geftehn es, nicht einftimmen können, wenn er feinen Dichter gewiffermafsen auf Miltons und Youngs Unkoften anpreift. Bey dem vorangefchickten Leben Thomfons, (welches an fich nicht fehr merkwürdig ift,) follte man aus einer gewiffen koftbaren Steifheit vermuthen, Hr. H. habe fich ängftlich nahe an die engliffchen Quellen, die er angiebt, *Buchan's Eſſay on Thomſon's Genius, Character and Writings*, und die Biographie vor der Londner Quartausgabe, gehalten. Ueberhaupt weifs er gefchickter mit der poetifchen Diction, als mit der profaifchen umzugehn. Aber auch jene ift nicht rein von Sprachfehlern; z. B. S. 255. „*fich* thronen." Welchem Grunde zufolge Hr. H. immer ftatt des Conſonanten *j* den Vocal *i* fchreibt, z. B. iede, ieder, können wir nicht errathen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Leipzig*, in d. Sommerfchen Buchh.: *Formulae de Serierum reverſione demonſtratio univerſalis, Signis localibus combinatorio-analyticorum vicariis exhibita.* Differt. acad. auctore Mag. *H. A. Rothe*, Dresdano. 1793. 36 S. u. 8 S. Vorr. 4. (6 gr.) Bekanntlich haben fich bereits über 100 Jahre die vorzüglichften Mathematiker mit der fchweren Lehre von Umkehrung der Reihen befchäfftigt. Hn. Prof. *Hindenburgs* combinatorifche Analytik hat den Weg gezeigt, wie fich das Hauptproblem hierüber auflöfen laffe. Hn. Mag. *Efchenbach* hat (1789) die wefentlich dazu gehörigen Formeln ans Licht geftellt, aber den Beweis derfelben nicht zugleich mitgetheilt. Hr. Mag. *Rothe* trägt ihn nun in diefer Schrift vor. Sie ift nicht für Anfänger gefchrieben. Selbft, was in den meiften (auch gröfsern) Lehrbüchern von Combination, Permutation und Variation . . . vorgetragen wird, reicht nicht zu, den Ideengang des Vf. zu verftehen. Man mufs genau mit Hn. Prof. Hindenburgs Sprache, und namentlich mit der Bedeutung feiner fogenannten *Localzeichen* bekannt feyn, um die Sätze unfers Vf. im Zufammenhang verfolgen zu können. Ift man aber hiemit vertraut, fo wird man fehr bald von der Richtigkeit diefer Beweisführung, wie fie hier beygebracht ift, überzeugt. Um darzuthun, wie viel fich auf diefem, faft noch gar nicht betretenen, Wege leiften laffe, hat der Vf. die erfte Demonftration mit einer zweyten vermehrt, welche allerdings auf eben fo unumftöfslichen Gründen beruht. — Specielle Auszüge laffen fich hier gar nicht mittheilen. Liebhaber der höhern Mathematik müffen die Abh. felbft in die Hände nehmen, und fie werden fich freuen, die reichen Früchte zu fehen, welche ein bisher beynahe allgemein für ftteril geachteter Boden hervorbringt. Wahrheiten, welche Newton und Leibnitzen felbft noch räthfelhaft fchienen, gehen nun in vollem Lichte hervor, und wir erkennen die Allgemeinheit verfchiedner Sätze, welche diefen grofsen Männern in der That noch nicht in dem gehörigen Umfang erfchienen waren, mit angenehmem Erftaunen, welches fich in eine Befriedigung auflöft, die kaum in einer andern Region der höhern Mathematik vollftändiger erhalten werden kann.

In der Vorrede und auch in einem Nachtrage befonderer Thefen greift der Vf. (auf ähnliche Weife, wie Hr. *Töpfer*) die verfuchte Theorie der Dimenfionszeichen des Hn. Prof. *E. G. Fifchers* an, und legt die Befchränkung derfelben, wie auch das zweydeutige Benehmen des Hn. F. überhaupt fehr zu feinem Nachtheil dar.

*Druckfehler.* In Nr. 53. S. 417. 8. 29. für *und giebt ihm ſeine Mutterſprache zurück*, lies: und giebt ihn ſeiner M. z. Nr. 54. S. 429. Z. 28. f. *Miſsfälligkeit* l. Miſshälligkeit. S. 431. Z. 12. f. *Sänger* l. Sänger.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. Februar 1797.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Breslau, Hirschberg u. Lissa, in Südpreussen b. Joh. Friedr. Korn dem Aeltern: *Medicinische Beobachtungen und Erfahrungen aus den Südpreussischen Königl. Feldlazarethen.* Nebst einem besondern Anhange über die so allgemein verschrieene bösartige, ansteckende Krankheit in ganz Südpreussen; verfasst von *Dr. F. W. Voss* Königl. Preuss. Feldmedicus. 1796. 70 S. gr. 8.

In den preussischen Lazarethen zu Petrikau und Posen herrschte im Dec. 1794. und in den ersten drey Monaten des 95ten Jahres ein *bösartiges Fieber*, welches viele Soldaten dahin raffte, sich über die dortigen Gegenden verbreitete und bey den Einwohnern nicht geringen Schrecken verursachte, weil es für pestartig gehalten wurde. Hr. *V.* belegt diese Krankheit mit dem Namen eines Faulfiebers. — Er nimmt überhaupt zwo Classen von Fiebern an: inflammatorische und Nerven-Fieber: letztere theilt er in hitzige und schleichende ab. „Bey mir, sagt er, spielt der „Nervensaft eine grosse Hauptrolle in Krankheiten, „weshalb ich geneigt bin zu glauben, dass in hitzi„gen Nervenfieber derselbe bey dem Ursprunge der „Nerven in zu grosser Quantität vorhanden sey, und „von da aus den ganzen übrigen Körper auf eine wi„dernatürliche Art reitze; beym schleichenden Ner„venfieber hingegen fehle es aber beym Ursprunge der „Nerven an Nervensaft und er würde zu sehr in den „übrigen Körper vertheilt, wodurch die Nerven selbst „gedruckt und aller ihrer gewöhnlichen Irritabilität „beraubt würden, und in eine grosse Sensibilität über„giengen." Wenn ein neuer Patient in das Lazareth kam, so wurde ihm, er mochte nun ein inflammator. oder ein Nerven-Fieber bekommen, die ersten Tage hindurch die Mixtura Solvens Pharmac. castr. Boruss. gereicht, welche aus Tartar. Tartar. ℥j Tartar. emetic. Gr. ij — iv. Aq. commun. ℥vjjj Mell. pur. ℥j besteht. — „Weder China noch Valeriana, weder Serpentaria noch Arnica leisten bey bösartigen und Faul-Fiebern das, was ein Brechmittel thut, besonders wenn der nachherige häufige Gebrauch des Weins damit verbunden wird. „Denn das Wesen des Faulfiebers besteht nicht „in einer gänzlichen Auflösung und Faulung aller „Säfte des M. K. sondern vielmehr in dem höchsten Grad der Schwäche und Erschlaffung der festen Thei„le." Daher ist in diesen Fiebern, bey denen meistens grobe Stoffe im Magen und den Gedärmen vorhanden sind, die Vitriolsäure weit weniger, als in den Nervenfiebern angezeigt. — „Die Gefahr vor ansteckenden Krankheiten sey bey weitem nicht so gross, als man gewöhnlich glaubt, und in unsern Zeiten komme bloss Praedisposition am allermeisten bey Krankheiten ins Spiel." Aber eben das, was hiezu praedisponirt, muss ja wohl oft, wie Rec. glaubt, in der Beschaffenheit der Luft aufgesucht werden. Ueberhaupt scheint der Begriff *epidemischer und ansteckender* Krankheiten von dem Vf. für gleichbedeutend genommen zu werden. „Wenn man Kranke nach überstan„denen hitzigen Fiebern, noch als Reconvalescenten „behandelt, so gehören sie, meines Erachtens auch als „dann in die Classe der chronischen Kranken. — So„wohl der inflammatorische, als auch der schwächen„de Reitz von aussen auf das Nervensystem hat zwar „aufgehört, ist besiegt und beruhiget: an dessen Stel„le tritt nun ein verhinderter, und langsam gemachter „Kreislauf des Nervensaftes." Dieser reizt das ganze „Nervensystem wiederum, aber auf eine ganz andre „Art, wie es bey den hitzigen Fiebern geschieht. — „Man muss also durch stärkende Mittel suchen die „Menge des Nervensaftes zu vermehren; durch gelin„de krampfstillende und beruhigende Mittel den un„ordentlichen Kreislauf desselben in den Nerven wie„der suchen herzustellen; und endlich durch auflö„sende Mittel alle Wege zu diesem Behufe suchen vor„zubereiten und empfänglich zu machen." — Eine so *feine* Nervenpathologie hat Rec. noch nie gelesen. — „Alles dieses erlangt man, wenn man zu dem „Elix. robor. aq. vel spir. Pharmacop. castr. Boruss. „N. 12. und N. 13. noch folgendes mischt: ℞ Tartar. „emetic. gr. iii Aq. comm. ℥jj Laud. liq. Syd. ℥ß Sal. „Ammoniac. depur. ℥jj M." — Der mässige Gebrauch des Brandweins sey dem reconvalescirenden Soldaten nothwendig und gedeihlich. — Das Mittel gegen die hartnäckige *Geschwulst der Füsse* nach kalten Fiebern ist wohl wirksam; für die Soldaten Hospitäler aber zu theuer: ℞ Extract. Gramin. ℥ß Trifol. Fibr. Chinae centaur. min. aa. ℥jj Marrub. ℥jjj Gentian. ℥j Liq. terr. fol. Tartar. ℥ß Aq. Menth. piper. ℥xjjj Liq. an. min. H. ℥jj. Ms. Tagl. 2 bis 3 mal allezeit einen guten Esslöffel. — Bey Heilung der *Diarrhöen und Dysenterien* giebt er, nach *Cullen*, welchen er innigst verehrt und von allen deutschen Aerzten, wenn sie anders in ihren Curen glücklich seyn wollen, pünktlich befolgt wissen will, in Durchfällen demulcirende und in Ruhren abführende Mittel, weil in der Diarrh. der reizende Stoff durch die vielen Ausleerungen von selbst abgeführt, in der Dysent. aber durch den Stuhlzwang im Körper zurück gehalten werde. Doch fand er im Dec. 1794. mit einemmal die Mixtur. demulcens Pharmac. castr.

caſtr. Boruſſ. N. 41. gegen die Durchfälle unwirkſam: zwey Drachm. Salmiak aber in acht Unzen Pfeffermünzwaſſer aufgelöſt und ein Quentchen Hoff. Liq. dazu gemiſcht, haben deſswegen die Diarrh. weil ſie bald in eine Dyſenterie übergegangen wäre. — Im Monat Dec. mag wohl wenig, ſelbſt auch in Polen, von wahren Ruhren zu beſorgen ſeyn. — Hr. V. bemerkte in ſeinen Feldlazarethen immer den *Stuhlzwang* und die *Herzensangſt* als getreue Begleiter der Ruhr: er erklärt ſich dieſe Symptome durch den zurück gehaltenen Stoff in den Gedärmen und giebt nie Opium, ſondern Mittelſalze mit Brechweinſtein. Daſs der mäſsige Gebrauch des reifen guten Obſtes weder die Ruhr erzeuge noch in derſelben ſchädlich ſey, wiſſen doch wohl alle deutſche Aerzte. Wozu alſo die herabwürdigende Ausrufung: „Abermals ein Beweiſs, daſs man in Deutſchland noch gar nicht ſcharfſinnig bey Aufſuchung der Grundurſachen einer Krankheit ſey, ſondern daſs man unausgemachte Sätze auf Treu und Glauben annimmt, und ſich ſelbſt nicht getrauet, auch nur im mindeſten an den einmal erlernten Sätzen zu zweifeln, oder wohl gar neuere, der Natur mehr entſprechendere und ſich durch ihre Einfachheit empfehlende, ſtatt der alten aufzunehmen. Wie ſehr gehen hierin die Engländer den Deutſchen vor!“ — Man muſs ja Andre nie nach ſich beurtheilen. — Die *Epilepſie* ſey eine Krankheit, welche bey dem Soldaten gern nach Aergerniſs und gehabten Schreck entſtehet. Wenn man dieſe Gelegenheitsurſachen von ihm zu entfernen ſucht, ſo könne man ihn lange Zeit davon befreyen. — Die *Gicht* hebe man ſehr leicht durch eine zweckmäſsige Diät und auch durch Entfernung aller Leidenſchaften von dem Patienten, ſo wie daſs man Verkältung verhütet. Kleine Gaben des Brechweinſteins ſeyen dieſer Krankheit ganz angemeſſen. — Das isländiſche Moos mit Milch fand der Vf. bey allen *Auszehrungen* vortrefflich und im *Wahnſinne* folgende Vorſchrift faſt ſpecifiſch: ℞ Camphor. gr. vjjj Nitr. depurat ℈j Saccbar. alb. ℈β M. Alle 2, 3 oder 4 Stunden ein ſolches Pulver. — Der Anhang ſcheint bloſs für den Laien, dem Diät geprediget wird und vorzüglich zum Frommen und zur Beruhigung der Einwohner von Südpreuſsen, wo dieſes Faulfieber epidemiſch herrſchte, geſchrieben zu ſeyn: für den Kunſtverſtändigen aber iſt er gar nicht intereſſant.

LEIPZIG, b. Barth: *D. Johann Ludewig Gautier's Phyſiologie und Pathologie der Reitzbarkeit.* Aus dem Lateiniſchen überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet. 1796. 238 S. 8.

Eine Ueberſetzung der bekannten *Reilſchen* Diſſertation: Gautier de irritabilitatis notione natura et morbis. Hal. 1793., deren Vf. ſich Dr. *K.* unter der Vorrede unterſchreibt. Grobe Unrichtigkeiten hat Rec. in dieſer Ueberſetzung, ſo weit er ſie verglichen hat, nicht gefunden; aber der Vortrag darin iſt ſchleppend. Die hinzugefügten Anmerkungen ſind nicht nennenswerth.

FRANKFURT und LEIPZIG: *Praktiſche Bemerkungen über die Zucht, Wartung und Krankheiten der Pferde, des Rindviehs, der Schaafe, Ziegen, Schweine, des Federviehs, der Fiſche, Bienen und Seidenwürmer.* 1795. 160 S. 8. (6 gr.)

Der Herausgeber iſt ein unverſchämter Abſchreiber, der den ſächſiſchen Landwirth, die Zwickauiſche Monatsſchrift u. a. m. meiſtens Wort für Wort geplündert hat.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

HILDBURGHAUSEN, b. Haniſch: *Repertorium der deutſchen Staatenkunde.* 1795. 247 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. unterſchreibt ſich in der Vorrede J. D. *A.* Höck, als gräflich Henburgiſcher Regierungsſecretär zu Meerholz; (jetzt zu Erlangen als Profeſſor der Cameralwiſſenſchaft). Seine Abſicht bey dieſem Buch gieng dahin, dem gelehrten Publikum eine Literatur der deutſchen Staatenkunde in die Hände zu liefern, und die, in ſo vielen periodiſchen Schriften und Reiſebeſchreibungen, zerſtreuten ſtatiſtiſchen Materialien in ein ſyſtematiſches Verzeichniſs zu bringen. Ein Unternehmen, welches, wenn es glücklich ausgeführet worden wäre, um ſo mehr den wärmſten Dank verdienen würde, da, bey den groſsen Fortſchritten, welche die deutſche Geſchichte, Geographie und Statiſtik, beſonders in unſern Tagen, gemacht haben, es noch immer an einem vollſtändigen und kritiſchen Verzeichniſs aller dahin einſchlagenden Schriften mangelt, und daher ein zweckmäſsiges Repertorium derſelben gewiſſermaſsen ein dringendes Bedürfniſs iſt. Allein die weſentlichen Eigenſchaften eines ſolchen Werks, wenn es ſich von den gewöhnlichen Meſs- und Auctionskatalogen unterſcheiden ſoll, beſtehen nicht in dem Abſchreiben des Titelblatts, ſondern hauptſächlich darinn, daſs von jedem Buche der wiſſenſchaftliche oder innere Werth angezeigt, und der Freund der deutſchen Staatenkunde darauf aufmerkſam gemacht werde. Doch dieſe Foderung, die eine ausgebreitete literariſche Kenntniſs vorausſetzet, und beynahe die Kräfte eines einzigen Mannes überſteigen dürfte, würde man dem Vf. willig erlaſſen, wenn er nur auf einen gröſsern Grad von Vollſtändigkeit Rückſicht genommen und ſeinem Repertorium, wenigſtens von dieſer Seite einige Brauchbarkeit verſchaffet hätte. Rec. iſt freylich ſogar durch eigene Erfahrung belehrt, daſs, bey einem ſolchen Unternehmen, die Erreichung der Vollſtändigkeit ſehr ſchwer ſey; aber Hr. H. hätte doch auf alle Fälle hierinn mehr Gnüge leiſten können, wenn er ſeine Arbeit minder eilig der Preſſe übergeben, und ſie noch einige Jahre hindurch vermehret und vervollkommet hätte. Das Ganze beſtehet in *vier Abſchnitten*, deren jeder wieder in verſchiedene Abtheilungen zerfällt. *Erſter Abſchnitt.*

*Schriften, welche die Geschichte und Statistik aller oder mehrerer deutschen Staaten betreffen.* I. *Abth. Periodische Schriften und Sammlungen.* Hier fehlen unter andern Meusels Geschichtsforscher in 7 Theilen und dessen *historische Untersuchungen* von J. 1779. Dahingegen stehen Nr. 13 und 14. *Meusels neueste Literatur der Geschichtskunde* und dessen *historische Literatur*, da doch beide Werke nur Recensionen der neu herausgekommenen historisch und statistischen Schriften enthalten, und also hier keinen Platz finden konnten. Bey Nr. 33. hätte auch *Hirschings Denkwürdigkeiten der Länder- und Völkerkunde vom J.* 1792. nicht vergessen werden sollen. *II Abth. Systematische Schriften.* Zu den hier angeführten *Lehr- und Handbüchern* könnte man noch eine grosse Menge hinzufügen, wenn es der enge Raum dieser Blätter gestattete. Die *III Abth.* enthält ein Verzeichniss der *Reisebeschreibungen*, so viel nämlich Deutschland betrifft, und in der *IV Abth.* werden die topographischen Wörterbücher angezeigt. Der *Zweyte Abschnitt* hat die Ueberschrift: *Von einzeln Gegenständen der allgemeinen deutschen Staatenkunde.* Dahin gehören die über Gröfse und Volksmenge, Producte, Manufacturen und Fabriken, Münzwesen, Maafs und Gewicht, Literatur, kirchliche, Militär- und Staatsverfassung vorhandenen Schriften, deren der Vf. aber mehr nicht als 55. an der Zahl nahmhaft zu machen weifs. Der *Dritte Abschnitt* enthält die Schriften, welche einzelne Kreise betreffen. Bey dem *Schwäbischen Kreise* fehlen die *neue und vollständige Beschreibung desselben von* 1780., ingleichen die 1772—1775. in 3 Theilen herausgekommene *allgemeine Geschichte von Schwaben*, und so auch bey den übrigen Kreisen noch manche Schriften. Z. B. bey dem *Fränkischen Kreise*, *Reinhards Beyträge zur Historie Frankenlandes* in 4 Theilen und dessen *Samml. seltener Schriften* in 2 Theilen u. a. m. *Vierter Abschnitt. Schriften, welche einzelne deutsche Staaten betreffen.* I Abtheil. *Oesterreichische Staaten.* Hier mangeln besonders die Geschichtsquellen, z. B. *Pezii S. R. Austriacarum* T. I—III. 1721—1745. *de Roo anal. rer. austriacar.* 1709. *Lambacher's* Oesterreichisch Interregnum 1773. *Herchenhahn's* Geschichte der Oesterreicher 1784. u. a. m. Bey *Niederösterreich* ist nicht einmal das *Chron. Gotwic. S. annales monast. Gotwic. infer. Austriae.* 1732. erwähnet; bey *Steyermark* fehlen: *Histor. ducum Styriae* 1728., *v. Preuenhueber's annal. Styrenses etc.* 1740. — Bey *Kärnthen: J. W. Vavasor Topogr. Archiduc. Carinthiae antiquae et modernae*, von 1688. Bey *Triest: Historia antica e moderna sacra e profana della citta di Trieste* 1698. Bey *Böhmen* hätten ebenfalls die Quellen: z. B. *Freheri Scriptor. Rer. Bohem., Hagecii* Böhmische Chronik; *Goldast de regni Bohemici jur. et privileg.* T. I bis II. *Glafey's* pragmatische Geschichte der Crone Böhmen, *Pubitschka Series chronol. rer. Slavo — Bohemicar.* und dessen 1770—73. in 3 Theilen herausgegebene Geschichte Böhmens u. a. m. nicht vergessen werden sollen. — Bey den *Oestreichischen Niederlanden*, fehlen *Heuteri opera hist. omnia Burgundica, Austriaca et Belgica* vom Jahre 1649. *A. Miraei opera dipl. et histor.* T. I. IV. 1723—48. u. a. m. Die II Abtheil., welche die Schriften von den *Preussischen Staaten*, verzeichnet, ist zwar reichhaltiger als alle übrigen, und dennoch vermifst man noch eine Menge historischer Werke, die der Aufmerksamkeit des Vf. entgangen sind. Z. B. bey der *Mark Brandenburg: Gerken's Fragmenta Marchica* 1755.; Ebendesselben *diplomataria veteris Marchiae Brandenb.* 2 Theil. 1765. — Bey dem Herzogthum *Cleve: Teschenmacher annal. Cliviae* etc. 1721. — Bey der Grafschaft *Ravensberg: Lamey's* dipl. Gesch. der Gr. von Ravensberg 1779. etc. — Sehr mangelhaft ist das Verzeichniss der Schriften über die Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth (S. 78.) Da fehlen unter andern *Grosen's* Burg- und Markgräfl. Brandenburg. Landes- und Regenten Historie 1749. — *Falckenstein's antiq. nordgauv.* Th. I bis IV. 1734 und 1788. *Sinold's* genannt *von Schütz Corp. hist. Brandenb. diplomat.* 1750. *Oetter's* Versuch einer Gesch. der Burgr. von Nürnberg Th. I—III. 1751 bis 1758. *Longolius* sichere Nachrichten von Brandenb. Culmbach in vier Bänden, und noch viele neuere Werke, unter welchen wir nur *Spiesen's* Archivische Nebenarbeiten (1783.) und dessen Aufklärung in der Geschichte etc. (1791.) anführen, worinne viele vortreffliche Abhandlungen über Brandenburg. Geschichte befindlich sind. III Abtheil. *Kur- und Herzoglich Sächsische Lande.* Durchaus mangelhaft. Man darf nur das hier mitgetheilte und in 15 Seiten bestehende Bücherverzeichniss mit *Weinart's* Literatur der S. Gesch. und Staatskunde, (wovon S. 84. nur der erste Theil angeführet ist, da doch der 2te schon 1791. herauskam) vergleichen. Hr. H. hätte sich, sogar, der Kürze halber, blofs auf Weinart's Liter. beziehen und nur Nachträge hierzu liefern können. Die, von der Grafschaft Henneberg vorhandenen, Schriften, deren nur zween bemerkt sind, gehören nicht unter die Rubrik: *S. Saalfeld*- (Coburg) *S. Hildburghausen und S. Meiningen*, sondern hätten billig unter eine besondere Rubrik gebracht werden sollen. Ein ausführliches Verzeichniss der dahin gehörigen Schriften stehet in der Vorrede, zum 1ten Theil der, von *Schultes* herausgegebenen, diplomatischen Geschichte des Hauses Henneberg. Dafs Hr. H. S. 101. weder *Hön's* Cob. Historie von 1700. und die von *Dozauer* 1792. herausgegebene Fortsetzung derselben, noch *Krausen's* Hildburghäusische Landeshistorie Th. I—IV. 1756. angeführt, zeiget von sehr geringer Bekanntschaft mit der Sächsischen Literatur. — *Vierte Abtheilung. Pfalzbairische Länder.* Auch hier fehlen S. 103. *Aventini annal. Boicor.* (1710.) *Adlzreiter annal. boicae. gentis,* (1710.) *de Buat orig. boicae domus.* (1764.) *Mederer's* Beytr. zur Geschichte (1777—1780.) Die historischen Abhandlungen der Bairischen Akademie; *J. H. Haid* Geschichte von Baiern, (1778. u. a. m. — Bey der *Rheinpfalz* vermissen wir unter andern *Freheri orig. Palatinae.* (1686.) *Reinhard S. Rer. palat.* (1748.) *Croll's* erläuterte Reihe der Pfalzgrafen etc. (1762—75.) *Kremer's* Geschichte Kurf. Friedrichs I. von der Pfalz (1765.) *Kremer's* Gesch. des Rheinischen Franziens etc. — S. 107. stehen die *Acta Theodoro palatina*

wiewohl ohne die Jahrzahl und die Zahl der Bände, (es sind deren sieben vom J. 1766—1794. zu bemerken. Hr. H. kannte dieses wichtige Werk nur den Namen nach, sonst würde er die darinne befindlichen Abhandlungen auch unter andern Rubriken angeführet haben. S. 111. stehen *G. A. Bachmann's* Beyträge zum Pfalz-Zweybr. Staatsrecht 1791. aber das Hauptwerk, welches *J. G. Bachmann* 1784. herausgab und worauf sich jenes beziehet, fehlt. *V. Abtheilung.* Kur- und Herzogl. Braunschweig-Lüneburg. Lande. Die Nr. 3. bemerkte *Bibliotheca hist. Göttingensis*, gehöret gar nicht hieher, indem die darinne enthaltenen Schriften und Urkunden ganz andere historische Gegenstände betreffen. Ein Beweis, dass Hr. H. zum öftern nur auf den Titel der aufgenommenen Bücher Rücksicht genommen hat. Das in jenem Buch enthaltene *Specimen Codicis dipl. Bavarici*, hätte daher unter die Rubrik von Baiern gebracht werden müssen. Ohne uns auf die hier und in den folgenden Abtheilungen fehlenden Schriften einzulassen, wollen wir nur noch die übrigen Länder nennen, von welchen Hr. H. die vorzüglichsten Schriften hat namhaft machen wollen. Es sind folgende: VI. *Schwedisch Pommern*, VII. Das Herzogthum *Wirtenberg*, VIII. Die Landgrafschaft *Hessen*, IX. Die Markgrafschaft *Baden*, X. Das Herzogthum *Meklenburg*, XI. *Schleswig* und *Holstein*, XII. *Oldenburg* und *Delmenhorst*, (*G. A. von Halem's* Geschichte dieses Herzogthums 1794. fehlet, XIII. *Anhalt*, wo *Bertram's* Gesch. in 2 Th. 17. vergessen ist. XIV. *Neuere Fürstenthümer*, als a) Hohenzollern, b) Nassauische Lande, c) Schwarzenberg, d) Thurn und Taxis, e) Schwarzburg. XV. *Geistliche Kur- und Fürstenthümer*, als: Mainz. Trier, Kölln, Salzburg, Deutschmeisterthum, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speyer und die übrigen deutschen Stifter, deren jedes eine besondere Rubrik ausmacht. (Unter der Menge der hier fehlenden Werke führen wir nur die bekanntesten an: *de Guden Cod. dipl. S. Anecdota Moguntiaca*, T. I—V. *Hundii metropol. Salisburgensis* T. I—III. *Ignat. Gropps* Würzb. Chronik Th. I bis II. 1748—50. *Ussermanni episcopat.* Würzburg. 1794. *Falkenstein's* Nord. Alterth. im Hochstift Eychstädt, 2 Theile 1733. *Schannat. Dioec. Fuld.* 1727. etc. XVI. Die *deutschen Reichsgrafschaften;* XVII. *Die Reichsstädte;* XVIII. *Die Reichsprälaten*, XIX. *Die Reichsritterschaft;* (billig hätte hier der 1750. in 2 Folio Bänden herausgekommenen Staatsschrift: vertheidigte Freyheit und Ohnmittelbarkeit der H. R. R. Ritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein etc. erwähnet werden sollen;) XX. *Ganerbschaften;* XXI. *Reichsunmittelbare Herrschaften;* XXII. *Reichsdörfer.* Bey allen diesen Atheilungen vermissen wir sehr viele Schriften, deren Kenntniss dem Freunde der allgemeinen und besondern deutschen Staatenkunde unentbehrlich ist. Unsere Leser werden aber gewiss nicht verlangen, alle und jede fehlende Werke anzuzeigen; denn in diesem Fall dürfte die Recension das Buch an der Bogenzahl beynahe übertreffen. Zuletzt müssen wir noch bemerken, dass bey vielen Büchern weder die Jahrzahl, noch der Druckort, noch die Zahl der Theile oder Bände angegeben ist. So stehet z. B. S. 58. Nr. 1. *Dahnert's* pommerische Bibliothek, S. 84. sind bey Nr. 1. und 4. nur die ersten Theile angeführt, da doch von beiden Schriften 2 Theile erschienen sind; auch mangelt S. 88. bey *Römer's* Churfächs. Staatsrecht der 3te Theil. S. 99. sind von *Galletti's* Beschreibung des Herzogth. Gotha nicht 3, sondern 4 Theile vorhanden. S. 103. stehen: *Monumenta boica*, ohne die Zahl der Bände (es sind deren 16) und der Jahrzahl (1763—95.) anzugeben u. d. m. Dies mag genug seyn die Mangelhaftigkeit eines Buches zu zeigen, dessen Titel den Literator zu einer grösern Erwartung berechtiget. Hr. H. verspricht zwar in der Vorrede Nachträge zu liefern, und sein Werk dadurch zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen. Wie unbequem aber dergleichen Nachträge bey Büchern dieser Art sind, weiss jeder, der die Art ihres Gebrauchs kennt. Wir würden also um so viel lieber zu einer neuen, ganz umgearbeiteten Ausgabe rathen, da ohnehin das gegenwärtige Repertorium, ausser seiner auffallenden Unvollständigkeit, auch, in Ansehung der innern Einrichtung noch manche Verbesserung bedarf. Ohne gerade die vom Vf. gewählte Geographische Ordnung zu misbilligen; so dürfte es doch bey der zweyten Ausgabe wohl gethan seyn, die von einem Lande herausgekommenen Schriften, nicht ohne Unterschied ihres Gegenstandes unter einander zu werfen, sondern nach ihren Materien zu ordnen, so, dass bey jedem Lande etwa, die politische Geschichte, Statistik, Geographie, Regenten- Kirchen- und Naturgeschichte, Topographie und historische Beschreibung einzelner Städte und Aemter, u. d. m. unter gewisse Classen gebracht, und die zu jeder derselben gehörige Schriften angezeiget würden. Wäre es irgend möglich, dass von dem Hauptinhalt einer solchen Schrift, von ihrem entschiedenen Werth oder Unwerth, von ihrer Brauchbarkeit oder Entbehrlichkeit u. s. w. eine kurze Anzeige beygefüget, oder, wenn diese Umständlichkeit dem Vf. zu mühsam seyn sollte, wenigstens Lob oder Tadel des Buches mit Hinweisung auf die kritischen Journalen und gelehrten Zeitungen bemerklich gemacht werden könnte; so würde allerdings ein solches Werk von grosen Nutzen seyn, und nicht nur zur Erweiterung der deutschen Staatenkunde ungemein viel beytragen, sondern auch manchen Liebhaber dieser Wissenschaft abhalten, sein Geld für Bücher auszugeben, die zwar einen vielbedeutenden Titel haben, aber ihrem Inhalte nach, den Absichten und der Erwartung des Gelehrten nicht entsprechen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. Februar 1797.


## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks.* 8. Jahrgang 1795. Erster Band. I—VI St. 632 S. Zweyter Band. VII—XII St. 590 S. Jahrgang 1796. Erster Band. I—VI St. 584 S. VII—XII St. 596 S. (4 Rthlr. 12 gr. für einen Jahrgang.)

Ankündigungen sind die Stärke der deutschen Journalisten: auch die Herausgeber obiger Zeitschrift verläugnen diesen Nationalzug nicht. „Wem kann es gleichgültig seyn," so ruft der Vorredner (95. St. I. S. 2.) nach einigen tiefen Betrachtungen über den gegenseitigen Einfluss der Menschen und des Zeitalters auf einander aus: „die Fäden, mit welchen die „Gegenwart an der Vergangenheit hängt, und sich „an die Zukunft knüpft, das oftmals unbemerkte, „aber dem Beobachter immer merkliche, Band, wel„ches Staaten und einzelne Menschen, Begebenheiten „und Speculationen, Nothwendigkeit und Willkühr, „Ernst und Tändeley mit einander verbindet, zu ver„folgen? Welcher Einzelne kann sich rühmen, er ver„möge eine vollkommen genügende Uebersicht dieser „Verkettung aufzustellen?" Er meldet uns hierauf, dass mehrere Personen, mit verschiednen Kenntnissen und Geschicklichkeiten ausgerüstet, zu diesem Zwecke in Verbindung getreten sind, und versuchen wollen, „die Begebenheiten, Thaten, Erfindungen und „Künste, ihrer Zeit und ihres Landes, in wechselsei„tiger Beziehung auf einander darzustellen, und ihre „Farbe und Verbindung anzugeben, ehe die flüchtige „Dinte verschwindet, ehe das leise Band sich tiefer „versteckt." Als festgesetzte Artikel der Monatsschrift, wodurch dies erreicht werden soll, nennt er folgende: *eine politische Uebersicht der Begebenheiten des vergangenen Monats; Nachrichten von dem Lesenswürdigsten aus der neuesten deutschen Literatur; Merkwürdigkeiten, besonders literarische, Merkwürdigkeiten des Auslands*, zunächst aus Frankreich und England, wenn die Bemühungen der Herausg. gehörig unterstützt werden sollten, auch aus Italien, Spanien und Dänemark; diese Rubrik wird sich nicht blos auf Geschichte oder Kritik einschränken, sondern auch *Blüthen des Auslandes* liefern; ferner *die Kunstgeschichte des Tages;* fortgehende *Schilderung vom Zustande der Schaubühnen aller Völker* (S. 10.); *Beurtheilung der neuesten Werke der Tonkunst* nach „der reinsten Kritik des Geschmacks;" endlich *Nachricht von neuen Moden.* Alles dies auf eine gründliche, für die Kenner der verschiedensten Richtungen des menschlichen Strebens befriedigende Art in einer einzigen Zeitschrift zu leisten, wäre freylich kein leichtes, aber auch ein höchst verdienstliches, Unternehmen. Mit etwa sieben Bogen monatlich hätte man die Welt so zu sagen in einer Nussschale. Wenn man jedoch neben den Gesetzen der Zeit auch die des Raumes in Erwägung zieht; so ist leicht einzusehen, dass man, um etwas von allem zu haben, mit wenigem von jeder Art vorlieb nehmen müsste, und dass, selbst wenn eine Anzahl einsichtsvoller Herausgeber solch einer Zeitschrift die ausgebreitetste Lectüre und Correspondenz widmeten, die Ausbeute von beiden doch in den vorgezeichneten Grenzen nur als eine Reihe kurzer und oberflächlicher Notizen erscheinen würde. Wenn die Archivare die erregten Erwartungen nicht ganz befriedigt haben; so liegt es gewiss nicht daran, dass sie einen hinreichenden Anlauf zu nehmen versäumt hätten. Als Einleitungen dienen folgende durch mehrere Hefte des Archivs fortlaufende Aufsätze: *Ueberblick der politischen Lage von Europa und der Begebenheiten des verflossenen Jahres; flüchtiger Anblick der deutschen Literatur*, worinn alle Reichthümer unsrer Sprache und Poesie aufgezählt, und hauptsächlich Lessing, Klopstock, Wieland und Göthe charakterisirt werden, (ungeachtet der gezierten, nach auffallenden Wendungen und Gegensätzen haschenden Schreibart eins der schätzbarsten Stücke in beiden Jahrgängen); *die Schaubühne betreffend*, ebenfalls ein flüchtiger Blick auf die Literatur des Theaters, die Beschaffenheit desselben bey andern Nationen, und die vornehmsten deutschen Bühnen; endlich *Parallelen, die bildenden Künste betreffend*, die in einem kostbaren Tone weitläuftig mit Phidias und Polygnot, Apelles und Polyklet anheben, und (nach dem Beyspiele des Redners *Intime* in den *Plaideurs* von Racine) bey der Berliner Kunstakademie plötzlich abbrechen. Durch diese Schilderungen des Zustandes, worinn das Archiv bey seinem Anfange die Zeit und ihren Geschmack fand, wäre nun das eigentliche Geschäft der Archivare hinlänglich vorbereitet; der Leser erwartet sie bey demselben, aber vergebens: sey es aus Vergessenheit oder aus Mangel an Documenten, sie verlassen ihn gänzlich in den Fächern der einheimischen und fremden Literatur, der Schaubühne, der Musik. Die vermischten Aufsätze, welche nur die Zwischenräume ausfüllen sollten, fangen an, den grösten Theil der Zeitschrift einzunehmen; die einzigen stehenden Artikel, welche sich durch alle Monate erhalten haben, sind die politische Uebersicht zu Anfange und das illuminirte Modekupfer zu Ende jedes Heftes. Das heisst in der That das Zeitalter bey seinen beiden äusser-

ſten Zipfeln faſſen. Man könnte denken, wenn man dieſe nach dem Fortgange der Zeit nur immer vorwärts rückte; ſo müſste das übrige in der Mitte Liegende ſchon von ſelbſt mitkommen: allein das Archiv beſtätigt dieſe Vermuthung nicht; beſonders iſt der Geſchmack manchmal ſehr dahinten geblieben. Indeſſen darf uns das, was wir vermiſſen, nicht unbillig gegen das wirklich Geleiſtete machen. Jene beiden Aufgaben haben nicht geringe Schwierigkeit. Es fragt ſich, ob in der jetzigen Zeit der ſchnelle Wechſel der Begebenheiten oder der Moden dem Annaliſten der einen oder der andern mehr zu ſchaffen macht. Daſs dergleichen politiſche Ueberſichten zu Ende jedes Monats für Zeitungen zu alt, für Geſchichte noch viel zu jung ſind, läſst ſich freylich nicht ändern: man wünſcht nur das wichtigſte ordentlich zuſammengeſtellt, und mehr die Begebenheiten, als die Urtheile und Wünſche des Erzählers, vorgetragen zu leſen, und dieſe Foderungen befriedigt der mit *Y* unterzeichnete Vf. vollkommen. Wenn man eben von Manifeſten, Schlachten und Belagerungen, von ſo viel tauſend Gebliebnen oder ſonſt unglücklich gewordnen geleſen hat, ſo iſt die Betrachtung von Sultanen, Toquen, Carraco's, Shawls, Fichüs u. ſ. w., dieſen Werkzeugen der unblutigſten Eroberungen, ſehr wohlthätig für Einbildungskraft und Herz. In dieſer Hinſicht wäre es vielleicht noch zweckmäſsiger, wenn die Modekupfer nebſt der Beſchreibung unmittelbar hinter die politiſchen Ueberſichten geſtellt wären. Rec. beſcheidet ſich gern, daſs über jene nur weiblichen Kennern ein entſcheidendes Urtheil zuſteht; doch darf er wohl ſagen, daſs ihm die gewählten Trachten meiſtens ſauber abgebildet, einige auch an ſich gefällig und geſchmackvoll ſcheinen.

In der Vorerinnerung zum zweyten Jahrgange äuſsert ſich derſelbe mit *M.* unterzeichnete Sprecher der Geſellſchaft zwar weit unbeſtimmter, alſo vorſichtiger, aber doch ohne die anfangs gethanen Verheiſsungen ganz fallen zu laſſen (S. 1. u. 2.). „Philoſo„phie der Geſchichte," ſagt er S. 4., „der Literatur, „der bildenden Künſte, der Schaubühne, der Ton„kunſt, der Menſchenkunde, der Sitten, angenehmes „Wiſſen, lehrreiche Beluſtigung, euch ſind unſre Blät„ter gewidmet." Vorher S. 3. „Nichts iſt ihnen (den „Archivaren) fremd, was zur Erhellung des Verſtan„des, zur Veredlung des Herzens, zur Sittlichkeit des „Charakters gereicht."

Da ſeyd ihr auf der rechten Spur!
Doch müſst ihr euch nicht zerſtreuen laſſen,

könnte man ihnen wie dem Studenten in Göthe's Fauſt, der die Wiſſenſchaft und die Natur faſſen wollte, zurufen. Wenn indeſſen die Beſtimmung, welche das Archiv eigentlich zu ſeinem Namen berechtigt, in dieſem Jahrgange bis auf die beiden ſchon angeführten Artikel ſich immer mehr auf den in Kupfer geſtochnen Umſchlag, (der durch die Vertauſchung drey manierlicher, gekleideter Frauenzimmer mit ziemlich unziemlichen Grazien nicht gewonnen hat,) zurückzieht, wo ſie vermittelſt einer Menge Figuren und Attribute ſymboliſch erfüllt wird; wenn dieſe Zeitſchrift ſich unter der groſsen Zahl derjenigen verliert, deren Leſer ſich mit einer leichten, auch wohl dürftigen, Unterhaltung, mit einer fragmentariſchen Belehrung über dieſes und jenes begnügen müſſen: ſo iſt die Schuld dem Willen der Herausgeber keines weges ganz beyzumeſſen. Die Unausführbarkeit war nicht der geringſte Fehler ihres Entwurfs. Einzelne Kunſtwerke kann man beurtheilen, ſobald ſie erſchienen ſind; aber der Grad und die Art ihres Einfluſſes auf eine Nation, der ſtille Gang der Geiſtesbildung, die Fortſchritte oder Abweichungen des allgemeinen Geſchmacks, die Bereicherungen und Verfeinerungen der Sprache, worinn jene ſich ausdrücken: alles dieſes läſst ſich in ſeinem vielfach verſchlungenem Zuſammenhange nicht anders als nach beträchtlichen Zwiſchenräumen darſtellen. Solche Ueberſichten, worinn Geſchichte der Literatur und Kunſt mit Kritik vereinigt wäre, möchten etwa alle fünf Jahre möglich ſeyn, aber gewiſs nicht monatlich. Man kann nicht bey jedem Schritte eine Karte von dem zurückgelegten Wege entwerfen; man kann das Gras nicht wachſen hören. Der einzelnen Vorfälle in allen Fächern geiſtiger Thätigkeit giebt es unüberſehlich viele; der allgemeinen Reſultate, die bedeutend genug ſind, um ſich dem Beobachter nicht zu entziehn, äuſserſt wenige.

Die vermiſchten Aufſätze alle zu nennen und nach ihrem Werthe zu prüfen, erlauben die Grenzen dieſer Anzeige nicht. Verſchiedne artige Erzählungen und kleine Reiſebeſchreibungen, z. B. Hn. *Zöllners* Schilderung von Helgoland, des Hn. *Zſchokke* ſchweizeriſche Wanderungen, zeichnen ſich vortheilhaft aus. In ein paar kleinen Aufſätzen, die Muſik betreffend, und mit *J. F. R.* unterzeichnet, wird man einen berühmten Tonkünſtler nicht verkennen. Die drey Oden von *Klopſtock* (96. St. II. S. 185. St. VIII. S. 134. St. IX. 286.), die hier zum erſtenmale erſcheinen, wünſcht gewiſs jeder deutſche Freund der Poeſie bald in der zu erwartenden Ausgabe ſeiner Werke bey Göſchen zu leſen. In der erſten, *der Geſchmack*, bewundern wir die ganz einzige Gabe, das Sinnliche zu vergeiſtigen, und wiederum dem Geiſtigen einen Körper zu leihen; in der *Klage eines Gedichts* die ſinnreiche Einkleidung und eigenthümliche Laune. Pope's *Eſſaj on Criticism* in reimloſen Jamben vom Hn. *Eſchenburg* wird Leſern, die das Original nicht kennen, willkommen ſeyn. Freylich muſste bey der vielleicht unvermeidlichen Aufopferung des Reimes viel von dem Charakter und den Reizen des Gedichtes verloren gehn. Hr. *Rambach* hilft ſeinen Liedern durch philologiſche Gelehrſamkeit auf, indem er eins *Prohymnion*, ein andres *Dithyrambe* nennt. Dagegen hat Hn. *Kl. Schmidts* Ode an Herder wegen des verjüngten Balde, (96. St. V. S. 481.) wahren Schwung und Fülle. Hr. *Schink* hat Himmel und Hölle in Unkoſten geſetzt, um nach ſo vielen Fauſten noch einen neuen hervorzubringen, wovon hier (95. St. XI. 96. St. VII.) Proben gegeben werden. Allein man findet

den-

dennoch in der Verkleidung den alten, wohlbekannten wieder. An Teufeln und Mannichfaltigkeit der Sylbenmaasse ist nichts gespart worden: Ithuriel, Doctor Fausts Schutzengel, fangt, da die Noth dringend wird, sogar in Hexametern für ihn zu beten an. (95. St. XI. S. 465.) Die prosaischen Erzählungen *Nackt und bloss* und *der Wilddieb* vom Hn. *Leonhard Wachter* (jene unter dem Namen *Veit Weber*) würden mit ihrem geschraubten, schwerfälligen Dialog, worinn die Leute einander nicht antworten, sondern entgegnen, und einer Kernsprache, wie sie niemals gesprochen ward, in einem Archiv des abentheuerlichen Geschmacks eigentlich zu Hause seyn. *Gottschalk Necker* hat durch seine poetischen Satyren einen weit wichtigeren Beytrag zu der Kunst, schlecht zu schreiben, geliefert, als durch seinen Versuch einer Theorie derselben (95. St. VII.), welche zu einer langen Fehde zwischen Hn. *Reinhard* in Göttingen und Hn. *Jenisch* in Berlin Anlass gab, die, nachdem die Leser des Archivs oft damit behelligt worden waren, ganz zum Nachtheil des letztgenannten ausfiel, wie aus dem Intelligenzblatt der A. L. Z. bekannt ist.

Für die Kritik schöner Geisteswerke leistet das Journal kaum so viel, als für die Poesie. Die verkehrte Ansicht bey einem absprechenden Tone in dem Versuch *über Prose und Beredtsamkeit der Deutschen* (95. St. III. u. IV.) ist schon anderswo nachdrücklich gerügt worden; der Vf. hat sich nur dadurch zu rechtfertigen gesucht, dass er missverstanden worden zu seyn behauptet, und die Herausg. haben sich auf Vertheidigung des Aufsatzes nicht einlassen wollen. (95. St. IX.) Die *Briefe über die neueste Lectüre* (5. St. X. u. XI.) sollten, da sie so flüchtig hingeworfen sind, um auf Gründlichkeit Anspruch machen zu können, wenigstens geistvoller seyn. Die Anpreisung eines historischen Schauspiels (95. St. X.) ist für einen Mitarbeiter des Archivs, Hn. *Rambach*, sehr schmeichelhaft. Eine Beurtheilung der Musenalmanache für 96 von *Gk.* (96. St. III.) bleibt meistens bey der Sprache und dem Versbau stehen, ohne in den Geist der Gedichte einzudringen. Hr. *Fessler* mag in seiner Apostrophe *an die ästhetischen Kunstrichter* (nach Klopstocks Art, dergleichen sich wiederholende Bestimmungen zu parodiren, Weltweisheitsphilosophen oder Wasserfische) *der Deutschen*, in manchen Stücken gegen diese ästhetischen oder unästhetischen Herren Recht haben; aber gewiss nicht, wenn er das historische Gemälde, bey welchem schöne Darstellung immer dem höchsten Gesetze der Wahrheit untergeordnet bleibt, und den historischen Roman, der sich dichterischen Gesetzen zu Lieb, Abweichungen von der Wahrheit erlaubt, mit einander verwechselt. (96. St. III. S. 248.) Noch weniger, wenn er um den letzten gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu retten, die Glaubwürdigkeit aller darstellenden Geschichte zweydeutig zu machen sucht. Die für das epische und dramatische Gedicht unläugbar geltende Befugniss, historische Wahrheit mit Erdichtungen zu verweben, kann nicht auf den Roman ausgedehnt werden, ohne dass folgende Bedenklichkeit dabey eintritt. Jene Dichtarten tragen das Gepräge der erfindenden Einbildungskraft zu auffallend an sich, als dass jemand von ihnen historische Belehrung erwarten sollte; der Roman hingegen hat die Form der Erzählung mit der Geschichte gemein, und wenn er auch einen Theil seines Stoffes aus derselben entlehnt, so wird sich durch eine natürliche Täuschung das Hinzugedichtete im Gedächtnisse des Lesers an historische Kenntnisse anknüpfen, und auf diese Art Irrthümer verursachen.

In beiden Jahrgängen des Archivs haben wir nichts so merkwürdig gefunden, als zwey Beyträge von *Klopstock*; die *Bedeutsamkeit* (95. St. V. u. VI.) und *der zweyte Wettstreit* (96. St. IX, X, XI.). Eine genaue Prüfung ihres Inhalts bleibt dem Beurtheiler der *grammatischen Gespräche*, zu welchen sie gehören, vorbehalten. Wir zeigen hier nur an, dass in dem ersten Gespräche die seit einiger Zeit eingeführte philosophische Terminologie, und namentlich Kants Schreibart, mit feiner lebhaften Spotte angegriffen wird. Ob philosophische Kunstwörter überhaupt unentbehrlich sind? ob man die jetzt gangbaren, wenn sie ihren Dienst geleistet haben, d. h., wenn die dadurch bezeichneten Begriffe sich auch ohne sie festhalten lassen, wird abschaffen, oder wenigstens andre aus den Tiefen unsrer eignen Sprache schöpfen können? mögen Philosophen untersuchen. Aber das sieht ein jeder ein, dass der Vorwurf gegen die kritische Philosophie (95. St. V. S. 470. 471.), sie thue durch ihre Unterscheidung der Wörter *Vernunft* und *Verstand* der Sprache Gewalt an, durchaus ungegründet ist. Der gemeinste Sprachgebrauch trennt ihre Bedeutungen eben so wesentlich: ein Mann von Verstande und ein vernünftiger Mann sind himmelweit von einander verschieden. Eben so lehnt sich der Gebrauch vortrefflicher Dichter gegen den Machtspruch auf (S. 470.), das Wort *Gemüth* sey schlaff und beynah nichtssagend. Philosophen sowohl als Dichter können sich bey dem Sprachlehrer über das, was in seinem Kreise liegt, Raths erholen, wie der Maler in der bekannten Geschichte bey einem Handwerker; sie müssen es sogar. Aber wenn jener alle Dinge bey seiner grammatischen Handhabe fassen zu können glaubt, und sich anmasst, den verehrtesten Weisen unsers Zeitalters, dessen Entdeckungen die Wissenschaft umgestaltet haben, in wenigen Zeilen zu würdigen (95. St. VI. S. 558.); so dürfte er an die Mahnung des Malers erinnert werden. In dem zweyten Gespräche rächt sich (96. St. XI. S. 4..) die deutsche Sprache an Göthen, der in einigen Epigrammen über ihre Härte und Unbehülflichkeit geklagt hatte, durch ein andres, worinn sie ihn beschuldigt, er kenne sie nicht. Klopstock weiss sonst die Unförmlichkeiten der geliebten deutschen Sprache so ehrerbietig zu verschleyern, dass man nicht begreift, wie er sie durch einen so seltsamen, ihr in den Mund gelegten, Vorwurf gegen jenen grossen Meister und Bildner, der alle Zauber des Ausdrucks in seiner Gewalt hat, dem spottenden Muthwillen hat Preis geben können. Wenn die lateinische Sprache noch lebte, so würde sie dem Vf. des Gesprächs auch wohl ein Wort darüber zu sagen haben

dafs er (96. St. IX. S. 240.) in der Ode I, 15. des Horatius die Worte: *Nequidquam thalamo graves Haſtas et calami ſpicula Gnoſſii Vitabis*, überſetzt:

O du meideſt einſt nicht gnoſſiſcher Pfeile Klang,
Nicht die Lanze dem Polſter feind,

als ob *thalamo* der Dativus wäre, da es doch offenbar der Ablativus iſt, und zu *Vitabis* gezogen werden mufs. Ueberdies bedeutet *thalamus* hier das eheliche Gemach. Was für eine Lanze mag das ſeyn, die dem Polſter feind iſt? Der ganze Wetteifer beſteht darinn, dafs die *Vereinung* Stellen aus griechiſchen und römiſchen Dichtern, welche ihr die Griechinnen *Ellipſis* und *Harmaſis* (in den grammatiſchen Geſprächen lernt man alle dieſe Perſonen näher kennen,) aufgeben, mit gleicher oder gröſserer Kürze überſetzt. Der hiebey zum Grunde liegende Maafsſtab der Kürze iſt die Zahl der Verſe, folglich auch der Sylben. Dafs im Deutſchen in einer gleichen Zahl von Sylben die Sprachwerkzeuge wegen der gehäuften Mitlauter weit mehr Bewegungen zu machen haben, als im Griechiſchen oder Lateiniſchen, wird gar nicht in Anſchlag gebracht. Nach dieſem Begriffe wären alſo jene ungeſchlachten nordamerikaniſchen Sprachen, wo man einen Haufen Laute einſylbig hervorſtöſst, den Europäer in mehrere Sylben zertheilen müſſen, um ihn nur ausſprechen zu können, die kürzeſten von allen. Ueberhaupt hat unmäſsige Schätzung der Kürze im Ausdruck etwas barbariſches an ſich. Alle gebildeten Völker ſind geſprächig; die Sprachen aller Völker von regſamem Gefühle ſind reich an vielſylbigen Wörtern und vielſylbigen Biegungen derſelben. Iſt es ſo mühſam, den Mund zu öffnen, dafs man um einige Sylben mehr oder weniger lange handeln ſoll? Das kürzeſte wäre freylich, ganz zu ſchweigen. — Man ſollte der *Vereinung*, die faſt immer den Sieg davon trägt, doch ein wenig auf die Finger ſehen, ob ſie nicht feine, aber bedeutende, Züge ihrer Originale ausläſst. Manche Freyheiten, die ſie ſich mit Versbau und Sprache herausnimmt, fallen in die Augen; z. B. wenn ſie das bekannte: *Durum, ſed levius fit patientiâ Quidquid corrigere eſt nefas*, (St. IX. S. 242.) überſetzt:

— 's iſt hart!
Doch es *leichtet* Geduld *Nichtzuvermeidendes.*

Leider läſst ſich dieſer tröſtende Spruch nicht auf die Ueberſetzungen der Vereinung anwenden; denn dergleichen war ſehr wohl zu vermeiden, wenn man ſich mit gleicher Kürze begnügte, und nicht etwas ungeſchicktes unternahm.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Scenen aus dem Geiſterreiche.* 1795. 274 S. 8.

Schwerlich möchten die Leſer errathen, was ſie hier zu ſuchen haben. In der Vorrede werden ſie belehrt, dafs dieſe Blätter ewige Wahrheiten enthalten ſollen. Die Scene iſt im Schattenreiche. Hier ſind die Geiſter, welche zum Vorſchein kommen. *Pelos* zweifelt am künftigen Leben im künftigen Leben. Schrecklich iſt das Endurtheil: „Fahre hin und leide Pein im ewigen Verderben, fern vom Angeſichte des Herrn.“ Die *Naturforſcher* finden keine Naturalien in jener Welt. Sie halten ſteigende Glückſeligkeit für den Zweck des Daſeyn, und werden belehrt, dafs es — Liebe ſey. Das *frohe Wiederſehn* der Gatten und Kinder. *Die Hölle* beſteht im höchſten Ideale des Despotismus. Sie hat 3 Reiche, das Reich des Jammers, der Finſterniſs und des Feuers. Das letzte iſt das ſchrecklichſte: hieher kommen nur die Chriſtushaſſer. *Der arme Mann.* Sein Glaube war von einer ſolchen Stärke, dafs wir ſelbſt im Himmel wenig gröſsre Beyſpiele davon haben. Wenn er in ſeinem Eheſtande manchmal auf die härteſten Proben geſtellt wurde, ſo wankte er doch nie. Beym Geben des Bruderkuſſes fühlt man am ſtärkſten, dafs man ein Engel iſt. Die *Fataliſten* müſſen ſich ſelbſt verdammen. Die *Ueberraſchung* erklärt die Zurechnung des Verdienſtes Chriſti. Ein durch Chriſtum gründlich gebeſſerter Menſch kann nicht verdammt werden. Dem Sünder wird die Führung aller der Menſchen anvertraut, an denen er ſich weiland verſündigt hat. Auf dieſe Art kann er in jenem Leben alles wieder gut machen. Der *Antiquarius* zeigt, wie thöricht die Beſchäftigung eines Gelehrten, und beſonders eines Kunſtkenners, ſey, dem ein Apoll lieber, als der Herr, und der Farneſiſche Herkules mehr, wie ein Apoſtel iſt. Der *chriſtliche Stoiker.* Der *Triumph.* Jeruſalems Bürgerſchaft ſingt:

„Feyert dem Herrn am Throne! — denn er hat geſiegt!
Feyert dem *Urlicht!* heilig, heilig, heilig iſt *Er!*
Feyert dem *Wundergeſtirne*, dem Ordenszeichen des Herrn etc.“

Das *groſse Geheimniſs* erklärt die Dreyeinigkeit. Jehovah, Erlöſer. Der eingeborne Sohn Gottes iſt der allein *erkennbare Gott.* (Mit dieſem einzigen Gedanken wird ſich der menſchenkundige Leſer ſchon orientiren!) In einer Perſon mufste ſich bey Chriſto die menſchliche Natur zur göttlichen hinaufadeln. Denn (Achtung gegeben!) wie konnte Chriſtus zugleich ein unvollkommner Menſch und ein vollkommner Gott ſeyn. Der Sohn Gottes regiert alle Handlungen der Menſchen auf eine unbegreifliche Weiſe. Das *Geheimniſs der Zukunft* iſt — Freyheit und Gleichheit. — Fürſt — Adel — Volk. Der Erdboden wird mit Gerechtigkeit gerichtet. Die *Hierarchie.* Die *Pietiſten* werden verworfen, weil ſie bey ihrer Liebe noch nicht angefangen haben zu lieben.

Der Leſer bilde ſich nun ſelbſt einen Begriff von dem vorliegenden Werke, welches unſtreitig zu den Zeichen der Zeit gehört. Am Ende entſchuldigt ſich noch der Machwerker, dafs er in Proſa geſchrieben habe.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 1. März 1797.*


## ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in der Dyk. Buchh.: Des Abts *Lazzaro Spallanzani*, Königl. Prof. der Naturgeschichte auf der Universität zu Pavia u. s. w., *Reisen in beide Sicilien und einige Gegenden der Apenninen.* Aus dem Italienischen, mit Anmerkungen. I. *Theil* mit zwey Kupfertafeln. 1795. 320 S. und 20 S. Vorrede des Uebersetzers. II. *Theil* mit 7 Kupfertafeln. 329 S. 8.

2) Bern, b. Haller: *Voyages dans les deux Siciles et dans quelques parties des Appennins*, par l'Abbé *Lazzaro Spallanzani*, Professeur d'Hist. nat. dans l'Université de Pavie etc. etc. avec figures. 1795. T. I. 297 S. 2 Pl. Tome II. 273 S. 7 Pl.

Bisher war Hr. Abt *S.* als ein genauer und sinnreicher Beobachter der organisirten Körper mit Recht geschätzt. Hier zeigt er sich von einer andern Seite, nämlich als Mineralog, und kühner Untersucher der gefahrvollesten Phänomene. Wenn daher auch nicht jeder sachkundige Leser dieser Reisen, mit den Arbeiten des seltnen Mannes in diesem neuen Fache durchaus zufrieden seyn sollte, so wird er hier dennoch stets im ganzen etwas vorzügliches finden. Die Einleitung verdient hauptsächlich deshalb Aufmerksamkeit, weil der Vf. darin nebst der Ursache der Reise, besonders die Methode angiebt, nach welcher er die von ihm bereiseten vulkanischen Gegenden untersucht hat. Anlass zur Reise selbst gab der Mangel an vulkanischen Producten im akademischen Kabinette zu Pavia. Um sich zu der Reise gehörig anzuschicken, las der Vf., seinen eigenen Worten zufolge, „alle „Reisende und Naturforscher von gutem Gepräge, die „über die Vulkane geschrieben haben;" da muss Rec. denn offenherzig gestehen, dass er dies mit Recht, in Rücksicht der Deutschen, bezweifelt. Denn wenn der Vf. mehrere derjenigen Schriften studiret hätte, welche wir in Deutschland über die Ursache des vulkanischen Feuers, und über verschiedene Substanzen, denen die Neptunisten den vulkanischen Ursprung abgesprochen, gelesen hätte, oder vielmehr hätte lesen können; so möchte hin und wieder sein Buch noch lehrreicher, und vielleicht sein Urtheil zu Zeiten von dem jetzigen verschieden ausgefallen seyn. Bey der grossen Verschiedenheit derjenigen Fossilien, welche die Vulkane auswerfen, oder die diesen Gebirge selbst zu Bestandtheilen dienen, hat Hr. *S.* sich sehr angelegen seyn lassen, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bildung der Vulkane selbst zu richten. Hiezu bedient er sich der Methode, die vulkanischen Länder so zu studiren, wie man die Gebirge überhaupt studirt, um zur Kenntniss ihrer Bildung selbst, zu gelangen, und die Folge der sie constituirenden Lagen oder Schichten auszufinden. Daher gab er besonders auf die Natur der Gipfel der Vulkane auf den Inseln, und auf die uferartigen Theile der Inseln selbst acht. Und allerdings können beide zusammen genommen ein schönes Licht über die Entstehung des Ganzen verbreiten; denn die Ufer sind höchstwahrscheinlich nicht sehr von dem Innern des Gebirges verschieden; vorzüglich, so bald die Insel, nach mehreren Richtungen befahren, ähnliche Aufsenseiten zeigt. Daneben hat der Vf. stets mit auf die Veränderungen Rücksicht genommen, welche diese oder jene Bergart, dieses oder jenes ausgeworfene Fossil, durch die Zeit und durch die Einwirkung der verschiedenen Grade des Feuers, oder auch durch die sauren Dämpfe erlitten hat. Diese Punkte dienten hauptsächlich bey der Beschreibung der einzelnen Laven zur Grundlage. Zur Entdeckung des Eisens und des Grades des Magnetismus der Laven, ward theils die Magnetnadel, theils das magnetische Messer genutzt. Um besonders die Grade des Feuers zu untersuchen, wodurch diese oder jene vulkanische Substanz entstand, nahm der Vf. seine Zuflucht zu dem bekannten Wedgwoodschen Pyrometer. Der Vf. fand, dass die Hitze eines Glasofens (und diese, glaubt er, sey die der Vulkane) höchstens 17$\frac{1}{2}$ Grad dieses Pyrometers beträgt. Zu Zeiten bediente sich Hr. *S.* doch auch des Löthrohrs. Fand er vulkanische Körper, deren Aeusseres mit keinen schon von andern beschriebenen und untersuchten zutraf, so wurden sie auf dem nassen Wege untersucht, wobey denn der sachkundige (deutsche) Uebersetzer, der überhaupt seinen Autor oft gründlich berichtigt, mit Recht sagt, es wäre doch oft gut gewesen, wenn Hr. *S.* beide Untersuchungsmethoden zusammen verbunden hätte. Die anerkannte Wirksamkeit der elastischen Gasarten bey den vulkanischen Phänomen, veranlasste den Vf. zu einer besondern Untersuchung der hier vorkommenden Luftgattungen. Endlich vergass er auch nicht die Entstehung der Basalte. Von letzteren hätte aber Hr. *S.* nicht behaupten sollen, *alle* Physiker wären einstimmig der Meynung, dass alle Laven, welche ins Meer flössen, die regelmäsige Figur der Basalte annähmen. Denn wirklich müssten sich auf die Weise weit mehr Basalte um die lebendigen, dem Meere nahen, Vulkane finden, als dies der Fall ist. Letzteres ist übrigens hier indess durchaus nicht etwa blos zu Gunsten der Neptunisten gesagt. Nur um endlich dem Werke selbst

näher zu kommen, kürzen wir die Anzeige dieser erheblichen Einleitung hier ab. Wir können indefs nicht umhin daraus noch anzumerken, dafs der Vf. darin nicht nur auf seine Bemerkungen über mehrere dortige Seethiere im voraus achtsam macht, sondern auch zu einer Beschreibung seiner Reise nach Constantinopel und durch das mittelländische und adriatische Meer Hoffnung giebt.

Das erste Kapitel handelt nun von dem Besuche des Vesuvs beym Brande von 1788, den der Vf. so glücklich war, in seiner ganzen Schönheit zu beobachten. Sein Annähern zum Krater selbst mislang zwar; allein er machte dennoch mehrere schätzbare Beobachtungen über den Auswurf, und da er sich einer mit kochender Lava gefüllten Grotte nähern konnte, auch über das Fliefsen derselben. Gewöhnlich pflegt der Donner oder das Krachen die Feuergüsse zu begleiten. Zu Zeiten dauern diese indefs fort, ja sie wurden selbst achtzehnmal wiederholt, ohne irgend ein sehr lebhaft hörbares Geräusch oder Donner. Hr. *S.* erklärt sich dies dadurch, dafs die elastischen Flüssigkeiten, welche den Auswurf eigentlich hervorbringen, bald schnell gegen die Lava schlagen, bald sich hingegen nur langsam dagegen bewegen. Im letztern Falle würde dann eben so wenig ein Krachen oder starkes Getöse entstehen; so wie bey einer Windbüchse die Zögerung, welche die darin vorhandene Valvel verursacht, gleichfalls den Schall hindert. Nicht ohne Grund rügt der Uebersetzer in Rücksicht der Abmessung der Geschwindigkeiten der fliefsenden Laven einen Widerspruch zwischen der ersten Angabe (S. 46.) und der zweyten (S. 55.); denn man müfste sonst schliefsen, dafs bey einer gröfsern Neigung die Geschwindigkeit minder als bey einer geringern gewesen, was doch Hr. *S.* wohl nicht hat sagen wollen. In der Grotte, in welcher der Vf. Gelegenheit hatte, das Kochen der Lave zu beobachten, war sie denn natürlich weit flüssiger als an freyer Luft. — S. 63. spricht Hr. *S.* von tafelartigen Schörlen, die mit Recht den Uebersetzer befremden. Sollten es vielleicht Feldspate gewesen seyn? Denn die beygemischten Theile brachten sie wohl (beym Probiren) zum Schmelzen. Uebrigens ist der Vf. gleichfalls der Meynung, dafs die Schörle sowohl als der Feldspat schon zuvor in dem Gebirge da gewesen sind, und auf keine Weise erst durch das Feuer der Vulkane entstanden.

Das zweyte Kapitel S. 71. hat die Grotte Posilippo, die Solfatara und die Pisciarelli zum Gegenstand. Der vulkanische Tuf um Neapel soll blofs durch schlammige Auswürfe entstanden seyn. Nicht nur der (nach Hamilton) innerhalb dieses Tufs gut erhalten gefundene antike Kopf spricht für diese Meynung, sondern Hr. *S.* findet noch einen zweyten Grund für dieselbe in den Schichten der berühmten Höle von Posilippo; Rec. kann für letzteres sein eignes Zeugnifs hinzusetzen. — Der Stein- oder Lavabruch, weiter gegen Puzzolo hin, schien Rec. verwitterten Porphyr ähnlich, wo nur einzelne Punkte von Schörl, aber allerdings beträchtliche Feldspate vorkommen; daher das Petrosilex, woraus sie Hr. *S.* bestehen läfst, ihm eben so unpassend vorkommt als dem Uebersetzer. Es ist allerdings, wie auch hier der Vf. bemerkt, sehr merkwürdig, dafs man nur sehr selten eigentliche Schwefelkiese in vollkommenen Zustande innerhalb des vulkanischen Gebiets antrifft. Mehrere Stoffe dazu sind aber doch unleugbar da; und hienach scheint sich die Idee des grofsen *Bergmanns*, welche *Werner* nachmals noch weiter entwickelt, desto mehr zu bestätigen, dafs wohl eigentlich aluminöse Schieferlagen, oder auch tiefliegende Steinkohlenflötze den Brennheerd der Vulkane enthalten mögen. — S. 81. und folgende kommt dann eine genaue Aufzählung der verschiedenen Laven der ausgebrannten Solfatara vor; hauptsächlich nach Angabe des geschickten Hn. Pat. *Breifslach*, der bekanntlich hier seit mehrern Jahren Vorrichtungen zum ergiebigern Erzeugen des Alauns machte. Hn. Pat. *Breifslach* Verfahren wird hier beschrieben. Rec., der selbst die meisten dieser Bestandtheile der Solfatara vor sich hat, findet die Thonerde hier weit über alle andere Erdart darin herrschen und hat gleichfalls nichts metallisches (im natürlichen unverkalchten Zustande) darunter angetroffen, wodurch *Bergmanns* Meynung noch mehr bestärkt wird. Bey der zwölften Lavengattung der Solfatara, nämlich dem Bimstein, bemerkt der Vf., dafs er hierunter verschiedentlich den Uebergang des Bimsteins zu dem Glase wahrzunehmen Gelegenheit gehabt habe. Dies stimmt mit unsern deutschen neuen Mineralogen sehr überein, welche ihm gleich nach dem Obsidian die Stelle anweisen; auch giebts an gewöhnlichen Bimsteinen der Boutiquen mehrmalen Stellen, welche gleichsam breitere Glasstreifen zeigen; als ob das Fadenähnliche in einander geschmolzen glänzet, wie Rec. nach einem Stücke, welches er selbst besitzt, bestätigen kann. — S. 97. beschreibt der Vf. fünf Sorten von Laven um die Pisciarellen, oder die warmen Gewässer im Rücken der Solfatara. Auch hiebey führt der Vf. den Petrosilex und gleich daneben den Hornstein, als zwey verschiedene Dinge an. — S. 110. kommt der Vf. auf das, dem ersten Anblicke nach auffallende, Phänomen bey den schönen Ruinen des sogenannten Tempels des Serapis. Bekanntlich finden sich an den übergebliebenen Marmorsäulen und Blöcken breite Streifen oder Gürtel, voller Steinbohrer (*Mytilus litophagus L.*) und einiger Wurmröhren (*Serpula L.*). Der Vf. rügt es mit Recht, dafs Ferber daraus habe berechnen wollen, das Meer habe vormals 9 Fufs höher gestanden als jetzt. Er beweist, dafs die Pholaden nicht blofs an der Oberfläche des Meeres, sondern ebenwohl auch tief im Meere leben. Hr. *S.* hält daher mit Grund dafür, dafs jener Theil des Tempels mehrere Zeit hindurch vom Meer überhaupt bedeckt gewesen, und die Steinbohrer sich zu dieser Zeit darin eingenistelt haben. Rec. schien bey seiner Ansicht dieses Tempels die Sache sehr einfach zu erklären. Diese Ruinen sind nur erst seit etwa 1750 bekannt geworden, und noch 1788 lag ein Theil davon im Schlamm und Wasser (und vielleicht ist es noch jetzt eben so). Eine Erderschütterung oder Ausbruch, wie der, welcher den *Monte nuovo* hervortrieb, hat wahr-

wahrscheinlich hier diesen Theil tief unter Wasser und Schlamm gesetzt. Die untersten Theile des Tempels, und daher der Säulen wurden völlig in Meeresschlamm begraben und der in dem Wasser selbst hervorragende Theil ward dann allein von jenen Seethieren angefressen, wodurch sich sodann dieser gefressene Gürtel erzeugte. Hiemit scheint des Vf. Erklärung auch wohl zuzutreffen. Der geschickte Uebersetzer wundert sich aber mit Recht, wie Hr. *S.* zu verstehen geben könne, als wenn der festere Granit, leichter von den Pholaden habe durchlöchert werden können, als der luftsaure Kalchstein.

Wir sehen uns bey den stets reichhaltiger, aber auch umständlicher, werdenden Nachrichten gezwungen, unsere Anzeige von diesem Werke einzuschränken; und bemerken deshalb über das 3te Kapitel, welches einzig und allein von der Hundshöle handelt, nur folgendes. Hr. *S.* sucht auch hier Gelegenheit, Ferbern über seine Erklärung der Phänomene der Hundshöle zu tadeln. Und allerdings geschieht dies nicht ganz ohne Grund; allein es ist auch 1788 leicht einen Physiker zu tadeln, der 1771 Phänomene erklärte, welche gänzlich auf den Gasarten und ihren Wirkungen beruhen. Diese Höle sollte in unsern Tagen nicht so viel Aufsehen mehr machen. Sie ist gegegen andere Moffeten Italiens unbedeutend; und das Schwefelloch bey Pyrmont ist sicher nicht weniger merkwürdig als die Hundshöle. Wir empfehlen übrigens dem Leser die Beschreibung dieser Höle von dem Hn. Pat. *Breislach*, welche der Vf. ganz eingerückt hat, nebst den Bemerkungen des Vf. darüber.

Das vierte Kapitel beschreibt nun noch mehrere vulkanische Gegenstände der todten Gegend um Neapel, wenn es nämlich erlaubt ist diese im Gegensatz der vesuvischen, wirklich brennenden, so zu nennen. Hier kommen vor: die Seen Agnano und Averno; beide sicher ausgebrannte Krater. Zu umständlich ist doch hiebey wohl der grosen Froschlarven (*gyrini*) Erwähnung geschehen. Wenn der Vf. sich nur erinnert hätte, dass unsere Kröte in diesem Zustande sehr gros ist, wie sie auch das treffliche Röselsche Werk zeiget; so fiel wohl alle Schwierigkeit hinweg. Der Averner See haucht jetzt keine mephitischen Dünste mehr aus; und es fehlt ihm daher jetzt nicht an Wasservögeln. Eine Lavenart des *monto nuovo*, der auch hier beschrieben wird, stehe gleichsam in der Mitte zwischen den Laven und dem Bimstein; denn sie habe die Leichtigkeit und Zerreiblichkeit der letztern, sey aber dabey nicht faserich, sondern körnig. Innerhalb dieses Kraters glaubt der Vf. eine neue Froschart entdeckt zu haben, weil ihr die Schwimmhaut der Hinterzehen fehlten; indes waren es nur junge Thiere. Rec. zweifelt doch sehr, ob der am misenischen Vorgebirge ausschlagende Alaun, welchen er dort gleichfals gesammelt, der Mühe lohne, Erweiterung der Oberfläche, wie bey der Solfatara, dort vorzunehmen; es schien dieser Ausschlag nur sehr örtlich zu seyn. Hr. *Breislach* (er ist von deutscher Abkunft) hatte, Procida gegenüber, einen Felsen bemerkt, und zuerst untersucht, *Scoglie delle Pietre Arse*, der durch den ihm von den Fischern beygelegten Namen bereits seinen Ursprung zeigt. Hr. *S.* fand darauf zwey besondere Lavenarten. Die eine, welche er eine Emaille nennt, soll deshalb so zerbrechlich seyn, weil sie sich plötzlich im Meere gekühlt hat.

Fünftes Kapitel. Beschreibung von Ischia und den dortigen Laven. Der Felsen des Kastels sey sichtlich ein Stück isolirt gebliebenen Lavaflusses; hier findet man die nicht sehr gewöhnliche spanische Schwalbe (*Hirundo Melba Linn.*). Auch mehrere der hiesigen Laven sollen Hornstein zur Basis haben; und dies sucht der Vf. oft durch das Schmelzen derselben deutlich zu machen. Es sey erlaubt dabey ein für allemal zu bemerken. 1) Dass die Unbestimmtheit, welche für Rec. der Ausdruck Hornstein des Vf. hat, wenig sicheres lehrt. 2) Dass die von ihm gemachten Proben durchs Schmelzen, in einem verschlossenen Gefäse, bey einem bestimmten Feuergrade, und bey bestimmten Zusätzen zu den zu schmelzenden Laven, unmöglich so durchaus zu vergleichen stehen mit dem grosen Brande und der Schmelzung in den Kratern, wo nicht nur mehrere entwickelte Gasarten wirken, sondern gleichfalls manche eben dabey und dadurch selbst verloren gegangene Materialien. So wahrhaft schätzbar und lehrreich daher auch des Vf. Versuche in mehreren Rücksichten sind; so würden doch sicher nicht für jedermann eben dieselben Resultate daraus abgeleitet werden, welche sich Hr. *S.* daraus zu ziehen erlaubt. S. 194. merkt der Vf. an, dass, ob er gleich den gröfsten Theil der Insel ganz umfahren, um ihre Grundlage zu studiren, ob er gleich entschiedene Beweise fand, dass mehrere Lavaströme gerade zu ins Meer geflossen und dort erstarrt waren; so habe er dennoch nicht die mindeste Spur einer kryställisirten (Basalt ähnlichen) Lave hier angetroffen.

Das sechste Kapitel giebt von dem Thale Metelona bey Caserta Nachricht. Der dort sogenannte Tuf ist auf Bimstein strickförmig gebildet; geschmolzen gab er eine wahre Emaille. Ueber den (ehemaligen) Krater von Neapel. Man solle vermittelst eigener Instrumente die Ufer desselben untersuchen; wenn das aus dem Meere hervorgeholte Gestein vulkanisch sey, so lasse sich die Dimension des alten Kraters bestimmen; unstreitig sey sie ungeheuer.

Endlich kommt man im siebenten Kapitel zu der Reise nach dem Aetna. Zuerst eine Vergleichung des Vesuvs mit dem Aetna, wo denn letzterer sich in jeder Rücksicht als Riese zeigt. Der Vf. ging von Messina zu Wasser nach Catanea, woselbst alle Gebäude von Lava erbauet sind; dies war auch bereits der Fall in der alten, 1693 gänzlich durch ein Erdbeben zerstörten, Stadt. Wie hoch mögen doch wohl die Wirkungen des Aetna hinaufreichen! Hr. *S.* giebt hier die Tafel seines älteren Landsmannes, des berühmten *Borelli*, zur Erläuterung der Bemerkungen über den Aetna; und man muss von hieran diese Kupfertafel beym Lesen vor sich haben. Ob diese gleich von 1669 ist; so findet er sie doch mit einigen Veränderungen sehr brauchbar, und vertheidigt zugleich den Borelli, gegen Brydone, den er mit Mehreren für einen seich-

ten Erzähler erklärt. Ebenfalls tadelt er die Nachrichten des Hn. *v. Borch* wegen der Fruchtbarkeit der Laven von 1669. Nicht gerade nach dem Alter werde eine Lava fruchtbar; oft werde eine viel frischere früher mit guter Erde bedeckt als eine ältere; und jene zerfalle oftmals eher in fruchtbare Erde als letztere. So etwas scheint auch schon daraus klar, weil sicher nicht jede Lave, selbst aus ein und demselben Krater, genau einerley Grundsubstanzen hat. Beschreibung des *Monte Rosso*, dessen Lavastrom von 1669 bey seinem Ergiefsen ins Meer dort ein ganzes Vorgebirge bildete; die Tafel zeigt dies sehr deutlich. Eine grofse Menge isolirter Schörl zeigen sich auf diesen Berge. Die berühmte *Grotta delle Capre* sey nicht durch Regenwasser, sondern durch die Elasticität der Gasarten beym Ausbruch gebildet.

*(Der Beschluss folgt.)*

## GESCHICHTE.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *K. E. Mangelsdorff*, Prof. der Geschichte zu Königsberg, *Hausbedarf aus der alten Geschichte der Welt*, für seine Kinder, und für andre von zwölf bis funfzehn Jahren, allenfalls auch etwas darüber. *Vierter Theil*, 1797. 356 S. 8.

Mit diesem Theile ist die Darstellung der alten Geschichte vollendet; denn sie reicht bis zum Kaiser Theodosius, zur immerwährenden Trennung des römischen Reichs, zur Völkerwanderung. Aber wer wird nicht gern noch länger in des Vf. Gesellschaft bleiben wollen? Seine Behandlung bereichert zwar den Geschichtforscher nicht um ein einziges Factum; aber sie lehrt ihn unzählige Gegenstände mit einem andern Auge betrachten, als sie gewöhnlich betrachtet werden: und der Wifsbegierige, dessen eigentliches Studium die Geschichte nicht ist, erhält Einsicht in die wichtigsten Begebenheiten der alten Welt, mit einer Auswahl, mit einer Fülle, die er wohl anderswo in gleich kleinem Raume vergeblich sucht. Daher wird das nun vollendete Werk in den Händen vieler Leser bleiben, wenn andere ähnlichen Inhalts längst bey Seite gelegt sind; eben daher dürfen wir aber auch den Wunsch äufsern, dafs Hr. *M.* auch die spätern Zeiten auf ähnliche Weise, mit dem eignen Gange bearbeite, der sich um kein Urtheil seiner Vorgänger kümmert. Gibbon wird hier sein Hauptführer seyn, wie er es schon in einigen Abschnitten dieses Theils gewesen ist; doch bitten wir den Vf. seinen Angaben nicht blindlings zu folgen, sondern wenigstens die Hauptquellen selbst einzusehen, sollten auch dadurch die Theile etwas weniger schnell aufeinander folgen. Der Engländer gründet zuweilen ein herrliches Räsonnement auf ein unerwiesenes Factum; und dies ist nicht gut. Die Geschichte würdigt sich zum Roman herab; und entdeckt der Leser auch nur einige ihm bekannte Fälle dieser Art, so kann er sichs nicht erwehren, alle übrigen ihm weniger bekannte mit Mifstrauen zu lesen, und selbst das Treffende und Ausgezeichnete keinen Eingang in seine Seele finden zu lassen. Hr. *M.* macht S. 4. eine sehr gute Eintheilung der hier vorgetragenen Begebenheiten; er schildert mit tiefer Einsicht die Entstehung und Ausbreitung der christlichen Religion, beschreibt den jüdischen Krieg mit wahrer Kenntnifs, zeigt sich als einen denkenden Leser des Tacitus; und wählt durch den ganzen Theil, auch S. 192. über die Staatsverfassung, manchen starken und gerechten Ausdruck, der den Leser an Vorfälle der neuern Zeit erinnert. Aber doch hütet auch er sich nicht hinlänglich vor kleinen Unrichtigkeiten gegen die Wahrheit der Geschichte, die doch zum Glück wenig Einfluss auf den Vortrag des Ganzen haben. Als Beyspiel wählen wir *die Unternehmung Trajans gegen die Perser*. Im ersten Feldzug läfst er ihn Mesopotamien besetzen, und im zweyten mit grofsen Menschenverlust über den Euphrat gehen. Die Ansicht einer jeden Karte würde diesen Fehler unmöglich gemacht haben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte, *München*, b. Lindauer: *Ueber Berichtigungen der Regierungsgeschichte des Herz. Mainhard* 1361 bis 1363. Am Geburtsfeste Sr. Kurf. Durchl. Carl Theodor in einer öffentlichen akad. Versammlung vorgelesen von *Lorenz Westenrieder*. 1792. 32 S. u. 17 Beylagen auf 3 Bog. 4. — Hr. *W.* nimmt hier das Andenken eines ehemals wirklich regierenden Herzogs zu München in Schutz, der aus der Reihe der dortigen Regenten fast noch durchgehends weggelassen wird. Gewöhnlich erzählen bayrische Geschichtschreiber, Herzog Mainhard sey bey dem Tode seines Vaters Ludwigs des Brandenburgers 1361 erst zwölf Jahr alt, mithin noch minderjährig gewesen, unter einer unruhigen Vormundschaft an eine österreichische Prinzessin verlobt, aber nicht wirklich verheirathet worden, und endlich als ein unglückliches Opfer der Rache seiner Mutter, der bekannten Margarethe Maultasch, umgekommen. Hr. *W.* beweist dagegen aus mehrerern alten Zeugnissen und Urkunden, dafs Mainhard schon zwischen 1342 — 1343 geboren, frühe mit Margaretha von Oesterreich verlobt und wirklich vermählt worden, dafs er nach seines Vaters Tode nicht minderjährig sondern wirklich regierender Herr gewesen, und die damaligen Unruhen nur von den über ihn Meister gewordenen Ministern und Lieblingen hergerührt, und dafs endlich seine Vergiftung durch seine eigene Mutter eine Fabel sey. Der Vf. hat hier wieder an einem Beyspiel gezeigt, dafs eine sorgfältige Benutzung von Urkunden, wenn sie mit historischer Kritik geschieht, über manche noch dunkle Stelle in der Geschichte Aufschluss geben könne; und er ermuntert also mit Recht bey jeder Gelegenheit zu einer freyern Mittheilung derselben.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 1. März 1797.*


## ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, in der Dyk. Buchh.: Des Abts *Lazzaro Spallanzani* etc., *Reisen in beide Sicilien und einige Gegenden der Apenninen* etc.

2) Bern, b. Haller: *Voyages dans les deux Siciles et dans quelques parties des Appennins*, par l'Abbé *Lazzaro Spallanzani*, etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Im 8ten Kapitel nun die glückliche Ersteigung des Gipfels dieses grösten Vulkans der alten Welt. Zuerst beschreibt der Vf. die oberste Fläche des Aetna nebst den dortigen Laven, und hierauf giebt er uns eine schöne Darstellung der herrlichen Scene, die der glückliche Ueberwinder so vielfacher Schwierigkeiten früh Morgens über tausendfache grosse, furchtbare und reiche Gegenden hin, geniesst! Der Ausbruch von 1787 hatte den obern Theil unweit des Kraters so sehr mit Schlacken bedeckt, dass die Annäherung zu demselben sehr erschwert ward. Auch musste der Reisende sich noch zuletzt durch eine gefährliche Rauchsäule hindurch-arbeiten. Allein sodann ward er auch mit einem Anblick belohnt, der sicher wenigen Sterblichen zu Theil worden ist; nämlich, nicht blos mit jener grosen Uebersicht, sondern zugleich mit dem Blick ins Innerste des Kraters selbst. Der oberste Umfang des wahren Kraters beträgt, dem Auge zufolge, anderthalb (ital.) Meilen; die innern Wände sind zwar nach verschiedenen Richtungen abhängig, allein im Ganzen dennoch trichterförmig. Die Tiefe des Kraters schätzt Hr. *S.* auf $\frac{1}{8}$tel ital. Meile, also etwa gegen 800 Fuss. Die Wände sind mit Salmiak bedeckt. Der Grund, der eine horizontale Fläche von etwa $\frac{3}{4}$ Meilen beträgt, hatte an der Seite des Vf. eine Oeffnung, woraus eine etwa 20 Fuss dicke Rauchsäule hervorstieg, welche glücklicherweise gegen die entgegengesetze Seite getrieben ward. Durch diese Oeffnung (aus welcher der Rauch hervortrat) sah dann der Vf. deutlich eine flüssige, brennende Substanz, mäsig aufkochen, und sich dabey im Zirkel herumdrehen, aufsteigen und niedersinken, ohne indess über die Oeffnung hinüber zu treten. Dies sey also die geschmolzene Lava, welche vom Grunde aus bis dahin aufsteigt. Das 2te Kupfer zeigt sehr gut die ganze Scene, so weit sie sich nämlich zeichnen lässt. Der mit Recht kühne Mann wollte nun weiter gegen das Innere hinabsteigen; allein seine Führer hinderten ihn daran, und zeigten besonders die Gefahr, welche ihm aus dem Drehen des Windes erwachsen könnte. Steine auf die Oberfläche jener Grundebene geworfen, prallten mit Getöse zurück, so dass diese Wand keine unbedeutende Dicke haben musste; diejenigen Steine aber, welche in die Oeffnung selbst hineinfielen, liessen ein Geräusch hören, als ob sie auf eine halb weiche Masse gefallen wären.

Ausser dem Rauchgipfel des Innern, den der Vf. so glücklich war zu sehen, hat der Aetna etwa $\frac{1}{4}$ italienische Meile höher von ihm, noch eine zweyte rauchende Spitze; diese besah Hr. *S.* nicht, sie ist etwas kleiner als die hier beschriebene. Mithin endigt sich der Gipfel in zwey Spitzen. S. 269 u. f. stellt nun der Vf. eine Vergleichung an zwischen seiner Besteigung des Berges und der davon gegebenen Beschreibung, mit denen von *Riedesel*, *Hamilton*, *Brydone*, *Borch* und *d'Orville*. Selbst die ältern, z. B. von Fazello, Bembo, ja sogar die von Solinus, Pindarus, Silius Italicus und Strabo zieht er hier mit in Betracht. Die Nachrichten unseres, in mehrern Rücksichten schätzbaren, Bartels konnte er wohl nicht lesen, und kannte sie daher auch wohl nicht. Aus allem erhellet die grosse Veränderlichkeit der Form des Kraters. Rec. wundert sich, dass Hr. *S.* dem Engländer Brydone, ob er ihn gleich tadelt, dennoch noch weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren lässt als Bartels, der es fast gerade zu leugnet, dass Brydone je den Gipfel des Aetna bestiegen habe. Uebrigens giebt Bartels eine fast ganz verschiedene Gestalt an, für den damaligen Krater; an Belehrung für den Naturforscher sind aber die Nachrichten des Hn. *S.* bey weitem die vorzüglichsten unter allen bisherigen Nachrichten über den Aetna.

Unser Vf. fühlte eben so wenig als seine Begleiter, die mindeste Unbequemlichkeit oder gar Uebelkeit auf dieser Höhe. Er vermuthet daher mit Grund, dass dieses nur individuell sey, da es hingegen bey grösern Höhen, z. B. bey der des Mont blanc, allgemein seyn möge. Die ganze Höhe des Berges setzt er gegen 1900 Toisen; andere Naturforscher geben ihr doch nur 1700; die genaue Messung des Astronomen Dangios von Malta vom J. 1787 sind indess noch nicht bekannt. Dies Kapitel schliesst sich mit einer lesenswerthen Beschreibung der Aussicht vom Aetna; sie ist schön nicht sowohl weil sie schön geschrieben ist, sondern weil man bey ihr den ruhigen, wahren Erzähler durchfühlt.

Das letzte (9te) Kapitel dieses Bandes fängt mit dem Herabsteigen vom Aetna an. Die Methode, deren der Vf. sich zum schnellen Herabkommen bediente, indem er sich stehend einer hinabgeleitenden Lavascholle anvertrauet, mag freylich hiezu sehr geschickt, aber sicher nicht ganz ohne Gefahr seyn. Beschrei-

schreibung verschiedener Laven des Gebirges und Bestätigung, dass die von 1787 noch glühete. Verschiedene Oeffnungen an der Seite des Berges, z. B. die vom *monto rosso* sollen in keiner Verbindung mit dem obern Krater stehen. Hamilton habe nicht zuerst gezeigt, dass die kleinern Berge auf dem Rücken des Aetna, vulkanischen Ursprungs sind; schon Fazello, Borelli und d'Orville hegten diese Meynung. Schätzbar ist die Erklärung des Wassermangels auf diesem hohen, aber mit vulkanischen Schlacken bedeckten, Gebirge; die armen Bewohner desselben leiden deshalb ausserordentlich. S. 309 u. f. Genaue Untersuchung, der wegen ihrer prismatischen (basaltähnlichen) Gestalt berühmten Felsen, *Scogli de Ciclopi*. Freylich haben sie im Ganzen genommen diese Gestalt oder Krystallisation; indess sind doch mehrere derselben in weniger regelmäfsige Stücke oder Säulen zerspalten. Dabey halten sie, wo nur eine kleine Höle oder Oeffnung sich bey ihnen zeigt, schöne Zeolithen. Der Vf. verweiset hierüber mit Recht auf Dolomieus Beschreibung dieser Felsen. Hr. *S.* schmolz diese Zeolithen zu einem weifslichen Glase; zu Pulver gestofsen zeigten sie Polarität. Noch etwas über das gewöhnliche Abtheilen des Gebirges nach Regionen; wobey dann zugleich gegen andere Reisende gezeigt wird, dass der Aetna keine Bimsteine besitze. Thiere des Gebirges, hauptsächlich Vögel.

Dieser Band schliefst mit einer Nachricht über die Naturaliencabinette des Prinzen Biscari und des Ritters Gioeni in Catania. Von dem Biscarischen Museum hat uns bekanntlich unser *Bartels* umständlich Nachricht gegeben (s. dessen R. II. S. 279 u. f.), so wie auch von der Sammlung der dortigen Benedictiner. Das Cabinet des durch seine Litologia Vesuviana berühmten Gioeni hat *Bartels* nur kürzlich angezeigt. Da unser Vf. hiebey mehr in seinem Fache war; so ist er zwar etwas umständlicher als unser Landsmann darüber gewesen, allein lange nicht so lehrreich als Rec. dies von einem Spallanzani erwarten konnte; denn sicher hält diese Sammlung mehrere, bisher unbeschriebene, Seeproducte.

Vom zweyten Theil und der französischen Uebersetzung nächstens.

## GESCHICHTE.

ALTONA u. LEIPZIG, in d. Cramersch. Buchh.: *Ueber mein Schicksal* (Manuscript für Freunde), von *Carl Friedrich Cramer*. Auch unter dem Titel: *Menschliches Leben*. 17. St. 1795. 285 S. 8.

Hr. *C.* kündigte im J. 1793, als er noch Professor in Kiel war, in der Hamburger polit. Zeitung die Uebersetzung einer Sammlung von Petions Werken, die Gegenstände der Gesetzgebung betrafen, an. Er nannte z. B. die Abhandlung über Verhütung des Kindermordes, über Zurückführung der Justizverwaltung auf eine einfache und gleichförmige Ordnung, über die Ehe, über den Sklavenhandel, über die Todesstrafe etc. und fügte dann hinzu: „Aus den mit grofsem Interesse „geschriebenen Aeufserungen des menschenfreundlich„sten Geistes, wird das deutsche Publicum ein wahres„res Bild von dem Charakter dieses jetzt so merkwür„digen und als Märtyrer seiner Rechtschaffenheit jetzt „leidenden Mannes enthalten, wie durch die, von „ihm gemachten, Porträte in den Gallerieen unserer „Journalisten."

Hierauf erging folgendes Rescript aus der königlichen deutschen Kanzley zu Kopenhagen an den Vf.: „In der von dem Hn. Professor *C.* in der Beyl. sub Nr. 179. der Hamb. N. Z. d. J. angekündigten Uebersetzung der zu Paris herausgekommenen Sammlung von Petions Werken haben Sie diesen Schriftsteller dem Publico als einen Mann von dem menschenfreundlichsten Geist, der als Martyrer seiner Rechtschaffenheit leidet, beschrieben. Da nun diese Ankündigung höchsten Orts Aufmerksamkeit erreget hat, und der Kanzley aufgegeben worden, sich zu äufsern" „wie ein Lehrer der Jugend anzusehen sey, der einen Mann wie *P.*, der einen vorzüglichen Antheil an dem Tode Ludwig XVI und dem Umsturz der Monarchie in Frankreich gehabt, öffentlich mit den rühmlichsten Namen beleget;" „so will man des Hn. Prof. Erklärung in dieser Sache mit dem ehesten gewärtigen."

Cramers Erklärung ging im wesentlichen dahin, dass er bey Fällung jenes Urtheils Petion hauptsächlich nach seinen genannten Schriften beurtheilet habe, Schriften, welche viele Grundsätze enthielten, denen die dänische Regierung selbst in Gegenständen der Gesetzgebung folge. Was Petions öffentliche Thaten betreffe; so sey der Grad des Antheils, den er an Verwandlung der französischen Monarchie in eine Republik genommen habe, noch nicht genug aufgehellet, um über die Moralität seiner Handlungen zu urtheilen. Von dem Antheil an dem Tode des Königs glaube er ihn nach den jetzt schon vorhandenen Beweisen völlig freysprechen zu können: denn Petion habe Vergniauds Vorschlag einer Appellation an die Nation unterstützt, und da dieser Vorschlag verworfen worden, auf die Aussetzung des Urtheils gedrungen; wer so handle, verdiene den Namen eines *Rechtschaffenen*, eines *Menschenfreundes*; und wage er es, wie Petion, unter Todesgefahren so zu handeln, so gehe die Handlung in Heroismus über, und der Handelnde werde ein *Märtyrer seiner Rechtschaffenheit*. Dies sey *seine* Ansicht der politischen Handlungen Petions. Indess könne er irren. Nicht aber Irrthum, sondern Falschheit, gehöre, meyne er, in das gesetzliche Gebiet. Auf diesen Unterschied von Irrthum und Falschheit gründe sich das heiligste der Menschenrechte, die, namentlich in Dänemark anerkannte, Freyheit, Meynungen nicht blofs zu haben, sondern sie auf jede beliebige Art seinen gleichfalls irrfähigen Nebenmenschen mitzutheilen. „Die Uebung dieser Freyheit sey eben so sehr dem Lehrer der *Jugend*, je nach des Lehrenden Ueberzeugung, als dem Lehrer des *Alters*, oder dem Schriftsteller Pflicht, je gewisser die noch durch keine Vorurtheile in Irrthümer der Vorzeit bestärkte, und einst selbst prüfende Jugend das Ansehn des Lehrers verachte, der wider seine Ueberzeugung verfälschte

falſchte ſubjective Meynung ſtatt objectiver Wahrheit verkaufe."

Hierauf erging am 6. May 1794 das Reſcript der deutſch. Kanzley, wonach der Prof. C. vermöge königl. Reſolution angewieſen wurde „ſein bisher bekleidetes Lehramt bey der Univerſität zu Kiel gleich nieder zu legen und ſich daſelbſt nicht weiter aufzuhalten." Doch ward ihm dabey eroffnet, daſs ihm aus beſonderer Milde die Hälfte ſeiner bisherigen Beſoldung, alſo 350 Rthlr. als Penſion bleiben ſolle, ſo lange er ſich aller Verbreitung ſeiner, der Staatsverfaſſung des Landes zuwiderlaufenden, Grundſätze enthalte.

In der Einleitung des Reſcripts heiſst es: es ſeyen die Bedenken der höchſten Landesgerichte zu Gottorf und Glückſtadt gefodert und beide Dicaſterien der Meynung, „daſs die Grundſätze, zu denen der Hr. Profeſſor ſich in Ihrer Erklärung bekennen, die Sie auch verſchiedentlich in Ihren gedruckten Schriften geäuſsert haben und zu lehren und zu verbreiten für Pflicht halten, mit dem ausdrücklichen Inhalte Ihres, dem Könige geleiſteten Eides, mit dem Ihnen anbetrauten Lehramte auf einer Univerſität, an deren Beſuch die Landeskinder gebunden ſind, und ſelbſt mit Ihrer bürgerlichen Lage, als Einwohner einer Provinz, die zu dem mit Frankreich in Krieg begriffenen deutſchen Reich gehöret, in offenbaren Widerſpruch ſtehen."

Das akademiſche Conſiſtorium drückte in ſeinem Berichte an den König, worinn es den Empfang jenes Reſcripts meldete, freywillig und ungebeten die Empfindung des innigſten Schmerzes aus, womit es das unerwartete Schickſal eines geliebten Collegen, des Sohnes ihres unvergeſslichen Kanzlers, vernommen habe. „Wir kennen," heiſst es, „unſern Collegen in ſeinem Privatleben als einen häuslichen Mann; keiner unter uns kann ihn einer Handlung zeihen, die eine pflichtwidrige Geſinnung verriethe; mit der hieſigen ſtudirenden Jugend iſt er nur wenig bekannt; noch weniger hat er unter derſelben irgend einen Anhang gehabt, oder ſich zu verſchaffen geſucht. Von ſeiner auf Allerhöchſten Befehl eingeſandten Erklärung ſind wir nicht unterrichtet. Allein ſein faſt leidenſchaftlicher Eifer für Perſonen und Gegenſtände, denen er ſeine mehrjährige Beobachtung und Aufmerkſamkeit gewidmet hat; die Lebhaftigkeit ſeiner Darſtellung; die, bey einer regen Phantaſie, vielleicht nicht immer genug beſtimmte Faſſung ſeines Urtheils; die mehr überſtrömende, als begränzte und abgemeſſene Fülle ſeiner Ideen; dieſe Eigenſchaften ſeines ſchriftſtelleriſchen Charakters, die faſt jeder ſeiner Aufſätze beſtätigt, und die dem Leſer es ſo oft erſchweren, ſeine eigne Meynung mit Zuverläſsigkeit daraus abzunehmen, dieſe Umſtände laſſen uns hoffen, daſs vielleicht mehr die Unbeſtimmtheit, als die Geſetzwidrigkeit ſeiner Grundſätze ihm werden vorzuwerfen ſeyn; und daſs er vielleicht nicht deutlich genug die Meynungen anderer, welche er oft ſeinen Aufſätzen einverleibte, von ſeinen eigenen Bekenntniſſen unterſchieden habe."

Zwar hatte dieſe Verwendung keine Folge zu Gunſten des Entlaſſenen: dennoch macht ſie ſowohl, als des Conſiſtorii ſchriftliche Antwort auf Cramers Abſchiedsſchreiben dem Collegio groſse Ehre. Alle Actenſtücke findet man in dieſem lehrreichen Büchlein geſammelt. „Es muſs jedem," ſagt der Sammler mit Recht, „von der äuſserſten Wichtigkeit ſeyn, an meinem Beyſpiel zu lernen. Denn bey der aufgehobenen Cenſur gebricht es jedem, der über die wichtigſten menſchlichen Angelegenheiten lehrt oder ſchreibt, an einem Leitfaden ſeiner Beurtheilung: über welchen ſeiner Grundſätze er reden darf, oder über welchen er ſtillſchweigen muſs."

Der Rec., der ſich bloſs das einfache Factum vorzulegen berufen fühlt, ſchlieſst mit den Voſſiſchen Zeilen:

Dein Bruder meynt's, du Lieber,
Mit Gott und Menſchen gut.
Sonſt, ſage mir, wie hüb' er
So fröhlich Aug' und Muth?

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Betrachtungen über die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit, über den vormaligen und gegenwärtigen Zuſtand der vornehmſten Länder in Aſien*, von *C. Meiners*, Hofrath und Profeſſor in Göttingen. *Zweyter Band.* 1796. 480 S. 8.

Wir erwarteten von der Beleſenheit und dem richtigen Beobachtungsgeiſt des Vf. die meiſterhafte Vollendung dieſer ſo unterhaltend und zugleich ſo belehrenden Arbeit, und finden ſie noch vorzüglicher, als wir zu erwarten berechtigt waren. Es erſcheinen nach ihrer Reihe die Mongolen, die verſchiedenen Bewohner Sibiriens, die Chineſer, die Nationen der geſegneten, aber durch Deſpotismus in das tiefſte Elend geſtürzten, Länder Indiens jenſeit des Ganges, die Menſchenelaſſen der oſtindiſchen und der Inſeln des Südmeers. Das Wiſſenswerthe der Landesbeſchreibung, das Charakteriſtiſche der einzelnen Völker, ihrer Sitten, gröſsern oder geringern Ausbildung, ihres Kunſtfleiſses, ihrer Gewerbe und gegenſeitigen Verhältniſſe, giebt neue Aufklärungen dem, der ſchon das Meiſte von den Werken geleſen hat, aus welchen Hr. *M.* ſchöpfte, und ſchafft durch den reinen wenig geſchmückten Vortrag zugleich dem bloſsen Liebhaber der Länder- und Menſchenkunde angenehme Unterhaltung. Lange ſchon fühlt es jeder Kenner, aber niemand hat es noch ſo lichtvoll vor Augen gelegt, als Hr. *M.* daſs alles, was wir von dem mittlern Aſien wiſſen, eine ſehr unbedeutende Kleinigkeit gegen das iſt, was allem Forſchen des Europäers bisher entzogen blieb, und noch lange entzogen bleiben wird. — Einleuchtend iſt der Beweis, daſs die Mittelländer Aſiens ungleich höher liegen müſſen als alle nördlichern und ſüdlichern, nicht bloſs aus der Abdachung der Flüſſe, ſondern ſchon deswegen, weil man von Bengalen aus ſowohl, als von China und Sibirien her, alle Gebirge ungleich höher erklettern, als von denſelben

ſelben wieder abſteigen mufs; dafs Tibet unter allen Ländern Aſiens am höchſten liege, ob es gleich mehrere gröſse Ströme in den ſüdlichen Ocean ſchickt, die nördlichern Gegenden aber bloſs Steppenflüſſe haben, weil kein Land von gleich-ſüdlicher Breite jemals ſo kalt gefunden wurde, als Tibet iſt. — Mongolen und Tataren erklärt Hr. *M.*, wie ſonſt ſchon bekannt, für zwey radical verſchiedene Völkerſtämme, wenn gleich die chineſiſchen Annalen beide von zwey Brüdern ableiten. Wir wagen es nicht, in einer Sache, die unſern Blicken und Kenntniſſen ſo ſehr ſich entzieht, einen poſitiven Ausſpruch zu thun; wenn aber der Vf. wichtige Urſachen zu haben glaubt, gegen alle hiſtoriſche Denkmäler der Chineſen, welche über die chriſtliche Zeitrechnung hinausgehen, oder in den Anfang derſelben fallen, ein gegründetes Mifstrauen zu ſetzen, und einige ſeiner Beweggründe anführt; ſo ſtimmen wir ihm mit voller Ueberzeugung bey. Daher leitet er auch mit vollem Rechte die europäiſche Völkerwanderung nicht von dem Drucke der einbrechenden Hunnen ab. Die Dürftigkeit Deutſchlands, in Vergleichung gegen die darin zu ernährende, mit jedem Jahre ſich mehrende Menſchenmaſſe, nebſt dem Anblick reicher gut bebauter, aber wehrloſer Länder in der Nachbarſchaft, gaben den einzigen Anlafs zu Unternehmungen der germaniſchen Völker gegen die römiſchen Provinzen, welche ſich nach dem Maaſse mehrten, nach dem man weniger Widerſtand fand, und die Vorgänger glückliche Fortſchritte machen ſah. Wer wird zu Hauſe bleiben wollen, wenn er die von ſeinem Mitbruder errungene Oberherrſchaft erblickt? errungen bloſs durch Krieg, dies einzige Geſchäft des rohen Barbaren, welchem ſchon der Römer in der Blüthe ſeiner Macht viele Legionen an den Ufern des Rheins und der Donau entgegen zu ſetzen ſich genöthigt ſahe. Die wiederholten Einfälle hatten lange ihren Anfang genommen, ehe noch irgend ein Europäer den Namen Hunnen, als eines erobernden furchtbaren Volks auch nur nennen hörte. Dafs es ihnen gerade zu Anfang des fünften Jahrhunderts glückte, ganze Provinzen in Beſitz zu nehmen, verurſachte nicht das erſt einwandernde fremde Volk, ſondern die ſchwache Hand, mit welcher die unmündigen Beherrſcher des öſtlichen und weſtlichen Reichs die Zügel der Regierung zu führen wufsten. Nur bey den Gothen wurden die Hunnen wirkliche Veranlaſſung zur Auswanderung in die Gränzen des öſtlichen Kaiſerthums; die weſtlichern Völker Deutſchlands fühlten erſt unter Attila den Gegenſtofs, und wufsten ihm zu widerſtehen. — Mit einer Art von Vorliebe bearbeitet Hr. *M.* das Reich China. Er beweiſst durch überzeugende Gründe, dafs die glänzenden Beſchreibungen der Jeſuiten von dieſem Lande unverzeihlicher Betrug waren, zeigt aus ihren eignen Berichten das Widerſprechende der unmäſsigen Lobserhebungen, den Deſpotismus, der ſich von dem niedrigſten Bauern bis zum erſten Mandarin mit eiſerner Ruthe erſtreckt, die Ungeſchicklichkeit der Chineſer zu Künſten und Wiſſenſchaften, ſelbſt zu ſolchen, in denen ſie als Urbild und Muſter von den Söhnen des Lojola aufgeſtellt werden. Nur ſcheint hier Hr. *M.*, ſo wie bey dem Zuſtande aller Küſtenreiche des öſtlichen Aſiens, etwas zu übertreiben. Raynals mit Gründen unterſtützte gemäſsigte Meynung, dafs zwar die Jeſuiten, um ihre Geſellſchaft und Bemühungen deſto wichtiger zu machen, übertriebne Lobredner des entfernten Landes ſind, dafs man aber gewifs bey den Bewohnern deſſelben eine Betriebſamkeit und von äuſserſt frühen Zeiten her, eine Menge Kenntniſſe finde, die man in andern Gegenden Aſiens vergeblich ſucht, die richtigere zu ſeyn. Bey ſo allgemeiner ungeſtrafter Unterdrückung und Mifshandlung des Volks, wie ſie Hr. *M.* annimmt, bleibt die fortdauernde unbezweifelt ſtarke Bevölkerung und Kultur des Landes ein unerklärbares Räthſel. Die Urſache mancher Vorſtellungen, die wir übertrieben finden, iſt die bekannte Hypotheſe: alles, was von „den weiſsen ſchön gebildeten Tataren“ abſtammt, hat vorzügliche Anlage zur Aufklärung und Ausbildung; alle Völker des ſüdöſtlichen Aſiens leitet er aber „von den ſchwarzgelben häſslichen Mongolen“ her, folglich kann aus ihnen nichts gutes kommen. Dieſe Vorausſetzung geht ſo weit, dafs Hr. *M.* ohne weitern Beweis gerade zu behauptet, Dſchengiskan könne kein Mongole geweſen ſeyn, weil er einen hübſchen Körperbau hatte. Und um begreiflich zu machen, wie ein Theil der Bewohner auf den Inſeln des Südmeers, der mongoliſchen Nachbarſchaft unbeſchadet, zur ſchönen Menſchengattung gehören und doch aus Aſien abſtammen könne, leitet er ſie aus den edlern, von tatariſchem Blute entſprungenen Kaſten der Hindu ab, welche durch die Araber in die oſtindiſchen Inſeln, und dann noch weiter oſtwärts gejagt wurden. Doch dieſe oder ähnliche Behauptungen ſind unſern Leſern ſchon aus andern Recenſionen von des Vf. Schriften bekannt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schulschriften. *Altenburg*, b. Richter: *Chriſt. Henr. Lorenz Publicae pauperum apud veteres curae ſpecimina. 1797.* 46 S. 4. — So ſehr man durch den Titel dieſer Schrift angezogen wird, ſo unangenehm iſt es, ſich beym Leſen durch ſo viele fremdartige oder nur in ſehr entfernter Beziehung zu dem Armenweſen ſtehende Gegenſtände durcharbeiten zu müſſen, ehe man das Wenige erfährt, was Griechen und Römer für Arme, Verwaiſte, Invaliden, geleiſtet haben. Weit mehr Anhalten zur Unterſtützung der Armen finden ſich bey den Juden, Türken, Chriſten, welche der gelehrte Vf. kürzlich bemerkt hat. Die Veranlaſſung zu dieſer dem Geburtstag des regierenden Herzogs von Gotha zu Ehren herausgegebnen Abhandlung geben die neuen wirklich ſehr preiswürdigen herzoglichen Armenanſtalten im Fürſtenthum Altenburg.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 2. März 1797.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Fleischer dem jüngern: *Wilhelm Taplin's Stallmeister oder neuere Rossarzneykunde; nebst einem Anhange über die Hundeseuche. Erster Theil*, a. d. Englischen. 1796. 387 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Taplin zeigt sich allerdings als einen denkenden Rossarzt, der sich um seine Landsleute dadurch sehr verdient macht, dass er ihnen die Irrthümer und Vorurtheile, zu denen sie ihre *Gibson*, *Brake* u. a. verleitet hatten, aufdeckt und richtigere Begriffe sowohl von dem Wesen, als von der Behandlungsart der Rosskrankheiten zu verbreiten sucht. Er berechnete daher diesen seinen Vortrag nach der Fassungskraft auch der Nichtärzte, und befolgte in dieser Hinsicht ein sehr instructives Eintheilungsprinzip, nämlich, die Krankheiten nach ihrer Verwandschaft oder der Aehnlichkeit der Behandlungsart zu klassificiren. Bey den Untersuchungen selbst scheint er jedoch den Gesichtspunkt der Gemeinnützlichkeit nicht allzu selten aus den Augen verlohren zu haben; denn bey vielen Krankheiten mangeln die genauen Schilderungen ihrer Symptome, auf der andern Seite sind die Theorieen oft zu hoch gespannt, und meistens die Gegenstände in der medicinischen Kunstsprache dargestellt. Dass die Mittel äusserst zusammengesetzt sind und dadurch kostbar werden, will Rec. nicht einmal in Anschlag bringen, da in England Verschwendung dieser Art Ton zu seyn scheint. Dies abgerechnet, sind die Heilungspläne gewöhnlich richtig und rationell angelegt.

In diesem ersten Theile untersucht T. nach einer Einleitung über Beurtheilung und Wartung des Pferds 12 Klassen. Die *erste Klasse* enthält das *Ueberbein*, *Spaat*, *Gallen*, *Lahmheit* und Verstauchen. Wider den selbst etwas alten Blutspaat wendet man in Irrland ein Liniment aus Kanthariden und Baumöl mit Vortheil an. (Ueber den Sitz der Flussgallen hat der Vf. noch nicht ganz richtige Begriffe: sie so wohl, als, nach des Rec. Meynung, auch der Flussspaat sind Krankheiten der Schleimbeutel.) Von der Behandlung der letztern spricht der Vf. unbefriedigend. Der Kur der Flussgallen durch Eröffnung ist er nicht günstig und will das Uebel lieber durch zertheilende Umschläge behandelt wissen; allein wenn diese nun, wie es meistens der Fall ist, nichts helfen, dann bleibt jene immer das einzige Heilmittel; auch sind die Einwendungen wider dieselbe, dass die Flechsen dabey verletzt werden könnten, dass sich die Ränder nicht wieder vereinigen dürften, keineswegs wichtig, denn sie gründen sich nicht auf das Wesen der Operation, sondern auf die Ungeschicktheit des Operirenden. Der Vf. will die Wunde durch die geschwinde Vereinigung geheilt wissen, allein die Eiterung scheint hier den Vorzug zu verdienen, weil man dann weniger Rückfälle zu befürchten hat. Unter der Rubrik Lahmheit wird nur die von Strapazen entstandene näher erörtert. *Zweyte Klasse. Schrunden, Raspe, Unterküde, Mauke.* Die Unterküde (Strahlfäule wird S. 72. eine krampfadrige Beschaffenheit genannt,) dies giebt keinen Begriff, soll wahrscheinlich krampfhafte heissen. Bey dem schon alten Uebel werden harntreibende Arzneyen angerathen, welche der Vf. bey mehrern äusserlichen Krankheiten gar sehr empfiehlt, und überhaupt den Purgirmitteln vorzieht. *Dritte Klasse. Lederbund, Rehe, Raude und Wurm.* Es ist sonderbar, dass T. beym Lederbunde, einer Abmagerung mit steifer, fest anliegender Haut und einem feinschuppigen Ausschlage, der von Dürftigkeit in Futter und Wartung entsteht, eine Aderlass anräth, um eine kleine Aenderung im Blutumlauf zu bringen! aber er ist überhaupt mit dem Aderlassen ziemlich verschwenderisch. — Die Rehkrankheit ist nicht bloss Hautkrankheit, wofür sie T. ausgiebt: von der äusserlichen besonders im Anfange der Krankheit so heilsamen Behandlungsart sagt er gar nichts. — Der Wurm ist keine Krankheit der Blutgefäse, wie T. meynt, und entsteht noch viel weniger durch Zerfressung derselben, sondern hat seinen Sitz im Saugadersysteme, wie dies schon das traubenartige Ansehen der Warmbeulen zu erkennen giebt. Purgiren, Schwefel und Spiesglas sind die innerlichen, Kampfergeist und Essig auf die Knoten, und Queckssilbersalbe in die Geschwüre die äusserlichen Mittel. Mit Recht eifert der Vf. wieder das Brennen und Aetzen. *Vierte Klasse. Wunden, Geschwüre, Fistel und Genikfistel.* Unter den Wunden, über deren Behandlung der Vf. sehr vernünftige Grundsätze äussert, werden zugleich das geschundne Knie, der Eisenstreif, und die Beschädigungen der Krone betrachtet. *Fünfte Klasse. Geschwülste, Wirbel, Nabelgallen und Hornschwämme.* Ueber Wasser-Speck-Balggeschwülste und Scropheln nur allgemeine Anmerkungen, ausführlicher über die einfache Geschwulst. *Sechste Klasse. Erkältung, Husten, Seitenstich, Lungenentzündung, Bauchblasigkeit und Schwindsucht.* Erkältung liess sich keineswegs als eine eigne Krankheit, sondern nur als Ursache vieler Krankheiten ansehen. Beym Husten und Dampfe empfiehlt der Vf. das Aderlassen und Purgiren zu unbedingt, besonders bey dem letztern schaden oft Purganzen sogar, und das öftere

öftere Klyſtieren verdient den Vorzug. Ueberhaupt verwirft T. S. 164 die Klyſtiere, oder will ſie in den ſeltnen Fällen, wo ſie anwendbar ſind, lieber mit der Blaſe, als mit der Spritze gegeben wiſſen. (Warum er ſie verwirft, welches die ſeltnen Ausnahmen ſind, und warum er die Blaſe wählt, darüber erklärt er ſich nicht: eben ſo wenig iſt er Freund von Tränken, ſondern giebt, wo es nicht auf gar zu ſchnelle Wirkung angeſehen iſt, lieber Pillen, weil das Eingeben der erſtern unbequem ſey und viel dabey verlohren gehe.) Dampf und Bauchblas ſind Synonymen, auch ſchlägt er gleiche Kurarten vor, gleichwohl betrachtet er ſie als zwey beſondere Krankheiten. *Siebente Klaſſe. Fieber, Wurmbeiſſen, und Gelbſucht.* Es gebe nur zwo Arten von fieberhaften Beſchwerden bey Pferden, nämlich das ſymptomatiſche und das Entzündungsfieber (?). Unterdrückung der Ausdünſtung ſey der Grund zu jedem Fieber (?) Von den epidemiſchen Fiebern, die T. lieber peſtilenzialiſche (?) nennen will, hat er keine beſtimmten Begriffe. Wider die Würmer fand auch er die Queckſilber und Spiesglasarzneyen am wirkſamſten. *Achte Klaſſe. Strengel, Rotz, Hirſchkrankheit, Krämpfe.* Unter dem Titel Strengel wird das was andere Druſe nennen beſchrieben, auch das vorgeſchlagne Heilverfahren kommt damit überein. Die Urſache, daſs die Druſe faſt nur eine Krankheit der jungen Pferde iſt, beruhe darauf, weil die Füllen durch reichlichere Fütterung und Mangel an Bewegung in ihren erſten Lebensjahren eine Menge zäher Unreinigkeiten ſammelten, die dann, wenn das Pferd in Arbeit kommt, beweglich würden, daher erſcheine die Druſe meiſtens nicht eher, als bis dem Pferde der Sattel oder das Geſchirr aufgelegt wird. (Man muſs wohl überhaupt auf die natürliche Geneigtheit junger Thiere zur Schleimerzeugung Rückſicht nehmen, denn nicht alle Füllen werden gerade ſtark gefüttert; auch äuſsert ſich die Krankheit nicht durchgängig erſt mit der anfangenden Arbeit, oft ſchon, wenn das Thier noch nicht zum Arbeiten gebraucht wird, oft, wenn es ſchon lange gearbeitet hat.) Zur Nachkur empfiehlt er milde Mercurialpurganzen, zumal, wenn ein übelriechender Ausfluſs aus den Naſenlöchern nach Heilung des Abſceſſes übrig bleibe und fürchten laſſe, daſs der Grund des Uebels in den innern Theilen liege (wenn dies iſt, dann iſt ſchon Rotz da; überhaupt ſpricht der Vf. von Wunden und Abſceſſen in der Naſe als von Zufällen der gewöhnlichen Druſe, die doch keineswegs dazu gehören.) Unter dem Titel *Genaſchengeſchwulſt* wird noch eine Art von Strengel (Druſe) beſchrieben, die hauptſächlich von Erkaltung entſtehe; dieſe Geſchwülſte ſolle man nicht zurücktreiben, ſondern zur Zeitigung bringen. (Aus allen ergiebt es ſich, daſs der Vf. das darunter verſtehe, was andere einen bösartigen Strengel, der in Rotz überzugehen droht, nennen.) Wider den Rotz Dampfbähungen aus riechenden Kräutern, ſchleimige Einſpritzungen mit Grünſpaneſſighonig und Queckſilbereinreibungen in die Drüſen, vorher aber der Verſuch, ob ſie ſich in Eiterung ſetzen laſſen. Die Trepanation hinterlaſſe allemal ein ſchwaches Thier. Unter den Geſichtspunkt, Schwindel und Convulſionen bringt der Vf. den Schlag, die Krämpfe, die Fallſucht, die Lähmung, die Hirſchkrankheit. *Neunte Klaſſe. Kolik, Durchfall und Fettſchmelzen.* Ohnerachtet der Vf. die ehemaligen hitzigen Mittel in der Kolik verwirft, ſo ſchlägt er doch faſt nicht minder hitzige, Ingwer, Nelkenpfeffer, Wachholderöl vor, mit denen man doch auch, ſelbſt in der Windkolik äuſserſt behutſam ſeyn muſs. Beym Fettſchmelzen gehe wirkliches Fett ab. *Zehnte Klaſſe. Strangurie und andere Krankheiten der zur Abſonderung und Ausſcheidung des Harns gehörigen Theile. Eilfte Klaſſe. Krankheiten des Augs*, der ſchwarze, der graue Staar, die Augenentzündung. *Zwölfte Klaſſe. Raſpe, Gannengewächs, Kurbe, Kronengeſchwür und Ringbein.* Bey dem Kronengeſchwür ſchränkt ſich der Vf. auf den Anfang und geringern Grad deſſelben ein. (Die Kurbe hat ebenfalls ihren Sitz in den Schleimbeuteln.)

Unter dem Titel: *Nachterinnerungen* zeigt der Vf. noch beſonders den Einfluſs ſchlechter, unregelmäſsiger Abwartung und Fütterung auf Entſtehung der Krankheiten, mit namentlicher Hinſicht auf die Augenfehler, den Bauchblas, die Mauke, die Windkolik; dann folgen noch Erinnerungen über einige zufällige Uebel, die ſich nicht füglich unter eine der obigen Krankheitsklaſſen bringen lieſsen, z. B. über die Geſchwülſte an der Stelle, wo Blut gelaſſen wurde, über den Wolf am Hufe, den Mundkrebs, die Hornſpalte. Endlich *Supplemente*, welche eine Anweiſung, die Pillen mit der Hand einzugeben, die Geſchichte einer geſtochenen Flechſe, eines glücklich geheilten Wurms, einer glücklich geheilten Flechſenlähmheit (ist unbedeutend) einen Fall einer geſtochnen oder beſchädigten Flechſe, und Bemerkungen über geſtochne oder Dornwunden enthalten.

Im Anhange von der *Hundeſeuche*, als einer Hinterleibskrankheit beſtätigt der Vf. durch Erfahrungen die Wirkſamkeit des bey uns faſt allgemein bekannten Verfahrens mit Brechmitteln und purgirenden Klyſtieren. — Die Ueberſetzung ſelbſt iſt genau und flieſsend.

## KINDERSCHRIFTEN.

WEIMAR, im Induſtrie-Comptoir: *Bilderbuch für Kinder, enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenſtänden aus dem Reiche der Natur, der Künſte und Wiſſenſchaften; alle nach den beſten Originalen gewählt, und geſtochen; und mit einer kurzen wiſſenſchaftlichen und den Verſtandes Kräften eines Kindes angemeſſenen Erklärung begleitet.* No. XXI—XXXII. 1796. 1797. 4.

Die bereits ſo beträchtlich fortgerückte, durch den Beyfall des Publicums unterſtützte Sammlung, hat bey ihrer Fortſetzung an Mannichfaltigkeit, Menge, und Auswahl der Gegenſtände nicht verloren, und in der

der Ausführung grofsentheils gewonnen. Die oben bemerkten Hefte enthalten an *Säugthieren* das wilde und zahme Pferd, den Dshiggetai und Onager, den zahmen Esel, das Maulthier, den Maulesel, den Quagga; den gemeinen, den Dam- und Elennhirsch; den Steinbock, die gemeine und angorische Ziege, die Ziege von Mamber und Juida, den Zwergbock; den Auerochsen, den zahmen Ochsen, den Bison, Büffel und Zebu; den Grunzochsen, die indische Kuh, den afrikanischen Büffel, den Muskusochsen, achtzehn merkwürdigere Gazellen und Antilopen; den Argali, das gemeine Schaaf, und fünf vorzügliche Abänderungen desselben; das wilde und zahme Schwein, das Nabelschwein, nebst dem äthiopischen und siamischen; das Murmelthier, den Ziesel, und einige ihrer Verwandten, den gemeinen und Goldmaulwurf, von Fischottern, Wieseln und Mardern die gemeinen und fremden Arten, fünf Savien oder Halbhaasen und acht Walfische. Die ungemeine Treue in den schicklich und verhältnifsmäfsig verkleinerten Abbildungen der Säugthiere und Vögel verdient gewifs alles Lob. Von *Vögeln* findet man siebzehn gemeine und ausländische Arten der Raben, Häher, und Elster, neun Arten Waldhühner, sieben Hähne und Fasanen, acht Lerchenarten; von *Fischen* drey Störarten, den Wels, Spiegelfische, Meerskorpionen, den Meerpfau, die Lamprete, das Neunauge, die Muraene, viele Schollenarten, den Einhornfisch, Messerfisch, Seedrachen, das Seepferd, die Aalmutter, den Seeteufel, mehrere Hayen und Rochen, Karpenarten, Barsche, den Hecht, den Aal, und fünf Arten Forellen; von *Insecten* die Menschenlaus, den Floh, den Koschenillenwurm, und den Kermes; von *Pflanzen* die Cassava, die Batatten, den Orleanbaum, den Safran, den Drachenblutbaum, die Arecapalme, den Waid, den Wau, den Waitzen, Roggen, Hafer, und die Gerste, die Schierlingsarten, mehrere efsbare und giftige Schwämme, die Tollkirsche, den Nachtschatten, die Sagu und Dattelpalme, den Reis, Dinkel, und Buchwaitzen, den Mays, Hirsen, Lein, Hanf, die Kartoffeln und den Zuckerahorn. Auch sind auf zwey Tafeln die Haupttheile der Blumen nach Sowerby's Zeichenbuche dargestellt. Zur *Kunst- und Menschen-Geschichte* gehören die Abbildungen ägyptischer Mumien, der verschiednen Arten von Miliz der Römer oder der Alten überhaupt, und ihrer Geräthe zu Belägerungen, nebst der Tafel, welche die einfachsten Werkzeuge zum Heben und Trennen enthält. Dafs alle diese Gegenstände nicht untereinander geworfen vorkommen, sondern auf jeder Tafel in einer gewissen allgemeinen Beziehung auf einander stehen, und, dafs der Text die Kupfer deutsch und französisch erklärt, ist schon aus der Einrichtung des ersten Bandes, der sich mit dem zwanzigsten Hefte schlofs, bekannt.

---

## KLEINE SCHRIFTEN

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Paris*, de l'imprimerie de la republique: *Recherches sur les causes des maladies charbonneuses dans les animaux; leurs caractères, les moïens de les combattre et de les prevenir.* Par *J. H. Gilbert*, Professeur vétérinaire et membre de l'agence de la commission de l'Agriculture et des Arts. *Imprimé par ordre de la commission exécutive d'Agriculture et des Arts.* An. III. 72 S. 8. Diese Untersuchungen wurden durch ein brandartiges Faulfieber, das im Sommer 1793. in mehrern französischen Gemeinden unter dem Hornvieh und den Pferden herrschte, veranlafst. Das Wesen dieser sich unter so mancherley Gestalten darstellenden Seuche ist bereits aus den Untersuchungen älterer französischer, und auch neuerer deutscher Thierärzte, *Rumpelts, Glasers, Adamis, Kauschs, Niederhubers, Havemanns* u. a. bekannt. Rec. glaubt daher nur das Eigne des Verfassers oder der gegenwärtigen Epizootie ausheben zu dürfen. Der Hauptgrund dazu sey in dem durch Nässe verdorbnen Futter, besonders Haber zu suchen, dies beweifst der Vf. theils durch den damaligen Witterungs- und Futterstand, theils durch die Geschichte ähnlicher Epizootien, die er in chronologischer Ordnung mit besonderer Rücksicht auf die genannten beiden Gegenstände verzeichnet; ein Verzeichnifs, das noch durch mehrere Fälle, besonders in Deutschland, hätte vollständiger gemacht werden können. (Ueberhaupt betrachtet der Vf. die Witterung zu sehr nur als mittelbare Ursache der Krankheit, sie wirkt aber unstreitig auch zugleich durch ihnen unmittelbaren Einfluss auf dem thierischen Körper bey.) Dann werden die *vorläufigen Kennzeichen* dieses Fiebers, oder der sogenannten Karfunkelkrankheiten angeführt. Das Rauschen der Haut, beym Daraufhinstreichen, und besonders die hohe Empfindlichkeit, wenn man das Thier mit der Hand etwas stark auf dem Rückgrate hindrückt, seyen eines der sichersten Merkmale, das Daseyn dieser Krankheit auch bey denen dem äufsern Anscheine nach vollkommen gesunden Thieren zu erkennen; letztere zeige sich jedoch nur in gewissen Punkten des Rückgrats und unterscheide sich dadurch von der gewöhnlichen allgemeinen Empfindlichkeit dieses Theils bey jungen Thieren: jezuweilen seyen diese Stellen heifs, bisweilen lassen sich schon unter der Haut kleine flache Beulen fühlen. (Jene beiden Merkmale waren bey den Seuchen, die *Rumpelt, Kausch* u. a. beschrieben, beyweiten nicht so allgemein, als sie der französische Thierarzt zu schildern scheint.) — *Die äufsern Zufälle der Krankheit selbst.* Unter mehrern andern, bald Blasen und Geschwüre im Maule, bald wirkliche Karfunkeln hie und da auf der Oberfläche des Körpers, bald Drüsengeschwülste in den Weichen und am Vorderbuge, bald lymphatische, bald Luftgeschwülste. Sehr richtig bemerkt daher der Vf., dafs der Name Karfunkelkrankheit nicht passend sey, auch dafs man diese verschiedenen Symptomen einer und eben derselben Krankheit mit Unrecht für so viele verschiedene Krankheiten gehalten und sie unter eignen Nahmen aufgestellt habe, z. B. *charbon blanc, charbon noir, gloßanthrax, avant-coeur, anticoeur, noir cuisse, rouge cuisse, pictain* u. s. w. (und unter den deutschen, der *Zungenkrebs, Lungenbrand, Gliederbrand, Lederbrand, Pestbeulen, gelbe Knopf* etc.) *J'ai vu*, fährt er fort, *toutes ces prétendues espèces de charbon, regner dans le même temps dans un foyer assez borné; toutes n'etaient elles-mêmes que les symptômes d'une fievre putride gangreneuse*, (brandartiges Fieber, ist keine ganz schickliche Benennung, bezeichnender wäre, entzündlich galliges Faulfieber, denn darinne besteht unstreitig das Wesen der Krankheit:) *dont les caracteres offraient des modifications differentes à raison des dispositions, qu'elle trouvait dans les divers individus qu'elle affectait.* — — *Mais dans ces éruptions, quel qu'ait pu être leur caractère, bien loin d'apercevoir la maladie, je n'ai vu au contraire que le produit d'une crise plus ou moins salutaire, que l'effet des efforts de la nature pour se débarrasser d'une humeur délétere qui l'opprime. Die inneren*

*Veränderungen.* Fast durchgängig waren die Brusteingeweide im brandigen Zustande. Bey denen Häuptern, die plötzlich ohne Ausbruch äusserlicher Beulen fielen, waren dafür im Gekröse, in der Leber, in der Milz und in den meisten Eingeweiden ganz schwarze Geschwülste, auch ziemlich oft das Gehirn, das Herz mit kleinen, schwarzen Brandflecken überfüet. (Eine genauere Beschreibung dieser Geschwülste würde nicht unnöthig gewesen seyn.) Die Milz war fast immer *d'un volume très considerable* und aufgelöfst: (G. scheint dies als einen Krankheitszufall anzusehen, der es bekanntlich nicht ist.) *Von der ansteckenden Eigenschaft dieses Fiebers.* Der Vf. sucht sie durch mehrere eigne Erfahrungen zu beweisen: Er selbst bekam von einem Tropfen Blut, den er bey der Zergliederung eines Ochsen an den Finger brachte, ein kleines Geschwür, das er sich durch tiefes Brennen heilte: viele Einwohner zu Argenton bekamen wirkliche Karfunkel und mehrere starben; neun Schweine, die das Blut einer gefallnen Kuh beschnoberten, Hüner, Enten starben: man stellte Ochsen, die einige 20 Meilen weit hergeholt worden waren, in einen ausgestorbnen Stall, und in 15 Tagen waren sie auch krank; Hunde, Wölfe, Bären, welche von den Aesern fressen, krepiren; der Vf. gab einem Hunde dergleichen Fleisch gekocht, ohne dafs es ihm schadete, allein diese einzige Erfahrung beweise nichts für den unschädlichen Genufs solches Fleisches, denn er sah, wiewohl selten, auch rones Fleisch von manchem Hunde ohne Nachtheil verzehren. Ein Pferd, das eine frische Ochsenhaut in einem Sacke getragen hatte, bekam einige Stunden darauf eine Brandbeule an den Lenden. (Höchstwahrscheinlich kann also durch gewisse Ursachen, z. B. durch wärmeres Klima, das Miasma so exaltirt werden, dafs diese Krankheit, welche andere Beobachter als nicht ansteckend fanden, ansteckend wird: denn so wühlte *Adami* in den Eingeweiden gefallner Stücken mit den Händen herum, ohne angesteckt zu werden, man rieb die Materie aus den geöffneten Beulen andern Gesunden ohne Erfolg zu wiederholtenmalen ein, Kälber fogen unbeschadet an ihren kranken Müttern, die hernach fielen.) — *Präservativbehandlung.* Der Vf. empfielt das Bespritzen des Futters mit einer Seefalzauflösung (Küchensalz mit unter gefüttert leistet eben das.) Die Gewohnheit, gemeinschaftliche Leckkuchen aus dergleichen Salz und Kreide oder Gips im Stalle aufzuhängen, ist verwerflich: weil leicht ein Stück den kranken Speichel eines andern verschlucken kann. Man füttere das Thier sparsamer, damit sie weniger krankmachende Stoffe mit dem schlechten Futter in den Körper bekommen (nicht blofs in dieser Rücksicht und bey schlechtem Futter, sondern auch bey dem besten ist Mäfsigkeit vorzüglich anzurathen, weil oft bey den Thieren die Verdauungskräfte in Beziehung auf das Wiederkauen schon unterbrochen sind, indefs es noch mit Lust frifst und dem Anscheine nach gesund ist, diese Ueberladung der ersten Mägen aber, aus Mangel an ihrer Ausleerung nothwendig das Uebel vermehren mufs.) Man füttere kein über den Ställen aufbewahrtes und durchdunstetes Futter: 10 Pfund dort gelegnes Heu wogen nach 24 Stunden beynahe eilf und ein halbes Pfund. Das Aderlassen verwirft der Vf. als Vorbauungsmittel ganz und empfiehlt das Haarseil, beides nach Erfahrungen. (Gerade also *Kauschs* Erfahrungen entgegen: ohnstreitig erlaubt aber die Natur der Sache weder die unbedingte Empfehlung, noch Mifsbilligung des einen oder des andern; man hat immer auf die individuelle Constitution der Thiere, auf den Genius der Epizootie, auf die Jahreszeit, auf Vollblütigkeit, Alter, auf das Prädominirende des entzündlichen oder fauligen Karakters der Seuche, bey der Wahl des einen oder des andern Rücksicht zu nehmen. In den wärmern Klimaten mag wohl der faulige Karakter gröfstentheils die Oberhand haben, daher die Haarseile dort den Vorzug verdienen.) — Von den Abführmitteln sagt der Vf. gar nichts, die doch bey der so häufigen, fast durchgängigen Complication mit galligen Unreinigkeiten nicht aus der Acht zu lassen sind. — *Kurativbehandlung.* Nur äusserliche Mittel seyen anzuwenden, alle innere Mittel verwirft der Vf. bey wiederkauenden Thieren als schädlich, wenn sie in grofser, und als unzureichend, wenn sie in kleinen Gaben gebraucht werden, weil ihre Mägen zu weit und beständig mit Futtermasse angefüllt wären. (Dieser Grund dürfte aber wohl nicht hinreichen, denn das Getränk geht nach *Camper*, nicht, wie die Speise, erst in die zwey ersten angefüllten Mägen über, sondern gerade aus dem Schlunde in den dritten und von da in den vierten; Arzneysubstanzen, jedoch in Flüssigkeit hinlänglich aufgelöfst, dürften also, wenigstens in jener Rücksicht nicht unwirksam seyn. Mehr scheint die Unwirksamkeit der antiseptischen Mittel, — denn diese meynt der Vf. besonders, — davon abzuhängen, dafs man entweder die Gabe, oder die Periode der Krankheit nicht genau trifft, sie entweder in zu geringer Quantität, oder zu spät und erst dann reicht, wenn der vierte Magen sich schon in einem unempfänglichen zum Brand geneigten Zustand befindet; ihre Schädlichkeit aber darauf zu beruhen, dafs man sie zu früh, ehe noch der örtliche Entzündungszustand der Magen geschwächt ist, oder zu wenig in Verbindung mit entzündungswidrigen, einhüllenden etc. Mitteln giebt, wo sie dann nothwendig die Krankheit erhöhen müssen. Ueberdies giebt es aber gewifs auch Epizootien dieser Art, welche weniger mit örtlicher Affection der Verdauungswerkzeuge verbunden sind, und in diesen dürften innerliche Mittel das übrige vorzüglich leisten.) Nur bey Thieren mit einem Magen, bey Pferden billigt er innerliche Arzneyen, und zwar Tränke aus irgend einem gewürzhaften Pflanzenkörper mit Kampher, Cinna und flüchtigen Alcali; jedoch immer nur dann, wenn das langsame Einstehen der Geschwülste und die Schwäche des Pulses allgemeine Kraftlosigkeit der Natur anzeigen. Aufserdem bedient er sich folgender Mittel: Klyftiere, gleich im Anfange, und dann täglich fort zweymal; den vorliegenden Mist soll man nicht mit der Hand, sondern mit einem eingeölten hölzernen Löffel herausholen. Der Vorschlag des Verfassers durch eine Röhre die Klyftiere einzugiefsen, kann unmöglich ausführbar seyn. Haarseile, an diese läfst Hr. G. noch schwarze Nieswurz befestigen, läfst sie auch noch eine geraume Zeit nach erfolgter Besserung liegen; wenn sich die durch das Haarseil herbeygezogne Materie verhärtet, soll man sie unten aufschneiden und mit einem Eisen tief brennen; vor und nach dem Ziehen des Haarseils solle man des Fiebers wegen den Thieren mehrere Stunden nichts oder wenig zu fressen geben. (Dies mufs überhaupt während der ganzen Krankheit beobachtet werden.) Eine interessante Bemerkung ist, dafs wiederkauende Thiere beträchtlich lange hungern können: der Vf. hielt einen Hammel acht Tage ohne Futter. Man soll zum Haarseilziehen trockne, warme Witterung wählen. (Aber wie ist dies allemal möglich?) — Die Behandlung der Geschwülste mufs nach der Form und dem Sitze derselben verschieden eingerichtet werden. Die Geschwüre im Maule bepinselt man am besten mit Vitriolsäure. Kleine runde Beulen am übrigen Körper rottet man aus, wo man dies fürchtet, brennt man sie und verbindet mit einer Salbe aus Basilicum und Terpentinessenz, Kanthariden und Sublimat: in grofse, flache Geschwülste macht man mehrere sehr tiefe Einschnitte, streicht sie mit der genannten Salbe aus, zieht Haarseile durch, citern sie, so werden sie mit Salzwasser verbunden. Einen Zirkelschnitt mit einem glühenden Messer rings um die Beulen herum zu machen sey unrathsam. — Kräutalien von Knoblauch, Pfeffer, Asant u. s. w. schienen das Thier durch den erregten starken Speichelflufs weit munterer zu machen. Stärkende Mittel verwirft der Vf.; wenige, aber gutes Futter mit Salzwasser angesprengt und Kleintränke gaben die beste Stärkung. Die Härte und die pergamentähnliche Trockenheit der Haut sucht er durch Dampfbäder und Reiben zu erweichen. (Und *Kausch* begofs mit kaltem Wasser.) — Zur Reinigung der Ställe und anderer Geräthschaften wird besonders das Waschen mit heifsem Wasser empfehlen, das Ausrauchern und Ausweifsen mit Kalk für unzureichend und das letztere sogar als schädlich erklärt. Die wirksamste Räucherungen seyn indefs die von *Morveau* vorgeschlagenen Dämpfe von Küchensalz und Vitriolsäure.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 3. März 1797.*


## GOTTESGELAHRTHEIT.

Lemgo, in der Meyerschen Buchh.: D. *Georg Ludwig Gebhardt's Biblisches Wörterbuch als Realconcordanz* über die sämmtlichen heiligen Bücher des *Alten und Neuen Bundes*, für Prediger und andere Freunde und Verehrer der heiligen Schriften. Mit einer Vorrede des Hn. Geheimen R. Raths *Hezel*. Dritten Bandes drittes Stück. 1796. 505 bis 1264 S. 8.

Rec. vermuthete bey der Anzeige des 2ten St. des 3ten B. (A. L. Z. Nr. 349. Nov. S. 331.) noch einen vierten Band. Statt dessen kommt hier blos noch die dritte Abtheilung zum dritten Band; so dass also dieser Band stärker als die vorhergehenden ausgefallen ist. Es würde aber gar leicht aus dieser dritten Abtheilung ein vollständiger Band haben gemacht werden können, wenn der Vf. nicht zum Ende geeilt zu seyn schien. Denn er hat erstaunliche Lücken gelassen und unzählige Worte übergangen, die seine einmal angefangene Classification der verschiedenen Wortbedeutungen gar wohl verdient hätten. Rec. will nur einige Hauptwörter, ohne die abgeleiteten zu rechnen, hier anführen, welche unter dem einzigen Buchstaben *U* nicht hätten weggelassen werden sollen. Z. B. *Verbergen, Verbinden, Verblenden, Verbrennen, Verfolgen, Verkündigen, Verlieren, Vermögen, Vernunft, Versammeln, Verschliessen, Verschlingen, Verschmachten, Versiegeln, Verstand, Verwerfen, Umgehen, Umkommen, Unbeschnitten, Unflath, Unfruchtbar, Unglück, Unnütz, Untergehen, Unterthan, Unterweisen, Untüchtig, Untugend, Volk, Vollenden, Vorhaut, Ursache* u. s. w. Vielleicht müssen auch die folgenden Stellen mit dieser Eilfertigkeit des Vf. entschuldigt werden. S. 981. Unter der Rubrik *Vergeben, und zwar die gegen Gott begangenen Sünden an Gottes Statt*, sind Schriftstellen angeführt, in welchen auch nicht ein Wort von der *Vergebung der Sünden an Gottes Statt*, sondern vielmehr das Gegentheil vorkommt; nämlich 2 Mos. 10, 17. wo Pharao zu Mose und Aaron sagt: Vergebet mir diesesmal meine Sünde und bittet den Herrn euren Gott, dass er diesen Tod von mir wegnehme; 1. Sam. 15, 25. hier sagt Saul zum Samuel: ich habe gesündigt, dass ich des Herrn Befehl und deine Worte übergangen habe — und nun vergieb mir die Sünde und kehre mit mir um, dass ich den Herrn anbete. Pharao und Saul wussten also nichts von einer *Vergebung der Sünden an Gottes Statt*, sondern dieser wollte vielmehr selbst Gott darum bitten, und jener wünschte, das Moses und Aaron für ihn bitten möchten. Auch 2. Kor. 2, 10. steht zwar in der Lutherschen Uebersetzung: ich vergebe dem Blutschänder um euretwillen *an Christi Statt*; allein dies heisst ja nicht so viel, als *an Gottes Statt*, und liegt nicht einmal in den Worten ἐν προσωπῳ Χριστου. Desto auffallender ist daher die Anmerkung, welche noch dazu von Unwissenden leicht auf die Rechtmäfsigkeit des erst nach mehrern Jahrhunderten aufgekommenen Kirchengebrauchs der Vergebung der Sünden im Beichtstuhl gemissdeutet werden könnte: *Im A. B. hatten die Religionslehrer, Priester, das Recht, an Gottes Statt Sünden zu vergeben, und eben dieses hat auch Christus den Religionslehrern im N. B. gegeben.* Eben so altväterisch lautet die Erklärung von *Zaubern*. *Es heisst* 1) *eigentlich mit Hülfe eines höhern Wesens wunderbare Dinge verrichten, sich auf magische Künste verstehen.* 2) *Uneigentlich Gaukler, Taschenspielerey* u. s. w. Und dabey die Anmerkung: *Man theilt die Zauberey ein:* 1) *in grobe*, d. i. *solche, wo man mit Hülfe des Teufels oder böser Geister wunderbare Dinge verrichten will;* 2) *in subtile*, d. i. *solche, wo man mit Hülfe Gottes oder guter Geister dieses thun will.* So wenig diese beiden Anmerkungen im theologischen Sinne richtig waren, eben so wenig ist es die folgende im philosophischen. Die *Wiedergeburt* wird in die *eigentliche* und *uneigentliche*, und diese wiederum in die *physische* und *moralische* eingetheilt und mit der Anmerkung begleitet: *Die physische besteht in zwey Stücken, in einer Umschaffung* 1) *In Ansehung des Wesens*, z. B. *wenn eine Raupe in einen Papillon verwandelt wird.* 2) *In Ansehung des Verhältnisses*, z. B. *wenn ein Mensch von einer Religion zu der andern übergeht, ein Jude zum Christenthum.* Etwas geziert lautet die Erklärung von Sir. 7, 20. S. 933. *Uebergieb*, d. h. *entferne von dir, avandonnire deinen Freund.* Und sonderbar die von Sir. 30, 8. S. 1031. *Und wenn der Herr also versöhnt ist, besser: wenn der Herr sich Ehre machen, sich verherrlichen wollte.* Der griechische Text ist: ἐαν κυριος ὁ μεγας θελησῃ, wenn es dem grosen Gott gefallen sollte. Ferner S. 945. Buch der Weish. 12, 11. *Uebervortheilen* soll zu übersetzen seyn und zwar am besten durch *getrieben werden:* (κατισχυω) *Da er, Jakob, übervortheilt ward von denen, die ihm Gewalt thäten, besser: da sie, Laban und andere, von Habsucht getrieben, beherrscht wurden.* Der griechische Text ist: ἐν πλεονεξιᾳ κατισχυντων αὐτου πραξεις, die Weisheit stand ihm bey der Habsucht seiner Unterdrücker bey. *Uebervortheilen* war also nicht Uebersetzung von κατισχυω, sondern von πλεονεξια; und αὐτου hat der Vf. eigenmächtig in ἀυτων verwandelt. Ferner soll Buch der Weis-

heit 14, 21. S. 467. *Welt* beſſer zu überſetzen ſeyn, *Leben: aus ſolchen kam der Betrug in die Welt: beſſer: dieſe Nachſtellungen waren gegen dieſes Leben.* Der griechiſche Text: *και τουτο εγενετο τω βιω εις ενεδρον*, giebt dieſen Sinn: *dies iſt nun eben Unglück worden für die Welt*, d. h. für die lebenden Menſchen. Endlich ſoll Sir. 11, 30. S. 1167. das Wort *Welt* in den Worten: *Denn die Welt iſt voll Untreue und Liſt: beſſer ausgelaſſen und überſetzt werden: viele Nachſtellungen des Teufels giebt es.* Der Vf. muſs alſo wohl ſtatt *πολλα τα ενεδρα του διαβολου* zu leſen geglaubt haben *π. τ. ε. τω διαβολω.* Da wir nun nunmehr das ganze Werk des Vf. vor uns haben: ſo verkennt zwar Rec. den von ihm dabey angewendeten groſsen Fleiſs keinesweges; zweifelt aber ſehr, ob ſich Prediger die Mühe geben werden, in zweifelhaften Fällen alle die genauen Zergliederungen und geſuchten Claſſificationen der Wortbedeutungen, welche bey den mannichfaltigen Erklärungen der bibliſchen Stellen oft nicht einmal Statt finden, durchzuleſen; zumal wenn ſie ein oder das anderemal die geſuchte Stelle nicht gefunden haben. Rec. hat deswegen auch gleich bey der erſten Anzeige im Vorbeygehen den Wunſch geäuſsert, dafs am Ende ein vollſtändiges Regiſter von allen vorkommenden und erläuterten Stellen angehängt werden möchte, welches denen, die ſich etwa über dunkle Stellen Raths erholen wollen, die Ueberſicht beym Nachſuchen ſehr erleichtert haben würde.

Leipzig, b. Jacobäer: M. G. J. *Wichmanns*, zuletzt Oberpfarrer und Superintenden zu Grimma, *bibliſche Hand-Concordanz und Wörterbuch* zur Beförderung eines ſchriftmäſsigen und nützlichen Vortrags beym Religionsunterrichte und zur Erleichterung des zweckmäſsigen Bibelleſens. *Zweyte* durchaus verbeſſerte, vermehrte und ganz umgearbeitete *Ausgabe*, nebſt einem ſehr vollſtändigen bibliſchen Spruchregiſter. *Zweyter und letzter Theil.* 1796. 566 S. Bibliſches Spruchregiſter 109 S. 4.

Dieſer zweyte und letzte Theil enthält die Buchſtaben H bis Z und liefert zwar keine ſo ausführlichen Artikel wie der erſte, ob es gleich nicht ganz an ſolchen fehlt, z. B. *Prophet, Pſalm, Moſes, Jeſu*; ſteht aber gleichwohl, in Anſehung der Brauchbarkeit, jenem erſtern Theil keinesweges nach. Dem Rec. ſind nur wenige Artikel vorgekommen, welche etwas weitläuftiger bearbeitet zu werden verdient hätten, z. B. *Menſchen-Sohn*. Es wird davon blofs geſagt, dafs es eigentlich ſo viel, als *Menſch* heiſse — dafs Jeſus ſich ſelbſt dieſen Namen ſehr oft beylege — dafs Hr. D. Leſs darüber geſchrieben habe — und dafs unſtreitig dieſe Benennung mit dem Ausdruck *Meſſias* gleichbedeutend ſey. Dahin gehören auch die ſehr unvollſtändigen Artikel *Mittler* und *Höllenfahrt Chriſti*. Auch wird die Erklärung von 1. Moſ. 3, 15. (S. 301.) nach welcher eine wirkliche Weiſſagung von dem Meſſias in dieſer Stelle enthalten ſeyn ſoll, indem die ganze Hypotheſe von alten Volksliedern, die Moſes hier gebraucht habe, übel ausgeſonnen ſey, wenig Beyfall finden. Der Vf. dieſes Artikels muſs alſo von dem Vf. des Artikel *Moſes* verſchieden ſeyn. Denn dieſer ſagt ausdrücklich, dafs das erſte Buch Moſis aus alten mündlichen und ſchriftlichen Nachrichten und Urkunden zuſammengeſetzt ſey. Bey dergleichen Stellen, in welchen die Verfaſſer nicht einerley Grundſätze befolgen, würde es gut geweſen ſeyn, wenn ſie ſich durch untergeſetzte Buchſtaben von einander unterſchieden hätten. Dagegen ſind die Artikel *Vergebung der Sünde, Wort, Wunder, Wiedererſtattung* vorzüglich gut und reichhaltig ausgefallen. Winke für Prediger findet man häufig, z. B. bey *Himmelfahrt Chriſti, Rechtfertigung, Reu, Taufe, Teufel, Tod, Tugendſam, Verſchwiegenheit, Zorn, Sinn, Obrigkeit, Jeſus, Sabbath, Jüngſtes Gericht, Meineydig, Sicherheit, Leiden Chriſti, Unterthan, Vermahnung*, welche wegen Eph. 6, 4. durch *Unterricht* erklärt und dabey unter andern geſagt wird: „Ein guter Prediger wird gewifs nicht in dem Wahne „ſtehen, dafs man weiter nichts von ihm verlangen „könne, als etwa Sonntags eine Predigt zu halten, „oder ein Kind zu taufen. Ihm wird es eine ſeiner „ſchönſten Amtsbeſchäftigungen ſeyn, täglich die „Schule zu beſuchen und mehrere Stunden lang darin „ſelbſt Unterricht zu ertheilen. Er wird auch darin „dem groſsen Lehrer der Religion Jeſu ähnlich zu „werden ſuchen, von welchem uns ſeine Schüler ſo „vielmal berichten: *er lehrte täglich in ihren Schulen*“ u. ſ. w. Auch dem Artikel *Zeit* iſt eine Anmerkung angehängt, welche die wichtige Pflicht, ſeine Zeit wohl anzuwenden, enthält, aber etwas vollſtändiger und beſtimmter hätte abgefaſst werden können. Denn wenn es unter andern heifst: „Die eigentlichen Be„rufsgeſchäfte erfodern die meiſten Stunden und kön„nen nicht abgebrochen werden. *Die heiterſten Stun„den gehören für die Privatandacht*; die übrigen kann „man dem Umgang mit Freunden, der Pflege der Ge„ſundheit und dem Schlafe widmen:“ ſo hätte doch wohl beſtimmt geſagt werden ſollen, ob hier *Stunden des Lebens* oder *des Tages* gemeynt ſeyen. Vermuthlich ſind, weil des *Schlafs* und der *Pflege des Körpers* zugleich Erwähnung gethan wird, *Stunden des Tages zu verſtehen*. Allein in dieſem Falle hat der Vf. wiederum die *heiterſten Stunden* unſtreitig mit den *ruhigſten* und *ſtillſten* verwechſelt, und nicht allein unbeſtimmt gelaſſen, ob die *innerliche* oder die *äuſserliche Privatandacht* gemeynet ſey, ſondern auch überhaupt nicht daran gedacht, dafs die *Privatandacht* nirgends im N. T. geboten iſt. Wenn aber auch hier und da noch manches bey der Ausführung dieſes Werks zu wünſchen übrig bleibt: ſo werden es doch hauptſächlich Prediger mit dem gröſsten Nutzen brauchen können; und Rec. empfiehlt es ihnen daher mit allem Rechte auch noch deswegen, weil ſie ſehr oft die neueſten theologiſchen und exegetiſchen Schriften daraus können kennen lernen, in welchen ſie über jede Materie weiter nachzuleſen manche Veranlaſſung finden werden.

ERBAU-

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich in Comm.: *Predigten*, von *C. H. Kramer*, Königl. dän. Consist. Rathe, Probsten (Probst) des Münsterdorfischen Consistorii und Hauptprediger in Itzehoe. Nach seinem Tode herausgegeben in zwey Theilen. *Erster Theil* nebst dem Bildnisse des Vfs. 1796. 12 S. Vorr. u. Inhaltsverz. u. 262 S. Text. (20 gr.)

Da nach der Anzeige der Wittwe des Vfs., welche die Herausgabe dieser von seiner Gemeinde gewünschten und von ihm bey Lebzeiten auf langes Andringen endlich versprochenen Predigtsammlung besorgt, auf sein ausdrückliches Verlangen darin nichts geändert werden sollte; weil es durchaus sein Wille war, vor dem Publicum in keiner andern, als seiner wahren und eigenthümlichen Gestalt zu erscheinen: so würden in sofern alle Erinnerungen der Kritik über Form und Inhalt dieser Vorträge zu spät kommen. Indessen lässt sich nach des Rec. Ueberzeugung gegen die von der Herausgeberin getroffene Auswahl, die fast durchgängig auf interessante und fruchtbare Themata gefallen ist, nichts einwenden, und den Predigten selbst das Lob einer eindringenden Herzlichkeit, eines durchaus darin herrschenden praktischen Sinnes, einer liebenswürdigen Vereinigung von Ernst und Sanftmuth, wo es auf Bestrafung herrschender Unsittlichkeit ankommt, einer fruchtbaren meistens ungezwungenen Benutzung des Textes oder anderer biblischer Stellen und Beyspiele, endlich einer eigenthümlichen, oft nicht gemeinen, den selbstdenkenden Wahrheits- und Tugendfreund charakterisirenden, Ansicht und Darstellung mancher Erscheinungen in der moralischen Welt nicht absprechen. Auf der andern Seite wäre freylich diesen Ausarbeitungen bey dem durchgängig darin herrschenden analytischen Gedankengange, (der übrigens an solcher Stelle seine grosen Vorzüge hat) und bey der sonst sehr populären, auch nichts weniger als unedeln, nur nicht immer ganz correcten, und von Provincialismen freyen Sprache des sel. Vfs. ein gut Theil mehr Deutlichkeit, Bestimmtheit und logische Ordnung, weniger Abhängigkeit von den Fesseln eines nicht einmal exegetisch, geschweige philosophisch geläuterten dogmatischen Systems und weniger Verunstaltung durch unerklärte, zum Theil wirklich abentheuerlich klingende, dem Geiste des Zeitalters gar nicht angemessene Hebraismen aus der Lutherischen Bibelübersetzung zu wünschen. So findet es Rec. schwer, wo nicht unmöglich folgendes Thema mit seiner Eintheilung auf eine deutliche Vorstellung und ein logisch richtiges Verhältniss seiner Bestandtheile zu reduciren: S. 67. am 24. S. n. Trin. „Erbauliche Rücksicht auf die mächtige Hand Gottes „da, wo wir uns ganz seiner Gnade trösten." „Sie „dienet 1) zur Erhaltung unsrer tiefen Ehrfurcht, 2) „zur Befestigung unsers kindlichen Vertrauens, 3) zur „freudigen Ausbreitung des göttlichen Lobes." Die sehr unbequem ausgedrückte und in Tropen gehüllte Proposition kann doch nichts anders heissen als: es ist erbaulich — deutlicher noch — unsrer religiösen und sittlich guten Gesinnung förderlich, uns beym festen Vertrauen zu Gott (nichts anders als das, heisst doch: sich der Gnade Gottes ganz getrösten) die Erinnerung an seine Allmacht zu Gemüthe zu führen — schon das versteht sich von selbst; denn Vertrauen zu Gott schliesst die vernünftig modificirte Ueberzeugung von seiner Allmacht mit in sich — und nun unter die Gründe, warum es erbaulich ist, auch der: „es dient zur Befestigung unsers kindlichen Vertrauens" — ist das nicht ein höchst unlogisches *idem per idem*, da in der Proposition schon ein festes Vertrauen zu Gott als vorhanden vorausgesetzt war? Warum nun nicht für jene schematische Enunciation folgende ganz simple: „über den moralischen Nutzen einer lebendigen Erinnerung an die Allmacht Gottes?" wo allenfalls jene Eintheilung hingepasst hätte; ungeachtet wohl noch manche zweckmäsigere sich hätte finden lassen. Fehlerhafte Einmengung von Hebraismen ist es unstreitig, wenn es S. 193. heisst: „Jesus bleibt demüthig gegen den, der ihn *gesalbt hat*," oder S. 179. „Ich bin da, dass ich zum *Volk des Eigenthums* bereitet und in *das Buch des Lebens eingeschrieben* werde," oder S. 258. „Wenn wir schon lange in *Kedars Hüt-*„*ten* gewohnt, am fremden Joch gezogen haben — „dann hält es schwer Busse zu thun." Sehr übertrieben und eine sehr falsche Anwendung jener Paullinischen Aeusserung ist es ferner, wenn dem wahren Freunde des Guten S. 26. das Bekenntniss in den Mund gelegt wird: „ich bin der vornehmste unter den Sündern." Und was Aeusserungen wie folgende anlangt S. 21. „Es ist alles Gnade, sichere Gnade, die aus „einem fremden Verdienst das unsrige macht — mit „mitleidsvollem Erbarmen sieht Gott dies Verdienst als „den eignen Werth des Menschen an" — oder S. 176. „das ausgesprochene Urtheil des Todes über die Sün-„den der Welt soll an Jesu vollzogen werden," und weiterhin: „vom Anfange seiner Erscheinung liegt „die Strafe auf ihm, auf dass wir Friede hätten etc." so will zwar Rec. die Freyheit fremder Ueberzeugung keinesweges antasten, kann aber diese und ähnliche Vorstellungen von dem sittlichen Unvermögen des Menschen, der es doch wenigstens allererst durch eigne Kraft und eignen Willen dahin bringen muss, eine höhere Unterstützung zu verdienen, mit dem anderweiten schlichten und nachdrücklichen Hindringen des verdienstvollen Vfs. auf sittliche Reinigkeit nicht wohl vereinigen und sich des Gedankens nicht erwehren, dass die sehr einfache Wahrheit: der qualvolle Tod Christi sollte zum Tröste und zur Ermunterung fehlerhafter Menschen dienen, auf jene Art unter der Brille des Systems, vielen klaren Aussprüchen der Schrift selbst zuwider, in moralischer Hinsicht merklich verunstaltet erscheine.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Beyträge zur praktischen Bearbeitung der Feyertäglichen Episteltexte*, von *J. S. Rehm*, Mittagsprediger und Katechet an der Stadtkirche zu Ansbach. 1795. 13 Bog. 8. (12 gr.)

Den *geschäftvollen* und *ungeübten* Geistlichen sollen diese Beyträge, laut des Vorberichts, *Erleichterung*

und *Stoff* zur *Abwechselung* im Vortrage verschaffen. In gegenwärtigem Bändchen hat sich Hr. R. blofs mit den *Apostteltagen* beschäftiget, weil die Predigten an diesen Tagen gemeiniglich den Anfangern zugetheilt werden, und zur Unterstützung und Ideenbereicherung in dieser Hinsicht noch nichts vorhanden seyn soll. Findet dieses Bändchen Beyfall, so soll ein zweytes über die Epistteltexte der übrigen Feyertage nachkommen. Den Entwürfen selbst sind kurze Einleitungen oder vielmehr erklärende Uebersetzungen der Texte vorausgeschickt, welches für Manche derer, welchen diese Schrift eigentlich gewidmet ist, nicht undienlich seyn mag. Uebrigens hat uns die Ausführung des Ganzen, seiner Bestimmung nach, ganz wohl gefallen, und besser fast, als die bereits erschienene ähnliche Bearbeitung der Fest-Evangelien, auch selbst in Ansehung einer gereinigtern Vorstellungsart, wenige Fälle ausgenommen. Als z. B. die *Beschreibung der Rechtfertigung* S. 131. da sie seyn soll: „die Ueberzeugung, dafs Gott, auch *bey allen wesentlichen Unvollkommenheiten unsrer Natur*, dennoch geneigt sey, uns *durch den Glauben an Jesum und seine Verdienste* zu *begnadigen*, und uns seine Liebe für Zeit und Ewigkeit zu schenken." — Wie, sollte ein *gerechter* und *gütiger* Gott über *wesentliche Unvollkommenheiten seiner Geschöpfe* zu *zürnen* fähig seyn, und *nur erst* durch den *Glauben* an das *Leiden* eines *Unschuldigen* zu *begnadigen* und seine *Liebe ihm zu schenken geneigt* gemacht werden? Oder S. 133. „Wie tröstend mufs ihm (dem glaubigen Christen) der Gedanke an die *Leiden des unschuldigsten Leidenden* seyn! Er hat unschuldig gelitten; darum will ich ruhig die verdienten Folgen meiner Vergehungen tragen, und mich dadurch bessern und züchtigen lassen; Er hat mich versöhnt; darum will ich beruhigt seyn, bey bereuten und gebefserten Mängeln meiner Tugend!" Ohne das zu urgiren, dafs *unschuldig* ja keines Superlativs so wenig als heilig im eigentlichen Verstande fähig sey, und dafs *die Leiden des unschuldigsten Leidenden* eine Spielerey verrathe, so fragen wir nur: Wenn die verdienten Folgen der Vergehungen den Verbrecher zu seiner Besserung treffen und treffen sollen, warum hat denn ein Anderer für ihn gelitten? Oder sollte Gott nach zorniger und unversöhnlicher Menschenart auch aufser der Bereuung und Verbesserung seiner Mängel noch eine besondere Versöhnung bedürfen? Uebrigens ist nicht zu leugnen, dafs in diesem Entwurfe: *Ueber das Beruhigende der christlichen Lehre von der Rechtfertigung der Menschen durch Jesum*, gar sehr viel nützliches gegen so manche Mifsverständnisse und Mifsbräuche dieser Lehre gesagt sey. Ursache findet man nur, hie und da des Ausspruchs Jesu sich zu erinnern: Niemand flicket ein alt Kleid mit einem Lappen von neuem Tuch, denn der Lappe reifst doch wieder vom Kleid, und der Rifs wird ärger. Auch sollte man dem Publicum wohl nicht sagen, dafs die Religion *lauter* bey uns gelehret werde. Wer wollte dieses als der Wahrheit gemäfs behaupten; und erschwert man nicht dadurch die unvermeidliche und wünschenswerthe Abänderung so mancher falschen Vorstellungsarten. Jener theologische Kanzleystil pafst nicht mehr für unsre Zeiten. Vortrefflich ist hingegen S. 9. die Stelle, wo von dem Nachtheil des Aberglaubens in Ansehung des Christenthums geredet wird: „Die ganze Geschichte bezeugt es, dafs die Schicksale des Christenthums nie trauriger gewesen sind, als wenn der menschliche Geist seine Einfalle mit selbigem verband, die erhabnen Lehren Jesu dadurch verstellte, sie in eitles Ceremonienwerk verwandelte, wodurch weder Erkenntnifs der Wahrheit, noch Besserung des Herzens bewirkt wurde, und alle *Erwartungen auf dieselben baute, zu denen er nie berechtigt war.*"

## KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Sondershausen: Predigt* am IIten Weihnachtsfeyertage *über Matth.* 23, 34—39. . . *auf Befehl des Durchlauchtigsten Prinzen, Albrechts, dem Druck übergeben*, von *G. Ch. Cannabich*, KR. und Superint. 1797. 36 S. 8. Ehmals beförderten einige Fürsten dieser Gegenden die Verbreitung einer frömmelnden Andacht, welche ihnen als einzig wahres Gefühl für das Christenthum eingeprägt worden war. In unsern Zeiten soll, wenn man die Klagen düsterer oder heuchlerischer Schreckensverbreiter hören wollte, mit jenem Frömmeln auch Religiosität und heiliges Pflichtgefühl überhaupt und besonders aus den höhern Ständen geflohen seyn. Aber nein! Auch eine gereinigtere und aufgeklärtere Religion erzeugt und nährt Religionseifer; nur den edlen und reineren! Auch Vernunft wirkt auf Gefühle, und geht in Enthusiasmus für das Wahre und Gute über! — — Der Vf. fodert in einem sehr lichten und herzlichen Vortrag, aus dem Beyspiel der alten, von den Juden verfolgten Bekenner der Wahrheit und Tugend auf — *zur edlen Standhaftigkeit in den Bemühen, beides zu verbreiten.* Er schildert davon *die Hindernisse*, die im Verstande, im Willen, in den Umständen liegen, mit Wärme und Klugheit, um desto mächtiger an die *Verpflichtung* zu erinnern, durch welche man als Mensch, als Christ, und als Gesellschaftsglied zu Hebung des Entgegengesetzten verbunden und ermuntert werde. Eine lehrreiche specielle Application macht den Schlufs. Der ganze Aufsatz gehört, auch in Rücksicht auf die Ausarbeitung, unter das vorzüglichste, was Rec. vor diesem freymüthigen und praktischen Vf. gelesen hat

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. März 1797.


## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Pythagoras* oder *Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunst.* Von *Adam Weishaupt.* Erster Band. Erster, zweyter und dritter Abschnitt. 1790. 674 S. 8.

FRANKFURT, b. Eslinger: *Ueber die geheime Welt- und Regierungskunst* — von *Adam Weishaupt.* 1795. 674 S. 8.

Der Zweck dieses Buchs, welches wir um so weniger übergehen können, da es unter dem doppelten angezeigten Titel zweymal in Umlauf gebracht worden, ist nach der Einleitung: „die Natur und Verfassung geheimer Verbindungen zu untersuchen; zu erforschen was sie sind, wozu sie gut, ob sie rechtmäßig und erlaubt sind, wie weit man auf diesem Wege gehen könne und dürfe, ohne andere Pflichten zu verletzen; welches die Triebfedern sind, durch welche hier gewirkt wird und werden soll; welches ihre innere sowohl als äussere Klugheit ist; in welchen günstigen oder widrigen Verhältnissen diese Verbindungen gegen Nichtverbundene, gegen den Staat, gegen das gesammte Menschengeschlecht stehen, was diese davon zu fürchten oder zu erwarten haben.“ Eine Untersuchung dieses wichtigen Gegenstandes ist um so nothwendiger, als die allgemeine Stimme für die Entbehrlichkeit und Unzulänglichkeit geheimer Verbindungen zur Beförderung grosser und edler Zwecke zu entscheiden scheint. Die Anlage des Werks zeigt zwar, dass es des Vf. Vorsatz war, alles zu umfassen, was sich sowohl im Allgemeinen als Besondern über geheime Gesellschaften sagen läßt. Das Ganze soll 1) die innere Einrichtung geh. Ges. ohne Beziehung auf irgend eine andere öffentliche oder geheime Verbindung 2) die Verhältnisse, in welchen jede gegebene geh. Verb. mit einzelnen Menschen und andern geheimen und öffentlichen Verbindungen steht, und dem Betragen, welches diese Verhältnisse nothwendig machen, zum Gegenstande haben. Jenen Theil nennt der Vf. *die innere Politik*, diesen *die äussere Klugheit.* Allein schon diese Eintheilung ist mangelhaft, da bey Betrachtung geh. Ges., sie mag nun *a priori* oder *a posteriori* geschehen, sowohl eine äussere als innere Einrichtung oder Verfassung sich denken läßt, der Vf. aber nur bey der *a priori* von einer innern, und bey der *a posteriori* von einer äussern Verfassung redet. Ausser diesen paßt auch die Benennung *innere Politik*, in dem Verstande, wie sie hier genommen wird, als *Klugheit*, oder vielmehr *Klugheitslehre*, zu dem ersten Theil gar nicht, und auf den zweyten nur halb. So unterschieden das allgemeine von dem besondern *Staatsrecht* ist, eben so ist es auch die allgemeine und besondere *Staatsklugheitslehre.* Der erste Theil ist vielmehr die allgemeine Lehre von geheimen Gesellschaften um so mehr, als darinn von einer Wissenschaft der Mittel zu dem Zweck geh. Ges. gar nicht die Rede ist, und der zweyte Theil die besondere Lehre von geh. Ges. verbunden mit der Klugheitslehre. Der *erste* Theil zerfällt wieder in *drey* Bücher, von dem *Zweck*, den *Mitgliedern* und der *Natur* geh. Ges. (Da geh. Verb. hier wie politische Gesellschaften betrachtet werden, so wäre auch wohl eine Eintheilung, wie die im allg. Staatsrecht, schicklicher: 1 von der Gründung geh. Ges. oder dem ihr zum Grunde liegenden Vertrage; 2) von den Zwecken geh. Verb., 3) von den Mitteln, dieselben zu erreichen, oder von den Gesetzen und Einrichtungen geh. Ges.; 4) von der Regierung geh. Ges. mit Rücksicht auf die verschiedenen Regierungsformen, und 5) u. 6) von den Rechten und Pflichten des regierenden und gehorchenden Theils. In der von dem Vf. gemachten Eintheilung ist die Lehre von den Mitteln ganz übergangen, und die *Natur* geh. Verb. bedarf keiner besondern Abhandlung, da sie aus der Beschaffenheit des Zwecks und der Mittel von selbst hervorgeht. Es kann daher nicht fehlen, dass im Verfolg der Abhandlung nicht allein manches Wesentliche unberührt bleiben, sondern auch der Vf. vieles bereits Gesagte zu wiederholen genöthiget seyn werde.) Das *zweyte* und *dritte* Buch dieses ersten Theils, nebst dem ganzen zweyten Theile fehlt bis jetzt noch. Das vorliegende erste Buch besteht aus *drey Abschnitten:* I. von den Zwecken geh. Verb. überhaupt; II. von den Zwecken geh. Verb. insbesondere, und III. von den Zwecken und Absichten der ersten Stifter. (Die zwey letztern gehören eigentlich in den 2ten oder speciellen Theil, und der dritte Abschn. hat, der Rubrik nach, auch nichts, das von dem Inhalte des zweyten verschieden wäre, und würde also zu diesem gehören müssen. Aber eigentlich redet der Vf. darinn von den Bewegungsgründen und Veranlassungen zur Errichtung geh. Ges.) *Erster Abschnitt.* Wenn bewiesen werden kann, dass es grosse der Menschheit würdige Zwecke giebt, welche ausser geh. Verb. ganz unerreichbar sind, so ist dadurch zugleich bewiesen, dass geh. Verb. nicht blos rechtmäßig und erlaubt, sondern sogar nothwendig sind. Um jenes zu beweisen, werden folgende Fragen beantwortet: 1) Braucht man das Gute zu verbergen? 2) Giebt es ein Gutes, das ausser einer geh. Verb. unerreichbar ist, und welches ist dieses Gute? Schon unter den Ant-

worten auf die erste Frage kommt einiges vor, das nicht beweisend genug ist; z. B. der Satz: Viele Tugenden verlieren an ihrem Werthe, wenn sie *zur Schau ausgestellt* werden, und was von einzelnen Menschen gilt, muss auch von ganzen Gesellschaften gelten. Mit der öffentlichen Ausübung der Pflicht, sie sey welche sie wolle, ist nicht immer Prahlerey oder Ausstellung zur Schau verbunden, und der Werth der Tugend wird dadurch, dass sich der, der sie vollbringt, verbirgt, um nichts erhöht; die Verborgenheit ist auch nicht immer ein Kennzeichen, dass wir bey wohlthätigen Handlungen von allem empirischen Interesse frey sind, sie kann sogar selbst vor unserm innern Richter tadelhaft seyn, wenn sie mit Anspruch auf einen höhern Werth unserer Handlungen gesucht wird. Die Beantwortung der zweyten Frage hängt von folgenden sechs Fragen ab: 1) *was kann und soll der Mensch werden?* Glückselig, antwortet der Vf., durch höchste Läuterung seiner Absichten; durch Sittlichkeit. 2) *Was ist er wirklich von dem, was er werden kann?* Noch sehr unvollkommen! Den stärksten Beweis für unsere noch fortdauernde Unsittlichkeit findet der Vf. in der Bemerkung, „dass die Leidenschaften, wo nicht alles, doch das meiste, Gute gethan haben, und noch thun — die Finsternis habe das Licht, der Druck die Freyheit erzeugt; *allenthalben* sey die Noth, das Bedürfnis, die Gewinnsucht, der Eigennutz, der Zufall, die Quelle des Guten.“ (Dass die Menschen in Ansehung der Gründe und Absichten ihrer Handlungen das *noch nicht* sind, was sie seyn könnten und sollten, bedurfte im Grunde keiner so weitläuftigen Ausführung, als hier auf 54 Seiten gegeben wird, und es ist dieses auch eigentlich keine Antwort auf obige Frage. So wahr es indessen ist, dass Leidenschaften, Noth u. s. w. zufälliger Weise gute, der Menschheit nützliche Erfolge gehabt haben, so wenig lässt sich jedoch, wegen der Natur der Sache, die keine nur einigermassen vollständige Induction verstattet, behaupten, dass sie allenthalben alles oder doch das meiste Gute hervorgebracht hätten. Da auch der Erfolg unserer Handlungen nicht jederzeit unsern Absichten entspricht, und aus sittlichen Absichten unternommene Handlungen auch nachtheilige, so wie Handlungen aus schlechten Absichten auch nützliche Erfolge haben können; so ist es äusserst gewagt, aus der Beschaffenheit dieser Erfolge die Güte oder Verwerflichkeit der Absichten beurtheilen zu wollen. Sodann schliessen ja Handlungen und Unternehmungen darum, dass sie aus Noth und Bedürfnis geschahen, die Güte und Reinheit unserer Absichten nicht aus. Eben so wenig lässt sich aus den Unternehmungen thätiger Menschen zur Beförderung ihres Nutzens auf einen Mangel an Sittlichkeit schliessen, so lange die Mittel, deren sie sich bedienen, erlaubt sind. 3) *Warum sind wir nicht weiter?* Weil wir endliche, und als solche, perfectible Wesen sind, deren Natur erfodert, dass wir beym Entstehn sowohl, als unsere ganze Dauer hindurch wachsen. — Diese Antwort wird ja aber für alle Zeiten gelten, in denen Menschen leben. Von gleicher Beschaffenheit ist der zweyte Grund: weil die Tugend, als das vollkommenste und letzte, die Entwickelung der übrigen Seelenkräfte in einem hohen Grade voraussetzt. Der dritte und vorzüglichste Grund liegt in der noch fortdauernden *Unwissenheit* und *Trägheit* der Menschen. Sie sind nur für *niedre* Zwecke thätig, weil sie den *höchsten* Zweck, Sittlichkeit, höchste Läuterung der Absichten, entweder gar nicht oder doch nur schwächer als die niedrigern kennen. Ein Mensch ist um so unwissender und träger, je beschränkter sein Zweck ist, in dessen Erreichung er seine Glückseligkeit setzt; nur mit dem höchsten Zweck, der höchsten Vernunft ist die wahre höchste Thätigkeit verbunden. (Diese Sätze sind schielend. Da der Mensch sich von empirischen Zwecken nicht trennen kann, so würde es eigentlicher und bestimmter so heissen: Die Menschen wären *bloss* für empirische Zwecke thätig, ohne bey deren Erlangung und den dazu gewählten Mitteln Rücksicht auf Sittlichkeit zu nehmen. Wie sich das aber beweisen lässt, ist eine andere Frage.) Folgen der Trägheit im primitiven Zustande: der Mensch ist ungesellig, gebieterisch, eigenmächtig. Uebergang zur Vereinigung in bürgerliche Gesellschaften, und Modificationen der menschlichen Neigungen, als Folgen dieser Vereinigung. (Ein *hors d'oeuvre*. Dem Sittengemälde der Menschheit in der Staatsverbindung, das der Vf. hier entwirft, kann man Wahrheit und Energie nicht durchgängig, und am wenigsten ein lebhaftes Colorit absprechen; aber, wie es bey dergleichen Gemälden gemeiniglich zu gehen pflegt, Züge des Einzelnen, Besondern werden oft zu charakteristischen Zügen des Ganzen, Züge *des Menschen* zu Zügen der *Menschheit*, und oft sind die Schatten da mit stärkern Linien aufgetragen, wo sie auf dem Originale durch *die* angrenzenden Lichter viel matter erscheinen.) Die vorzüglichsten Hindernisse der Tugend in der heutigen Verfassung sind: a) Die Tugend und innere Vervollkommnung ist sehr selten ein Mittel, ein glänzendes äusserliches Glück zu machen. (Sittliches Betragen *allein* berechtiget im Staate noch nicht dazu, und die Tugend ist kein Erwerbmittel; mit derselben müssen sich noch Thätigkeit, Ordnung, Kenntnisse, Talente und Geschicklichkeiten, die uns für den Staat und unsere Mitbürger brauchbar machen, verbinden. Und wer im Staate kann über diese, über die Güte und Reinheit unserer Absichten urtheilen?) b) Die uns so nöthige Hülfe und Mitwirkung anderer kann auf andern Wegen, als durch Menschenliebe und Wohlwollen erhalten, sie kann erkauft, erpresst werden. Man hat folglich mehr Reiz, mächtig, und reich, als wohlwollend und tugendhaft zu seyn. c) Der Schein wirkt so viel als die Sache, der sittliche Werth eines Menschen wird nur nach dem Aeusserlichen, nach den Folgen, nicht nach den Absichten bestimmt; der Mensch hat folglich alles Interesse, nur gut und tugendhaft zu *scheinen*. (Daran ist die politische Verfassung überhaupt nicht Schuld. Wo gäbe es einen Zustand, in welchem sich die Beschaffenheit der Absichten der Menschen zuverlässig bestimmen liesse? Es ist auch nicht allgemein wahr, dass der sittliche

Werth

Werth eines Menschen, *nur* nach dem Aeusserlichen, *nur* nach den Folgen seiner Handlungen bestimmt würde. Die Erfahrung stellt allenthalben Beyspiele von Leuten auf, die durch Heucheley, Verstellung, Betrug u. s. w. glücklich geworden sind, und ungeachtet ihres Wohlstandes weiss man ihre moralische Schlechtheit sicher genug zu beurtheilen.) d) Die innere Vervollkommung, die höchste Läuterung der Absichten haben ihre Belohnung von der Zukunft zu erwarten. Sie erhalten also erst mit der Ueberzeugung von unserer Fortdauer ein höheres Interesse; die Ueberzeugung wird aber durch den Glanz des gegenwärtigen Lebens, durch Sinnlichkeit und Empfindung zu sehr verdunkelt, und kann nicht zu der Stärke kommen, die fähig wäre, als Triebfeder zu Handlungen zu wirken. (Auch dieses kann dem Staate nicht zur Last fallen, ausser vielleicht nur in so fern, als die Regenten desselben nicht die gehörigen Mittel ins Werk setzen, den moralischen Unterricht höchst interessant zu machen.) 4) *Was muss geschehen, wenn der Mensch sich noch weiter veredeln soll?* Er muss ein neues Interesse, eine höhere Aufklärung erhalten, indem man ihn mit Gütern einer höhern Art, als Macht und Reichthum sind, bekannt macht. Das Interesse für die höhern Güter erhält er, wenn ihm die Veredlung der Absichten als ein Mittel, das, was er sucht, Macht, Reichthum, Beyfall zu erreichen, bekannt gemacht wird. (Der Vf. sagt nicht bestimmt, was er unter jenen *höhern Gütern* verstehe. Da er aber dem Zusammenhange zufolge nichts anders als die *Tugend*, in wie fern sie in der Würdigkeit glückselig zu seyn besteht, gemeynt haben kann, so wird zwar durch diesen Vorschlag die Tugend oder die Veredlung der Absichten, zu einem Mittel für empirische Zwecke herabgesetzt; aber für Menschen, die erst wie Kinder zur Tugend erzogen werden sollen, ist diese Methode gleichwohl nicht zu tadeln; doch dürfte man nur so lange bey ihr verweilen, bis den Menschen bey mehrerer Reife ihrer Vernunft auch die Grundsätze der reinen Moral mit mehrerm Erfolge vorgelegt und erklärt werden könnten. Wer lehrt aber den Menschen die grosse Kunst, auch nach ihnen zu handeln?) Was insbesondere den Beyfall betrifft, so müsse man denselben dadurch verbessern, dass man die Menschen in Situationen setzte, die sie nöthigten, zur Erreichung ihrer Zwecke die Absichten anderer zu erforschen; dieses müsse alsdann den Reiz, das Interesse erwecken, die Handlungen anderer nicht nach ihren Folgen, sondern nach den Absichten zu beurtheilen. (An der Realisirung dieses etwas sonderbaren Mittels zweifeln wir so lange, bis uns klar gemacht wird: 1) wie man sich von den individuellen Zwecken der Menschen jederzeit zuverlässige Kenntniss zu verschaffen im Stande sey; 2) wie sich willkührlich Situationen schaffen lassen, die die Menschen, zum Behuf ihrer Zwecke, zur genauern Kenntniss anderer und ihrer Absichten nöthigen, und wie man gewiss seyn könne, dass sie auch den beabsichtigten Erfolg haben werden; 3) wie die Anstalt zur Hervorbringung solcher Situationen beschaffen seyn müsse und zu realisiren sey; 4) wie es eine solche Anstalt, zur Beförderung ihres Zwecks, möglich machen könne, wir wollen nicht sagen *alle* Individuen eines Landes, eines Ortes, sondern nur die von den gesittetern Ständen, mit welchen es auch der Vf. nach seiner Erklärung hier vorzüglich zu thun hat, unter ihre Aufsicht und Bearbeitung zu nehmen, und sich von ihnen alle die bis ins kleinste Detail gehenden Nachrichten zu verschaffen, die zur Erreichung ihrer Absicht nöthig sind u. s. w. Ueberhaupt aber finden wir eine so genaue Kenntniss anderer Menschen und ihrer Absichten, als der Vf. verlangt, weder so möglich, noch so nothwendig und unschädlich, als er sich vorstellt, und was er darüber sagt, hat, so gut es auch gesagt ist, unsere Bedenklichkeiten dabey nicht gehoben.) Endlich muss das hier gegebene Interesse für die Veredlung der Absichten durch den Umgang mit ähnlichen gleichgestimmten Menschen festgehalten, öfters erneuert, und die gesammelten Grundsätze und erlangte Denkungsart müssen durch öftere Anwendung lebhafter gemacht und zum Bedürfnisse erhöhet werden. 5) *In wie fern kann dieses durch die gegenwärtigen öffentlichen Anstalten geschehen?* Diese Anstalten sind der *Staat*, die *Kirche* und die *Erziehung*, von welchen nun gezeigt wird, dass in keiner derselben die Tugend oder die höchste Läuterung der Absichten als ein Mittel erscheine, Macht und Beyfall und ein stärkeres Interesse, als das gegenwärtige sey, für die Tugend zu erhalten. *Der Staat.* Aus 14 hier aufgestellten Gründen zieht der Vf. folgende Resultate: a) dass es durch Staatseinrichtungen sehr möglich werde, ohne höhere Läuterung der Absichten, zu Macht und Ehre zu gelangen. b) Dass der Staat den Beyfall nicht verbessere, indem er den Menschen bloss nach seinen Handlungen und deren Folgen beurtheile. c) Dass er kein Interesse zu einer höhern mehr geläuterten Menschenkenntniss gebe. (Zugestanden, dass die Kenntniss der Menschen und seiner Absichten die Sittlichkeit befördere, wie doch noch nicht erwiesen ist, so begreifen wir doch nicht, in welchem andern Zustande das Interesse, die Absichten anderer zu erforschen, wohl stärker seyn könnte, als im Staate, wo die Beförderung unserer Vortheile und Zwecke uns so oft auf das dringendste dazu auffodert, um allen besorglichen Collisionen auszuweichen, und uns anderer Menschen zur Erreichung unserer Absichten mit Erfolg bedienen zu können.) d) Dass durch die Staatsvereinigung *allein genommen* die Veredlung unserer Absichten so wenig ein neues und höheres Interesse erhalte, dass sie vielmehr in den meisten Fällen das Interesse zum Gegentheil gebe. Der *Staatsvortheil* kann sogar erfodern, dass manches Böse geschehe, dass manches begünstiget werde, was offenbar gegen alle Sittlichkeit und Menschenrechte sey. (Alles leider sehr wahr! nur möchten wir nicht alles das *Staatsvortheil* nennen, was, beym Lichte besehen, bloss Vortheil eines Einzigen oder Einiger ist, und nicht alles *Politik des Staats*, was nur Politik eines oder einiger Köpfe ist.) e) Dass folglich die Staatsverbindung *allein genommen* kein zureichendes Mittel sey, die noch übrige primitive Unwissenheit, Trägheit und Eigenmäth-

mächtigkeit ganz zu vertilgen, die Thätigkeit für die höchsten Güter zu reizen, und den Menschen auf die ihm mögliche Art zu vervollkommen. (Ganz richtig; es ist aber auch schon genug, wenn der Staat, neben den Anstalten, die er trifft, die Cultur der Vernunft zu befördern, nur nichts gegen dieselbe unternimmt. *Die Kirche.* Das Interesse, die Lehren der Moral und Religion zu befolgen, wird verstärkt, wenn der Mensch nicht blos auf die Zukunft verwiesen, sondern diese mit der gegenwärtigen Welt in Verbindung gebracht wird. Von alle dem müsse bisher noch wenig geschehen seyn, da die Absichten der Menschen noch so wenig veredelt wären. Die Ursachen, die den eigentlichen und wahren Zweck der Moral und Religion nicht allein nicht befördert, sondern noch verhindert haben, werden nun in den Mängeln und Gebrechen der kirchlichen Verfassungen und den Verhältnissen der verschiedenen religiösen Partheyen selbst umständlich aufgesucht und gründlich dargestellt.

*(Der Beschluss folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Prag*, b. Barth: *Fälle des Wasserbruchs sammt Beobachtungen über eine sonderbare Art, diese Krankheit zu behandeln, denen ein sonderbarer Fall des mit dem Wasserbruche vermengten Harnblasenbruches und zwey Fälle des eingesperrten Bruches beygefügt sind;* von *T. Keate.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen vermehrt von *Wenzl Johann Langsvert*, Dr. Ohne Jahrzahl. 96 S. 8. und 1 Kupfertafel. Da das Original schon 1788 erschienen ist, so ist der Hauptgedanke in demselben, durch Umschläge von Salmiak in Essig und Weingeist den Wasserbruch gründlich zu heilen, schon bekannt, und von *Bell*, *Richter* u. a. schon geprüft worden. Was diese Uebersetzung anbetrifft, so ist sie fast durchaus undeutsch, zuweilen bis zum Unverständlichen, z. B. S. 26.: „*Die Ausleerung des Wassers vor dem Umschlag giebt nach meiner Meynung als sicher und unzweydeutig, wenn nicht eine stärkere Probe der Kraft in der Auflösung, als wenn der Sack voll war, zur Zeit, da dieselbe ist aufgelegt worden; seitdem der Zusammenhang in diesen Versuchen Platz nahm, nach einer schleunigen Ausleerung so wirksam, als nach einer stufenweisen Verminderung des Sackes!*" Hie und da ist zum Glück das übersetzte Wort hinzugefügt, z. B. S. 41., wo die Zertheilung des Wasserbruches durch *Luft* (Aether) versucht wird. Der Anmerkungen sind viele, und viele seitenlange hinzugekommen, nämlich dadurch, dass Hr. *L.* diejenigen Stellen, auf welche *K.* verwiess, ausführlich hineinschob, z. B. sieben Seiten aus Aetius. Hie und da sind aber auch literarische Noten, worinn z. B. Butzer, van Swieten und Plenk als die vorzüglichsten neuern Schriftsteller über den Wasserbruch angegeben werden! Unter den aufgezählten Operationsarten findet sich die durch die Wieke nicht, vielweniger die durch die Einspritzung, weil der ausgeschriebene Plenk sie nicht angeführt hat. Auch zwey Versuche nach der von *K.* vorgeschlagenen Art sind hinzugefügt, die aber beide misslangen. — Und diess kleine Stück Arbeit übergab der Uebersetzer dem Publicum mit folgenden Worten Bürgers:

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So lass dir dies zum Troste sagen:
Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen!!

PHILOSOPHIE. *Kiel*, in der Schulbuchh. u. *Leipzig*, in Comm. b. Heinsius u. Sohn: *Warum reden die Menschen in ihrer Gesellschaften so wenig und selten von Gott und der Religion?* Von *M. B. Birchner*, Diakonus zu St. Laurentii auf Söhr; aus dem Dänischen. 1793. 104 S. kl. 8. (6 gr.) Bekanntlich lieferte Hr. D. *Bang* in Kopenhagen eine gekrönte Preisschrift über die, hier abgehandelte, Frage, und der Arbeit des Hn. *B's.* ward das Lob einer besonders scharfsinnigen Zergliederung der Begriffe zugestanden. Der, welcher die Preisfrage aufgab, soll ein Privatmann seyn, und über die Preisfrage selbst liefen *fünf*, *bereits gedruckte*, Abhandlungen, drey in dänischer, wozu auch die hier vor uns liegende und von einen Ungenannten ins deutsche übersetzte, gehört, zwey aber in deutscher Sprache ein. Der Vf. gegenwärtiger Schrift bezieht die Frage selbst ganz richtig nur auf die gewöhnlichste Klasse der Menschen, die weder Pietisten noch Gottesläugner sind, und auf die Gespräche ihrer freundschaftlichen Zirkel. In der Beantwortung zeigt er ungemein viel richtige Kenntniss der menschlichen Seele, räumt zuerst die *philosophiam ignavorum* hinweg, welche alle dergleichen Dinge von der *Erbsünde* ableitet, beweist, dass nicht *alle* Menschen jene Abneigung gegen religiöse Gespräche haben, dass die Abneigung weder einem *natürlichen* Widerwillen gegen Gott und göttliche Dinge noch dem Uninteressanten der Religion an sich beyzumessen sey, sondern lediglich herkomme von gewissen, bey der grössten Klasse der Menschen eintretenden, Nebenumständen. *Das Leben der meisten ist unter Arbeit, Ruhe und Vergnügen getheilt.* Die Arbeit betrifft Amtsverrichtungen, häusliche Beschäftigungen, Mittel sich und den Seinigen die Nothwendigkeiten oder Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, oder Mittel seine eigene Hauptneigung zu befriedigen, und mit allen diesen Dingen hat die Religion nur sehr wenig oder gar nichts zu thun. In der Ruhezeit denkt der Mensch entweder gar nichts, oder er beschäftiget sich mit Ideen, welche auf seine vollendete Arbeit Beziehung haben; und dass er zu seinen Vergnügungen wohl oft am liebsten keine religiösen Betrachtungen, sondern lieber die für ihn stärkern Vergnügungen wähle, welche mit seiner Hauptneigung in Verbindung stehen, wird auch leicht einzusehen seyn. — Würde der Predigerstand sich einem Stande aufgeklärter Volkslehrer *in dem Umfange des Worts, den ihm die Sokratischen Gespräche* geben, immer mehr nähern; so dünkt uns, würde auch die Idee von Gott mehr in den Kreis des Lebens und lieblicher hereingezogen, vorzüglich aber die, vom Vf. nicht genug in Anschlag gebrachte, Furcht vor Frömmeley keinem Biedermann mehr zum Anlasse werden, in einem Zirkel von Freunden eher von allem, was Religion betrifft, zu schweigen, als in den Verdacht der Pietisterey zu kommen. — Angehängt ist noch eine Abhandlung *aus dem Nutzen religiöser Gespräche.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. März 1797.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Pythagoras* oder *Betrachtungen über die geheime Welt- und Regierungskunst.* Von *Adam Weishaupt.* etc.

FRANKFURT, b. Esslinger: *Ueber die geheime Welt- und Regierungskunst* — von *Adam Weishaupt.* etc.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

*Die Erziehung.* Alle Erziehung geschieht jetzt unter der Aufsicht der Kirche und des Staats. Diese geben ihr nur die zur Erreichung *ihrer* Zwecke nothwendige Richtung. Sie bildet nur Menschen, um dereinst ihr Glück zu machen, wohin doch, *nach aller Erfahrung* (?) die Veredlung der Absichten nicht führt, und schon der blosse Schein führen kann. Sie wirkt mehr auf den Kopf, als auf das Herz, sie macht mehr gelehrte, als gute und grosse Männer. Es giebt keine Erziehungsanstalt, welche eine Uebungsschule der Tugend wäre. (In den neuesten Zeiten ist doch in diesem Betracht schon vieles geschehen, und die Wirkungen davon sind nicht zu verkennen. Ueberhaupt besteht das Bild, das hier von der Erziehung entworfen wird, aus einem blossen Umriss, in welchem die charakteristischen Züge der *heutigen* fehlen. Die besondern Mängel in unserer *moralischen* Erziehung sind ganz übergangen, und was davon gesagt wird, ist zu allgemein.) Wir erwarteten nunmehr untersucht zu finden, ob denn die Mängel in der Staatsverfassung, der Kirche und Erziehung sich nicht zur Beförderung der sittlichen Veredlung verbessern liessen, oder diese Anstalten, auch bey ihren zweckmässigsten Einrichtungen, schon an sich zur Hervorbringung dieses Zwecks unfähig wären. Die Nothwendigkeit geheimer Verbindungen zu diesem Zweck kann nur dann erst erhellen, wenn die bereits vorhandenen Anstalten hiezu schlechterdings, auch in ihrer vollkommensten Gestalt, nicht tauglich seyn sollten. Allein diesen Punkt übergeht der Vf. ganz mit Stillschweigen, und geht folgleich 6) zu der Frage: *Was können wir zu diesem Endzweck von geh. Verb. erwarten, in wie fern geben diese ein höheres Interesse, unsere Absichten zu veredeln?* Die Antwort auf diese Frage liegt in dem Beweis folgender *vier* Sätze: 1) Es ist ein dringendes Bedürfniss, dem Druck und dem Missbrauch der öffentlichen Gewalt zu entgehen, sich zu verstärken, und seine Gegner auf immer unwirksam zu machen. Dass dies gewöhnlich misslingt, daran sind, wie man leicht entdeckt, die Leidenschaften der Menschen Ursache. Mit dieser Entdeckung ist zugleich das Mittel gefunden, die Leidenschaften herabzustimmen, und dieses ist kein anderes, als eine höchstmögliche Veredlung und Läuterung unserer Absichten. Man hatte sich vereiniget, um dem Drucke zu entgehen, man vereiniget sich von nun an, die Sittlichkeit zu vermehren, um auch andern Menschen auf diesem Wege zu einer ähnlichen wohlthätigen Ueberzeugung zu helfen. (Dies ist allerdings der einzige rechtmässige Grund zur Errichtung geh. Verb. in einem Staate, in welchem *alle* Mittel zur Beförderung der Sittlichkeit vernachlässiget, die unveräusserlichen Menschenrechte gekränkt werden, und die öffentliche Gewalt zur Beeinträchtigung des Zwecks der bürgerlichen Verbindung in ihren verbundenen Individuen gemissbraucht wird; und die Vernunft billigt nicht allein, sondern gebietet sogar die Beförderung der moralischen Veredlung, als *das Mittel, den politischen Druck mit Standhaftigkeit zu erdulden,* und ihn *allmählich, durch die Verbreitung einer grössern Masse von Sittlichkeit,* auch unter dem regierenden Theil der Staatsglieder, aufhören zu machen. Nur, wie jenes Mittel wirksam zu machen, und den mannichfaltigen Schwierigkeiten und Hindernissen dabey zu begegnen sey, ist eine andere und sehr schwere Frage, die hier unberührt geblieben ist.) Dieser Zweck, Beförderung der Sittlichkeit, *taugt nur* für geheime Verbindungen, weil es ganz wider die Natur einer wahren ungeheuchelten Tugend ist, sich mit der strengen Ausübung zu *brüsten.* (Nicht doch! er *taugt* nicht blos, sondern ist *allen Menschen* in allen Verhältnissen *geboten;* dadurch aber wird das Bedürfniss geheimer Verbindungen, da, wo sie wirklich ein Bedürfniss sind, nicht vermindert; es kömmt nur darauf an, ob sie *eben dadurch,* dass sie geheim sind, wirksamere Mittel zur Beförderung und Vermehrung der Sittlichkeit unter ihren Gliedern an die Hand geben können; und dies ist es, was bündiger bewiesen werden müsste. Der Ungrund des angeführten Grundes ist schon oben gezeigt.) Noch einige aus der Natur geh. Verb. entspringende Motive zu einem sittlichen Betragen und vorzüglichem Studium des Menschen, die wir aber übergehen müssen. 2) Geh. Ges. geben ein neues und stärkeres Interesse, den Menschen mehr nach seinen Absichten, als nach den Folgen seiner Handlungen, zu beurtheilen; eben dadurch verbessern sie zugleich auch den Beyfall, und erwecken das höchste Interesse, gut und nach den höchsten Absichten zu handeln. (Wenn man auch die Gründe des Vf. für diesen Satz gelten liesse, so hätte doch wenigstens gezeigt werden sollen, *welche* Mittel eine geh. Verb. ins Werk setzen könne, die Absichten ihrer Glieder zuverlässiger, als

als wohl aufser ihr zu geschehen pflegt, zu erforschen.) 3) Geh. Verb. sind noch überdies das kräftigste Mittel, den Umgang und die Gesellschaft vernünftiger und für die Tugend unschädlicher zu machen; weil sie ohne die höchste Läuterung der Absichten nicht bestehen können, und also hier durchaus nöthig ist, dass alles, was gethan wird, aus den besten Absichten geschehe, und dass man die Kunst verstehe, den Schein von der Wirklichkeit zuverlässig zu unterscheiden. (Die Erfahrung möchte doch unter den bisher bestandenen geh. Verb. Beyspiele aufzeigen, dass dergleichen auch ohne jene höchste Läuterung der Absichten bestanden haben und noch bestehn; es kommt dabey nur auf das Interesse der Verbundenen für den Zweck und auf die Wahl solcher Glieder an, die für diesen Zweck Empfänglichkeit haben; auch finden empirische Zwecke gemeiniglich eifrigere und standhaftere Anhänger, als rein vernünftige. Aufserdem kann auch noch die Verstellungskunst unter denen, die es in der Ausübung sittlicher Maximen nicht schon zu einiger Fertigkeit gebracht haben, um so mehr befördert und verfeinert werden, je mehr in einer solchen Verbindung Behutsamkeit und Vorsicht angewendet werden mufs, damit man der Verstellung nicht auf die Spur komme. Man müfste daher wohl den Mitgliedern in ihren Handlungen lieber freyes Spiel lassen, sie werden dann weit offener und unbefangener zu Werke gehen, als wenn sie wissen, dass man ihren Absichten auflauert.) 4) Durch geh. Verb. wird die primitive Unwissenheit, Trägheit, Sinnlichkeit und Eigenmächtigkeit vermindert. Der Mensch erhält auf diesem Wege ein neues Interesse zu einer höhern Thätigkeit. Denn hier wird er genöthigt, die Erfahrung selbst zu machen, dass nicht jede *Absicht* zu Erreichung unserer *Zwecke* hinreiche, und dass hiezu die höchste Läuterung der Absichten die Grundbedingung sey. (Die kleine Verwirrung, die hier zwischen *Absichten* und *Zwecken* herrscht, hebt sich, wenn man weifs, dass unter *diesen* empirische Zwecke, Reichthum, Ehre, Beyfall, und unter *jenen*, geläuterte und ungeläuterte, sittliche und unsittliche Absichten, als Mittel zu jenen Zwecken betrachtet werden. Die behauptete Erfahrung selbst aber, wird der Mensch auch aufser geh. Ges. zu machen genöthiget, und wenn auch eine geh. Ges. die Sittlichkeit zur Grundbedingung der Erreichung empirischer Zwecke macht, so steht es doch nicht in ihrer Macht, für den wirklichen und unfehlbaren Erfolg des Bedingten Gewähr zu leisten.) Diese gemachte Erfahrung ist eine Bereicherung unserer Erkenntnifs, und diese ohne Zweifel eine Verminderung unserer Unwissenheit, ein höherer Grad der Aufklärung. (Wie aber, wenn diese Erfahrung nicht gemacht würde?)

Aus allem bisher Gesagten folgert nun der V.: 1) Wenn geh. Ges. ein wirksames Mittel zu unserer höhern Vervollkommnung sind, so mufs bey allen, die sich von der Nutzbarkeit dieses Mittels überzeugt haben, sich der schädliche Glaube an ein unheilbares Verderben des Menschen vermindern, und ihre Thätigkeit einen neuen Reiz erhalten. (Geh. Ges. können zwar so gut, wie andere zweckmäfsig dazu eingerichtete Erziehungsanstalten, ein Mittel zur Beförderung der Sittlichkeit seyn; aber der Glaube an unser Besserwerden oder an unser unheilbares moralisches Verderben kann unmöglich von dem Daseyn geh. Ges. abhängen, da sie ja nur den moralischen Unterricht und die moralischen Uebungen, und folglich kein Mittel zur Aufnahme der Sittlichkeit aufzuweisen haben, das nicht auch in öffentlichen moralischen Societäten und Erziehungsanstalten mit gleichem Erfolge angewendet werden könnte.) 2) Wird durch geh. Ges. die Tugend kräftiger befördert, so schadet man dieser, wenn man jene ohne Ausnahme verläftert und verschreyt. 3) Es ist kurzsichtig, einseitig und voreilig zu glauben, geh. Ges. wären nicht für alle Länder, denn keines kann sich der bestmöglichsten Sittlichkeit rühmen. (Dieser Grund ist nicht hinlänglich; es kommt vielmehr darauf an, ob in einem Lande die Sittlichkeit und die dieselben befördernden Mittel *öffentlich gehindert* werden. 4) Bey allen Ueberzeugten mufs sich das Mifstrauen, der Abscheu und die Verachtung gegen geh. Verb. vermindern, es mufs sogar ein dringendes Bedürfnifs nach denselben entstehen. (Natürlich kann hier nur von solchen geh. Verb. die Rede seyn, die jenen höchsten Zweck wirklich haben, und für ihn thätig sind.) 5) Es mufs den gegenwärtigen geh. Verb. eine Läuterung und Verfeinerung bevorstehen, sie müssen vernünftiger und unschädlicher werden. (Einige, z. B. die Rosenkreuzerey, und was damit zusammenhängt, lassen sich nicht verbessern, weil sie einen blofs empirischen Zweck haben; bey andern stehen Rituale und Ceremonien, die ihr Wesen auszumachen scheinen, *einer* gründlichen Reformation im Wege. Eine Aenderung des Zwecks und der Mittel, die Abschaffung alles unbrauchbaren und zwecklosen Alten würde ihre Substanz angreifen. Wäre es also nöthig, in Geheim für Moralität zu wirken, so müfste es wenigstens durch ganz neue, dem gegenwärtigen Grade der Aufklärung angemessene, Anstalten geschehen. Aber immer frägt sichs: ist dies denn nöthig?) 6) Auch für sich hofft der Vf., dass um der guten Sache willen kein edeldenkender Schriftsteller der Kabale und Verläumdung ferner seine Feder leihen, dass man von nun an aufhören werde, ihn als einen Verführer der Jugend, als einen Feind der Religion und als einen Stöhrer der öffentlichen Ruhe zu verschreyen; er macht sogar Ansprüche auf eine günstigere Beurtheilung, da er jederzeit die hier vorgetragenen Grundsätze vor Augen gehabt habe. (Rec., der den Vf. als einen gelehrten und gutdenkenden Mann schätzt, ist, für seine Person, wegen der guten Absichten desselben bey Errichtung des Illuminatenordens nicht im mindesten zweifelhaft, sondern sogar überzeugt, dass, so unvollkommen auch jener Orden, nach dem eignen Geständnifs seines Stifters, in seinen Einrichtungen war, er doch für viele Jünglinge, und selbst für Männer in Ansehung der Vermehrung und Berichtigung ihrer Kenntnisse, der Schärfung ihres Nachdenkens und der Ver-

besse-

besserung ihres moralischen Charakters überaus nützlich gewesen sey. Der Vf. würde auch wahrscheinlich jene Vorwürfe, und er und der Orden die erlittene Verfolgung nicht erfahren haben, wenn er sich in den Instructionen und dem Unterrichte für die verschiedenen Grade blofs an den Zweck, die Beförderung der Sittlichkeit, als letzten Zweck, gehalten, ihn nicht als Mittel zu andern Zwecken behandelt, und sich gar nicht auf die Folgen, die die Realisirung desselben für Religion und Staatsverfassung haben würde, eingelassen hätte.)

*Zweyter Abschnitt. Von den Zwecken geheimer Verbindungen insbesondere.* Der Zweck einer geh. Verb. mufs eine aufser der Verborgenheit weniger erfüllbare, allgemeine Menschenpflicht seyn. Eine solche ist die Beförderung einer höhern Sittlichkeit. Um zu erfahren, ob eine geh. Ges. wirklich Sittlichkeit zum Zweck habe, mufs man erforschen: 1) ob sie die Sittlichkeit hindert, indem sie solche zu ihrem Zweck angiebt. Der Vf. zweifelt, dafs es solche geh. Ges. gebe; sie könnten weder sehr ausgebreitet noch dauerhaft seyn, da das Betragen der Mitglieder und die Mittel ihren Zweck bald verrathen würden. 2) Ob sie nicht im Verborgenen einen engern Zweck zu ihrem Hauptzweck macht. Diese Art geheimer Gesellschaften komme öfterer vor. Ihr engerer Zweck werde verrathen durch die Auswahl, die Bildung und den Unterricht der Mitglieder, durch die Beschaffenheit der Mittel, welche vorzüglich gebraucht werden, durch Unterlassung alles dessen, was Sittlichkeit befördern kann. 3) Ob die geh. Ges. die Sittlichkeit, von der sie so viel spricht, weder befördert noch hindert. Diese Art sey die gewöhnlichste. (Diese dreyfache Distinction ist nicht charakteristisch genug. Es läfst sich keine Gesellschaft denken, die blofs dadurch, dafs sie die Sittlichkeit als ihren Zweck vorgäbe, dieselbe hinderte. Dies könnte nur durch einen unmoralischen Zweck oder durch den Gebrauch unmoralischer Mittel geschehen. Im ersten Falle würde die Gesellschaft zur zweyten Klasse gehören, und nur im zweyten eine eigne Klasse ausmachen. Bey der zweyten von dem Vf. angegebenen Art geh. Ges. müfste unterschieden werden, ob ihr engerer Zweck und die Mittel dazu erlaubt oder unerlaubt wären; welches wieder ganz verschiedene Klassen geben würde; die obige dritte Klasse könnte dann den Beschlufs machen.) Die besonderen Zwecke sind *mysteriöse*, *intellectuelle* und *literarische*, *politische* und *religiöse*. I. *Mysteriöse*, z. B. die Kunst, Metalle zu verwandeln, Geister zu citiren u. dgl. sind unerreichbar, thöricht und der Sittlichkeit schädlich, da sie in der Trägheit, Sinnlichkeit, Habsucht und Herrschsucht ihren Grund haben. II. *Intellectuelle, literarische Zwecke.* Theoretische und speculative Kenntnisse schicken sich nicht für geheime Gesellschaften; sie sind auf andern öffentlichen Wegen zu erlangen, und dafs es uralte, verborgene höchst wichtige Ueberlieferungen gebe, ist ein Wahn und Vorgeben schlauer Betrüger. Literarische Zwecke werden nur zu andern Zwecken gebraucht: 1) um ein Monopol darinn, und durch solches die Herrschaft über die Menschen zu erhalten. Dies ist so unausführbar als unerlaubt. Indessen könne eine Gesellschaft nicht verwerflich seyn, die ihre gesammelten Kenntnisse und Einsichten nur solchen ertheilte, welche die besten Beweise von Sittlichkeit gegeben hätten. (Doch wohl nur unter der Einschränkung, dafs den Mitgliedern nicht solche Einsichten vorenthalten würden, die auf ihre sittliche Vervollkommnung Einfluss haben? Da übrigens, wenn sittliches Betragen die Bedingung der Theilnahme an jenen Kenntnissen und Einsichten seyn soll, dieses ein lebhaftes Interesse für dieselben voraussetzt; so würde ein solches Institut in Rücksicht auf die Wahl seiner Glieder sehr eingeschränkt seyn, und nur diejenigen würden daran Theil nehmen können, die sich schon für die mitzutheilenden Kenntnisse interessirten, und für diese dürften, wenn sie ihnen ein Antrieb zur Sittlichkeit werden sollen, keine andere Mittel, sich in den Besitz dieser Kenntnisse zu setzen, vorhanden seyn. Eine Gesellschaft, die nichts als neue Entdeckungen und Erfindungen in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben machte, kann aber leichter gedacht als zusammengebracht und ausgeführt werden.) 2) Um Secten zu stiften. Ist eben so unausführbar. (Warum denn? wie, wenn der Vf. für seine *Theorie des Idealismus* im sechsten Grade der Illuminaten Proselyten gemacht hätte?) 3) Um den Ton in wissenschaftlichen Fache anzugeben, und über Köpfe und Meynungen zu herrschen. Dieser Zweck kann auch öffentlich erreicht werden, und eine solche Gesellschaft ist um so gefährlicher, als sie den Grund zu einem fürchterlichen Despotismus des Geistes legen kann. 4) Um den Buchhandel an sich zu reifsen, und die Wissenschaften als eine Finanzquelle zu benutzen. Ein niedriger Zweck, der Gewinnsucht und Eigennutz erweckt. 5) Um die Folgsamkeit der Mitglieder mit den hier gemachten Entdeckungen zu belohnen. (Was sich darüber sagen läfst, ist schon oben bey Nr. 1. erinnert worden.) III. *Politische Zwecke.* Fast alle geheime Gesellschaften haben einen solchen; alle zwecken ab, Macht und Stärke zu erhalten, und die entgegenstehende Macht zu vermindern. Es sey etwas Erlaubtes, Grofses und Edles, die Willkühr zu schwächen, zu machen, dafs sich niemand über die Gesetze erhebe, dafs statt der Leidenschaft die Vernunft befehle, dafs alle den Gesetzen, niemand der Person gehorche; wenn man sich hierzu keiner andern, als blofs allgemeiner, Mittel bediene, welche zu allen Zeiten, an allen Orten, unter allen Regierungen die Vervollkommnung der politischee Verfassung hervorbrächten; wenn man weiter nichts thue, als edlere, uneigennützige, bessere Menschen zu bilden. Alles übrige komme von selbst, und sey eine natürliche Wirkung einer solchen Ursache u. s. w. Dieses sey der Schlüssel zur Erklärung des Systems der Illuminaten, und selbst der so empörend scheinenden Anrede an die *Ill. dirig.* am Ende des zweyten Bandes der Originalschriften. In der Folge sucht der Vf. zu beweisen, dafs das goldne Weltalter, oder die natürliche

liche Gleichheit und Freyheit einzuführen; eine Universalmonarchie zu errichten; die Plane der Regierungen zu verewigen, und die Ausführung derselben zu erleichtern; sich des Einflusses auf die Regierung zu bemächtigen etc., theils lächerliche, theils durch specielle Mittel gar nicht, oder doch nur mit zu grosser Gefahr und Unsicherheit, ausführbare Zwecke wären, dafs aber das, was daran ausführbar und wünschenswerth sey, durch die Beförderung der Sittlichkeit mittelbar erreicht werden könne. IV. *Religionszwecke.* Auch von diesen wird zu behaupten gesucht, dafs sie für geheime Verbindungen nicht taugen. (Freylich, wenn sich geh. Verb. mit dem *theoretischen* Theile der Religion, folglich mit Meynungen, abgäben, über welche sich die Menschen nicht vereinigen könnten, so legen sie dadurch den Grund zu ewigem Streit. Wenn es aber heifst: „Soll der *praktische* Theil der Religion zum Gegenstand einer geh. Verb. gemacht werden, so sind alle Theorieen der Moral, welche hier aufgestellt werden, überflüssig, weil alle geheimen Sittenlehren sich von der Vernunft und dem gemeinen Menschenverstande entfernen, und gröstentheils mystischen Unsinn lehren, weil die wahre Theorie der Moral bereits seit langen Zeiten (?) gefunden sey, und nicht erst entdeckt werden soll u. s. w.;" so müssen wir gestehen, dafs wir den Sinn dieser Stelle nicht errathen können. Und wie, wenn mehrere Personen eine reine Art von Gottesverehrung unter sich einführen wollten, solches aber öffentlich zu thun, durch den Despotismus der herrschenden Kirche gehindert würden; können auch diese nicht in eine geheime Verbindung zu diesem Zwecke treten? Wenn nicht, so sind auch alle geheime Gesellschaften, welchen Zweck sie haben mögen, unzulässig.

*Dritter Abschnitt: Von den Absichten der ersten Stifter geheimer Verbindungen.* Der Vf. unterscheidet die *Absichten* der ersten Stifter von den *Zwecken* ihrer Gesellschaft. Es frage sich nämlich, was einen solchen bewogen habe, derselben diesen und keinen andern Zweck zu geben, ob seine Absichten rein und uneigennützig gewesen sind. Diese Absichten verriethen sich aus dem Stande, Charakter, der Lebensart, den Bedürfnissen, dem Umgange der Stifter, aus den übrigen Umständen der Zeit und des Orts, selbst aus vielen ursprünglich getroffenen Einrichtungen seiner Gesellschaft. Viele geh. Ges. hätten nur eine kleine und unbedeutende Veranlassung gehabt, erst in der Folge habe man bemerkt, dafs sie sich zu allgemeinern, fortdauernden und reellen Zwecken benutzen liefsen. Diese Betrachtungen bereiten dem Vf. den Weg, die Veranlassungen und mitwirkenden Ursachen zur Errichtung des Illuminatenordens offenherzig darzulegen. Die Erzählung davon ist interessant, und die Gründe für die Reinheit der Absichten des Vf. werden gewifs bey Personen, die ohne Leidenschaft über andere zu urtheilen verstehen, Eingang und Glauben finden.

PARIS, de l'imprimerie du Depot des loix: *Sommaire de la correspondance d'Etienne Felix Hennin*; chargé d'affaire de la republique française à Constantinople, pendant les premieres, seconde et troisieme année de la republique. 1796. 190 S. 8.

Der Vf. dieser Schrift, der verschiedene Jahre zu Venedig als franz. Geschäftsträger gestanden, seit dem 9ten Jun. 1793 aber, in der nämlichen Eigenschaft, nach Constantinopel gesandt wurde, um, wie es scheint, dem Divan die Ernennung des franz. Gesandten Semonville zu melden, und die Gesinnung der Pforte gegen die damals in Frankreich herrschende Parthey zu erforschen, liefert in derselben eine summarische Uebersicht der Depeschen, die er während seines Aufenthalts in Constantinopel theils an den Minister der auswärtigen Geschäfte, theils an den *Comite de salut Public* und den Convent gesandt hat. Da seine Aufnahme in Constantinopel nicht so günstig ausfiel, als er anfänglich geglaubt hatte, und der vor ihm daselbst accreditirte Geschäftsträger *Descorches* (vormals *Marquis de St. Croix*), so wie mehrere im türkischen Reiche angesessene franz. Kaufleute, einer ganz andern, als der damals in Paris herrschenden Parthey zugethan waren; so entstanden natürlicher Weise zwischen den beiden Geschäftsträgern viele Mifshelligkeiten, die aus Mangel an Unterstützung, und einer hinlänglich mächtigen Parthey, zum Nachtheil des Vf. ausfielen. Hierzu kam, dafs fast auf alle nach Paris gesandten Depeschen keine Antwort erfolgte, so dafs der Vf. sich endlich genöthigt sah, nach Paris zurückzukehren. Hier wurden ihm bey seiner Ankunft von den neuen Ministern mancherley Dinge zur Last gelegt, worüber er sich aber, durch die Verweisung auf die eingesandten Depeschen zu rechtfertigen sucht. In wie weit die Vorwürfe, die man ihm gemacht hat, gegründet sind, oder ihn persönlich treffen, darüber giebt vorliegende Schrift dem gewöhnlichen Leser nicht hinlänglichen Aufschlufs, weil es darinn durchaus an einer zusammenhängenden motivirten Darstellung der vorgefallenen Begebenheiten fehlt. Eine gewisse Klasse von Lesern, vorzüglich diejenige, die mit dem Gang diplomatischer Verhandlungen, und den damals in der Türkey für und wider die franz. Revolution herrschenden Meynungen bekannt sind, für diese enthält die Schrift doch auch wiederum mehrere nicht unbedeutende Winke, die selbst bey der aphoristischen Kürze, die der Vf. glaubte beobachten zu müssen, leicht aufzufinden sind.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 6. März 1797.*


## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HELMSTÄDT u. LEIPZIG: *Staats-Archiv.* Angelegt und geordnet von dem Hofrath und Prof. *Häberlin* zu Helmstädt. 1796. Erster Band. 1stes bis 4tes Heft. 524 S. Zweyter Band. 5tes und 6stes Heft. 256 S. gr. 8.

Nach der Beendigung der Schlözerischen Staats-Anzeigen, bedurften wir eines Mannes von Ansehen bey der Nation, der die wichtigsten politischen Actenstücke der neuesten Zeit sammelte und commentirte. Wir haben ihn an Hn. *H.* gefunden, dessen hier anzuzeigendes Archiv einen Reichthum der interessantesten politischen Nachrichten und Urkunden enthält. Es darf von einem deutschen Bürger, den die Verfassung unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes *interessirt*, um so weniger ungelesen bleiben, da es sich vorzüglich mit Deutschland beschäftigen soll, und wirklich in diesen sechs Heften blofs *deutsche*, aber durchaus merkwürdige, Vorfälle erzählt und mitgetheilt werden. Wir müssen eben deshalb die Rubriken fast aller Aufsätze hier angeben, mit Weglassung nur einiger wenigen:

*Erstes Heft.* Briefwechsel des Grafen von Herzberg mit dem jetzigen König von Preufsen. Voll der lebhaftesten Ermunterungen Herzbergs, der schon von Geschäften entlassen war, an den König, Frieden mit Frankreich zu machen (jedoch mit Einschlufs der Alliirten) und Polen nicht zu theilen, sondern sich blofs bey Gelegenheit des zu schliefsenden allgemeinen Friedens mit Frankreich von sämmtlichen paciscirenden Theilen Danzig und Thoren und den District zwischen der Netze und Warthe auszubedingen, den einzigen District, der Preufsen wahrhaft nützlich seyn könne. Der König machte ihm aber in seinem Antwortschreiben bemerklich, dafs er nicht mehr in Thätigkeit sey und dafs er wünsche, dafs Herzberg selbst sich dessen erinnern möge, damit der König ihn nicht daran zu erinnern brauche. — Promemoria von Kur-Braunschweig, die Rechtmäfsigkeit der Beschwerden verschiedner deutschen Reichsstände über die Decrete der französischen Nationalversammlung betreffend von 1791. Kurbraunschweig behauptet, dafs der Elsafs durch den Ryswykischen Frieden ganz an Frankreich abgetreten worden sey, und Hr. *H.* ist gleicher Meynung. Freylich sind die Stellen im Westphälischen Frieden: der Oberhoheit Frankreichs unbeschadet, und doch zugleich: *Salvis arga imperium Rom. Germanicum juribus* widersprechend; die Sache mufste also erst in der Folge bestimmt werden, und nach diesen Bestimmungen scheint die Cession des ganzen Elsafs kaum geleugnet werden zu können. Nur die Kurtrierischen Diöcesangerechtsame über Metz, Tull, und Lothringen sind nach dem Westphälischen Frieden aufser Streit. — Verzeichnifs, welche Stände ihre Römermonate zu gegenwärtigem Reichskriege richtig bezahlt und welche sie noch schuldig geblieben sind. — Anmerkung über eine Note in der deutschen Monatsschrift, den Patriotismus des Fürstbischofs von Hildesheim und der exemten Hildesheimischen Landstände betreffend. Dieser Patriotismus (Beytrag zur Landessteuer) sey sehr natürlich, da sie vorausgesehen hätten, dafs, wenn die Sache durch Urtheil und Recht wäre entschieden worden, sie nach der Hildesheimischen Verfassung ohnehin nicht würden Recht behalten haben. — Politisches Vermächtnifs eines Oestreichischen Ministers, an Kayser Leopold I. Heillose Rathschläge zur Aufreibung der Ketzer, zur Unterdrückung der drey protestantischen Kurhöfe, Bayerns, Frankreichs, welches Deutschland immer beystehe. Rec. gesteht, dafs er, ohne die nochmalige Versicherung des Hn. Herausg. das Vermächtnifs nicht für ächt halten könnte, weil es zu plump ist. — Vertrag des Fürsten von der Lippe mit seiner Landschaft bey Wieder-Uebernahme der Regierung nach seiner Krankheit von 1794. Viele Einschränkungen bey Verwaltung der Regierung, denen er sich unterzog, besonders der, keine neue Kammerschulden ohne Einwilligung der Ständischen Deputirten zu machen. Hierzu gehört im *dritten Heft* theils die Rechtfertigung der Lippischen Landstände in Betreff des Verfahrens bey der Gemüthskrankheit ihres Fürsten, theils der anderweite Vertrag zwischen dem Fürsten und den Ständen von 1795, wodurch der obige Vergleich nur auf drey Jahre eingeschränkt wird. Hr. *H.* hofft inzwischen, dafs der Fürst den Punkt wegen der Kammerschulden nach dem herrlichen Beyspiel des jetzt regierenden Herzogs von Braunschweig auf ewige Zeiten fest setzen werde. — Deutsche Reichsjustiz, Auskunftsmittel des Reichskammergerichts bey unterbliebener Vollstreckung eines Mandats, indem es den Unterthanen des Burggrafen von Kirchberg nachliefs, so lange mit Entrichtung gewisser Abgaben inne zu halten, bis dadurch die Summe, in welche der Graf condemnirt worden war, compensirt seyn würde. — Franz Ludwig Fürstbischoff zu Bamberg und Würzburg, Muster eines guten Fürsten. Auszug aus des Hn. *v. Hefs* schöner Schilderung dieses edlen Fürsten, der in Bamberg und Würzburg leben wird, so lange daselbst die Dankbarkeit nicht ausstirbt. — Ueber die Uebergabe der Festung Mannheim vom Grafen

Strengschwerds die bekannte heftige Invective, nebst Anmerkungen des Herausgebers, der sie zu widerlegen sucht. Soviel ist wohl unleugbar gewiss, dass der Reichs-Feldmarschall das Recht hat, sich darum zu bekümmern, dass der Landesherr seine Festungen gehörig besetze, und vertheidige; nur darf er, wenn Fehler hierin vorgegangen sind, die Bestrafung der Landesherrlichen Diener sich nicht anmaßen.

*Zweytes Heft.* Ist Preußens gegenwärtiges Verhalten mit seinen früheren Erklärungen in Widerspruch? Eine Rechtfertigung Preußens, scheinbar unpartheyisch. — Bericht des kayserl. Kammergerichts über den Recurs des Fürsten von Neuwied. Die schöne Vertheidigung des Kammergerichts wegen der über den Fürsten von Neuwied verhängten Curatel, womit im *fünften Heft* die Erzherzoglich-Oesterreichische Note, diesen Recurs betreffend, verbunden werden muss, worin gleichfalls die allerdings wahrscheinlichere Meynung behauptet wird, dass die Stelle der Wahlcapitulation, zufolge deren kein Reichsstand von dem Voto auf dem Reichstage suspendirt oder der Landesregierung entsetzt werden soll, auf die Regierungs-Entsetzungen zur Strafe, keinesweges aber auf die von jeher gesetzmäßigen Curatelbestellungen, gehe. — Schreiben des Kayfers an den Markgrafen von Baden, die Beschlüsse des Wilhelmsbader Fürstencongresses betreffend, nämlich einen neuen Fürstenbund zu rascherer Fortsetzung des Krieges zu errichten. Der Kayser verwarf die Idee, weil die Kreisassociation hinreichende und wirksamere Mittel dazu an die Hand gebe. — Schreiben des regierenden Herzogs von Braunschweig an den kayserl. Gesandten, Grafen v. Westphal, den Hessen-Kasselschen Separatfrieden betreffend. Der Herzog entschuldigt den Landgrafen aus dem Gesichtspunkt der Selbsterhaltung, da Deutschland von aller Vertheidigung entblößt gewesen sey. — Etwas über die gräfl. Strengschwerdische Beurtheilung des vorstehenden Schreibens vom Herausgeber. Hr. *H.* behauptet gegen den Grafen von Strengschwerd, der vorstehendes Schreiben zu widerlegen suchte, dass ein deutscher Reichsstand nicht nur sein Contingent zurückziehen, sondern auch Particular-Frieden schliessen dürfe. Rettung des Landes aus augenscheinlicher Gefahr und bey unzureichender Vertheidigung, dieser Gesichtspunkt des Vf. ist der wahre, aber auch der einzige. Denn Gründe, wie die: dass der Verlust des Burgundischen Kreises kein Verlust für Deutschland seyn würde, sind, wie Göthe sagt, Sätze, die nichts setzen.

*Drittes Heft.* Schreiben des evangelischen Theils des kayserl. Kammergerichts an das Corpus Evangelicorum in der Froriepischen Sache vom May 1795, worin dasselbe behauptet, dass die Reichsgerichte auch *in geistlichen Sachen*, in so fern dabey Nullitäten begangen worden sind, zu erkennen haben, falls sie sich nur nicht in die Hauptsache mischen, sondern nur die dabey begangenen Nullitäten heben. Hr. *H.* ist eben dieser Meynung, wie er dies in einem Auffatz des vierten Hefts: Ueber die Gerichtsbarkeit der höchsten Reichsgerichte, wenn von evangelischen geistlichen Gerichten unheilbare Nichtigkeiten begangen werden, weitläuftiger auseinander gesetzt hat. Auch Pfanger stimmt hiemit überein. — Deutscher Fürstenbund von J. 1785. Hier und in Hn. *von Martens Recueil des traités* zum Erstenmale gedruckt. Sehr allgemeinen Inhalts, bloße Verpflichtungen der verbundnen Höfe zur Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung. Die geheimen Artikel, die wohl specielleren Inhalts seyn mögen, können, wie der Herausg. sagt, ohne Voreiligkeit noch nicht bekannt gemacht werden. — Vorstellungen der Kurtrierischen Landschaft, die Bewaffnung der Franzosen betreffend, an den Kurfürsten von Trier. Sehr starke und freymüthige Warnungen an den Kurfürsten, sich mit den Emigranten nicht einzulassen. Der Kurfürst versprach, wie man sieht, immer ihren Beschwerden abzuhelfen; aber es scheint meist bey Versprechen geblieben zu seyn. Hiemit ist auch der Artikel: Deutsche Reichsjustiz, im sechsten Heft zu verbinden. — Herzogl. Zweybrückisches Promemoria die am 23 Nov. 1795. erfolgte Arretirung des Herzogl. Ministers von Salabert betreffend, ferner: Auszug Schreibens des Kurf. von Köln an seinen Comitial-Gesandten die Arretirung des Zweybrückischen Ministers betreffend, und mündliche Eröffnung des Kurbrandenburgischen Hn. Comitial-Gesandten, die Arretirung des Hn. v. Salabert betreffend: lauter Beschwerden über eine Handlung, die üble Laune über verfehlte Kriegsoperationen allenfalls entschuldigen, aber nie rechtfertigen kann. Das Kurkölnische Schreiben ist nicht vom Onkel des Kayfers, sondern vom deutschen Reichsfürsten, dictirt. — Fürstbischöflich Regensburgische Consistorial-Verordnung wider die unenthaltsamen Klerikes des Regensburger Kirchsprengels. — Etwas von der Lütticher Sache, gegen den Fürsten. Freylich suchten die Lütticher ihr Recht auf dem Wege der Gewalt, da ihnen noch Rechtswege offen waren; aber der Fürst hätte auch von seiner Seite nachgiebiger seyn sollen. Es war traurig, wiewohl auch sehr natürlich, dass diese Revolution in Eine Zeit mit der Französischen fiel. — Actenstücke, die der kayserl. freyen Reichsstadt Goslar von dem Grafen von Wallmoden-Gimborn als commandirenden General der K. Grosbrittanischen Armee zugemuthete Aufnahme einer Anzahl französischer Kriegsgefangenen betreffend, verbunden mit der Fortsetzung derselben im vierten Stück. Der Graf von Wallmoden als commandirender General der Englischen, also einer Deutschland nichts angehenden Armee, muthete der Reichsstadt Goslar zu, eine Anzahl französischer Kriegsgefangenen nebst Bedeckung einzunehmen, und da der Magistrat, vorzüglich wegen der in Goslar obwaltenden grosen Theurung sich dessen weigerte, antwortete der Graf ihm in einem heftigen Promemoria. Die Reichsstadt wandte sich an die ausschreibenden Fürsten des Niedersächsischen Kreises, so wie an den Reichstag, und der ihr zugedachte Besuch unterblieb. Rec. hat auch hier wieder in den Goslarischen Memorialen einen edlen und anständigen Styl bemerkt. — Actenstücke den Hildesheimer Convent betreffend. —

Für-

*Viertes Heft.* Aufser dem bereits bemerkten: Resolution des geistlichen Departements zu Berlin an die Conventualen in Kloster Bergen bey Magdeburg. Das bekannte auffallende Rescript, das in Aeufserungen und Schreibart, so sehr gegen die Maximen der preufsischen Gesetzgebung, und den edeln Geschäftsstyl, der in andern preufsischen Departements herrscht, auch sonst im geistlichen herrschte, absticht, dafs man versucht wird, der Vermuthung des Hn. Abt Henke, der es auch in seinem Archiv hat abdrucken lassen, beyzutreten, es falle blofs einem unverständigen und mit der, allen im Namen des Landesherrn auszufertigenden Schriften, geziemenden Würde völlig unbekannten Kanzleyconcipisten zur Last. — Schilderung der Reichsarmee, aus einem Werke: Schilderung der jetzigen Reichsarmee nach ihrer wahren Gestalt. Alte Klagen mit neuen Belegen von einem, wie es scheint, sehr nahen Beobachter. Aufser den Oesterreichischen und Preufsischen Truppen werden nur die Sächsischen und Hessischen sehr rühmlich von dem allgemeinen Verdammungsurtheil ausgenommen. — Deutsche Zeitungen in Paris (scheint genau mit dem folgenden Artikel zusammenzuhängen.) — Dienstentlassung des Hofrichters, auch Land und Schatzraths, von Berlepsch zu Hannover, verbunden mit mehreren Aufsätzen im fünften und sechsten Stück. Der Hr. von Berlepsch wurde wegen eines sehr freymüthigen Votums, welches er in der Versammlung der Stände abgelegt hatte und dessen Hauptinhalt dahin ging, bey dem Könige darauf anzutragen, dafs die Hannöverischen Lande für neutral in Ansehung des gegenwärtigen Krieges (der Stellung des Reichscontingents jedoch unbeschadet) erklärt werden möchten, und dafs äufserstenfalls, wenn diese Vorstellung bey dem Könige nichts fruchtete, die Stände selbst den Franzosen erklären müfsten, dafs sie nicht gesonnen wären, sich in einen Territorialkrieg mit ihnen einzulassen, sondern neutral zu bleiben, seiner Stellen entsetzt. Er weigerte sich aber und weigert sich noch, sie niederzulegen, weil er nichts gesagt habe, als was verfassungsmäfsig sey, und verlangt durch Urtheil und Recht gerichtet zu werden. Bey dieser Gelegenheit erschien eine weitläuftige hier ebenfalls im fünften Heft mitgetheilte Deduction der Calenbergischen Landschaft, die sich ihres Landraths annahm, worin sie zu beweisen sucht, dafs die Hannöverischen Stände nach der Verfassung ein Mitwirkungsrecht bey Ausübung des Rechts des Krieges haben. Die Land- und Schatzrathsstelle konnte Hr. von B. desto ohnbedenklicher, ehe er gerichtlich verurtheilt war, sich niederzulegen weigern, da deren Besetzung nicht von dem Könige, sondern von den Ständen abhängt; aber auch bey der Hofrichterstelle dürfte dies der Fall seyn, da die besten Publicisten und noch neulich Hr. Geh. R. *Seuffert* den Grundsatz aufgestellt haben, dafs der Fürst keinen eigentlichen Staatsbeamten willkührlich weder removiren noch auch dimittiren könne. Kürzlich hat Hr. Hofr. Häberlin eine eigne ausführliche Schrift für Hrn. von Berlepsch drucken lassen, in der man auch das angebliche corpus delicti das Berlepschische Votum nach dem Abdruck im Genius der Zeit findet, welches zur Uebersicht nothwendig ist und im St. Archiv vermifst wird. Von dieser soll nächstens eine Anzeige folgen. — Geschichte der Entdeckungsversuche des Vf. der Germania. Einige Nachricht von den nachherigen Bewegungen des unbekannten Vf. dieser verächtlichen Schrift. — Vorstellung und Bitte mehrerer Bürger zu Nürnberg an den Magistrat zu Nürnberg, verbunden mit dem: Vortrag des Raths zu Nürnberg an die Bürgerschaft über die Unterwerfung unter Preufsischen Schutz und dem: Staats- Subjections- und Exemtions-Vertrag zwischen dem K. v. Preufsen und Nürnberg (im sechsten Heft.) Der Hr. Herausg. wünscht Nürnberg unter Preufsischen Scepter. Andere werden wünschen, dafs es Reichsstadt bleiben möge, nur unter einer bessern Verfassung.

*Fünftes Heft.* Actenstücke die Beschwerden des schwäbischen Kreises über das Generalcommando der Reichsarmee betreffend. — Freymüthige Gedanken eines Preufsischen Patrioten bey Gelegenheit der unbedingten Fruchtsperre in den Preufsischen Staaten. Nächst dem mehrere bereits angezeigte Aufsätze.

*Sechstes Heft.* Getreue Darstellung und Beurtheilung der Handlungen der Reichsversammlung bey ihrer unlängst gefährdeten Sicherheit. Wären auch die Schritte des Reichstags vorschnell gewesen; so sollte doch ein deutscher Reichsbürger von der Versammlung der Reichsstände in anständigeren Ausdrücken schreiben, als der, gegen den diese Darstellung gerichtet ist. — Actenstücke die Berufung des Würtembergischen Landtags betreffend. Zusammenberufung des Landtags zu Regulirung der durch den Frieden mit den Franzosen nothwendig gewordenen Contributions- Angelegenheiten, nebst einer Privatschrift, die darauf aufmerksam macht, dafs nach der Würtembergischen Verfassung zu Beysitzern von Seiten der Städte nicht gerade nur Beysitzer des Raths und der Gerichte, sondern jeder fähige Mann gewählt werden könne. — Ansiedelung des Ordens von la Trappe in Deutschland. Psychologisch merkwürdig bleibt es doch immer, dafs Menschen sich dieser fürchterlich rauhen Regel, die hier mitgetheilt wird, unterwerfen. — Schreiben des Herzogs v. Würtemberg an den Kayser wegen eines mit Frankreich zu treffenden Accommodements nebst Antwort, worinn der Kayser den Herzog standhaft auszuharren ermahnt. — Actenstücke betreffend die dem Syndicus Guden als Schatzdeputirten der Stadt Münden ertheilte Dimission. Ein beynahe ähnlicher Fall wie der des Hn. v. Berlepsch, da dieser Beamte von der Regierung entlassen war, dieses Entlassungsdecret aber von der Justizkanzley cassirt wurde. Die Justizkanzley nahm zwar in der Folge ihr Decret zurück, aber nur auf besondern königlichen Befehl.

Dies ist der reiche Inhalt einer Sammlung, die wir bald in recht vielen Händen zu sehen wünschen. Die Anmerkungen des Herausgebers, die die Facta meistentheils begleiten, sind kurz, aber gehaltreich. Kenntnifs und Liebe der Verfassung, Wärme und Freymüthig-

müthigkeit, (die unter dem Schutze eines weisen, und die Freyheit der Presse beschützenden Fürsten sich eher ermuntert, als zurückgesetzt sieht) sind darinn unverkennbar; nur hätten wir manche Aeusserungen milder gewünscht. Nur Friedliebe kann Frieden gewähren und unter den unglücklichen Kämpfen der Leidenschaft bluten schon so lange die Nationen.

## KINDERSCHRIFTEN.

KÖTHEN, b. Aue: *Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über das Leben, die Lehre,* (die) *Schicksale und Thaten Jesu Christi, ein Lehr- und Lese-Buch für Kinder und Nichtkinder, durchaus historisch bearbeitet* von *E. Z. Bertha.* 1796. 16 S. Vorrede u. 284 S. Text. (12 gr.)

Man erfährt auf dem Titel nichts davon, dass man hier einen ersten Band vor sich hat, welcher von dem angegebnen Gegenstande nur wenig enthält, und vielmehr einen Abriss der natürlichen Religion, dann aber in dem noch übrigen Drittheile eine historische Einleitung in die Geschichte Jesu liefert. Ganz scheint ein solches Verfahren nicht zu billigen: warum will man unter einem fremden Aushängeschilde den Käufern Waare, die sie hier nicht suchten und einen Theil mehr, als sie brauchten, aufnöthigen? Es ist lange so ausgemacht nicht, als der Vf. meynt, dass der zusammenhängende vollständige Unterricht in der natürlichen, genauer gesprochen, reinen Vernunft-Religion unumgänglich vorausgehen müsse, um die Bekanntschaft mit dem Christenthume als positiver Religion zu stiften. Vielmehr scheint nach mehrerer einsichtsvoller Männer Urtheile der umgekehrte Weg, den auch von jeher der Geschichte zufolge die menschliche Gattung in Ansehung ihrer gesammten Rel. Erkenntniss betreten hat, der natürlichere: Kinder nach wenigen und kurzen aber nachdrücklichen Hinweisungen auf eine höchste moralische Intelligenz, die alles in der Welt so einrichtet, wie es nach moralischen Foderungen eingerichtet werden soll, mit der Geschichte, dem Beyspiele und den wichtigsten Lehrausprüchen Jesu bekannt zu machen, und dadurch allmählig, zum rein moralischen Vernunft-Glauben hinzuleiten, wobey dann die Erinnerung an so manche körnigte oft unübertrefflich wahr gedachte und innig empfundene Schriftstellen, denen durch ihre grosse Geläufigkeit schon gewissermaafsen eine höhere Sanction eigen ist, zur Erweckung und Befestigung ächt religiöser Gesinnungen sicher gute Dienste leisten wird. Und wenn denn nur unserm Vf. seine unverlangte Zugabe besser gelungen wäre! Ueberall herrscht in seinen Darstellungen menschlicher Würde und Bestimmung noch ein ganz roher Evdämonismus, der sich bey dem höchsten Grade philosophischer Toleranz nach so vielen faslichen Gegen-Erinnerungen mit nichts entschuldigen läfst, und der so weit geht, dass der Vf. z. B. ehe er noch von Belohnungen der künftigen Welt gesprochen hat, von der Tugend S. 164. weiter nichts zu rühmen weiss als: „man sagt zwar, „wir müssen die Tugend üben, weil wir dadurch „glücklich werden," mithin ihren innern Werth und ihre eigenthümlich verbindende Kraft gar nicht zu ahnden scheint. Sehr viele andere fast noch auffallendere Stellen z. B. S. 25. S. 106. im Text und in der Note verbietet uns der Raum abzuschreiben. Dass durchgängig alle Moral hier auf Religion gegründet wird, dass für die Rel. Wahrheiten lediglich empirische Beweise, oft blos einzelne Instanzen, denen andere hinterdrein vorkommende offenbar widersprechen, vorgebracht, also die auffallendsten Cirkel in Beweisen aufgestellt, viele transscendente Behauptungen mit einer solchen Unbefangenheit, als wenn nie etwas dagegen erinnert wäre, gewagt werden, wird man nach solchen zum Grunde liegenden Principien nicht anders erwarten. Floskeln von der Art: „das ist doch wohl sehr natürlich — das lehrt schon die gesunde Vernunft" können der Seichtigkeit der Deductionen selbst bey Kindern nicht nachhelfen. — Erträglicher ist noch der historische Abschnitt über das Zeitalter Jesu, das jüdische Volk, seine Geschichte, Propheten, heilige Bücher etc. gerathen, ungeachtet es auch hier an Unrichtigkeiten und Uebereilungen nicht fehlt; auch nicht abzusehen ist, wie eine solche wenig pragmatische, nur nach Materialien geordnete fast blos Notizenmäfsige Darstellung Kinder interessiren könne. Solche Fehler sind z. B. dass dem jüdischen Volke (S. 214. sogar den verschmitzten Pharisäern) auf allen Seiten *Dummheit* vorgeworfen wird, welcher Ausdruck von ganzen Nationen gebraucht eben so unschicklich als von dieser insbesondere unwahr ist, dass nach S. 210. die Mosaischen Gesetze gröstentheils in *nichts bedeutenden Kleinigkeiten* bestanden haben sollen, womit S. 238. in offenbarem Widerspruche steht — dass die *Samariter* zu den *Partheyen der Juden* nebst Pharisäern und Sadducäern gerechnet werden — dass es heisst, in den Synagogen wären blos Schriftabschnitte *vorgelesen*, aber *nicht erklärt* worden (vgl. Luc. 4.) etc. Auch Sprach-Unrichtigkeiten wie S. 8. ein *eingeimpftes Rel. Gebäude* S. 26. ein *wohlhabender Zustand* — S. 64. *denen* verschiedenen Thiergattungen — vom Nile *gedungen* für gedüngt — Schicksaal — Trübsaal — (da *sal* hier blose Anhängesylbe ist,) verdienen ausser der vielfältig matten schleppenden Schreib- und Darstellungsart, in einer Schrift für Kinder sowohl als Nichtkinder eine Rüge. Eine an sich nicht überflüssige Bearbeitung dieses Stoffs dürfte wohl einen der Sache in hohem Grade gewachsenen Mann fodern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 7. März 1797.

## ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, b. Ettinger: *Erfurt und das Erfurtische Gebiet. Nach geographischen, physischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhältnissen.* Eine von der Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt mitgekrönte Preisschrift. Von *M. Jakob Dominikus*, d. Philos. ausserord. Professor daselbst. Mit 2 Kupf. Erster Theil. 1793. 517 S. Zweyter Theil. Mit 2 Charten. 1793. 286 S. und einigen Tabellen. 8.

Da schon in gewisser Rücksicht jeder einzelne District, jede beträchtlichere Stadt, einer eignen Beschreibung und Geschichte werth ist, so ist es ungezweifelt Erfurt um so mehr, da die Rolle, welche diese Stadt in der Geschichte Thüringens spielt, so ausgezeichnet gross ist, und da vielleicht wenige deutsche Städte sich durch einen so mannichfaltigen Wechsel von Schicksalen auszeichneten, ehe sie zu einiger Consistenz und Ruhe gelangten. Falkenstein, der 1739. schrieb, ist der neueste Schriftsteller, der diesen Staat *ex professo* zum Gegenstand seiner Untersuchung oder vielmehr seiner bekanntlich unzweckmäfsigen Compilationen machte. Seit dieser Zeit hat nun freylich der historische Untersuchungsgeist eine ganz andere Richtung gewonnen, wenn man auch die Veränderungen selbst, die der neueste Zeitraum in sich fasst, nicht für so wichtig halten will, um sie als Auffoderung zu einer ganz neuen Bearbeitung dieser Geschichte anzusehen. Wahrscheinlich war auch vorzüglich die erstere Rücksicht das, was die Preisfrage der Erfurtischen Akademie veranlafste, die den Vf., zu seiner Arbeit veranlafste. Freylich mufs man wünschen, dafs Ausarbeitungen dieser Gattung stets das Resultat lang vorhergegangener Untersuchungen, nicht die Frucht augenblicklicher äuserer Reizmittel wären; indessen darf man wohl zufrieden seyn, wenn nur die Früchte der letztern, immer von dem Gehalt der vor uns liegenden sind, wenn der Aufruf zu Unternehmungen stets Männer trifft, welche schon innern Beruf und Vorbereitung mit einander verbinden; von beidem zeugt dieses Werk, und wir finden wirklich in ihm das, was zu einer genauen Darstellung des Gegenstands, dem es sich widmet, gehört, in einem Grad vereinigt, welcher wenig zu wünschen übrig läfst. Das gröfsere historische Publikum sowohl, als die Einwohner des Erfurtischen Gebiets sind daher dem Vf. um so mehr Dank schuldig, da sich nun an diese Grundarbeit, Berichtigungen und Nachträge leicht anschliefsen lassen.

Der Vf. theilt seine Arbeit zuförderst nach ihren zwey Hauptgegenständen „Erfurt" und „das Erfurtische Gebiet" in zwey Hauptabtheilungen. Die erstre untersucht wiederum in zwey Büchern die Fragen: Was ist Erfurt gegenwärtig? Und: Wie ward es so? Die Beantwortung von jener stellt zuerst in sechs Abschnitten die einzelnen Gegenstände dar, welche zu betrachten vorkommen: 1) das Erfurtische Gebiet überhaupt: 2) Eintheilung der Stadt, geographische, politische und religiöse, welcher letztern die Merkwürdigkeiten der Stadt angehängt sind; 3) Einwohner; 4) Producte; 5) Zustand des Kunstfleifses überhaupt, und 6) Aufklärung und Cultur sowohl wissenschaftliche, als moralische. — Dann wird der Staat in seinem ganzen Zusammenhang und dabey insbesondre die Grundgesetze und die Dikasterien mit ihrer Verfassung betrachtet. In diesem ersten Buch herrscht fast durchgängig einige Verwirrung, vorzüglich deswegen, weil die Bestimmungen, welche das ganze Erfurtische Gebiet im Allgemeinen angehn, mit denen vermischt vorgetragen werden, welche die Stadt insbesondre betreffen. — Dieselbe zweckwidrige Vermengung findet aber auch in Zusammenstellung einzelner Gegenstände statt. So stehn unter der allgemeinen Beschreibung des Gebiets, — Flüsse, Mühlen und Wasseramt, — also ein geographischer, ein statistischer und ein politischer Artikel zusammen. Eben so wenig hätten wir bey der Beschreibung des Feldzustands das Hegemahl gesucht, welches in einer Polizey-Einrichtung zur Aufrechthaltung guter Ordnung in Ansehung der Grundstücke sowohl, als ihrer Besitzer besteht. Der Beschreibung der Fluren des Erfurtischen Stadtgebiets und ihrer Gröfse folgt die Anzeige der Beschaffenheit des unbenutzten Erdbodens durch das ganze Gebiet, und gleich darauf werden die Zugänge zur Stadt beschrieben. — Diese hier und da zum Tadel auffodernde Mängel der Darstellung wiegen indessen die Vorzüge, die Vollständigkeit und Genauigkeit derselben nicht auf, und nur über wenige Gegenstände, die zum Zweck des Vf. gehören, wird man genugthuende Nachrichten vermissen. —

In der Geschichte von Erfurt, oder der Beantwortung der Frage, wie ward Erfurt so? findet man zwar wenig oder nichts Neues, und Galletti's Thüringische Geschichte scheint fast der alleinige Führer des Vf. zu seyn, Gebrauch archivalischer Nachrichten und andrer noch ungedruckten, und unbekannten Hülfsmittel hingegen ihm nur wenige Dienste geleistet zu haben. Allein die Anordnung und Unpartheylichkeit des Vf. mufs man rühmen, die Perioden der Ge-

schichte sind recht glücklich gewählt. Sie sind: Ursprung der Stadt bis zu der gesetzlichen Volksregierung. 1310.; gesetzliche Volksregierung bis zur Reduction, (Anerkennung der Mayzer Oberherrschaft) 1664.; Reduction bis auf unsre Zeiten, 1772. — Gewisse ausgezeichnete Abschnitte in diesen Perioden, welche der Vf. Ruhepuncte nennt, benutzt er zum Rückblick auf das, was der Staat bis dahin gewonnen oder verloren hat, und zur Darstellung der politischen, literarischen und moralischen Verfassung. Solche Ruhepunkte sind in der letztern Periode, — Statthalter von Boineburg und Statthalter von Dalberg. Wohl dem Lande, welches in jedem Jahrhundert zwey Regenten, wie diese, aufzuweisen hat! — — Der zweyte Haupttheil beschreibt endlich die Aemter des Erfurtischen Gebiets und die darinn enthaltenen Oerter, dann die nicht unter den Aemtern begriffenen Ortschaften und die zerstörten Dörfer, welchen endlich noch eine Uebersicht verschiedener statistischen Resultate aus diesen einzelnen Beschreibungen angehängt ist.

Je zufriedner wir mit dem Vf. in der Hauptsache und in der Ausführung seines Plans überhaupt sind, desto weniger können wir dieses in Rücksicht des Styls seyn. Vorzüglich muss die darinn herrschende Affectation missfallen: man kann nicht ohne Lächeln die Aufzählung der Flüsse und Bäche lesen, in deren Beschreibung der Vf. dadurch eine Mannichfaltigkeit zu bringen suchte, dass er oft mit den Ausdrücken wechselt: z. B. „Die Gera *betritt* bey Möbisburg „unser Gebiet, *zieht sich* am Steiger *herab* bis ans Espach „und *fliesst* auf verschiednen Wegen durch die Stadt. „Der gröfsre Theil *rauscht* zwischen dem Brühlerthore „und dem Stumpfenthurme etc. zur Stadt *herein*, „*durchkreuzt* sie, *bricht* bey dem Andreas und Johannisthor *durch* den Wall" u. s. w. — „Die Vippach „*nimmt ihren Ursprung* über Berlstädt, *durchströmt* es, „*geht* bey Markt-Vippach etc. *vorbey*, *begrüsst* „Schloss Vippach, und *vereinigt* sich bey der Grammmühle etc. mit der Gramme." — Eben solche phraseologische und andre Auswüchse finden sich aber auch bey andern Gegenständen: so im historischen Theil: S. 234. „Die Höhe, wozu sich Erfurt unter und gleich „nach der Zeit des Bonifaz erhob, macht den Schluss „rückwärts zu dem Anfang von Erfurt lebendiger und „wahrscheinlicher." — S. 302. „Diese Periode ist „freylich, was die Gährungen anbelangt, die wichtigste von allen; aber die traurigste in Beziehung „auf die Beyspiele von Grausamkeit, Despotie und „allgemeiner Unsittlichkeit. Da sie aber die Prämissen „zu bessern Zeiten ausmacht, so wird man für das „widrige Gefühl derselben durch schöne Vollendung „der grausamen Bedingung einigermaafsen belohnt." Mit diesen überzierlichen Ausdrücken contrastiren freylich, „die Räuber, die sich S. 317. wie angeschossene Eber wehren," — oder, die Reichsarmee, welche S. 504. „die reifen Kirschen wegfrass." Ueberhaupt scheint sich der Vf., als er zu der Geschichte des siebenjährigen Kriegs kam, erschöpft zu fühlen, indem er sie blos in Chronikenstyl erzählt. — Hier und da wird der Vortrag eben durch jene gesuchte Zierlichkeit confus und fehlt die Sachen sehr unrichtig: z. B. „die Temperatur der Luft ist *gelinder*, als „*in einem Theil von Thüringen*." — „In dem zwey„ten Theil der Stadt kömmt hier (unter den merk„würdigen Plätzen) vorzüglich das Brühl vor, *weil* „*ich gern das Vorurtheil, dass dieser Theil der* Stadt „*der älteste sey*, widerlegen möchte." — Und eben daher entsprangen sichtbar auch die falschen Ausdrücke, die, jedoch nur seltner, vorkommen, wie: „Der Südwestwind gewährt uns *kühlende Wärme*." „Im Winter (weht) ein beynahe *unbeweglicher* Westwind." — „Die Art ihres (der Klöster) Erwerbs war oft sehr unedel und *der reine Abdruck der Wahrheiten in den Sagen der Vorzeit* von Veit Weber."

Ausser diesen tadelhaften Seiten des Styls und einzelner Sätze und Behauptungen selbst sind wir nur selten veranlasst worden, mehr kritischen Fleiss und Genauigkeit zu wünschen. Dies ist jedoch der Fall Th. I. S. 24 und 25., in der mineralogischen Beschreibung der Gegend um Erfurt, die eine äusserst verwirrte Darstellung giebt. — S. 30. Wo der Vf. den Unterschied der Holzpreise 1692 und 1791. darlegt. Er giebt als Ursache der in dem letztern Jahr auffallend zugenommenen Holztheurung die zugleich gröfsre Consumtion, durch Vermehrung der Manufacturen und Fabriken, und durch Vergröfserung des Luxus an. Ein Statistiker hätte hier billig den gesunkenen Werth des Gelds nicht vergessen dürfen; den der Vf. auch in der Folge bey Vergleichung der Getraidepreise selbst erwähnt. — Auf eben dieser Seite wird Meteorologie sehr unrichtig für Beschaffenheit der Luft und Witterung gebraucht. — S. 48. Bey der Tabelle über die Getraidepreise ist nicht einmal das Maass angegeben, das der Bestimmung zum Grund liegt. — Des evangelischen Gymnasii ist sowohl S. 120. als S. 186. nur vorübergehend erwähnt: über seine Verfassung findet sich gar nichts. — Die Inschrift eines Kelchs S. 122. wird gewiss nicht, „Frederich Hastenvelt copavit" heissen können, wie der Vf. (ohne Zweifel statt donavit) gelesen hat. — Von den milden Stiftungen, die S. 123. fg. beschrieben werden, finden wir das, was das meiste Interesse hat, nicht: Angabe nämlich der innern Einrichtungen, der Anzahl der hier Verpflegten, der Fonds u. s. w. — Auch von dem Zustand der S. 161. erwähnten Fabriken vermissen wir genauere Nachrichten: und was sind *Altmacher*, welche dort genannt werden? — Etwas mehr, als von der Akademie S. 196. auf 22 Zeilen gesagt wird, hätte sich doch wohl von ihr beybringen lassen. — *Urbich*, S. 250. hiess gewiss nicht ursprünglich *Ulrich*, sondern *Urbach*: diese Abänderung des Lauts ist in Thüringen sehr gewöhnlich. Fehlerhaft ist auch *Riednorzen*, wie der Vf. mehrmals schreibt, statt *Riednordhausen*. —

Dem Buch sind beygefügt: 1) Eine Charte des Erfurtischen Gebiets: nicht nach einer neuern Vermessung, sondern nach der mehrmals aufgelegten Homannischen Charte, jedoch nach einem, bis zum vierten Theil verkleinerten Maasstab gezeichnet. —

2) Grund-

2) Grundriss von Erfurt, auch nach dem bekannten Grundriss, den König zeichnete und Seuffer 1740. herausgab, so treu, dass selbst die mit dem eigentlichen Grundriss gemischte perspectivische Zeichnung einzelner Gebäude und Theile der Stadt beybehalten ist, welches ein sehr verwirrtes und undeutliches Ansehn giebt. — 3) Ansicht von Erfurt, am alten Steiger gezeichnet. Diese sowohl, als auch die zwey vorhererwähnten Charten, sind von Hn. Wendel zu Erfurt gezeichnet, von welchem man bereits mehrere Arbeiten kennt, die sämmtlich den hier gelieferten ähnlich d. i. unreinlicher sind, als man von einem Lehrer der Zeichenkunst billig erwarten sollte.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Stiller: *Predigten, entwickelte Gedanken und Materialien zu Betrachtungen über Wahrheiten der Religion (s) und Sittenlehren des Christenthums, nach Anleitung der Sonn- und Festtags-Episteln des ganzen Jahres*, von *Dietherich Herrmann Biederstedt*. — D. d. Phil. und Archidiac. an d. Nic. Kirche zu Greifswalde. I Band von dem ersten Jahrestage bis zum 2ten Sonnt. n. Trint. XVI u. 264 S. II Band *von dem 3ten Sonnt. nach Trint. — 2ten Weynachtstage* XVI u. 256 S. beide Bände. (1 Rthlr. 8 gr.)

So sehr Rec. die Flüchtigkeit und Nachlässigkeit in Absicht auf Sprachrichtigkeit, Schreibart, Anordnung und Ausführung der Materien im ersten Band dieser mehr Entwürfe als ganz ausgearbeitete Pred. enthaltenden Sammlung aufgefallen ist: so sehr freut er sich bey Durchmusterung des II. Ths. der ihm, nachdem er über den ersten sein Urtheil bereits niedergeschrieben hatte, zu Händen gekommen ist, bemerken zu müssen, dass Hr. B. indess sein eigner Censor geworden ist, und da etwas viel Reiferes besser Durchgearbeitetes geliefert hat, als in dem ersten. Leider sind da Zusammenstellungen wie folgende S. 12. „unsre *Unwissenheit* durch erworbene Kenntnisse *zerstören*" — „in einer *weisen Verbindung* mit Menschen und *edeln Abhängigkeit* von *guten allgemeingültigen Ordnungen* fortwirken". S. 36. „*höher erhabner entzückender* ist unsre *Unterscheidung* von der Welt" etc. oder Vorrede S. VI. „Aus der eigentlichen Bestimmung der App. folgte es — *dass* sie dafür sorgten, *dass* der *Geist* ihrer Lehren, wie das Gewand und die Darstellung derselben die gehörige richtige *Gestalt* hatte" (nicht *hatten* — ein unbemerkter Druckfehler,) wo zum Theil auch die fehlerhafte Schreibart Rüge verdient, nichts seltenes. — Compendienmässig, also in eine Predigt nicht gehörig, zugleich aber dunkel und manchem Missverständnisse unterworfen sind Erklärungen, wie diese: S. 28. „Trennung der Materie der Religion von ihrer Form ist die eigentliche Aufklärung in der Religion." S. 27. „Religion ist das erkannte und angewandte Verhältniss zu Gott" — völlig einseitig folgende S. 77. „die Religion hat *keinen*. als *den einzigen Entzweck*, allgemeines reines und thätiges Wohlwollen zu befördern," (also nicht vielmehr überhaupt, die Moralität zu unterstützen, und ausser dem angegebnen Bestandtheile derselben auch unmittelbar Gewissenhaftigkeit in der Selbst-Pflicht zu befördern, überdem aber Beruhigung zu wirken?); durchaus verworren und missungen aber die in der Vorrede, (welche überhaupt als eine sehr oberflächliche und in die Luft gestellte Rhapsodie über die Lehrart der App. für die ganze Arbeit kein gutes Vorurtheil erweckt). S. VI. VII. „Diesen *Geist*, (wie wenig Bestimmtes „denkt man sich doch gewöhnlich unter diesem so häu„fig gemissbrauchten Worte!) der Lehre der App. das „*Kleid* und die *Form* oder die Art und Weise, wie sie „*ihre Lehre vertrugen*, ob wissenschaftlich oder popu„lär? und die Ordnung und Zusammenhang, worinn „sie *ihre Lehre vertrugen*, nennt man die *Methode* oder „*Lehrart* der App." — In einer Lehrart kann ein gewisser Geist herrschen ja der nämliche bey ganz verschiednen Lehrarten und Lehrgaben — vgl. 1. Cor. 12, 10. 11. — aber wem mag es einfallen, den Geist einer Lehre durch Lehrart zu erklären! — Unmöglich lässt sich auch die Logik in folgenden Entwürfen vertheidigen. S. 221. „Der Weg des Leidens ist der Weg zur menschlichen Vervollkommnung," I. er war es für Jesum II. er ist es noch für seine wahren Verehrer I. 1) Christus litt überhaupt 2). er litt anhaltend und unschuldig, — hier finden sich zum Theil übertriebene und blos präsumtivische Darstellungen der Leiden Jesu — aber bey 1 und 2. nicht die mindeste Anzeige, wie ihm dies zur Vervollkommnung gedient habe, worauf nur bey 3) er litt grossmüthig und gelassen, kurz eingelenkt wird. II. auch uns dienen Leiden zur Vervollkommnung, 1) als Menschen, 2) als Christen — (was ist das Ganze für eine Methode einen Satz zu behandeln und zu erweisen!) So auch S. 77. die Disposition über das Thema: die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, mit deren Zergliederung wir uns nicht aufhalten, und den Vf. selbst nur unter andern an das viele Fremde, was er der Erklärung von *weiser Liebe* beygemischt hat, und was so ganz mit den vorhergegangnen Erörterungen über allgemeine, reine thätige Liebe in eins zusammenfällt, aufmerksam machen wollen. Die auffallendsten der an diesem Isten Bande gerügten Fehler sind nun im IIten glücklich vermieden. Man findet da die Sprache weit correcter, wenige Uebereilungen, wie S. 50. nich - oder unrichtig, etwa ausgenommen — die Schreibart weit muntrer, fliessender und besser gehalten: die Behauptungen und Erörterungen weit bestimmter, die Beweise weit bindender und gerader auf das zu Beweisende gerichtet, unter den Entwürfen viele logisch fehlerfreye und einen würklich schätzbaren Reichthum guter Erklärungen der Texte und anderer biblischen Stücke, von denen es nur zu wünschen wäre, dass sie häufiger in die Abhandlungen selbst verflochten, als blos in Noten unter dem Texte beygebracht wären, ungeachtet dies immer noch besser ist, als die lose Verbindung worinn sie häufig zusammt den oft unverhältnismässig langen Exordien mit den Tractationem im Isten Th. stehen.

Uebrigens fehlt es freylich auch hier nicht an unbestimmten Behauptungen wie z. B. S. 14. dafs Thorheit Sünde und Laster zu den unvermeidlichen, nach der Note *metaphysischen* Uebeln (wozu doch überhaupt solche Noten?) gerechnet werden — und eben so wenig ganz an logischen Verstöfsen u. a.; S. 3. 4. soll „sich demüthigen unter die Hand Gottes" so viel seyn als „sich 1) bescheiden 2) vertauensvoll 3) ohne Murren Gottes Anordnungen gefallen lassen" — ist 3 hier nicht in 1 und 2. durchaus enthalten. Nach S. 177. soll unsre Religion, a) *verständig* b) *auf Ueberzeugung* gegründet seyn — wie ist wohl beides unterschieden. Ein gewöhnlicher Fehler dieser Predigten ist es überhaupt, dafs über der immer am weitläuftigsten gerathenen Erklärung des Subjects die Erörterung des Prädicats und seiner Verbindung mit jenem, die doch ganz die Hauptsache, welcher allenfalls jene nur als Einleitung und Vorerinnerung vorausgehn darf, ausmacht, sehr hintangesetzt wird. Z. B. Bd. I. S. 20. „Wie müssen wir uns bey den Aussichten auf zunehmende Aufklärung in der Religion verhalten, I. „wir haben solche Aussichten" — (das setzt man ja hier voraus —) davon weitläufig — II. wie sollen wir uns dabey verhalten?" — davon wenig und unbefriedigend. — Bd. II. S. 25. „Das Unsittliche der Schimpfwörter," I. was sind Schimpfwörter? — wem braucht das erklärt zu werden? II. warum sind sie unsittlich S. 85. Wie fern der Religion ein Einfluls auf Sittlichkeit des Menschen zuzugestehn sey, I. was ist Sittlichkeit d. M.? II. die eigentliche Frage, — läfst sich mit Hintansetzung aller Einheit wohl die gehörige Gründlichkeit erhalten? Bey der Bestimmung dieser Schrift, zur Wiederholung für des Vfs. Zuhörer zu dienen, hätten auch wissenschaftliche Ausdrücke, Erörterungen und Nachweisungen sparsamer vorkommen sollen. Uebrigens wünschen wir ihm Glück zu der Freundschaft des vortrefflichen *Pistorius*, dessen Rath und Feile ihm für die noch gröfsere Vollkommenheit künftiger Versuche sicher von unschätzbarem Werthe seyn wird.

Aurich, b. Winter: *Das seligmachende Christenthum*, angepriesen von *Gerhard Julius Conrs*, ersten geistl. Consist. Rath und Generalsuperintendenten in Ostfriesland. 1793. 319 S. gr. 8. ohne Vorrede und Dedication (an den König von Preufsen.) (18 gr.)

Aus dieser Schrift, die aus einer amplificirten Abschieds und Antrittspredigt über 1 Cor. 15, 58. bis zu solcher Stärke angewachsen ist, blickt überall ein Mann hervor, der es herzlich gut meynt, und neben einer schatzbaren Belesenheit auch viel Empfänglichkeit für Berichtigungen und Aufklärungen in Religionssachen besitzt. Wie er aber *selbst* denke und schreibe, davon mögen lieber unsre Leser aus der ersten besten Probe, die sich darbietet, an unserer statt urtheilen. S. 97. heifst es: „das Heil ist unser aller! wenn nämlich der busfertige Sünder, der die beschriebenen Bedürfnisse, seine natürlichen und sittlichen Mängel fühlen lernt, wie entfernt er von dem himmlischen Vater sey, und umkommen müsse, auch den Zorn Gottes fühlt, wenn der in dieser erfoderlichen Ordnung die ihm dargebotene Gerechtigkeit, die vor Gott gilt und von seiner Güte kommt, sich mit unbeweglichem Vertraun zueignet. Dieser Muth belebende Glaube, welcher der Natur der menschlichen Seele nach erst da seyn mufs, ehe er sich aufmacht und zum Vater geht, ist *die Hand* so zu reden, wenn ich diese Sache noch weiter erklären soll, mit welcher wir die göttliche Wohlthat, das Geschenk empfangen, das uns verheifsen und dargeboten wird." S. 35. „Der besten *Christen*, die als Lichter in der Welt geschienen haben, *Lebensabend*, kann sich noch mit Donnerwolken schwärzen, ehe ihr Licht für diese Welt *erlischt* und sich zum neuen Aufgang neiget." Uebrigens ist der Plan der Schrift dieser: nach Maafsgabe der oben gedachten Stelle wird in vier Abschnitten von der Gründung, Befestigung im seligmachenden Christenthum gehandelt, und sodann werden die Folgen der Erweisung des Ernstes in der Uebung des Christenthums gezeiget.

## KLEINE SCHRIFTEN

Technologie. *Nürnberg*, b. Raspe: *Carl Friedrich Wilhelm Glasers Beschreibung einer neu erfundenen Studier- und Sparlampe*, zu Erhaltung der Augen, und bequemen Gebrauch bey einigen andern Neben-Absichten eingerichtet. 39 S. kl. 8. Kupfer V. 1796. (5 gr.) Der Docht zu dieser Lampe ist um einen blechernen Cylinder nach der Art der Argandschen gewunden, der mit der in einem hölzernen Kästgen stehenden Oelflasche Communication hat; das Licht selbst brennt in einem Glas-Cylinder, und wird oben durch einen Spiegel herunter oder nach Verlangen zur Seite reflectirt. Dieser Cylinder, der auf jenes Kästgen aufgeschraubt wird, umgiebt ein anderer Glas-Cylinder, und den Zwischenraum zwischen beiden füllt eine Auflösung des Grünspans in Weineflig aus, wodurch der Erfinder das gelbe Licht der Flamme in grünlichtes verändert, welches dem Auge das angenehmste ist. — Der Effect dieser Lampe läfst sich leicht aus der Einrichtung ihres Dochts nach der Argandschen beurtheilen, und empfiehlt sich ihrem äufsern Ansehen nach, wirklich auch als ein schönes Meubel auf dem Tisch ihres Besitzers.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 8. März 1797.*


## OEKONOMIE.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Ueber den Bergbau in Spanien überhaupt, und den Queckſilberbergbau zu Almaden* insbeſondere, von *Joh. Martin Hoppenſack*, Königl. Spaniſch. Bergdirektor. Mit Kupfern. 1796. 158 S. 8. (1 Rthlr.)

2) *Bericht über die Königl. Spaniſch. Silberbergwerke zu Cazalla und Guadalcanal, in der Provinz Extremadura, und Plan zu Errichtung einer Königl. Span. Bergwerks-Compagnie darauf*, von *Joh. Martin Hoppenſack* etc. 1796. 62 S. 8.

Die erſtere dieſer Schriften zerfällt, wie ſchon auf dem Titel angezeigt iſt, in zwey Hauptabtheilungen. Die erſte, über den Bergbau in Spanien überhaupt, enthält einige ſehr bemerkenswerthe Nachrichten. Bey der ältern Geſchichte des Berghaues in Spanien folgt der Vf., wie es ſcheint, bloſs dem Mariana, wenigſtens ſehn wir Reitemeiers und Tychſens Schriften nicht benutzt. Von den römiſchen Bergwerken fand der Vf. ſelbſt noch Ueberbleibſel. Ihr Gegenſtand war nicht das Gold allein, ſie benutzten auch Eiſen zum Silber und Kupfer, und der Vf. fand ſelbſt ein Stück unreines Kupfer in einer ihrer Halden, welches mehr als den zehnten Theil Silber hielt. Aus andern dergleichen Halden ſahe er Glaserz mit gediegenem Silber, und Schwerſpath mit Rothgültigerz.

Zur Zeit der Gothen und Saracenen wurde der Bergbau vernachläſſigt und nur wenig Kupfer und Bley ausgebracht. Auch in neuern Zeiten achtete man deſſen nicht mehr, und richtete ſein Abſehen bloſs auf die Queckſilberbergwerke. Die berühmten Grafen v. Fugger betrieben ſie ziemlich lange, bis ſie ſich 1551 an die alte Carthaginenſiſche Guadalcanaler Silbermine machten. Sie fanden hier auf einem Scharkreutze die reichſten Silbererze, und es fielen Jahre vor, wo das königl. Fünftel von dieſem Bergbau ſich auf 24 Millionen Realen belief. Sie benutzten dieſes Bergwerk 30 Jahre lang, wo ihr Contract zu Ende ging. Dieſen Bergbau übernahm 1768 eine franzöſiſche Compagnie, und ſtellte 1775 den Vf. als Director bey demſelben an. Er fand die Gänge meiſtens abgebaut, und nur noch geringe Erze anſtehen, woraus er dennoch über 500 Mark Silber ſchmelzte. Er that hierauf Vorſchläge, dieſes Werk ganz liegen zu laſſen, und ſich auf andere Gänge zu legen; welches zwar genehmigt und auch zum Theil ausgeführt wurde. Die Compagnie wurde indeſſen doch miſsmuthig, uneinig und ging 1779 ganz auseinander, nachdem ein Jahr zuvor der Vf. um ſeine Entlaſſung gebeten und ſie auch erhalten hatte. Die §. 6 bis 10. enthalten eine Anzeige der Orte, wo Silber-, Kupfer-, Zinn-, Bley-, Eiſen- und Koboltberghau mit Nutzen betrieben werden könnte und zum Theil auch, doch nicht bergmänniſch genug, betrieben wird. Wir zeichnen, um die vorgeſteckte Gränze nicht zu weit zu überſchreiten, nur folgendes daraus aus. Das Guadalcanaler Gebirge beſtehet aus Thonſchiefer mit etwas Glimmer, und die Gangarten deſſelben ſind meiſtens Schwerſpath, Quarz und glimmeriger Letten, worinn die Erzarten einbrechen. Ein aus Kupferkies beſtehender Gang der Grube Rio-Tinto iſt 21 Lachter mächtig, und liefert incluſive des Cementkupfers jährlich nur 300 Centner Kupfer. Bey Teruel beſtehet ein Gang aus Quarz, weiſsem Feldſpath, weiſsem Kupfererz, Kupferkies, Fahlerz, kryſtalliniſchen Kupfererzen (?), Leber- und Ziegelerz mit Zinnober, wegen welchen er auch auf königl. Koſten gebauet wird. Zinnbergbau wird nur in Gallicien getrieben. Die Zinngänge ſtreichen in Granit und beſtehen aus Zinngraupen, wovon eine 25 Pfund wog. Der Bleybergbau wird ſeit Austreibung der Saracenen noch am lebhafteſten betrieben. Den derben Bleyglanz nennt man Alcohol und verkauft ihn an die Töpfer. Die Bleygruben von Linaris ſind die wichtigſten, und befinden ſich im Granit. Eiſenbergbau wird in vielen Provinzen, vorzüglich aber in Biscaye betrieben, und Antimonium im Caſtilianiſchen und in Galicia. Der Koboltbergbau wurde vor ungefähr 50 Jahren in den Pyrenäen in dem Valle de Giſtain entdeckt und viel Kobolt nach Wittigen in Schwaben verſendet. 1780 richtete der Vf. über zwey Fuſs mächtigen ſtahlderben Speiskobolt daſelbſt aus, wovon in kurzer Zeit über 300 Centner, aber noch weit mehr Poch- und Scheide-Erze gewonnen wurden. Man legte zu Banneras de Lucho ein Blaufarbenwerk an; das aber bald ins Stecken gerieth. Nicht weit davon, bey Serveto findet ſich eine Salzquelle und Steinſalz.

Auſser den Pyrenäen enthält Spanien noch vier andere Hauptgebirge, nämlich das Gebirge Santillana, ſo von Galicia durch das Königreich Leon nach Caſtilla und Navarra ſich fortzieht; das Urbianer Gebirge, ſo zwiſchen Extremadura und Leon, zwiſchen Neu- und Altcaſtilla nach Arragon läuft; die Sierra Morena, ſo von Portugale zwiſchen Extremadura und Andaluſia ſich fortzieht, und das Gebirge Granada. Unter allen iſt die Sierra Morena für den Bergbau das Vorzüglichſte. An ihrem ſüdlichen Fuſse finden ſich ganze Gebirge von dem vortrefflichſten Puddingſtein, mit ſandartigem rothen Thongrunde. Ein gewiſſer

Ferreti machte eine Stunde von der Stadt Molina de Aragon ein altes römisches Kupferbergwerk auf. Es befand sich in einem dichten Kalkstein. Vom Tage hinein fand er einige Weitungen, die zum Aufenthalt für die Sklaven gedient haben mochten. Weiterhin kam er in einige Strecken, die mit Malachit und Kupferlasur fast ganz zugesintert waren. Vom erstern gewann er über 20 Centner und verkaufte ihn mehrentheils in Stufen. Hinter Azuago ziehen sich Steinkohlen sowohl flötz- als gangweise hin, mit welchen die Almadener Feuermaschine unterhalten wird. Granit und Schiefer wechseln oft, bis sich endlich am nördlichen Fusse der Sierra Morena wieder conglomerirtes Gestein anlegt, über welchem bis Madrid Hügel von Thon, Sand und Gips abwechseln. Bey Aranjuez findet sich nun eine Quelle Glaubersalz und in dem Gebiete des Herzogs Minazelli bestehet das ganze Gebirge aus purem Steinsalz. In dem Granit bey Tortemilano streichen häufig Gänge, die im Liegenden aus Amethist, in der Mitte aus Prasen und im Hangenden aus Agath bestehen. Steinkohlen finden sich fast in allen Provinzen Spaniens, ohne, ausser in Catalonien, benutzt zu werden. Natürlicher Schwefel kommt sehr schön in den Granadner Gebirgen vor. In Andalusia bey Cadiz bestehen alle Anhöhen aus Stinkstein mit natürlichem Schwefel, es ist aber verboten darauf zu bauen, weil Schwefel, Bley und Salz auf königl. Rechnung verkauft wird. Bey Alcanis in Arragonien hat man Vitriol- und Alaunwerke, und im Bisthum Oviedo vielen Gagath, der zu Knöpfen verarbeitet wird. Bey Alcaras gräbt man Gallmey. Bey Villa de Prado, sechs Meilen von Madrid, stürzt man alte Halden um, in welchen man noch Quarz, der mit Eisengranaten und Schmirgel durchgesetzt ist, findet.

Wer auch nicht an die silbernen Weinfässer und Viehkrippen glaubt, wird sich doch überzeugen, dass Spanien in Rücksicht des Bergbaues ein sehr gesegnetes Land und bisher vernachlässigt worden ist. Das jetzige jährliche Ausbringen beläuft sich ungefähr auf 16000 Centner Queckssilber, 250 Centn. Kupfer, 31000 Centn. Bley, 175000 Centn. Eisen, 2500 Centn. Vitriol, 1400 Cent. Alaun und 750 Centn. Schwefel. Auf Gold und Silber muss also gar kein Bergbau getrieben werden, obwohl die Extrematurer und Sierra Morener Gebirge viel dergleichen Gänge enthalten sollen.

In der zweyten Abtheilung über den Queckssilberbergbau in Almaden (ist auszusprechen wie Almadelin), wird zuförderst aus Plinii Schriften bewiesen, dass derselbe schon vor 2287 Jahren im Umtrieb gewesen, und damals der Zinnober in Gestalt eines Sandes nach Rom gebracht worden, auch dass der damalige Queckssilberbergbau wirklich der Almadener gewesen sey. Die herrschende Gebirgsart um diese Stadt ist grauer Thonschiefer, welcher auf verschiedenen Punkten von einer Art Breccia in mächtigen Lagen durchschnitten wird, welche in grauem Thonschiefer mit kalkartigen weissen Flecken und schwarzen bituminösen Schieferpunkten bestehet. Der Bergbau wird auf sechs Hauptgängen verführt, die in diesem Thonschiefer streichen. Sie sind zwey bis drey Lachter mächtig und bestehen aus Quarz, der reich mit Zinnober durchmengt ist. Sie schneiden sich bisweilen ab, wenn sie sich berühren, und werden auch von schwarzem bituminösen Schiefer und auch durch obgedachte Breccie abgeschnitten. In die Tiefe folgen sie stundhafter fort, und bis jetzt ist man gegen 100 Lachter darauf niedergekommen. Den praktischen Betrieb dieses wichtigen Bergbaues übergehen wir um so mehr, als er viel ähnliches mit dem deutschen hat, und ein Abriss der ökonomischen Einrichtungen, die im Gegentheil von den deutschen welt abgehen, würde uns zu weit abführen. Ausser Almaden existiren in der Entfernung von einigen Stunden noch drey andere Queckssilberbergwerke, als zu Almadenejos, Guadalperal und de las Cuebas, die jedoch zu Almaden gehören und in dem hauptsächlichsten damit übereinkommen. Der Nachtheil für die Gesundheit der Bergleute entsteht nicht sowohl durch die Anbrüche als durch die bösen Wetter, und die unordentliche und unreinliche Lebensart, wovon die Folge ein Zittern ist, das sich oft nicht curiren lässt. Die Beschreibung des Hüttenwesens verstattet keinen kurzen Auszug. Die beygefügten vollständigen Risse der Oefen und Hüttenwerke tragen viel bey, sie ganz anschaulich zu machen. Seit 1524 sind beynahe anderthalb Millionen Centner Queckssilber gewonnen worden. Gegenwärtig kommen noch Jahre vor, wo man es auf 20000 Centner bringt, ausser den 60 Centner reinen Zinnober, den man jährlich in die Vermillon- und Siegellakfabrik nach Sevilla bringt, und der im Centner bis 70 Pfund Queckssilber enthält. Die Anzahl der Arbeiter beläuft sich ungefähr auf 2000 Mann.

Die zweyte dieser Schriften ist ein Plan, in Deutschland eine Compagnie zusammen zu bringen, die vereint die wichtigen Bergreviere von Cazalla und Guadalcanal, welche die im Obigen gedachte französische Compagnie förmlich aufgegeben hat, angreifen soll. Der Vf. verschaffte sich hierüber die nöthigen königl. Privilegien und Begnadigungen, die nebst einer Karte von der Lage von Almaden und der Bergreviere Guadalcanal und Cazalla und einigen Grund- und Seigerrissen diesem Plane beygefügt sind. Das hauptsächlichste von der Einrichtung dieser zu errichtenden Compagnie bestehet in Folgenden. Sie bestehet aus 1100 Actien, wovon sich der Vf. 100 als ein Aequivalent für die Ueberlassung seines Privilegii an die Compagnie frey ausbedingt. Diese 1100 Actien sind in 22 stimmführende Portionen vertheilt, wovon jede ihren Agenten hat, aus welchen das Bergamt zu Cazalla eine Generaldeputation wählt. Jede Actie zahlt 200 Speciesthaler in vier Terminen.

## PHILOLOGIE.

ZÜLLICHAU, b. Frommann: *Psychologia Homerica, seu de Homerica circa animam vel cognitione vel opinione*

*opinionem commentatio.* Auctore *Carolo Wilhelmo* [illegible], scholae Suldricensis conrectore. 1796. X u. 118 S. 8.

Diese Abhandlung ist die erste Schrift eines jungen Philologen, der in der Vorrede *Wolf* als seinen Lehrer nennt, und in einer Lage, die ihm sowohl Musse als Hülfsmittel zu gelehrten Arbeiten versagt, doch einen schätzbaren Beytrag zur Auslegung des Homer geliefert hat. Die Zeiten sind vorbey, da man den Altvater der Dichter zu ehren glaubte, wenn man eine vollständige Encyklopädie aus ihm zog oder in ihn hineinlegte. Auch wird Psychologie hier gar nicht in einem wissenschaftlichen Sinne genommen, sondern die rohen sinnlichen Begriffe Homers von der Natur der Seele, ihren Kräften und ihrem Zustande nach dem Tode sind hier zur leichtern Uebersicht zusammengestellt, und durch Vergleichung mit den Vorstellungsarten andrer ungebildeten Völker erläutert. Der Vf. trifft in seinen Resultaten mit den allgemeinen Umrissen einer Homerischen Seelenlehre zusammen, die der Rec. des Vossischen Homer (A. L. Z. 1796. Nr. 263. S. 482 u. 483) angedeutet hat. Sein Vortrag empfiehlt sich durch Bündigkeit und Klarheit, und man trifft auf eine Menge feiner Bemerkungen. Sehr gut wird der Unterschied zwischen *θυμὸς*, *νοῦς* und *ψυχὴ*, wie Homer diese Wörter gebraucht, aus einandergesetzt. Bey der Bemerkung, dass *H.* der Seele im Herzen, durchaus nicht im Kopfe, ihren Sitz anweist, (S. 11.) sind mehrere wahrscheinliche Entstehungsgründe dieser Meynung angegeben. Aber sie beruhen alle auf Schlüssen: auf das unmittelbare Gefühl, dem zufolge jeder Mensch von den Geschäften des Verstandes eine Empfindung im Kopfe, von den Leidenschaften im Herzen hat; und also Völkern, deren Verstand noch wenig geübt ist, während ihre kräftigen Leidenschaften sich auf das entschiedenste offenbaren, die Seele nothwendig in der Brust zu wohnen scheinen muss, ist keine Rücksicht genommen. Sehr treffend wird bemerkt S. 13. dass wir, wenn wir von dem Verhältnisse zwischen Seele und Körper reden, die Seele durch *Ich* bezeichnen, den Körper aber als eine fremde Sache betrachten; dass Homer hingegen (und zwar gleich zu Anfange der Ilias) unter „den Helden *selbst*“ ihre Leiber im Gegensatze mit den Seelen versteht. Auch die Gründe davon sind gut entwickelt. Bey dieser Rohheit der Begriffe war *H.* dennoch ein sehr guter praktischer Psycholog, der nicht nur die Leidenschaften auf das richtigste darstellt, sondern auch das Gesetz der Ideenassociation (S. 38.) aus der Erfahrung kannte. Bey Gelegenheit der Homerischen Lehre vom Zustande der Seelen nach dem Tode, wird das Local des Hades Tartarus u. s. w. genauer erörtert, als man hier eigentlich erwarten konnte; aber Rec. kann über verschiednes mit dem Vf. nicht übereinstimmen. Der Ocean ist beym *H.* zu offenbar die äusserste Gränze des Erdbodens, als dass man annehmen könnte, wie S. 60. geschieht, der Dichter lasse ihn nur die von der Sonne beleuchteten Theile der Erde umgeben, das dunkle Land der Cimmerier liege jenseits. Nirgends wird gesagt, Ulysses sey über die Breite des Oceans hinübergeschifft, um dahin zu gelangen. Od. X, 508. kann entweder heissen, auf dem Ocean längs dem Rande der Erde hinschiffen, oder *Ὠκεανὸς* bedeutet hier die Meerenge, welche vom Mittelmeer in den umgebenden Ocean führte, und eine grosse Seetagereise südwestwärts von der Insel Aeaea gedacht ward. Diese letzte Erklärung schreibt sich schon von dem alten Kritiker Krates her; in neuern Zeiten hat sich *Voss* im Götting. Magazin Th. I, und durch seine Weltkarte bey der zweyten Uebersetzung der Odyssee dafür erklärt. Das Land der Cimmerier lag nach beiden Meynungen rechter Hand von der Einfahrt, an der äusern Küste des Erdbodens; das Elysische Gefild linker Hand. Dadurch würde auch der befürchteten Nachbarschaft (S. 85.) zwischen zwey so verschiednen Ländern vorgebeugt; denn man dürfte sie leicht noch weiter auseinander rücken, als auf der Vossischen Karte geschehen ist. Man vergleiche *Schlegel de Geographia Homerica*, p. 186 seqq. u. 195—197. In der *Nexus* liegt die Vorstellung vom Hades als einer unterirdischen Höhlung (S. 70. 71.) gar nicht, er wird als ein dunkler und tiefliegender, aber doch auf der Oberfläche der Erde befindlicher Ort beschrieben. Dunkel war das Land der Cimmerier überall; also brauchte das Licht nicht erst durch den bedeckenden Erdboden abgehalten zu werden. Schwerlich wird jene andre Vorstellungsart in der ganzen Odyssee zu finden seyn, denn Od. XXIV, 203. kommt aus bekannten Gründen in keine Betrachtung. Am bestimmtesten kommt der unterirdische, unter allen Ländern verbreitete Hades Il. XX, 61. vor, also in den sechs letzten spätern Büchern der Ilias. Wahrscheinlich ist es die spätere Meynung. Il. VIII, 13 seqq., worauf S. 76 u. f. so viel gebaut wird, ist eine verdächtige Stelle, die schon Zenodotus verworfen. Da wir gelernt haben, im Homer verschiedne Homere zu unterscheiden, so werden wir uns auch vorsehen müssen, ihre verschiedenartigen Vorstellungen nicht zusammen zu werfen. Od. IV, 562. erklärt der Vf. so: „*quum dicitur Menelaus non Argis esse moriturus, subintelligendum est, sed alibi;* allein Menelaus hatte ja gar nicht in der Stadt Argos seinen Wohnsitz: *Ἄργος ἱππόβοτον* bedeutet hier offenbar ganz Griechenland oder den Peloponnesus, wie an hundert andern Stellen. Diese Auslegung würde also in neue Schwierigkeiten verwickeln. Die obigen Einwürfe über einige dunkle Punkte sollen übrigens den Werth dieser brauchbaren Schrift gar nicht herabsetzen; vielmehr wünscht Rec. Hn. *H.* Musse und alle sonstigen Aufmunterungen zu grösern philologischen Arbeiten.

Leipzig, b. Hertel: *Dav. Christ. Seybold*, ord. Prof. der klass. Literatur in Tübingen, *Einleitung in die griechische und römische Mythologie* der alten Schriftsteller für Jünglinge, mit antiken Kupfern. *Dritte verbesserte Ausgabe.* 1797. 6 S. nebst 5 Bogen Vorreden, Register u. Kupfer. 8.

Es freut uns, den wackern Seybold wieder ein Lebenszeichen geben zu sehen, nachdem ihn sein un-

glückliches Schicksal in dem gegenwärtigen Kriege so lange aufser Thätigkeit gesetzt hatte. Sein beliebtes Handbuch der Fabelgeschichte hat sich noch immer, auch bey der Collision mit verschiednen neuern, in mancher Hinsicht vorzuziehenden Büchern der Art, in gutem Credit erhalten. Auch war die erste Anlage für die Zeit, da das Buch zuerst erschien, gar nicht übel. Der Vf. schöpfte aus den Quellen und gab diese genau an; er trennte griechische und römische Fabel; zog mehr die ältern Schriftsteller als die ganz spätern Fabulisten zu Rathe; erläuterte die Fabel aus neuern mythologischen Schriften, aus Reisebeschreibungen u. dgl., gab dem Ganzen eine gefälligere, geschmackvollere Einkleidung als seine Vorgänger. In der Vorrede zur ersten Ausgabe waren einige sehr gute Winke enthalten. Die zweyte Auflage erhielt einige Verbesserungen. Die dritte verspricht auch einige Veränderungen und Zusätze. Sie sind wohl kaum von einiger Bedeutung. Auch sieht man aus der Vorrede, dafs der Vf. zu der Zeit, da diese neue Auflage veranstaltet wurde, von allen Bibliotheken entfernt war, und nicht einmal dem Verleger die Antiken angeben konnte, die er in der Vorrede zu der 2ten Auflage bey einer dritten stechen zu lassen, versprochen hatte, wiewohl der Verleger dennoch solche auf dem Titel mit den undeutschen Worten: *mit antiken Kupfern* für: mit Kupfern nach Antiken, ankündigt. Man sieht, dafs Hr. S. entweder nicht Gelegenheit gehabt hat, das, was seit der zweyten Auflage dieses Werkchens über Mythologie verhandelt, gestritten, aufgeklärt worden ist, nachzulesen, oder dafs er wenigstens durch die Umstände verhindert worden ist, es für seine Schrift zu benutzen. Bey einer künftigen Auflage, die unter günstigern Umständen erscheinen möchte, werden die Vorstellungen des Vf. durch ein sorgfältigeres Studium neuerer Hülfsmittel, besonders der Heyneschen und Vossischen Schriften, von Hermann, Nitzsch und Rambach mannichfaltige Berichtigung und dadurch sein Buch mehr Vollkommenheit erhalten. Ein zu dieser Auflage gekommenes Register erleichtert die Brauchbarkeit des Buchs ungemein.

Leipzig, in Comm. bey Fleischer d. j.: *Anleitung zur Uebung in der französischen Sprache, nach einem abgekürzten allgemeinen Umfange alles Wissenswürdigen bearbeitet*, und mit einem Wortregister herausgegeben, von *F. C. Laukhard*, Magister der Philosophie und Lehrer der ältern und neuern Sprachen auf der Universität zu Halle. 1797. 288 S. 8. ohne das Wortregister. (1 Rthlr.)

Obschon der französischen Lesebücher für die Jugend fast Legion ist, so wird man doch das gegenwärtige gar nicht überflüssig finden. Planmäfsig hat der Herausgeber die gemeinnützigen und reellen Kenntnisse des Menschen aus bewährten Schriften gesammelt, so dafs man das Vornehmste und Bekannteste aus der Astronomie, aus der physikalischen und politischen Geographie, aus der Naturgeschichte, der Anthropologie und andern Wissenschaften hier in möglichster Kürze, und in einer der Jugend angemessenen Schreibart antrifft. Wer kann es läugnen, dafs diese Methode, welche zugleich den Verstand des Lernenden mit nützlicher Sachkenntnifs bereichert, einen grofsen Vortheil stiften müsse? Freylich wird der Sprachmeister von gewöhnlichem Schlage, der nur das Unentbehrlichste aus der Grammatik mechanisch weifs, und von nichts als Wind und Wetter plaudern kann, dieses Buch für seinen Unterricht nicht wählen, aber gewifs der in Wissenschaften erfahrene Haus- und Schullehrer, welcher die hier abgehandelten Materien seinen Schülern zu erklären, und den französischen Ausdruck auf mancherley Weise anzuwenden vermag. Wie übrigens dieses Buch mit Nutzen gebraucht werden kann, das lehret die Vorrede, auf welche Rec., um nicht weitläufig zu werden, hinweiset. Nur will er die Quellen angeben, aus welchen Hr. L. geschöpft hat, und nach welchen man den Werth seiner Arbeit leicht beurtheilen wird. Sie sind Bodens Anleitung zur Kenntnifs des gestirnten Himmels, Büschings neue Erdbeschreibung, Klügels Encyklopädie, Baldows Elementarwerk, Villaumes *histoire de l'homme*, Iths Anthropologie, neuer Schauplatz der Natur in einem Auszuge des Pluchischen Werks, Beckmanns Technologie, Sulzers kurzer Inbegriff aller Wissenschaften, und noch einige andere. Rec. wünscht mit dem Herausgeber, dafs dieses Buch zur Erlernung des französischen Sprachstudiums dasjenige beytragen möge, was derselbe durch es hat leisten wollen, zumal zu einer Zeit, wo die Begebenheiten des Tages, wie er sagt, dieses Studium — wegen der Ausbeute für die Zukunft — beynahe unentbehrlich machen.

In einer neuen Auflage, welche dieses Lesebuch wohl verdient, wünscht Rec. die Accente und andere Zeichen richtiger gesetzt. Man sieht z. B. S. 8. *maîtres* für *maltres*, *universités* für *universites*; S. 9. *etoile* für *etoile*, *difficulté* für *difficulte*; S. 14. *tâches* (du soleil) für *taches* u. s. w.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Jacobäer: *Ueber die Verbesserungen des Spinnrades*, aus Rücksicht der Gesundheit des weiblichen Geschlechts, von Dr. *Georg Heinrich Piepenbring*, Apotheker zu Meinberg. 1795. 24 S. 8. — Die Verbesserungen, welche Hr. *P.* hier vorschlägt, erstrecken sich auf gewisse schleimichte Substanzen, welche derselbe statt des schädlichen Benetzens des Garns beym Spinnen durch den Speichel, anräthet; indem derselbe hiezu den Gebrauch des Biers, Leinsaamen, Waizenklee, Quittenkern, Tragant, Gummi, Hafergrütze, in gehöriger Proportion mit Wasser vermischt, empfiehlt

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. März 1797.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Populäre Moral des Chriſtenthums*, nebſt *einer hiſtoriſchen Einleitung in das Zeitalter Jeſu*. Für die Bedürfniſſe gebildeter Chriſten geſchrieben von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, Doctor und (damals) Privatlehrer der Philoſophie auf der Univerſität Leipzig. 1794. XXXVIII S. Vorrede und Inhaltsanz. 450 S. Text. (1 Rthlr.)

Schwerlich ſcheint der Ausarbeitung dieſes Buchs ein beſtimmter Begriff des Zwecks und Behufs, zu welchem es geſchrieben ward, zum Grunde gelegen zu haben. Es iſt, genau genommen, fürs erſte keine *Moral*. Schon in der Vorrede lehnt es der Vf. ausdrücklich ab, keine Ausführungen über einzelne Pflichten geben zu wollen. Warum? das ſieht man nicht ab. Die allgemeine formale Claſſification der Pflichten ſammt der Angabe der Principien, worauf ſie beruht, gehörte doch ſchon in die reine Sittenlehre und eben ſo wenig durfte die Erörterung der wichtigſten *menſchlichen* Obliegenheiten in der angewandten Moral, geſchweige denn in einer *populären* Darſtellung derſelben, wo noch überdem das Chriſtenthum zum Grunde gelegt werden ſollte, fehlen. Ueberdem vermiſst man durchgängig die gründliche Deduction und Erörterung der erſten moraliſchen Begriffe, *des Willens*, *des ſittlichen Geſetzes*, *der Pflicht*, *der Autonomie moraliſcher Weſen*, *der Gründe aller moraliſchen Verbindlichkeit* — ohne welche alle Moral ſo gut als in die Luft geſtellt iſt, und deren fürwahr auch derjenige, welcher ſie in populärer Geſtalt auftreten läſst, nicht überhoben ſeyn kann. Das was eigentlich hier geliefert wird, ſind gröſtentheils Declamationen über die allgemeinen Wahrheiten der natürlichen Religion mit moraliſchen Anwendungen. Daſs dieſe Wahrheiten mit der Moral in unzertrennlicher Verbindung ſtehn, daſs ſie einen praktiſchen (hier übrigens gar nicht erörterten, ja S. 173. ſehr vornehm als gleichgültig abgefertigten) Urſprung, und einen praktiſchen Zweck haben, iſt bekannt genug: aber in einer Moral, ſey ſie nun populär oder wiſſenſchaftlich, aus dem Chriſtenthume geſchöpft, oder nicht, erwartet man das nicht wie hier als Hauptſache als den Mittelpunkt um den ſich alles dreht; ſondern als Anhang und Folgerung abgehandelt zu ſehen. Noch weniger kann Rec. dies Buch als eine *Moral des Chriſtenthums* anſehen. Zwar findet ſich zu Anfange eine hiſtoriſche Einleitung in (über) das Zeitalter Jeſu nebſt einem Abriſſe des einen und andern, was er und Paulus gelehrt haben; aber die erſtere, die lauter Bekanntes und manches Ueberflüſſige enthält, werden die gebildeten Chriſten, für die etwa Hr. P. ſchrieb, in ihrem N. T. ſelbſt und in Heſs Leben Jeſu längſt beſſer gefunden haben; und der zweyte iſt 1) an ſeiner Stelle ganz überflüſſig; im ganzen Buche hätte vielmehr die Lehre Jeſu Stück für Stück nach exegetiſch und hiſtoriſch treuer Darſtellung zur Grundlage angenommen, und es hätten nun daraus allgemeine Reſultate nach rein moraliſchen Principien mit Abſonderung des Localen und Temporellen gezogen werden ſollen, ſtatt daſs der Vf., nachdem er dort einiges mitunter ziemlich unbeſtimmt, obwohl ſehr weitſchweifig, über Chriſtus und Chriſtenthum geſagt hat, über die oben angegebnen Dogmen declamirt und dann gelegentlich, oft ſehr gezwungner Weiſe, von den Aeuſſerungen Chriſti einige Anwendung macht. 2) Iſt die Darſtellung der Lehren des Chriſtenthums als ſolcher höchſt unvollſtändig, wovon unſre Leſer ſchon daraus urtheilen können, daſs auf den in dem N. T. ſo nachdrücklich urgirten Zuſammenhang der Zuverſicht, durch Buſse und Beſſerung vor Gott wieder wohlgefällig zu werden und unſre verſcherzte Menſchenwürde wieder hergeſtellt zu ſehen, mit dem Tode Jeſu und auf die eigenthümliche Form, welche die Erwartung eines künftigen Lebens und Vergeltungsſtandes durch die Ausſicht auf Gemeinſchaft mit ihm als Stifter eines moraliſchen Reichs Gottes und die vor ihm abzulegende Rechenſchaft erhält, nicht die mindeſte Rückſicht genommen iſt; da doch die moraliſche Tendenz dieſer und ähnlicher Lehren unverkennbar iſt. Wie auch der Vf. darüber dachte: ſo durfte er doch den hiſtoriſchen auf *factis* beruhenden Theil der chriſtlichen Religionslehre, und die Verbindung worinn er durch die Schrift mit ſittlichen Ermunterungen und Bedürfniſſen des Menſchen geſetzt wird, nicht verſchweigen. Sehr ſonderbar ſind Hn. P. Aeuſſerungen über dieſen Punkt S. 173. wo er ſagt, daſs von der populären Moral des Chriſtenthums „alles Locale Temporelle jeden (jenen) Zeiten bloſs „Eigenthümliche, überhaupt alles Dunkle, Unverſtändliche oder mit der Glückſeligkeit der Menſchen „nicht in naher Verbindung ſtehende (alle eigentliche „Dogmatik) ausgeſchloſſen werde.“ — Das und nichts weiter nennt Hr. P. die eigentliche Dogmatik. Mit welchem Rechte beurtheilt er ſie denn nach der verlegnen ſcholaſtiſchen Hülle, die ſie längſt abgeſtreift hat? Mit welchem Rechte ſchlieſst er die Lehren von Gott, Freyheit, Unſterblichkeit und Vergeltung, die er ſelbſt mit Moral in Verbindung gebracht hat, von der Dogmatik aus? Womit hat es ihm gefallen den Vorwurf, der nach jener Aeuſſerung wenigſtens

den formellen factischen Theil der christlichen Religionslehre trifft, zu rechtfertigen und ihm in seinem Buche, das wie gesagt, so keine Moral sondern blofs Räsonnement über den moralischen Einfluss gewisser Religionsdogmen ist, den Platz zu verweigern, wenn darin einmal vom *Christenthume* die Rede seyn sollte. Noch befremdender klingt in unsern Zeiten die Behauptung, dass das, was mit menschlicher *Glückseligkeit* nicht in naher Verbindung steht, von der Moral ausgeschlossen seyn solle. Möchte zuletzt Hn. P. Buch seyn, was es wollte: so würde ihm doch das Prädicat *populär* auf keinen Fall gebühren. Schon der doppelte Zweck, welchem er unvermerkt folgt und welcher in diesem Falle gar nicht ohne Widerspruch vereinbar scheint, thut der Popularität Eintrag. Einer Seits soll; wie man es nicht anders erwartet, Moral des Christenthums in populärer Gestalt geliefert werden, und auf der andern Seite klingt vieles, wo nicht das meiste, wie Räsonnement über die populäre Moral als eine eigenthümliche Disciplin, das denn gerade die, für welche diese Disciplin in Ausübung gebracht wird, am wenigsten angeht. Dies erhellt schon aus den Rubriken der verschiednen Abschnitte, z. E. „Entwickelung der populären Moral des Christenthums." „Sie erhebt den Menschen zu geläuterten Vorstellungen von Gott." — „Sie lehrt, sie überzeugt uns von diesem und dem." Verlangt man ferner von moralischen Ausführungen, die sich als populär ankündigen, dass darin das Allgemeine mit Klarheit, Bestimmtheit und in bündiger Kürze vorgetragen, dann aber durch individuelle Anwendungen und Beziehungen versinnlicht und der Anschauung und Empfindung näher gebracht werde: so wird man sich auch diesfalls hier schlecht befriedigt finden. Der Vortrag ist nicht nur unausstehlich weitschweifig und mit den unnützesten Wiederholungen überladen, sondern auch gezwungen, voll leeren Bombast, Declamation, fader Süfslichkeiten, sehr auffallender rhetorischer und zuweilen auch grammatischer Fehler. Häufig stöfst man auf Unbestimmtheiten und Inconsequenzen, ja selbst auf offenbare Widersprüche. — So soll Christus seinen Zeitgenossen manche Belehrungen vorenthalten haben, weil sie dazu noch nicht reif gewesen sind (ein bis zum Ekel wiederholter Lieblingsausdruck des Vfs.) Fragt man, woher das Hr. P. weifs: so ist, wie schon ein andrer Rec. erinnert hat, nach der Ausführung dieses Buchs die Antwort, weil sie ihnen Christus noch nicht bekannt gemacht hat. Liebe zu Gott besteht nach S. 243. aus Handlungen, die unsre Liebe zu Gott darlegen. — Vollkommen zu werden (S. 86.) soll unsre Bestimmung, Liebe zu Gott und den Menschen das Mittel dazu seyn, die ja eben das Wesen jener Vollkommenheit selbst ausmacht. — So spricht der Vf. zum öftern von einer *sanften natürlichen milden edeln Tugend* — als ob es im Ernste mehr als eine Art ächte Tugend geben könnte und diese nicht auch Strenge und Abgemessenheit foderte. — So soll S. 218. Gottes Gerechtigkeit von seiner Güte geleitet werden. — S. 228. wird die Unendlichkeit der Strafen damit bestritten, weil es in Gott keine Regungen der Leidenschaft gebe, als ob beides etwas Identisches wäre, oder in einem nothwendigen Causal-Zusammenhange stünde; da vielmehr Leidenschaft als etwas transitorisches am wenigsten eine unendlich sich gleichbleibende Wirkung haben könnte. — Nach S. 249. soll es in Gottes Welt kein wirkliches Uebel geben. — Tugend soll (S. 294. u. anderw.) der natürliche Zustand des Menschen, Liebe des Nächsten soll nach S. 398. in dem Christenthume Beförderung Glückseligkeit des andern wie unsrer eignen seyn — und was dergleichen Vorstellungen des Eudämonismus und Optimismus mehr sind, die hier so unbefangen wiederholt und in das Christenthum hineingetragen werden, als ob gar nichts dagegen zu erinnern und in der That erinnert worden wäre. — Ausdrücke wie S. 246. die dämmernd blüthevollste Reife aller Kräfte, S. 265. ein Gebilde das in der Reife verdarb. — S. 217. ein lichteres Organ und anderwärts oft ein lichterer Zustand. — S. 356. nachtumflorte Zukunft. — Gedanken wie diese: hätte Luther zehn Jahr länger gelebt, wir wären gewifs eine Stufe in der Vollkommnung weiter (wie genau Hr. P. diese Stufen doch gezählt haben mufs). — S. 284. was nützte den Weltsystemen ihre Regelmäfsigkeit, wenn sie die menschliche Vernunft nicht wahrnähme. — Verse wie S. 111. wohl zweifelsohne von der eignen Arbeit des Vfs.:

> Der Wahrheit reines Licht enthüllt in stiller Jugend
> Stand mild vor deinem Geist, belebte deine Kraft
> Judäa sah noch nie so hohe ächte Tugend
> Es war durch Aberglaub' und Schwärmerey erschlafft.

wobey man sich an Hübners gottselige Gedanken erinnert, überheben Rec. der Mühe von seinen Behauptungen für die Leser noch mehr Beweise mitzutheilen. Hr. P. selbst wird ihrer hoffentlich auch nicht weiter verlangen und seinen Produkten künftig mehr Reife (um uns eines seiner Lieblingsworte zu bedienen) geben, wozu es ihm selbst nach diesem verunglückten Versuche nicht an Talenten zu fehlen scheint.

## PHILOSOPHIE.

HANNOVER, in d. Helwingschen Buchh.: *Versuch einer historisch-kritischen Darstellung des bisherigen Einflusses der Kantischen Philosophie auf alle Zweige der wissenschaftlichen und praktischen Theologie.* 1796. 347 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Hauptzweck der kritischen Philosophie in Rücksicht auf christliche Theologie geht dahin, dass letztere allererst durch die Sittenlehre begründet und möglich gemacht, alles Positive und Geschichtliche derselben aber zum Behuf der moralischen Besserung benutzt und angewandt werden soll. Ein Mehreres hat der vortreffliche Kant nicht beabsichtiget und konnte er auch nicht beabsichtigen. Das materiale unserer Symbole, es bestehe nun in Dogmen oder in Thatsachen, lässt er ganz in ihrem Werthe, ohne über die Wahrheit und Möglichkeit derselben zu entschei-

den.

den. Er will nur, dafs man ſich dieſelben moraliſch zu Nutze machen ſoll. Dieſes ſcheint uns der einzig richtige Geſichtspunkt zu ſeyn, aus welchem ſich der Einfluſs der Kantiſchen Philoſophie auf die Theologie und ihre verſchiedenen Zweige beurtheilen und darlegen läſst. Die Frage iſt alſo: ob, wo und wie nicht allein in Schriften, ſondern auch und hauptſächlich in Kirchen, auf theologiſchen Lehrſtühlen und in Schulen die Kantiſche Philoſophie für Theologie und Religion in dieſem Geiſte und nach dieſer Abſicht ihres Urhebers bearbeitet und angewandt worden iſt. Zu einer hiſtoriſchen Darſtellung *dieſes* Einfluſſes derſelben dürften aber bis jetzt ſchwerlich hinlängliche Data vorhanden ſeyn; ja, man kann behaupten, dafs von dieſer Anwendung der Kantiſchen Philoſophie auf Theologie in kirchlichen und akademiſchen Vorträgen, ſo wie beym öffentlichen Unterricht in Schulen, deren Gegenſtand dasjenige gerade zu ſeyn ſcheint, was der Vf. unter *praktiſcher Theologie* verſteht, bis jetzt wohl wenig bekannt, ja vielleicht kaum irgendwo wirklich etwas in Erfüllung gebracht worden ſey. Von dieſer Seite darf man daher auch nichts von dieſer Schrift erwarten; ſie enthält vielmehr eine geſchichtliche hier und da mit den eigenen Urtheilen des Vfs. verſehene Darſtellung deſſen, was eines Theils von *Kant* ſelbſt in ſeiner *Kritik der praktiſchen Vernunft* und in der *Religion innerhalb d. Gr. d. v. Vernunft* für die Theologie und die einzelnen Zweige derſelben geleiſtet, andern Theils aber von andern darüber commentirt und controvertirt worden iſt, wobey ſich der Vf. der eigenen Worte der von ihm zu dieſem Behufe gebrauchten Schriftſteller, zu welchen er auch am Ende eines jeden Fachs die Titel der zu demſelben gehörigen übrigen Schriften geſellet, bedienet hat. In literäriſcher Rückſicht iſt alſo dieſes Buch ſehr nützlich und beſonders für ſolche Theologen brauchbar, die ſich von dem, was Kant für Religionswiſſenſchaft gethan hat, wie er von ſeinen Anhängern, ſeinem Sinne gemäſs oder zuwider, erklärt und modificirt, und von ſeinen und ihren Gegnern dawider eingewendet worden, folglich die Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften in Beziehung auf Kantiſche Philoſophie, kennen lernen wollen. An Vollſtändigkeit ſcheint auch, ſo viel dem Rec. die Sachen und Schriften, die zu dieſem Theile der neuern Philoſophie und Literatur gehören, ſelbſt bekannt ſind, dem Buche nichts Weſentliches abzugehen. Die ganze Abhandlung läſst ſich in den *allgemeinen* und den *beſondern* Theil abſondern; einem jeden ſind *ſechs* §§. gewidmet: 1) Ueber den Geiſt des Zeitalters in religiöſer Hinſicht; 2) über Anwendung der Philoſophie auf Religion und Theologie überhaupt; 3) hiſtoriſche Darſtellung der in verſchiedenen Zeitaltern verſuchten Anwendung philoſophiſcher Syſteme auf das Chriſtenthum; 4) über den Zuſtand und die Lage des Chriſtenthums, als man anfing, Kantiſche Philoſophie auf daſſelbe anzuwenden; 5) von den aus der bisherigen Anwendung der kritiſchen Philoſophie auf das Chriſtenthum reſultirenden entgegengeſetzten Principien für die Anwendung ſelbſt, ihrer Tendenz und bezweckten Folgen; 6) über den bisherigen Einfluſs der kritiſchen Philoſophie auf die chriſtliche Theologie überhaupt; 7) von dem Einfluſs der Kantiſchen Philoſophie auf Exegeſe und Interpretation der chriſtlichen Urkunden; a) Darſtellung der moraliſchen Exegeſe nach den Aeuſserungen der Religion innerhalb d. Gr. d. bl. Vernunft; b) Darſtellung der Einwürfe wider die moraliſche Exegeſe und der Beſtreitungen derſelben; c) Darſtellung der Entwickelung und Erörterung der moraliſchen Exegeſe von Freunden derſelben; 8) auf Kirchengeſchichte; 9) auf Dogmatik; a) über die moraliſche Religion; b) über die Verſuche, Religion und Dogmatik wiſſenſchaftlich zu begründen; c) über den bisherigen Einfluſs auf einzelne Dogmen; 10) auf Moral; a) über den richtigen Geſichtspunkt zur Würdigung der Sittenlehre Jeſu; b) über die Aehnlichkeit der chriſtlichen Sittenlehre mit der Kantiſchen; c) über den Einfluſs der Kantiſchen Philoſophie auf die wiſſenſchaftliche Behandlung der chriſtlichen Moral; 11) auf ſymboliſche Theologie; 12) auf Homiletik, Catechetik, Aſcetik und Paſtoraltheologie. Zuletzt noch ein Zuſatz zum §. 7. Der Inhalt des §. 1. hätte ſchicklicher mit dem 6ten verbunden werden können, da die Hauptſache, die ein Reſultat des philoſophiſchen Kriticismus iſt, anticipirt und durch Unterſuchungen und Darſtellungen anderer Art von der mit ihn verwandten Materie getrennt wird. Unter der Anwendung eines philoſophiſchen Syſtems auf ein poſitives Religionsſyſtem verſteht der Vf. eine Prüfung, Erweiterung und Berichtigung des letztern durch das erſtere, welches doch nicht ganz auf das Verhältniſs der Kantiſchen Philoſophie zur bibliſchen Theologie, nach der Abſicht und dem Sinne ihres Urhebers paſst. In dem §. 3. liefert der Vf. blofs allgemeine Reſultate, und nimmt weder Rückſicht auf die Entſtehung und Ausbildung der verſchiedenen chriſtlichen Lehrbegriffe und die oft veränderte Methode der Dogmatiken, noch auf den Einfluſs der jedesmaligen Zeitphiloſophie auf die beſondern theologiſchen Wiſſenſchaften. Wir hätten dieſe Rubrik entweder ganz weggelaſſen, da ſie zu dem Zwecke der Abhandlung theils nicht weſentlich nothwendig, theils für dieſelbe von zu weitem Umfange iſt, oder wenn ſie ja mit ausgeführt werden ſollte, ſolche der Abhandlung jeder beſondern theologiſchen Wiſſenſchaft ſo kurz als möglich vorausgeſchickt. §. 4. ſcheint es der Vf. zu tadeln, dafs ſich die poſitive Theologie nach der jedesmaligen Zeitphiloſophie habe bequemen müſſen, und hält es für nachtheilig, dafs man der Religion durchaus ein philoſophiſches Gewand angezogen und die religiöſe Denkart nach der philoſophiſchen geformt habe. Aber wir begreifen nicht, auf welche andere Art ſich theologiſche Lehrſätze vortragen und ordnen laſſen, da die Theologie keine ihr eigenthümliche Methode hat, und die Gegenſtände derſelben alle von der Art ſind, dafs ſie, wenn ſie anders einen vernünftigen Sinn verſtatten, und eine ſyſtematiſche Verbindung unter ihnen möglich iſt, nur durch Hülfe der philoſophirenden Vernunft verſtändlich gemacht,

entwickelt und geordnet werden können. Vor das Forum der Vernunft und der Philosophie gehören jene Gegenstände zu aller Zeit, und auch dann, wann die Vernunft noch nicht völlig ausgebildet ist. Im ersten Abschnitt des 7ten §phen fügt der Vf. der sonst ganz richtigen Darstellung der Kantischen Methode, wie man sich der biblischen Schriften zum Behuf der Moral bedienen soll, ein Urtheil bey, das dem von Kant aufgestellten Princip der Abhängigkeit der Religion von der Moral, das der Vf. doch selbst anzunehmen scheint, geradezu widerspricht. Diese moralische Interpretation, sagt er S. 118 ff., sey blos für Philosophen oder philosophische Theologen, die ihr positives Christenthum für die moralische Religion ausgetauscht hätten. (Dies ist ganz falsch; diese Klasse bedarf jener sogenannten Interpretation keineswegs, sie haben an ihrer Moral oder moralischen Religion genug.) Der christliche Theologe, wenn er consequent seyn wolle, und von der Wahrheit seiner Religion überzeugt sey, dürfe von jener Interpretation, welche das Primat der Vernunft voraussetze, keinen Gebrauch machen; dies sey seinem religiösen Interesse zuwider. (Ganz richtig; aber sie soll ihm auch nicht aufgedrungen werden; wenn er in dem blosen *Geschichtsglauben* mehr Beruhigung, als in dem Vernunftglauben, zu finden glaubt, so kann er ihn behalten. Es ist nur die Frage: ist es nicht Pflicht des Religionslehrers, die Menschen von dem Geschichtsglauben dem Vernunftglauben allmählich zuzuführen, sie auf diesen vorzubereiten, und auf diese Art und zu diesem Behufe das blos Positive und Geschichtliche mit den Grundsätzen der Vernunftreligion in Uebereinstimmung zu bringen? Eine Frage, die die Vernunft in jedem Menschen, in dem sie noch nicht ganz unterdrückt ist, bejahet, so wie sie ihm, und besonders dem Religionslehrer, den Gegenstand derselben zu realisiren gebietet.) Aber ich zweifle selbst, schliesst der Vf., ob der consequente Philosoph sich ihrer bedienen kann, und ob er überhaupt die positiven Religionen in sein Interesse wird ziehen dürfen; wenigstens würde er sich der moralischen Interpretation zu einem nicht ganz moralischen Zwecke bedienen. (Diesen Zweifel kann nur der erheben, der den Zweck jener von Kant vorgeschlagenen Methode, und jene Pflicht, die Menschen allmählich zum Vernunftglauben vorzubereiten und zu erheben, ganz verkennt. Aus diesen Urtheilen des Vfs. läst sich schon zum voraus abnehmen, was man sich von der *kritischen Revision* der Versuche der Kantischen Philosophie, die Theologie zu reformiren, die der Vf. in einer kritischen Revision der gesammten wissenschaftlichen Theologie noch nachzuliefern willens ist, zu versprechen habe.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Augsburg*, b. Späth: *Entwurf der Aesthetik*, als Leitfaden bey akademischen Vorlesungen über Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, von *Christian Friedrich Michaelis*, Lehrer der Philosophie in Leipzig. 1796. 68 S. 8. — Ein recht guter, gedrängter und wohlgeordneter Auszug aus *Kants* Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, an welchem weiter nichts auszusetzen ist, als dass er auch weiter nichts, denn ein Auszug ist, und dass ein solcher Auszug weder sehr mühsam und verdienstlich, noch zu akademischen Vorlesungen über die Aesthetik hinreichend seyn kann. In diesen muss durchaus nicht blos das Princip der ästhetischen Beurtheilung aufgestellt und deducirt und der Plan zu einer angewandten Kritik des Geschmacks flüchtig vorgezeichnet, sondern die Anwendung dieses Princips selbst auf die einzelnen schönen Künste und auf die ästhetische Beurtheilung ihrer Produkte gemacht werden, um den Geschmack zu läutern, zu üben und zu berichtigen.

TECHNOLOGIE. *Tours*, b. Vauquer u. l'Heritier: *Instruction sur la combustion des Vegetaux, la fabrication du Salin, de la cendre gravellée, et sur la maniere de saturer les eaux salpetrées.* Par *Vauquelin et Truffon* etc. An. 3 de l. rep. (1794.) 33 S. 3 Kupfer. 4to. — Um das zur Bereitung des Salpeters nöthige vegetabilische Laugensalz in gehöriger Menge zu erhalten, und die Verfertigung desselben auch in denjenigen Departementern, wo selbige bis dahin nicht bekannt war, einzuführen, wurden von dem *Comité de salut Public* verschiedene Commissarien ernannt, deren Aufträge die Betreibung dieses Geschäftes zum Gegenstand hatte. Hr. Vauquelin, der als Scheidekünstler sich schon längst vortheilhaft angekündigt hat, entwarf gegenwärtige kurze Anleitung für das Departement *Indre et Loire*, wohin er als Commissär zu dieser Absicht gesandt wurde. Da selbige für ein Departement bestimmt ist, in welchem man von Verfertigung der Potasche bis dahin keinen Begriff hatte, so konnte selbige fürs erste wohl nichts anders als ganz allgemein bekannte Dinge enthalten, wohin z. B. die Verbrennung der Vegetabilien und die Auslaugung der Asche zu rechnen sind. Der Vf. entschuldigt sich daher in dem Vorbericht, sowohl über die Kürze als die Unvollständigkeit dieser Abhandlung, deren Gegenstand er aber künftig einmal bey mehrerer Muse ausführlich abzuhandeln denkt. Bey aller Kürze vermisst man jedoch in dieser kleinen Schrift nichts wesentliches, und überall erblickt man den geübten Scheidekünstler, der das, was er lehrt, der eignen Erfahrung verdankt. Da verschiedene französische Departementer keinen Ueberfluss an Holz haben, um selbiges zu Potasche zu verwenden; so wurde an mehrern Orten eine Menge wildwachsender Kräuter und Gewächse zu der nämlichen Absicht angewandt, die wenigstens unter den damaligen Umständen einen nicht unbedeutenden Ertrag lieferten. Auf den drey Kupfertafeln sind die zu einer Pottaschsiederey nöthigen Gebäude und Geräthschaften abgebildet.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 9. März 1797.*


## ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Himburg: *Neue medicinisch-chirurgische Beobachtungen* von *Chr. Ludw. Mursinna*, dritten Generalchirurgus, u. s. w. 1796. 546 S. u. XVI S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wenn auch nur alle Jahrzehnte ein Buch von solcher Güte erschiene, so hätte sich die Wundarzney schon höchlich Glück zu wünschen. Nur ein Mann, der sich seiner Gründe, selbst bey den kleinsten Verrichtungen, auf das deutlichste bewusst ist, kann sein detaillirtes Verfahren so deutlich vorlegen; nur ein Mann, der in der kleinsten Handanlegung consequent zu handeln sich zum Gesetz gemacht hat, kann so simpel verfahren, und es ist billig, ihn als Meister der Kunst, und als Muster vorzustellen. Nimmt man nun noch die bey einem gesuchten und viel beschäftigten Wundarzte so seltne Tugend, das zarte Mitgefühl für die Leiden seiner Mitbrüder, welches von alle Blättern des Buchs dem Leser das Herz erwärmt, so kann man nicht umhin, den Vf. zu verehren, und den Zöglingen Glück zu wünschen, die einen solchen Vater zum Lehrer haben.

Die Schrift enthält zwar gröstentheils schwierige Fälle aus der Chirurgie, aber die Hauptabsicht scheint die eingewebte Mittheilung seiner Verfahrungsart in den Hauptoperationen, und der gröfsten so wie der kleinsten Handgriffe dabey zu seyn; zur Belehrung der Anfänger, so wie der Veteranen, auf die simpelste und anschaulichste Art vorgetragen.

Der Vorrede zufolge beschreibt er hauptsächlich seine beym letzten Feldzuge in Polen gemachten Bemerkungen mit Beyfügung einiger noch in Berlin (und Westphalen) angestellten. S. 1. *Ein Eindruck am Stirnbeine*, ein Fall der zwar nichts besonderes hat, wobey aber der Vf. Gelegenheit nimmt, seine (sehr zweckmäfsige) Kurmethode solcher Verletzungen umständlich vorzulegen. — S. 13. *Ein allmählich entstandner Beinfrafs.* Ein Fall vor 15 Jahren auf diese Stelle war die einzige (hier wahrscheinlich gemachte) Ursache dieser Verderbnifs. Die Trepanation deuchtete dem Vf. an drey Stellen nöthig. Sollte nicht ein zeitigerer Gebrauch der Rinde die Menge und Wässerigkeit (und Verbreitung) des Eiters früher gehemmt haben? Er nahm hier wahr, dafs das Pericranium bey weitem nicht in jedem Falle vom Knochen getrennt sey, wo innerlich die harte Hirnhaut abgelöset ist. Die Narben vereinigten sich, ohne angebrachten Druck, eben, wurden wieder mit Haaren besetzt und der Kranke zugleich von seinem vieljährigen Kopfschmerze befreyt. — S. 27. *Beinfrafs am Seiten- und Hinterhauptbeine.* Der Ursprung war vieljährig und der Kranke durch vieljährige Schmerzen und mehrere Queckfilberkuren abgezehrt, schwach und äufserst empfindlich. Dieser Dispofition gieng er mit Rhode, Wolferley und Wein entgegen und wendete, da er das Uebel (sehr richtig) für blofs örtlich hielt, die Trepanation an. Das verdorbene Knochenstück am Hinterhaupte war beträchtlich; es war aber nur die äufsere Tafel. Die innere liefs er unberührt, und hob nur die erstere stückweise aus, mit dem besten Erfolge. — S. 35. *Ein grofser Knochenfrafs am Stirn- und Seitenbeine*, wo das Anbohren (dem er überhaupt nicht hold ist) nichts half, wohl aber die völlige allmählige Ausbohrung. Auch hier war nur die äufsere Wand verdorben (und steinhart), die innere unverletzt. — S. 41. *Etwas über die Trepanation überhaupt.* Oefterer glückt sie, wenn ein Schädelknochen wegen Absatz einer Schärfe von innen verdorben ist. Viel zweckmäfsiges, durchdachtes, erfahrungsmäfsiges über diese Operation, was aber keinen Auszug leidet. Vor sich nicht gefährlich, ist sie am heilsamsten *früh genug* angewandt. Ihre Anzeigen. — S. 56. Seltenheit der Gegenspalten. — S. 61. *Eine links ins Stirnbein gegangene und rechts über der Stirnhöhle beynahe wieder heraus gedrungene Kugel.* Er hob sie aus. Der Erfolg war (natürlich) tödlich. Die Kugeln bedürfen wenig Werkzeuge zum Ausziehn; die Kornzange, die Finger, und die vorgängige Erweiterung der Wunde. In die Knochen gedrungen ist der Gang immer zersplittert; nach Entfernung der Splitter wird die Oeffnung räumlich genug zum Herausbringen der Kugel. — Fast immer sollte, wo die äufsern Bedeckungen am Kopfe abgerissen sind, der auch unverletzt scheinende Knochen trepanirt werden, wenn Zufälle des Drucks und innern Reitzes erscheinen und steigen. — S. 68. *Hiebwunden am Kopfe.* — S. 71. Ein Fall von *eilf Hiebwunden, zweyen am Kopfe.* — S. 73. *Ein Säbelhieb* (unter mehrern Verwundungen) *am Kopfe*, welcher ein Knochenstück in das Hirnmark gedrückt hatte. Die Zeichen von Hirnerschütterung veranlafsten den Vf. auf der Mitte des Hiebes zu trepaniren; er entdeckte mit dem eingebrachten Finger den eingedrückten Splitter, zog ihn aus und heilte den Mann so fort. Ein lehrreicher Fall. — S. 78. Mehrere *Kopfwunden*, auf welche der Tod in der dritten Woche erfolgte. — S. 85. Ein Officier mit 14 *schweren Verwundungen*, glücklich geheilt unter sehr einfacher Behandlung. Dieser und ähnliche Verwundete bekamen keine innern Arzneyen, aufser bey Fiebern und Diätfehlern. — S. 90. Wichtigkeit einer dürftigen, leich-

leichten Nahrung bey Verwundungen, vorzüglich complizirten Kopfwunden. — S. 95. *Schufswunde durch die Bruft und Lunge*, ohne Schnitt geheilt; ein selten glücklicher Fall. — S. 103. *Behandlung der Schufswunden überhaupt.* (Statt *Spiriti* S. 105., mufs Spiritus oder Spirituffe gelefen werden). Hier fehr viel durchdachtes; aus wahrhafter Erfahrung entlehntes. — S. 116. *Ein Schenkelknochen durch eine Kartätfchenkugel zerfchmettert.* Der Mann ward, des Transports ungeachtet, ziemlich gut geheilt. Unrichtigkeit des feften Verbandes bey tiefen Verblutungen. Rührender Wink, wie man durch Herzlichkeit und Leutfeeligkeit feine Kranken leicht zu den fchwerften Operationen bringt. Der Vf. nimmt hier fehr für fich ein, und zeigt fich in diefer Epifode als Menfch auf einer erhabnen Stufe. — S. 115. Ueber *Beinbrüche* im Allgemeinen. Ausdehnung, Aneinanderfügung der Bruchenden, der befte Verband, die befte Lage; da kommen eine Menge Kleinigkeiten von der gröfsten Wichtigkeit vor, nichts überflüffiges. Gute Einrichtung und nur mäfsig fefter, gleichförmiger Verband, fichern, da fie den Schmerz unter allem am beften mindern, die Unverrücktheit der Lage am gewiffeften. Vorzug der Pappfchienen. — S. *Ribbenbrüche.* — S. 138. *Zerfchmetterung des Oberfchenkelknochen;* glücklich geheilt. Das untere des Knochen war zugleich in drey Stücke zerfpalten. S. 144. Ueber Zerfchmetterung der Glieder überhaupt, und des Oberfchenkelknochens insbefondre. Gewöhnlich laffen fie fich entweder durch gute Behandlung ohne Amputation heilen, oder auch die Amputation ift vergeblich. Einen über der Mitte abgefchofsenen Oberfchenkel fetzte er nie ab. Die Verletzten ftarben nicht am Brande, fondern an Nervenzufällen, am öfterften mit einem kleinen zitternden Pulfe, Bruftbeklemmung und Unvermögenheit zu fchlucken. — S. 147. Bedingungen der Amputation der vordern Ober- und Untergliedmafsen; vortrefflich! — S. 157. *Abfetzung eines Unterfchenkels.* Befchreibung feiner *Amputationsmethode.* Er zieht das Knebelturniket mit feidenem Bande vor, den Knebel über einem Stücke Horn zugedreht. Er läfst die Haut gute drey Querfinger vorftehen, und fchneidet die Muskeln in Einem Schnitte fenkrecht durch (oder nach einer Anmerk. S. 515. bey der Abfetzung des Oberfchenkels fo, dafs die vordern Muskeln während einer mäfsigen Beugung des Knies, die hintern aber während der geraden Ausftreckung deffelben durchfchnitten werden; die Unförmlichkeit des Stumpfes zu verhüten). Bey der Amputation über dem Mittelgelenke hat er aufser dem Hauptftamme gewöhnlich nur drey Seitenäfte, felten vier, und nur einmal fünf zu unterbinden gehabt; fie genau wahrzunehmen, mufs der Knebel jedesmal gelöfet werden. Die zirkelförmig durchfchnittene Haut vereinigt er auf dem Stumpfe horizontal, mit den Rändern dicht zufammen; aus den Seitenfalten auf beiden Seiten ragen die Faden der Unterbindung hervor. Gewöhnlich den vierten Tag zum erften Male und dann alle drey Tage verbindet er wieder. — S. 171. *Abfetzung eines Oberfchenkels.* Nachtheil der zu kurz gelaffenen, den Stumpf nicht gehörig bedeckenden Haut. (Rec. wird an einem andern Orte auf eine allgemeine Formel deshalb aufmerkfam machen). — S. 177. *Eine Schenkelabfetzung.* Widrige Folgen der zügellofen Diät nach fchweren Verwundungen. — S. 193. *Eine zerriffene Achillesfehne,* durch die Vereinigung geheilt (in zwey Monaten). Der Verband fehr mufterhaft, nur aller 9 oder 8 Tage erneuert. — S. 196. *Wunden* im Gefichte. — S. 197. *Pikenftiche.* — S. 199. *Ein zerfchmetterter Unterkiefer.* Nachtheil des Sprechens bey Wunden der Lippen und des Unterkinnbackens. Nothwendigkeit der vorfichtigen Bewegung des Gelenkes während der Kur, Steifigkeit zu verhüten. — S. 207. *Eine* (geheilte) *Halfchufswunde.* — S. 213. *Eine Kanonenkugel hatte den Kehlkopf abgeriffen;* die grofse Wunde ward in der fünften Woche tödlich, blofs durch hinzugekommene Ruhr. Er leugnet die Luftftreiffchüfse mit fehr einleuchtenden Erfahrungsgründen. — S. 220. *Die rechte Seite über den Nieren von einer Kanonenkugel ftark gequetfcht* (und geheilt). Der Rock war in der Gegend etwas abgefcheuert, zum Zeichen der wahren Berührung. Noch einige einleuchtende Fälle von der Nichtigkeit der Luftftreiffchüfse. — Schöne Kur des Vf. an einem einen Luftftreiffchufs vorgebenden, verftellten Kranken, durch Hunger. — S. 225. *Ein Schnitt durch die Luftröhre und die Speiferöhre,* glücklich (in zwey Monaten) an einem neunjährigen, ungedultigen Knaben geheilt. — S. 233. *Ausfchälung einer fkirrhöfen Gefchwulft am Halfe,* und Heilung. — S. 246. *Schufswunden durch die Bruft.* Nur drey hat der Vf. geheilt, wo aber die Kugel nur durch den obern Theil der Lungenflügel gegangen war. — S. 253. *Eine* (fehr grofse), *fkirrhöfe, exulzerirte Gefchwulft auf dem Rücken,* glücklich ausgefchält und geheilt; an einem ausgemergelten Körper. Sie wog 7 Pfund 13 Loth. — S. 267. *Schufswunden durch den Bauch* fielen immer tödlich aus, wenn ein Eingeweide verletzt war. — S. 268. *Eine Schufswunde in den Bauch,* wo die Kugel nach 5 Wochen durch den Maftdarm abgieng. — S. 271. *Eine Harnverhaltung,* wo die Blafe viermal mit dem Troikar durchbohrt ward; dreymal durch den Maftdarm (der krampfhafte Stuhlgang preffte immer die Röhre aus) und zuletzt (glücklicher) über den Schambeinen. Es war eine Nierenentzündung, wo das in der Blafe angefammelte, geronnene Blut vermuthlich Urfache war, dafs nichts durch den Katheter ausfliefsen, nichts durch die Spritze fich ausziehen laffen wollte. Täglich ein Loth Alaun in Molken hob die Abfonderung des Blutes in den Nieren. — S. 283. *Eine bey einer Harnverhaltung zweymal durchbohrte Blafe.* Jene entftand von einer Striktur in der Harnröhre. Die Troikarröhre blieb ohne Schaden fünf Wochen in der Blafenöffnung durch den Maftdarm, und die Oeffnung heilte gleich, als man erftere auszog. (Hier fragt fichs, ob die, wenn gleich bald geheilte Harnfiftel nicht durch zeitigere Ueberwindung der Striktur und zeitigere Anbohrung der Harnblafe hätte verhütet werden können?) — S. 302. *Wafferbrüche.* Von fünf und neunzigen ift dem Vf. keiner ge-

gestorben, auch sonst kein Nachtheil erfolgt. Er heilt sie durch die simple Eröffnung und lockre Ausfüllung der Scheide mit Scharpie. Er beschreibt seine empfehlungswerthe Methode anschaulich. Die Heilung in der sechsten und siebenten Woche. Gleiche und gleich sichere Behandlung, wenn statt des Wassers Blut in der Scheidenhaut angesammelt ist, welches man vor der Operation nicht unterscheiden kann. Die etwanigen erweiterten, zerschnittenen Schlagadern (es finden sich ihrer zuweilen) müssen unterbunden, nicht tamponirt werden. Dies zeigt er (S. 310.) an der *Geschichte eines grosen alten Wasserbruchs*, wo ein solches aneurysmatisches Gefäs in der Zellhaut des Hoden unvermeidlich zerschnitten worden war. *Doppelte Wasserbrüche* operirt er zu gleicher Zeit. — S. 313. *Ein doppelter Wasserbruch, mit Darmaustretung in der linken Scheidenhaut.* — S. 318. *Noch ein doppelter, sehr grosser Wasserbruch*, beynahe von einer Elle im Durchschnitte. Die Hoden waren nicht zu fühlen. Hier liefs der Vf. nach dem Rathe einiger Schriftsteller ein Stück von der rechten Scheidenhaut an beiden Seiten der Oeffnung mit der Scheere (wider seine Methode, und nur des Versuchs halber) wegschneiden, an der linken aber nicht. Der Erfolg zeigte viel bedenkliche Symptomen an der rechten Seite, welche auch erst in der zehnten Woche heilte, die linke aber in der siebenten Woche ohne Beschwerde. — Die *Kastration*, S. 325. hat er blos in Berlin 54 mal verrichtet und nur ein einziger ist ihm gestorben. Diesen Fall erzählt er S. 326. Der Kranke starb ohne bemerkbare Ursache an der Mundsperre. Beyläufig von der *Mundsperre* bey andern Verwundungen. Sie findet sich oft bey den bedenklichsten Verletzungen nicht ein, dagegen aber wieder bey kleinen, oft einfachen Wunden. Neunmal hat er sie im Felde beobachtet, und nur Einen davon retten können, *dessen Geschichte* er S. 332. erzählt. Der Höcker des Ellbogens war dem Kranken abgeschossen. Die Entfernung der Splitter und Mohnsaft entfernten die Mundsperre. Die Amputation sahe er (S. 334.) nicht dafür helfen. — S. 336. Die *Operationsart des verdorbnen Hoden.* Aeusserst selten ist ein Wasserbruch die Ursache eines skirrhösen Hoden, wohl aber letzterer die eines Wasserbruchs; in letzterm Falle geht die Verhärtung des Hoden voraus, und die Wasseransammlung folgt hinter drein. Er unterbindet *sehr fest* mit dreyfachen, bandförmig neben einander gelegten, gewichsten, starken Zwirnfaden. Noch ein Reserveband oben darüber. Der Samenstrang mus bey höherer Verderbnis selbst über dem Bauchringe verfolgt werden. Gebogne Rückenlage mit mäsig gekrümmten Schenkeln nach der Operation; keine horizontal ausgestreckte. Die Heilung in drey, bis vier Wochen. S. 348. *Ein grosser, skirrhöser Hode* (der bis zur äusern Haut verwachsen war) glücklich ausgerottet. — S. 352. *Ein andrer*, dessen Samenschnure bis zum Bauchringe verdorben war. — S. 357. Verschiedne Methoden, den Samenstrang zur Unterbindung vorzubereiten. Der Vf. sondert den Nerven nicht ab. Er schnürt ihn nach sorgfältiger Absonderung des Zellgewebes zugleich mit dem Samenstrange durch das sehr fest angelegte Band ein, und tödet ihn so. Der Schmerz ist dann fast augenblicklich vorüber, und die Folgen sind gewöhnlich erwünscht. — S. 365. *Ausschälung eines grosen, skirrhösen Hoden.* Der Samenstrang konnte, weil das Zellgewebe nicht gehörig abgesondert war, nicht fest genug unterbunden werden; daher die schlimmen Zufalle. — S. 371. *Ein skirrhöser Hode* ward glücklich ausgerottet. Der unterbundne Samenstrang war unverdorben. Alles heilte nach Wunsch in der sechsten Woche. Nach sieben monatlichem Wohlseyn erhitzte sich der Genesene stark, und schweifte im Beyschlafe aus. Die Folgen: erst eine kleine, dann grösere schmerzhafte Geschwulst in den operirten Theilen des Hodensacks, endlich der offne Krebs, und noch einem halben Jahre der Tod. Das Ende des Samenstrangs fand sich in eine grose schwammige Masse ausgewachsen. Der Vf. hat nie einen Skirrhus durch Arzneyen heilen sehn. — S. 377. *Eingeklemmte Brüche*, eine lehrreiche Abhandlung. Der Vf. hat dergleichen 46 operirt; fünfe starben, bey denen der Darm schon brandig, zum Theil zerfressen war. Immer war die Zurückbringung ohne Erweiterung des Bauchrings durchs Messer unmöglich. Diese ist weder schwer, noch gefährlich. Man braucht, die Operation zu beschliesen, blos hohe Wahrscheinlichkeit, die vorgefallenen, eingeklemmten Theile nicht wieder reponiren zu können; *gewisse* Zeichen der Unmöglichkeit abzuwarten, heist den gewissen Tod veranlassen. Diese hohe Wahrscheinlichkeit ist da, wenn nach einem grosen Aderlasse, kalten Umschlägen u. s. w. und der vorsichtigen Handbemühung der Bruch nicht zurückgebracht wird. Alles hierüber vom Vf. Gesagte ist aus Natur und Erfahrung trefflich kopirt. Die kleinsten Brüche sind die gefährlichsten. In den meisten Fällen läst sich nur vor dem vierten Tage etwas von der Reposition erwarten; nur bey alten grosen Brüchen zuweilen später. — S. 387. *Beschreibung seiner* (musterhaften) *Operationsart.* — S. 398. *Ein eingeklemmter Darm- und Netzbruch.* Das grose verdorbne Stück Netz ward weggeschnitten, und die Operation ohne widrige Erfolge vollführt. — S. 405. *Ein eingeklemmter Leistendarmbruch*, am vierzehnten Tage operirt und glücklich geheilt. Ein sehr lehrreicher Fall, wo der Vf. die Gränzlinie zwischen (innerer) höchster Lokalentzündung und Brand so meisterhaft unterschied und eben so meisterhaft behandelte. — S. 412. *Ein Darmbruch, wo die Operation sechs Stunden nach der Einklemmung nothwendig ward.* Nach Erweiterung des Bauchrings schos die ganze Masse der Gedärme heraus. — S. 418. *Ein angebohrner, nachher eingeklemmter Bruch*, den neunten Tag mit Erfolg operirt. — S. 422. *Noch ein Fall dieser Art*, vor der Operation unerkannt. — S. 423. *Ein Schenkelbruch* den fünften Tag nach der Einklemmung operirt. Bey allen Schenkelbrüchen hat der Vf. den Darm mit der untern Wand des Bruchsacks so fest verbunden angetroffen, dass die Trennung nie mittelst der Finger bewirkt werden konnte. Die Anhängung des Darms im Bauchringe oder am Poupartischen Bande läst sich gewöhnlich

mit den Fingern trennen. Nur in zwey Fällen mufste er sich des Messers bedienen. S. 429, 430. erzählt er sie. (Der Gebrauch eines Bruchbandes bey diesen zweyen nicht zurückgehenden Brüchen, mochte diese Anwachsung bewirkt haben.) — S. 432. *Eingeklemmte Nabelbrüche* hat er immer ohne Operation heben können. Zweymal hat er den *Blasen-Darmbruch* in den Leisten bey fetten Männern gesehn. — S. 433. *Ein Mutterscheidenbruch.* Nie hat der Vf. einen Kranken am eingeklemmten Bruche erhalten können, wenn er bey der Operation die Därme brandig und zerstört fand, wohl aber, wenn überdies die Natur eine Oeffnung in der äufsern Haut, und dadurch den Abflufs der Unreinigkeiten schon selbst bewirkt hatte. S. 435. *Ein unglücklicher Fall* ersterer Art. — S. 439. *Ein andrer, höchst bedenklicher Fall* mit glücklichem Erfolge. Sehr lehrreich. Eine wahre Vereinigung zweyer brandigen und abgeschnittenen Darmenden durch die Natur allein. — S. 453. Noch *zwey ähnliche* (glückliche) *Fälle.* — S. 457. *Ein eingeklemmter, angebohrner Darmbruch.* Den Bruchsack fand der Vf. oberhalb des Bauchrings wie durch ein sennichtes Band zusammengeschnürt, welches mit Mühe durchschnitten ward. — S. 462. *Die vorzüglichsten innern Krankheiten bey der Armeee* in Südpreufsen. Gallichte Durchfälle und Durchlaufrühren ähnlicher Art, mit äufserst gestörter Verdauungskraft. Ausleerungen von oben und gelinde von unten, dann Salmiakauflosung in Wasser und bittre Extrakte hinterdrein, hoben die meisten Beschwerden, nur nicht den häufigen Stuhlzwang mit Blut und Schleim. Hier thaten die Wolferleyblumen (wie man erwarten konnte) erwünschte Dienste, denn dem Salmiak und der Ipekakuanhe in der Zusammensetzung kann man diese Wirkung nicht beymessen. Auch kleine Klystire von kaltem Wasser zu demselben Behufe. — S. 473. *Faulichte Ruhren.* Auch hier bemerkt Rec. mit Vergnügen die Wolferleyblumen — nur Schade! unter vielen andern Mitteln. — Offenbarer Nachtheil des Mohnsaftes in faulichten Ruhren. Schön und der Erfahrung völlig gemäfs gesagt, und nicht genug zu wiederhohlen. — Durch den Gebrauch dieses hier schädlichen Mittels: schmerzhafte Absetzung der Krankheitsmaterie auf die Gliedmafsen, besonders auf das Schulter- und Kniegelenk. — Die Digression (S. 482.) des Vf. die Ansteckbarkeit der gedachten faulichten Ruhr zu widerlegen, hat Rec. ungern gelesen. Die angebliche Nothwendigkeit einer Dispolition dazu widerlegt sie nicht. Sonst müfste auch die levantische Pest unansteckend seyn; auch sie steckt bey gänzlichem Mangel an Dispolition gewisse Personen nicht an. Doch wie schwankend, wie unbestimmbar in jedem besondern Falle ist die Auffindung einer Dispolition in dieser und jener Person zu dieser oder jener epidemischen Krankheit? Wird der Verwüstung epidemischer Krankheiten durch die Hypothese Einhalt gethan, dafs die Schlachtopfer vermuthlich Dispolition zu derselben gehabt hätten, die Krankheit aber unschuldig sey? Vare redde legiones! Und gesetzt der Vf. hätte hier Unrecht (wie leicht möglich, ja höchst wahrscheinlich ist), wie viel Schaden erregt nicht eine solche eingeredete Sicherheit bey seinen Lesern, einem grofsen Publikum voll unerfahrner, sorgloser junger Aerzte und Wundärzte! In morbis malignis nunquam satis cavemus, dum maxime cavemus! — S. 488. *Faulichte Gallenfieber* mehr im Herbste und *faulichte Schleimfieber* mehr im Winter. — Ihre Behandlung. — S. 529. *Sitten, Lebensart und Krankheiten der Polen.* Eine sehr lebhafte Darstellung dieses ehedem jämmerlich vernachläfsigten Volkes, nicht ohne gute Naturanlagen. — Den Weichselzopf hält der Vf. mehr für ein Product der Unreinlichkeit; aber *la Fontaine* scheint hiemit noch nicht widerlegt.

Das Aeufsere dieser klassischen Schrift ist sehr gefällig.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt a. Mayn*, b. Andreä: *Selbstmord* (der Selbstmord) *nach seinen medicinischen und moralischen Ursachen* betrachtet mit beygefügten Lebensregeln und Recepten zum Besten hypochondrischer und melancholischer Personen für Aerzte und denkende Leser aus allen Ständen von D. *Johann Valentin Müller*, 1796. 78 S. 8. (6 gr.) Hr. *M* ist ein so aufserordentlich fruchtbarer Schriftsteller, dafs es nicht zu verwundern ist, wenn man den Producten seiner Feder den Mangel an Wartung und Reife nur zu deutlich anmerkt. Den Inhalt dieser kleinen Schrift über den Selbstmord giebt der Titel weitläuftig genug an. Von der Art der Bearbeitung des Gegenstandes mag folgende Vorschrift zur Heilung der Onanie dienen, die in den allermeisten Fällen nicht unanwendbarer und in manchen Fällen nicht zweckwidriger erdacht werden kann: „Man lasse (sagt der Vf., nachdem er gerathen hat, die Kranken von den übeln Folgen des Lasters zu überzeugen und ihren Geist zu beschäftigen) solchen Kranken Beinkleider machen, die vorn gar nicht geöffnet werden können, sondern hinten mit einem kleinen Schlosse versehen sind, das sich ohne Schlüssel nicht öffnen läfst. Die Beinkleider müssen zugleich so weit heraufgehen, dafs der Patient auf keine Weise mit den Händen an die Geburtstheile kommen kann. Nöthigen Naturbedürfnisse, die Hosen zu öffnen, so geschehe dies immer nur unter gehöriger Aufsicht eines dazu bestellten brauchbaren Menschen, der nachher das Schlofs wieder abschliefst, und den Schlüssel zu sich nimmt. Innerlich dienen stärkende Arzneyen, als bittere Mittel, die Fieberrinde und das Eisen. ℞. ♈ menth. f. v. Unc. vj, cinnam. Unc. ij, Extr. gent. rubr., cort. aurant., trifol. fibr. aa. Drachm. ij Tinct. mart. Ludov. Unc. β. MS. des Tages 3mal 2 Löffel voll zu nehmen. ℞. Pulv. C. P. Unc. jß. Coqu. in aq. font. libr. j. ad reman. unc. X. Colat. add. Extr. C. P. opt. Unc. β. Syr. cort. aurant. Unc. j. MS. Alle 3 — 4 Stunden 1 Essl. voll."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. März 1797.

## OEKONOMIE.

Leipzig, b. Kummer: *Syſtem der Landwirthſchaft nach phyſiſch- und chemiſchen Grundſätzen behandelt, und durch vieljährige Verſuche geprüft*, von *Chriſtoph Heinrich Adolph von Zehmen*, Herzogl. Meckl. Strel. Schloſshauptmann. 1796. 340 S. 8. (18 gr.)

Wenn der Vf., wie er an vielen Stellen ſeines Buches verſichert, aus vieljähriger Erfahrung ſchreibt, ſo hätte ſich allenfalls wohl etwas Vollſtändigeres erwarten laſſen. Daſs die vorliegende Abhandlung bekannte und längſt geſagte Wahrheiten enthält, würde ihr nicht ſchaden; nur wäre es wohl zu erwarten geweſen, daſs manche intereſſante Materien, von einem praktiſchen und der Sache kundig ſeyn wollenden Wirth, nicht ſo kurz und oberflächlich behandelt wären. Das, was in der Einleitung zum Lobe der Landwirthſchaft geſagt, und zur Aufnahme derſelben vorgeſchlagen wird, enthält wahre und lehrreiche Bemerkungen. Der Gebrauch der Felder in drey und vier Arten wird umſtändlich erzählt, deſto kürzer hingegen die ganze Theorie der Koppelwirthſchaft abgefertigt. Der Vorſchlag, den Acker ſechs Jahre ohne Brache, mit Abwechſelung einjährigen Klees zu nutzen, iſt nicht neu und ſehr vortheilhaft, nur auf den groſsen mecklenburgiſchen Landgütern nicht anwendlich. Bey der Beſchreibung der Kornrolle iſt die Hauptſache vergeſſen, wodurch dies Werkzeug einen ungleich höhern Grad der Bequemlichkeit erhält; die Hauptwelle muſs nämlich mit einem Getriebe verſehen ſeyn, in welchem ein mit der Kurbel vereinigtes Sternrad faſst. Ohne dieſe Vorrichtung wird der Arbeiter, ſelbſt bey der äuſserſten Anſtrengung, den Windflügeln nicht die gehörige Geſchwindigkeit geben, oder wenigſtens die Arbeit nicht lange aushalten können, da ſie, mit dieſem Zuſatz verbeſſert, von einem Knaben verrichtet werden kann. Zu den hier angeführten Urſachen des Brandes im Weizen gehört auch die übermäſsige Fettigkeit des Bodens, beſonders wenn kein vollkommen reifes Saamkorn geſäet worden. Dieſer letzte Umſtand trägt vielleicht mehr als alles übrige zum Verderben der Saat bey. Ein Mittel gegen den Schneckenfraſs, das verſucht zu werden verdient. Auffallend war es Rec., daſs der Vf. auch den Rocken einkalkt, um ihn gegen das Mutterkorn zu ſichern. Der Vf. rechnet auch mineraliſche Körper zu den Düngungsmitteln, da ſie doch eigentlich nichts als Verbeſſerungsmittel des Erdreichs ſind. Von der Kalkdüngung iſt der Vf. ein groſser Freund; an den Orten, wo der Kalk theuer gekauft werden muſs, — und dies iſt in ganz Mecklenburg der Fall, — möchte doch dem Landwirth dieſe Operation zu koſtbar werden. Das Eggen, von andern ſogenannte *Pfropfen* des grünen Hafers, billigt der Vf. nicht, und er hat wohl Recht. Vergleichung zwiſchen Mäher und Schnitter. Kurz gewachſenes Getreide ſoll mit der Sichel geſchnitten werden. Das iſt wohl wahr, aber in Mecklenburg unmöglich, weil es an Menſchen fehlt. Die Düngung natürlicher Wieſen wird nachdrücklich empfohlen, ſo wie auch das Einſalzen des Heues. Sehr richtig eifert der Vf. gegen die Wirthe, die Heu und Stroh verkaufen. Beſchreibung und Zeichnung der ſo nützlichen Wieſenſchleppe, zur Vertilgung der Maulwurfshaufen. Beym Pflanzen der Kartoffeln im Groſsen iſt des, nun auch in Mecklenburg ſchon bekannten Kartoffelpfluges mit keinem Worte gedacht, wodurch doch dieſe zögernde Arbeit ſo ſehr erleichtert wird. — Die Bemerkungen über verſchiedene Gebrechen und Vorurtheile, wodurch bisher ökonomiſche Verbeſſerungen gehindert worden, findet man ſchon ausführlicher in Schönfelds Landwirthſchaft, die aber freylich nicht oft genug geſagt und beherzigt werden können. Den Beſchluſs dieſes erſten Theils machen Witterungsbeobachtungen, die aus einer franzöſiſchen, vom Vf. ſchon vor einigen Jahren ins Deutſche überſetzten Abhandlung, entlehnt ſind.

Der zweyte Theil enthält die Viehzucht, bey welcher Gelegenheit der Vf. ſehr wahr und richtig die Thierarzneyſchulen empfiehlt, auch die vortrefflichen Anſtalten, die dieſerwegen in Sachſen getroffen worden, mit gerechtem Lobe erzählt, aber, — ſonderbar! — mit keiner Sylbe der vortrefflichen Anſtalt erwähnt, die ſchon ſeit verſchiedenen Jahren in Mecklenburg ſelbſt, nämlich zu Ludwigsluſt, errichtet iſt. Unverzeihlich iſt es doch wirklich, daſs der Vf. dem Lande, in welchem er lebt, ſo wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt. So wird zwar zweymal ein gewiſſer Pachter, *Irrgang*, namhaft gemacht, der mit glücklichem Erfolge die Viehſeuche eingeimpft haben ſoll, aber die wirklich ins Groſse getriebenen Operationen dieſer Art, die im Mecklenburg-Schweriniſchen unter der Direction des Geheimen Rath *v. Oerz*, des verſtorbenen *von Bülow* zu *Prüzen*, und des Kammerpächters *Brakenwagen* mit ſo überaus glücklichem Succeſs vorgenommen wurden, ſind alle mit Stillſchweigen übergangen. — Die mecklenburgiſchen Pferde verdienen allerdings das Lob, das der Vf. ihnen beylegt, nur Schade! daſs man faſt nirgends mehr die ächte

und reine mecklenburgiſche Race antrifft, als unter den Bauerpferden. Um dem Nachtheil der Grundherrſchaften bey Verpachtung der Holländereyen vorzubeugen, indem die Butter oft zu hohen Preiſen ſteigt, da der Pacht des Holländers unverändert bleibt, ſoll die Kuhpacht nach dem Preiſe der Butter veränderlich ſeyn. Ueber die Stallfütterung ſagt der Vf. viel Wahres und Gutes, aber nichts in Anwendung auf Mecklenburg. Dies würde ſich doch wohl der Mühe gelohnt haben, da, wie Rec. ſicher weiſs, binnen wenig Jahren auf groſsen Landgütern die Stallfütterung eingeführt werden wird, wozu einige angeſehene Wirthe jetzt ſchon Vorbereitungen treffen. Daſs übrigens, wie der Vf. meynt, das Vieh von dem beſtändigen ſtille ſtehen im Stall krumm und lahm werden ſollte, iſt nach Rec. mehrjähriger Erfahrung ungegründet. Zweyſchüriges Schafvieh hält der Vf. für vortheilhafter, als einſchüriges; das iſt wohl wahr, aber das rauhere mecklenburgiſche Klima und die dort zuweilen bis in den Junius anhaltende Frühlingskälte verbieten hier eine zu frühe Schur. — Die Regeln einer planmäſsigen Forſtwirthſchaft überläſst der Vf. dem holzgerechten Jäger! wo ſind die in Mecklenburg? — Wegen der Bienenzucht ſoll ſich der geneigte Leſer in Schirachs und Riems Schriften Raths erholen. Der Seidenbau wird deſto nachdrücklicher empfohlen; wenn nur in Mecklenburg erſt Menſchen genug zum *Ackerbau* wären! — Vom Bier- und Eſſigbrauen, Brandteweinbrennen, Stärkefabriken iſt ſehr kurz, und gleichſam nur ſo im Vorbeygehen gehandelt. Die Regeln und Vorſichten bey Entwerfung der Gutsanſchläge enthalten zwar manche ſehr gute Bemerkung, im Ganzen aber ſoll der Unkundige durch das hier erzählte nicht klüger werden, und der fingirte Werths und Ertragsanſchlag wird nie, am wenigſten in Mecklenburg, zum Muſter dienen können. Der Abſchnitt von der Dorfpolizey iſt einer der beſten im Buche, ſo wie ſich in der Schilderung eines guten Landwirths manches Lehrreiche findet.

## SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin u. Leipzig, b. Nicolai: *Der Sturm.* Ein Schauſpiel von *Shakſpear*(e) für das Theater bearbeitet von *Ludwig Tieck.* Nebſt einer Abhandlung über Shakſpears Behandlung des Wunderbaren. 1796. 44 u. 104 S. 8. (12 gr.)

2) Altona, in der Verlagsgeſellſchaft: *Shakeſpear* (Shakſpeare) für Deutſche bearbeitet. Erſte Abtheilung. 1796. 127 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. von Nr. 1) ſcheint ſowohl nach ſeiner Arbeit an dem Schauſpiele, als nach dem vorausgeſchickten Aufſatze, ſeinen Dichter mit Liebe ſtudiert zu haben, ſollte er auch nicht überall in den Geiſt deſſelben eingedrungen ſeyn. Eigentlicher Abänderungen kommen nur wenige und nicht ſehr bedeutende vor, was Rec. keinesweges als tadelnswerth bemerkt: denn wie lieſse ſich viel an einem ſolchen Meiſterſtücke verändern, ohne es zu verderben? Die Weglaſſung der Witzeleyen zwiſchen Sebaſtian und Anthonio (A. II. Sc. 1.) wird man nicht mifsbilligen; ſie war zum Theil nothwendig, weil ſie in unüberſetzbaren Wortſpielen beſtehen. Weit zweifelhafter möchte es ſeyn, ob das Stück durch die hier erhaltnen lyriſchen Zuſätze wirklich bereichert worden iſt. Der Vf. meynt in der Vorrede, „die ganze Wirkung würde ohne Zweifel verloren gehen, wenn man aus dieſem Stücke eine eigentliche Oper machen wollte.“ Er führt aber für ſeine Behauptung keinen Grund an, und Rec. geſteht, daſs er keinen zu errathen weiſs, ſondern vielmehr überzeugt iſt, *die Geiſterinſel* von *Gotter*, eine auf den Sturm gegründete und mit Meiſterhand vollendete Oper, werde bey ihrer Erſcheinung auf der Bühne das Gegentheil beweiſen. Sollte aber *der Sturm* nicht in ein ganz muſikaliſches Schauſpiel umgeſchaffen werden; ſo muſste die weitere Ausdehnung des Gebrauchs, den *Sh.* darinn von der Muſik macht, ein Mifsverhältniſs hervorbringen. Hr. Tieck hat theils die im Originale befindlichen kleinen Lieder verändert und verlängert, theils neue angebracht, theils einige Stellen des Dialogs in freyen Rhythmen überſetzt, wahrſcheinlich um als Recitativ vorgetragen zu werden. Was die erſten betrifft, ſo ſind nicht nur die Weiſen derſelben, ſo weit ſie *Sh.* durch Sylbenmaafs und Reim angegeben, verloren gegangen, ſondern auch der ächte Ton und Charakter iſt verfehlt. In dem Liede S. 23. u. 24. z. B. iſt der Tanz der Geiſter in einem Style ausgemalt, womit das beybehaltne tändelnde Spiel mit dem Bellen und Krähen nun gar nicht mehr übereinſtimmt. Am treueſten iſt wohl das darauf folgende überſetzt, obgleich auch hier die letzte Hälfte unnöthig ausgeſponnen wird. Die Kürze iſt keine unweſentliche Eigenſchaft an dieſen Liedern: es ſollen gleichſam nur abgeriſſne Laute aus der Geiſterwelt zu dem Hörer hinüberſchallen. Das Lied, womit Ariel den Gonzalo weckt (S. 39.), iſt dem Inhalte nach ziemlich treu übertragen:

Ohne Bedacht
Schlaft ihr, es wacht
Bosheit, und lacht!
Schleichend und ſacht
Wird itzt vollbracht,
Was ſie erdacht: —
Nun, ſo erwacht!

und auch an ſich mit ſeinen kurzen Verſen und dem immer wiederkehrenden Reime ſehr leicht und gefällig; aber es iſt durchaus nicht mehr *Sh's* Lied: ſo viel thut die metriſche Abweichung. In dem Liede Stephano's (S. 43.) vermiſſen wir ganz die komiſche Kraft des Originals. Für den Geſchmack eines betrunknen Schiffskellners iſt die Beſchreibung des Sturmes zu poetiſch; auch iſt es weit luſtiger, daſs er dort zweymal nach angeſtimmtem Geſange ſagt: *This is a ſcurvy tune: but here's my comfort,* nämlich in der Flaſche, und dann trinkt, als daſs die Worte: „Hier iſt mein Troſt,“ und: „Hier iſt mein Muth,“ mit in das Lied

einge-

eingeflochten sind. Die komischen Auftritte zwischen Stephano, Trinculo und Caliban würden im Verhältnisse ihrer Wichtigkeit durch die hinzugekommnen Lieder (S. 50. u. 62.) zu sehr gedehnt werden, wenn diese auch weit launiger und charakteristischer wären, als sie wirklich sind. An mehreren Stellen des *Sturms* führt *Sh.* die Musik so ein, dass er nur im Allgemeinen angiebt: *solemn musick*, *soft musick*, ohne sie mit Worten zu begleiten. Er hätte dies unstreitig leicht thun können, wenn er nicht einen Grund gehabt hätte, blosse Instrumentalmusik vorzuziehen. Wollte er die Gemüther durch unbestimmte, ahndungsvolle Anregungen für Eindrücke des Zauberischen empfänglicher machen; so konnte der Gesang, der die dunkle und vieldeutige Sprache der Töne bestimmter auslegt, nur ein störender oder ein überflüssiger Zusatz seyn: jenes, wenn die einzelnen Worte vernehmlich blieben, dieses, wenn sie sich im Strome der Begleitung verloren. Nach der Beschreibung, welche der Vf. in der Vorrede von der Composition seiner hinzugedichteten Gesänge macht, hat der Musiker, (Hr. Musikdirector *Weffely*.) das erste gewählt. Bey dem phantastischen Gastmahle, womit Prospero (A. III. Sc. 3.) die Schuldigen neckt, führen die Geister einen mimischen Tanz auf. Dies passt weit besser zu ihrer stummen Rolle im Original: Der Tanz kann hier für sich allein alles sagen, was der Gesang nur irgend ausdrücken soll; einer wird den andern wiederholen müssen, oder ganz unbedeutend seyn. Ausserdem können sie nicht wohl zugleich singen und tanzen: folgt aber der Tanz erst auf den Gesang, wie Hr. *T.* vorschreibt, so wird die Erscheinung, die das Täuschende durch ihre Dauer immer mehr verlieren muss, allzusehr in die Länge gezogen. Statt der sogenannten *Masque* (einer allegorischen hier mythologischen Vorstellung) im vierten Aufzuge finden wir zärtliche Scenen zwischen Sylfen und Sylfiden. Ariels darinn geschilderte empfindsame Liebe ist der muntern Schalkhaftigkeit, womit der zierliche Geist im übrigen Stücke erscheint, durchaus nicht gemäss. Auch in Bezug auf Fernando und Miranda war jene *Masque* ungleich zweckmässiger als das, was ihre Stelle ausfüllen soll. Und wie konnte Hr. *T.* übersehen, dass Prospero's berühmte Rede: *The cloud-capt towers, the gorgeous palaces etc.*, die er hat stehen lassen, nach seiner Aenderung nicht mehr passte? Sie bezieht sich ja darauf, dass die körperlichen Wesen: Göttinnen, Nymphen, Schnitter, worein die Geister verkleidet dem Fernando ein Schauspiel gegeben hatten, nur leerer Schein gewesen waren; und in der deutschen Bearbeitung zeigen sie sich in ihrer eigenthümlichen Gestalt, denn eine, wenn gleich luftige und ungeweihten Augen unsichtbare, Gestalt schreibt die Dämologie des ganzen Stücks dem Ariel und andern Geistern zu. Wenn dem Vf. der musikalische Theil des *Sturms* wichtig genug schien, um derselben eine besondre Ausbildung zu widmen, so hätte er auch den poetischen Dialog dieser kühnen dramatischen Dichtung nicht in Prosa auflösen sollen. Die Darstellung verliert dadurch erstaunlich an ihrem romantischen, magischen Colorit, und wird dem alltäglichen Leben näher gerückt, von welchem sie der Dichter, wo die Geister irgend im Spiele sind, auf alle Weise entfernt hält. Selbst der thierische Caliban redet bey ihm nicht platte Prosa, wie die beiden luftigen Schiffsgesellen, sondern eine dichterische Sprache, so rauh und seltsam sie ist. Die poetischen Schönheiten abgerechnet, ist die Uebersetzung ziemlich treu, ohne in das Steife zu verfallen. S. 36. sollten die Worte: *this lord of weak remembrance*, nicht: „dieser Herr schwachen Angedenkens," sondern: „von schwachem Gedächtnisse," gegeben seyn. Das Spiel mit *remembrance* und *memory* hätte dabey doch ausgedrückt werden können. Auch S. 38. unten ist der Sinn der drey letzten Zeilen von Anthonio's Rede verfehlt.

Der Aufsatz *über Shs. Behandlung des Wunderbaren*, (worunter hier, nach dem in ältern Lehrbüchern der Poetik gebräuchlichen Sinne des Wortes, Darstellungen aus der Geisterwelt verstanden werden,) enthält einige treffende Bemerkungen. Andre sind zu sehr von der Oberfläche geschöpft. Es fehlt ungeachtet der vielen Eintheilungen an Ordnung, überhaupt an gründlicher Bestimmtheit. Der Vf. legt ein viel zu grosses Gewicht auf das blos subjective und von Zufälligkeiten abhängige Princip der Täuschung, (die, strenge genommen, und vom Scheine gehörig unterschieden, gar nicht in das Gebiet der schönen Kunst gehört,) ohne auf die objectiven Eigenschaften der Darstellung, ihre Richtigkeit, Lebendigkeit, Kraft, Harmonie, Vollständigkeit und Idealität zurückzugehen. Die Schreibart ist nachlässig; ein so trivialer Satz an der Spitze: „Man hat oft *Sh's* Genie bewundert," verspricht noch weniger, als der Aufsatz nachher leistet. Wenn S. 2. behauptet wird, kein Dichter nach *Sh.* habe Geister dramatisch darzustellen verstanden; so vergass der Vf. vermuthlich Göthe's Faust. S. 25. heisst es: „Caliban ist der schöner erfundne und kunstreicher durchgeführte Puck" (im Sommernachtstraum). Wie kann man doch so ganz verschiedenartige Dinge mit einander vermischen, um eins auf Unkosten des andern zu loben? Wenn der behende, artige, leichtfertige Puck mit irgend etwas im *Sturm* Aehnlichkeit hat; so ist es weit eher mit Ariel, als mit dem schwerfälligen Unmenschen Caliban. — Ungeachtet dieser und ähnlicher Uebereilungen wird der Vf., wenn er seine Gedanken über *Sh.* erst mehr reifen lässt, gewiss viel Gutes für ihn leisten können.

Von ganz andrer Beschaffenheit ist Nr. 2) Durch diese „Bearbeitung *Sh's* für Deutsche" wird unsrer Nation eine eben so schlechte Ehre erzeigt, als dem grössten dramatischen Dichter der Neueren. Wie würde man es finden, wenn ein Mensch, der höchstens Thüren und Wände anzustreichen gelernt hätte, sich einfallen liesse, auf einem Bilde Raphaels oder eines andern grosen Künstlers hier eine Nase länger zu malen, dort einen Arm zu verrücken, auch wohl nach Befinden der Umstände diese und jene Figur ganz zu überpinseln? Und doch ist diese Vergleichung noch zu vortheilhaft für den Vf. des vorliegenden

„Fürstengemäldes des dreyzehnten Jahrhunderts:“ denn so nennt er *Sh's*, durch unzählige Auslassungen, durch Herabstimmung der episch-dramatischen Würde und Feyerlichkeit zum gemeinsten schlaffsten Tone, hauptsächlich aber durch einige armselige Zusätze bis zur Unkenntlichkeit entstellten *King John*. Nur die veränderte Convenienz des Theaters kann eine behutsame und geschickte Umarbeitung der Meisterwerke *Sh's* rechtfertigen. Wollte man von seiner angeblichen Unregelmäfsigkeit ausgehen, und nicht ruhn, bis man ihn auf dramatische Formen zurückgeführt hätte, die mit den seinigen nichts gemein haben; so müsste man Stücke, wie König Johann, ganz vernichten. Der Vf. scheint sich gar keinen Zweck deutlich gedacht zu haben: wenigstens möchte er wohl sehr verlegen seyn, nur einen einzigen Grund anzuführen, warum *King John* in seiner ursprünglichen Gestalt nicht eben so gut vorgestellt werden könnte, als wie er das Stück verpfuscht? Warum er den ganzen ersten Aufzug, der den originellsten Charakter des Stücks, Philipp Faulconbridge, so wunderwürdig entwickelt, weggeschnitten, und von den meisten Reden in den übrigen Aufzügen nur einen magern Aufzug geliefert hat? Theaterlärm zu ersparen ist er eben nicht bedacht gewesen. Wo es bey *Sh.* blofs heifst: „*Alarum Excursions*,“ (A. III. Sc. 1.) läfst er die französischen und englischen Soldaten sich während der Schlacht weidlich herumschimpfen, und setzt nachher hinzu: „Erschlagene liegen umher, einige geben noch Zeichen des Lebens von sich.“ Fürwahr, ein angenehmer Anblick! Die wichtigste und zugleich die unglücklichste Veränderung ist es, dafs Johann hier den Arthur mit eigner Hand umbringt. Er hat zur Ermordung desselben dem Hubert heimliche Befehle gegeben. Dieser, durch die liebenswürdige Unschuld des Prinzen gerührt, beschliefst ihn zu retten, und hintergeht den König mit einer falschen Nachricht. Das ausgesprengte Gerücht von Arthurs Tode wirkt äufserst nachtheilig für Johann. Die Grofsen werden ihm abtrünnig, das Volk gegen ihn aufgebracht. Sein vermeyntlich ausgeführter Befehl gereut ihn: Hubert, nunmehr sicher, sich keine Ungnade dadurch zugezogen zu haben, entdeckt ihm seinen Ungehorsam, worüber der König hoch erfreut ist. Unterdessen sucht Arthur, der noch nichts von der glücklichen Veränderung seines Schicksals weifs, zu entkommen, und stirbt an dem Sprunge von einer hohen Mauer. Bis auf den letzten Umstand hat der deutsche Bearbeiter die Geschichte ganz so gelassen, wie im Originale. Nun läfst er aber Arthurn glücklich an der Mauer herunterklettern, und den König, welchen die Rettung des Prinzen schon wieder verdriefst, (man weifs nicht warum,) sich grade in demselben Augenblicke auf der Strafse vor dem Gefängnisse befinden, und ihn mit seinem Dolche erstechen. Dieser König, der so allein und unbemerkt das Pflaster tritt, und am hellen Tage, auf offner Strafse eine Mordthat verübt, die er in das tiefste Dunkel zu hüllen wünschte, und dem Hubert kaum deutlich zu bezeichnen wagte, ist in der That eine rechte Seltenheit. Auch fängt er seinen Monolog an: „Sonderbar! mehr als sonderbar!“ Ja freylich: abgeschmackt! mehr als abgeschmackt!

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Bayreuth*, b. Lübecks Erben: *Abhandlung über alle Arten der praktischen Malerey*, nebst einer *Anweisung zur Farbenmischung, und einer besondern Anleitung zur Colorirung der Landschaften*. Aus dem Franz. des *de la Hire* übersetzt. 1796. 192 S. 8. (12 gr.) Die Abhandlung des *de la Hire* ist wegen ihrer guten Anleitungen für Künstler und Liebhaber, die sich Kenntnisse hierinn verschaffen wollen, sehr lehrreich, und darum anzuempfehlen: Die vom Uebersetzer angehängte Anweisung zum Farbenmischen und Coloriren der Landschaften aber, die jener bey weitem nicht beykömmt, ist auch unter folgendem Titel besonders zu haben:

Ebendas.: *Anweisung zur Mischung der Farben und Bemerkungen über das Colorit*. 1796. 40 S. 8. (3 gr.) Nachdem der Vf. auf 13 Seiten ein Namenverzeichniss von gemischten Farben und ihren Producten hingeschrieben hat, verweist er endlich auf ein andres noch gröfsres Handwerksbuch, auf *Prange's* Farbenlexicon, aus welchem das vorstehende ausgezogen sey. In folgendem giebt er aber auch noch dem Landschaftsmaler Recepte: „Terraffen in der Nähe.“ „Sind solche Terraffen „nahe, und sollen sie braun sehen, so legt man sie mit Blasen„oder Liliengrün an. „Mit eben dieser Farbe, aber etwas „dunkler, mufs man hierauf die Anlage entweder punktirend oder „schraffirend überarbeiten, damit sie Körper bekommt. Zu „hellen Terraffen nimmt man eine Lage Oeker und Weifs, und „schattirt mit Bister. Mit dieser letztern Farbe arbeitet man „auch aus. Im Vorgrund findet man öfters auch röthliche Ter„raffen, die mit Braunroth, Weifs, und ein wenig Grün ange„legt werden etc.“ Noch ein Recept zum Gewölke, „Sind „Wolken am Himmel, so kann man den Platz, wo sie hinkom„men sollen, aussparen, d. h. nicht mit der Himmelsfarbe an„legen. Sind die Wolken röthlich, so legt man sie mit Zinno„ber, Gallstein und Weifs an, worunter man auch ein wenig „Indig mischt, — die Lichter werden in jedem Fall aus Oker, „Zinnober und Weifs gemischt — Abgerundet wird alles durch „Punkte — Ist der Himmel nicht gleich gut genung gerathen, „so mufs er auch überpunktirt werden.“ (Viel Glück!) Dafs der Vf. selbst nicht viel von der Sache, worüber er schrieb, verstehe, mag man noch zum Schlufs aus folgendem sehen. „Manche Maler nehmen zum Grundsatz an, dafs die stärksten „Farben in einem Gemälde immer vorne auf die Hauptgegen„stände gesetzt werden müfsten; allein sie irren sich, denn es „kommt alles auf den Grund an. Auf einem dunkeln Grund „stechen helle und auf einem hellen dunkle Farben besser her„vor. Der Himmel ist des Morgens hellblau, um Mittag et„was dunkler, gegen Abend wird er lasurblau, und wenn es „finster wird dunkellasur.“ Wie konnte sich ein solcher Mann anmafsen, über das Colorit zu schreiben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. März 1797.

## ERDBESCHREIBUNG.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Statiſtiſche Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenſtände der Oeſterreichiſchen Monarchie.* Von H. M. G. Grellmann, Prof. zu Göttingen. Zweyter Band. 1797. 320 S. ohne das Regiſter. 8. (1 Rthlr.)

Der gute Gedanke, handſchriftliche Aufſätze und fliegende Blätter zur Beleuchtung der öſterreichiſchen und beſonders ungriſchen Staatskunde zu ſammeln, hat ſchon bey dem erſten Bande (ſ. A. L. Z. 1796. Nr. 279.) vielen Beyfall gefunden, und dies um ſo mehr, da Schlözers Staatsanzeigen zur Bedauerung aller gutgeſinnten Politiker aufgehört haben. Der erſte Band, ſo manches bittre und unangenehme derſelbe auch für gewiſſe Menſchenklaſſen enthielt, ward auf einen eigends abgefoderten Vortrag, wie wir von Wien aus hören, daſelbſt erlaubt, zur Ehre des kaiſerlichen Staatsraths, welcher ein vernünftiges und beſcheidenes Pro und Contra über wichtige Angelegenheiten des gemeinen Weſens gern geſtattet, und dadurch die Verſinſterer, welche gern die Cenſur in noch engere Gränzen zwängen, als auch die Verſchreyer und Verläumder, welche der öſterreichiſchen Preſsfreyheit ſo gar enge Feſſeln andichten, zurückſcheucht und widerlegt. Der zweyte Band iſt nun durchaus bloſs ungriſchen Gegenſtänden gewidmet, und enthält folgende von verſchiedenen Verfaſſern herrührende Aufſätze.

1) *Documentirte Rhapſodieen über den Gang der proteſtantiſchen Kirchenfreyheit in Ungern bis auf Joſeph und Leopold II.* Wenn wir nicht ſehr irren, ſo haben dieſe Rhapſodieen einerley geſchickten Vf. mit der Geſchichte der evangeliſch-lutheriſchen Kirche in Ungern. Göttingen 1795. 8. Sie ſollen einen Mangel der 1791 erſchienenen Präliminarien — über die Rechte der proteſtantiſchen Kirche in Ungern erſetzen, indem dieſe nämlich nichts von der Art und den Mitteln gedenken, wie und durch welche die Proteſtanten das Schickſal gehabt haben, binnen 100 Jahren faſt um alle vorher erworbenen wichtigen Rechte und Freyheiten gebracht zu werden. Dieſes hiſtoriſche Thema iſt in den vorliegenden Rhapſodieen, mit einer zweckmäſsigen hiſtoriſchen Kürze, Bündigkeit und Scharfſichtigkeit ausgeführt, und der Herausgeber, der den Aufſatz nach dem Vorbericht concentrirte und zugleich milderte, hat ſich beſonders in letzterer Rückſicht ein wahres Verdienſt um den gröſsern Eindruck deſſelben erworben. Es erſcheint nun aus allem ganz klar, daſs hauptſächlich der Jeſuitismus die Intoleranz in die römiſche Kirche auch in Ungern gebracht hat: und daſs alles Lob, welches man einzelnen Jeſuiten gerne zollt, doch auf eine für jedes menſchliche Herz ſchmerzliche Art durch die durchaus beobachtete Verbindung des Jeſuitengeiſtes mit der Verfolgungsſucht herabgeſtimmt und in Miſstrauen gehüllt werden muſs. Bey S. 74. hätte der Vf. ſtatt einer hinkenden Vergleichung zwiſchen den Reiſen katholiſcher junger Geiſtlichen nach Rom und proteſtantiſcher Kandidaten nach auswärtigen Univerſitäten, weit zweckmäſsiger den alle Rückſichten der Staatsökonomie und ſchiefen Politik überwiegenden Nutzen ſolcher Reiſen von proteſtantiſchen Studierenden ins Ausland in Rückſicht der Literatur, Kultur, ſelbſt des Commerzes, der Fabriken u. ſ. w., alſo den Nutzen derſelben ſelbſt für das Intereſſe des Hofes entwickeln können. Ein ſehr weſentlicher Irrthum wird auch S. 87. verbreitet, daſs nämlich der *Exiudex Curiae* Graf Zichy und der *Experſonal* Viméneſi ſich auf den vorletzten Reichstägen um die proteſtantiſche Kirchenfreyheit Verdienſte erworben haben ſollen. Dieſe Verdienſte ſind bloſs ſcheinbar, und hatten zur Abſicht, die Proteſtanten ins antiroyaliſtiſche Intereſſe zu ziehen: als dieſes erreicht ſchien, klangen die Saiten anders. Endlich hätten wir einige Flecken des Stils, welche trotz Hn. *G's.* Umarbeitung ſtehen geblieben, wie Anrecht (S. 86.) ſtatt Recht auf öffentliche Bedienungen (Aemter) weggewünſcht.

2) *Das Geſpräch zwiſchen einem Fremden und einem unpartheyiſchen Unger über das Ende der Regierung weiland Joſephs des II und die des Kaiſers Leopolds des II im J. 1790.* Rührt von einem ſehr ſachkundigen und uns dem Namen nach wohl bekannten, aber darum doch nicht öffentlich zu nennenden Staatsmann her. Er geht dahin, die vortrefflichen Abſichten Joſephs II zu zeigen: worinn ihm nun freylich von keinem Helldenkenden ganz widerſprochen wird. Aber niemand kann es auch im Ernſte und mit Grunde läugnen, daſs Joſeph die zwar langſamern und ſchwierigern, aber ſichern und conſtitutionellen Mittel dazu nicht gebraucht hat. Ueberhaupt ſehen einige ſchärfer blickende Patrioten die ganze Sache aus folgendem Geſichtspunkt an: die ungriſche Conſtitution iſt von einer Seite ſehr vortrefflich, denn ſie iſt bloſs defenſiv, läſst wenig Abgaben zu, beſoldet wenig Truppen, und hat doch auf die Fälle der äuſserſten Noth das Mittel der Inſurrection im Hinterhalt. Solch eine Conſtitution verhindert Kriege, bindet dem eroberungsſüchtigen Monarchen die Hand, und ſichert dem Lande ſowohl als deſſen Nachbarn die Segnungen des Friedens. Von der andern Seite hat die ungriſch

grische Constitution reelle Fehler: durch ausschliessende Begünstigung des katholischen Clerus und des Adels und durch die darauf gegründete Bedrückung des Bürgers, Bauern und der nichtkatholischen Religionsverwandten. Nun scheint es einigen, dafs man immer gesucht habe, Ungern mehr nach dem militärischen und Contributionsfufse der übrigen Erbländer zu reguliren, und zu dem Ende auch dem Adel seine Contributionsfreyheiten zu nehmen, ohne jemals auf irgend einem Reichstag deutliche und feste Lust gezeigt zu haben, die Lasten des Volks wirklich zu erleichtern, und eine bessere Repräsentation der mit Händen arbeitenden Volksklassen (so wenig als dies in den andern österreichischen Erbländen geschieht) zu bewirken. Man wünschte einmal zur Gründung eines vollkommenen Zutrauens zwischen dem Hof und den Ständen, oder vielmehr der Nation, überzeugend zu sehen, dafs es dem erstern Ernst sey, selbst in der europäischen Politik das defensive, sich in keine fremden Angelegenheiten mischende System anzunehmen, die ungrische Constitution bey ihrer defensiven Gestalt zu lassen, hingegen den Bürgern und Bauern mehr politisches Leben zu geben, ihre Lasten so weit zu erleichtern, dafs der Adel wenigstens die Kosten der innern Verwaltung, die *Cassa domestica*, allein bestritte, und dann durch innere gute Staatsökonomie es dahin zu bringen, dafs ohne Ersatz und Aequivalent, die österreichischen Zölle und (Z. B. Tobaks-) Monopolien zum Besten einiger Zweige der ungrischen Land- und Stadtwirthschaft gemildert oder aufgehoben werden könnten. So würde das innere Verkehr und Leben in sämmtlichen österreichischen Ländern verdoppelt, und Ungern durch vermehrten Geldumlauf in den Stand gesetzt werden, in ausserordentlichen Fällen auch durch namhafte Geldsubsidien, (die es auch kürzlich wegen Geldarmuth nicht bewilligen konnte,) seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit an das regierende Haus zu bezeugen. Selbst dieser Dialog beweist S. 113 u. 116. ganz deutlich: dafs besonders 1790 und 1791 der Bürger- und Bauerstand sehr gestimmt gewesen wäre, bey einem aufrichtig und entscheidend für sie sprechenden Tone des Hofes zur Verbesserung der innern Staatsverwaltung kräftig mitzuwirken. Hiernach läfst sich denn auch Hn. Grellmanns Tadel der Unzweckmäfsigkeit ungrischer Reichstäge S. 102. berichtigen.

3) *Josephs des II Handbillet an den ungrischen Reichskanzler Grafen von Pálffy in Betreff seines neuen Steuerplans für das Königreich Ungern.* Was hier von der Erklärung Josephs zu halten sey, nach welcher er „*den unter der Last erliegenden Unterthan von dem Uebergewicht der von der Steuer befreyten Adelschaft retten wollte*," läfst sich ebenfalls aus den Anmerkungen beym vorigen Punkte beurtheilen. Nach jenen wird man noch mehr Gründe zur Unzufriedenheit mit dieser Anstalt finden als die von dem Herausgeber angemerkten, nämlich den Abfall des Länderwerths und die den Landbesitzern aufgebürdeten Kosten der Vermessung: man wird aber auch die Hoffnung behalten, dafs nach Hinwegräumung alles Mifstrauens, die Nation einmal selbst auf dem Reichstage eine planmäfsigere, richtigere und nicht so übereilte Vermessung, als die Josephinische war, auch zur bessern Kenntnifs und Benutzung des Landes, nach dem Beyspiele Dänemarks und anderer cultivirten Länder anordnen werde.

4) *Ungrische Reichsdeputationen zur Verbesserung der Landesmängel angeordnet.* Eine ausführlichere Rechenschaft wird hier nur von den Deputationen in Kirchlichen, Stiftungs- und Studiensachen, und endlich in Sachen der öffentlichen Reichsverwaltung gegeben, die übrigen werden von einer andern Hand nur kurz, doch mit vielsagenden Winken, charakterisirt. Das ungrische Reich kann es als eine Wohlthat der Publicität ansehen, dafs diese Deputationsarbeiten, noch ehe und bevor sie der ständischen Erörterung, Beschliefsung und königl. Sanction unterzogen werden konnten, (da die Kriegsumstände den Hof bewogen haben, auch bey dem letzten Reichstage durchzusetzen, dafs von diesen Arbeiten nichts vorgenommen werde,) der Welt und dem Vaterlande mit kritischer Prüfung vor Augen gelegt werden. Freylich wird man nicht ermangeln, bey dem jetzt überhand genommenen Partheygeist den hier auftretenden kritischen Zergliederer des Demokratismus zu beschuldigen: allein ganz gewifs bleibt es, dafs diejenigen Schriftsteller es am aufrichtigsten mit der Monarchie meynen, welche am ernstlichsten auf Abstellung aller Misbräuche, (die sich keineswegs im Wesen der Monarchie gründen,) dringen und die das schöne Problem lösen wollen, die ruhige sichere monarchische Regierungsform mit der möglich gröfsten individuellen und intellectuellen Freyheit jedes Staatsbürgers zu vereinigen. So z. B. eifert der Berichterstatter an das Publicum über den Entwurf *der Reichstagsdeputation in Publico Politicis* nach welchem wegen Mäfsigung der Berathschlagungen das nur zufällig und durch Misbrauch (wegen Enge des Orts auf dem ödenburger Reichstage vom J. 1681) entstandene Oberhaus, oder die *Tabula Procerum*, an ihrem constitutionellen Platze verbleiben soll. Nach dem Berichterstatter kennt der ursprüngliche Geist der ungrischen Verfassung keinen Magnatismus: Grafen- und Baronentitel sind eine ausländisch österreichische Pflanze, zum ungrischen Boden nicht passend, und Verbötzius selbst stellt es als einen der ersten Grundsätze der ungrischen Constitution auf: dafs kein Edler mehr oder weniger Freyheit besitzen könne als der andere. Hr. G. glaubt nichts deste weniger, dafs die von der Deputation angeführte Mäfsigung der Berathschlagungen die Beybehaltung der ersten Tafel nothwendig mache: aber man hört in diesen Worten ganz deutlich den göttingischen Prof. und Bewunderer der englischen Verfassung sprechen. Nach der seit 6 Jahren vorgegangenen Läuterung der Begriffe des deutschen Publicums kommt diese Bewunderung schon zu spät. Man hat aufgehört, eine Verfassung zu schätzen, welche auf dem offenbarsten und beleidigendsten Bestechungssystem, auf der Verbindung der Episcopalkirche und der königlichen Geschöpfe, Peers genannt,

genannt, mit dem Staat und auf der Abhängigkeit der Parlamentsmeynung von dem merkantilischen, das Menschenleben und Menschenblut kaufenden und verkaufenden Interesse einiger wenigen reichen Kaufleute beruht: man hält den *de Lolme* nicht mehr für den Codex, nach welchem jede gemäsigte Monarchie die Bilanz ihrer verschiedenen Staatsgewalten gegen einander abwägen und einrichten soll. — Der griechische Gedanke der *γερουσια*, nachgeahmt im französischen *Conseil des Anciens*, scheint allmählich bey den Freunden der Lehre von Vertheilung und Mäsigung der Gewalten im Staat über die bisherige Anhänglichkeit an eine hierarchisch-aristokratische erste Tafel die Oberhand zu gewinnen, welche Tafel nur nach S. 196. zur Fortpflanzung des aristokratischen und hierarchischen Hochmuths dient. Uebrigens hat sich die *Deputation in kirchlichen Sachen* vorzüglich damit beschäftigt, die von Joseph II angefangene Pfarrregulirung, eine seiner nach der Lage der Umstände am meisten verdienstlichen Anstalten, zu vollenden; einige Comitate und selbst Deputationsmitglieder äusserten hiebey die Idee, dass die Bischöfe von ihrem zu grossen Ueberflusse den mindern Geistlichen, welche die Tagwerker im Weinberge des Herrn heissen könnten, in Gemäsheit mehrerer Nationalsynodenschlüsse einen gewissen Theil zukommen lassen müsten. Der Berichtserstatter begnügt sich hiemit nicht, sondern sieht alle Besitzungen des höhern Clerus als Nationalgüter an, mit denen die Nation und der König auf dem Reichstage zum Besten des niedern Clerus und anderer gemeinnütziger Anstalten nach Gefallen schalten könnten. Vor Zeiten schien es dem heiligen Stephan und seinen frommen vor dem kirchlichen Bannstrahl zitternden Nachfolgern nöthig, zur Befestigung des neugestifteten Christenthums den Bischöfen grosse Einkünfte und politisches Ansehen einzuräumen; daher die Verbindung der Synoden mit den ältesten ungrischen Reichstägen; daher die Schenkung ansehnlicher durch das Blut der Nation erworbener, ursprünglich für den Unterhalt des Königs und des Reichsheers bestimmter, und zum Theil den vom Christenthum abgefallenen ungrischen Eigenthümern abgenommener Güter an Geistliche. Jetzt sind die Verhältnisse ganz verschieden: Titel, Reichthümer und politische Würden scheinen unsern Zeitgenossen nur Hindernisse zu seyn, durch welche die Geistlichkeit vom Volksunterrichte abgezogen wird. Könige und Nationen lernen die ergiebige Finanzquelle kennen, welche in den weitläuftigen Ländereyen der Hirtenstäbe sich anbietet, und lernen sie um so eher benutzen, je mehr einerseits die Kriegsumstände allen Saft des Staats auspressen, andrerseits einzelne solcher Oberhirten ihr Ansehen und ihre Reichthümer misbrauchen, und je mehr das ganze Corpus sich Geiz und Langsamkeit zu Schulden kommen läst, so oft von gemeinsamer Unterstützung des Königs und des Vaterlandes die Rede ist. Es wird dem ungrischen hohen Clerus zur ewigen Schande gereichen, dass derselbe auf dem letzten Reichstage vom Nov. 1796 nichts ausser der ihn treffenden reichstäglichen Quota unter dem Titel eines ausserordentlichen Beytrags anbieten wollte, und dass sich die protestantische weit ärmere Geistlichkeit hiezu weit bereitwilliger durch Privatsammlungen gezeigt hat. Wie gern hätte sich der katholische Clerus in Frankreich vom Rande des Abgrundes durch *Dons gratuits* gerettet, allein wegen der nemlichen Untugenden kam er zu spät. *Die Deputation im Studienwesen* hat dem Berichtserstatter ebenfalls keine Genüge geleistet. Die Bemerkungen desselben passen auch auf die katholischen Lehranstalten in den übrigen österreichischen Erbländern, und dürften daher um so mehr eine nähere Erwähnung verdienen, als die Wiener neue Studien-Revisionscommission davon ganz wohl Gebrauch machen könnte, um den Erwartungen des bessern Publicums zu entsprechen. Das Obscuranten-Publicum in Ungern und Oesterreich sieht dergleichen in unsern Zeiten gerade jetzt aufgestellte Studiendeputationen und Commissionen als Werkzeuge der politischen Engbrüstigkeit an, wodurch man unter dem Vorwande der jetzigen Zeitumstände, die Jugend durch Convicte und jesuitische Erziehungsmethode zum blinden mechanischen Glauben und Gehorchen, Schmiegen des Verstandes und des Willens unter fremdes Ansehen, anleiten, und das so gefährliche Selbstdenken vernichten wolle. Nicht so erniedrigend und beschimpfend denkt das bessere Publicum von den Absichten des Kaisers und der ungrischen Reichsstände. Einer nach vernünftigen Grundsätzen regierten Monarchie schadet das Selbstdenken nichts, wie dieses z. B. Dänemark beweist, vielmehr braucht eine solche Monarchie (und eine andere will man doch hoffentlich nicht) in den höchsten und niedrigsten Aemtern, mehr selbstdenkende Beamte, als vielleicht noch zur Zeit die österreichische Monarchie besitzt: ja sie mus ohne Unterschied des Standes die Selbstdenker überall aufsuchen, und vor mechanischen und leichtsinnigen Grafen- und Baronenköpfen befördern. Ohne Zweifel besteht also das Problem, welches der bestgesinnte Monarch seiner Studien-Revisionscommission, und die ungrischen Stände ihrer Deputation aufzulösen gegeben haben, in folgendem: wie kommt es, dass, trotz der vielen, gegen ausländische Lehranstalten übermäsig grossen Kosten, welche auf die inländischen katholischen Lehranstalten aufgehen, dennoch so wenig Selbstdenker gebildet werden? Warum giebt es unter den Professoren so wenig wirkliche Gelehrte von Profession und Schriftsteller, welche ihrer Wissenschaft reellen Vorschub leisten? Warum giebt es unter der consumirenden Klasse des Publicums so wenig wahre Kenner und Verehrer der Gelehrsamkeit, desto mehr Kenner und Verehrer hingegen sinnlicher Genüsse und betäubender Vergnügungen? Wenn wir nicht irren, so findet der Berichtserstatter den Grund hievon in zweyerley Hauptfehlern der jetzigen Verfassung der katholischen Lehranstalten:

a) Bey den Gymnasien in der Unterwerfung der Lehrer unter einen Director: statt dass ein solches Gymnasium am besten unter der Curatel der

angesehensten und einsichtsvollsten Layen jeder Gegend stände; welche durch ihr Ehrgefühl und Vaterinteresse am meisten bewogen wären, für gute Lehrer zu sorgen, und über Lehrer und Lernende eifrig zu wachen.

b) Bey den Universitäten in dem Lehrzwang der Studirenden. Gutgebildete junge Leute aus Gymnasien, wo sie die Philosophie zu lernen hätten, sollen schon Grundsätze auf die Universität, zur Erlernung des Brodstudiums und der höhern Philosophie mitbringen, und ihrer eigenen Leitung und Wahl überlassen seyn. Die Erlernung des Brodstudiums muss der Uebergang in das grosse, thätige Weltleben seyn; hiebey muss also allerdings der Jüngling schon seinen eigenen Willen gebrauchen lernen. Weg also mit allen vorgeschriebenen Studiencursen; weg mit den aufgedrungenen ordentlichen ausschliefsenden und eben deswegen trägen Professoren; weg mit den Zeugnissen der Eminenz und der 3 Klassen; statt der letztern hingegen Examinationscommissionen bey allen Verwaltungscollegien; weg mit der Unterordnung der Universität unter eine eigne Studiencommission, dafür hingegen Aufstellung einer Curatel von geschickten Layen, unter der obersten Leitung der politischen Behörde. Der Berichterstatter giebt bey jedem einzelnen Punkte an: wie wenig die ungrische literarische Deputation sich diesem Ideal genähert habe: jedoch weht, besonders in den Arbeiten einiger im Buche genannter Mitglieder dieser Deputation, ein angenehmer Hauch eines bessern Genius. Bey S. 182. können wir Hn. G. und mit ihm dem Publicum versichern, dass man von der Versetzung der Universität von Pesth nach Gran (unter die Augen des Primas) durch k. Befehle abgekommen sey, nachdem aus den Acten verflossener Jahre erschienen ist, dass sogar das Graner Domkapitel sich aus Tyrnau nach Gran wegen der Ungesundheit letzterer Stadt nicht habe versetzen lassen wollen. — Bey S. 200. müssen wir das Publicum auf die sehr eindringende Beweisführung aufmerksam machen, wodurch die ungrische Constitution von der Schmach gerettet wird, als ob nach derselben eine ganze kaiserl. Freystadt, tausende von Bürgern nur für einen Edelmann zu rechnen seyen!

5) *Beytrag zur Kenntnifs der ungrischen Landwirthschaft.* Die Ursachen des schlechten Zustandes derselben werden ganz gründlich, besonders im Mangel des Eigenthums des Bauern und im geringen Verhältnifs der consumirenden zur producirenden Klasse, gesucht: wozu auch noch Ungerns geographische, dem Commerz nicht günstige, Lage und das österreichische Zollsystem kommen.

6) *Zustand der Manufacturen und Fabriken, wie auch des Seidenbaues in Ungern.* Eine Uebersetzung des zu Grosswardein 1793 erschienen Werks: *Schedium de Statu praesenti Fabricarum* u. s. w., dessen Vf. wahrscheinlich Hr. Prof. Miller zu Grosswardein ist. Diese Nachrichten lassen noch viel Verbesserung und Vervollständigung zu, welche wir von Hn. Prof. Schwartners bald herauszugebender Statistik von Ungern erwarten. So z. E. bereitet D. Pfeifer seinen Indigo zu Käsmark nicht aus einer Karpathischen besondern Pflanze (S. 260.), sondern, unsern Nachrichten nach, aus Waid, durch bessere Bearbeitung.

7) *Verschiedene Artikel.* a) *Volksmenge von Ungern*, berichtigt eine Populationsliste vom J. 1786 in Schlözers Staatsanzeigen LXI. Heft durch Vergleichung mit einer authentischen vom J. 1787 mit Fug und Recht. b) *ungrisches Insurrectionswesen* von Hn. G. Enthält nichts neues, sondern blofs Auszüge aus Palma, aus den *Apocrisibus de Banderiis Viennae* 1785. 8. und aus dem ungrischen Gesetzbuch. Die wichtigsten Urkunden in diesem Fache aus Kaiser Siegmunds Zeiten sind erst neuerlich aufgefunden worden, und ihre Benutzung wird dieser Sache erst eine andere Gestalt geben. c) *Oesterreichs Ausgaben auf ungrische Kriege von* 1680 — 1700 sind aus Friedels Fragmenten genommen, und verdienen so wenig als andere Berechnungen desselben, wegen der ihm eigenen Uebertreibungen, Glauben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Strafsburg*, im Zeitungs-Comtoir: *Versuche republicanischer Gedichte*, von *Friedrich Lehne*, fränkischen Bürger von Mainz. Im dritten Jahr der Franken-Republik. 80 S. 8. — „Republikaner!" so hebt der Vf. seine Zuschrift an, „die reine Absicht, durch die Herausgabe dieser Versüche zur Verbreitung der heiligen Flamme der Vaterlandsliebe und der erhabenen Grundsätze der Freyheit, das Meinige beyzutragen, mag diesen Blättern in euren Augen einigen Werth geben. Ueberzeugt, dass ich vor dem Tribunale des Geschmacks und Genie's mit den *unreifen Producten einer jugendlichen Fantasie* nicht erscheinen darf," u. s. w. Diese strenge Selbstkritik wird freylich durch manche Plattheiten, die in Hymnen, dergleichen die meisten dieser Sammlung sind, doppelt auffallen, durch unzählige harte Reime, und insbesondere durch einen gar zu herben Sansculottismus, der sich S. 74. sogar das Pasquill erlaubt, nur zu sehr gerechtfertigt. Indefs finden sich in diesen jugendlichen Gedichten dennoch Stellen, die Hoffnung erregen, dass der Vf. einst, wenn die Zeit das Gefühl der in Mainz erduldeten Beleidigungen, welches insbesondere dem Gange seiner dichterischen Ideen eine falsche Richtung gegeben zu haben scheint, wird geschwächt haben, seiner Göttin, der Freyheit würdigere Lieder wird singen können.

Im April 1796 des Genius der Zeit, S. 514. wird ein Zug von diesem neurepublikanischen Dichter erzählt, woraus man sieht, dass seine revolutionären Incartaden (woran sich unser cisrhenanisches Ohr nicht gewöhnen kann) auf seine Handlungen keinen Einfluss gehabt haben. Er war nämlich unter Robespierren von Hassenfraz zur Füsiliade bestimmt, weil er das Schloss Ruppertsberg nicht verbrennen liefs, und (so lautete die eignen Worte des *Arrêté*) ein *coeur sensible* bewiesen hatte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 11. März 1797.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Altenburg, Richterſche Buchh.: *Etwas für Apotheker und Chemiſten* von *Johann Philipp Becker*. Senator, und des Collegii Medici Provic. Aſſeſſor zu Magdeburg. 1796. 290 S. 8.

Dem ſeit kurzen verſtorbnen Vf. kann die Kritik nicht mehr nützen; aber unſre Leſer müſſen wir doch warnen, ihre Zeit und ihr Geld bey dieſem Buche nicht zu verſchwenden. In der erſten Abhandlung, welche *Unterſuchungen über den Borax enthält*, heiſst es: der Tinkal kommt in *China* vor, *weil ſie da* Metalle haben, die in keinem andern Lande vorkommen z. B. ein ſilberfarbenes u. ſ. w. — Dem Borax wird durch Vitriolſäure ſein Alkali nicht entzogen. Sedativſalz iſt ein Mittelſalz, das ſich dem Alaun nähert, ſeine Grundtheile hat, welche aus dem *ſaturniniſchen* und *feſten Salze des Schwefels* entſtanden ſind. — Auch die Künſtler überzeugen uns davon, daſs der Beſtandtheil des Tinkals aus dem Bley und Zinn iſt. — Da Borax bloſs zu Glaſur und Schmelzwerk gebraucht wird, Mennige und Silberglätte aber auch, *alſo kann der Borax nichts beſſeres enthalten*. — Durch Niederſchlagung des Alauns, vermittelſt eines Alkali, erhält man eine Terra Aluminis, die aufgelöſt mit Weineſſig zwey Salze enthält, welche theils aus der Bleyminera, theils aus einem der Vitriolſäure und Alkali *widerſtehenden* Salze beſtehen; hiemit muſs man eine andre Stelle S. 139. verbinden, wo geſagt wird: der Alaun enthält nicht reine Vitriolſäure, und eine reine Erde, ſondern beſtehet theils aus der Bleyminera, theils aus dem durch das Alkali befeſtigten Schwefelſalz. In *der Abhandlung von den Weinſteinkryſtallen* ſagt H. Becker: In den Weinſteinkryſtallen liegt keinesweges ein Alkali ſondern die in ihm befindlichen Schleimigkeiten ſind es, die man dafür gehalten hat. Die Beſtandtheile dieſer Kryſtallen ſind 1) Säure, 2) Schleimigkeiten, 3) ölichte, 4) erdichte Theile. — Um die Säure aus den Weinſteinkryſtallen rein darzuſtellen, iſt Attention nöthig, vorübergehende Räſonnements; Zuſätze von Kreide und Auſterſchalen, welche ein nitröſes Salz beſitzen, kann hiebey nichts reelles ſchaffen, wenn von reiner Weinſteinſäure die Rede iſt. *Wer einigermaſsen eine reine Weinſteinſäure haben will, muſs den Aufguſs zerlaſſener Weinſteinkryſtallen einige Zeit auf Walkererde und Mandelkleie liegen laſſen. Schwefelmilch* und *Sulphur auratum* lehrt Hr. Becker mit *Alaun* niederſchlagen, weil man dann einen *häufigern* Niederſchlag erhält. Hat man ſich bey Bereitung des Goldſchwefels der reinen Vitriolſäure bedient, ſo verläſst dieſe den reguliniſchen Beſtandtheil bald. — Bey der Deſtillation der Oele rühmt ſich der Vf. ihm eigenthümlicher Kunſtgriffe, daher hätten auch die Aſſeſſoren einer berühmten Reſidenz Stadt, wenn ſie einen ſeiner Lehrlinge zu prüfen gehabt, nie ermangelt, ihn über dieſen Gegenſtand auszuforſchen. Wenn er aber kurz darauf, bey der Deſtillation des weſentlichen Chamillen-Oels einen Zuſatz von Terpentinöl empfielt, ſo wird man nach dieſen Geheimniſſen eben nicht lüſtern.

Halle, b. Curt: D. *Franciſci Cremadelli* (in Archinoſocomio S. Spir., quod Romae eſt, medici ſecundarii) *nova phyſiologiae elementa*. Denuo edidit *Euſtachius Athanaſius*, M. D. 1795. 169 S. 8.

Es hat Hrn. *E. A.* nicht gefallen, uns, etwa in einer Vorrede, wiſſen zu laſſen, was ihn zu dem unfruchtbaren Unternehmen vermocht habe, einen neuen Abdruck dieſes alten Buches zu veranſtalten, da weder für den guten Namen des Herausgebers, noch für die Kaſſe des Verlegers, noch für den Geiſt der etwanigen Leſer, und am allerwenigſten für die Wiſſenſchaft, irgend ein Gewinn dadurch zu erwarten ſteht. Um uns der ausführlichern Kritik eines Buches zu überheben, das, bey der dermaligen Lage der Dinge, unter der Kritik iſt, und von dem man ſagen kann, was der Vf. deſſelben von einer Carteſiſchen Hypotheſe ſagt: *In nocte temporum ſepelita videtur ejus origo*, zeichnen wir aus einigen Kapiteln einige charakteriſtiſche Hauptſätze aus, die eines weitern Kommentars nicht bedürfen. Vom Blutumlaufe heiſst es: *Optime igitur ait Cel. Piquer: ſanguinis circulationem neque abſolute eſſe negandam, neque pro re demonſtrata habendam; quin potius inter opiniones, quas ſcholae vocant probabiles, et utrinque fere aequali argumentorum pondere propugnabiles, eſſe reponendam.* — Vom Hunger meynt unſer Vf.: *Pultis alimentariae expulſionem ventriculi ſequitur depreſſio: in membranis ab hacce originem ducunt plicae, quae ipſius viſceris motu periſtaltico attritae (hepatis, lienisque tunc temporis favente deſcenſu ſeptum vexando transverſum) hancce ſenſationem gignunt. Ne latum quidem unguem ab hacce diſcedimus ſententia; vtpote quae obſervationi concors eſt: et ſane.* — Vom Schlafe ſagt er: *In eam Cel. Barthez opinionem verſamur, ſomnum haud eſſe principii vitalis paſſivam virium reſolutionem; ſed activam peculiaremque ipſius principii functionem; quod vigiliarum exemplo, quae in acutorum decurſu exituque contingunt, et aegri confirmatis viribus deſinunt, evincitur.* — Wer hieran noch nicht genug hat, dem müſſen wir das Leſen des Buches ſelbſt empfehlen.

Danzig, b. Brückner: *Bernhardi Albini*, M. D. et quondam professoris p. in illustri academia Lugd. Batav. *Causae et signa morborum tom. IV.* Cachexiam, Obstructionem Mensium, Hydropem, *Ascitidem*, Hydrocephalum, Hydropem Pectoris, Icterum, Melancholiam, *Melancholicam* Hypochondriacam, Hystericam Passionem, Scorbutum, Maniam, Comam, Lethargum, Carum, Apoplexiam, *Paralisin*, Vertiginem, Catalepsin, Spasmum, Incubum, Epilepsiam, *Thusin*, Asthma, Cardialgiam, singultum, Nauseam et Vomitum, Choleram, Passionem *illiacam*, Colicam, Diarrhoeam, Dysenteriam, Tenesmum, Dysenteriam *Haepaticam*, Lienteriam, Adstrictionem Alvi, Tympanitidem, Anorexiam, Bulimum, *Apetitum*, Luem veneream, Gonorrhoeam, Carunculam, Hydrophobiam continens. 1794. 198 S. 8.

Diese *causae et signa morborum* sind Collegienhefte, einem Professor, der weniger durch sich selbst, mehr durch seine Nachkommen berühmt wurde, nachgeschrieben, und jetzt, mit allen orthographischen Fehlern des Nachschreibers, von denen schon der Titel Proben genug giebt, abgedruckt. Das Werk war der öffentlichen Bekanntmachung durchaus unwerth. Es enthält die grobe Theorie des Zeitalters, in dem es geschrieben wurde, und sonst nichts Eigenes, und ist in einem Styl geschrieben, der selbst in den barbarischen Zeiten des Mittelalters oft noch besser und reiner war. Wenn aber ja der Verleger ein solches Buch den Aerzten unsers Zeitalters hätte anbieten wollen; so hätte er die Besorgung der Ausgabe wenigstens einem Manne anvertrauen sollen, der Fähigkeit gehabt hätte die Sprache und die Rechtschreibung zu verbessern. Eine einzige Probe wird die Leser unserer Blätter in den Stand setzen über dieses Buch selbst zu urtheilen. *Hic malus corporis habitus a corrupto oritur sanguine, qui multis particulis peregrinis praeditus tardius circulatur et ubique stagnat, praeprimis in locis a corde remotis et sic partes facit tumidos, imo successive haec augentur et partes fiunt molles, surae et pedes flaccidae, et tandem aucto malo partes implentur humore nimio, quod tandem assurgit malum in femora imo in ipsum abdomen, unde hydrops oritur. Atque ita fiunt debiles quia fibrae musculorum fiunt flaccidae, tum et sanguis tardius movetur, denique quia sanguis est lentus et pauci segregantur spiritus animales*, u. s. f.

Hannover, b. C. Ritscher: *Sammlung merkwürdiger Abhandlungen über Thierkrankheiten* von *F. C. M. Scheibeler*. 1 und 2 Th. 1795. 444 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Der erste Theil enthält: Practische Abhandlung von dem Unterschiede zwischen der Druse und der Strengel der Pferde von *Bouwinghausen*. 2) Ueber die Natur und rechte Behandlung der Druse von D. *Sprengel*. 3) Abhandlung von dem Kropfe und Rotze der Pferde von D. *Krüger*. 4) *La Fosse* Gedanken über den Rotz der Pferde. Der zweyte Theil. 5) *La Fosse* Gedanken über den Wurm der Pferde. 6) *Kanschs* neuere Erfahrungen über den sogenannten Milzbrand des Rindviehs. 7) Beschreibung und Behandlung des Karfunkels der Thiere. (von wem?) 8) Abhand. von der Bräune bey den Schweinen (von wem?) 9) Ueber den Zungenkrebs von *Havemann*. 10) Versuch über eine sehr einfache und wohlfeile Behandlungsart verschiedener Krankheiten des Rindviehs mit der Glasgalle oder Glassalz (von *Percy*.) 11) Abhandlung von den Schaafpocken (von wem?) 12) *v. Haller* Abhandlung von der Viehseuche. 13) Gedanken über die Unzulänglichkeit aller Vorbauungsmittel und Verkehrungsanstalten gegen die Hornviehseuche, (von wem?) — Der Gedanke, die verschiedenen Beobachtungen mehrerer Thierärzte über eine Krankheit neben einander zu stellen, verdient Beyfall, auch konnte man mit der Wahl in der vorliegenden Sammlung zufrieden seyn. Doch dürfte in der Folge vorzüglich blos auf solche Abhandlungen, die entweder in bändereichen Zeitschriften, oder in ausländischen grösern Werken enthalten sind, oder auf gründliche Berichte der Thierärzte an Landescollegien Rücksicht zu nehmen seyn. Denn wozu jene kleinern Schriften, die schon durch den Buchhandel allgemein verbreitet und bekannt sind, noch einmal auftischen, oder gar Artikel aus Werken zu entlehnen, die gewiss jeder Thierarzt schon besitzt, wie dies hier mit den Aufsätzen über Wurm und Rotz aus La Fosse's Lehrbegriff der Pferdearzney geschehen ist? — Will der Herausgeber ja den Leser in den Stand setzen, die verschiedenen Untersuchungen über diese oder jene Krankheit bequemer mit einander vergleichen zu können, so durfte er nur in Anmerkungen das, worinne andere Autoren von den seinigen abweichen, beyfügen.

## PHYSIK.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Joh. Nikol. Martius Unterricht in der natürlichen Magie* oder in allerhand belustigenden und nützlichen Kenntnissen völlig umgearbeitet von *Gottfried Erich Rosenthal*. 10ter Band. 1796. 362 S. und 14 Kupfertafeln.

Die Einrichtung dieses Werkes ist aus den Anzeigen der vorhergehenden Bände hinreichend bekannt. Auch bey dieser Fortsetzung muss die Rüge erneuert werden, dass die aufgenommenen Stücke nicht durchgängig zweckmässig und kritisch gewählt sind. Im ersten Abschnitte, welcher die *elektrischen* Kunststücke enthält, werden *Franklins* und *Kratzensteins* Hypothesen über die Electricität (die doch wohl keine Kunststücke sind) vorgetragen. Nach den Einwendungen, welche *Lichtenberg* der Kratzensteinschen Hypothese entgegen gestellt hat, hätte sie wohl schwerlich eine so weitläuftige Anführung verdient. S. 30—33. ist wörtlich aus Gehlers physikal. Wörterbuche (Band I. S. 825—830.) ausgeschrieben; nur muss S. 33. Z. 5. *und der Deckel zugleich sein* — E u. s. w. gelesen werden, sonst entstehet einige Undeutlichkeit, so wie über

überhaupt das *wörtliche* Abschreiben aus so mancherley Schriften in Ansehung des Styls eine widerliche Ungleichförmigkeit hervorbringt. Was die Bereitung des *Goldpulvers zur kalten Vergoldung* betrifft, so ist der Zusatz von Salpeter zum Königswasser völlig unnütz, am kürzesten wird man seinen Zweck erreichen, wenn man das Gold in Königswasser auflöst; indem, wenn man Scheidewasser nimmt, die Zusätze von Salmiak und Kochsalz doch nur immer dahin führen, das Scheidewasser in Königswasser umzuwandeln. Bey der Bereitung der *grünen* sympathetischen Dinte S. 113. sagt der Verfasser, man könne auf den Kobalt nach Gefallen Acidum nitri, Acetum destillatum oder *Acidum formicarum* (welches von der Essigsäure fast gar nicht verschieden ist, und daher keine besondere Erwähnung verdient hätte) oder auch Acidum Salis giefsen, alsdann Kochsalz zuschütten, worauf ein *Nitrum cubicum* entstehen würde, dieses Salz kann sich ja aber nur dann erzeugen, wenn der Kobalt in Salpetersäure aufgelöst, und dann Kochsalz zugesetzt wird, nie aber wenn eine andre der genannten Säuren dazu gebraucht wird. S. 114. heifst es gar, man löse den Kobalt in Salzsäure auf, dampfe die Auflösung ab, so wird ein Nitrum cubicum anschiefsen!! Ueberhaupt ist der Vf. mit seinen chemischen Begriffen nichts weniger als ins Reine, sonst würde er auch wohl schwerlich den Aufsatz von Herrn *Weinling* über das Verfahren mit übersaurer Kochsalzsäure zu bleichen, in der Gestalt wie es geschehen, haben abdrucken lassen. Unter die mechanischen Kunststücke ist eines aufgenommen, welches so lautet; *Eine Wette mit einem Ey zu machen, dafs man es auf dem Tisch mit einem Beile nicht entzweyschlagen kann.* Der es nicht weifs, der wird es vor dem Tische stehend entzweyschlagen wollen; aber die Wette ist verlohren. Wer es recht machen will, *der setzt sich auf dem Tisch.* — Unter den Rechnungskunststücken, wird die Rechnung mit Logarithmen vorgetragen. Derjenige, welcher die Gründe auf welchen diese Berechnung beruhet, inne hat, wird schwerlich sich in diesem Buche Raths erholen, für den hingegen, der noch ganz unbekannt mit algebraischen Rechnungen ist, mufs es ganz unverständlich seyn, wenn es gleich im Anfange der Abhandlung heifst, *allgemein kann man auch die Progression also ausdrücken* $a \cdot a^1 \cdot a^2 \cdot a^3$ *u. s. w.* Es ist nicht erklärt worden, was Potenzial-Gröfsen sind, wie mit ihnen gerechnet werden mufs u. s. w. Zweckmäfsiger wäre es gewesen, wenn der Vf. auf den Nutzen aufmerksam gemacht hätte, welchen das Rechnen mit Logarithmen im bürgerlichen Leben gewährt, und welches ohne weitläuftige Auseinandersetzung theoretischer Gründe kann anschaulich gemacht werden. Als Anhang sind einige Spiele zum Besten gegeben, unter deren Rec. nur auf das: *Ich liebe die Eh nicht.* der Absurdität wegen, aufmerksam machen will.

## NATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Schneider und Weigel: *Getreue Abbildungen naturhistorischer Gegenstände* in Hinsicht auf Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes u. s. w. von *J. M. Bechstein.* Sechstes Heft. 1795. 6 Blätter Text, und 10 illum. Abbildungen. (12 gr.)

Was Rec. (A. L. Z. 1796. No. 46.) von den ersten fünf Heften dieser Abbildungen urtheilte, gilt auch gröfstentheils von diesem sechsten; nur sind im Ganzen die Abbildungen besser. Sie beziehen sich gleichfalls ausschliefsend auf das Thierreich, und zwar die drey ersten Classen desselben. Der Seeadler, *Falco Ossifragus* ist im Thüringer Walde nicht selten. Bey der sehr mittelmäfsig abgebildeten Schleyereule, dem Kreuzschnabel, und Mönch sind die Abänderungen in der Farbe nach Alter und Geschlecht deutlicher, wie bisher angegeben. Die Abbildungen des Männchens und Weibchens vom Kiebitz und Schwarzkehlchen zeigen den Unterschied beider Geschlechter deutlicher, den Trompetenvogel will der Vf. mit Latham, von dem die Abbildung entlehnt ist, zu den Hausvögeln gerechnet wissen. Es kann hierbey, wie überhaupt bey der Anordnung der Thiere, nur die Zergliederung entscheiden, und da der Trompetenvogel nach Pallas keinen Kropf und einen minder musculösen Magen wie die Hühnerartigen Vögel besitzt, so kann er wohl nicht zu diesen gerechnet werden. In einer Anmerkung zu dem nach Rösel copierten grünen Wasserfrosch zeigt Hr. B. an, dafs er *de la Cepede's* Amphibienwerk übersetzt mit Anmerkungen herausgeben werde. Wir wünschen, dafs dieser letztern und der Zusätze sehr viele seyn mögen, da das Werk selbst, wenn gleich, wie Hr. *B.* mit Recht bemerkt, das vorzüglichste über diese Classe, doch äufserst unvollständig und zum Theil sehr flüchtig gearbeitet ist. Rec. kennt wenigstens dreymal so viele Schlangenarten, als *de la Cepede* angegeben hat; und besonders bedürfen Beschreibung der äufsern, vorzüglich der innern Theile und die Geschichte vieler aufgeführten Arten einer oft beträchtlichen Ergänzung und Berichtigung.

## KLEINE SCHRIFTEN

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Stettin*, gedr. b. J. S. Leich: *Abhandlung über das Entstehen, die Ursachen, und die Heilungsart der Hundeswuth herausgegeben von P. F. Hoferus ausub. Arzt zu Pyritz in Pommern.* 1795. 64 S. 8. Ein schöner Beytrag zu einem Zweige der Thierheilkunde, der gerade noch am weitesten zurück ist, welcher zugleich auch durch den Einfluss, den der Gegenstand auf die Menschheit hat, noch unendlich interessanter und wohlthätiger wird. Mit der Idee, der nächs-

ste, beste Weg, jene fürchterliche Krankheit, die Wasserscheu, aus der Reihe der Menschenkrankheiten zu verbannen, sey genaue Kenntnifs der Wuth des Hundes, ihrer Entstehungsursache und des darauf gegründeten Heilverfahrens. Mit dieser Idee gieng der Vf. zu seinen Untersuchungen, und verfolgt sie mit so gesundem pathologischen Räsonnement und von Erfahrungen unterstützt, dafs seine Theorie einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält. Er sucht nämlich zu erweisen, dafs die Hundswuth eine Krankheit gastrischen Ursprungs sey und als solche behandelt werden müsse. (Bey der Ueberzeugung, dafs entwickelte Gallen und Schleimanhäufungen unstreitig eine sehr häufige, Ursache dieser Krankheit abgeben, kann Rec. doch nicht unbemerkt lassen, dafs sie ihm keineswegs die allgemeine Quelle derselben zu seyn scheinen, ja dafs sie oft erst die Folge der durch die Einwirkung der Gelegenheitsursachen erregten allgemeinen Körperveränderung sind: wenigstens läfst sich dies aus der durch Ansteckung entstandnen Wuth schliefsen, bey welcher ebenfalls der Vf. Galle im Spiele fand; wäre sie aber hier die Ursache, so könnte Wuth nicht bey allen Hunden ohne Ausnahme durch Ansteckung hervorgebracht werden, sondern nur bey denen, bey denen bereits galliger Unrath angehäuft sey, denn unmöglich läfst sich eine solche Kakocholie als ein praexistirendes Universaleigenthum des ganzen Hundegeschlechts annehmen.) *Aetiologie.* Grofse Hitze und Kälte bringe nicht unmittelbar und durch sich selbst die Hundswuth hervor; aber Sommer und Winter seyen die vermehrende Ursache derjenigen Krankheiten, deren Grundstoff Galle und zäher Schleim sind, nur also unter dieser Prädisposition wirkten sie. Dafs Hitze sie nicht hervorbringe, zeigen die Hunde in den heifsesten Gegenden, wo diese Krankheit ganz fremd ist; (und eben so hätte der Vf. aus kalten Klimaten die Kamtschadalischen Hunde anführen können). Den Grund dieser Erscheinung in den heifsen Gegenden, sucht der Vf. in dem weniger plötzlichen Wechsel und Uebergang der Witterung aus Wärme in Kälte, wodurch die Functionen nicht so beträchtlich gestört und aus ihrem gleichen Gange gebracht werden, theils in der mehreren Angewohntheit der Thiere selbst an die Witterung durch ihr Leben im Freyen; auch sey es wohl der Macht der Gewohnheit zuzuschreiben, dafs sie, da sie sich doch grofsentheils von faulem Thierfleische nähren, und dadurch eine gewisse Verderbnifs der Säfte zuzuziehen scheinen, nicht zur Wuth geneigter sind. (Diese Erklärungsart scheint jedoch nicht ganz befriedigend, denn die Witterung ist ja nicht die einzige erregende Ursache der Krankheit; sollte man nicht zugleich auch die stärkere Ausdünstung der Thiere in heifsen Klimaten, — die nach des Vf. eignen Ausspruche S. 29. manche Schärfe aus dem Körper schafft, — die freyere, mit vieler Bewegung verbundene, und affectenlosere Lebensart dieser Thiere, und hauptsächlich die ungehindertere Befriedigung des Geschlechtstriebes mit in Anschlag bringen?) — Der sanguinische Hund wird leicht toll, der choleriſche noch leichter, der phlegmatische ist aufser der wirklichen Mittheilung vor dieser Krankheit ganz(?) gesichert: der choleriſche wird am schnellsten, der phlegmatische am spätesten wüthend; (ein Beyspiel, dafs bey einem dergl. Hunde erst drey Wochen nach dem Bisse die Wuth ausbrach. Der Hund besitzt eine natürliche Neigung der Säfte zur Verdickung, hauptsächlich aus Mangel des Schweifses, auch erbliche Disposition ist möglich, daher die Sage, dafs Hunde, die kurz vor, oder in den Hundstagen und gleich darauf geworfen werden, zur Wuth geneigt seyn, in so ferne nicht ganz ungegründet scheint, als die Säfte der säugenden Mutter durch die zu dieser Zeit gewöhnliche Hitze alterirt werden können. Wichtiger sey oftmals erregter und gehinderter Begattungstrieb, wie dies die beygebrachten Erfahrungen erläuterten. Das Zahnen junger Hunde oder auch der Schmerz gespaltner, abgebrochner Zähne sey eine eingebildete Ursache; der Vf. führt den Beweifs durch ein Beyspiel, wo Beinfras der Zähne und Kinnlade zugegen und der Hund doch nicht toll war. (Allein es bleibt doch immer möglich, dafs wo innre Disposition zur Wuth zugegen ist, anhaltende körperliche Schmerzen sie aufregen und so die Krankheit zum Ausbruch bringen könnten.) — Uebrigens wäre eine etwas sorgfältigere Unterscheidung der gelegentlichen und prädisponirenden Ursachen in diesem Abschnitte zu wünschen, so wie man auch die Prüfung noch mancher nicht unrichtigen Ursachen vermifst, indefs sich der Vf. bey weniger wichtigen verweilt.) — Gut schildert der Vf. die Zeichen der Wuth in ihren drey Zeiträumen, die der anfangenden, wachsenden, und vollendeten. Hauptsächlich unter denen im ersten Zeitraume befinden sich welche, z. B. das Lecken des Mauls, das Klatschen mit der Zunge, das Verzerren der Oberlippe, das Wasserlaufen aus dem Maule, das Schielen nach den Weichen, welche auf Neigung zum Erbrechen und Schmerz im Hinterleibe hindeuten, welche zu erkennen geben, dafs dort eine Materie ruhe, die durch Erbrechen zu entfernen sey, und die, nach des Vf. Erfahrung bisweilen die Natur selbst durch freywilliges kritisches Erbrechen entferne. Diese Materie sey verderbte Galle und Schleim: denn durch natürliches oder künstliches Erbrechen gehe dergl. in unglaublicher Menge, in verschiedenen Farben, braungelb, spangrün, bisweilen so ätzend ab, dafs der Vf. eine fichtene Diele bis auf 3 Linien tief davon gleichsam gebeizt sah. Auch die Oeffnung der Todten bestätige dies; die Verdauungswerkzeuge und die Leber sind brandig, die Gallenblase voll einer schwärzlichen theerartigen Feuchtigkeit, die Bauchhöle mit einer braunfärbenden stinkenden Feuchtigkeit angefüllt u. s. w. Die wirksamsten Mittel zumal im ersten Zeitraume seyen also Brechmittel, im zweyten richten sie schon weniger aus, weil dann schon die bösartige Materie in den Körper übergeströmt sey. Brechwurzel und Nieswurzel (frisch gepulverte wirkt um ein Drittheil stärker,) v. 1—8 Gran, oder Nieswurzel allein zu 10 Gran oder mit Weinstein aa; vom mineralischen Turpith 2 Gran mit Salpeter oder Weinsteinrahm, alles in Pillenform mit Gummischleim. Im ersten Zeitraume reichen die erstern Mittel hin, im zweyten wirkt nur das Turpith schnell und thätig genug. Wirkt die Dose nach zwey Stunden nicht, reicht man eine zweyte. Erfolgt Erbrechen und auffallende Besserung, so giebt man den andern Tag feine Milch: weichen die Zufälle gar nicht, oder nicht sonderlich, entweder den ersten oder den andern Tag noch ein Brechmittel. Zu starkes Brechen stillt frisches Leinöl. Der Brechweinstein wirkte nie gut, in einigen Fällen tödtlich. Zum Beweis der Wirksamkeit dieser Methode erzählt der Vf. die Krankheitsgeschichte seines eignen Hundes. Statt der Episode über die Zweckmäfsigkeit der Krankengeschichten hätte Rec. lieber eine nähere Untersuchung der durch Ansteckung mitgetheilten Wuth und ihrer Behandlungsart gewünscht. Eben auch durch die zufällige Beymischung eines übermäfsig scharfen Gallenstoffs erklärt der Vf. die Bösartigkeit des Speichels bey einem blofs heftig gereizten, nicht gerade wüthenden Hunde. — Als Vorbauungsmittel empfiehlt er aufser dem beständigen Vorfinden des frischen Wassers, die dicke saure Milch, als vorzüglich gallenwidrig.

Zum Beschlufs theilt der Vf. noch Bemerkungen über eine verwandte Krankheit, die sogenannte *Hundestaupe* mit, zeichnet ihre Zufälle, hält sie für eine katarrhalische Krankheit, die durch Crudidäten in den ersten Wegen, besonders durch Gallenstoff bösartiger wird und bestätigt den schon bekannten Nutzen der Brechmittel auch in dieser Krankheit. (Abführende, gallenwidrige Klystiere sowohl in dieser, als in jener Krankheit dürften ebenfalls ihren grofsen Nutzen haben, und sind wenigstens in der ersteren durch die Erfahrung bewährt.)

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 13. März 1797.*


## PHILOSOPHIE.

AUGSBURG, in d. Wolfischen Buchh.: *Gott, bewiesen aus den Wundern der Natur*, von *H. Bullet*, königl. Lehrer der Gottesgelahrtheit, Decan(*en*) der Universität zu Besanson, der Akademien von Besanson, von Lion und Dijon. (*Mitgliede* vermuthlich) Beygesellten der königl. Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften; aus dem Französischen übersetzt von *P. Mich. Lory*, Benedictiner zu Tegernsee, der Gottesgel. Doct., Salzburgisch. geistl. Rath etc. 1795. 200 S. 8. (12 gr.)

*Bullet* kannte in Frankreich, dem Hauptgebiete des dogmatischen Atheismus, keine bessern Waffen für das Daseyn Gottes, als dogmatische Beweise aus der Metaphysik und Physik, wie denn auch seine Gegner metaphysich-physische Witzeleyen in ihren Kosmogonien verschwendeten, und so ward sein *Gott aus den Wundern der Natur bewiesen*. Zwar scheint der Titel nur einen physisch-theologischen Beweis anzukündigen, allein im Werke selbst ist der kosmologische mit dem physischen vermischt. Auf die Schärfe des kosmologischen thut sich B. viel zu Gut, und schmeichelt sich (in der Vorrede) bey der Entwicklung der Vollkommenheiten Gottes einen etwas neuen, aber desto sicherern Weg eingeschlagen zu haben, weswegen er sich auch bey seinen Landsleuten Vergebung seiner abstractern Vernunftschlüsse verspricht, weil es die Nothwendigkeit gefodert hätte. Wohl mag er die Schwäche des physisch-theologischen Beweises, und die Nothwendigkeit ihm mit dem kosmologischen zu Hülfe zu eilen, gefühlt haben! Mit imposantem Tone hebt er daher an: Es giebt *Etwas*, das *nicht Nichts* ist. Und nun sieh da! wie auf den Schlag einer Zauberruthe springt ein gewaltiger Sorites heraus, dessen Glieder in vierzehn Hauptsätzen das ganze Werk beherrschen. Das Hauptsächlichste, was dabey zum Grunde liegt, ist der bekannte Schluss von der Zufälligkeit der Welt auf eine absolut nothwendige, und von derselben unterschiedene Ursache. Aber dieses nothwendige Wesen näher zu bestimmen, und vor allem zu beweisen, dass es höchst weise sey, ruft er die Zweckmäfsigkeit der Welt als Haupt- und die Einstimmung aller Völker als Bestätigungsbeweis herbey, womit er den gröfsten Theil des Werkes ausfüllt. Dann erst setzt er seinen Weg weiter fort, um noch darzuthun, das nothwendige Wesen sey einzig, allmächtig, unendlich, frey, gütig, und Regent dieser Welt. Wir treffen ihn also wieder auf dem verlassenen engen Fusssteige der rationellen Kosmologie, von dem er sich unvermerkt bis an die schwindlichte Höhe des ontologischen Beweises verstеigt. Den aus der Kosmologie geborgten hohlen Umrifs des Unbedingt-Nothwendigen mufste er allerdings früher oder später, mit unendlicher Realität ausfüllen, um wieder herauszunehmen, was er hineingelegt hatte. Nur darüber wird sich der Kenner wundern, dafs er nicht früher darauf kam; dafs er die Glieder seiner Demonstration nicht logischer unterordnete; dafs er nicht, statt die metaphysischen Gründe mit den physischen zu unterbrechen und zu schwächen, sie unvermischt neben einander fortlaufen liefs. Der sel. Reimarus, aufgebracht über die La Mettrie's seiner Zeit (Vorerin. 5. Ausg. §. 3.) liefert in seinen *Abhandlungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion* ein ungleich besseres Gegenstück. Auch er fing vom Daseyn der Körperwelt überhaupt an, und führte einen kosmologischen Beweis, den er mit dem physischen verstärkte. Aber beide Beweisarten, obgleich parallel laufend, hielt er gleichwohl gesondert, brauchte die physische nur zur Bestätigung, ging festern systematischen Schrittes einher, gab seinen Beweisen mehr Gründlichkeit, so wie seinen Betrachtungen über die Natur mehr Selbstgedachtes, indessen B., der gar oft Stellen aus französischen Physikern aushebt, auch hier zurückbleibt.

Ohne uns bey dem Werthe dieser Beweisarten, den der kritische Philosoph kennt, oder der Anordnung des Ganzen weiter aufzuhalten, weilen wir nur bey einem oder dem andern Theile, dessen Schadhaftigkeit eine Auszeichnung verdient. S. 37. Der skeptische Einwurf, worinn Fremontval aus dem Calcul der Wahrscheinlichkeit zeigen wollte, dafs unter Voraussetzung einer verhältnifsmäfsigen Zahl von Buchstabenversetzungen aus einem Buchdruckerkasten die Buchstaben *ar*, dann *arma*, und so die ganze Aeneide, und folglich auch die ganze Welt durch die ungefähre Combination der unendlich oft zusammengestofsenen Elemente nicht nur herauskommen könne, sondern höchst wahrscheinlich herauskommen werde, ängstigte Hn. B. gar sehr, so leicht er ihm auch vorgekommen seyn würde, wenn er bedacht hätte, dafs die Entstehung der Welt aus dem blind durch einander gährenden Chaos durch unzählige Combinationen weit weniger begreiflich sey, als die Entstehung einer Aeneide auf den ersten Wurf der Buchstaben, weil die Unermefslichkeit des Weltganzen in's Grofse, wie in's Kleine, der Unendlichkeit der Elementarcombina-

tionen die Wage hält. Was aber B. dagegen sagt, trifft den Punkt des Einwurfes nicht, sondern nur die Möglichkeit in der durch's Ungefähr erzeugten Ordnung zu verharren, worüber Premontval gar nicht verlegen gewesen seyn würde, sich durch eine Hypothese zu helfen, sobald man ihm das Schwereste, die Möglichkeit der Entstehung, eingeräumt hätte. Und wirklich bekennt B. S. 53., Premontval habe diese für die Gedanken bewiesen. Und nun brauset alles S. 53. 63. 3[illegible]. 4[illegible]. wild durch einander, und das Resultat ist, dass B. von der speculirenden Vernunft an die Vernunft appellirt, die sich an das gesunde Gefühl, an den gemeinen Sinn, und die Erfahrung hält; denn das alles scheint er für Eins zu nehmen. So tief sinkt B. von seinem metaphysischen Fluge auf einmal herab, und der Dogmatist wird auf einmal an der Vernunft zum Skeptiker, um auf der Heerstrasse der Erfahrung und des gesunden Menschensinnes desto sicherer und bequemer einherzuwandern. Nun lässt sich wohl nicht absehen, was B. hier bey einem Gegenstande, der sich weder durch Anschauung noch Analogie erreichen lässt, mit Erfahrung will, noch wie sich der gesunde Menschensinn von dem verdorbenen unterscheiden lasse, ohne die Kriterien in der Vernunft zu suchen; gleichwohl sucht er seinen für die Vernunft tödtlichen Satz und das Vorzugsrecht der Erfahrung und des gesunden Menschensinnes aus Erfahrung und dem gesunden Sinne durch mehrere Instanzen, die sich auf die zwey folgenden zurückführen lassen, zu beweisen. 1) Es lässt sich mit mathematischer Schärfe darthun, dass die Diagonale eines Quadrats einer der Seitenlinien gleich sey. (S. 51.) weil, wenn man so viele Parallellinien zieht, als die Seitenlinien Punkte in sich enthalten, das ganze Quadrat ausgefüllt, und die Diagonale in allen ihren Punkten durchschnitten wird, und folglich nicht mehrere Punkte in sich enthält, als eine Seitenlinie, das heisst, derselben ganz gleich ist. Nun erhellt aber aus blosser Anschauung das Gegentheil. 2) Nach den Gesetzen der Mechanik müsse ein stärkerer Stoss auch eine grössere Bewegung, als ein geringerer bewirken. Nun zeige aber die Erfahrung, die über alle Vernunftschlüsse siege, in gewissen Fällen das Gegentheil; z. B. eine leicht bewegliche Thüre setze sich durch den geringsten Fingerstoss in Bewegung, und bleibe doch unbewegt bey einer sie durchdringenden Musketenkugel — — — Ist's denn nun die Vernunft, die eine demüthigende Zurechtweisung von der Erfahrung, oder dem gesunden Menschensinne erhält, oder sind es diese, welche die Auflösung dieser Knoten von der Vernunft, welche sie schürzte, zurückerhalten? Die Vernunft entdeckt die Sophisterey des ersten Falles, in welchem sie die willkührliche Voraussetzung von einer bestimmten Zahl Punkte bemerklich macht, und ferne, sich gegen die klare Anschauung etwas zu erlauben, vielmehr aus derselben auf die durch die Idealität des Raums begründete unendliche Theilbarkeit des Raums schliesst. Im zweyten Falle erkennt die Vernunft jenes Gesetz von der Grösse der Bewegung nur in so fern für gültig, als es der Verstand von einzelnen Erfahrungen richtig abstrahirt hat, wobey also gar kein Widerspruch zwischen der Erfahrung und ihr möglich ist. Möchte nur auch so wenig Widerspruch in dem Benehmen des Hn. B. seyn, der jetzt seine Vernunft anstrengt, um aus ihr Gott zu beweisen, jetzt wieder, um zu beweisen, dass sich aus derselben gar nichts, also auch Gottes Daseyn nicht, bestimmen lasse!

Bey dem grossen Vertrauen, das B. dem gemeinen Menschensinne und der Erfahrung schenkte, war es sehr natürlich, dass er für das Dogma eines höchst weisen Weltschöpfers den Beyfall aller Völker, als Bestätigung seines Hauptbeweises, suchte und — fand. Statt des Resultats, dass der Polytheism sich nach und nach zum Monotheism hinaufgeläutert habe, fand er, wie alle seines Gleichen, die das Weltalter auf 6000 Jahre setzen, der ursprüngliche Monotheism sey durch Sinnlichkeit in Polytheism und Abgötterey ausgeartet. Ohne Unwillen kann man's nicht ansehen, wie leichtgläubig dieser anmasliche Vernunftskeptiker jedes Mährchen eines alten Kirchenvaters oder eines neuern Missionärs, die gleich viel Neigung hatten, alle fremde religiöse Vorstellungsarten den ihrigen anzuschmiegen, sogar die *Zoroastrischen* Lügen aufgreift; wie folgsam er nach Pater Tachard den Prah der Siamesen, einen Götzen, der ihren ersten Religionslehrer vorstellt (siehe *Kämpfers* Reiseb. Japan I. S. 40.) zum höchsten Wesen erhebt, und dem grossprecherischen P. Du Halde nacherzählt, die *Chinesen* hätten 2000 Jahre lang den wahren Gott ohne alle Beymischung von Abgötterey angebetet; (S. 303.) wie er sich gar noch aufheften liess, die Wilden in Amerika demonstrirten sich Gottes Daseyn aus der Zufälligkeit der Welt. Das empörendste aber ist, *dass* B. seine Vernunft auf die Folter spannt, um aller Geschichte zu Trotz sein Dogma irgend anzubringen. Man höre doch das Paradoxon: die alten Britten, Gallier, Germanen hätten den wahren Gott angebetet (S. 277.) *Cäsar* und *Tacitus* sagen zwar gerade das Gegentheil. Aber B. überführt sich aus Plinius, und selbst Tacitus und Cluver, der Gottesdienst dieser Völker habe einige Aehnlichkeit gehabt; auch sey die Religion der Britten der alten Persischen *einigermassen* ähnlich gewesen. Nun hätten aber die Perser eine Religion ohne Polytheismus und Abgötterey gehabt, weil Clemens von Alexandrien ihnen nachrühme, sie hätten die Religion der Philosophen gehabt. Also sey es erwiesen, dass die Britten, Gallier, Germanen *diesen* Lehrsatz in ihrer Dogmatik gehabt hätten. Jeder Schüler der Logik mag den Fehler der syllogistischen Form leicht entdecken; aber keine Seele wird es sich so leicht einfallen lassen, dass Clemens von Alexandrien von allem dem gerade das Gegentheil sagt. Denn er sagt nicht, die Perser hätten die Religion der Philosophen oder eine philosophische Religion gehabt, sondern gewisse Philosophen (die Jonier) hätten die Luft-, Wasser- und Feueranbetung der Perser sich zu eigen gemacht (Clem. ed. Pott. V.). Clemens suchte die Principien, woraus diese Philosophen die Welt

ent-

entstehen liefsen, zu dem Fetischismus der Perser herabzusetzen, und erklärte also diese für Abgötterer, was denn auch der wahre Aehnlichkeitspunkt obenbesagter Völker war.

Ob nun ein Buch, das der Geschichte so sehr, als der philosophischen Aufklärung unserer Zeit widerspricht, eine Uebersetzung verdiente, diese Frage dürfte sehr überflüssig scheinen. Zwar hätte es immerhin angehen mögen, die physisch - teleologischen mit Klarheit und Wärme geschriebenen Betrachtungen durch eine Uebersetzung unter uns bekannt zu machen, weil wir zur Bestätigung und Belebung der Religion deren nie zu viel haben können. Aber wozu das Uebrige? vielleicht um den guten Eindruck, den jene hätten machen können, bey dem nachdenksamern Leser wieder zu ersticken? Um diesem Schaden vorzubeugen, hätte der Uebers. durch zurechtweisende Noten seinen Autor verbessern sollen, was aber nicht von dem Hn. geistlichen Rathe zu erwarten stand, der die Fortschritte der Philosophie in Betreff der Religion so wenig zu kennen scheint, als hie und da seine Muttersprache, durch welche Unkunde oder Unachtsamkeit er seine übrigens fliefsende Uebersetzung unangenehm macht; z. B. S. 79. 145. *Beiner* statt *Beine*. S. 81. *Verhältnisser* für *Verhältnisse*. S. 93. *gleichten* statt *glichen*. S. 103. Man *will* oder *will* nicht — statt — man *wolle* oder *wolle* nicht. S. 103. *verwunderlicher* Kunstbau, der an dem menschlichen Körper *schimmert* — Dies letzte soll vermuthlich das französische *eclate* bedeuten. Das Original hatte Rec. nicht zur Hand, um den Werth der Uebersetzung auch von dieser Seite beurtheilen zu können.

## OEKONOMIE.

Augsburg, b. Benedict: *Der wirthschaftliche Taufendkünstler*, oder auserlesene Sammlung der nützlichsten Kunststücke in der Haus- und Landwirthschaft. Von *Joseph Anton Bauer*. 1796. 16½ Bog. 8. (10 gr.)

Mehr als drittehalb hundert willkührlich durch einander gemengte vorgebliche Kunststücke, ökonomischen, diätetischen, medicinischen, technischen etc. Inhalts. Um einen so starken Vorrath herbey zu schaffen, hat (laut der Vorr.) auch der Verleger einen Theil derselben aus allerley Winkeln zusammen gerafft. Der Vf. glaubt „*durch die Bekanntmachung dieser in „vielfältigen häuslichen Angelegenheiten anzuwendenden Mittel seinen schwäbischen Landsleuten keinen geringen Dienst zu erweisen, und versichert, nach denselben seine Wirthschaft bisher sehr vortheilhaft geführt zu haben.*“ An beiden haben wir sehr zu zweifeln Ursache. Unmöglich können wir den Einwohnern in Schwaben eine so grofse Unwissenheit und Leichtgläubigkeit zutrauen, dafs sie von so vielen unter diesem Gemengsel befindlichen, aus Kalendern u. a. allgemein bekannten Schriften entlehnten Recepten noch gar nichts wissen, so manche sichtbare Unrichtigkeit nicht bemerken, und alles für sichere und wichtige Belehrung annehmen sollten. Und das alleinige Zeugnifs des Vf. vom wirklichen Gebrauch der von ihm empfohlnen Mittel und ihrer vortheilhaften Wirkung in seinem Hauswesen, kann ohne alle weitere Bestätigung um so weniger für vollgültig geachtet werden; da in diesen Mitteln so manches enthalten ist, was mit unbestreitbaren theoretischen Wahrheiten und richtigen Erfahrungen im Widerspruche stehet.

Ueber alle vorstehende Behauptungen nur einige Beweise. Wer nur irgend einigen Begriff von der Vegetation der Pflanzen hat, wird nie behaupten, dafs aus dem *blofsen* Verbrennen der Wurzeln von Bäumen und Gesträuchen auf einem urbar zu machenden sumpfigen Boden eine Menge schwer auszurottender Birkenschöfslinge entstehen (S. 6.), noch dafs durch das *blofse* Bestreuen eines solchen Bodens mit Asche, woselbst vorher überall nichts weiter, als Moos wuchs, Ellen langes Gras mit allerley Blumen erzeuget werde (S. 7.). Zwischen den (S. 20. u. 21.) mit einander vermengten beiden Krankheiten des Getreides, dem Roste und dem Brande, ist ein wesentlicher Unterschied, und das zu deren Verhütung angerathene Mittel nicht hinreichend, und bey grofsen Breiten nicht ausführbar. Schon aus der Natur des Brandes im Weizen folget von selbst, dafs das Bestecken der Weizenhaufen auf dem Boden mit frischen Tannenästen (S. 21.) nichts helfen könne. Nur das längst bekannte Mittel des Einkalkens (S. 22. Nr. 3.) hat allenfalls noch der Anführung werth. Das zur Beschützung des Getreides gegen den Mehlthau angepriesene Mittel (S. 23.) kann niemand für zuverläfsig annehmen, der von dessen Ursprunge irgend einen Begriff hat. Aus der Erzeugungsart, dem Aufenthalt und Leben der Kornwürmer ergiebt sich, dafs von den S. (24—31.) empfohlnen Mitteln gegen sie nur ein Paar blofs gegen den weifsen Kornwurm (*Phalaena granella*) nutzen werden, keines aber gegen den schwarzen Kornwurm (*Curculio frumentarius*) helfen kann. Von der Unwirksamkeit jener Mittel und dagegen von der vorzüglichen Wirksamkeit der *Dinglingerschen* Structur der Kornböden ist Rec. bey seiner vieljährigen Theilnahme an der Verwaltung eines grofsen landesfürstlichen Getreidemagazins durch eigene Erfahrung überzeugt worden. Unter einer grofsen Menge Recepte gegen allerley Krankheiten auch das so allgemein bekannte gefährliche Mittel der Blätter von der Belladonna (S. 22.) Auf diese Recepte hat der Vf. keine Rücksicht genommen, als er (S. 223.) gegen den Gebrauch der von Olitätenkrämern, Winkelärzten und Pfuschern angepriesenen Medicamente warnte. Das zuverläfsigste von allen ist gewifs das folgende *auserlesene Kunststück* (?) (S. 214.): *Ist eine grofse Ader zerschnitten, oder verletzt, so binde schnell den Ort so fest, als nur möglich ist, und lafs eilend den Wundarzt holen.*

Freylich liegen unter dieser Spreu auch einige hie und da aufgesammelte Weizenkörner. Aber wer

wird sich die Mühe geben, diese herauszusuchen? Fast sollte man auf den Gedanken gerathen, dass dieses literarische Machwerk das Product einer solchen Fabrik sey, als ein Hr. Legationsrath *von Hewald* anzulegen gesonnen scheint: da er (Reichsanzeiger Nr. 182. v. J. 1796.) zu Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, *auch neue Bücher zu schreiben*, ein tüchtiges Subject, gegen baare Bezahlung (vermuthlich gegen ein möglichst knapp bedungenes Wochen- oder Tagelohn) in seine Dienste verlanget.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Berlin*, b. Maurer: *Nachtrag zu der Beschreibung der Feuer abhaltenden Leimschindeldächer, nebst gesammelten Nachrichten und Erfahrungen über die Bauart mit getrockneten Lehmziegeln*, von D. *Gilly*, königl. Geh. Oberbaurath. Mit einer ill. Kupfertafel. 1796. 2 Bog. 8. (6 gr.) Hr. Gilly hatte seit der Bekanntmachung seines ersten Tractats (im J. 1794.) Gelegenheit, mehrere Erfahrungen zu sammeln, wodurch jene Vorschriften mehr berichtigt, auch einzelne Handgriffe vereinfacht wurden. Diese theilt er hier den Besitzern der ersten Schrift mit, die ihm gewiss dafür danken werden. Zu wünschen wäre es, dass die lehrreichen Abhandlungen von Gilly und Böthke dazu dienen möchten, eine Bauart allgemeiner bekannt und beliebt zu machen, die sich durch Ersparung der Materialien, durch ihre Dauer, und vor allem durch ihre Feuersicherheit, wovon hier aufs neue Beweise mitgetheilt werden, so sehr empfiehlt.

Literargeschichte. *Oldenburg*, b. Stalling: *Erinnerungen aus Manso's Leben* von *F. A. Ricklefs*, Prof. am Oldenburgischen Gymnasium. 1796. 48 S. 8. — Diese kleine Schrift ist von einem ehemaligen Schüler des vortrefflichen Mannes, dessen Andenken sie geweiht ist, und enthält viele wahre, oft feine, Bemerkungen über seine Verdienste und seinen Charakter; auch wird man es an der Sprache des Vf. mit Vergnügen wahrnehmen, dass sie ein Abdruck der wehmüthigen Stimmung ist, welche der Verlust eines solchen Lehrers und Freundes in seiner Seele hervorbringen musste. „Es naht die Zeit jetzt heran, wo unser guter Manso sonst bey der Einladung zu den gewöhnlichen Feyerlichkeiten auf unserm Gymnasium die Gelegenheit wahrnahm, manche nicht alltägliche Bemerkung, manche nützliche Wahrheit, manche wohlgemeynte Erinnerung aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit, seiner Erfahrung und seines edeln wohlwollenden Herzens unter das Publicum auszubreiten. Er, der so viele Jahre unablässig bemüht war, unserm Staate geschickte und thätige Geschäftsmänner zu bilden, den alle wegen seiner vielfachen Kenntnisse und Erfahrungen ehrten, wegen seiner Biederherzigkeit und seines Freymuths schätzten und liebten, wird jetzt von uns mit Trauer vermisst; denn er ist heimgegangen, um auszuruhen von der Arbeit und den Beschwerden, deren Er hier viel hatte, und seine Gattin und Kinder, seine Schüler und Freunde weinen ihm nach. Es ist süss, bey dem Bilde eines geliebten Todten zu verweilen; man glaubt ihn noch nicht verloren zu haben; man ist eine Zeitlang noch glücklich in dieser Täuschung, bis man sich allmählich gewöhnt hat, den Gedanken: *er ist uns entrissen*, ertragen zu können. Möchte mir es gelingen, sein Bild, wie es mir vorschwebt, wie es in meinem dankvollen Herzen — denn ich war einst ein Zögling von Ihm, den Er liebte — abgedruckt steht, zu zeichnen! Möchte mir es gelingen, dadurch zur Erhaltung seines Andenkens unter uns, und zur Linderung des Kummers seiner Nachgebliebenen, für die der Gedanke: *Er wird nicht ganz sterben*, allerdings ein Trost seyn muss, gewirkt zu haben: dann würde ich diese Federzüge, die meiner Empfindung Bedürfniss sind, für glücklich halten!" —

Auch Rec. gehörte einst zu den Zöglingen Manso's, und hat an sich die Erfahrung gemacht, dass er mit steigendem Alter sich dieses Lehrers mit wachsender Achtung und Liebe erinnerte. Eine gewisse Rauhigkeit des Tones, die oft mit unverfälschter Redlichkeit verbunden ist, eine grosse Heftigkeit im Unwillen über unbesonnene Streiche, die von einem solchen Feuer, einer solchen Legalität des Charakters, wie Manso besass, kaum zu trennen war, und ein gegründetes Lob, das seine unbeschreiblich offne Seele sich bisweilen selbst ertheilte, verursachten vielleicht, dass seine Zöglinge nicht mit einer so ausgezeichneten Liebe, als er verdiente, an ihm hingen. In spätern Jahren lernt man jene Eigenheiten übersehn, und verwundert sich, dass die Tugenden, welche dem verehrten Mann angehörten, so selten in Einem Gemüth vereinigt sind. Eben so lernt man auch dann erst den grossen Umfang der Kenntnisse, die ihm eigen waren, gehörig schätzen. In keiner Hinsicht aber bewundert Rec. ihn mehr, als in dieser: Manso besass einen brennenden Durst nach Vervollkommung seiner Gelehrsamkeit, nach höchster Ausbildung aller seiner Talente, und sein Selbstgefühl lehrte ihn, dass er sowohl in jener, als in diesen einen Schatz besass, der besten Sorgfalt werth; dennoch blieb er unaussprechlich rüstig in jeder Lage, welche diesen Durst ungestillt liess: er vereinigte in seiner Person Vorzüge, die ihn zu einem ausgesuchten Genuss des Lebens berechtigten; und nie verschwand seine Heiterkeit unter Umständen, die ihn von demselben weit entfernten. Der Eindruck von dieser kräftigen Resignation war ein werthes Geschenk, das er seinen bessern Schülern gleichsam als einen Talisman für die ganze Zukunft mitgab; und statt der Thränen, womit sie seine Asche benetzen sollten, verbreite die Heiterkeit ihres Lebens, von welcher sie ihm einen grossen Theil verdanken, einen sanften Glanz über das Grab des Mannes, welcher so viel litt, und so heiter war!

Der Vf. dieser Schrift will Manso's Abhandlungen sammeln. Sie haben so verschiedene Gegenstände, dass sie alle unmöglich dasselbe Publicum interessiren können, und sind nicht durch einen so gewaltigen Geist beseelt, welcher sich auch bey dem mannichfaltigsten Stoff Eine Klasse von Lesern bildet. Wäre es daher nicht besser, wenigstens die historischen und politischen Abhandlungen von den übrigen philologischen, pädagogischen u. s. w. zu trennen, als alle in Einer Sammlung dem Publicum zu geben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 14. März 1797.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Auserlesene Bibliothek der allgemeinen Staatswissenschaft* für Staats- und Geschäftsmänner, Gelehrte, Freunde und Beflissene dieser Wissenschaft. Herausgegeben von *C. D. Voss*. Band I. 1tes und 2tes Quartal. 1795. 504 S. Band II. 1. u. 2tes Stück. 1796. 567 S. 8.

In einer kurzen Anzeige über den Zweck und Plan dieser Schrift, welche durch ein Versehen erst bey dem 2ten Quartale des ersten Bandes (S. 185.) ist vorgedruckt worden, sagt Hr. *V.*: sowohl in Rücksicht auf die Freunde der allgemeinen Staatswissenschaft, welche bey der Menge neuer Schriften in dem Staatswissenschaftlichen Fache solche weder alle zu lesen, noch immer glücklich zu wählen im Stande wären, als auch in Rücksicht auf die Wissenschaft selbst, für welche als Wissenschaft noch wenig geschehen sey, scheine ihm „ein Werk Zeitbedürfniss zu seyn, welches von Messe zu Messe 1) eine Uebersicht alles dessen liefere, was für diese Wissenschaft in dem Buchhandel wirklich erschienen ist; 2) Auszüge aus den interessantesten, wichtigsten und nützlichsten Schriften so gebe, dass sie einem Sachkundigen allenfalls die Lectüre der Schrift selbst ersparen können, dem Unkundigen aber als Vorbereitung oder Anleitung dazu dienen; 3) nach einer genauen Auswahl ausführliche, unpartheyische Prüfungen anstelle; 4) Meynungen und Entwickelungen wichtiger Männer und Werke über einerley Gegenstand gegen einander halte, vergleiche und dadurch zum Selbstuntersuchen und Urtheilen Veranlassung gebe, und in den Stand setze; 5) den Werth minder wichtiger Schriften kurz angebe; und endlich 6) wichtige Staatsanordnungen und Verfügungen sammle und prüfe.“ Diesem Zeitbedürfniss soll durch die vorliegende Bibliothek der Staatswissenschaft abgeholfen werden. Den weit grösern Theil derselben füllen, wie leicht zu erachten, die Auszüge. So leicht es auch ist, auf diese Weise ein neues Buch aus vielen andern zu verfertigen: so kann doch eine solche Sammlung, wenn die Bücher gut gewählt werden, und des Herausgebers dabey gemachte Bemerkungen lehrreich sind, vielen Freunden der Wissenschaft angenehm und nützlich seyn. Die Wissenschaft dürfte aber vielleicht durch diese Auszüge eher verlieren, als gewinnen, indem dadurch der Absatz der Schriften selbst, so wie durch Nachdrücke, meistens nicht ohne Nachtheil für den Schriftsteller selbst, vermindert wird. Mit der Wahl der Bücher werden die Leser grösstentheils Ursache haben, zufrieden zu seyn. Was die bey manchen Auszügen sehr zahlreichen Anmerkungen des Herausgebers betrifft: so muss man in Ansehung derselben mehr Sparsamkeit und strengere Auswahl wünschen. Alle die Schriften hier anzugeben, von welchen diese Bibliothek Auszüge enthält, wäre zu weitläuftig; also wollen wir nur derer erwähnen, welche Stoff zu den grösten Auszügen geliefert haben. Das erste, was uns Hr. *V.* mittheilt, ist eine *Uebersicht der preussischen Staatsverwaltung am Ende des Jahrs* 1794, oder ein Auszug aus dem *Handbuche über den königl. preussischen Hof und Staat*, worinn das Personale der Hof- und Staatsbedienten, die niedern und Livrée-Bedienten ausgenommen, verzeichnet ist, und einige, die Einrichtung und Geschäfte der verschiedenen Departements betreffende Nachrichten gegeben werden. Diesen folgt II. *Geschichte des Entstehens und Untergangs der polnischen Konstitution vom 3ten May* 1791. Ein Auszug aus dem bekannten Werke: *Vom Entstehen und Untergange der polnischen Konstitution vom 3ten May* 1791, welches dem Abbé Piatoli zugeschrieben wird. *Nebst kritischen Anmerkungen vom Herausgeber.* Dieser Auszug wird im 2ten Stücke, aber nur bis zum 2ten Kapitel des II. Theils, welcher deren 8 hat, fortgesetzt. Warum der Herausgeber den versprochenen Beschluss bisher schuldig geblieben ist, darüber findet sich keine Belehrung. Wir glauben, dass den meisten Lesern dieses Zerstückeln unangenehm seyn werde. Es hat solches schon bey periodischen Schriften, die monatlich erscheinen, grosse Unbequemlichkeiten. Wenn aber eine Schrift nur von Messe zu Messe erscheint: so werden diese um so grösser; und nur wenige Leser erinnern sich dessen, was sie in den vorigen Stücken gelesen haben, deutlich genug, um den abgerissenen Faden ohne Schwierigkeit wieder anknüpfen zu können. Wir würden daher dem Herausg. rathen, sich entweder kürzer zu fassen, oder die Auszüge später, aber zusammenhängend, zu liefern. Die zahlreichen Anmerkungen zwecken grösstentheils nur dahin ab, zu zeigen, dass die sogenannte patriotische Parthey bey der neuen Konstitution nicht die Absicht gehabt habe, Volksglückseligkeit zu befördern und zu verbreiten, sondern blos die russische Parthey zu unterdrücken, und die usurpirten Rechte des Adels und der Geistlichkeit zu sichern. Der Herausg. wird hie und da sogar bitter, z. B. S. 87. 250. und scheint das zu vergessen, was er sich weiter unten S. 263. bey dem Auszuge aus der Schrift: *Vertheidigung des Patriotismus der sieben vereinigten Provinzen, wider die falschen Beschuldigungen der statthalterischen Parthey*, selbst

selbst zum Gesetze macht: „Uns gebührt es, weder „für noch wider Parthey zu nehmen.“ Rec. hält zwar selbst den Vf. des genannten Buchs nicht für einen unpartheyischen Geschichtschreiber aber es hat dennoch einen ganz andern Eindruck auf ihn, als auf Hn. *V.* gemacht, der S. 48. die Konstitution *krüppelhaft* nennt, weil das Ganze nicht umgeschaffen und dem Adel und der Geistlichkeit zu viel nachgegeben worden sey. In Frankreich wollte man das Ganze umschaffen. In Polen nahm man überall Rücksicht auf die alte Verfassung, die bestehenden Rechte und eingewurzelten Vorurtheile. Wir sollten glauben, es sey nun ausser Zweifel, wer dabey mit mehr Menschenkenntniss handelte, die Franzosen, oder die Polen? Ob die Triebfedern edel und rein waren, diese Untersuchung scheint uns vor einen andern Richterstuhl zu gehören, vor welchem freylich viele der schönsten und Menschen beglückenden Handlungen ihren Glanz verlieren dürften. Der Menschenfreund und der Staatsgelehrte fragen nur: war bey der neuen Verfassung mehr Volksglückseligkeit zu hoffen? War man dadurch einige, oder auch nur einen Schritt der Vollkommenheit näher gerückt? Nach Rec. Meynung ist es das sicherste Mittel, dass alles beym Alten bleibe, wenn man von dem, der etwas aufopfern will, Entsagung *aller* hergebrachten Rechte verlangt. Doch wir wollen nicht Anmerkungen über Anmerkungen schreiben!

Die Schlözerischen und Schmalzischen systematischen Grundrisse der Politik, hat der Herausg. neben einander gestellt, und Anmerkungen beygefügt, in welchen er Zweifel gegen verschiedene darin aufgestellte Sätze vorträgt. In der ersten derselben will er die Untersuchung über den Zweck des Staats in die Metapolitik verweisen. Von welchem Gehalte auch solche minder genügsamen Leser scheinen mögen; so verdanken wir ihnen doch Anmerkungen des Hn. Hofr. *Schlözer's* zu diesen Anmerkungen, welche der Herausg. in dem 1. Stücke des 2. Bandes S. 239. mittheilt. Den Schlözerischen und Schmalzischen Grundrissen hat der Herausg. auch eigene Aphorismen angehängt, in welchen er die Entstehung der verschiedenen Zweige der Staatswissenschaft aus dem Zwecke der Staatsverbindung entwickelt. Der Vortrag ist deutlich, und auch gegen den Inhalt haben wir wenig zu erinnern; ob es gleich einem Herausgeber, der mit diesen Aphorismen, wie Hr. *V.* mit Schlözer's und Schmalzen's Grundrissen verfahren wollte, nicht an Stoff zu Anmerkungen und Zweifeln fehlen würde. Zum Beweise mag folgende Stelle dienen. §. 13. „Nichts ist natürlicher und leichter zu „bestimmen, als das Verhältniss der Abgaben; nichts „gleichwohl wichtiger als die Bestimmung desselben. „Hievon hängt bürgerliche Gleichheit oder Ungleichheit ab.“ In diesen wenigen Zeilen finden wir 2 Sätze, die uns irrig scheinen; der eine: dass es leicht sey, das Verhältniss der Abgaben zu bestimmen. In der Kindheit des Staats, wo man allenfalls nur einer mässigen Abgabe des Landeigenthümers bedarf, mag dies richtig seyn; allein je cultivirter dieser ist, um so schwerer wird es. Fodert aber gar, wie S. 393. von den vereinigten Niederlanden gesagt wird, der Aufwand des Staats dreymal mehr, als der Ertrag des Bodens liefern kann: so wird bey der nothwendigen Mannichfaltigkeit der Abgaben bald der Landeigenthümer, bald der Capitalist, bald der Handwerker sich zu sehr im Verhältnisse mit den übrigen Staatsgliedern gedrückt glauben. Wie verträgt sich auch diese Behauptung mit den Anmerkungen zu dem Vorschlage zu einer Personen- und Gewerbsteuer an die Stelle der Accise? (S. 355.) wo der Vf. unter andern derselben widersprechenden Bemerkungen, S. 360. selbst sagt: „Wenn es nur so leicht ausgeführt, als „anempfohlen wäre, das Eigenthum und den Ver„dienst eines jeden Staatsbürgers genau zu schätzen!“ — Eben so wenig können wir zugeben, dass von richtiger Vertheilung der Abgaben bürgerliche Gleichheit oder Ungleichheit abhange. Es bedarf dies wohl keiner Ausführung.

Diesem Aufsatze folgt eine *Prüfung der in den Schmalzischen Annalen befindlichen Aphorismen über das Recht der Stimme bey neuen Konstitutionen eines Staats.* Der Herausg. geht Hn. *S.* von § zu § nach, und setzt der Meynung desselben die Seinige entgegen. Dann folgen ausführlichere Beurtheilungen von 3 Schriften und das Verzeichniss der, in der Michaelismesse 1794 erschienenen, in die Staatswissenschaft einschlagenden Schriften aus folgenden Abtheilungen: A) Staatenkunde, B) philosophische Staatslehre oder Staatsweisheit, C) Staatsklugheit oder Politik.

Das 2te Quartal dieser Bibliothek enthält, ausser einigen kleinern Auszügen und einer bereits angezeigten Fortsetzung, nur den ausführlichen Auszug der oben auch schon erwähnten *Vertheidigung des Patriotismus der sieben vereinigten Provinzen*, unter der Ueberschrift: *Ueber die Gebrechen der bisherigen Staatsverfassung der vereinigten Niederlande, mit besonderer Rücksicht auf den durch dieselben veranlassten Einfluss des Erbstatthalterthums auf die Verwaltung der einzeln Provinzen so wie der ganzen Union*, welchem der Vf. nur eine allgemeine Anmerkung, in welcher er seine Unpartheylichkeit versichert, beygefügt hat. S. 389 bis 421. findet man noch eine sehr ausführliche Beurtheilung derselben Schrift. Von eigenen Aufsätzen enthält dieses Stück nur einen sehr kurzen: *Beytrag zur Beantwortung der Frage: Kann es einen Rechtsgrund für die Einziehung des Privateigenthums zum Behuf der Regenten oder Staatskassen geben?* Was ungerecht ist, kann dem Staate nicht nützlich seyn. Wenn aber die Einziehung des Vermögens von Staatsverbrechern nicht ungerecht wäre: so können wir nicht einsehen, warum sie nicht eben sowohl dem Staate selbst, als dessen Herrscher, nützlich werden könnte.

Die Beurtheilungen geben theils grössere, theils kürzere Nachrichten von 14 Schriften. Viele derselben enthalten mehr Widerlegungen oder Berichtigungen, als Beurtheilungen. Auffallend war Rec., so sehr er selbst wünscht, dass es möglich sey, dem Uebersetzungsunfuge ein Ende zu machen, der S. 385. geäusserte

geäuſserte Vorſchlag, *daſs es* nicht geſtattet werden ſollte, ein Buch zu überſetzen, wenn es nicht zuvor durch ein Cenſurcollegium gewürdigt worden ſey. — Den Beſchluſs dieſes Bandes macht die *preuſsiſche Erklärung in Betreff des mit Frankreich geſchloſſenen Friedens vom* 1. *May* 1795, dann einige Geſetze und Verordnungen.

Das erſte Stück des 2ten Bandes liefert 12 Auszüge, von welchen die 2 erſten: *Staatsverfaſſung der Republik Bern*, aus der *Beſchreibung der Stadt und Republik Bern etc. Bern* 1794 und die *Ueberſicht der verbeſſerten Staatsverwaltung von Toskana unter Leopold II*, die ausführlichſten ſind. Beiden hat der Herausgeber nur wenige, gröſstentheils unbedeutende, Anmerkungen beygefügt. An Berns Verfaſſung findet er viel zu tadeln; freylich nicht immer mit Unrecht; wir wünſchten aber, daſs er hier auch in ſeinem Tone den Schein der Partheylichkeit zu vermeiden geſucht hätte, z. B. S. 13. 26. 29. Rec. iſt kein Freund von ariſtokratiſchen Verfaſſungen; bey der Ueberzeugung aber, daſs in keinem Lande die Staatsverfaſſung vollkommen ſey; oder ſich vollkommen erhalten könne, glaubt er einer Regierung vorzügliche Achtung ſchuldig zu ſeyn, unter der, Jahrhunderte lang, das Volk eines hohen Grades von Freyheit und Wohlſtand unſtreitig genoſs. — Unter Nr. VII. der Auszüge wollte der Herausg. die Rede des Deputirten Boiſſy d'Anglas: *Ueber das wahre Intereſſe einiger der coaliſirten Mächte und die Grundlinien eines dauerhaften Friedens* abdrucken laſſen; es wurde ihm aber ſolches vermuthlich von der Cenſur nicht geſtattet. Rec. bekennt, daſs ihn dieſes bey den billigen kurſächſiſchen Cenſuranſtalten um ſo mehr befremdet hat, da Boiſſy's Rede in mehreren Zeitungen, ihrem weſentlichen Inhalte nach, geſtanden hat, dieſe Schrift aber nur für Gelehrte beſtimmt iſt. Beurtheilt werden nur 3 Schriften; dieſen folgen die oben erwähnten *Schlözeriſchen Anmerkungen*, dann die *preuſsiſche Verordnung, die Staatsverwaltung der beiden Fürſtenthümer Ansbach und Bayreuth betreffend* und *das neue öſterreichiſche Cenſuredict*. Den Schluſs macht das Verzeichniſs der in der Oſtermeſſe 1795 erſchienenen Schriften.

In dem 2ten Stücke des 2ten Bandes erhalten wir 9 Auszüge; den erſten aus der, die Rechte und die Vortheile der Statthalterwürde vertheidigenden Schrift: *Holland vor und nach der Revolution*, hat der Herausg. mit einigen kleinen Anmerkungen verſehen. Der aus *Hegewiſch* und *Ebelings* amerikaniſchen Magazine entlehnten *Ueberſicht der Verfaſſung der vereinigten Staaten;* dem *Beytrage zur nähern Kenntniſs der Staatsverfaſſung und Verwaltung der Republik Venedig*, aus *Mayers Beſchreibung von Venedig*, und *der franzöſiſchen Conſtitution* von 1795 ſind keine Anmerkungen des Herausg. beygefügt, deren ſich aber wieder bey dem fünften Auszuge: *Kritik der Conſtitution der franzöſiſchen Republik* aus der Schrift: *Unterſuchungen aus dem Natur-, Staats- und Völkerrecht mit einer Kritik der neueſten Conſtitution der franzöſiſchen Republik* finden. Der ſechſte Auszug: *Geiſt der perſiſchen Staatsverwaltung* iſt aus *Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt*, entlehnt. Rec. hat dieſe Abhandlung mit Vergnügen geleſen, ob er gleich darin das nicht gefunden hat, was ihn die Ueberſchrift zu erwarten berechtigte, da ſie nur allgemeine Bemerkungen über den Geiſt deſpotiſcher Regierungen überhaupt, und Zoroaſters Syſtem insbeſondere, enthält. Bey der Behauptung des Vf., daſs, wenn es der Vorſehung gefallen hätte, immer den Beſten und Weiſeſten zur Regierung zu rufen, der Philoſoph ſelbſt nicht würde erröthen dürfen, ein Vertheidiger der willkührlichen Gewalt zu werden, macht der Herausg. folgende Anmerkung: (S. 495.) „Dennoch wohl! denn auch der Weiſeſte bleibt Menſch und der menſchlichen Gebrechlichkeit unterworfen. Das Abſtractum der weiſeſten Menſchen, eine weiſe Verfaſſung muſs doch wohl unfehlbar ſicherer und wohlthätiger regieren.“ Der Vf. ſagt freylich durch jene Behauptung eigentlich nichts; aber des Herausg. Anmerkung entkräftet ſie auch nicht; denn wüſste man auch, ſo wie es der Vf. beym Alleinherrſcher vorausſetzt, die weiſeſten Männer aus der Nation auszuheben, und übertrüge ihnen das Geſchäfte, das Abſtractum einer weiſen Verfaſſung zu entwerfen; bleiben dieſe denn nicht auch Menſchen? Sind es denn die auch nicht, in deren Händen die verſchiedenen Gewalten gelegt werden? Den Auszügen folgen wieder kurze Beurtheilungen, einige Staatsſchriften und Verordnungen.

So freymüthig auch Rec. ſein Urtheil über die bey dieſer Sammlung gefundenen Mängel geſagt hat, welches ihm beym Anfange einer ſolchen Schrift deſto nöthiger ſchien: ſo wenig kann er des Herausg. Wahrheitsliebe und deſſen rühmlichen Eifer für das, was ihm recht und gut ſcheint, verkennen.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn u. Comp.: *Materialien für den Unterricht in den allgemein nothwendigen Kenntniſſen*, von *Suhr*. I. Band, 1ſte Abtheilung, anatomiſch-phyſiologiſche Kenntniſs des Menſchenkörpers, zum Unterrichte für nicht ſtudirte Lehrer und Erzieher der Jugend. 1796. 322 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieſes Buchs beſtimmte, wie der Titel ſagt, daſſelbe für nicht ſtudirte Jugendlehrer, welchen er ein Magazin von nützlichen anthropologiſchen Kenntniſſen dadurch in die Hände geben will, um davon für die von ihnen in Bürger- und Landſchulen zu unterrichtende Jugend Gebrauch zu machen, ſo wie er denn ſelbſt einen ſolchen Unterricht in dem *Kieliſchen* Schulmeiſterſeminarium ertheilt. Ueber den Nutzen eines ſolchen Unterrichts überhaupt und beſonders auch einer ausführlichen ſchriftlichen Abfaſſung deſſelben hat er ſich in einer 43 S. langen, mit vieler Wärme des Gefühls geſchriebnen Vorrede erklärt, die in der That ſehr viele wahre Ideen und beherzigungswerthe Vorſchläge, aber auch, wie es der Vf. ſelbſt gefühlt zu haben ſcheint, manche Uebertreibungen, einſeitige Urtheile und Declamationen enthält, die in der That der guten Sache, für welche

der Vf. ſpricht, nicht frommen können. Rec. iſt wahrlich kein Vertheidiger der dort gerügten Abweichungen der Menſchen jetziger Zeit von den Geſetzen, die ihre richtig gekannte Natur ihnen vorſchreibt; er ſieht es allerdings mit dem Vf. ein, daſs mit denſelben auch die Vernachläſsigung der moraliſchen Geſetze genau zuſammenhänge, und wünſcht mit ihm, daſs Zurückführung der Menſchen zur Natur ein Hauptgegenſtand und das Reſultat aller unſer Erziehungsarbeiten ſeyn möge; aber er begreift es auch, daſs eine ſolche Reform ihrer Natur nach nicht anders, als nur langſam geſchehen könne, daſs ſie ſchwerlich je allgemein werden dürfte, daſs überhaupt eine *gänzliche* Rückkehr der Menſchen zur Natur in ihrem dermaligen Zuſtande in die Reihe der unausführbaren Wünſche gehöre, daſs mannichfaltige durch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe erregte Bedürfniſſe und durch keine Erziehung ganz zu bekämpfenden Leidenſchaften derſelben unendliche Schwierigkeiten entgegenſetzen würden, und kann daher nicht ſo geringſchätzig, wie der Vf., von denjenigen urtheilen, welche durch langſame Curen, mögen ſie auch vor der Hand nur Palliative ſeyn, den Uebeln, unter welchen die Menſchheit leidet, ſteuern und einen beſſern Zuſtand der Dinge, in ſo weit derſelbe überhaupt ſich hoffen läſst, vorbereiten wollen. Zum Beyſpiele, wie einſeitig der Vf. bey aller ſeiner Wärme für das Wohl der Menſchheit, gewiſſe Dinge beurtheilt, mag das dienen, was er S. 20. in der Vorrede über den Gebrauch des Branntweins ſagt: „Unſre zahlloſen Branntweinbrenner deſorganiſiren nicht nur den Verſtand unſers Volks, verflüchtigen nicht nur jeden Trieb für's Schöne und Erhabne, zerſtören nicht nur jeden Keim und jedes ſchlummernde Gefühl für Sittlichkeit und Tugend, eh ſie ſich regen; ſondern haben ſogar, ich will nicht ſagen in ihrem Eigennutz und in dem leidigen Syſtem unſrer induſtriöſen Köpfe und ſpeculirenden Plusmacher, vielmehr ſelbſt in den Ueberzeugungen vieler unſrer *gelehrteſten* und *ſcharfſinnigſten Aerzte* ihre trefflichſten Sachwalter.“ Wenn der, verſteht ſich, nicht unmäſsige Gebrauch dieſes Getränks noch ſolche Vertheidiger hat, als ſie hier der Vf. ſelbſt charakteriſirt, ſo muſs doch wohl der Schaden deſſelben noch nicht ſo entſchieden und am wenigſten ſo groſs ſeyn, als ihn hier der Vf. darſtellt, und wahrlich die in den niedern Ständen, unter welchen der Branntwein mehr im Gebrauche iſt, im Ganzen gröſsere Unverdorbenheit der Sitten, kann den Vf. ſchon etwas gemäſsigter in ſeinem Urtheile machen.

Das Buch enthält übrigens nach einer Einleitung in 5 Abſchnitten (1) von den Beſtandtheilen des menſchlichen Körpers; 2) von den Knochen überhaupt; 3) nähere Kenntniſs der einzelnen Knochen; 4) von einigen krankhaften Veränderungen der Knochen, und 5) von den bewegenden Werkzeugen und Kräften des menſchlichen Körpers) einen groſsen Reichthum anatomiſch-phyſiologiſcher Kenntniſſe, die aus den beſten vorhandenen Werken; z. E. *Haller*, *Sömmering*, *Hildebrandt*, *Wünſch* und *Mayer* geſchöpft ſind; aber in der That für die Klaſſe von Leſern, welche der Vf. ſich vorzüglich dachte, iſt hier offenbar des Guten zu viel geſammelt. Die Jugendlehrer oder die, welche zu dieſem Amte vorbereitet werden ſollen, werden nicht einmal alles zu faſſen im Stande ſeyn, da viele Gegenſtände ohne Abbildungen oder natürliche Präparate nicht deutlich verſtanden werden können, auch für manche Subtilitäten, die nur für den Anatomen und Phyſiologen von Profeſſion gehören, gar keinen Sinn haben, und noch mehr in Verlegenheit ſeyn, was und wie viel ſie aus dieſem groſsen Vorrathe ihren gegenwärtigen oder künftigen Schülern wieder vortragen ſollen. Das *Ne quid nimis* iſt bey ſolchen Schriften; die Jugendlehrern als Handbücher für ihren Unterricht dienen ſollen, gar ſehr in Acht zu nehmen, weil Ueberhäufung mit Materialien aus *einer einzelnen* Wiſſenſchaft, da jetzt mancherley gemeinnützige Kenntniſſe von dieſen Männern gefodert werden, ihrer eigenen Bildung und alſo auch mittelbar der zweckmäſsigen Unterweiſung ihrer Lehrlinge ſchadet. Rec. kennt aus langer Erfahrung vortreffliche Jugendlehrer, die auch über den Menſchen und ſeine körperliche Natur ihre Schüler ſehr gründlich unterrichten, und dadurch gewiſs vielen Nutzen ſtiften, die aber ohne Nachtheil für ſich ſelbſt und ihre Jugend eine ſo ſpecielle Kenntniſs einzelner anatomiſcher Gegenſtände, wie in dieſem Buche, z. E. in dem 3ten Abſchnitte in der ausführlichen Nachricht von einzelnen Knochen vorkommen, entbehren und ſie gern denen überlaſſen, zu deren eigentlichem Hauptſtudium ſie mehr gehört. Einer der beſten Abſchnitte iſt der pathologiſche. Man muſs es wünſchen, daſs auch unter den Menſchen der niedern Stände ein gewiſſes Maaſs von Kenntniſſen dieſer Art zur Verhütung mancherley körperlicher Uebel, oder auch zur rechten Behandlung derſelben, zumal in ſolchen Fällen, wo die Hülfe eines Arztes nicht ſogleich zu erlangen iſt, aber keinesweges zur *gelehrten* Quackſalberey, deren Nachtheil der Vf. in der Vorrede zwar ſehr richtig, jedoch mit etwas einſeitiger Beurtheilung der Verdienſte unſrer Schriftſteller in der Volksmedicin ſchildert, mehr ausgebreitet und benutzt werden möge.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 15. März 1797.*


## GOTTESGELAHRTHEIT.

LONDON, b. Kearsley: *An Hiſtory of the Chriſtian Church, from the earlieſt periods to the preſent time,* by *G. Gregory*, D. D. Joint evening preacher at the Foundling-hoſpital and *Curate* of St. Giles's, Cripplegate; Author of Eſſays hiſtorical and moral etc. in two Volumes. a new Edition corrected and enlarged. *Vol. I.* 1795. 540 S. *Vol. II.* 546 S. in 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Eine *Kirchengeſchichte* als Leſebuch *für gebildete Chriſten* zu ſchreiben, war die Abſicht des Vfs. Wäre hierzu eine flieſsende Schreibart das einzige Requiſit, ſo würde Gr. um den Peis zu kämpfen, ein Recht haben. Dagegen aber gehen ihm beynahe alle andere Erfoderniſſe ab, durch welche ein im edlen Sinn populärer Schriftſteller die Kirchengeſchichte dem gröſseren Publicum anziehend und nutzbar zu machen hätte. Hauptgeſichtspunkte aufzufaſſen und nach dieſen das minder wichtige dem ins Detail ſonſt nicht eingeweyheten Leſer in unterrichtende Gemälde und Ueberſichten zu ordnen, dies wäre zu einem ſolchen Zweck unſtreitig das erſte unentbehrliche; welches dem Vf. eben ſo unſtreitig durchaus abgeht. Und wäre er auch fähig geweſen, ſolche leitende Ideen aufzufinden, und durch die Maſſe der Facten hindurch zu verfolgen, ſo iſt ſeine ganze Darſtellungsart ſo ſehr das Gegentheil von der Kunſt, das Auffallende und Merkwürdige durch eine treffende, gedrängte Erzählung herauszuheben, dafs die beſten Beobachtungen hier im Strom unwichtiger Thatſachen und halbwahrer oder allbekannter Reflexionen verloren gehen müſsten. Statt der Kunſt, die dem *gebildeten* Nichtgelehrten wiſſenswerthe Thatſachen unter allem dem, was mehr den Gelehrten intereſſirt, auszuwählen; übt er bloſs eine gewiſſe Fertigkeit, auszulaſſen, was vielleicht Anſtrengung oder Langeweile erwecken möchte, und giebt dagegen hie und da ein Anecdötchen, wie es etwa Fleury entdecken half. Trifft er aber auf Lieblingsmeynungen (wie gleich anfangs die Ableitung aller heydniſchen Mythologie aus den älteſten Sagen der Hebräer, nach *Bryants* Mythologie, jenem *incomparable treaſury of ancient learning.* S. 12.) ſo iſt ſelbſt nicht einmal die Warſcheinlichkeit, Langeweile zu verurſachen, ſein Maasſtab. Die Neuteſtamentliche Kirchengeſchichte muſs bis zum Urſprung alles Polytheismus in der Sündfluth und bis zum Chaos hinaufſteigen, damit er ſeine Gelehrſamkeit auszugieſsen Gelegenheit bekomme; wie dafs *the venerable Patriarch Noah*, den man als Vater des neuen Menſchengeſchlechts geehrt habe, *daher als Schöpfer deſſelben* angebetet worden ſey; („*He is evidently the Saturnus, the Janus, the Neptune, the Thoth, Hermes, Menes, Oſiris, Zevth, Atlas, Prometheus, Deucalion and Proteus of all the ancient fables.*") — wie dafs ferner *Mentor* ſey *the tower of Menes*, — dafs *Furia* iſt *evidently derivable from Phur, fire* (wenn gleich leider, dies Wort in dieſer Bedeutung *evidently* nirgends exiſtirt) kurz dafs das ganze Heydenthum voll miſsverſtandener Anſpielungen auf die patriarchaliſche Geſchichte ſey, — und was dergleichen Evidenzen mehr ſind.

Unbegreiflich iſt es nach allen dieſen Umſtänden, wie man inzwiſchen einen ſo äuſserſt mittelmäſsigen Verſuch, die Kirchengeſchichte ins gebildete, leſende Publikum einzuführen, in Deutſchland zur Grundlage für eine Arbeit dieſer Art, nachdem wir Spittler und Henke vor uns haben, vorſchlagen oder annehmen konnte. Der ſachkundigſte und gewandteſte Mann muſs Kunſt und Mühe verlieren, wenn er aus dieſem Holz einen Apollo ſchnitzeln ſoll; oder es muſs Gregory's Arbeit faſt nirgends beybehalten werden. Und dann wäre es doch eine Schande für die deutſche Leſewelt, wenn der engliſche Name auf dem Titel zur Empfehlung einer andern und beſſern einheimiſchen Ausarbeitung wirken ſollte. Eine *Kirchengeſchichte für Gebildetere* iſt auch für Deutſchland noch Bedürfniſs. Aber nicht Gregorys Compilation kann uns dazu helfen, ſondern ein eigener, ſeltener Mann, welcher nach einer genauen Kunde des Details, wie ſie Plank oder Henke in den von ihnen ausdrücklich bearbeiteten Theilen der Kirchengeſchichte beweiſen, mit Spittlers Blick das einflufsreichſte ſondere, ſichte, und in einer Ordnung, welche Urſachen und Wirkung meiſt ſchon durch Stellung und Wendungen zu zeigen vermag, hervorrufe, zugleich aber auch mit deſſen Kürze die Aufmerkſamkeit ſolcher Leſer, denen der *kirchliche groſse Lärmen um Nichts* leicht unerträglich werden müſste, immer durch vielumfaſſende Blicke ins Ganze, Winke des Menſchenkenners, charakteriſtiſche Züge, treffende Gegenſätze, partheyloſe, freymüthige Vergleichungspunkte nicht bloſs zu reitzen, ſondern bis zur Belehrung; zu befriedigen verſtehe; ein Mann endlich, welcher, ſich feſthaltend auf dem höheren Standpunkt der Humanität, jede einzelne Reihe von menſchlichen Anſtrengungen als ein Stück aus der Geſchichte menſchlicher Selbſtbildung ſelbſt zu ſchätzen und ſchätzenswerth zu machen wiſſe, nicht aber die ungeheure äuſsere und in-

nere Thätigkeit so vieler aufserordentlicher Menschen, welchen eine chaotische Mischung von Vernunft und Aberglauben, moralisches Streben nach innen, hierarchisches Treiben nach aufsen und metaphysisches oder mystisches Uebersteigen aller menschlichen Sphären, in der Kirche den Stoff zum Wirken darbot, wie gewöhnlich als die Geschichte menschlicher Thorheiten und Verirrungen in dem Tone dessen zur Schau stelle, der die Auftritte eines Tollhauses — gleichsam als der einzige Kluge darinn — zur Unterhaltung gebe.

Um Gr. als Kirchengeschichtschreiber für gebildetere Christen kaum mittelmäfsig zu finden, bedarf es übrigens eines solchen Ideals gar nicht. Im Grunde ist seine ganze Eigenthümlichkeit — das Talent eines fliefsend nacherzählenden Compilators. Als Compilator hat er einen eignen Kunstgriff gebraucht, seine Hauptquellen zu verbergen. Am wenigsten, sagt sogleich der Eingang seiner Vorrede, könne sich *the well-disposed Christian* aus dem *tedious und allmost unintelligible Work of Mosheim* über Kg. belehren; und doch ist gerade dieses „*eckelhafte und beynahe unverständliche Mosheimische Werk*" in mehrern Jahrhunderten des ehrlichen Gregory's einziger Führer und beynahe einziger Gewährsmann. Gerade dies, dafs er blindlings diesem Werke nacharbeitete, war hinlänglich schon die *ganze Anlage* seines Buchs zu einer *Kirchengeschichte für die Lesewelt* völlig untauglich zu machen. Mosheims Methode, jedes Jahrhundert für sich abzuhandeln und dann wieder dessen Denkwürdigkeiten unter gewisse, immer gleiche Fächer — vom Zustand des weltlichen Schauplatzes der Kirche — von guten, bösen Schicksalen derselben, — von ihren Lehrern und Häuptern — vom Kirchenregiment und Gebräuchen — endlich von den Feinden, den Ketzern, Schismatikern etc. — zu vertheilen, hat für den *gelehrten* Unterricht einige eigene Vortheile. Aber einen solchen zerstückelnden Plan auf ein Buch für die Lesewelt überzutragen, dies ist nichts als Beweis der sclavischen Nachahmungsgabe. Hat gleich Gr. die Mosheimischen 9 bis 10 Unterabtheilungen in drey Fächer gebracht, so ist doch im innern dieser 3 Abschnitte das Meiste nach Mosheimischer Anordnung zugeschnitten und blofs aneinander gestückelt. Eine eigene nach Verschiedenheit des Stoffs verschiedene Folge, welche zu Erleichterung und Berichtigung der Uebersicht von Ursach und Wirkung so vieles wirkt, selbst anzuordnen, dies wäre das Mittel gewesen, oft *verständlicher*, als der, für den Sachkundigen übrigens sehr deutliche, Mosheim zu werden. Aber dies Mittel hat der Tadler unversucht gelassen. Vieles ist, gerade wenn Gr. wenigstens eine andere Ordnung der Materien zu machen sich genöthigt sah, hierdurch verworren und völlig unzusammenhängend geworden. Um nicht sogleich durch die Titel seines Fächerwerks, was er Mosheim schuldig sey, zu verrathen, macht er die Abtheilungen: 1) Allgemeiner Zustand der Kirche im .. Jahrhundert 2) Lehre, Regiment und Disciplin der Kirche 3) Secten. 4) Gelehrsamkeit und Gelehrte. Jeder sieht aber auf den ersten Blick, dafs dies blofs eine Variation der Mosheimischen für Gs. Zweck untauglichen Anordnung ist. Noch mehr entdeckt es sich durch die *Ausführung*.

Zwar im Anfang des Werks, nimmt der Vf. sich noch etwas in acht, den Lesern nicht sogleich den Mosheimischen Faden in die Hand zu geben. Er beginnt sein Einleitungscapitel und erweitert überhaupt die Erzählung von den vier ersten Jahrhunderten mit manchem anderswoher geborgten Stoff. Mosheim selbst wird S. 14. das erstemal mit Widerspruch und eben so in der Folge entweder blofs beyläufig oder dann genannt, wenn ihn G. in einer Kleinigkeit verbessern zu können glaubt. Dennoch läfst sich selbst unter diesen wenig verdienstlichen Abänderungen leicht entdecken, dafs Mosheim immer die Grundlage war, an welche sich Gr. im stillen hielt. Nachdem er sich für seine Bryantische Ansichten des mythologischen Heydenthums einen Platz anticipirt hatte, ist er S. 14. da, wo M. anfängt. Paragraph für Paragraph kann man von da an bis S. 29. fortzählen, wie Ms. K. I. II. in Grs. erstes Kapitel übergegangen sind. Das Eigene des letztern besteht mit unter etwa in Bemerkungen, wie die Charakteristik: *the crafty, the accomplished Augustus;* — oder in übereilten Anticipationen, wie S. 22. in der Schilderung des Zustands der Philosophie bey Jesu Geburt schon von Gnostikern, die ein Pleroma geträumt hätten, vieles wissen will; oder in dogmatisirischen Behauptungen, z. B. dafs eine solche Offenbarung, wie die von J. C. gerade damals *absolutely necessary*, und dafs hinwiederum jener Augenblick seit dem patriarchalischen Zeitalter zu einer solchen Oeconomie der Gottheit der *einzig schickliche* gewesen sey. Dinge, welche denn freylich der feinerfühlende Mosheim nicht so genau gewufst hat! Hie und da finden sich auch Anmerkungen von *Henley*. Die erste bedeutende wäre S. 41. die Hinweisung auf eine in Portugall entdeckt seyn sollende Inschrift auf Nero's Christenverfolgung: *Neroni... ob provinciam latronibus et his, qui novam generi hum. superstitionem inculcabant purgatam.* Allein ist sie nicht der sprechendste Beweis von Unkunde in historischer Kritik? Kurz und gründlich hat Mosheim selbst schon diese vermeintliche Entdeckung in ihr Nichts zurückgewiesen. (Sec. I. P. I. c. V. §. XIV. not.) Dennoch tritt sie hier, wie ein eigener gelehrter Fund, wieder unter den historischen Quellen auf! — Den Zustand und die Lehre der ersten Kirche hat Gr. allerdings K. II. III. selbst geschildert; aber ohne einen Funken kritischen Geistes zu zeigen. Sein gebildeter Christ soll die Anekdoten von den Aposteln lesen, welche Gr. selbst *many fabulous stories* nennt, und dann mufs es sich vorsagen lassen: *the union between the Father and Son they (the Christians of the primitive Church) considered as so strict and indissoluble, that in the language of divines they were described as consubstantial and coequal.* Wie — zum wenigsten — höchst ungenau dies letztere ausgedrückt sey, so, dafs der ununterrichtete *well-disposed Christian* leicht glauben kann, diese theologische Nomenclatur stamme schon aus dem ersten Jahrhundert,

hundert, mögen wir kaum erinnern. Wir wollen an der Versicherung des Vfs. in der Dedication nicht zweifeln: dafs er, obgleich ein Geistlicher der herrschenden Kirche, doch nichts aus Nebenrücksichten zu ihrem Vortheil geschrieben habe. S. 46. 47. bleibt er diesem Vorsatz in einem Hauptpunkte nahe, da er es blofs als eine Streitfrage anführt: ob sogleich anfangs ein von den Presbytern verschiedenes Episkopat eingeführt gewesen sey. Dagegen ist ihm die grosse Zeitbegebenheit, dafs eine Nation ohne herrschende Nationalkirche (Gr. nennt dies freylich, wie gewöhnlich: national *religion*) existiren will, *the virtual abolition of — Christianity;* Auch erwartet er von der Einrichtung mehrerer Americanischen Provinzen, in denen Erziehung und Religionsunterricht vom Staate ganz gesondert ist, den Untergang von beidem. II Vol. S. 525. — Doch hält sich der Vf. in andern Fällen, worüber der Erfolg bereits mehr Licht verbreitet hat, mit einer lobenswürdigen Unpartheylichkeit an Grundsätze der Religionstoleranz. Die Behandlungsart der Dissentirenden im fünften Jahrhundert verwirft es als eine Folge von *detestable principles.* p. 235.

Die ersten Jahrhunderte hindurch, so weit die Aufmerksamkeit auf Entstehung der Dogmen und Kircheneinrichtungen den Theologen in die Kirchengeschichte hineinführt und so weit den Vf. besonders *Jortin* und *Lardner* begleiteten, bleibt seine Anhänglichkeit an Mosheim nicht immer gleich grofs. Es ist vielmehr vieles von dessen Materialien ohne besondern Grund übergangen, die Ordnung oft geändert, manches weitläuftiger und zum Theil aus den Quellen erzählt. Nicht selten wird auch Gibbon benutzt. Von dem IX Jahrhundert an aber wird das Fortlaufen an Mosheims Faden desto sichtbarer und kann häufig von § zu §. gezeigt werden. Sogleich beym IX Seculum ist die Folge der §§.

| | *bey Mosheim.* | *bey Gregory.* |
|---|---|---|
| C. I. | §. I. II. *Sueci, Dani, Cimbri conversi* | *Conversion of Jutland — of a Part of Sweden —* |
| | III. *Bulgari, Bohemi, Moravi.* | *of Sclavonia,* |
| | IV. *Sclavorum populi, Rutheni* | *of Russia,* |
| | V. *Judicium de his conversionibus.* | *Mr. Gibbon's Sentiments concerning these conversions.* |
| C. II. | §. I. *Saracenorum felicitas* | *Saracens conquer Sicily etc.* |
| | §. II. III. *Normanni* | *Incursions of Northern Barbarians* |
| P. II. | c. II. §. I. II. *Vita Clericorum pessima. Causae horum vitiorum.* | *State of the Church and Clergy. Injudicious distribution of Preferments.* |
| | §. III. *Pontifices Romani* | *Manner of electing Popes.* |
| | §. IV. *Fraudes Pontificum. Papissa Joanna.* | *Pope Ioan* |
| | §. V. VI. *Favor Pontificum, in Francorum Reges.* | *Donations of Lewis, the meek. Dissensions in the Carolingian family* |
| | §. VII. *Imperatores sacrorum jus eripi sibi patiebantur. Episcoporum auctoritas minuitur.* | *Increase of the Papal power from this and other Circumstances.* |
| | §. IX. *Ficta documenta. Decretales epistolae.* | *Forgery of Decretals etc.* |

So unverkennbar ist aber nicht blofs die Ordnung, sondern auch das allermeiste der Ausführung in diesem und den nächsten der folgenden Jahrhunderte aus Mosheim (*the tedious and allmost unintelligible!*) Viele §§. sind fast blofse Uebersetzung. Diss geht bis auf wörtlich entlehnte Noten und Allegationen. Vgl. Gr. S. 464. und Mosh. P. I. c. II. §. I. n. *c.*) — Gr. S. 468. M. ib. P. II. c. I. §. II. *n. g.* et *h.* u. f. f. Inzwischen müssen wir auch zur Ehre von Gr. sagen, dafs er, so weit wir beide verglichen, M. verstanden habe.

Der *erste Band* schliefst sich mit einem Appendix vom Hn. *Henley*, *On the vision of Constantine.* H. macht sehr richtig darauf aufmerksam, dafs Eusebius in seiner Kirchengeschichte, wo er in eigenem Namen spricht, diese Anekdote ganz übergehe, in seinem Panegyrikus auf Constantin alsdann zwar dieselbe erzähle, aber so zu stellen wisse, dafs man wohl sieht; nur der Einflufs des Kayfers auf diese Schrift habe ihn hiezu vermocht. Er giebt an, was der K. sogar *mit Schwüren* betheuert hatte (ορκοις πιστωσαμενος τον λογον) Naiv setzt H. hinzu: *It was hard, that after Eusebius had been honoured with the Emperor's intimacy, he (the Emp.) could not be believed without swearing.* Kurz: Eusеb. that aus Gefälligkeit gegen seinen Herrn und Wohlthäter so viel als ihm die Ehrlichkeit erlauben wollte. Er erzählt, was der K. betheuerte; aber mit Wendungen, welche andeuten, dafs E. selbst nicht überzeugt war. Alles wird auf den erzählenden K. gelegt. ουχ ημετερος δ' ὁ λογος αλλ αυτου παλιν βασιλεως. So sorgfältig ist Eus. seinen Gewährsmann anzugeben, damit man ihm nicht selbst Glauben an das Geschichtchen (das in sich selbst eine Menge Unwahrscheinlichkeiten besonders damals einschlofs, da *nach mehr als* 20 *Jahren* Constantin es seinem Biographen zum Aufzeichnen *aus dem Gedächtnifs* erzählte) zutrauen möchte. — Im §. XLVI. des *tr. de mortibus persecutorum* variirt mancher Umstand. Die spätern Erzähler schweifen ins wunderfüchtige Declamiren aus. — Zunächst hat H. diese Abhandlung entgegengesetzt der *Diss. critique sur la vision de Constantin p. l'Abbé du Voisin*, weil diese neueste Vertheidigung des Mirakels *Gibbon* ungeprüft übergangen hatte. Nach dieser nicht ohne Scharfsinn und Kenntnifs geschriebenen Abhandlung sollte man in der That einige der andern beygemischten Annotationen nicht dem nämlichen H. zutrauen. Wie S. 297. *Though written Henoticon in common, yet the H should be dropped, as evow has no aspirate.!* — oder S. 424. *The conductor of this entrepriſe* (der Saracenen nach Spanien 714.) *was called Tarich, who having encamped on the eminence, which commands the bay of Cadix, occasioned it to be named Gebal-Tarich, or the mount of Tarich, which by corruption is now styled Gibraltar.* Wie überflüfsig fürs erste wären solche Anmerkungen, wenn sie noch so richtig wären, für eine der Lesewelt bestimmte Kirchengeschichte! Und nun — sind sie sogar das Gegentheil von Gelehrsamkeit. Kann man einem Engländer verzeihen, wenn er Gibraltar und Cadix verwechselt oder jenes an die Bay von Cadix setzt?

Der *zweyte Band* führt die Geschichte vom X Jahrhundert bis auf die neusten Zeiten. Bis zur Reformationsperiode dauert die Abhängigkeit von Mosheim am sichtbarsten fort. Hier wurde dann, was auch die Vorrede angiebt, Robertson excerpirt und (mehr nach landsmännischen Rücksichten, als nach dem Ebenmaafs des Ganzen) der Reformation von England, Schottland, Irrland, ein paar Kapitel besonders eingeräumt. Das *letztverflossene* Jahrhundert ist dem Vf. das *goldene Zeitalter Europäischer Literatur*, Vom 18 Jahrhundert folgen blos 2 Kapitel. Unter der Aufschrift: *General state of the Church in this Century*, wird nichts als die Reihe der Päbste, die Aufhebung der Jesuiten und die Revolution in America ausgezeichnet. Wo bleibt die übrige Kirche, die nicht einmal ein Catholik übergehen würde? Im II Kapitel: *of the Sects, which have appeared in the* 18 *Century* wird nichts berührt als — *the Moravians. Methodists. Sandemanians. Dunkers. Shakers. Hutchinsonians. Baron Swedenborg. Modern Socinians. Universalists.* Alles noch überdies sehr kurz, ungeachtet gerade hier Erfüllung des Versprechens der Vorrede, die Sätze der verschiedenen Parthieen aus ihren Quellen darzustellen, vorzüglich nöthig gewesen wäre. Von eminenten Schriftstellern aus dem ganzen Jahrhundert wird gar nichts gesagt. Nicht einmal von den Verstorbenen. *For obvious reasons*, sagt S. 541. Das letzte Kapitel eilt zum Ende mit der Behauptung: „Keine Aenderungen *von irgend einer Bedeutung* scheinen in den angenommenen Formen der Religion während dieses Jahrhunderts statt gefunden zu haben. Folglich seyen nur noch die *vorzüglichsten* Seekten zu nennen.“ — Und diese vorzüglichsten sind dann keine als — die oben genannten? Der Vf. scheint Personen nachzuahmen, welche blos in die Ferne sehen. Bis in die erste Entstehung des Heydenthums hinauf weifs er vieles. Je näher ihm die Begebenheiten rücken, desto weniger nimmt sein Auge auf. Und in Deutschland ist man gutmüthig genug, unter dem Namen eines solchen Ausländers eine Kirchengeschichte für die Lesewelt bearbeiten zu wollen, die, wenn wir selbst blos Mosheim vor uns hätten, von dem, der das Bedürfnifs gebildeter Nichtgelehrten fest im Auge hält, unabhängig von Gr. weit besser verfafst werden könnte.

## NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Gräff: *Ueber die vornehmsten mikroskopischen Entdeckungen in den drey Naturreichen*, nebst ihrem Einfluss auf die Vervollkommnung des menschlichen Geistes. Aus dem Französischen des Herrn *Senebier*. Mit Anmerkungen und Zusätzen von *Johann August Donndorff*. 1795. 216 Seiten in Octav.

Die Uebersetzung, welche sich ziemlich gut liest, sollte schon 1788. erscheinen, der Uebersetzer zögerte aber damit so lange, dafs der Verleger diese Arbeit einem andern auftragen mufste; worauf er sie Hrn. D. übergab, sie mit Anmerkungen und Zusätzen zu bereichern. Die letztern nehmen fast die Hälfte des Buches ein, und sind für Liebhaber der Naturgeschichte durch die darinn enthaltenen kurzen Nachrichten von den vom Hn. S. angeführten Gelehrten, der genauen Angabe der Titel der genannten Schriften, Hinweisung auf die Quellen und weitern Erörterungen des gesagten, Bemerkungen der Linneischen Namen bey den angeführten Thieren und Pflanzen, und nur zu kurzen und zu wenigen Ergänzungen und Berichtigungen ungemein nützlich. Etwas mehr Vollständigkeit in Ansehung der angeführten Schriften und Schriftsteller (z. B. bey der Ochsenbremse ist die vorzüglichste Schrift darüber: Fischer Observ. de Oestro ovino et bovino nicht angezeigt), und statt der blofsen Titel einige Angabe des darinn abgehandelten würde diesen Anmerkungen gröfsern Nutzen und Werth, und noch mehr Vorzüge vor dem Originale gegeben haben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Gotha*, b. Ettinger: *Der Maykäfer und seine Larve ökonomisch betrachtet, nebst den Mitteln ihre schädlichen Wirkungen zu mindern*, von *Christian Jakob Genssler*. 1796. 4 Bog. 8. (3 gr.) Von dem Schaden dieser Insecten, imgleichen von dem Nutzen, den man allenfalls als Schweinfutter und Dung daraus ziehen kann, und von den wirksamsten Vorkehrungsmitteln, ihre zu grofse Anzahl zu *vermindern*, (denn Thiere der Art ganz zu *vertilgen*, ist menschlichen Kräften unmöglich, streitet auch gegen den Plan des weisen Schöpfers, da wir zu kurzsichtig sind es einzusehen, welchen unerkannten Nutzen Dinge dieser Art in der grofsen Kette der Wesen haben,) ist hier sehr gut und belehrend gehandelt, und es wäre zu wünschen, dafs die hier mitgetheilten Vorschläge ausgeführt würden. Der Vf. will der Larve nur eine vierjährige Dauer in der Erde zugestehen, da andre ihr eine Zeit von sechs bis sieben Jahren zu ihrer Verwandlung geben. Es kommt hier indessen wohl auf Klima, Witterung und Boden an, wodurch die Reife aller Insekten begünstigt oder verspätet werden kann. So kann man z. B. die Larven mehrerer Insecten, die man den Winter hindurch mit Vorsicht im warmen Zimmer erhält, weit eher als in ihrem natürlichen Zustande zur Vollkommenheit bringen. Merkwürdig ist die alte Bauernregel, die Rec. schon mehrere Jahre bestätigt gefunden: wenn viel Käfer sind, so wird ein gutes Erbsen Jahr. Die Fruchtbarkeit der Witterung hat also allerdings auch auf das Gedeihen der Käfer Einfluss.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 15. März 1797.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Supprian: *Gamaliel*, oder *über die immerwährende Dauer des Christenthums* zur Belehrung und Beruhigung bey der gegenwärtigen Gährung in der theologischen und politischen Welt, von M. *Fr. A. L. Nietzsche*, Prediger zu Wollmerstädt in Thüringen. 1796. 340 S. 8. (20 gr.)

Die Veranlassung zu dem Titel ist Ap. Gesch. 5, 34 ff. Die Schrift selbst hat 3 Abschnitte: 1) In wie fern das Christenthum immer dauern werde, 2) die Gründe der immerwährenden Dauer, 3) was wir zur immerwährenden Dauer des Christenthums beytragen können und müssen. In der Einleitung werden dreyerley verschiedene Begriffe vom Christenthum angegeben: a) die Schriften des N. T.; b) alle dogmatische Erklärungsarten und Meynungen, gottesdienstliche Gebräuche und Ceremonien, welche von dieser oder jener kirchlichen Parthey angenommen worden; c) alle die vortrefflichen Lehren, Grundsätze und Vorschriften, Tröstungen und Verheissungen, die wir Christo zu verdanken haben. Auf alle diese verschiedenen Begriffe nimmt der Vf. Rücksicht, und erklärt im ersten Abschnitt, dass er nicht von a) und b), (wo unter weitläuftigen Digressionen gezeigt wird, was diese Dinge bisher für grosse Veränderungen erlitten hätten, und in Zukunft vielleicht noch erleiden könnten,) sondern nur von c) die immerwährende Dauer behaupten wolle. Hier wird zuerst das Wesentliche des Christenthums mit den Worten des sel. Zollikofers aus dessen nach seinem Tode herausgekommenen Predigten B. III. X. S. 137., welchen der Vf. nur noch eine ausdrückliche Erklärung über die Gottheit Christi, über die Causalverbindung zwischen dem Tode Christi und der Vergebung unsrer Sünden und über den Gnadenbeystand des heil. Geistes beyfügen zu müssen glaubt, vorgelegt, und sodann S. 101. behauptet: davon könne und werde nie etwas verlohren gehn; darinn könne und werde nie etwas verändert werden, nicht durch noch so viele Revolutionen in der physischen und moralischen Welt, durch den bis ans Ende der Welt vielleicht fortgehenden Streit zwischen Licht und Finsterniss, zwischen Tugend und Laster, selbst wenn man aufs neue dem menschlichen Geist durch Concilien und Synoden, durch symbolische Bücher und Religionsedicte Fesseln anlegen werde. Das alles werde dem oben beschriebenen Christenthum *nicht den geringsten* Schaden thun, *uns* die wahre göttlichbeglaubigte Religion Jesu *auf keine Art* entreissen können etc. Die im zweyten Abschnitt angeführten Gründe dieser Behauptung sind nun: a) die innere Vortrefflichkeit des Christenthums, (welche apologetisch gezeigt wird;) b) die glückliche Lage, worinn sich jetzt das Christenthum, in Ansehung der äussern Umstände desselben befindet. (Es ist in allen Welttheilen bekannt, und wird immer weiter ausgebreitet. Allenthalben Kirchen und Schulen. Die Bemühungen der Theologen und Prediger, das Christenthum in seinem ursprünglichen Glanze darzustellen. Die allmähliche Annäherung der Muhamedaner und Juden. Selbst die feindseligen Angriffe gereichen dem Christenthum zum Vortheil; sie zeugen von einem Interesse, welches man an der Sache findet, dienen zu einer grössern Läuterung und Befestigung, oder die Einwürfe sind schon oft vorgebracht und widerlegt, die meisten Verfasser solcher Schriften sind unwissende schlechte Menschen); c) der Wille Gottes, seine Fürsorge und Mitwirkung, und die Verheissung Christi Matth 16, 16. „Das Christenthum," heissts hier unter andern S. 209, „kann da seyn, beglücken, weise machen, bes„sern, wenn es gleich Tausende nicht wissen, dass sie „diese Wirkung der Religion Jesu zu verdanken ha„ben." Selbst die jetzigen politischen Revolutionen sieht der Vf. als Vorbereitung zu der beglückenden Ausbreitung des Christenthums an. Wo es auch in einem Lande ganz abgeschafft wird, da kommt es doch in einer liebenswürdigern Gestalt wieder u. s. w. Dritter Abschnitt. Viel fromme Wünsche, Bitten und Rathschläge, die Schriftsteller, Consistorien, Prediger, Schullehrer, auch die weltlichen Herren, Regenten, Bedienten und Beamten betreffend.

Man findet in dem Vf. den gutmüthigen Mann und liberalen Theologen, der mit den Kenntnissen seines Zeitalters fortgerückt ist, wenn er auch vielleicht gleich viel sehr Bekanntes für eine gewisse Classe von Lesern vorbringt; dem die Sache des Christenthums am Herzen liegt, und der in dem selbst erfahrnen und empfundnen Werthe desselben die Ueberzeugung von der immerwährenden Dauer desselben gefunden hat, die er hier gern auch andern mittheilen will. Würde indess Rec. gefragt, ob er glaube, dass durch diese Schrift in Ansehung der Hauptsache viele denkende Zweifler und Gegner beruhigt und widerlegt werden könnten? so müsste er diese Frage, seiner Empfindung nach, verneinen. Dies aber wohl hauptsächlich wegen der Natur der Sache, die gar keines eigentlichen Erweises fähig, sondern nur eine Sache des Glaubens und der Hoffnung ist. Alles, was

durch die angeführten Gründe etwa ausgemacht seyn möchte, ist: es sey wahrscheinlich, dafs das Christenthum sich nie ganz von dem Erdboden verlieren, immer irgendwo in lauterer Gestalt seyn werde. Da aber Erfahrung und Geschichte unwiderleglich zeigen, dafs es doch von einem grofsen Theile der Erde ganz wieder habe entweichen und in andern so entstellt werden können, dafs es nicht mehr ein Gut für die Welt blieb, sondern ein Uebel wurde; was ist damit zur Beruhigung für uns und unsre Nachkommen gewonnen? Insbesondre, wird unstreitig mancher sagen, ist die jetzige angeblich glückliche Lage des Christenthums von dem Vf. mit der Einbildungskraft eines Liebhabers geschildert. Zu geschweigen, dafs dadurch, das, was er selbst in der Einleitung über die jetzige mifsliche Lage des Christenthums sagt, kaum aufgewogen wird, so hat er folgenden Gesichtspunkt ganz umgangen: das Christenthum ist unstreitig, der Absicht seines Stifters nach, ein Institut, eine eigentliche gesellschaftliche Anstalt, um mit gemeinschaftlich wirkenden Kräften die christliche Lehre, als eine göttliche Lehre, zu erhalten und auszubreiten, und eben dadurch sowohl, als durch eine eigentliche gesellschaftliche Disciplin, Reinigkeit der Sitten und Tugend zu bewirken und zu befördern. Soll man nun sagen können: das Christenthum dauert an einem Orte, oder in einem Lande; so mufs doch eine eigentliche Verbindung der Bekenner Statt finden, die nicht allein wirklich für wahr halten, was das Christenthum als wahr lehret, sondern auch jenen Zweck stets vor Augen haben, und wirklich darauf hinarbeiten. Diejenigen wenigstens, welche diesen Zweck gar nicht wollen, oder ihm gerade zu entgegen arbeiten, müssen von der Gesellschaft, es sey auf welche Art es wolle, ausgeschlossen dargestellt werden. Was zeigt sich nun dagegen jetzt? Unstreitig eine fast gänzliche Auflösung und Desorganisation dieser Verbindung. Bey weitem der gröfste Theil der denkenden Köpfe hält das Christenthum für eine blofs menschliche, mit allerley Erdichtungen und Täuschungen verbundne, Erfindung, sieht dies auch schon als eine Sache an, die sich unter Leuten von Verstand von selbst verstehe. Er schämt sich daher einer nähern Verbindung mit der Kirche. Der äufserliche Cultus beleidigt seinen Scharfsinn und seinen Geschmack, giebt ihm einen scheinbaren Vorwand, sich demselben ganz zu entziehen, oder wenn er allenfalls noch dann und wann daran Theil nimmt, so geschieht es mit der Erklärung: um des Exempels willen. Die ganze Anstalt bleibt also ein blofses Behelfmittel zur vermeyntlichen Cultur des sogenannten gemeinen Mannes, wird, als solches, noch manchmal von Regenten und Staatsmännern gepflegt. Da aber der aufgeklärtere und vornehmere Theil deutlich genug zu erkennen giebt, er sey über das Institut erhoben, so ist der gemeine Mann längst klug genug, dieses zu merken, und sieht die Trennung seiner Verbindung mit der Kirche als das sicherste Mittel an, sich jenen zu nähern. Noch verderblicher als diese eben beschriebene Classe von Christen, die wegen der Sitten den Vorzug verdient, ist dem Christenthum die unbeschreiblich grofse Anzahl systematisch immoralischer, und die äufserste Nichtswürdigkeit ihrer Gesinnungen und Handlungen mit einem äufserlich schönem Anstrich bedeckender Menschen, welche, bey beybehaltener äufserer loser Verbindung mit der Kirche, den Zweck derselben untergraben. Indem die Kirche jetzt nichts mehr für die Zucht und Besserung dieser Mitglieder thun kann, sondern sie in ihrem Schoofse nähren mufs, zerstört sie eben dadurch allmählich sich selbst. Endlich wirken diejenigen, welche dem Christenthum, so wie aller Religion und christlichen Verbindung, Hafs und Untergang geschworen haben, in unsern Tagen ja glücklich genug das ihrige. Jene innige Verbindung und das thätige Mitwirken aller einzelnen Mitglieder zur Erreichung des Zwecks, die genaue Beziehung, die Tendenz der Religiosität und Tugend der Einzelnen auf die Gesellschaft, welche doch wohl unläugbar zu dem Wesen des Christenthums gehört, existirt daher jetzt schon wirklich eigentlich nicht mehr. Wollte man sagen: ein solches Christenthum habe auch vorher niemals wirklich existirt; so konnte es doch durch die Festigkeit der gesellschaftlichen Verknüpfung seinen Zweck immer eher, auch ohne deutliches Bewufstseyn und absichtliches Streben der einzelnen Mitglieder, erreichen, und sich dem Ziele der Vollkommenheit eher nähern, als jetzt beym allmählichen Dahinsinken in eine gänzliche Auflösung. Das Christenthum, als Institut betrachtet, bestehet jetzt sichtbarlich in nichts weiter, als in dem sogenannten öffentlichen Gottesdienst und dem dürftigen christlichen Religionsunterricht für die Jugend. Scheint diesen Dingen auch hier und dort einmal ein vorzüglicher Religionslehrer, oder ein glückliches Zusammentreffen und Wirken mehrerer derselben, oder allenfalls ein religiöser Fürst oder Minister, Einführung besserer Liturgieen, Gesangbücher u. dgl. ein neues Leben zu geben; so wird doch dieses bald durch den Genius der Zeit, der ihnen unüberwindlich abgeneigt ist, wieder getödtet. — Welches sind nun die Gründe, die da erwarten lassen, es werde dieser bisherige anscheinend unaufhaltsam fortrückende Gang der Dinge bald einmal eine ganz andre Wendung nehmen, es werde eine solche Umkehrung der Denkungsart des Zeitalters, im Allgemeinen erfolgen, vermöge welcher zuvörderst die Weisen und Guten, und durch sie diejenigen, welche sich nur nach Exempeln zu richten fähig sind, fest überzeugt werden würden: der höchste Zweck der Menschheit könne nur durch eine kirchliche Verbindung, nicht durch blofsen Fortgang der Aufklärung, oder durch eine blofs politische Erziehung bewirkt werden, das Christenthum sey eine zu dem Ende von Gott selbst gemachte Anstalt, und jeder sey zu gleichem Theil zur gewissenhaftesten Beobachtung der Pflichten, welche ihm die kirchliche Verbindung auflegt, verbunden? — Das alles gehört wesentlich zum wahren Christenthum, von dem man wohl unmöglich sagen kann, es daure immer, oder sey da ganz, wo die Lehren desselben von vielen oder wenigen er-

erkannt werden, und für dieſe Grund der Beruhigung und Antrieb zum Guten werden. — Dieſe Gründe hätte der Vf. vorführen und durch ſie Ueberzeugung hervorbringen müſſen. Es würde ſich aber auch dann wohl nur ergeben haben, was ſich aus der ganzen Schrift ergiebt, daſs ſie nirgends anders zu finden ſind, als in dem Glauben und in der Hoffnung.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Frankfurt a. M., b. Andreä: *Merkwürdige Reichshofrathsgutachten, mit Geſichtspunkten für den Leſer.* Vierter Theil. 1795. 352 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

*Merkwürdige Reichshofrathsgutachten zur Erläuterung des Weſtphäliſchen Friedens.*

Der Herausg. dieſer vor der Hand zu Ende gehenden Sammlung, ſcheint entweder die Quelle *neuer* R. Hofrathsgutachten erſchöpft zu haben, oder davon nicht mehr öffentlichen Gebrauch machen zu dürfen. Denn er geht nunmehr auf einmal in das vorige Jahrhundert zurück, und zwar bloſs auf diejenigen Gutachten, welche dem Kaiſer Ferdinand III über die Einleitung der weſtphäliſchen Friedenshandlungen, von den dazu deputirten Reichshofräthen erſtattet wurden. Allerdings eine ſehr ſchätzbare Nachleſe für den Publiciſten und Geſchichtſchreiber, welche dadurch in den Stand geſetzt werden, die bereits bekannten Verhandlungen jenes wichtigen Friedensgeſchäfts, noch mehr zu erläutern, und die Geſinnungen des Kaiſers und ſeiner Räthe kennen zu lernen. Dieſe Gutachten ſind folgende: I. Der deputirten Räthe ferneres Gutachten über die Beſchwerden der Proteſtirenden *quoad militaria, politica et juridica*, wie auch auf die bey den Friedenstractaten zu Münſter und Osnabrück eingekommene neue *gravamina*. II. Gutachten über die von den Geſandten zu Osnabrück am 28ſten Dec. 1645 überſchickte Beſchwerde der Proteſtirenden. III. Votum der deputirten Räthe über der kaiſerl. Geſandten eingeſchickte unterſchiedliche Relationes, der Franzoſen und Schweden ausgehändigte Replicas betreffend. 15. Febr. 1646. IV. *Votum ulterius, lectum ſacrae caeſ. Maj.* Lincii 15. Febr. 1646. V. *Votum in puncto ſatisfactionis coronarum* d. 22. Febr. 1646. VI. Gutachten *in puncto amneſtiae*. VII. Gutachten über das Schwediſche Project vom 21. u. 28. März 1647. VIII. Gutachten auf der Geſandten Relation vom 29. May 1647. IX. Gutachten über das Schwediſche *inſtrumentum pacis*. X. Gutachten, die Kurbayeriſche Tractation, wegen Reconjunction der anvertrauten Reichsvölker betreffend. 1647. XI. Reſolution und fernere Inſtruction an die kaiſerlichen Geſandten, 1647. XII. Der kaiſerl. Abgeſandten zu Osnabrück Gutachten über der kathol. Stände Bedenken *ſuper inſtrumento pacis* 1647. XIII. *Concluſa conſilii arcani ſuper inſtrumento pacis caeſareano-ſuecico*. XIV. *Annotationes* und Erinnerungen zu der Hrn. katholiſchen Stände Bedenken über das *inſtrumentum pacis*.

Unter dieſen iſt das I. V. u. VIte Gutachten vorzüglich merkwürdig. Das erſte bezieht ſich auf ein vorhergehendes, hier nicht befindliches *Votum quoad eccleſiaſtica*, und handelt daher nur die Beſchwerden der Proteſtanten *quoad militaria, politica et juridica* ab. Die Beſchwerden über das Juſtizweſen betreffen hauptſächlich die verlangte Beſetzung beider höchſten Reichsgerichte mit Mitgliedern aus beiderley Religionsverwandten und die Klagen über das bisherige ungleiche Verfahren dieſer Gerichte, und des kaiſerl. Hofgerichts zu Rothweil. Dabey werden dreyerley Mittel zur Unterhaltung des Reichshofraths vorgeſchlagen: 1) ein allgemeiner Reichszoll; 2) Römermonate; 3) Reichshofrathszieler, mit der allerdings richtigen Bemerkung, daſs die Stände, ohne ein Präſentationsrecht, ſich dazu nicht verſtehen würden. Bey jedem gutachtlichen Punkt ſteht die darauf ertheilte kaiſerl. Reſolution. Das Gutachten *in puncto ſatisfactionis coronarum* lautet beſonders ſehr heftig gegen Frankreich, deſſen Vergröſserungsſucht ſehr lebhaft geſchildert wird. Es heiſst daſelbſt S. 121.: „Die Krone Frankreich ſchäme ſich keiner unrechtmäſsigen Mittel, *ſerere et fovere ſeditiones et rebelliones ſubditorum erga legitimos dominos, committere inter ſe vicinos, aſſiſtere acatholicis contra catholicos, quinimo chriſtianitatem ipſam jactare, et Turcis objicere, non obſtantibus ullis pactis, juramentis, vel transactionibus.*“ (Sehr paſſend auch auf die heutigen Grundſätze des republicaniſchen Frankreichs!) Mit unter ſind auch die Rathſchläge und Bewegungsgründe ſehr elend, z. B. (S. 117.): „Man ſolle den franzöſiſchen Geſandten vorſtellen, daſs das Reich *in continua poſſeſſione jurium ſuorum* bis auf den letzten Krieg verblieben ſey; man ſolle ihnen auch die androhende Gefahr mit den Türken zu Gemüthe führen, und ſie dadurch zu beſſeren Bedingungen bewegen (!!)“

Frankfurt a. M., b. Andreä: *Pragmatiſche Interregnums-Geſchichte*, beſonders des Reichs-Erz-Kanzlariats, vom Jahre 1790.; aus den Originalurkunden, mit ſtaatsrechtlichen Betrachtungen, (und XXXVII Beylagen), von *Joh. Rich. von Roth.* 1794. 184 S. 8 (12 gr.)

Der Vf., (bekanntlich Kurmainziſcher Hof- und Regierungsrath, und Profeſſor des deutſchen Staatsrechts,) liefert hier eine kurze ſyſtematiſche Darſtellung des kurmainziſchen Benehmens, während des vorletzten Interregnums von 1790, und betrachtet ſolches nach den verſchiedenen Gegenſtänden, mit welchen das Erzkanzleramt in ſolchem Fall gewöhnlich zu thun hat, wohin beſonders die Angelegenheiten des Reichshofraths, des Reichskammergerichts, der beiden Reichskanzleyen, der Plenipotenz in Italien; die Verkündigung an die Kurhöfe und Beſorgung des Wahlconvents, gehöret. Beyläufig kommt auch die kaiſerl. Büchercommiſſion und das Reichspoſtweſen in Betrachtung. Am meiſten verweilt der Vf. bey

den mit den Reichsverwesern, und insonderheit mit Kurpfalz, vorgefallenen Streitigkeiten in Betreff a) des Rechtes, Commissarien zu den Bischofswahlen zu schicken; b) der unmittelbaren Verfügungen an den Reichsvicekanzler; c) der Vergebung eröffneter Reichslehne; d) des, von der rheinischen Vicariats-Hofgerichts-Kanzley angenommenen Namens einer Reichskanzley; e) des von dem rheinischen Vicariat ebenfalls behaupteten Rechts der ersten Bitte; f) der Verabfolgung der Reichshofrathsacten an die Vicariatsgerichte; ob nämlich deshalb, nach dem Kurmainzischen Verlangen bey jedem einzelnen Fall eine besondere Anzeige zu thun sey? — Die Geschichte des Reichstags während des Zwischenreichs und die dieserhalb zwischen den Reichsverwesern und Kurmainz vorgefallne Auftritte werden übergangen, und der Leser lediglich auf die *Reussische* Staatskanzley verwiesen. Die Schritte der Reichsverweser bey jenen Vorfällen, werden insgesammt als eben so viel verfassungswidrige Anmassungen geschildert, und jeder kurmainzische Schritt mit Lobeserhebungen überhäuft, welches man von einem kurmainzischen Diener nicht anders erwarten kann. Der Vortrag ist übrigens deutlich und systematisch; bey jedem Punkt wird zuerst das *Rechtliche*, und sodann das *Factische* abgehandelt. Die XXXVII *Beylagen* betreffen hauptsächlich die Correspondenz wegen der Vicariatssigille und Titulatur; die von den Reichsverwesern behauptete Bestätigung des Kammergerichts; die Beschickung der Eichstädtischen Bischofswahl durch rheinische Vicariatscommissarien; die von eben diesem Vicariat unternommene Wiederverleihung eröffneter kleiner Reichslehne; und die von beiden Vicariatsgerichten verlangte Auslieferung der Reichshofrathsacten.

## KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Leipzig*, gedr. b. Sommer: *Meditationes quomodo juvenes jurisprudentiae se destinantes jam in scholis ad studiorum rationem recte instituendam sint praeparandi.* 1793. 51 S. 8.

2) *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Vorkenntnisse für Anfänger in der Rechtsgelahrtheit*, von *M. F. Crusius*. 1795. 48 S. 8.

3) *Leipzig*, b. Grieshammer: *Propädevtick, Encyclopädie, und Methodologie der positiven Rechtswissenschaft* — Für seine Zuhörer herausgegeben von D. *Karl Christian Kohlschütter*, des sächs. Rechts öff. Lehrer zu Wittenberg. 1797. 44 S. 8.

Drey Schriften ähnlich dem Gegenstande nach, aber sehr verschieden in Ausführung und Werth. Nr. 1. enthält eine Anzahl an einander gereihter Chrieen über den Nutzen der Geschichte, der lateinischen Sprache, der Alterthümer, der griechischen und deutschen Sprache, der Logik, der allgemeinen und juristischen Encyklopädie. Der Vf. bleibt fast immer im allgemeinen, und vollends an neue, feine oder tiefeindringende Bemerkungen ist gar nicht zu denken.

Von der Unwissenheit, mit der Nr. 2. aus einem Collegienheft compilirt ist, und von der Oberflächlichkeit und Ungleichförmigkeit der ganzen Behandlung, deren eigentlicher Zweck kaum anzugeben ist, kann man sich keinen Begriff machen, ohne das Buch selbst einzusehen. Indessen wollen wir versuchen, ein paar kleinere Beyspiele auszuheben. — Die ganze Jurisprudenz theilt der Vf. in das *natürliche* Recht, das *positive bürgerliche* Recht, und das *Staatsrecht* mit noch seltsamern Unterabtheilungen. Beym allgemeinen Staatsrecht, das nicht unter das natürliche Recht, sondern unter das Staatsrecht geordnet ist, heisst es: „Von diesem ist das *Völkerrecht* unterschieden, welches nichts *anders*, als das natürliche Recht ist, das ein Staat gegen den andern zu beobachten hat." — (S. 11.) „Die beste Ausgabe (vom Corp. J. Civ.) ist von Simon *van Leuwen* mit Gothofredi Anmerkungen Amst. 1663. kl. Fol. *und* auf dem Titelblatt mit vier geschlungenen Handen." — S. 30. heisst es: „*Allgemeine*, in ganz Teutschland Gesetze hat es vom (?) teutschen Rechte *nie* gegeben," und S. 31.: „In neuern Zeiten giebt es aber wirklich allgemeine teutsche — Gesetze. Im Anhange findet sich eine Literatur für Anfänger; in welcher z. B. zu dem Naturrecht blos *Heineccius* und *Achenwall* empfohlen sind.

Nr 3. dagegen ist mit einer so ausgezeichneten Sachkenntnis und einer solchen verständigen Wärme für den Flor der Wissenschaft und für richtige und gewissenhafte Anwendung derselben gearbeitet, dass es wirklich kaum mit den vorigen Schriften zusammengestellt werden sollte, wenn nicht die Aehnlichkeit des Gegenstandes die Veranlassung dazu gäbe. Des Vf. Gang im Ganzen ist zu solchen Einleitungsvorlesungen gewiss der einzig zweckmässige. In der *Propädevtik* zeigt er die Entstehung der Begriffe vom positiven Recht, natürlicherweise durch die Bestimmung des *Rechts* im allgemeinen, und des *Naturrechts* insbesondre. Diese ganze Ausführung giebt lauter Resultate der kritischen Philosophie, ist klar und in der Hauptsache gewiss befriedigend. Vielleicht werden einzelne Vorstellungen dem Vf. selbst nach einiger Zeit nicht mehr Genüge leisten. Er könnte wohl z. B. künftig die unmittelbare Anwendung der *Würde des Menschen* als Grundlage alles Rechts in den Anfangsvorlesungen zu abstract finden; es dürfte ihm leicht die Hn. *Mellin* nachgebildete Bestimmung eines *Rechts* (S. 8.: es sey „die in einem Gesetze gegründete *Anforderung* „des Menschen an andre, Achtung für seine Würde durch die „äusern Handlungen zu beweisen") nicht mehr dem Sprachgebrauche gemäss scheinen, wenn er einmal versuchen wollte, diese Definition an die Stelle des Ausdrucks *Recht* in einzelnen Formeln zu setzen u. s. w. Denn Hr. K. ist gewiss nicht zu den vielen neuern Philosophen zu rechnen, die diesen Prüfstein des Sprachgebrauchs verachten, weil sie gern Gesetzgeber in der allgemeinen Sprache seyn möchten, wozu sie doch nicht berufen sind. Dagegen fehlt es an andern trefflichen Bemerkungen nicht, wozu wir vorzüglich eine sehr fruchtbare (S. 17.) rechnen, dass nämlich nicht alle positiven Gesetze Rechtsvorschriften seyen. — Die *Encyklopädie* giebt den Zusammenhang der positiven Rechtswissenschaften an. Auch hier sind wieder belehrende Fingerzeige, z. B. dass die praktische Rechtsgelahrtheit nicht mit der Praxis der Rechtsgelahrtheit zu vermischen sey (S. 22.), die nämlich oft nur als Kunst zu betrachten ist. Doch entspricht dieser Abschnitt der Absicht der Schrift vielleicht am wenigsten. Das ganze positive Recht theilt Hr. K. in *Völkerrecht*, *Staatsrecht* und *Privatrecht*, und bemerkt richtig, dass so viele unnütze Absonderungen andrer Rechte gemacht seyn, die doch unter jene Hauptclassen gehörten. Wir aber z. B. (S. 30.) die Materialien des *peinlichen* Rechts theils im Staatsrecht, theils im Privatrecht enthalten seyn sollen, begreifen wir nicht. Die Hauptfrage desselben geht keins von beiden an, zumal nach der Bestimmung des Vf. vom Privatrecht (S. 30.) — Die *Methodologie* spricht von den Hülfswissenschaften und der Studierart zweckmässig und eindringlich, fast mit zu viel Wärme für ein Compendium, so wenig diese auch irgend einen Anstrich von Empfindeley hat. Dass es nicht „eine Kunst sey, welche *Anleitung zur juristischen Praxis* genannt wird," (S. 39.), wird dem Vf. bey nochmaligem Ueberlesen sogleich auffallen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 16. März 1797.*


## PHILOLOGIE.

Oxford, a. d. Clarendonischen Druckerey: Πλουτάρχου τοῦ Χαιρωνέως τὰ Ἠθικά. *Plutarchi Chaeronensis Moralia*, id est, *Opera, exceptis vitis, reliqua.* Graeca emendavit, notationem emendationum, et latinam Xylandri interpretationem castigatam, subjunxit, animadversiones explicandis rebus ac verbis, item indices copiosos, adjecit *Daniel Wyttenbach*, Hist. Eloqu. Litt. gr. et lat. in illustri Athen. Amstelod. Professor. *Tomus I.* 1795. CLXXII S. Prolegomena, 974 S. Text, in Quart, (oder *Tomi I. Pars I.* CLXXII. 1—478 S. *Tomi I. Pars II.* 481—974 S. in Octav.) *Tomus II.* 1796. 1023 S. in Quart, (oder *Tomi II. Pars I.* 1—571 S. *Tomi II. Pars II.* 573—1023 S. in Octav.)

Nur selten tritt ein kritischer Herausgeber der Alten ausgerüstet mit einem so vollständigen und ergiebigen Apparat kritischer Hülfsmittel auf, dass dadurch die Kunst selbst, welche er übt, nicht blos beschöniget, sondern wahrhaft erleichtert und gefördert *wird*: noch seltener findet man da, wo der Zufall den Herausgeber durch reichliche Mittheilung äusserer Subsidien begünstigt hat, die wünschenswerthere Begünstigung der Natur durch Verleihung jenes kritischen Geistes, welcher allein, in glücklicher Harmonie mit einer ausgebreiteten und aus den Quellen geschöpften philologischen Gelehrsamkeit, die an sich geringfügige Beschäftigung mit Schreibfehlern oder Varianten veredelt, und die Kritik über den Vorwurf einer niedern Spielerey mit Sylben und Worten emporhebt: am seltensten aber nimmt man jetzt, in den Tagen bequemer Compilirsucht und oberflächlicher Zerstreuung den Fall wahr, dass nächst der Erfüllung jener beiden, zur Feststellung des Textes unerlasslichen Bedingungen, auch dem dritten Erforderniss eines ausdauernden Fleisses in Ausspähung aller, oft sehr verborgenen kritischen Daten, einer unermüdlichen Beharrlichkeit im Sichten und Verarbeiten des gesammelten Stoffes und einer oft erneuerten Prüfung des Wahren und Falschen völlige Genüge geschieht; so leicht man auch begreift, dass nur auf diesem Wege das Unternehmen, eine neue Recension des Textes ohne Willkühr, nach sicherer Norm und festen Grundsätzen, zu begründen, mit dem erwünschten Erfolge gekrönt werden kann. Indess gebührt, um von früheren Zeiten zu schweigen, dem letzten Decennium unsers Jahrhunderts vorzüglich auch der Ruhm, ein paar Muster aufgestellt zu haben, welche in allen drey vorerwähnten Hinsichten die Foderungen der Kunst und die Erwartungen der Kunstrichter fast ohne Ausnahme befriedigen. Der deutsche Herausgeber des Homerus und der holländische *Sospitator* des Plutarchus stellen uns ein paar solche Beyspiele vor Augen, welche, bey Erwägung der grossen und mannichfaltigen Schwierigkeiten, die durch anhaltenden Eifer zu besiegen waren und glücklich besiegt worden sind, unsere Bewunderung und Dankbarkeit in demselben Grade verdienen, in welchem sie jene dreisten und voreiligen Editoren, von denen eine strenge, auch bey anscheinenden Kleinigkeiten ernsthaft verweilende, Kritik entweder vornehm verachtet oder schlau umschlichen wird, mit Beschämung erfüllen und selbst der zujauchzenden Menge verdächtig machen müssen.

Schon die Vorrede, womit Hr. *Wittenbach* seine Ausgabe einführt, bewährt durchaus den vollendeten Kritiker: lehrreich durch treffliche Winke selbst für den Meister in der Kunst, kann sie es noch weit mehr dem angehenden Bearbeiter der Alten durch den in derselben niedergelegten Ertrag der reichsten und geprüftesten Erfahrung werden. Bekanntlich eröffnete Hr. *W.* vor vier und zwanzig Jahren durch die Bearbeitung des Plutarchischen Tractats *de sera Numinis vindicta* seine schriftstellerische Laufbahn in Holland: zugleich unternahm er, vorzüglich auf *Ruhnkenius* Veranlassung, eine vollständige Ausgabe aller Plutarchischen Werke, und kündigte sie durch jenes treffliche Probestück dem Publicum an. Hauptsächlich aber widmete er den philosophischen oder moralischen Werken des gedachten Schriftstellers seine Aufmerksamkeit, weil diese ausser den gemeinsamen, aus einem sehr corrupten Texte und einer ganz eigenthümlichen Schreibart entspringenden Schwierigkeiten noch alle die besondern haben, die überhaupt bey Werken von verschiedenartigem Inhalte eintreten, welche die vielseitigsten und umfassendsten Kenntnisse nicht blos von Seiten ihres Verfassers verrathen, sondern auch bey besonnenen Lesern voraussetzen.

Es war gewiss kein leichtes Geschäft, sich zur Erklärung eines Schriftstellers, wie Plutarchus ist, gehörig vorzubereiten. Nicht ohne lebhafte Bewunderung des unermüdlichen Fleisses hört man den verdienstvollen Herausgeber erzählen, wie oft und auf wie verschiedenen Wegen er zu seinem Plutarchus zurückgekehrt ist, um, nach Erwerbung einer gründlichen Sprachkenntniss überhaupt, mit ihm eine innigere Vertraulichkeit zu schliessen; wie sorgfältig er die zum Verständniss desselben nöthigen Kenntnisse aus den Quellen selbst geschöpft; wie aufmerksam er Alles, was eine eben so ausgebreitete als geordnete Lectüre ihm

ihm darbot, auf jenen bezogen, die Schriftſteller des Alterthums unter einander, und zuletzt wieder mit Plutarchus verglichen hat. Ein genaues Auszeichnen des Geleſenen ſchien anfangs die Arbeit zu erleichtern: in der That erſchwerte es dieſelbe, weil des Ausgezeichneten zu viel wurde. Hr. *W.* ging daher von jenen Excerpten ſofort an die Verfertigung verſchiedener Regiſter, die an ſich wieder mannichfaltige Schwierigkeiten hatte, und ihn dann, wann er, der Arbeit müde, einen kürzern und bequemern Weg ſuchte, immer auf den längern, aber ſichern, zurückführte. So entſtanden allmählig vier *Indices:* einer über alle Nenn- und Zeitwörter in den Plutarchiſchen Schriften; ein grammatiſcher der Conſtructionen; ein dritter der Autoren, welche Plutarchus anführt; endlich ein *index rerum et hominum.* Durch künftige Mittheilung dieſer Regiſter in einer bequemern Form, wie ſie Hr. *W.* verſpricht, wird das Studium nicht bloſs der Plutarchiſchen Werke, ſondern vieler anderer Schriftſteller ungemein erleichtert werden. So wie ſich nun Hr. *W.* auf dieſe Art den Weg zum richtigen Verſtändniſs ſeines Autors bahnte: ſo wurde er zugleich wie von ſelbſt zum Verbeſſern der verdorbenen Stellen hingeleitet; wo er anfänglich nur ſeinem kritiſchen Gefühl folgte, bald aber auch den zuſammengebrachten Apparat kritiſcher Hülfsmittel zu Rathe zog. Je ſtärker dieſer anwuchs: deſto häufiger zeigten ſich neue Schwierigkeiten; deſto langſamer rückte die mühvolle Arbeit fort. Es gehörte Zeit und ausdauernde Geduld dazu, ehe die aufgehäufte ungeheure Maſſe von Varianten ſo organiſirt werden konnte, daſs ſie den Bedürfniſſen des Herausg. und den Erwartungen des Publicum entſprach.

Um ſich einen ganz vollſtändigen Apparat zur Verbeſſerung und Erklärung der Plutarchiſchen Schriften zu ſammeln, und theils die Anzahl und Aechtheit derſelben, theils den Urſprung des heutigen Textes zu beſtimmen, konnte Hr. *W.* ſich nicht bloſs auf den Zeitraum einſchränken, welcher ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt verfloſſen iſt: er muſste weiter hinauf bis zu den Zeiten des Plutarchus ſelbſt zu dringen, und auf dieſe Art nicht nur die Schickſale dieſer Werke überhaupt, ſondern auch die Veränderungen und allmähligen Umbildungen des Textes durch alle Zeitperioden hindurch zu erforſchen ſuchen. Die Reſultate dieſer Forſchungen werden in dem für den Literator auch in andern Hinſichten ungemein lehrreichen dritten Kapitel der Prolegomenen ſo dargelegt, daſs man das, was ſonſt gewöhnlich unter der Rubrik *Teſtimonia de Auctore* oder *Elogia Auctoris* zerſtückelt und ohne Würdigung aufgeführt wird, hier der Chronologie gemäſs zu einer *kritiſchen Geſchichte* geordnet und mit den einſichtsvolleſten Urtheilen begleitet, leichter und nutzbarer überſieht. Durch dieſe geſchickte Oekonomie des Ganzen wird Alles, was ſich von Plutarchus und Plutarchiſchen Werken in Schriftſtellern, die ſeit jenem Zeitraum geſchrieben haben, auffinden läſst, und was zum Theil in ſelten geleſenen Werken vernachläſsigt und wie verſtummend aufbewahrt wird, hier gleichſam zum Sprechen aufgefodert: auch dem todten Buchſtaben des dürftigſten Compilators wird ein neues Leben eingehaucht.

Von gleichzeitigen Schriftſtellern, deren Werke uns übrig geblieben ſind, wird Plutarchus nirgends erwähnt. Gellius iſt der erſte, der Schriften von ihm anführt. (Die hieher gehörigen Stellen, aus dieſem und andern Schriftſtellern, welche in den Prolegomenen nur zuweilen beygebracht ſind, ſollen künftig entweder in den Animadverſionen, und unter den Fragmenten oder in der Lebensbeſchreibung des Plutarchus ihren Platz finden.) Phrynichus im 2ten Jahrh., beurtheilte den Plutarch ganz ſchief, bloſs wie einen Grammatiker und Rhetor, er muſterte ſeine Sprache nach den Grundſätzen des Attiſchen. Von chriſtlichen Schriftſtellern führt Origenes im 3ten Jahrh. zuerſt Plutarchs Schriften auf, nur Euſebius (im 4ten) theilt längere Stellen, zum Theil aus jetzt verlornen Schriften, mit. Clemens Alexandrinus und Tertullianus ſcheinen den Plutarch ſtillſchweigend benutzt zu haben. Im 4ten Jahrh. finden ſich häufige Beziehungen auf Plutarch bey Diogenes Laërtius, Athenaeus, Dio Caſſius, offenbare Nachbildung ſeiner Manier und ſeines Ausdrucks bey Aelianus. Im 5ten Jahrh. (in welches nach Hn. *W.* chronologiſchen Angaben auch der Scholiaſt des Nikander und Heſychius gehören) haben Theodoretus und Proclus bedeutende Stücke aus Plutarch aufbewahrt. Im 6ten liefert Jo. Stobaeus ſchon oft reiche Ausbeute zur Erklärung, Verbeſſerung und Ergänzung, noch mehr darf man ſich nach Vollendung der angefangenen beiden Ausgaben dieſes Schriftſtellers verſprechen. Nach dieſem Zeitpunkte, wo Hr. *W.* die Periode der ſchönen griechiſchen Literatur mit Olympiodorus ſchlieſst, brach die Barbarey ein, die drey Jahrhunderte durch wüthete. In dieſem Zeitraume (v. 560—860) ſcheinen die meiſten verlornen Schriften Plutarchs ihren Untergang gefunden zu haben. Indeſſen muſtert auch von da an Hr. *W.* alle Schriftſteller die auf Plutarch Beziehung nehmen, und ſchlieſst die Reihe mit Tzetzes, der bloſs aus Proclus ſchöpfte, und Euſtathius, deſſen Citate oft ſichere Kriterien der ächten oder unächten Lesart geben.

Bey den Griechen war in dieſem Zeitraume die Kenntniſs der Alten ſehr ſelten; noch ſeltener bey den Lateinern. Um ſo mehr Auszeichnung verdient *Johannes* von Salisbury, welcher dreyhundert Jahre vor Petrarca, nicht in Italien, ſondern unter Engländern und Normännern, durch ſeine Schriften ein eben ſo wahres Document ſeiner Erhabenheit über die Zeitgenoſſen, als eine traurige Urkunde der Unfähigkeit der letzteren aufſtellte. Er bediente ſich ſtatt des Plutarchiſchen Textes, lateiniſcher Ueberſetzungen und lateiniſcher Centonen, wie ſie damals im Gange waren, und machte davon ſo guten Gebrauch, als ohne Kenntniſs des Originals und der griechiſchen Sprache überhaupt möglich war. Schon in dieſem Jahrhunderte, in welchem Johannes lebte, noch mehr aber in den folgenden wurden die *Codices* des Plutarchus verfertigt, die Hr. *W.* entweder ſelbſt in Paris

und Leiden verglich, oder deren Vergleichungen er durch gelehrte Freunde, *Villoiſon*, *Villebrune*, *Saint-Croix* und *Larcher* in Frankreich, *Morelli* und *Spolletti* in Italien, *Matthäi*, damals in Moskau, endlich auch durch die Curatoren der akademiſchen Druckerey zu Oxford erhielt. Hr. *W.* hat Hoffnung, aus England ſowohl, wo ihm durch *Woid's* Tod manche erwartete Ausbeute entging, als aus Frankreich, wo ſein Aufenthalt nur ein halbes Jahr dauerte, noch mehrere Collationen zu bekommen, und für den Commentar zu benutzen: (auch Rec. fand in *Wakefield's* kritiſchen Schriften und in *Gails* Ausgaben hin und wieder Lesarten aus Codd. ausgezeichnet, die Hr. *W.* nicht gekannt zu haben ſcheint.) Aber, auch abgeſehen von jener Hoffnung, iſt ſchwerlich je ein Herausgeber der Alten mit einer zahlreichere Menge von Handſchriften verſehen geweſen, als Hr. *W.* bereits jetzt gebraucht hat. Nach genauer Vergleichung derſelben glaubt er überhaupt vier *recenſiones* oder *aetates Moralium* wahrgenommen zu haben: I. vor dem dreyzehnten Jahrhundert: aus welchem Zeitalter die beiden Moskauer und zwey Pariſer Handſchriften (D. F. num. Catal. 1956. 1957.) abſtammen. Sie haben dieſelben Lücken, welche ſich in der Aldiniſchen und den Basler Ausgaben befinden. In dieſe erſte Periode gehören auch die Florentiniſchen Codd., deren Collation Hr. *W.* aus den Gronovſchen Papieren erhielt, und die beiden Wiener Handſchriften. II. Seit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, nach Wiedereroberung von Conſtantinopel, bey deſſen Einnahme durch die Lateiner eine weit gröſsere Menge guter Bücher ihren Untergang gefunden hatten, als durch die drittehalb hundert Jahre darauf (1453) erfolgte Eroberung durch die türkiſchen Kaiſer. Jetzt, nachdem ſich die Griechen wieder in Beſitz von Conſtantinopel geſetzt hatten, blüheten die Wiſſenſchaften von neuem auf, und man fing an, die noch vorräthigen Schriften des immer ſehr geſchätzten Plutarchus, die *Vitas* ſowohl als die *Moralia*, in Eine Sammlung zu vereinigen. Aus dieſen Zeiten iſt ein Pariſer Codex (A. num. Catal. 1671) im J. 1296, wahrſcheinlich von Max. Planudes, geſchrieben und hin und wieder mit deſſen Conjecturen ausgeſtattet. III. Der vortreffliche Codex Paris. E. (num. Catal. 1672), vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, welcher zwar dieſelbe Anzahl Bücher, aber ältere und beſſere Lesarten darbietet. In dieſes Zeitalter ſetzt Hr. *W.* ferner Cod. Moralium C. n. 1955 u. H. n. 1680, desgleichen eine Pfälzer und mehrere in italieniſchen Bibliotheken befindliche Handſchriften. IV. Codex Paris. B. (num. Catal. 1675), der weniger Schriften, allein den Text derſelben nach ältern und richtigern Exemplaren mit Sorgfalt verbeſſert, und eine eben ſo ſorgfältige Ergänzung der Lücken enthält. Hierauf folgen die Codices des funfzehnten Jahrhunderts, die faſt ſämmtlich in Italien, meiſtentheils nach der zweyten Recenſion, verfertigt worden ſind. — So wie übrigens die griechiſchen Grammatiker und Literatoren des vierzehnten Jahrhunderts, die ſich in ihren Schriften auf Plutarchus beziehen, z. B., *Theodorus Metochita*, *Thomas Magiſter*, *Nicephorus Gregoras* und mehrere, gewiſs keine andern, als die uns übrig gebliebenen Werke dieſes Schriftſtellers kannten; *Petrarca* hingegen, wenn er andere, und noch obendrein in Italien, erwähnt, ſich höchſt wahrſcheinlich entweder durch ein falſches Gerücht, oder durch ein untergeſchobenes Machwerk täuſchen lieſs: ſo war das funfzehnte Jahrhundert, in welchem bey den damaligen Unruhen viele griechiſche Gelehrte ſich und ihre Bücher nach Italien verpflanzt hatten, vorzüglich reich an Ueberſetzern des Plutarchus, deren Anzahl auch in dem folgenden Jahrhundert ſehr anſehnlich vermehrt wurde. Der Cardinal *Beſſarion*, Plethons würdiger Schüler, machte ſich durch Verfertigung neuer Abſchriften um die Plutarchiſchen Werke verdient, und *Arſenius*, Biſchof zu Monembaſia, der letzte Grieche, den Hr. *W.* aufführt, nahm in ſeine Ἰωνιά, welche ſein Vater *Michael Apoſtolius* zu ſammeln bereits angefangen hatte (vergl. *Villoiſon Anecdot. gr.* To. II. p. 4.), auch vom Plutarchus Apophthegmen und Sentenzen auf. Eine ſehr vermehrte Handſchrift von dieſem Werke, aus welcher auch Stobäus an mehreren Stellen ergänzt werden kann, befindet ſich in der Moskauer Bibliothek; woher Hr. *W.* eine Abſchrift erhielt.

Man darf die *Teſtimonia auctorum*, welche die vorhergehenden Ausgaben des Plutarchus, bis auf die Reiskiſche, zu eröffnen pflegen; mit der trefflich geordneten Notiz der Schriftſteller, die Hr. *W.* nicht blofs aufgezählt, ſondern ſeinen Zwecken gemäſs geleſen und mit Einſicht gewürdiget hat, nur einigermaſsen zuſammen halten; man darf ferner nur eine flüchtige Vergleichung zwiſchen den jetzt und vormals benutzten Handſchriften anſtellen, und man wird leicht, ohne umſtändlichere Erörterung, begreifen, wie weit Hr. *W.* ſchon in dieſen beiden Punkten alle ſeine Vorgänger hinter ſich zurück gelaſſen hat. Allein hiebey lieſs es die raſtloſe Thätigkeit des verdienſtvollen Kritikers nicht bewenden. Bey dem Beſtreben, die fehlerhaften Lesarten der Stephaniſchen Ausgabe, deren er ſich beym Leſen bediente, durchgängig zu berichtigen, zugleich die Genealogie der verſchiedenen Lesarten gehörig abzuleiten und dem Urſprunge der Corruptelen überall auf die Spur zu kommen, nahm er bald wahr, dafs er auch die ältern Editionen, welche er vorher vernachläſsigt hatte, einer verweilenden Aufmerkſamkeit würdigen müſſe. Wie ſorgfältig er aber bey Vergleichung derſelben zu Werke gegangen ſey, dies bezeugt theils der zweyte Theil der Prolegomenen, welcher eine weitläuftigere und genauere Beſchreibung dieſer Ausgaben, beſonders von den philoſophiſchen Werken, enthält, theils ein kürzer gefaſster Index, welcher der Vorrede beygefügt iſt, und ſich nicht nur über die vollſtändigen Sammlungen der Plutarchiſchen Schriften, ſondern auch über einzelne Ausgaben von einzelnen Büchern, über die Ueberſetzungen derſelben, über die zu jeder Schrift verglichenen Codices und andere kritiſchen Collectionen verbreitet.

Da eine richtige Schätzung der Wyttenbachiſchen Arbeit ohne genauere Kenntnifs der zu Rathe gezogenen *Ausgaben* und *Ueberſetzungen* nicht Statt haben

kann: so wird eine beurtheilende Anzeige dieser Subsidien hier an ihrem Orte stehen; und Rec. achtet sich dazu, jedoch mit billiger Rücksicht auf die durch den Plan dieses Journals vorgezeichneten Gränzen, um so mehr für verpflichtet, weil er die von Hn. *W.* zusammengebrachten und benutzten Hülfsmittel fast sämmtlich vor sich hat, und selbst einige von jenem übergangene aus eigenem Gebrauche kennt.

Zuerst verglich Hr. *W.* sorgfältiger, als vorher geschehen war, die *Editio princeps Aldina* v. J. 1509. Der Druck derselben, welchen Demetrius Ducas von Creta besorgte, ist nach Bessarions, in der St. Marcusbibliothek zu Venedig noch jetzt befindlichen Handschriften mit kritischer Genauigkeit veranstaltet, aber zugleich durch eine sehr grose Menge eingeschlichener Fehler verunstaltet worden. Weniger Nutzen leistete dem Herausg. die *Basler* Edition der moralischen Schriften (15..), weil sie ein bloser Abdruck der Aldinischen ist. Zwar hat ein unbekannter, aber geschickter Corrector die Fehler der Aldina getilgt; allein die Lücken, welche fast eben so zahlreich sind, hat er nicht ausfüllen können. Aus derselben Quelle, aus welcher sich die Correcturen der Druckfehler herschreiben, scheinen übrigens auch die nicht unbedeutenden Abweichungen von der Aldina geflossen zu seyn, die man hie und da findet. Handschriften sind wahrscheinlicher Weise nicht gebraucht worden. — Weit beträchtlicher war der Gewinn, den die zahlreichen Verbesserungen und die aus vielen Handschriften gezogenen Varianten des berühmten *Nic. Leonicus* und *Dan. Jannot* dem Herausg. gewährten. Beide Gelehrten hatten ehemals eine neue Ausgabe des Plutarchus beabsichtiget, und zu dem Ende ihre Bemerkungen einem Exemplar der Aldina beygeschrieben. Dieses Exemplar befindet sich gegenwärtig in Rom; eine unvollständige Abschrift der beygeschriebenen Verbesserungen in der Leidner Bibliothek. Hr. *W.* war so glücklich, den vollständigen Apparat des erstern zu erhalten, und vermuthet, dass der letzte Besitzer und Vermehrer desselben, der auch in den Plutarchischen Werken so belesene *Muretus*, eine weit grösere Anzahl von Emendationen und Bemerkungen über unsern Schriftsteller hinterlassen habe, als sich in diesem Exemplar vorfinden. Wie verdienstlich wäre jetzt, bey dem erneuerten Studium des Plutarchus, die Bekanntmachung der übrigen Muretischen Bemerkungen! — Ausser diesen Anecdotis benutzte Hr. *W.* noch andere handschriftliche Sammlungen von *Schott*, bedeutendere von *Adr. Turnebus*, Marginalanmerkungen von *Adr. Junius* und einem ungenannten Gelehrten, welche der Basler Ausgabe v. J. 1542 beygefügt waren, endlich auch die scharfsinnigen Verbesserungen des einsichtsvollen *Cl. Bachet Meziriac*, der sich vordem selbst zu einer neuen französischen Uebersetzung des Plutarchus ausgerüstet, und die Erfodernisse derselben in einer besondern Schrift vortrefflich entwickelt hatte. Auch versäumte Hr. *W.* nicht, die Uebersetzungen der Plutarchischen Schriften zu Rathe zu ziehen. Die alten lateinischen Uebersetzungen, welche in der Basler Folioausgabe (1542 *ap. Mich. Isingrinum*) gesammelt sind, haben bekanntlich kritischen Werth, der nach Rec. Bedünken immer noch zu wenig erwogen worden ist. *Amyot's Traduction*, welche Meziriac am gründlichsten beurtheilt hat, zeigt zwar von nichts weniger, als von gründlicher Kenntniss der griechischen Sprache: oft hat sie auch den Sinn des Schriftstellers entweder gänzlich verfehlt, oder durch eigene Einschaltungen verstellt: allein sie leistet ebenfalls der Kritik keine unverächtlichen Dienste, weil ihr Verfasser nicht blos mehrere Codices, sondern auch die Verbesserungen anderer Philologen, namentlich des vorerwähnten Turnebus, gekannt und benutzt hat. Und schon in dieser Hinsicht erhebt sie sich weit über die neulich erschienene, auch in diesen Blättern angezeigte Uebersetzung des Abbé *Ricard*, der nicht einmal Zeit gefunden, sich um die vor ihm liegenden Handschriften etwas näher zu bekümmern. Die äusserst seltene lateinische Version der moralischen Schriften des Plutarchus von *Herm. Cruserius* konnte Hr. *W.* nirgends auftreiben. Es darf daher nicht befremden, wenn er von ihrem Gehalte mit Geringschätzung spricht. Durch eine sehr unglückliche Wahl, oder, bestimmter zu reden, durch ein unglückliches Ungefähr musste es sich fügen, dass die Editoren des Plutarchus, von Stephanus bis auf Reiske, die Uebersetzung des gelehrten *Cruserius* nur bey den Vitis beybehielten, wo sie ihm gerade weniger gelungen ist, bey den moralischen Schriften hingegen, mit der Xylandrischen vertauschten. Dadurch ist seine Uebersetzung der letztern allmählig aus dem Gebrauche sowohl als aus dem Andenken der Gelehrten verschwunden, so, dass neuere Literatoren entweder die Existenz derselben schlechthin geleugnet (wie z. B. *Burette* in *Mém. de l'Acad. des Inscriptions et belles lettres*, To. VIII. p. 51.) oder sie mit zweydeutigem Stillschweigen übergangen (wie *Harles Introduct. in histor. ling. gr.* II, 1. p. 83.) oder endlich, wo sie dieselbe erwähnten (z. B. *ad Fabricii Bibl. gr.* To. V. p. 209.), nur die erste Ausgabe (*Basil. ap. Tho. Guarinum* 1573 f.), und zwar auf das blose Zeugniss der *Historia Biblioth. Fabricianae*, P. III. p. 66. angeführt haben. Diese Zweifel zu heben, wird es dem Rec. erlaubt seyn, den vollständigen Titel der *zweyten* Ausgabe, welche er vor sich hat, hier beyzufügen: *Opera, quae extant, omnia Plutarchi Chaeronei, Ethica sive Moralia complectentia. Interprete Excellentissimo ac Celeberrimo J. C. Doctore*, Hermanno Cruserio, *Illustrissimi Ducis Clivensis et Juliacensis Consiliario. Nunc denuo summa fide et diligentia recognita, multis in locis emendata et in lucem edita. Cum indice rerum et verborum locupletissimo et fidelissimo. Impressum Francofurti ad Moenum*, MDLXXX. 742 pagg. fol. Statt der Vorrede des Uebersetzers, welche Rec. bey der ersten Ausgabe vermuthet und deren Abgang die kritische Würdigung der Uebersetzung selbst sehr erschwert, hat der Verleger eine Zueignungsschrift an Wilhelm, Landgrafen von Hessen, vorgesetzt, ungefähr so, wie in der zweyten Frankfurter Ausgabe der Plutarchischen Werke die in der ersten befindliche *praefatio ad Vulcobium* weggelassen und dafür eine Dedication an den Stadtmagistrat zu Frankfurt eingeschaltet worden ist.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 17. März 1797.*


## PHILOLOGIE.

OXFORD, a. d. Clarendoniſchen Druckerey: Πλουτάρχου τοῦ Χαιρωνέως τὰ Ἠθικά. *Plutarchi Chaeronenſis Moralia*, id eſt, *Opera, exceptis Vitis, reliqua; — ed. Daniel Wyttenbach, etc.*

*(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)*

*Xylanders* Verdienſte um Plutarchus ſchlägt Hr. W. ſehr hoch an: und welcher Unbefangene wollte die erſprieſslichen Bemühungen dieſes eben ſo gelehrten als beſcheidenen Mannes um Berichtigung des Textes und Erklärung vieler dunklen Stellen verkennen? Unbedingt möchte indeſs doch Rec. der Xylandriſchen Ueberſetzung das Lob der Treue, Sorgfalt und Deutlichkeit, welches Hr. W. ihr zugeſtanden hat, nicht beylegen, zumal da Xylander ſelbſt durch die Verſicherung, daſs er, beym Streben nach jenen Vorzügen, der Deutlichkeit nicht ſelten die Eleganz des Ausdrucks aufgeopfert habe, die Kritik zu hohen Forderungen berechtiget. Einleuchtender ſind die Verdienſte des Mannes um die Wiederherſtellung des Plutarchiſchen Textes, und, da er nicht mehr als Einen Codex gebrauchen konnte, deſto bewunderswürdiger. Viele Verbeſſerungen ſind in der lateiniſchen Ueberſetzung ausgedrückt, ohne in den ihr angehängten Anmerkungen beſonders angegeben zu ſeyn; andere werden in dieſen Anmerkungen vorgeſchlagen, welche unſtreitig dem Kritiker eine der reichſten Fundgruben darbieten; eine noch gröſsere Zahl befindet ſich in der ſpäter erſchienenen, heutzutage ſehr ſeltenen griechiſchen Ausgabe der Moralium (*Baſil*, 1574. fol.), auf welche Hr. W. ſchon ehedem in ſeinem *Specimen novae edition. Plutarchi* (Bibl. crit. Vol. III. P. II.) aufmerkſam machte, und die er nunmehr aus England erhalten hat. (Wie häufig ſich dieſe Ausgabe in kritiſcher Hinſicht nicht bloſs von der lateiniſchen Ueberſetzung, ſondern auch von der vier Jahre früher bekannt gewordenen Stephaniſchen Edition zu ihrem Vortheil unterſcheidet; wie unabhängig von Stephanus der vorſichtigere Xylander ſeinen Weg verfolgt, und hier faſt durchgängig den geübten, in den Plutarchiſchen Schriften eingeweiheten Kritiker verräth; dies hat Rec. der dieſe Ausgabe ebenfalls ſelbſt vergleichen konnte, oft mit Vergnügen wahrgenommen: einige Proben davon wird er ſeinen Leſern unten mittheilen. Noch beſitzen wir von Xylander eine beſondere Ausgabe der Schrift *de audiendis poetis* (Baſil. 1564. 8.); welche *Krebs* nur dem Titel nach gekannt, und unter den neueren Editoren bloſs Hr. *Hutten* gebraucht hat. Der Text derſelben weicht an ſehr vielen Stellen von der Ueberſetzung ſowohl, als von der gröſseren Ausgabe ab, und kann für eine *dritte* Xylandriſche Recenſion gelten. — Auch von *Stephanus* Ausgabe urtheilt Hr. W. ungleich glimpflicher und vortheilhafter, als Reiske (*Praefat. ad Vitas* p. XXIX.) und ſo viele andere, in deren Vorreden die Herabſetzung jenes verdienſtvollen Mannes unter die gewöhnlichſten Gemeinplätze gehört. Hr. W. verſchweigt die Fehler der Ausgabe nicht; aber er hat ſie zu verbeſſern geſucht. Denn da Stephanus den Plutarchiſchen Text im Ganzen mehr berichtiget als hergeſtellt, die Quellen ſeiner Correctionen in den Anmerkungen, die ſich ohnehin nur auf fünf Schriften des Plutarchus einſchränken, ſehr ſelten angegeben, öfter ſeine Aenderungen ohne Urſache in den Text aufgenommen, endlich da, wo er ſich auf kritiſche Hülfsmittel bezieht, dieſe höchſt unbeſtimmt und meiſtentheils unter dem allgemeinen Ausdruck: *ſic libri veteres*, aufgeführt hat: ſo lieſs es Hr. W. ſeine erſte Sorge ſeyn, überall den Quellen, in deren Beſitz er ſich befand, auf das ſorgfältigſte nachzuſpüren, bey jeder Lesart das Für und Wider mit kritiſcher Genauigkeit abzuwägen, und auf dieſe Art aus der Stephaniſchen Ausgabe kein Wort, ja, wie er ſelbſt verſichert, keinen Buchſtaben beyzubehalten, den er nicht, nach angeſtellter Prüfung, für richtig und durch hinlängliche Zeugniſſe bewährt anerkennen muſste. Der von Stephanus geänderten Folge der Plutarchiſchen Schriften iſt Hr. W. treu geblieben. Mit Recht, wie uns dünkt. Denn ob ſie gleich ihren Grund bloſs in der Eilfertigkeit hat, mit welcher Stephanus die Herausgabe des Werks betrieb und die einzelnen Bücher zum Abdruck bereitete: ſo iſt ſie doch nunmehr dem daran gewöhnten Leſer bequemer, als die in der Aldina beobachtete Ordnung, welche dieſen Namen auch nicht in dem ſtrengſten Sinne verdient. Uebrigens gewann bekanntlich die Stephaniſche Ausgabe in kurzer Zeit ein ſo groſses Anſehen, daſs ſie nicht nur alle vorhergehenden verdunkelte, ſondern daſs ihre Lesart noch heut zu Tage mit dem Namen der *Vulgata* belegt wird. Der Text derſelben iſt daher auch in den *drey griechiſch-lateiniſchen Ausgaben* fortgepflanzt worden, unter welchen ſich die erſte (*Francof.* 1599. f.) durch ein angehängtes Verzeichniſs neuer, aus Handſchriften gezogener Lesarten, die zweyte (*Francof.* 1620. f.) durch Beyfügung eines unächten Buches *de fluminibus cum Mauſſaci Notis et Judicio de Plutarcho et ejus ſcriptis*, und die dritte (*Paris.* 1624. f.) durch das Leben des Plutarchus und einige Animadverſionen von *Jo. Rualdus*, durch

durch häufigere Aenderungen im Texte und mehr als alles durch Jactanz und hämische Tadelsucht des unbekannten Herausgebers auszeichnet. (Eine *vierte* von Hn. W. nicht genannte Ausgabe, *Paris.* 1620. *ap Anton. Stephanum*, hat nichts Eigenes, als ein neues Titelblatt.) So geringhaltig indefs diese drey Abdrücke auf der Wage einer ftrengen Kritik erfcheinen: fo leifteten fie doch dem Herausgeber einen wefentlicheren Nutzen, als der zuletzt erfchienene Leipziger Abdruck, der nichts als Buchhändlerfpeculation war, bey deren Ausführung *Reiske* deutlicher als irgendwo gezeigt hat, dafs er, ein andrer Lucil, *ftans pede in uno*, zweyhundert Correctionen in Einer Stunde zu machen im Stande fey. Noch nie find vielleicht Reiske's Talente und Verdienfte um die griechifche Literatur, namentlich um Plutarchus, fo unpartheyifch und treffend gewürdiget worden, als hier von Hn. W. gefchehen ift. Er verfichert, diefe Ausgabe zwar fleifsig eingefehen, aber unter hundert Conjecturen und Bemerkungen nicht zwey gefunden zu haben, welche wahr und neu zugleich, einer empfehlenden Wiederholung würdig gewefen wären. Gleichwohl kömmt Reiske's Name häufig genug in der *annotatio critica* vor, weil Hr. W. auch die Bemerkungen anderer, fo wie feine eigenen Verbeffernngen, wenn er fie bey Reisken bereits vorfand, auf deffen Rechnung gefchrieben hat.

Bey einem fo reichen Apparat kritifcher Hülfsmittel, und nach einem faft fechs und zwanzig Jahr ununterbrochen fortgefetzten Studium deffelben Schriftftellers, läfst fich allerdings von einem Herausgeber für Berichtigung und Erklärung des Textes etwas aufserordentliches erwarten; und unfere Lefer werden auch ohne unfere Verficherung glauben, dafs von einem *Wyttenbach* diefe Erwartungen nicht getäufcht werden konnten. Zwar ift die Erklärung, fo weit fie nicht in der beygefetzten Verfion enthalten ift, noch zurück: allein was die Berichtigung des Textes betrifft, fo kann man diefes Werk mit Recht als Mufter einer nüchternen, einfichtsvollen und gründlichen Kritik empfehlen. Der anfpruchslofe Xylander behauptete, dafs er den Plutarchus von mehr als taufend Fehlern befreyet: wir glauben der Wahrheit keineswegs zu nahe zu treten, wenn wir behaupten, dafs, nach Xylanders und Stephanus Bemühungen, von Hn. W. wenigftens noch einmal fo viel Fehler verbeffert worden find. Alles dies wird fich freylich, wenn wir einft den Commentar befitzen, beffer überfehen und vollftändiger beurtheilen laffen.

Weit entfernt, wie wir oben bemerkten, den Stephanifchen Text durch diefe neue Ausgabe fortzupflanzen, gab ihm Hr. W. vielmehr in der *dritten griechifch-lateinifchen Edition*, deren fortlaufenden Text er in bequemere Abtheilungen brachte und dem Druck überlieferte, eine ganz neue Bildung. Die Aldina wählte er gleichfam zur Bafis, auf welcher das kritifche Gebäude aufgeführt wurde: forgfältig abgewogene Autorität der Handfchriften, ein durch vertraute Bekanntfchaft mit der Plutarchifchen Schreibart erworbener ficherer Tact und kritifcher Scharffinn trugen gemeinfchaftlich das ihrige zur Unterftützung diefes Gebäudes bey. Blofse Conjecturen find aufserft felten in den Text aufgenommen worden; und zwar entweder da, wo bereits die vorigen Editoren fich diefe Freyheit erlaubt, oder wo mehrere Kritiker diefelbe Verbeffernng einftimmig vorgefchlagen hatten: z. B. p. 288., D. *) ἅμα ftatt ἀλλά; p. 108., F. πρὸς Λακεδαιμονίους ftatt Μακηδονίους. Noch feltener hat Hr. W. gewagt, feine eigenen Correctionen in den Text zu fetzen: z. B. p. 45. C. ταὐτὸν τῷ τις für δέ, was fchon Reisken und mehreren anftöfsig war; p. 131., C. οὔτε γὰρ Ξενοκράτης μᾶλλον ἀιωνίαν ἔσχε (perpetua fanitate ufus eft) Φωκίωνος, ftatt ἀϊδίως ἔσχε. Je ftrenger aber die Gefetze waren, nach welchen Hr. W. bey Aufnahme blofser Conjecturen verfuhr: defto aufmerkfamer unterfuchte er nicht blofs die offenbar fehlerhaften Stellen der Stephanifchen Ausgabe, fondern auch diejenigen, wo der erfte Blick keinen Fehler ahnete, weil ihre fcheinbare Richtigkeit oft lediglich auf einer Correction, nicht auf kritifchen Zeugniffen, beruht. Nur felten entdeckte daher Rec. folche Stellen, wo Hr. W. blofs Stephanus kritifchen oder unkritifchen Launen nachgegeben zu haben fchien, (wie p. 21., D. τῶν ἀτόπως εἰρημένων λύσεις, was von jenem ohne hinreichenden Grund und gegen die Mehrheit der kritifchen Stimmen in ἀπίσως umgeändert worden,) oder wo er eine zwar evidente, aber doch nicht durch Handfchriften beftätigte Lesart diefes Mannes der Aufnahme gewürdiget hat, wie z. B. p. 41., A. βλακὸς ἄνθρωπος ἐπὶ παντὶ λόγῳ ἐπτοῆσθαι φιλεῖ, ftatt παιδεύεσθαι. Zuweilen hätten wir uns doch kein Bedenken gemacht, einer hier in die Noten verwiefenen Lesart einen Platz im Texte felbft anzuweifen; z. B. p. 7. B. ἔντεχνον δὲ, τὸ τὴν μέσην ἐν ἅπασι τέμνειν ἐμμελές τε ftatt ἐμμελέστατα, p. 46., B. εἰ μή τις ἦν ἀναισθητος καὶ ἀμαθὴς ft. ἀπαθὴς. In beiden Stellen ift die richtige Lesart in der lateinifchen Verfion ausgedrückt. Gern bekennt Rec. eine nicht geringe Anzahl von Stellen gefunden zu haben, wo er im Stande war, fich die Gründe von Hn. W's. kritifchem Verfahren auf gleiche Art anzugeben. Und dann erfchien es ihm faft durchaus fo geprüft und richtig, dafs er die Rechtfertigung deffelben auch vor Erfcheinung des Commentars zu übernehmen fich getrauete. Wenn hier und da einige Ausnahmen eintreten, wo, wie wir vorhin bemerkten, Hr. W. weniger Veränderungen im Texte getroffen hat, als die benutzten Hülfsmittel ihm darboten: fo läfst fich dieſer

*) Es fey erlaubt, hier ein für allemal zu erinnern, dafs wir in dieſer Recenſion, der Kürze halber und um denjenigen, welche fich noch nicht im Befitze der Wyttenbachifchen Ausgabe befinden, die Prüfung zu erleichtern, ohne genauere Bemerkung der einzelnen Bücher und Capitel, die Seitenzahlen der *Frankfurter Edition v. J.* 1599. anführen. Diefe Seitenzahlen treffen bekanntlich mit denen der beyden anderen *griechifch-lateinifchen* Ausgaben zufammen, und find auf der *Reiskifchen* und *Wyttenbachifchen*, bey diefer am inneren Rande, bey jener über dem Texte, beygefügt worden.

ser Mangel sehr leicht aus der beygefügten Annotation ersetzen, und der Gewinn, welchen der Plutarchische Text jenen Hülfsmitteln verdankt, bleibt bey dem allen überaus beträchtlich. Rec. erinnert sich keiner Ausgabe eines alten Schriftstellers, welche ihm so sehr, als die gegenwärtige, den oft von Brunck wiederholten Ausspruch bewährt hätte, dass der Ausbeute guter Handschriften auch die geübteste Kunst des scharfsinnigsten Kritikers unendlich weit nachstehe. Wie häufig sind hier solche Stellen, an welchen die Kritiker, auch wohl in unseren Tagen, ihren Scharfsinn vergebens verschwendet hatten, durch die aus Codd. gezogenen Lesarten wieder hergestellt worden, und wie selten, im Ganzen genommen, haben diese die Vermuthungen jener bestätiget! — Nur einige Beyspiele aus der grosen Anzahl. Pag. 243., C. Um die Aehnlichkeit oder den Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Charaktereu zu erforschen, muss man, sagt der Vf., das Leben und die Thaten von ausgezeichneten Personen beider Geschlechter gegen einander stellen. Dann wird leicht auszumachen seyn, *εἰ τὸν αὐτὸν ἔχει χαρακτῆρα καὶ τύπον — τὸ Πορκίας φρόνημα τῷ Βρούτου, καὶ τὸ Πελοπίδου τῷ Τιμοκλείας, κατὰ τὴν κυριωτάτην καινότητα καὶ δύναμιν.* Das Wort *καινότητα* kann hier keinesweges statt haben. *Meziriac* verbesserte *καιρότητα*, ein neuerer schätzbarer Kritiker, Hr. *Jacobs* (*Animadv. in Eurip.* p. 324.), *δεινότητα*. Man würde das Eine oder das Andere wählen, wenn nicht Hr. W. aus Handschriften die wahre Lesart *ὁμοιότητα* hergestellt hätte. — Nicht minder fehlerhaft las man seither p. 85., F. *τὸ μηδὲν οἴεσθαι κατ' Αἰσχύλον μέγα, μηδ' ἔχειν, εὐχερεῖς πρὸς τὰ μικρὰ ποιεῖ καὶ ὀλιγώρους.* Kein Ausleger versuchte die Sentenz, noch weniger die Anführung des Aeschylus, zu erklären. Jetzt ist alles deutlich, da Hr. W. aus seinen Codd. *καταισχύνειν* verbessert hat. — Auf eine ebenfalls aus Handschriften geleitete Capitaländerung einer ganzen Stelle (p. 92. B.), die äusserst verdorben war, können wir hier, da die Auszeichnung derselben uns zu weit führen würde, den prüfenden Leser nur aufmerksam machen. — Die sinnreiche Verbesserung p. 32., E. *πᾶν εἶδος ἀρετῆς ἐπιγιγνόμενον ἐκ λόγου* (st. *ἐκάστοι*) *καὶ διδασκαλίας*, welche als die einzige ihrer Art im ganzen *Krebsischen* Commentar sehr bekannt, ehedem von *Gesner* und selbst von *Wyttenbach* (Bibl. crit. Vol. II. P. I. p. 121.) mit ungetheilten Beyfall aufgenommen worden, hat mit Recht ihren Platz im Texte verloren. Hr. W. fand in zwey Handschriften *ἑκάστῳ*, und vermuthet daher, dass *ἑκάστῳ ἐκ διδασκαλίας* die ächte Lesart sey. Man erinnert sich bey dieser neuen Correction einer älteren, nicht sehr abweichenden, von *Morus* (*Animadv. ad Longin.* p. 2.): *ἑκάστῃ τῇ διδασκαλίᾳ*: aber man wird keinen Augenblick Anstand nehmen, die erste, als die wahrscheinlichere, vorzuziehen. —

Um Hn. W's kritisches Verfahren bey Bildung dieser neuen Recension in seinem ganzen Umfange zu übersehen, und die Wahl einzelner Lesarten gehörig zu würdigen, darf man nicht vergessen, dass der Herausgeber sich's zum Gesetz gemacht hatte, die Lectionen der *Stephanischen* Ausgabe, deren Quelle entweder ganz unbekannt oder deren Autorität wenigstens zweifelhaft war, in solchen Stellen beyzubehalten, wo seine kritischen Subsidien ihm nichts Gewisseres darboten und wo er sonst zu der Corruptel der Aldina hätte zurück kehren müssen. So hat p. 15., A. *Stephanus* statt der sinnlosen Lesart seiner Vorgänger, welche auch Xylander in den Noten verwarf, folgende neue eingeführt: *ἅπερ οὖν ἐμοὶ περὶ ποιημάτων εἰπεῖν πρώην ἐπῆλθε, νῦν πρός σε γεγραμμένα πέμψαι διενοήθην. καὶ λαβὼν ταῦτα δίελθε, κἂν δοκῇ σοι κ. τ. λ.* *Jannot* ist Urheber dieser Lection, wie jetzt Hr. W. bemerkt. Ohne sie für wahr anzuerkennen, liess sie Hr. W. im Texte stehen, weil ihm auch die Lesarten zweyer Handschriften: *ἃ δ' ἐν ἐμοί, περὶ ποιημάτων εἰπόντι πρώην, ἐπῆλθε νῦν πρὸς σε γεγραμμένα πέμψαι, δίελθε· κἂν δοκῇ σοι* — nicht völlig Genüge leisteten. —

Ueberhaupt kann in dieser Hinsicht Hn. *W's.* kritisches Verfahren den aufmerksamen Leser leicht überzeugen, dass bey künftiger Herausgabe einzelner Plutarchischer Schriften vorzüglich dahin gesehen werden muss, die Quellen der Stephanischen Lesart, wo sie noch verborgen sind, zu entdecken, und die Autorität derselben entweder zu befestigen oder zu widerlegen. Immer aber wird es leichter seyn, eine alte, hier beybehaltene Lesart von Stephanus zu entfernen, oder aus Handschriften, die Hr. W. nicht verglichen hat, eine bessere aufzunehmen (z. B. p. 141., E. *ποιεῖ δὲ τοιαύτην* (st. *ταύτην*) *οὐ χρυσός* aus einem Englischen Codex bey *Wakefield Silv. Critica* III., p. 139. desgleichen p. 91., B. *ὥσπερ γὰρ ἐν πόλει* (st. *πολέμῳ*) *πολλὰ τῶν ἀναγκαίων*, aus einem Pariser Codex b. *Gail* l. c. p. 431.), als eine neue, von Hn. W. zuerst eingeführte Lesart mit Recht zu bestreiten. Rec. weis nicht, ob noch mehrere Stellen von der Art angetroffen werden dürften, wie die p. 168., B. ist, wo, unseres Dafürhaltens, der sonst so behutsame Herausgeber den Sinn seines Schriftstellers verfehlt und dem Ideengange desselben durch Aufnahme einer neuen Lesart, eine ganz schiefe Richtung gegeben hat. Es lohnt der Mühe, diese Stelle etwas näher zu beleuchten: *οὔτε γὰρ* (*ὁ δεισιδαίμων*) *ἄνθρωπον, οὔτε τύχην, οὔτε καιρόν, οὐδ' αὐτὸν, ἀλλὰ πάντων τὸν θεὸν αἰτιᾶται, κἀκεῖθεν ἐπ' αὐτὸν ἥκειν καὶ φέρεσθαι δεῦμα ἀκμόνιον ἄτης φησὶ, καὶ, ὡς οὐ δυσχὴς ὤν, ἀλλὰ θεομισής τις ἄνθρωπος, ὑπὸ τῶν θεῶν κολάζεσθαι καὶ δίκην διδόναι, καὶ πάντα πάσχειν προσηκόντως ὅτ' αὐτὸν τὸν νοῦν.* Statt der letzten Worte, deren Corruption in die Augen springt, hat Hr. W. aus einem Codex *ὅτ' αὐτὸν οἴεται* aufgenommen, und dieser Lection gemäs die Xylandrische Uebersetzung so abgeändert: *diis exosum hominem a diis puniri, istaque perpeti merito suo.* Allein in dem ganzen Capitel wird der *ἄθεος* dem *δεισιδαίμων* entgegen gestellt. Wenn jener bey widrigen Schicksalen auf die Providenz gar nicht Rücksicht nimmt, sondern *nur sich* die Schuld alles dessen beymisst, was über ihn verhänget wird: so sieht dieser nichts als *Strafen der Götter*, denen er sich mit Zittern und Furcht unterwirft. Im folgenden kommen Beyspiele vor: *τῷ δεισιδαίμονι καὶ σώ-*

ματος ἀρρωστία πᾶσα, καὶ χρημάτων ἀποβολὴ — πληγαὶ θεοῦ καὶ προσβολαὶ δαίμονος λέγονται u. s. w. Diesem Gedanken nun, welcher weitläuftig durchgeführt wird, widerstreitet die von Hn. W. gewählte Lesart; ja sie erzeugt sogar in demselben Perioden, wo die Worte οὐδ' αὐτόν vorhergehen, einen sehr auffallenden Widerspruch. Schrieb vielleicht Plutarchus: ὅλ αὐτῶν κόπον? Wenigstens dünkt Rec. schon aus den vorhergehenden Ausdrücken φέρεσθαι βέλος δι' ὀργὴν Ἄτης, so viel einleuchtend zu seyn, dass Plutarchus eine Dichterstelle, vielleicht aus einer Tragödie (vergl. *Valcken. ad Eurip. Hipp.* p. 193.), im Sinn hatte, die er seiner Gewohnheit gemäfs paraphrasirte. Nach dieser Voraussetzung würde die vorgeschlagene Aenderung beurtheilt werden müssen.

Genug von der Bildung des Textes! Was die ihm untergesetzte *annotatio critica* anlangt, so muss sie nach einem dreyfachen Zwecke geprüft werden, über den sich Hr. W. selbst in den Prolegomenen folgendergestalt erklärt: *Notae versantur in triplici genere: primo, ubi nova lectio recipitur: altero, ubi conjectura proponitur: tertio, ubi dubia est vulgatae auctoritas lectionis, aut alia fertur aeque probabilis.* Das erste und letzte ist mit grofser Sorgfalt beobachtet worden: nur selten vermisst man da, wo eine neue Lesart in den Text gekommen ist, die Angabe der Vulgata, wie z. B. To. I. p. 24. ἐν περιδρομῇ, p. 338. ἀλλοτρίων ζώων, To. II. p. 111. ἐμβάλνειν. Die Conjecturen aber, welche Plutarchus seinem jetzigen Herausgeber verdankt, sind so zahlreich, so scharfsinnig und meistentheils so glücklich, dass man es schon deshalb nicht allzu hoch anrechnen darf, wenn hie und da Vermuthungen anderer, vorzüglich deutscher Philologen, die auf gleiches Lob Anspruch machen können, mit Stillschweigen übergangen werden. P. 3., A. Μεγάλη τοι ῥώμη [illegible]ος ἀρετῆς κύησιν ἔσιν, ἄνδρες, καὶ ἔδη κ. τ. λ. Das Wort κύησιν giebt keinen schicklichen Sinn; leicht und glücklich ist Hn. W's. Verbesserung: κτῆσιν. — p. 10. C. vom Sokrates: τοὺς Αἰσώπου τοῖς ἔπεσι μύθους ἐνέμιξε. Ein Moskauer Codex bot ἐνέμιξε dar, ohne Zweifel von der Hand eines Verbesserers. Wenn Hr. W. dafür ἐκόσμησεν vorschlägt; so darf man nur die Conjecturen seiner Vorgänger (ἐκόσμησεν, ἐκόμισεν vergl. *Hutten* VII. p. 62.) vergleichen, um den Werth der neuesten Verbesserung anzuerkennen. — Etwas gewagter, aber dem Sinne des Schriftstellers und dem Zusammenhange völlig angepasst ist die Correction folgender Stelle: p. 12. A. τοὺς δὲ Ἀθήνησι καὶ τοὺς ἐν Λακεδαίμονι ζηλωτέον ἔρωτας τῶν παίδων καὶ μιμητέον (st. ζηλωτέον, καὶ τῶν παίδων μιμητέον). — p. 24., D. παρὰ τοῦτο ποιοῦνται καὶ τὴν εὐσέβειαν ἀρετὴν καὶ οὐκ ἀνδρίαν ὀνομάζοντες. Kein Editor stiefs bey dieser harten und ungriechischen Wortbindung an. Jetzt wird sie fühlbarer werden, da uns Hr. W. seine treffliche Verbesserung: παρὰ τοῦθ' οἱ ποιηταὶ — ὀνόμαζον, mitgetheilt hat. — p. 48., B. ὥςπερ οἱ δειλοὶ καὶ ἁλίχροοι σκύλακες — τῶν θηρίων αὐτῶν οὐχ ἅπτονται. Wer sich hier einer ähnlichen Stelle aus den Apophthegm. Lac. p. 225., F. erinnert, der kann der Wyttenbachischen Conjectur λίχνοι seinen Beyfall unmöglich versagen.

*(Der Beschluss folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, in d. Vossischen Buchh.: *Neue Bilder-Fibel zum Privat-Gebrauch in Familien*, Herausgegeben von C. P. *Funke*. Mit vier und dreyfsig Vignetten. 1797. 180 S. 8. nebst einer Buchstabentafel, die zerschnitten und aufgeklebt werden kann. Unter dem zahllosen Heere von Fibeln und Elementarbüchern zum Lesen, die noch mit jeden Monate sich vervielfältigen, verdient dies als eines der vorzüglichsten ausgezeichnet und empfohlen zu werden. Schon der Name des um den Schulunterricht so sehr verdienten Verfassers, dessen *allgemeines Lehrbuch für Bürgerschulen* noch neuerlich fast nichts mehr zu wünschen übrig gelassen hat, als dass es zur Erleichterung des Ankaufs etwas wohlfeiler seyn möchte, muss uns dafür bürgen, dass wir für den ersten Leseunterricht, worauf gewifs mehr ankommt, als der Schlendrian glauben mag, hier keine blofse Compilation, sondern etwas neues und wohldurchdachtes erhalten. Der Vf. nimmt hierbey vorzüglich auf solche Eltern, besonders aber Mütter, Rücksicht, die es sich zu einem süfsen Geschäft machen, ihren Kleinen die erste Buchstaben-Kenntnifs selbst beyzubringen, und wird dieser Bilderfibel, die daher auch noch den besondern Titel eines neuen Elementarbuchs erhalten hat, mehrere Lehrbücher zu gleicher Bestimmung nachfolgen lassen. Schon dadurch erhält das Buch einen bestimmten Zweck, der in der wohlgeschriebenen Vorrede gut angegeben wird, und erhebt sich über ähnliche zu allgemeingefafste Elementarbücher. Rec. der dies Buch bey seinen Kindern so eben mit wahrem Vergnügen selbst benutzt, kann aus Erfahrung die Zweckmäfsigkeit der kleinen zur Reitzung der Neugier theils untergesetzten, theils angehängten Erzählungen rühmen. Die 34 Vignetten sind so gut erfunden und so sauber gestochen, dass er sich nicht erinnert, in Büchern *dieser Art*, wo auch oft unter berühmten Aushängeschilden die geschmacklosesten Sudeleyen verkauft und dadurch schon früh den zarten Kinderseelen die widrigsten Carricaturen eingedrückt werden, etwas gewählteres und anziehenderes gefunden zu haben. Wir sehen der Fortsetzung eines so zweckmäfsigen Elementarbuchs mit Verlangen entgegen, und werden sie dem *Handbuche für Mütter* von D. *Hahnemann*, auch einem trefflichen, auf eigene Beobachtungen gegründeten Buche, das wir neuerlich erhalten haben, gern beygesellen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 18. März 1797.*


## PHILOLOGIE.

**Oxford**, a. d. Clarendonischen Druckerey: Πλουτάρχου τοῦ Χαιρωνέως τὰ Ἠθικά. *Plutarchi Chaeronensis Moralia*, id est, *Opera*, *exceptis vitis*, *reliqua*; — Ed. *Daniel Wyttenbach etc.*

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Nichts macht bekanntermaßen dem Kritiker in den Plutarchischen Schriften so viel zu schaffen, und nichts fodert so sehr die gespannte Aufmerksamkeit des Erklärers, als die zahlreichen Dichterstellen, auf die sich Plutarchus entweder paraphrasirend bezieht, oder die er seinem Texte wörtlich eingewebt hat. Mehrere holländische Kritiker, unter diesen am häufigsten der wackere *Valckenaer* (vergl. dessen *Diatrib. in Eurip. Rel.* p. 220.), machten auf diesen in den Vitis sowohl, als besonders in den moralischen Schriften verborgenen Schatz die Freunde der Dichterlectüre aufmerksam, und trugen zur Auffindung und Säuberung desselben das ihrige bey. Denn freylich erscheinen diese Fragmente bald durch Nachläßigkeit der Abschreiber so entstellt, bald durch Erfindungen des geschäftig müßigen Witzes so vielfach verändert, daß es oft Mühe kostet, nicht bloß die ursprüngliche Lesart wieder herzustellen, sondern überhaupt die verborgenern Anspielungen zu entdecken und die fast verwischten Spuren der Dichternachahmung aufzufrischen. Hr. *W.* hat auch in dieser Hinsicht mehr geleistet, als irgend einer seiner Vorgänger. — In die dunkle Stelle S. 51. A., aus welcher sich kein Editor zu finden wußte und die Hr. *Kaltwasser* in seiner Uebersetzung als unerklärbar überging, hat Hr. *W.* ohne alle Aenderung bloß durch richtigere Interpunktion und durch Bemerkung zweyer Dichterfragmente, das schönste Licht gebracht: καθάπερ ὁ Στρουθίας ἐμπειροπατῶν τῷ Βίαντι, καὶ κατορχούμενος τῆς ἀναισθησίας αὐτοῦ τοῖς ἐπαίνοις. Ἀλεξάνδρου τοῦ βασιλέως πλέον πέπωκας, καὶ, Γέλωτι πρὸς τὸν Κύπριον ἐννηχούμενος. Beide Verse gehören dem Menander zu: der erste ist aus Athen. X. p. 434., der zweyte aus einer Nachahmung des Terentius *Eunuch.* III, 2, 45. bekannt. Auf gleiche Weise sind p. 456. A. zwey vorher unbemerkte Verse des Aeschylus: πρόπλασος ὄπτοβεῖ δόναξ ἀχέρας ὑπνοδότειραν νόμου, nunmehr von den Worten des Plutarchus unterschieden worden. — Gerade umgekehrt war der Fall p. 416. E. wo das, was andere (zum Theil auch *Valckenaer Diatr. Eurip.* p. 57. noch) als Worte des Dichters behandelten, dem Plutarchischen Text wieder zugeeignet werden müsste. — Zu diesen und ähnlichen Entdeckungen konnte eine ausgesuchte Belesenheit führen: aber um leisere Andeutungen einzelner Dichterstellen zu verstehen, war oft mehr als Belesenheit nöthig; es bedurfte eines feinen, durch Dichterlectüre geschärften Gefühls, das Wenigen verliehen ist. Dieses Gefühl veranlaßte p. 72. D. die richtige Bemerkung, daß den Worten τί οὖν οὐκ ἄπει πρὸς τοὺς ἐμοῦ κρείττονας ein aufgelöster Senarius des Euripides oder Menander zum Grunde liege, τί δ' οὐ πρὸς τοὺς ἐμοῦ κρείττους ἄπει, den kein Herausgeber genannt hatte. Aehnliche Beyspiele finden sich p. 65. C. bey der Stelle κρυφίου δὲ λόγου κινίσαντος ἕλκος, wo Hr. *W.* zuerst eine Dichterstelle entdeckte. Desgleichen p. 119. F. in den Worten οὐκ ἦν κατὰ φύσιν — — φησὶν ἤδη πρὸς ἑαυτήν. p. 463. A. wo Hr. *W.* für πηλὸν ὅστις εἶπεν οἴνου liest π., ὡς τις εἶπεν, οἴνου und wahrscheinlich in seinem Commentar den Ausdruck οἴνου πηλός (vergl. *Casaubon. ad Athen.* p. 662.) auf Rechnung eines Dichters schreiben wird, den Plutarchus in dieser ganzen Periode copirt zu haben scheint. — Ueberzeugender glauben wir dies von einer andern Stelle p. 114. D. erweisen zu können: οὐδεὶς ἀγαθὸς ἄξιος θρήνων, ἀλλ' ὕμνων καὶ ἐπαίνων· οὐδὲ πένθους, ἀλλὰ μνήμης εὐκλεοῦς· οὐδὲ δακρύων ἐπωδύνων, ἀλλ' ἀσείων ἀπαρχῶν. Hr. *W.* merkt hiebey an: *dictio poëtam sapit.* Des Fragmentes selbst, welches Plutarchus hier paraphrasirt, erinnerte er sich nicht. Wir müßten uns sehr irren, wenn es nicht jenes herrliche Gedicht des Simonides war (*Brunck. Analect. I.* p. 124.): τῶν ἐν Θερμοπύλαις θανόντων εὐκλεὴς μέν ἁ τύχα, καλὸς δ' ὁ πότμος, βωμὸς δ' ὁ τάφος, προγόνων δὲ μνᾶσις, ἐλεύθερος δ' οἶτος ἔπαινος. Die Vergleichung beider Stellen gewährt dem Kritiker einen zwiefachen Vortheil. So wie Simonides in dem Plutarchischen Texte die Lesart ἐπαίνων (welche *Lennep. ad Phalar.* p. 280. mit παιάνων vertauschen wollte) als die einzig wahre bestätiget: so giebt uns Plutarchus die richtige Verbesserung des unverständlichen προγόνων in dem Dichterfragmente an die Hand. Unstreitig las er πρὸ τόων δὲ μνᾶσις. Dies zeigt seine Paraphrase: οὐδὲ πένθους, ἀλλὰ μνήμης. Witziger würde vielleicht die Aenderung πρὸ χοῶν seyn, aber der genannten Autorität weniger entsprechen. Noch ist in der Plutarchischen Stelle das Wort ἀσείων zweifelhaft. *Pierson* (*Verisimil.* p. 258. nicht 158.) rieth auf ἀλλὰ θείων, *Toup* (*Opusc. Crit. II.* p. 6.) auf ἀλλ' ἐτείων. Beide Kritiker scheinen das Wahre verfehlt zu haben, obgleich dieser seine Verbesserung durch eine ähnliche Stelle bey Stobäus, jener; dem Hr. *W.* beystimmt, durch das folgende θειότερον βίον zu bestätigen sucht. Uns dünkt, die Oppo-

sition fodere hier ἀσόνων. Der Raum verbietet, dies hier weitläuftiger zu erörtern.

Alle bisher angezeigten Verbeſſerungen gehören, ſo viel uns bekannt, Hn. *W.* eigenthümlich zu. Von Verbeſſerungen andrer Kritiker werden die erheblichſten, ſofern ſie hier noch unter dem Texte nicht angeführt ſind, entweder in dem vollſtändigen Apparat der Varianten, oder im Commentar noch bemerkt werden. Manche hätten indeſs doch auch ſchon hier, ſo gut als andere, eine Erwähnung verdient. In dieſe Klaſſe gehört, unſers Bedünkens, *Heumanns* Correction p. 5. A. ἐπειδὴν καλῶς (ſt. κακῶς) μὲν θρέψωσι, κακῶς δὲ παιδεύσωσι, welche durch das vorhergehende beſtätigt und durch *Gail's* (p. 236.) lichtvolle Erörterung aufs neue unterſtützt wird; ferner eine andere Verbeſſerung von demſelben Gelehrten p. 7. F. τὸ μὲν γὰρ εὐγενῶς ἀτυχεῖν (ſt. εὐτυχεῖν) ἀνδρὸς· τὸ δ' ἀνεπιφθόνως εὐτυχεῖν, εὐηνίου ἀνθρώπου, die ſich, nach *Heuſingers* Verſicherung, auch in *Meziriac. Lectt.* (*Cod. Voſſii*) befindet. *Ol. Heſyclius* hatte bereits eine ähnliche Aenderung verſucht. — p. 51. D. τῶν θηρίων ὅσα πεφυκότα τὴν χρόαν τρέπεσθαι, συναφομοιοῦται τοῖς ὑποκειμένοις ὑλήμασι. *Stephanus* las σχήμασι, was nicht ohne alle Autorität iſt. Hr. *W.* ſchwankt zwiſchen ὑλήμασι und χρώμασι. Sollte nicht, bey dieſer Verſchiedenheit der Lesart, στιλπώμασι das Wahre ſeyn, was Hr. *Jacobs* (*Animadv. in Eurip.* p. 322.) ſchon längſt vorgeſchlagen hat? Wenigſtens geſchieht, ſo oft von dieſer Eigenſchaft der Polypen geſprochen wird, gewöhnlich auch des Felſen Erwähnung. (Vergl. *Athen.* XII. p. 513. *Theognis* v. 215. Brunck.) Ueber allen Zweifel erhaben, ſcheint uns folgende Verbeſſerung von demſelben ſcharfſinnigen Kritiker: p. 96. F. τίς οὖν ἐστιν οὕτως ἐπιπόλαιος (ſt. ἐπίπονος) καὶ μετάβολος καὶ παντοδαπὸς ἄνθρωπος. Uns befremdet, daſs Hr. *W.* an der Vulgata keinen Anſtoſs genommen hat. Offenbar widerſtrebt ihr der Sinn; ihr widerſpricht ferner eine merkwürdige Parallelſtelle p. 52. A. wo unter andern die Worte παντοδαπός ἐσι καὶ ποικίλος, εἰς ἄλλον ἐξ ἄλλου τύπον, eine ſchöne Umſchreibung des ἐπιπόλαιος (οὐ βαθὺς τὸν τρόπον und Suidas, vergl. *Toup. Opuſc. Crit. I.* p. 93.) vorkommen; und was man etwa ſonſt an die Stelle der Vulgata ſetzen könnte (z. B. ἐπίεροθος, ἐπίμοινος, περίθωρος vgl. p. 49. C.), würde doch die Wahrſcheinlichkeit jener glücklichen Aenderung bey weitem nicht erreichen. — p. 239. C. Σπαρτιάτην ἐχρήσαντο οἱ Ἕλληνες ἔτι ὑπὸ πολλῶν ἠδικεῖτο. Wie ſtimmt dies mit andern Stellen zuſammen, wo den Spartanern das δικαιοῦσθαι δύνασθαι zur Pflicht gemacht wird? *Morus* (b. *Gierig Inſtit. Lac.* p. 13.) verbeſſerte ſehr ſinnreich ὑπὸ πολεμίων. Zur Erläuterung dient eine Aeuſserung des Ageſilaus b. *Xenophon. Ageſil. XI*, 4. — Noch einleuchtender ſcheint uns *Hemſterhuys* (*Miſcell. Obſervatt. in Auct. vett.* Vol. II. P. III. p. 383.) erwieſen zu haben, daſs p. 173. F. der Sprachgenius ſowohl, als der hier ausgedrückte Gegenſatz ἐν δὲ τοῖς δείπνοις (ſt. δεινοῖς) μηδὲ ἐπὶ τοῦ θρόνου fodere. Allein auch dieſe Verbeſſerung iſt in Hr. *W's.* kritiſcher Annotation nicht erwähnt worden.

An manchen Stellen wird vielleicht die Kritik Zweifel über die hier vorgeſchlagenen Verbeſſerungen erheben, und neue auf andern Wegen verſuchen. Z. B. p. 13. B. heiſst es von Schmeichlern, die junge Leute zu Ausſchweifungen verführen, ὡς ἐκ λυρικῆς τέχνης ἐπὶ τοὺς νέους ἀγόμενοι. Hr. *W.* vermuthet: λογικῆς, *veluti rationali quadam arte ad adoleſcentes decipiendos inſtructi.* Rec. dachte ſich immer: ὡς ἐκ Λυδίης τέχνης. Die Lydiſchen Verführungskünſte und die Reizungen der Lydiſchen Ueppigkeit, welche Athen. XII, p. 515 f. beſchreibt, waren ſo bekannt, daſs die Worte λυδοπαθεῖς und ἡδυπαθεῖς (ſ. *Schol. ad Aeſch. Perſ.* 41. *Euſtath. ad Il. Σ.* p. 1144, 14.) für Synonymen gelten. Vergl. eine Parallelſtelle b. Plutarch. p. 61. D. — Anderswo (p. 54. C.) wird ebenfalls eine Claſſe von Schmeichlern geſchildert, wie man ſie noch immer, mit kleinen Schattirungen des *piu e meno*, an den Tafeln reicher Schwachköpfe zu finden pflegt: ἀκαίρως, φησὶν, ἐγέλασε, ἐγὼ δ' ἐξέθυμησον ὑπὸ τοῦ γέλωτος. Ἀκαίρως, bemerkt hiebey Hr. *W.*, *neſcio quomodo displicet: durius pro perſona adulatoris: durius item* ἀκρατῶς, *quod conjeceram. Forte* εὐχερῶς. Rec. würde εὐκαίρως leſen. Eine ähnliche Verwechſelung des ἀφυὴς und εὐφυὴς wird gleich ein paar Zeilen darauf aus Handſchriften ausgezeichnet.

Von ſolchen Stellen, auf deren Corruptel er gar nicht aufmerkſam gemacht hat, wollen wir hier nur folgende vier beybringen. p. 407. B. ποιητικοί τινες ἄνδρες — ἔπη καὶ μέτρα καὶ ῥυθμοὺς οἷον ἀγγεῖα τοῖς χρησμοῖς ἐκ τοῦ προστεχόντος περιπλέκοντες. Wer die ehernen Vaſen in den Theatern der Alten kennt, mittelſt welcher die auf der Bühne erſchallende Stimme, indem ſie ſich ringsumher verbreitete und die zuſammenſtimmenden Gefäſse berührte, verſtärkt und angenehmer zu den Ohren der Zuhörer drang; dem wird kein Zweifel übrig bleiben, daſs Plutarchus hier nicht bloſs auf dieſe Schallgefäſse anſpielte, ſondern ſie auch mit ihrem eigenthümlichen Namen ἠχεῖα benennte. S. die klaſſiſche Stelle b. *Vitruvius* T. I. p. 18. d. Ueberſ. v. *Rode.* — p. 413. C. vom Apollon: εὐόργητός ἐστι καὶ οὐ πρᾶος. Die Ueberſetzung giebt das erſte Wort durch *irritabilis.* Uns iſt nicht bekannt, daſs die ſpätere Gräcität von der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, welches gerade das Gegentheil ausdrückt (εὐόργητος, πρᾶος, *Heſych. I.* p. 1518. f. *Coray in Muſei Oxoniens. Conſpectu* p. 14.), abgewichen ſey. Um ſich daher mit dem *Sprachgebrauch* abzufinden, und den Widerſpruch des Satzes zu heben, vertilgte *Valckenär* (*ad Hippol.* p. 276.) die Negation vor πρᾶος: nur bemerkte er die Schwierigkeiten nicht, welche nunmehr aus dem *Context* hervorgehen. Denn weder das vorhergehende παροξύνων τὸν θεόν, noch das Nachfolgende τὸν θεὸν εὐμενῆ φυλάττε καὶ καθήμενον ſtimmt mit dem Sinne der getroffenen Aenderung überin. Hr. *W.* übergeht die ganze Stelle mit Stillſchweigen. Schrieb vielleicht Plutarchus εὐόμματος? — p. 164. F. τοῦτο τὸ ψεῦδος ἴον ἔχει. Wer die vorhergehenden Worte im Zuſammenhang erwägt, der wird es mit uns wahrſcheinlich finden, daſs Plutarchus ſich auch in dieſen bildlich ausdrückte, und

ſtatt

ſtatt ἔχει das hier paſſendere χέει wählen. — p. 261. F. der wollüſtige Tyrann, Ariſtodemus, lieſs die Knaben in Mädchentracht, und die Mädchen wie Knaben gekleidet vor ſich erſcheinen, *Φορεῖν ἐΦηβικὰς χλαμύδας καὶ τῶν ἀνακώλων χιτωνίσκων.* Muſs man nicht καὶ hier in κατὰ umändern?

Noch iſt unſerer Prüfung der letzte Theil der Wyttenbachiſchen Arbeit, die beygefügte *lateiniſche Ueberſetzung*, übrig. Wir ſind ganz mit dem Herausgeber einverſtanden, wenn er ſich in der Vorrede dahin erklärt, daſs die lateiniſche Verſion nur den gröſsern und vollſtändigern Editionen ſolcher griechiſcher Schriftſteller, welche nicht bloſs Gelehrte von Profeſſion in die Hände nehmen, überlaſſen bleiben, hingegen bey Handausgaben, die noch obendrein für Schulen und Anfänger beſtimmt werden, ſchlechterdings ausgeſchloſſen ſeyn müſſe. Dieſem Grundſatze zufolge wählte Hr. *W.* die *Xylandriſche* Ueberſetzung, weil er ſie unter allen, die wir von Plutarchus beſitzen, für die vorzüglichſte hält. Er verſichert dieſelbe erſtlich nach ſichern, entweder in den Text aufgenommenen, oder in den Noten vorgeſchlagenen Verbeſſerungen, mithin nach dem wahren Sinn ſeines Schriftſtellers, abgeändert; ſodann dem Plutarchiſchen Stil, in der Wahl einzelner Wörter ſowohl als in ganzen Conſtructionen, näher gebracht; drittens mit der äuſserſten Sorgfalt überall, wo es nöthig war, deutlicher abgefaſst, und viertens, ſo viel es die übrigen Pflichten eines treuen Ueberſetzers erlaubten, nach den Geſetzen der ächten Latinität umgebildet zu haben. Eine Verſicherung, der man bey einem Manne von Wyttenbach's Denkart auf ſein bloſses Wort glaubt, die aber auch, im Ganzen genommen, der Augenſchein beſtätigt.

So iſt nicht zu leugnen, daſs die Ueberſetzung an ſehr vielen Stellen mit den Verbeſſerungen, welche Hr. *W.* für unbezweifelt richtig anerkannte, durch glückliche Aenderungen in Uebereinſtimmung gebracht worden iſt. Anderwärts, wo die vorgeſchlagene Correction weniger evident ſchien, fügte ihr Hr. *W.* eine neue Ueberſetzung in der kritiſchen Annotation bey: z. B. To. I. p. 510. 645. Wäre dieſe Sorgfalt überall beobachtet worden, ſo würde die Ueberſetzung, vor Erſcheinung des vollſtändigen Commentars, dem nachforſchenden Kritiker gewiſſermaſsen daſſelbe leiſten, was Griesbach in ſeiner Ausgabe des N. T. mit bewundernswürdiger Genauigkeit durch die beygefügten kritiſchen Zeichen bezweckte. Man würde den gröſsern oder geringern Grad der Wahrſcheinlichkeit, den jede Verbeſſerung in den Augen des Herausgebers gehabt hat, darnach beſtimmen können. Allein da Hr. *W.* nicht ſelten auch an ſolchen Stellen, welche offenbar einer Textesänderung bedurften oder ſie ſogar in dieſer Ausgabe erlitten hätten, die fehlerhafte Ueberſetzung beybehielt: ſo kann ſie freylich dieſen Dienſt nicht leiſten. Beyſpiele davon finden ſich To. I. p. 168. *οὐδὲ γὰρ οἷόν τε*, I. p. 195. *ὑλήμασι καὶ χωρίοις*, I. p. 350. *πολέμῳ*, I. p. 254. *ἐπιλεαίνων*, I. p. 333. *ἀγρίων*. To. II. p. 80. *κἂν ἄλλου*, (was auch *Toup. ad Longin.* p. 397. bereits vorgeſchlagen hat). Hätte Hr. *W.* die oben angeführte Ueberſetzung von *Herm. Cruſerius* gekannt: ſo würde er ſie wahrſcheinlich ſtatt der Xylandriſchen der Aufnahme werth geachtet, wenigſtens ehrenvoller von ihr geſprochen haben, als in der Vorrede p. C. zuerſt, dann wieder in dem *Ind. Editt. et Verſſ.* p. CLIII. geſchehen iſt. Die drey Eigenſchaften einer guten Ueberſetzung, welche Hr. *W.* der Xylandriſchen beylegt, getrauen wir uns in der Cruſeriſchen in einem weit ausgezeichnetern Grade aufzufinden. Sie übertrifft (wie wir, wenn es hier der Raum erlaubte, durch Gegeneinanderhaltung mehrerer Stellen leicht erweiſen könnten) jene an *Wahrheit* und *Richtigkeit*; ſie übertrifft ſie an *Eleganz des Ausdrucks*; ſie übertrifft ſie, in ſehr vielen Stellen wenigſtens, an *treuer Nachbildung der Plutarchiſchen Schreibart*, ſo, daſs ſie, um Hn. *W's.* Ausdruck auf ſie anzuwenden, weniger für Original als für Copie gehalten ſeyn will, und in dieſer Hinſicht ſich ſelbſt von den ſehr gefeilten, aber freyern *Erasmiſchen* Ueberſetzungen einzelner Bücher, deren Werth von *Henr. Stephanus* in der kleinern Ausgabe der Apophthegmen (1568. 12.) mit Unrecht herabgeſetzt wird, zu ihrem Vortheil unterſcheidet. (Die in andern Betracht empfehlungswerthen Ueberſetzungen von *Othmar Luſcinius* und ſeinen Nachfolgern erlauben ſich noch freyere Abweichungen vom griechiſchen Original; nur *Raph. Regius* ſchlieſst ſich etwas treuer an daſſelbe an.)

Uebrigens wäre der Xylandriſchen Verſion auch noch weit öfter, als es geſchehen iſt, Hn. Wyttenbachs verbeſſernde Feile zu wünſchen geweſen. In der That iſt man ſehr oft bey der Vergleichung dieſer Ueberſetzung ungewiſs, was ſich ihr Verfaſſer entweder, oder ihr jetziger Herausgeber gedacht hat, welchem von beiden man folgen, oder auf welchem Wege man Text und Verſion vereinigen ſoll. Noch gröſser wird die Verlegenheit bey ſolchen Stellen, wo Hr. *W.* keiner Varianten gedacht hat. p. 198. E. *τοὺς δυναμένους κωλύειν τοὺς κακῶς ποιοῦντας, ἐὰν μὴ κωλύωσι, κατακελεύειν.* Xylander: *Eos qui male agentes prohibere poſſent, neque id facerent, eorum flagitiis aſſentiri.* Der Ueberſetzer ſcheint κατακεύειν geleſen zu haben, obgleich in ſeiner griechiſchen Ausgabe p. 119. κατακελεύειν ſteht, das Raph. Regius durch *lapidibus obruere* überſetzt. Welche Lesart nahm Hr. *W.* an? Cruſerius folgt der Vulgata: *incitare.* — p. 229. A. *Hic homo verſutus, et pleraque fraudibus miſcens, jusque in ſola ponens utilitate, veritatem aiebat nihilo meliorem eſſe mendacio.* In dieſer Ueberſetzung fehlen erſtlich die Worte: *καὶ τὸ καλὸν ἐν συμφέροντι.* Hielt ſie der Herausgeber vielleicht, wie Hr. Gierig *Apoph. Lac.* p. 44. für unächt? Aber dieſer Vermuthung widerſpricht die längſt beobachtete Weiſe dieſes Epitomators, welcher auch hier, wie gewöhnlich, eine längere Stelle in *Vit. Lycurg.* c. 7. ohne Wahl und Beſonnenheit ins Kurze gezogen hat. Sodann drücken die letzten Worte der angeführten Ueberſetzung nichts weniger als den Sinn des Originals aus: *τὸ ἀληθὲς, ἔλεγε, τοῦ ψεύδους κρεῖττον εἶναι.* Richtiger überſetzte Cruſerius: *Lyſander juſtitiam utilitate me-*

*tiens honeſtumque commodo, verum eſſe, ait, falſo valentius, ſed utriusque valorem et auctoritatem uſu dirigendam.* p. 456. B. ὁ Μαρσύας Φορβᾷ τινι καὶ πρωτοπλοίοις βίᾳ τοῦ πνεύματος τὸ ῥαγδαῖον ἐγκαθεῖρξε. Xylander: *Marſyas ſapiſtro quodam atque orificio violentiam flatus intercepit.* Wie ſoll man das hier ausgelaſſene Wort βίᾳ erklären. *Eraſmus*, deſſen vortreffliche Ueberſetzung dieſer Schrift ſich in der von Cornarius beſorgten Sammlung mehrerer Ueberſetzungen der Plutarchiſchen Schriften (Baſ. 1554.) befindet, giebt es: *per vim flatus ſtridorem cohibebat*, Hr. *Böttiger* (*Attiſch. Muſ. II.* p. 356.) verbeſſerte περιστομίων βίᾳ. Dürfen wir unſerm Gefühl trauen, ſo iſt das Wort βίᾳ nichts mehr und nichts weniger als Gloſſem des folgenden ῥαγδαῖον. Gloſſeme dieſer Art mögen, um dies hier beyläufig zu erinnern, noch hie und da in dem Plutarchiſchen Texte verborgen ſeyn, wie z. B. p. 169. C. τῇ δεισιδαιμονίᾳ. Vergl. *Miſcell. Lipſ. Nov.* Vol. X. p. 304. — p. 174. F. ſteht im Texte Ἰσμηνίαν, in der Ueberſetzung *Ameiniam*. So leſen auch andere Editoren. Hr. *W.* erwähnt keine Verſchiedenheit der Lesart; Hr. *Hutten* (VIII. p. 88.) erwähnt ſie, ohne jedoch, wie es ſcheint, den richtigen Entſcheidungsgrund zu wiſſen. Der lateiniſche Ueberſetzer hat diesmal Recht. Denn der berühmte Flötenſpieler Iſmenias, der vor der 105 Ol. ſtarb, kann der Chronologie zufolge, unmöglich von dem ſkythiſchen Könige Ateas gefangen worden ſeyn. S. *Leſſings antiquar. Briefe* I. p. 171. — p. 422. F. κατέβαλε τὸν λόγον, Xylander: *auctor hujus fuit ſententiae.* Obgleich Xylander in den Text ſeiner griechiſchen Ausgabe (p. 191.) κατέβαλε, wie Hr. *W.*, aufgenommen: ſo hatte er doch bey jener Ueberſetzung, wie eine ihr beygefügte Note zeigt, κατέλαβε im Sinn. Auf das erſte waren indeſs auch ſchon andere gefallen, wie *Camerarius* in ſeiner Ueberſetzung dieſes Werkchens p. 95 der alten oder p. 98. der neuen Ausgabe: (denn auſser der von Hn. *W.* in *Ind. Editt.* p. CLXII. aufgeführten Edition giebt es noch eine andere ohne Jahrzahl) desgleichen *Turnebus*, der es durch *evertit* ausdrückt. Hr. *W.* läſst uns abermals über die Abweichung der Verſion vom Texte ungewiſs: oder glaubte er vielleicht hier durch die Reiskiſche Erklärung der Stelle es rechtfertigen zu können, daſs er die Stephaniſche Lesart beybehielt, ohne die Xylandriſche Ueberſetzung zu ändern? — So hätten hie und da noch andere Unrichtigkeiten, welche nicht bloſs die Erklärung einzelner Stellen, ſondern ſogar den lateiniſchen Ausdruck betreffen, von dem Herausgeber verbeſſert werden können. p. 198. F. Φείδεσθαι τῆς ἐξουσίας, *parce uſurpare poteſtate ſua.* Selbſt *Maittaire*, (deſſen Ausgabe der Apophthegmen ſich ſonſt, wenn gleich nicht durch Kritik, doch durch äuſsere Pracht und die aus den Elyſiſchen Feldern gerichtete Zueignungsſchrift des Plutarchus an den Abbé Sallier in Paris auszeichnet,) fügte bey dieſer Stelle (p. 101.) ſehr treuherzig hinzu: *hanc conſtructionem non intelligo.* — p. 210. A. vom Ageſilaus: πρὸς θάλπος οὕτω καὶ ψύχος εἶχεν, ὥστε μόνος ἀεὶ γρῆσθαι ταῖς ὥραις. Xylander wundert ſich hier über einen ſeiner Vorgänger, der die Worte, faſt wie Cruſerius, ſo dollmetſchet: *ut ſolus eadem veſte quatuor anni tempeſtatibus uteretur.* Der Ueberſetzer fehlte unſtreitig. Allein wer die Parallelſtelle *Vit. Ageſil.* c. 14. vergleicht, der wird auch die Xylandriſche Verſion: *ut ſolus tempeſtatibus anni uteretur*, wenigſtens undeutlich, und die von Hn. *W.* in den kritiſchen Noten vorgetragene: *ut ipſe unus quavis anni tempeſtate ad res agendas uti poſſet*, obgleich richtiger, doch vielleicht noch nicht beſtimmt genug finden. ὧραι ſind hier ὧραι ὑπὸ θεοῦ κεκραμέναι, *anni tempora temperata.* — p. 153. F. ἐν ταῖς περὶ Λιλάντου μάχαις, *in pugnis ob* Lilantem *commiſſis.* Vielmehr: *Lilantum.* Das ſeiner Fruchtbarkeit und Geſundbrunnen halber berühmte πεδίον Ληλάντιον hieſs auch ὁ Λήλαντος. ſ. *Perizon. ad Ael. V. H. VI*, I. p. 336. *ed. Lipſ. Spanhem. ad Call. H. in Del.* 289. — p. 174. E. ἀνδραποδώδεσι ἄδοξοι ſind nicht *mancipia ignava.* Das Wort ἄδοξοι drückt vielmehr Leute aus die nicht davon laufen, und wird den θρασέσι entgegengeſetzt. ſ. *Valck. ad Herodot.* p. 342. — Wir ſind überzeugt, daſs der Commentar dieſe und andere Irrungen künftig heben wird, und enthalten uns daher mehrere auszuzeichnen.

So ſehnſuchtsvoll übrigens jeder Freund gründlicher Gelehrſamkeit dieſem Commentar entgegen ſehen muſs, von welchem wir uns in einem noch höhern Grade verſprechen, was Ruhnkenius ehemals von dem Valkenäriſchen Commentar zu Sophokles weiſſagte: ſo gewährt es doch allen denjenigen, welche ſich nicht bloſs der Noten und Varianten halber mit den Alten beſchäftigen oder bey Bearbeitung derſelben nicht, wie Narciſſus, nur ihr eigenes Bild in dem flüſsigen Spiegel der alten Quelle bewundern, ſchon jetzt eine ſehr erfreuende Ausſicht, die Lectüre eines Schriftſtellers erleichtert zu wiſſen, der für Kopf und Herz ſo reiche Nahrung enthält, und bey dem es daher mehr auf das ankommt, was er zu uns, als was wir über ihn zu ſagen haben. Mit dankbarer Freude wird deshalb noch die ſpäte Nachwelt *Wyttenbachs* Namen nennen, deſſen Beſtreben, dem Publicum zu nützen, von dem ausdauerndſten Fleiſs unterſtützt, und deſſen Fleiſs ſchon jetzt durch den herrlichſten Erfolg gekrönt worden iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. März 1797.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Barth: *Pericopae evangelicae.* Illustravit *Christ. Theoph. Kuinoel.* Phil. Prof. Lipf. Vol. I. 1796. 318 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein Commentar über die evangelischen Perikopen kann wohl nur für Prediger bestimmt seyn, die dem lästigen Zwange, aus denselben die Themen zu ihrem Vortrage herauszuspinnen, unterworfen sind. Denen, die erst Prediger werden wollen, und für welche der rühmlich bekannte Vf. hauptsächlich geschrieben zu haben, sich erklärt, ist es wohl mehr anzurathen, die evangelischen Geschichtbücher im Zusammenhange zu studieren, und eben das ist ja doch auch für die wirklichen Prediger das räthlichste. Einem eigentlichen Bedürfnisse wird also durch diese Unternehmung nicht abgeholfen. Aber nützlich kann sie für viele Prediger werden, welche ihre Texte gründlich verstehn wollen, und sich doch ausser den gemeinsten Handbüchern keine Commentarien über die Evangelien anschaffen können. Diesen kann denn der gegenwärtige Commentar mit vollem Rechte empfohlen werden, da er wirklich leistet, was in der Vorrede angekündigt wird, nicht nur die einzelnen Worte und Sätze erklärt und ihren Sinn bestimmt, sie aus den Meynungen und Gebräuchen der Juden erläutert, bey schweren Stellen verschiedene Erklärungen angiebt und prüft, und keine Dunkelheit unbemerkt und unaufgeklärt läfst, sondern auch die Verbindung der ganzen Abschnitte mit dem Vorhergehenden, von dem sie weggerissen sind, darlegt, und aus den Zeitumständen Licht über sie verbreitet, und das alles so, dafs man nicht sagen kann, der Prediger hätte das alles schon in den Rosenmüllerischen Scholien oder in ähnlichen Hülfsbüchern, deren Gebrauch bey jedem Prediger vorauszusetzen ist, finden können. Ueber das kann dieser Commentar durch die Anleitung zur Behandlung der Perikopen in den Predigten, und schon durch die gute lateinische Sprache, in der er geschrieben ist, nützlich werden. Wir wünschen daher sehr, dafs er von den Predigern fleifsig benutzt werden möge. Auch abgesehen von dieser Bestimmung ist er des Vfs. durch den gelehrten Fleifs, der daran gewandt ist, und durch die richtigen Prinzipien der Interpretation, die darinnen befolgt sind, vollkommen würdig. Durch Aushebung einzelner Stellen diese Empfehlung zu rechtfertigen, die nur durch die Güte des ganzen Werkes gerechtfertigt werden kann, halten wir für eben so unnütz, als solche Stellen auszuheben, in deren Erklärung der Rec. anderer Meynung ist als der Verfasser. Dagegen möchten etwa folgende den Plan des Werkes betreffende Erinnerungen nicht überflüssig seyn.

Bey einem Commentar über die *Perikopen* für *Prediger*, besonders für junge Theologen, die sich erst zu Predigern bilden sollen, ist das erste Erfodernifs eine genaue Bestimmung des Inhalts der ganzen Perikope. Das ist nun bey denen, welche Erzählungen enthalten, sehr leicht, aber desto schwerer bey manchen von denen, in welchen Vorträge aus Reden Jesu herausgehoben, also von dem Vorhergehenden und Nachfolgenden abgerissen sind. Gerade bey diesen ist aber auch die genaue Bestimmung des Sinnes am wichtigsten, und zwar eine solche, die nicht nur neben der Bestimmung des Vfs. auch die von andern Erklärern angebe, sondern auch den Lehrer in den Stand setze, nicht dem Commentator aufs Wort glauben zu müssen, sondern selbst untersuchen, und unter abweichenden Bestimmungen eine aus Gründen wählen zu können. Das ist nun in dem gegenwärtigen Werke zwar oft beobachtet worden, aber nicht immer hinlänglich. So ist z. B. bey der schweren Perikope Luc. 21, 25—36. (S. 7. ff.) zwar die Behauptung aufgestellt, dafs sie blofs von dem Untergange des Jüdischen Staates handle, und diese ist mit Gründen unterstützt, durch welche auch der Meynung derer widersprochen wird, welche diesen Abschnitt von dem Ende der Welt verstehen; aber die Gründe für diese letztere Meynung sind nicht angegeben, und der Erklärung von der Ausbreitung der Lehre Jesu ist gar nicht gedacht. Es ist nicht bemerkt, dafs sich der Zusammenhang, also auch der Sinn, der Rede gar nicht aus Lucas, aus dem die Perikope genommen ist, sondern nur aus Matthäus, bestimmen lasse. Daher ist auch nicht bemerkt, dafs zwischen dem 28sten und 29sten Vers der Perikope der 31ste V. des 24sten Kap. Matth. fällt, welcher für die Erklärung von dem Untergange des jüdischen Staates gerade der schwierigste ist. Also werden die, für welche der Vf. geschrieben hat, ihm freylich Recht geben, und sogar aus Gründen gewifs zu seyn glauben, dafs er Recht habe; aber sie lernen die Gründe der abweichenden Erklärungen nicht kennen, und werden durch diese irre gemacht werden, wenn sie auf sie stofsen: und was haben sie denn durch diesen für sie bestimmten Commentar gewonnen?

Ferner ist es bey einem Werke, das für eine gewisse Klasse von Lesern geschrieben wird, unumgänglich nothwendig, sich die Bedürfnisse dieser Klasse auf das bestimmteste zu denken, sich in der Sorgfalt für die Befriedigung dieser Bedürfnisse möglichst

gleich zu bleiben, und, weil das ſchwerer iſt als man gewöhnlich ſich vorſtellt, lieber zu viel als zu wenig dafür zu thun. Vollkommen zweckmäſsig iſt es daher, dafs der Verfaſſer in Unterſuchungen der Zeitbeſtimmung eingeht, z. B. S. 7—9. auf die Zeit der Ankunft der ſogenannten Weiſen aus Morgenland aber, iſt es dagegen genug, S. 1. von dem Einzuge Jeſu in Jeruſalem zu ſagen, er ſey *ſexto circiter die ante feſtum Paſchatos* geſchehen? — Es mag hingehn, dafs der Vf. ſich unter denen, für die er ſchreibt, ſolche Anfänger denkt, denen geſagt werden müſſe, dafs Matth. 21, 2. (S. 2.) ἐυθέως *confeſtim* heiſse; aber harmonirt es damit, dafs er die hebräiſchen Worte meiſtens (denn gleich bleibt er ſich auch darinnen nicht) ohne Vocalpunkte hinſetzt? Und hätte ſolchen Anfängern nicht S. 4. bey θυγατρὶ Σιὼν etwas mehr über Zion und über die Urſache der Benennung *Töchter* von den Städten geſagt werden ſollen? — Unſtreitig iſt es recht, dafs bey Matth. 21, 7. (S. 5.) die Variante ἐπεκάθισεν ſtatt ἐπεκάθισαν angezeigt und mit Angabe eines Grundes beurtheilt iſt; es mag hingehn, dafs die Beurtheilung nicht gründlich genug iſt; es mag auch ſo viel nicht zu bedeuten haben, dafs geſagt wird, Bengel, Wetſtein, und Griesbach hätten ſich für ἐπεκάθισαν erklärt, da doch Wetſtein ſich für ἐπεκάθισεν erklärt, und Bengel und Griesbach dieſes in den Text aufgenommen haben: aber das iſt doch offenbar unrecht, dafs andere Varianten ohne Angabe eines Grundes durch bloſse Verweiſung auf kritiſche Ausgaben abgefertigt werden, z. E. bey Joh. 8, 50. (S. 197.), und andere wichtige Varianten ganz übergangen ſind, z. E. ἵνα παραδῷ αὐτὸν ἰδὰς σίμωνος ἰσκαριώτης Joh. 13, 2. (S. 208.). — In Abſicht auf die Anführung mehrerer Erklärungen bey Einer Stelle hat ſich der Vf. nach der Vorrede zum Geſetz gemacht, ſie bloſs *in locis difficilioribus* zu geben, wogegen nicht viel einzuwenden iſt. Auch verſteht es ſich von ſelbſt, dafs der Rec. nicht verlangen kann, der Vf. ſolle alle die Stellen für *difficiliores* erkennen, die dem Rec. ſo ſcheinen. Aber doch wird der Vf. wahrſcheinlich ſelbſt zugeſtehn, dafs Joh. 14, 23. (S. 276.) die Semleriſche Erklärung von πρὸς αὐτὸν ἐλευσόμεθα etc.: *ich und er werden zu meinem Vater kommen*, V. 30. die Michaeliſche von ἄρχων τ῀ κόσμ: *Todesengel*, angeführt und geprüft zu werden verdient hätten. So wird er auch kaum in Abrede ſeyn, dafs es Luc. 2, 34. (S. 52.) nöthiger geweſen wäre von σημεῖον ἀντιλεγόμενον (wovon *illuſtre exemplum* τ῀ς ἀντιλογίας wohl nicht die natürlichſte Erklärung iſt) mehrere Interpretationen anzuführen, als von προφῆτις V. 36. (S. 53.) vier. — Auch iſt es gewiſs der Beſtimmung des Buchs nicht gemäſs, über das γλώσσαις καιναῖς λαλεῖν bloſs auf Bücher zu verweiſen. — Und eben ſo gewiſs hätten die *Schulziſchen Anmerkungen über die vier Evangeliſten* beſſer benutzt, und die *Schmidtiſchen exegetiſchen Beyträge*, beſonders bey dem Stern der Magier und bey der Verſuchungsgeſchichte, nicht ſo ganz ungebraucht gelaſſen werden ſollen, bey welcher letztern auch auf: *die Verſuchung Jeſu, ein Empörungsverſuch jüdiſcher Prieſter*, Hamb. 1793. und die *Kritik der Hypotheſe einer innern Verſuchung etc.* von eb. d. Vf. Schleswig 1796. gar keine Rückſicht genommen worden iſt. — Zu unbeſtimmt iſt die Bemerkung zu Luc. 24, 22., dafs ἐξίστημι nicht nur intranſitiv, ſondern auch tranſitiv gebraucht werde; ἐξέστησαν iſt da der Aor. 1., und der hat ſo wenig jemals eine intranſitive Bedeutung, als der Aor. 2. eine tranſitive.

Hoffentlich werden dieſe Erinnerungen um ſo weniger als Beweiſe einer unbilligen Tadelſucht betrachtet werden, da eine Fortſetzung des Werkes zu hoffen iſt, in welcher vielleicht Rückſicht auf ſie genommen werden kann. Damit ſie aber nicht einen dem Werke nachtheiligen Eindruck zurücklaſſen, welches der Abſicht des Rec. ganz zuwider wäre, ſo will er dieſe Anzeige nicht mit ihnen endigen, ſondern mit der wiederhohlten Erklärung, dafs das Werk, ungeachtet der gerügten Mängel, ein ſchätzbares Werk ſey, das nicht nur von denen, welchen es zunächſt beſtimmt iſt, ſondern überhaupt von Freunden eines gelehrten und gründlichen Bibelſtudiums mit groſsem Nutzen gebraucht werden könne.

GÖTTINGEN, b. Ruprecht: *Amos*, neu überſetzt und erläutert von *J. C. W. Dahl*. 1795. 266 u. XII S. in gr. 8.

Mehrere der ſogenannten kleinen Propheten ſind in neueren Zeiten einzeln bearbeitet worden. Ueber *Amos* erſchien der letzte Commentar (von *Haresberg*, lateiniſch) 1763. Und doch vermag allerdings ein auf einen Punct concentrirter Fleifs zur richtigen Behandlung mehr, als bey Ueberſetzung und Erklärung der ganzen Bibel, oder wenigſtens des ganzen Dodekapropheton eine auf viele heterogene Gegenſtände getheilte Aufmerkſamkeit. Deſto mehr aber darf auch mit Recht von dem Vf. einer ſolchen Monographie gefodert werden.

Der Vf. hat, in ſo fern ſeine Arbeit zugleich ſeine erſte Probeſchrift in dieſem Fach iſt, durch ſie hinreichende Sprach- und Sachkenntniſſe, Genauigkeit bis auf das Einzelne und richtige Beurtheilung in Anordnung des Ganzen gezeigt. Die *Einleitung* ſammelt zuerſt, was von den Lebensumſtänden des Amos auszufinden iſt. Ob Thekoa und zwar als *Städtchen*, (S. 3.) *Geburtsort* deſſelben war, dies liegt im Texte nicht. Das dortige *Weydeland* war ſein *Aufenthalt*, ehe er als Prophet ins Land Iſrael gieng. Zu Thekoa war er *Noked*, Hirte einer kleineren Gattung von Schaafen; unter den Iſraeliten VII, 14. nennt er ſich einen *Boker*. Daraus folgt, unſers Erachtens, nicht, dafs beide Worte Synonyma ſeyen, ſondern dafs A. auſser Judaea eine andere Art von Heerde beſorgte, dort pecuarius, hier armentarius war. Ob ſein *Vater*, von dem wir gar nichts wiſſen, auch ein dortiger Hirte geweſen ſey, iſt weder zu verneinen noch zu bejahen. Eichhorns Einleitung veranlaſste den Vf. dieſe Frage zu machen und nach Wahrſcheinlichkeit bejahen zu wollen. Sie iſt aber, weil die Geſchichte ſchweigt, eben ſo unbeantwortlich als überflüſſig. Aus VII, 14. folgt auf alle Fälle, dafs Amos *weder* eines Propheten Sohn noch in Prophetenſchulen erzogen,

gen, sondern nach eigener Weise auf innere Veranlassung aufgetreten war. In mehreren andern Punkten hat Hr. D. die Bemerkungen der Eichhornischen Einleitung über Amos stillschweigend verbessert. Nichts, zum Beyspiel, beweist, dass Amos gerade ein *dürftiger* Hirte gewesen; doch ist es möglich und eher anzunehmen, als die Behauptung, dass 2 Buch Kön. 3, 4. ein Moabitischer *Prinz* als *Schäfer* vorkomme. Mascha ist dort der *König* selbst. Dieser wird zwar *Noked* genannt, aber sogleich der zweyte Theil des Verses zeigt den Sinn hievon. Er war *Besitzer* so grosser Heerden, dass er dem König von Israel einen sehr beträchtlichen Tribut an Schaafen und Widdern geben konnte. Nach 7, 14. war Amos nicht blos Hirte, sondern auch Baumgärtner. Warum wird dieser Umstand gewöhnlich in den biographischen Fragmenten von ihm nicht bemerkt? Kann er doch leicht die Veranlassung gewesen seyn, weswegen A. nicht immer bey der Heerde blieb und nach Bethel kam. Ein noch bedeutenderer Wink zu einer Verbesserung liegt in Dahls Untersuchung über die Chronologie des Amos. Aus derselben folgt, dass man gar nicht zweifellos sagen könne: Nach dem 27 Regierungsjahr Jerobeams II. begab sich Amos aus seinem Vaterland. Man ist nach Hn. D. Gründen (S. 6.) genöthigt, diese Zeitbestimmung wenigstens für ungewiss zu halten. Was dagegen Hr. D. zur Berichtigung selbst versucht, ist zwar ingeniös, aber doch nach dem Context nicht anwendbar. Er vermuthet, statt 27. (כז) sey 1 Buch Kön. 15, 1. zu lesen 15. (טו). Es falle nämlich das erste Jahr des Usiah und das funfzehnte Jerobeams II. zusammen. Wie aber sollte dies mit 1 Buch Kön. 15, 8. 13. harmoniren? Wie könnte Jerobeams letztes also 41stes Regierungsjahr in Usiahs 38stes Jahr fallen, wenn Jerobeams 15tes Regierungsjahr und Usiahs 16 Lebens- oder erstes Regierungsjahr coincidirten? Doch! bliebe für Amos prophetische Thätigkeit ein Zeitraum von 26 oder von 14 Jahren, immer kann man den Anfang und das Ende derselben nicht genauer bestimmen. Denn das Jahr der furchtbaren (Zachar. 14, 5.) Erderschütterung, welche zur näheren Bestimmung angegeben ist, bleibt uns unbekannt. Eben deswegen aber bleibt auch ungewiss, ob Amos der *älteste* unter den sämtlichen hebräischen Propheten oder moralischen Demagogen (S. II.) sey, (von denen uns ein Nachlass gesammelt ist). Denn was berechtigt uns, eher anzunehmen, dass Amos in den ersten als dass er in den letztern Jahren des Synchronismus von Usiah und Jerobeam aufgetreten sey?

Der Vf. beweist seinen Fleiss in der Einleitung vorzüglich noch durch die Aufmerksamkeit, mit welcher er zu seiner Arbeit die älteren Versionen, nebst den Commentarien des Ephrem, Hieronymus, Theodoret etc. benutzt hat. Die Charakteristik des Propheten hingegen ist bey Eichhorn §. 567. viel reicher und treffender. — Die *Uebersetzung* ist *metrisch*, nicht aber in freyen Jamben, sondern vielmehr in Zeilen, von welchen jede nach einem Sylbenmaas geordnet ist, ohne dass die übrigen an eben dasselbe gebunden werden. Hierdurch bleibt die Uebersetzung dem Original am meisten ähnlich. Bey einzelnen Zeilen wäre mehr Wohlklang möglich gewesen. Auch sind in Uebersetzungen solcher alten Schriften undeutsche Ausdrücke, wie Orakelsprüche, Exil und dergl. zu vermeiden. Verbunden mit den *erläuternden Anmerkungen*, welche einen ununterbrochenen Commentar enthalten, wird diese Uebersetzung, wie es Wunsch des Vfs. ist, besonders zur Privatübung im Hebräischen ein nützliches Hülfsmittel. Wer die Grammatik gefasst, und unter einem guten Lehrer die erste Uebung im Hebräischen erhalten hat, findet sich hier an alles erinnert, was er von Wort- und Sacherklärungen sich deutlich machen muss. Zugleich erhält er durchgängig Anleitung, auch die alten Versionen zu benutzen und den Gründen der angenommenen Wortbedeutungen nachzuspüren. Doch kann und muss in diesen grammatikalischen und lexikalischen Subtilitäten hie und da noch mehr Strenge gefodert und bewiesen werden, wenn die Exegese, soviel möglich, von Willkührlichkeit frey werden soll. Zum Besten des Fachs nur einige Beyspiele! S. 68. auch 97. bey K. II, 9. wird als Regel angenommen: im hebräischen stehe nicht selten das *Futurum für das Praesens*. Wahr, so lange dies vom Präsens des Conjunktivus, Optativus, Subjunktivus, verstanden wird; nie aber steht das Futurum gleichgültig für das Präsens des *Indicativus*. So sind die vom Vf. angeführten Beyspiele alle, nicht wahre Indicative. Man muss übersetzen: was suchst du *wohl?* — woher kommst du *etwa?* — Warum giebt er *doch? Mögen* auftreten — und dergl. V. 2. sind נאות und נָוֶה ganz verschiedene Worte; dies ist *Wohnung*, nach نوي, jenes sind *Triften ausser den Städten*, nach ناى *entfernt seyn*. — V. 3. erlaubt es die Sprache nicht נו als Neutrum zu erklären; es würde das Foemininum ה stehen müssen. Als Dativus erklärt bezieht es sich auf das Land, welchem gedroht wird. Dies ist oft Masculinum, nach einer constructio ad sensum. Man kann übersetzen: „Ich will es ihm (ihnen) nicht hingehen lassen." Wörtlich wäre השיב: *sivit, ut retrocedat* sc. crimen a peccatore. Das Bild des Dichters nämlich stellt das Begangene vor als etwas, das auf den Frevler eindränge und nicht ablasse. — V. 5. ist בית da von einer syrischen Gegend die Rede ist, aus dem syrischen zu erklären, nicht Haus oder Schloss, sondern *Distrikt*. תומך versteht der Vf. mit vielen als Participium. Der Alexandriner hat hier *κατεχε ψε*, unten V. 8. *εξαρθησεται*. Offenbar erwartet man nach dem Context etwas dieser Art. Sollte תומך auszusprechen und dieses Wort von מוך als zweyte Person des Futurum Hophal abzuleiten seyn? Der Sinn: entweiche, Scepter, von Beth Eden weg! קירה (nach Kir) denkt sich Rec. in *Parentheses*, als Erklärung des Sammlers, welcher den Erfolg erlebt hatte. Man sehe das unbestimmtere K. 1, 15. 7, 17. — V. 6. גלות שלמה übersetzt der Vf. *das ganze Volk gefangen;* auch die Geschichte gestattet dies nicht. שלם *schuldlos* heisse eine weggeführte Trup-

pe, weil sie die Philisthäer nicht gereizt hatte. Der Sinn ist wie B. Richt. 18, 7. — V. 9. kann den Tyriern, als Cananitern, doch nicht wohl ein *Brüderbund* mit den Israeliten zugeschrieben seyn. Vermuthlich bezieht sich die letzte Zeile des Verses auf die mit Israel verwandte Idumäer selbst. Vergl. sogleich den 11 Vers. משחת gehört wahrscheinlich noch mit שחת zusammen. „Bey den vielfachen Gewaltthaten Edoms, werd ich ihm nicht hingehen lassen, dass er mit dem Schwerdt verfolgte seinen Bruder (den Hebräer), unglücklich machte und beraubte den, welcher sein Mitleid hoffen konnte. Ewigen Zorn ihm! Denn immer lauerte seine Rachsucht."

Auch auf Parallelstellen hat der Vf. seinen Fleiss ausgedehnt, wie bey K. IV, 11. auf die Geschichte von Sodom und Gomorra. Und so zeigt ihn seine Probeschrift nach allen Seiten mit dem Ueberblick seines Fachs begabt und mit denen Einsichten ausgerüstet, deren fortgesetzte Anwendung den Exegeten des Alten Testaments zur Vollkommenheit bringt.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Breslau, b. Korn d. ältern: *Fastenreden* von einem schlesischen Stadtpfarrer. 1795. Erster Jahrgang. 180 S. 8. Zweyter Jahrgang. 1796. 150 S. Dritter Jahrgang. 1796. 142 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Anlage zur Beredsamkeit und einen warmen Eifer für das Gute kann wohl niemand dem Vf. dieser Predigten absprechen. War ihr äusserer Vortrag dem kräftigen, und durch mannichfaltige Abwechselungen und Bilder lebendigen anschaulichen und unterhaltenden Ausdruck angemessen; so müssen sie bey Zuhörern vom gewöhnlichen Schlage oft starke Eindrücke hervorgebracht haben. Schade nur, dass sich bey einer genauern Prüfung so viele Mängel zeigen. Wir wollen es dem Vf. keineswegen zum Vorwurfe machen, dass er, als Katholik, dem System seiner Kirche gemäss redet, aber die ganz groben Vorstellungen, welche z. B. in der Predigt über das Abendmahl vorkommen, müsste, wie wir denken sollten, nachgerade auch jeder auf einige Aufklärung Anspruch machende, katholische Religionslehrer vermeiden. Dann findet man bey genauerer Ansicht unbeschreiblich viel leere Declamation, insbesondere da, wo sich der Vf. seiner Lieblings-Redefigur der Antithese oft mehrere Seiten nach einander überlässt. Das Feuer des Vf. und der anscheinende Reichthum von Gedanken in den dogmatischen Theilen rührt, wie gewöhnlich, von dunkeln, verworrenen Begriffen her, obgleich doch auch manche Declamation mit denselben Worten schon in diesen Predigten wiederholt wird. Von biblischen Stellen macht der Vf. oft sonderbare Auslegungen und Anwendungen und in der grammatikalischen und logischen Richtigkeit des Sprachausdrucks ist er, nach Art der meisten kathol. theologischen Schriftsteller, noch weit zurück. Folgendes sind die Belege dazu blos von der 2ten Seite des ersten Bandes genommen: *was* für welches, sich *Jesum* ihrem Muster gleichförmiger machen. Er *zeugte* (zeigt). Christus hat es *vor* keinem Raub der Gottheit geachtet uns gleich zu seyn, und in der Gestalt des Sünders zu erscheinen, um uns — zu erkaufen, in die Herrlichkeit — einzugehen, wozu auch wir berufen und uns in seinem Blute geheiliget hat. Er stellt Jesum zum vollkommensten *Muster des Gesetzes* dar, *was* er gelehrt, — wodurch er uns den Weg zur *Wonnelosen* Seligkeit selbst gebahnt hat. *Jesum* zu folgen. — Die praktischen Theile und Stellen sind zum Theil schön und untadelhaft, zum tröstlichem Beweise, dass es doch Etwas giebt, worinn alle verschiedenen christlichen Religionslehrer mit einander übereinstimmen und in Zukunft noch immer mehr übereinstimmen werden.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Frankfurt und Leipzig: Der Guckkasten.* Ein komisches Gedicht in drey Gesängen, aus den hinterlassenen Papieren des berühmten *Eulogius Schneider.* 1796. 36 S. 8. (3 gr.) *Eulogius Schneider* hat für seine *politische* Sünden und Verbrechen gebüsst. *Poetische* Sünden hat er, so viel wenigstens Rec. weiss, nicht begangen, also sich auch von *dieser* Seite nicht strafbar gemacht. Und doch kommt da nun ein Quidam aus der Dunkelheit hergeschlichen, um ihn unter mehr als Henkersqualen im Angesichte der ganzen ehrsamen Welt ein Guckkastenstück, die *Mädchenwelt* betitelt, herab orgeln zu lassen, das in Absicht auf Versündigung am guten Geschmack, am gesunden Menschenverstand und der lieben Grammatik, die überhaupt so manchen unserer heranwachsenden jungen Schriftstellerchen nicht zu Kopfe will, seines gleichen sucht, aber doch wohl hoffentlich so leicht und so bald nicht finden wird.

Von der *Delicatesse*, womit unser Guckkastenknabe selbst eine *Gottheit* des Olympus behandelt, und woraus man schliessen kann, wie er uns Erdenbewohner behandeln mag, zeuge nur folgende Stelle aus dem Anfange des schönen Prolog, wo es von *Mars* heisst:

„Denn er sieht ja — wenn anders sein schrecklich Gesicht
Nach weiland Dammes und andrer *berühmter* Conterfeye
So recht in optima forma, nachdem er zwey dreymal gesessen
Beym schönsten Göttermahl an irgend einem Fest
*Sich in Nectar besoffen, in Ambrosia befressen* —
Recht wie die leidige Pest."

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 20. März 1797.


## SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in der Sommerschen Buchh.: *Die heiligen Gräber zu Kom* und *die Gebete*. Zwey satirische Gedichte von *I. D. Falk*. 1796. 272 S. kl. 8. (20 gr.)

Es leben jetzt nur wenige Jünglinge in unserm Vaterlande, von deren Talenten zur Poesie sich so viel Gutes hoffen, und für die sich die einweihende Fürbitte:

*Phoebe fave! novus ingreditur tua templa sacerdos*

mit so viel Zuversicht erhört zu werden, ablegen läfst, als es der Fall bey dem schon durch seinen Versuch einer unter der Aufschrift: *der Mensch*, dem Boileau nachgebildeten Satire, bekannt gewordnen Verfasser dieser Gedichte ist. Seinen Beruf, ein seit einiger Zeit fast öde gelegnes Feld der Dichtkunst zu bearbeiten, bewährt er durch eine reiche Ader von jovialischer Laune, durch fleifsige Lectüre der Meister alter und neuern Zeit, durch Benutzung mancherley gelehrter Kenntnisse, durch Scharfsinn im Beobachten, durch einen feinen Tact für das Lächerliche, durch ernsthaften Sinn für das Gute und Grofse, durch strenges Bestreben, seinen Arbeiten bis in die kleinsten Theile hinein Richtigkeit und Glätte in Gedanken und Ausdruck zu verschaffen.

Das erste dieser Gedichte hätte vielleicht eher den Namen eines didaktischen, als den bestimmtern eines satirischen Gedichts verdient. Denn obwohl diese Benennung dem herkömmlichen Redegebrauch zufolge auch einem Gedichte zukömmt, das uns nirgends den lustigen Humor des Spötters, immer nur den Ernst des strafenden Richters zeigt; so ist doch die ganze Tendenz des Gedichts, mehr auf Belehrung über eine grofse Wahrheit, als auf Züchtigung von Lastern und Thorheiten berechnet. Die Lehre in der letzten Stanze:

an jenem grofsen Tage
Löst sich jeder Mifsklang! Dulde! Trage!

diese schwebt eigentlich dem Dichter durch das Ganze als Thema vor; nur hie und da staffirt er seine Erzählung mit satirischen Zügen, wie z. B. S. 145 u. f., wo er die Verächter der Künste und Wissenschaften, die nach des Tyrannen Nadir's Tode, in ihrem Freyheitsschwindel dem Staate nur *Brod* und *Eisen* nöthig finden, redend einführt.

Uebrigens finden sich hier so viel Schönheiten, dafs man wünschen möchte, nicht durch dieses und jenes im ganz reinen Genusse gestört zu werden. Zuerst scheint uns das Metrum nicht ganz glücklich gewählt. Bey einem Gedichte, das in drey Gesängen zusammen über 400 Stanzen enthält, wird das trochäische fünffüfsige Sylbenmaafs in sechszeiligen Stanzen für das Ohr in die Länge ermüdend. Zwar freuen wir uns herzlich des Kunstfleifses, der sich hier in der Ueberwindung so vieler Schwierigkeiten zeigt, und dem man es zu danken hat, dafs noch so viel Abwechslung darinn herrscht, als ihm wenige Versificatoren würden gegeben haben; und Verse ohne alle Cäsur, wie folgender:

Riegel sprangen, rasselnd sanken Brücken

und Spondeen zum Ausgange, oder in der vierten Region, wo sie sehr hart auffallen, wie S. 142.:

So gebots der Herr, der Krieg und Frieden
Blofs an einem Fliegenfufs aufhing

kommen äufserst selten vor. Sollte aber nicht Hr. F. sich leichtere Arbeit gemacht, und doch besser für die Musik des Verses gesorgt haben, wenn er seine Erzählung in jambischen achtzeiligen Stanzen, wie sie Wieland für den Oberon gewählt hat, vorgetragen hätte? Doch hierinn läfst sich nun nichts ändern. Aber andern Kleinigkeiten, wobey wir anstiefsen, läfst sich von einem Dichter, der die Feile so glücklich führt, wohl noch abhelfen. Wir fanden hie und da in der Exposition Dunkelheiten, die uns mehr als einmal still zu stehn, und wohl gar zurück zu lesen nöthigten. Aufser der Einschichtung einer Erzählung in die andere, schien uns dies von der Unbestimmtheit kleiner Züge in einzelnen Stanzen herzurühren; z. B. S. 42.:

Jüngling, nachtvoll sind des Ew'gen Pfade
Sprach der Seraph, grofs ist seine Gnade
Bete, schweig in diesem Labyrinth;
Jene Kett' ist Glied in Glied verschlungen,
Wifs', dafs Glück und Zufall Läfterungen
Seiner grenzenlosen Weisheit sind.

*Lafs uns dort vor jene Spiegel treten*
*Und, erhöre drey von den Gebeten!*
*Allmachtsvoll ertheil ich dir die Kraft.*

Die drey letzten Zeilen bleiben dem Leser so lange dunkel, bis er aus dem folgendem erräth, dafs hier von *magischen Spiegeln* die Rede ist, dafs der Jüngling *in* diesen Spiegeln verschiedne Beter erblickt, und drey derselben erhören soll. Mit einer kleinen Veränderung liefse sich dieser Dunkelheit abhelfen:

Lafs uns dort vor jene Spiegel treten!
Drey von denen, die da hier siehst beten,
Leih' ich zu erhören dir die Kraft.

Eben so S. 14: Mirza's Sohn war von Nadir's Elephanten, dem er unter die Füfse gefallen war, zerquetscht worden. Der Tyrann befiehlt seinem Vater, der in der Verzweiflung darüber Flüche ausstöfst, die Augen auszustechen.

Da erschien ein *Mann* im Höflingskreise,
Dessen Antlitz edlen Trotz verrieth.

Er verweist dem Tyrannen, dafs ein Mensch ihm so wenig gelte, und setzt hinzu:

Schau den *Jüngling* dort im Blute röchelnd
Und verzeih.

Darüber läfst der Tyrann den Alten los, gebietet aber dafür diesem seinem Sachwalter die Zunge auszureifsen.

Grimmvoll bifs der *Jüngling* in die Lippen
Griff zum Gürtel dann — und in die Rippen
Nadir's fuhr sein Damascener Dolch.

In diesen Stanzen macht es wieder einige Verwirrung, dafs dieser junge Mann nicht gleich anfangs, sondern erst hinterdrein S. 21. als ein *Fremder* bezeichnet wird, dafs er St. 27. ein *Mann*, und St. 29. wieder ein *Jüngling* heifst, wo noch dazu erst St. 28. ein andrer *Jüngling* vorkam. Gefiel es Hn. F. St. 27. zu schreiben:

Da erschien ein *Fremdling* in dem Kreise

und St. 29.:

Grimmvoll bifs der *Fremdling* in die Lippen,

so wäre wiederum alle Dunkelheit in der Exposition gehoben.

Noch eine Kleinigkeit, die wir unmöglich billigen konnten. Hr. F. sucht an mehrern Stellen Gelegenheit, deutschen Schriftstellern entweder im Vorbeygehen ein Compliment zu machen, oder ihnen einen kleinen Hieb zu versetzen. Sehr leicht mufste es für ihn seyn, wo er in seiner eignen Person als Erzähler sprach, für solche Anspielungen schickliche Stellen zu finden, wie sie z. B. Wieland in seinem Amadis u. a. a. O. häufig genug, und immer ungezwungen anbringt. Wie hilft sich nun aber unser Dichter? Er legt solche Anspielungen auf *jetztlebende*, auf *deutsche* Gelehrte, Personen bey, die zu *Schach Nadir's* Zeit in *Persien* leben, indem er die Namen dieser Gelehrten *umgekehrt* schreibt; z. E. in der schon angeführten sonst so schönen Episode, wo die Freymaurerschwindler alle Künste und Wissenschaften verachten, heifst es unter andern S. 50.:

Gleichfalls zwecklos sind beym Unterrichte
Politik und neue Reichsgeschichte.
Leicht fällt Umgang diese Lücken aus.
Reichsgeschichte lernt ihr bey Talenten,
Aus dem *Regrubmah* Correspondenten,
Politik in *Setchirs* Kaffeehaus.

Hier soll man nun, um die Anspielung auf den *Hamburger* Correspondenten und *Richters* Kaffeehaus zu bemerken, jene Namen rückwärts lesen. Diesem anagrammatischen Spielwerke ist er jedoch nicht einmal immer getreu geblieben. Denn wo er so einen deutschen Namen am Ende des Verses als Reim gebrauchen kann, läfst er ihn stehn, und macht ihn nur durch Pünktchen in der Mitte etwas unkenntlich; z. B.:

Stiehlt ein Dieb, was brauchts da eine Fahne
Von Pandekten erst? Wer hängt, hängt *juro*,
Trotz Naturrecht, Dilleful und Kl..n.

Wird es denn darum weniger unnatürlich, die Leute zu Schach Nadir's Zeit von *Hufeland's* und *Klein's* Naturrecht reden zu lassen, weil der eine Name rückwärts gedruckt, der andre aber durch den Setzer mit zwey Punkten verlarvt wird, da uns doch der Reim unwiderstehlich zwingt, ihm sogleich die Maske abzunehmen? Auch mag Hr. *Falk* es mit dem Koran ausmachen, wenn er S. 54. einen diesen Haufen von Freyheitsschwindlern und Feinden aller Gelehrsamkeit, die doch gläubige Moslemim und geschworne Feinde der Trinitätslehre sind, das unbegreifliche Bekenntnifs ablegen läfst:

Wir wir gläuben, fafst auf Glaubensflügeln
Schwebend, trotz der Nedrahreden, Kl..g..n
Eins sey Drey, und Drey so viel als Eins.

Das zweyte Gedicht: *die Gebete*, das schon im Göttingischen Musenalmanach stand, haben wir hier zum zweytenmale mit gröfstem Vergnügen gelesen. Hier stört keine Härte, keine Monotonie des Versbaues, kein geschraubter Einfall, kein Verstofs gegen Sitten und Zeiten, keine zu Irrgängen führende Verwickelung, den reinen Genufs der Gedankenfülle und der gefälligen Darstellung, wodurch hier ein Thema, wie die Thorheit der menschlichen Wünsche, das so oft behandelt worden, den Reiz der Neuheit wieder erhält. Möchte doch der gute Genius vaterländischer Dichtkunst einen Augustus oder Mäcenas erwecken, der Hn. F. in den Stand setzte, sein schönes Talent in ungestörter Musse weiter auszubilden; möchte sich ein Beschützer und Pfleger seiner Muse finden, von dem er, wie Virgil's Tityrus rühmen könnte:

*Deus nobis haec otia fecit*

und:

*Ludere, quae vellem, calamo permisit.* —

NÜRNBERG, in Comm. der Grattenauerschen und LEIPZIG, in d. Fleischerschen Buchh.: *Journal der bildenden Künste.* 1. 2. Heft. (der halbe Jahrgang 1 Rthlr. sächs.)

Von diesem Journal erscheint alle zwey Monate ein Heft von 5 bis 6 Bogen. In einem angehängten Intelligenzblatte werden zugeschickte Nachrichten, die Künste betreffend, gegen Erlegung von 3 Kreuzer oder 8 Pfennig sächs. eingerückt. Verzeichnisse von den Arbeiten eines Künstlers werden gratis aufgenommen, wenn sie sich in einem Raum von 5 Bogen beschränken.

ken. Die Herausgeber dieses Journals haben vorzüglich zur Absicht, den jetzt so allgemein gewordnen Geschmack an Kupferstichen zu lenken. Sie nehmen sich darum vor, die besten neuern Kupferstiche durch ihre Beurtheilungen nach den Regeln des guten Geschmacks zu würdigen, damit dadurch ächter Kunstgeschmack mehr verbreitet, und blosser Kunstfleiss, todte Beobachtung der Regeln, mechanische Fertigkeit und Geduld, in der Ausarbeitung auf seine niedrigere Stufe herabgesetzt werden möge. Wir wünschen, dass sie sich in das Technisch-praktische einlassen mögen, um dem Zeichner und Kupferstecher nützlich zu werden! Denn es ist, wenn man von kritischen Geschmacksprincipien ausgeht, noch für Kunstliteratoren ein grosses Feld zu bearbeiten übrig, nämlich vor allen die Perspective, als Mathematik der Künstler nach subjectiven Principien kritisch zu entwickeln, mit Anwendung auf das Praktische der Composition für den Geschichtskünstler sowohl als für den Thier- und Landschaftskünstler. Es liegt in eben dieser Rücksicht noch wüste das Feld der Beleuchtung, (die Vertheilung des Lichts und Schattens. Erst dann, wenn die kritische Geschmackslehre sich in diese technischpraktischen Details eingelassen haben wird, sind noch wichtige Aufklärungen für Künstler und mehrere Unterhaltung für Kunstliebhaber zu hoffen. Vielleicht würde sich auch in der Folge der Plan dieses Journals bis auf die Principien der Farbengebung erweitern lassen. Die folgende Abhandlung: über das Verhältniss der Kritik eines Kupferstichs zur Recension eines Buchs, enthält sehr viel richtige Ideen. Durch die Recension eines Buchs kann der Leser mit dem Inhalte und dem Werthe desselben bekannt werden. Bey der Recension eines Kupferstichs wünscht der Leser doch noch zu sehen. Für Künstler ist die Recension eines Kupferstichs darum interessant: ob das Blatt neue Erweiterungen im Mechanischen der Kunst enthalte oder nicht. Für Kaufliebhaber meist nur: ob das Blatt des Kaufs werth sey oder nicht. Die Recension eines Buchs kann als blosser Auszug ohne Verdienst ihres Verfassers interessant seyn: die Kritik des Kupferstichs nicht; denn, wenn sie tadelt, kann sie nie reines Vergnügen gewähren, lobt sie, so fehlt ihr die Darstellung des Gelobten. Die Recension eines Buches theilt dem Leser das Beste daraus wirklich mit, und giebt ihm dadurch einen Schein von Gelehrsamkeit: die Kritik eines Kupferstichs giebt dem Leser nur Belehrung. Die Kritik prüft die Idee und Darstellung einer schönen Idee. Die Kritik muss also auch das Mechanische der Kunst durchgehen. Das Original des Kupferstichs wird durch das Kupfer beurtheilt, so weit es möglich ist. Beym Kupferstiche selbst ist die Vergleichung mit andern lehrreich. Endlich die Beurtheilung des Kupferstichs als Kunstwerk überhaupt. Hier werden die Fehler in der Zeichnung, Beleuchtung, des Ausdrucks gerügt u. s. w. Endlich kommt noch eine Norm für die Kritiken der Kupferstiche, die sich auf Obiges bezieht.

● *II. Heft. Ueber die Wahl der Momente historischer Gemälde, des dramatisch bearbeiteten Geschichten*, mit Rücksicht auf die Gallerie Shakespears von Boydell. Der Vf. thut dar, dass die bildenden Künste zu ihren Darstellungen ganz andre Momente wählen müssen, um zu wirken, als die Schauspiele gewähren können, und selbst brauchen. Der Zweck eines historischen Gemäldes ist: Darstellung des bedeutungsvollsten Moments einer Handlung durch Zeichnung und Colorit, auf eine solche Art, dass das Gemälde, auch ohne Beziehung auf Geschichte, an sich als Gegenstand eines ästhetischen Urtheils gefalle. Durch Bezug auf Geschichte wird es historisches Gemälde, durch das Gefallen an sich ohne Bezug auf Geschichte — Werk der schönen Kunst. Der Zweck der Schauspielkunst überhaupt ist Darstellung der wichtigsten Momente einer Handlung in der übersehbarsten Verbindung, als ein durch die Einbildungskraft leicht zu fassendes Ganzes, das als solches auch an sich, ohne Bezug auf wirkliche Geschichte oder auf einen moralischen Zweck, gefällt. — Eine im Ganzen in ihrer äussern Darstellung missfallende Handlung sollte der Schriftsteller dem Schauspieler nicht auftragen. Jede Leidenschaft erregt ästhetisches Missfallen, nicht aber jeder Affect. Der Schauspieler muss nur das Nothwendige der Leidenschaften bezeichnen. Der Maler kann nicht Leidenschaften, sondern nur Affecte malen. Leidenschaft im höchsten Grade heisst eine solche Beherrschung durch eine dauernde Neigung, dass sich unsre thätigen Seelenkräfte gegen diese Neigung leidend verhalten, und ihr nur zum Werkzeuge dienen. Leidenschaften gehören zum Begehrungsvermögen, Affecte zum Gefühlsvermögen. Affect ist eine solche Gewalt des Gefühls über uns, dass dadurch die freye Bestimmung nach Maximen erschwert oder unmöglich wird. Affecte sind vorübergehend, Leidenschaften dauernd. Dem Schauspieler kann alles zur Bezeichnung der Leidenschaften dienen — der Maler malt nur Affecte; dass er Leidenschaften darstelle, ist nur ein Schluss, den wir machen. Da Leidenschaft häslich ist, so ist es auch der Affect als Wirkung, er kann nur als Zeichen der Leidenschaft gefallen, und nur in so weit darf ihr der Schauspieler darstellen. Der Maler kann den Ausdruck des Affects so weit als möglich treiben, wenn er nur nicht durch die Häslichkeit der Gestalt zu sehr beleidigt. Der Schauspieler ist kälter, als er für den Maler seyn sollte. Obgleich der Maler nur Affect darstellen kann, so hat er doch die Physiognomie als Mittel, die Leidenschaft für den Verstand anzuzeigen. Der Schauspieler hat nur seine individuelle Physiognomie, welche nicht zum Charakter seiner vorzustellenden Leidenschaft passt, darum muss er nicht in wirklichen Affect gerathen, sonst verdirbt er sein Spiel. Aus gleichen Gründen verdient kein Stück mit Porträten den Namen eines historischen Gemäldes; denn selten sind Menschen im Ausdrucke ihrer Physiognomie so leidenschaftlich, als es für den Maler nöthig ist. Aus alle diesem folgt, dass der Schauspieler diejenigen Momente einer Handlung, in denen sie eingeleitet, modificirt, und zur Vollendung gebracht wird, in der gröstmöglichen Verbindung, mit Vermeidung seiner Individualität: —

der Maler aber den affectreichsten Moment mit der möglichsten dichterischen Individualität der handelnden Personen darzustellen habe. Diese ganze Abhandlung ist meisterhaft durchgearbeitet. Zum Schlusse und um das Gesagte deutlicher zu machen ist die Sammlung der Kupfer des Boydellschen Shakespears durchgegangen. *Briefe aus der Schweiz*, die sich sehr angenehm lesen lassen, weil sie Ereudenberger, Dunker, Rietes u. a. Künstler betreffen. Der Streit mit dem Mechanicus *Gütle* hätte billig wegbleiben können. Die einzelnen Recensionen in beiden Stücken übergehen wir.

## KINDERSCHRIFTEN.

Offenbach, b. Weiss u. Brede: *Deutsche Beyspielsammlung für Schulen zur Bildung und Veredlung des Geschmacks*, bestehend in einer Auswahl der besten und zweckmäsigsten Aufsätze aus den vorzüglichsten Dichtern und Prosaisten, von *Wilh. Aloys. Schreiber*. 1796. 351 S. 8. (16 gr.)

Gut gewählte Muster der verschiednen Arten des prosaischen und poetischen Stils der Jugend, die in den schönen Wissenschaften unterrichtet wird, vorzulegen, und die Regeln der Theorie entweder aus ihnen zu entwickeln, oder wenn sie für sich im Zusammenhange vorgetragen worden, durch dieselben zu erläutern und zu bestätigen, auch das kritische Gefühl bey ihrer Zergliederung und Beurtheilung zu üben, kann allerdings von grosem Nutzen für die Erweckung, Bildung und Befestigung des guten Geschmacks seyn. Hr. *Eschenburg* hat sich daher durch seine grösere Beyspielsammlung in Verbindung mit seinem Lehrbuche der schönen Wissenschaften um Lehrer und Lernende gewiss kein geringes Verdienst erworben. Aber die Reichhaltigkeit dieses Werks und sein für die Vermögensumstände vieler Freunde der schönen Literatur und besonders auch für Schulen zu hoher Preis rechtfertigte das Unternehmen des Sammlers dieser Aufsätze, ein kürzeres Werk von ähnlicher Art für Lehrer und Schüler zu liefern, von welchem jetzt der erste Band erschienen ist, und noch zwey andre nachfolgen sollen. Dieser Band enthält fast durchaus von Seiten ihres ästhetischen Werths anerkannte Stücke; dass aber nicht hie und da noch fehlerfreyere gewählt wurden, darüber erklärt sich der Vf. in der Vorrede also: „der Lehrling muss, wenn sein Kunstgefühl eine sichere Richtung erhalten soll, nicht blos auf Schönheiten, sondern auch auf Fehler aufmerksam gemacht werden, und auf die letztern hinzuweisen, wird für ihn dann besonders lehrreich, wenn es Fehler eines noch ungezügelten Genies sind, deren blendender Schimmer so leicht für Schönheit gehalten wird.“ Es versteht sich bey dieser Aeusserung von selbst, dass, wenn dieser Zweck der Belehrung auch durch das Fehlerhafte erreicht werden soll, ein solches Buch von der Jugend nicht anders, als mit Hülfe eines ihr kritisches Gefühl richtig leitenden Lehrers gebraucht werden müsse, weil bey dem eignen Gebrauche sonst leicht jene blendenden Fehler für Schönheiten gehalten werden, und den Geschmack des angehenden Aesthetikers verderben möchten. Den Anfang dieser Sammlung machen einige prosaische Aufsätze, die gewissermaisen zwischen Prose und der didactischen Poesie mitten inne stehen, (z. E. der Traum des *Galilai*, von *Engel*,) der Traum des Empedocles (von *Manso*), und der Maulwurf (von *Wall*); dann folgen Lehrgedichte, weil sich an dieser Dichtungsart das, was der Poesie eigenthümlich ist, am genauesten absondern läst, Epistel, Satire und Fabel. Die meisten für diese Dichtungsarten ausgewählten Stücke sind aus deutschen classischen Schriftstellern genommen; z. E. *Göthe, Uz, Pfeffel, Gotter, Göckingk, Stollberg, Kleist, Haller, Gleim*, wenige Stücke aus fremden, unter den Satyren zwey aus dem *Horaz*. Jeder Dichtungsart sind einige Ideen über das Wesen derselben vorangeschickt, die jungen Leuten einige Fingerzeige zur Beurtheilung der aufgestellten Beyspiele seyn sollen, wobey allerdings der mündliche Unterricht des Lehrers noch vieles wird ergänzen müssen. Die beygefügte Literatur giebt das Vorzüglichere in jedem Fache bey Alten und Neuern an; bey der Satyre ist *Rabner* ausgelassen; wahrscheinlich ohne Absicht, da ja auch andre prosaische Satyriker, z. E. *Lucian*, genannt sind. Dem Texte sind einige erläuternde Anmerkungen untergesetzt, die ohne Vermehrung der Bogenzahl des Buchs bey vielen Stellen hätten noch reichlicher angebracht werden können. Bey grösern Stücken eine kurze Einleitung über den Inhalt, Plan des Ganzen, und Anordnung und Verbindung einzelner Theile, bey kleinern eine blosse Anzeige des Inhalts würde den Gebrauch dieser Sammlung für junge Studierende noch nützlicher gemacht haben.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Riga, b. Hartknoch: *Udolpho's Geheimnisse*. Aus dem Englischen der Miss Anne Radclif. 3 Th. 236 S. 4 Th. 269 S. 1796. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wittenberg, b. Kühne: *Ragout für die Lesewelt*, als Fortsetzung des beliebten Bienenkorbs. 2te Schüssel. 1797. 96 S. 8. (6 gr.)

Göttingen, b. Vandenhoek u. Rupprecht: *Justus Arnemanns Bibliothek für Chirurgie und praktische Medicin*. 1 B. 2tes St. 1792. 10 Bog., mit II Kupfertafeln. 3tes S. 1793. 10 Bog. mit I Kupfert. gr. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 21. März 1797.

## PHILOSOPHIE.

Neu-Strelitz: in der neuprivilegirten Hofbuchh.: *Philosophisches Journal* einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten. Herausgegeben von F. J. *Niethammer*, Prof. der Philos. zu Jena. 8. 1795. Erster Band. 393 S. Zweyter Band. 341 S. Dritter Band. 370 S. Zweyter Jahrgang. 1796. Vierter Band. 444 S.

Der Reichthum dieser Zeitschrift an wichtigen Abhandlungen, welche jeder, der sich für die Fortschritte der Philosophie interessirt, selbst nicht blos lesen sondern studiren muss, nöthigt den Rec., sich auch bey diesen nur auf das Wesentlichste und blos in eignen Bemerkungen einzuschränken, manche andre hingegen, die nichts weniger als unbedeutend sind, ganz mit Stillschweigen zu übergehn: denn eine eigentliche Inhaltsanzeige würde doch, um nützlich zu werden, weitläufiger seyn müssen, als sie hier Statt finden darf. Theils der Kürze wegen, theils um allgemeinere Uebersichten zu erleichtern, wird Rec. oft von der chronologischen Ordnung abweichen; da ja der Zweck und Werth dieser Sammlung ohnehin mehr als vorübergehend ist.

Dieser *Zweck* umfasst nämlich nach dem *Vorbericht* des Hn. Herausgebers beide Geschäfte, welche den Philosophen, wie kurz, aber einleuchtend, aus einandergesetzt wird, obliegen: die Philosophie eines Theils so zu begründen und in sich zu vollenden, dass sie als Wissenschaft im strengsten Sinne des Worts gelten könne; zugleich aber auch für eine zweckmässige Anwendung ihrer Resultate auf einzelne Wissenschaften, in einem deutlichen und, wo es der Gegenstand erlaubt, auch populären Vortrage zu sorgen.

An den Vorbericht, und die darin entwickelte Behauptung, dass jene Anwendung der Philosophie auf andre Wissenschaften, mit der man keineswegs bis zu ihrer eignen wissenschaftlichen Vollendung warten dürfe und könne, die einzige zweckmässige Art sey, die Philosophie populär zu machen; dass sie aber auch nur dadurch gemeinnütziger werden, und auf den gemeinen Verstandesgebrauch Einfluss bekommen könne; schliesst sich die erste Abhandlung des *Herausgebers* an: *Von den Ansprüchen des gemeinen Verstandes an die Philosophie.* Dieser Aufsatz, der sich durch Präcision, Klarheit und Leichtigkeit des Ausdrucks und der Anordnung sehr vortheilhaft auszeichnet, muss als eine Einleitung der ganzen Sammlung beurtheilt werden. Aus dieser äussern Bestimmung erklärt sichs, dass der Vf. in Rücksicht auf denjenigen Theil des allgemeinen Plans, der eben am meisten vernachlässigt wurde, den Ton etwas hoch angiebt, und dem gemeinen Verstande gegen die Philosophie mehr einräumt, als billig ist. Diese Tendenz musste bey einem Gerechtigkeitsliebenden Philosophen noch sehr durch das Gefühl verstärkt werden, dass er in diesem Rechtshandel zugleich Parthey und Richter sey: wenn er sich einmal den gemeinen Verstand und die Philosophie als streitende Partheyen dachte. Dass man aber sie sich so denken dürfe, ist es eben, was Rec. bezweifelt. Versteht man unter dem gemeinen Verstande die gesunde Denkart verständiger Männer von allgemeiner Ausbildung, aber ohne Speculation: so dürfte er und die Philosophie wohl gar keine positive Foderungen an einander zu machen haben. Unstreitig aber haben sie die gegenseitige grosse Verpflichtung, sich nicht um einander zu bekümmern, und eins das andre in seinem Gebiet ungestört zu lassen. Die Philosophie, welche Zweck an sich seyn soll, kann nicht ihre Bestimmung darin setzen, die Ansprüche des gemeinen Verstandes gegen den Scepticismus zu rechtfertigen (S. 10.), oder zu dem gegebnen Wissen die wissenschaftliche Einheit zu suchen (S. 11.), ohne ihre hohe Würde ganz zu verlieren. Versteht man aber unter dem gemeinen Verstande den Inbegriff der Meynungen, welche nicht blos unmittelbaren Anspruch machen, allgemein zu gelten (denn welcher noch so individuelle Wahn thäte das nicht?), sondern wirklich allgemeingeltend sind: so kann der gemeine Verstand in diesem vermeynten Rechtshandel der Wahrheit auch nicht einmal *Zeuge* seyn, der als solcher doch wenigstens eine eigne Stimme haben müsste; weil er keine Repräsentanten hat, und ihm also auch keine collective Persönlichkeit, geschweige denn Ansprüche, beygelegt werden kann. Mag er doch in diesem Sinne vielleicht der vollständige Text, der letzte Probierstein der Philosophie seyn; immer ist er nur ein todtes Werkzeug in der Hand des Philosophen. Niemand kann weniger beurtheilen; ja niemanden interessirt es weniger, was der gemeine Verstand (in der letzten Bedeutung) eigentlich will und sagt, als den gemeinen Verstand (in der ersten Bedeutung) selbst. Die Aussprüche desselben nicht etwa zu deduciren, sondern nur aus allen übrigen zahllosen Aussprüchen auszusondern und vollständig anzugeben, ist kein leichtes Geschäft; aber nur der Philosoph vermag es, und zwar nur durch Philosophie. Dies ist freylich ein Cirkel. Daher sagt denn auch der gemeine Verstand in jeder Philosophie etwas ganz andres, welches gewöhnlich mit dieser Philosophie vor-

vortrefflich überein zu ſtimmen pflegt. Wenn es möglich wäre, die Ausſprüche des nicht ſpeculirenden Verſtandes auf dem allgemeinen Gebiet und in den beſondern Fächern rein hiſtoriſch zu beſtimmen: ſo müſste die Nichtübereinſtimmung ſeines Syſtems den ächten Philoſophen zu der praktiſchen Vorausſetzung nöthigen, daſs der Fehler an ihm liege, und er ſich nicht bey den Möglichkeiten, die ſich immer anbieten, oder doch hoffen laſſen, jene Nichtübereinſtimmung, unbeſchadet des Syſtems, leidlich zu erklären, beruhigen dürfe.

Ueber den zweyten Theil der Abhandlung S. 23. folg. hat Rec. nichts zu ſagen; da der Vf., der bis jetzt zu den Schriftſtellern gehört, deren letzte Schrift immer auch die beſte iſt, und der auch hier, wie der ſkeptiſche Ton gegen das Ende beweiſt, die Unterſuchung keineswegs abſchlieſsen wollte (S. 27. 45.), ſich, wie die Briefe über den Religionsindifferentismus beweiſen, ſeitdem auf einen höhern Standpunkt erhoben hat, (S. 142. 143. folg.). Dieſe *Briefe über Religions-Indifferentismus* ſind ein Werk von groſser Wichtigkeit für die Religionswiſſenſchaft, um die ſich Hr. *Niethammer* ſchon durch die vortreffliche Entwicklung aller Bedingungen des Beweiſes, daſs eine gegebene Urkunde wirklich Offenbarung ſey, in ſeiner Schrift *über Religion als Wiſſenſchaft* ein groſses und unvergeſsliches Verdienſt erworben hat. Durch dieſe Briefe hat er zugleich ein in mehr als einer Rückſicht muſterhaftes Beyſpiel aufgeſtellt, wie man die kritiſche Philoſophie mit Geiſt anwenden, und populär vortragen ſolle. Der Styl hat nicht nur alle Vorzüge, welche wir auch in der erſten Abhandlung bemerkten: er erhebt ſich auch oft mit Wärme, doch ohne leidenſchaftlich zu werden, der Erhabenheit der Gegenſtände gemäſs. Er iſt überdem lebhaft dialogiſirt; und die Gegner werden hier nicht bloſs *pro forma* redend eingeführt: ſie ſagen die tüchtigſten Gründe, die ihre Meynung hat, in den ſtärkſten Ausdrücken. Belege für dies Urtheil können wir des Raums wegen nicht anführen; auch iſt die ganze Schrift Beleg. Daſs der Vf. ſeine philoſophiſchen Talente gerade dieſem Gegenſtande widmete, darf ſelbſt der entſcheidenſte Religionsindifferentiſt, deſſen Meynungen hier doch theils widerlegt, theils berichtigt werden, nicht bedauern; wenn er nur ein Patriot iſt. Denn der Zuſtand der Religion und Theologie, die nun einmal da ſind, iſt von dem ausgebreitetſten Einfluſs auf die deutſche Cultur überhaupt. Wenn bey keiner andern gebildeten Nation ſo viele Philoſophen urſprünglich Theologen waren, und immer einen Anſtrich davon behielten: ſo giebts auch wohl bey keiner andern ſo viele Theologen, die Philoſophen ſind. Schon der Proteſtantismus, und in unſerm Jahrhundert, die Ausbildung der ächten Exegeſe und bibliſchen Kritik ſind Andeutungen, daſs dieſe merkwürdige Seite der menſchlichen Natur gerade in Deutſchland, wo der ausgezeichnete Tiefſinn und die Herzlichkeit der Nation die ſtandhafte Erhebung zu Ideen begünſtigt, vorzüglich ausgebildet werden ſolle, ſelbſt die mannichfachen durch ihre Inconſequenz gewöhnlich bey beiden Partheyen verhaſsten Verſuche der Neologen, die poſitive Religion philoſophiſch zu behandeln, beweiſen doch wenigſtens das Streben des Ganzen, zum Beſſern fort zu ſchreiten. Wie nützlich iſt es daher, wenn ein Philoſoph von dem ſtrengen Prüfungsgeiſte des Vf. bey einer ſolchen Höhe des Geſichtspunkts, und mit dieſem Intereſſe an ſeinem Gegenſtande, ſeine Muſse dem Anbau und der Aufſicht dieſes Gebiets ausſchlieſsend widmet! Um ſo mehr, da Religion und Theologie wegen des, ſelbſt dem freyen Glauben urſprünglich anklebenden Scheins der Objectivität der ſteten und ſcharfen Cenſur des kritiſchen Philoſophen ſo ſehr bedürfen. Schon das Wort *Glauben* hat die gefährliche Nebenbedeutung einer Ueberzeugung von der Wirklichkeit, dem Daſeyn des Gegenſtandes. Auch übt der Vf. dieſe Cenſur wachſam, und erklärt ſich ſchlechthin gegen jede theoretiſche Religion (S. 130.). Wie ſehr er in den Geiſt der Kantiſchen Moral eingedrungen ſey, kann die Stelle S. 119. 120. beweiſen, wo er ſie eine Totalreform nennt; „ihr gröſster Vorzug beſtehe darinn, daſs ſie aus dem Begriff der moraliſchen Handlung alle Paſſivität verbannte.“ Ferner die vortreffliche polemiſche Stelle im 6ten Brief gegen gewiſſe ſehr verbreitete Vorſtellungen von der Freyheit des Willens als einem abſoluten Vermögen der empiriſchen Vernunft, der empiriſchen Willkühr. Man muſs damit einige ſehr merkwürdige Aeuſserungen über denſelben Gegenſtand in *Kants Einleitung* zu den metaph. Anfangsgründen der Rechtslehre vergleichen. — Doch wäre zu wünſchen, daſs der Vf. ſeine eignen poſitiven Behauptungen über die praktiſche Freyheit bey einer neuen Ausgabe ſeines Werks von neuem prüfen möchte, da ſie nicht frey von Verwirrung und Miſsverſtändniſs zu ſeyn ſcheinen. — Wenn, wie er behauptet, *nur* dem tranſcendentalen Subject abſolute Freyheit beygelegt werden kann, die er dem empiriſchen mit dem vollſten Recht und den bündigſten Beweiſen abſpricht; wenn die praktiſche Selbſtbeſtimmung durchaus nur mittelbar ſeyn kann: ſo giebts überall keine *Praxis*, d. h. Beſtimmung des Empiriſchen durchs Abſolute. Eine durchaus nur, mittelbare Selbſtbeſtimmung enthält ſchon einen innern Widerſpruch: es wäre gar keine Selbſtbeſtimmung, und kein Selbſt. Alle Vermittlungen ſind empiriſch: man kommt dem Abſoluten dadurch um nichts näher, und bleibt immer in den Schranken. Daraus würde folgen, daſs die Schranken abſolut wären, das Ich aber relativ. So iſt es im theoretiſchen Gebiet. Giebt es ein praktiſches Gebiet, und eine praktiſche Aufgabe, die nicht an das reine Ich ergehen kann S. 152.: ſo muſs es auch ein praktiſches Ich geben: denn von dem empiriſchen Subject, als ſolchem, deſſen Selbſtthätigkeit durch Naturgeſetze beſchränkt iſt, gänzliche Vernichtung aller Schranken abſolut zu fodern, wäre widerſprechend. Das *praktiſche Ich* iſt das abſolute, in ſo fern es das empiriſche beſtimmt, oder umgekehrt. Die Möglichkeit dieſer Beſtimmung, die nur unmittelbar ſeyn kann, worauf es hier eigentlich ankömmt, folgt von ſelbſt, wenn das reine Ich, wie der Vf. (S. 142. 143. 152.) zugiebt,

giebt, absolut ist. Es giebt dann keine Schranken, als die es sich selbst gesetzt hat, also auch wieder durch sich selbst muss aufheben können. Wird von der Zeit abstrahirt, wie in praktischer Rücksicht davon abstrahirt werden muss und soll: so ist die Macht des Willens unendlich. Ein einziger synthetischer Entschluss kann als erstes Glied einer unendlichen Progression von steten Freyheitserweiterungen die Ursache der gänzlichen Vernichtung aller Schranken seyn. Wie könnte die Kraft beschränkt seyn, deren Product absolut ist? Freylich aber darf man nicht, wie so häufig geschieht, was nur fürs praktische gilt, auch aufs empirische Subject übertragen. Der Vf. hat es ins hellste Licht gesetzt, dass in diesem nichts absolut ist (S. 151.), und dass wir uns nicht, wie mit einem Schwerdtstreich, heilig machen können. Es giebt gewiss keinen grössern Unsinn, als zu sagen: „So eben habe ich mich durch reine Vernunft selbst bestimmt." Selbst bey der Würdigung eines empirischen Subjects darf daher die Freyheit nicht als Erklärungsgrund vorausgesetzt werden: d. h. die *Zurechnung* ist in der Geschichte und in der Beurtheilung sittlicher Phänomene ganz unstatthaft. Die *Reue* ist als seynsollende Einsicht, dass wir anders hätten handeln können, zwar auch eine bloße Täuschung; lässt sich jedoch, als praktisches Gefühl, vertheidigen. Die Bedingung ihrer Sittlichkeit, wie aller Gefühle, ist die Schönheit.

Um noch weiter zu beweisen, dass Rec. nicht deshalb dem Vf. Geist der kritischen Philosophie beygelegt habe, weil er etwa seine eigne Meynung durchgängig in ihm wieder fand, und um einen oder den andern Leser und auch den Vf. selbst vielleicht zu einer vielseitigern Prüfung des prüfungswürdigen Gegenstandes zu veranlassen: trägt er seine Zweifel auch gegen die Behauptung vor, welche der ganzen Untersuchung, ob Religion Pflicht sey oder nicht, als ausgemacht zum Grunde gelegt wird: dass nämlich die Religion, *willkührlich* sey. Dem Rec. scheint sie mehr eine beneidenswürdige Belohnung als ein pflichtmäßiges Hülfsmittel der Tugend. Er ist vollkommen damit einverstanden, dass die Religion ein Product der Freyheit sey, und dass alles, was nicht Product der Freyheit ist, jenen Namen nicht verdiene. Ja er getraut sich den Satz zu behaupten: Je freyer, je religiöser; wenn man den letzten Ausdruck nicht auf die Quantität der Religion, (an der die Menschen glauben, nie zu viel thun zu können), sondern auf die Qualität bezieht. Wenn aber die einzelne Religionsäuserung gar keine für sich bestehende Handlung, sondern ein wesentlicher Bestandtheil eines einzigen und unzertrennlichen Acts ist; der gesammte religiöse Zustand eines Individuums hingegen durch das Maas seiner wirklichen Moralität, durch den Grad seiner Annäherung zum Ziel der Sittlichkeit bestimmt wird: so ist es eben so widersinnig, sich einen Gott zu *machen* d. h. erkünsteln zu wollen; als zu glauben, man könne die Religion für sich cultiviren und veredeln, oder durch sie den Menschen moralisiren: denn *zähmen* kann man ihn allerdings, so lange er noch ein knechtisches Halbthier ist, durch die Furcht vor einem allmächtigen Herrn, und den Glauben an einen absoluten Buchstaben. In einem andern Sinne des Worts ist aber jeder Gott, dessen Vorstellung der Mensch sich nicht *macht* d. h. frey hervorbringt, sondern geben lässt, diese Vorstellung mag übrigens nach so sublimirt seyn, ein *Abgott*. Um das Sittengesetz zu erfüllen, weil es Gesetz ist, muss der Handelnde sich dasselbe als Gesetz im strengen Gegensatz gegen die Wünsche und Einfälle seiner Willkühr, d. h. als Gebot eines allmächtigen, allgerechten und allwissenden Gesetzgebers, denken; welches ein einziger untheilbarer Act ist. Soll diese Vorstellung den Menschen nicht zermalmen, und in Tugendtödtende Geistesknechtschaft stürzen: so muss er schon in dem Maasse selbstständig seyn, dass er seine Menschheit auch gegen eine feindliche Allmacht kämpfend behaupten könnte. Soll das Freyheitsgesetz nicht zum Naturgesetz für ihn werden; so muss seine Natur schon frey seyn. Ehe der Mensch also reif wird, seine Pflicht um der Pflicht willen zu thun, welches wohl noch nicht für den höchsten Gipfel der sittlichen Bildung gelten kann, muss er schon eine frühere Stufe derselben durchgangen seyn, welches wohl nicht die erste seyn kann, da die Erfahrung im Grossen und Kleinen lehrt, dass die Cultur zur Sittlichkeit mit der Zähmung der Thierheit den Anfang nehmen müsse. Es wäre sehr zu wünschen, dass der Vf., der den Gedanken, dass der wirkliche Mensch nicht alle Schranken plötzlich überspringen, sondern nur Schritt vor Schritt überwinden könne, so befriedigend und lichtvoll entwickelt hat, hierin den allmählichen Gang der menschlichen Natur zu erforschen, und die wesentlichen Stufen der sittlichen Bildung zu bestimmen suchte. Es muss für jede derselben, wenn dieser Ausdruck nicht zu kühn ist, eine eigne Religion geben; d. h. es muss einer jeden auch eine Stufe der religiösen Bildung entsprechen. Nun ist es aber gerade eine charakteristische Eigenschaft des *Christianismus*, den unsrer Religionswissenschaft doch am nächsten liegt, und vielleicht eine wesentliche Eigenschaft jeder katholischen Religion, allen alles seyn zu wollen, und für jede Stufe der sittlichen Cultur vom Halbthier bis zum Weisen auf angemessene Art zu sorgen. Schon darum ist der Christianismus vorzüglicher als andre Religionen, welche ihren Ansprüchen auf Universalität nicht Genüge leisten konnten, weil sie aus zu einfachen Bestandtheilen entstanden waren. Auch wäre zu wünschen, dass der Vf. in dem Fortgange seines interessanten Werks auch auf die etwanigen Einwürfe eines solchen Indifferentisten Rücksicht nähme, der es gar nicht gegen die Religion selbst, aber gegen alle öffentlichen Religionsübungen wäre, weil er die *Mittheilbarkeit* der ächten Religion bezweifelte.

*Weisshuhn's Beyträge zur Synonymistik* lassen den frühzeitigen Tod dieses feinen Kopfs, dem es gar nicht an eignem Geist fehlte, sehr bedauern. Wie viel Gutes hätte er nicht noch vielleicht für die Ausbildung einer wissenschaftlichen Grammatik, für de-

ren Werth und Würde man in Deutschland, wo sich manche günstige Umstände dazu vereinigen, Sinn zu haben scheint, und welche unstreitig auch einer der Vorzüge ist, wodurch sich eine gebildete Nation von einer blos verfeinerten unterscheidet, leisten können! Welche Vortheile hätte ihm dazu die kritische Philosophie gewähren müssen, da er über dieselbe nicht verlernt hatte, selbst zu denken, und sich um genaue Sachkenntnisse zu bemühen! Er scheint hier ganz in seinem eigentlichen Felde gewesen zu seyn. Jedoch ist auch hier die allgemeine Einleitung schwächer als das Besondre. Und die *Sätze und Gegensätze zur Grundlegung eines neuen Systems der Philosophie* im VIten Stück sind im Ganzen genommen nur ein Beweis mehr von der Gewalt, die der herrschende Ton des Zeitalters auch über bessere Köpfe ausübt, indem er sie oft aus ihrer eigentlichen Sphäre zieht. Einzelne auch im Ausdruck sehr glückliche Stellen, wie S. 89. 90. 97., sind jedoch eine vollgültige Rechtfertigung der öffentlichen Bekanntmachung dieses Bruchstücks; und wenn der übrige Nachlass ähnliche Stellen enthält, so kann die Mittheilung derselben nicht überflüssig scheinen.

*Erhards Apologie des Teufels* empfiehlt sich sehr durch die leichte Behandlung. Nachdem der Vf. in der Einleitung die Paradoxie seines Unternehmens, nach der Denkart der feinen Welt betrachtet hat, wird S. 108. gesagt: „Die Allgemeinheit des Glaubens an den Teufel beweise wenigstens, dass, im Falle er auch nur eine Illusion wäre, er doch beynahe eine dem Menschen eigenthümliche Illusion seyn müsse;“ und nach S. 111. ist das Daseyn positiver Bosheit bey dem gesunden Menschenverstande entschieden. Dies wird weiter unten dahin eingeschränkt, dass die christliche Religion zuerst das Ideal der Bosheit richtig dargestellt habe. „Daher treffe man auch vor Christi Geburt bey keinem Volke einen Teufel an.“ (S. 129.) Das Vorzüglichste in dem ganzen Aufsatze ist wohl die Entwicklung der Maximen des Teufels. Ueberhaupt fehlt es diesem Schriftsteller nicht an sinnreichen Einfällen; wohl aber an bündiger und strenger Methode. Daher würde eine zergliedernde und detaillirte Prüfung die Mühe nicht belohnen. Ueber die dem Vf. mit mehreren gemeinschaftliche Vorstellung von der praktischen Freyheit hat Rec. nach dem, was Hr. *Niethammer* in den Briefen über Religionsindifferent, und *Kant* in der Einleitung zur Rechtslehre, dagegen erinnert haben, nichts hinzu zusetzen. Die dem Vf. ebenfalls mit vielen gemeinschaftliche Manier zu postuliren, hat *Schelling* in den Briefen über Krit. und Dogm. ins hellste Licht gesetzt.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

Als neue Auflage ist erschienen:

Frankfurt u. Leipzig, b. Herold: *Das neue Königliche l'Hombre*, nebst einer gründlichen Anweisung wie Quadrille, Cinquille, Piquet, Reversy, Trisett, Tarok, Whist, Boston, Patience, Cabale, Connectionen, Casino etc. nach jetziger Art zu spielen sind, wobey nebst noch andern Kartenspielen das Billard-Pielkentafel-Schach- und Ballspiel, wie auch das Verkehren im Brett, Triktrak und Tokkategli sammt den Ausdrücken, deren man sich bey diesen verschiedenen Spielen bedienet, deutlich beschrieben und erkläret werden. 14te verb. und verm. Aufl. 1797. 336 S. 8. (12 gr.)

## KLEINE SCHRIFTEN

Arzneygelahrtheit. *Schnepfenthal*, in Commission der Buchhandl. der Erziehungsanstalt: *Anleitung zum Gebrauch des verbesserten Trokars mit einigen praktischen Bemerkungen über Wartung des Rindvichs, so wie auch einige Kurarten der gewöhnlichsten Rindviehkrankheiten; herausgegeben von J. C. Adloff.* 1794. 72 S. 8. (4 gr.) Die Verbesserungen des Troikars, die in dieser Schrift, deren Ertrag zu einem Waiseninstitute angewendet werden soll, beschrieben sind, bestehen darinne, dass er die Form einer Schilfklinge (wahrscheinlich doch nur vorne an der Spitze) hat, dass die Löcher in der Hülse schief gegen einander gebohrt sind, dass die Klinge länger als gewöhnlich ist, und zwey Hülsen hat, so dass man sie bey grosem und kleinem Vieh zugleich soll brauchen können, dass die Hülsen von weisem Blech sind, damit sich weder Grünspan, noch Rost ansetzen könne, welches die Wunde verschlimmern soll, (aber das Blech rostet ja auch, und schwerlich wird dies die Wunde verschlimmern,) dass ein Maas angezeichnet ist, nach welchem man die Tiefe des Einstichs abmessen kann. Es scheint dem Vf. unbekannt gewesen zu seyn, dass schon vor ihm *Bonninghausen* Beschreibung eines neuen Verfahrens das aufgelaufne Vieh durch den Stich zu heilen Nördlingen 1790. die wesentlichsten dieser Verbesserungen an dem Instrumente angebracht hat. — Die übrigen ökonomischen Bemerkungen sind nicht übel; auch als Thierarzt äussert der Vf. hin und wieder vernünftige Grundsätze; doch muss er seine Begriffe in diesem Fache noch mehr berichtigen: so ist z. B. das Abzehren und der jahrelange Verlust der Milch vom Fressen der Nachgeburt Fabel, das Wegmelken der ersten Milch nicht rathsam; die Hungerzitzen abzuzwicken tadelhaft, denn schon das Aufstreichen des Honigeffigs mit Alaun tilgt die Geschwulst, und meistens ist nicht sie, sondern andere Ursachen Schuld, wenn das Kalb keine Saugluft hat; wider die Schwämmchen der Kälber wird blosses Waschen mit Salzessig, ohne Abführmittel, nicht helfen u. s. w. Die Kurarten des kalten Feuers, der Lungensucht, Darmgicht, des Durchfalls, des Lendenbluts sind zu einseitig und unzureichend.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 22. März 1797.*


## PHILOSOPHIE.

Neu-Strelitz, in der neuprivilegirten Hofbuchh.: *Philosophisches Journal* etc. her. von *F. J. Niethammer* etc.

*(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Das Resultat der Untersuchung ist: „dass die Existenz des Teufels für die praktische Vernunft gleichgültig; der Begriff des Teufels aber demungeachtet für die Moralität sehr wichtig sey" (S. 135 fg.). Durch den Beweis nämlich, dass nur Ein Wesen mit Freyheit höchst boshaft seyn könne, entstehe ein Interesse der theoretischen Vernunft für die Maximen der praktischen, indem diese allein von allen Menschen consequent befolgt werden können. Daraus entspringe der *Begriff des Rechts*, der seiner Möglichkeit nach von der Moral abhängig sey. Ist dies der Fall, so ist die Rechtslehre ein Theil der Moral, wenn anders alle Bestimmungen und Beschränkungen des ersten Grundsatzes einer Wissenschaft in den Umkreis derselben gehören, und die blosse Bedingung eines Positiven keine eigne Wissenschaft begründen kann. Die Trennung beider Wissenschaften ist alsdann blos willkührlich, wie sie auch in *Maimon's* gleich darauf folgendem Aufsatze *über die ersten Gründe des Naturrechts* im II. Heft ist. Nach Maimon ist nämlich das *Naturrecht* die Wissenschaft von den, durch das Moralgesetz *a priori* bestimmten, nothwendigen und allgemeingültigen *scheinbaren Ausnahmen* von demselben (S. 142.). Ueber das *Scheinbare* hat der Vf. sich nicht weiter erklärt; auch verliert sich dieses Merkmal allmählich, je tiefer man in den Aufsatz hinein kommt. Wie es *Ausnahmen* von einem Moralgesetz geben könne, welches (nach S. 151.) ein *kategorischer Imperativ* ist, dem in keinem Falle zuwider gehandelt werden darf, dessen Möglichkeit sich jedoch (nach S. 142.) auf die *Annahme* eines *Triebes* im Menschen zur Allgemeingültigmachung seines Willens gründet, ist nicht begreiflich. Ein einiges praktisches Gesetz, welches nicht erfüllt (*gebraucht* ist ein sehr unschicklicher Ausdruck) werden kann, ohne zugleich übertreten zu werden, würde sich selbst annihiliren. Etwas andres wäre es freylich, wenn sich das Recht aus der gegenseitigen Beschränkung mehrerer coordinirter praktischer Gesetze ableiten liesse. Maimon hat also das Recht eben so wenig deducirt, wie die neuern Rechtslehrer, denen er dies, vielleicht nicht ohne Grund, aber doch ohne gehörige Belege, Schuld giebt (S. 143.). Sehr auffallend zeigt es sich auch in dieser Zeitschrift an einer Menge der verschiedenartigsten *Abhandlungen über Gegenstände der Rechtslehre*, deren Vergleichung dem Beobachter zu merkwürdigen Folgerungen Anlass giebt, wie sehr gerade dieses Gebiet jetzt ein vorzüglicher Tummelplatz der philosophirenden Vernunft ist. Aus dem akademischen Bedürfniss oder dem herrschenden Ton eines revolutionären Zeitalters lässt sich das Phänomen schon darum nicht allein erklären, weil die Thätigkeit und die Uneinigkeit sich gerade in dem Wissenschaftlichsten und Allgemeinsten, der *Deduction des Grundbegriffs* und besonders der *Gränzbestimmung der Wissenschaft* am stärksten äussert. Es scheint also eine Indication zu seyn, dass hier mehrere Knoten des verschlungnen und verwickelten Gewebes der Philosophie zusammentreffen mögen. Aus der Vergleichung der verschiedenen Gränzbestimmungen des Naturrechts in dieser einzigen Sammlung erhellt wenigstens, dass die Selbstständigkeit und specifische Verschiedenheit dieser Wissenschaft noch keineswegs ausgemacht sey. Die Entstehungsgeschichte ihrer Form könnte auf den Gedanken leiten, dass sie wohl nur gar ein durch äussre Umstände und Bedürfnisse gebildetes wissenschaftliches Aggregat sey, wie so viele andre angebliche Wissenschaften (Vergl. *Niethammers Bemerkungen über den Gebrauch der Ausdrücke Theoretisch und Praktisch* im XII. Heft S. 340.), welche ein Philosoph, der sich auch für die Vollkommenheit der scientifischen Formen mit Rigorismus interessirte, doch einmal in ein *Verzeichniss der Wissenschaften, welche keine sind*, zusammentragen sollte. So lange die Philosophie noch die *Episoden* vom epischen Gedicht entlehnen muss: darf man wohl voraussetzen, dass sie mit ihrer Classification nicht im Reinen sey. Vielleicht aber, und dies ist wohl das Wahrscheinlichere, ist die Rechtslehre nur ein Theil einer andern, von der Moral aber verschiedenen, Wissenschaft: denn von dieser wollen sie wenigstens alle trennen, wenn es gleich den meisten entschieden mislingt. — Es ist kein gutes Zeichen, wenn sich in dem Bezirk einer Wissenschaft häufig offenbar fremdartige Bestandtheile finden, andre offenbar verwandte ausgeschlossen bleiben. Wenn der Rechtsgrundsatz, wie Erhard behauptet, die Form der politischen Gesetze, aber nur diese bestimmen soll: so gehört die Theorie der Gesetzgebung zur Rechtslehre, enthält aber mehr als sie. *Erhards Erster Beytrag zur Theorie der Gesetzgebung* im VIII. Heft kann wenigstens zur Genüge zeigen, wie unbestimmt und schwankend sie bleiben müsse, wenn man den Inhalt der Gesetze blos moralisch oder technisch bestimmen will. Woher soll ihr nun aber der Inhalt kommen,

men, wenn sie keine blofs technische Theorie ist? Dies leitet auf die Vermuthung, dafs ihr Inhalt aus einer Wissenschaft bestimmt werden müsse, deren Theil die Rechtslehre sey. Die eigentliche Grundlage der sehr reichhaltigen *Neuen Deduction des Naturrechts* im IV. Heft des II. Jahrg. ist die Voraussetzung, S. 181. §. 15. dafs der Mensch „in einem Reich moralischer Wesen" sey. Diese Voraussetzung wäre also vor allen Dingen zu deduciren gewesen, welches hier aber eben so wenig geschehen ist, als in *Schaumann's* Versuch im XI. Heft S. 56. Dagegen ist die an sich scharfsinnige praktische Deduction des Lebens §. 8. 9. hier eine Episode. Die Moral scheint dem Vf. für eine allgemeine praktische Philosophie zu gelten, deren specifische Verschiedenheit mit Bestimmung ihrer Gränzen zu erweisen war. Was sich gegen die Trennung der antithetischen Pflichtwissenschaft und Rechtswissenschaft sagen liefse, übergeht Rec., da es ohne Zweifel mit höhern speculativen Meynungen des Vfs. zusammenhängt. Die Resultate dieser Indicationen, worinn entweder alle, oder mehrere und zwar vorzüglich scharfsinnige und sonst sehr verschiedene Schriftsteller über die Rechtslehre in diesem Journal übereinstimmen, sind in kurzem folgende: 1) der Rechtsgrundsatz ist unabhängig von der Moral; 2) er ist nicht blofs technisch nützlich, sondern praktisch und absolut nothwendig; 3) er ist nur die Bedingung und Beschränkung eines positiven Gesetzes; 4) die Möglichkeit des Rechtsgesetzes beruht auf dem Begriff einer Gemeinschaft freyer Wesen. Am bestimmtesten ist dieses gesagt in der *Recension von Kant zum ewigen Frieden* im I. Heft des II. Jahrg. S. 85. —

Das Wort *Naturrecht* hat allein in diesem Journal drey ganz verschiedene Bedeutungen: 1) Naturzustandsrecht; 2) Menschennaturrecht; 3) Recht des Menschen über die Natur. Sollte es nicht gut seyn, das Wort wenigstens aus philosophischen Schriften, die nicht zu akademischen Vorlesungen bestimmt sind, als Benennung der ganzen Wissenschaft zu antiquiren; da aufser jener Vieldeutigkeit, die vielleicht auch die Sprachrichtigkeit in einigen Bedeutungen beleidigt, eine solche Abbreviatur des Ausdrucks für die Benennung einer strengen Hauptwissenschaft unschicklich ist? Das von *Kant* gebrauchte, *Rechtslehre* ist wissenschaftlicher und sprachähnlicher.

*Maimons* Abhandlung im V. Heft: *Ueber den Gebrauch der Philosophie zur Erweiterung der Erkenntnifs*, enthält nach einer allgemeinen Einleitung ein vorläufiges Bruchstück eines gröfsern Werks, unter dem Titel: *Vervollkommnung des Erfindungsvermögens durch die Mathematik* (S. 18 folg.). In dieser allgemeinen Einleitung (S. 1—18.) wird das wissenschaftliche Genie mehr durch Scherze von der nicht feinen Art (S. 12. 15.), als durch Gründe herabgewürdigt, und behauptet, aber ohne Beweis, dafs die in Belagerungsstand erklärte Philosophie, in der es überhaupt keine *reale* Erfindungen gebe, mit ihrer Vertheidigung gegen die neuern Skeptiker zu sehr beschäftigt sey, als dafs man *Methoden* zur Erweiterung unsrer Erkenntnifs von ihr erwarten dürfe (S. 16.). Der Vf. will hingegen die Erfindungsmethoden von der Mathematik und Physik abstrahiren, und auf die Art die Möglichkeit der Sache durch das Factum selbst beweisen. Da er alles, was daraus gefolgert wird, schon in die willkührliche Definition des Erfindens (S. 7. 10.) hineingelegt hatte: so ist die Untersuchung eben nicht sehr lehrreich. Da er nur von einem analytischen Erfinden weifs: so glaubt er natürlich, dafs man, wenn die Methode nur vollkommen wäre, das Genie würde entbehren können.

*Skeptisches* konnte Rec. in beiden Maimonschen Abhandlungen nichts finden; man müfste denn Einfälle und Machtsprüche, die das Verfahren andrer tadeln, oder das Erkenntnifsvermögen selbst blofs *beschränken* sollen, für skeptisch halten. Schwerlich hätte man diesen Schriftsteller für einen Skeptiker gehalten, da doch die diagnostischen Zeichen seines Empirismus überall so sichtbar am Tage liegen, wenn das Bedürfnifs nicht so äufserst dringend gewesen wäre. Darum gab eine Reihe oft mehr naiver als philosophischer Fragen und Zweifel hinreichenden Anspruch auf diesen Namen; wie ehedem schon der häufige Gebrauch jener Lieblingsworte der Geistesblöfse: Vielleicht, Beynahe, Ungefähr u. s. w. Rec. erwartet den Einwurf, dafs jeder andre Skepticismus, aufser diesem neuen Skepticismus unsers Jahrzehnds, Unsinn sey. So lasse man denn, nach dem Gesetz der Sparsamkeit, die überflüssige Benennung des Skepticismus gänzlich eingehen! *Entia praeter necessitatem non sunt multiplicanda.* Auffallend war es ihm, dafs der *Recensent* von *Stäudlin's Geschichte des Skepticismus* im III. Heft die merkwürdige Definition des Vf. vom Skepticismus nur mit einem kurzen Machtspruch abfertigt. Sie hat freylich einen grofsen Fehler: aber es ist doch ein Gedanke, und gerade der einzige bedeutende, der in der Rec. citirt wird. Sie lautet: „Der Skepticismus ist ein System von Grundsätzen, welches sowohl jedes System der Erkenntnifs als auch sich selbst zernichtet (S. 278.)." Das Merkmal *System* hier in diesem Zusammenhange ist nur so einer von den Misgriffen, an denen man gleich den ganzen Mann erkennt. Indessen dürfte jemand, der hier rein historisch urtheilen wollte, die Definition auch nach dieser Verbesserung als *nicht charakteristisch* verwerfen, und sie auf jede schon vergangne Philosophie passend finden.

*Schellings Briefe über Kriticismus und Dogmatismus* im VII. und XI. Heft sind durch Gehalt und Form eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern philosophischen Literatur. Um seinen hinreifsenden Vortrag kennen zu lernen, mag der Leser, welcher bis jetzt versäumt, sich mit diesen Briefen bekannt zu machen, nur folgende auch in Rücksicht auf Gedanken und Geist sehr vortreffliche und charakteristische Stellen gegen abschliefsende Systematiker und Moralisten, die einen sehr niedrigen Standpunkt für den höchsten halten, nachschlagen: St. XI. S. 185. 186. 209—213. Obgleich man in einigen Stellen noch zu sehr an *Jakobi* erinnert wird: so geht der Vf. doch im Ganzen auch im Stil durchaus seinen

eignen

eignen Gang. Die Seele seiner Philosophie ist jener Sinn, jene Begeistrung für ganzes, freyes Seyn, welche von jeher die Grösten der merkwürdigen Menschenart, die wir Philosophen nennen, charakterisirte. Mit der Foderung absoluten Daseyns, und der Realität des Wissens beginnt diese Philosophie und nachdem der theoretisch unauflösliche Knoten *rein praktisch* aus Willkühr nach Gefühl durch die That *zerhauen* ist, endigt sie damit, dass sie der müssigen Speculation gänzlich entsagt, und ins thätige Leben zurückkehrt (s. das Ende der Br.). Daher der Geist der Fortschreitung und Freyheit, die Vorliebe für alles Handelnde und Lebendige. Daher die polemische Tendenz aus reiner, starker Antipathie vorzüglich gegen Inconsequenz und Passivität, überhaupt aber gegen Beschränktheit jeder Art, und in sofern sie das ist, auch gegen alle *Theorie*. Für den Kenner liegt es schon in dem Gesagten, dass diese Philosophie ganz im vollen Ernst recht *paradox* sey, und warum sie es sey. Es läfst sich denken, wie übel man das genommen hat, da für so viele schon das die ärgste Paradoxie ist, wenn jemand Geist und Charakter hat. Möchten sie doch nur einmal den Versuch machen, ohne Paradoxie nicht blos zu räsonniren, sondern wirklich zu philosophiren. Rec. bekennt dagegen, dass er an einem Philosophen, der, wie Hr. *Schelling*, überall Gradsinn, scharfes Urtheil, bedeutenden Witz und eine männliche Seele blicken läfst, Paradoxie für ein Zeichen der günstigsten Vorbedeutung hält. Wenn Rec. noch hinzufügt, dass jede neue Schrift des Hn. *S.* über seine eigentliche Philosophie bis jetzt die vorige an Gehalt und Ausdruck ungemein weit übertroffen habe: so wird wohl kein Unbefangner es zu viel gesagt finden, dass die deutsche Literatur in ihm einen ihrer vorzüglichsten Schriftsteller erwarten dürfe. Es müsste sich einem nur verständigen und billig denkenden Manne, wenn er auch für seine Person der Speculation noch so abgeneigt wäre, ganz klar machen lassen: dass nicht blos die Philosophen paradox sind (wie das Beyspiel der Grösten beweist), sondern dass die Philosophie selbst es sey. Wenn er nur zugiebt, dass die Anlage zur Philosophie eine eigne Kraft und nothwendige Seite, nicht blos eine Krankheit und Verirrung der menschlichen Natur ist: so wird er, da es allen einleuchtet, dass jede Kraft nur durch sich selbst gebildet werden kann, auch den Satz zugeben müssen: je kräftiger, je einseitiger; je philosophischer, je paradoxer. Hoffentlich wird den Vf. weder das bey Einigen erregte Misfallen noch irgend eine andre Rücksicht abhalten, seiner Individualität völlig freyen Lauf zu lassen; wo möglich noch mehr als bisher. Denn mit dem Individuellsten würde er unfehlbar auch das Beste wegschneiden. Um jedoch nicht das Ansehn zu haben, als ob wir wider Gewissen und Amtspflicht dem Vf. Vernachlässigung der Disciplin empföhlen, äufsern wir den Wunsch, dass er in den angestrengtesten mannichfachsten Uebungen nicht ermüden möge, bis er alle Theile der unauslernbaren logischen Kunst, in der auch der gröste Meister immer unvollkommen bleibt, einigermafsen in seiner Gewalt hat. Dann wird es Zeit seyn, seine Philosophie im Einzelnen zu prüfen. Diese Kunst ist nicht an die Förmlichkeit dieser oder jener Methode gefesselt, wogegen *Sch.* Philosophie einen charakteristischen Indifferentismus äusert. Sie verträgt sich mit jeder, auch der individuellsten, Form. Gewifs würde es für den Vf. sehr unvortheilhaft seyn, wenn er in der praktischen Philosophie, welche für ihn doch nur der Geist der Praxis seyn kann, eine andre Form wählen wollte, als die freyeste und individuellste.

Wenn Rec. in Betreff der *Schmidischen Bruchstücke über die Philosophie und ihre Principien derselben* im X. Heft, und *Fichte's Vergleichung* des darinn aufgestellten Systems *mit der Wissenschaftslehre* im XII. Heft freymüthig erklärt, dass er nach wiederholter Prüfung überzeugt sey, Hr. Fichte habe Hn. Schmid vollkommen verstanden: so leuchtet von selbst ein, dass er in *philosophischer* Rücksicht, der einzigen, welche hier Statt finden kann, über die erste Abhandlung und über den polemischen Theil der Gegenschrift nichts zu sagen habe. Die populäre Darstellung der Principien der Wissenschaftslehre (S. 286—315.), welche allen Freunden derselben so willkommen gewesen ist, vollständig prüfen, hiefse beynah die Wissenschaftslehre selbst beurtheilen, die doch auch ein Gegner, wenn er nur ein Philosoph ist, unter die kleine Zahl derjenigen Produkte des philosophischen Geistes rechnen wird, welche das anhaltendste und tiefste Studium erfodern und belohnen. Eine Beurtheilung aber bleibt eben deshalb immer ein schweres Geschäft, dessen leichtester Theil die Widerlegung der gewöhnlichen empiristischen Einwürfe, — der wichtigste aber die Prüfung des Einzelnen nach dem Zweck und Zusammenhang des Ganzen seyn würde. — Die Untersuchung der einzigen Erklärung: „dass *Kant* dieselbe Frage (von der *F.* ausgeht) in ihrer ganzen Ausdehnung aufgenommen, sie beantwortet, und sie gerade so beantwortet habe, wie die Wissenschaftslehre thut" (S. 296.); würde ein eignes Werk erfodern. Da eine sich selbst verläugnende Gerechtigkeitsliebe und aufrichtige Ueberzeugung, welche sich gewifs auf etwas Tüchtiges gründet, den Vf. einmal zu dieser eigentlich anticipirten und ganz exoterischen Behauptung veranlafst haben: so kann Rec. nicht umhin, den Wunsch zu äufsern, dass *F.* selbst, oder ein andrer Kenner der Wissenschaftslehre recht bald Mufse und Neigung finden möchte, einen *vollständigen Beweis* dieser Behauptung darzulegen. Nicht etwa, um zu zeigen, was vielleicht nicht schwer zu zeigen seyn mag: dass viele Kantianer Kanten wirklich nicht verstanden haben; noch auch um das Verständniss der Wissenschaftslehre durch den Gegensatz zu erleichtern: denn für die, welche sie verstehen sollen und können, ist sie wohl schon verständlich genug. Sondern um zu verhüten, dass die Auslegung Kants nach dem Geist, auf die sich jetzt wahrscheinlich viele legen werden, da sie's inne zu werden scheinen, wie übel ihnen die Auslegung nach dem Buchstaben bekommen sey, nicht gesetzlos und

willkührlich werde. Eine solche Auslegung aber würde, nicht blofs nach dem Vorurtheil des Pedanten, sondern auch nach dem Sinne des ächten Philologen, so gut als gar keine seyn. Möchte uns Hr. F. nur wenigstens seine *Theorie über Geist und Buchstaben*, die mit dem Innersten und Eigensten seiner Philosophie wesentlich zusammenhängen muss, bald mittheilen; damit sich ungefähr übersehn liefse, wie er den Beweis jener Behauptung nach diesen Grundsätzen führen würde! Diese Behauptung ist zwar blofs exoterisch und unwesentlich, weil die Wissenschaftslehre auf sich selbst beruht. Indessen ist es doch von der äufserstén Wichtigkeit für das Interesse der Wissenschaftslehre, dafs sich hier keine Autorität einschleiche; und dafs auch nicht einer sich für einen Anhänger derselben halte und ausgebe, der, um sie wahr zu finden, sie auch mit Kants Lehre in Harmonie bringen müsste. Jede Philosophie, und wenn sie auch ganz Geist wäre, ist, sobald sie sich ausbreitet, der Gefahr ausgesetzt, durch die Formularphilosophen in Buchstaben verwandelt zu werden. Nicht anticipirt wird die Frage von der Harmonie oder Disharmonie Kants und Fichte's erst dann heifsen können, wenn eine philosophische Geschichte der Philosophie nicht blofs möglich, sondern auch wenigstens die Gesetze der historischen Kritik für dieselben wirklich entwickelt seyn werden. Uebrigens zweifelt Rec. gar nicht, dafs Kant gerade dieselbe Frage vor Augen gehabt hat, auf welche die Wissenschaftslehre die Antwort enthalten soll; wie wohl alle Philosophen, die den Namen verdienen, sie vor Augen gehabt haben. *Gesetzt*, es liefse sich zeigen: dafs Kants Philosophie erst durch die Wissenschaftslehre Haltung und Sinn bekomme; dafs jene die Principien dieser im Keim und *implicite* enthalte: so liefse sich dagegen immer noch einwenden: dafs wir auch den Spinoza und Leibnitz jetzt besser verstehen können, als sie sich selbst verstanden; und zweifeln: Ob Kant sich auch selbst *gerade so* verstanden habe? Es müfste also bewiesen werden nicht etwa blofs: dafs Kant auf den Weg gedeutet, wo die Antwort zu suchen sey, und dafs er, wenn er auf demselben weiter gegangen wäre, dahin gekommen seyn würde (welches doch nicht leicht zu beweisen seyn dürfte); sondern auch: dafs er die Antwort selbst gefunden und sammt ihrer Rechtfertigung bestimmt gesagt oder doch gewufst habe. Wenn die Methode auf den Charakter einer Philosophie besonders dann am sichersten schliefsen läfst, wenn sie entweder so eigenthümlich und geistvoll wie die Kantische, oder in ihrer Art so vollkommen und ein gehorsames Werkzeug in der Hand des Meisters ist, wie die Fichtische: so deutet dies auf Verschiedenheit nicht blofs im Buchstaben, sondern im Geist. Auch läfst sich diese Verschiedenheit der Methode nicht allein aus der Verschiedenheit der Sphäre erklären: denn die Wissenschaftslehre hört zwar auf, wo die Kritik der reinen Vernunft anfängt, aber Fichte und Kant sind oft genug auf demselben Gebiete.

(*Der Beschluss folgt.*)

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NÜRNBERG, in der Felisseckerischen Buchh.: *Beyträge zu einer gründlichen Verbesserung der protestantischen Liturgie*, von *Johann Ferdinand Schlez*, Pfarrer zu Ippesheim. 17. 6. 130 S. 8.

Der Vf. nennt diese Aufsätze: Beyträge zu einer *gründlichen* Verbesserung der protestantischen Liturgie, weil er, wie er in der Vorrede sagt, bey ihrer Verfertigung auf die alten Agenden und auf den herkömmlichen Kirchenschlendrian gar keine Rücksicht genommen, sondern einzig und allein seinen Geschmack, seine Begriffe von Wahrheit, Zweckmäfsigkeit und ächtem Protestantismus zur Richtschnur gewählt hat. Ganz recht. Denn der Grund, den er angiebt, ist einleuchtend: „Das Anschmiegen an die schon geläufigen kirchlichen Agenden hilft zu nichts. Ein Volk, das sich so unvollendete Reformen ohne Widerspruch gefallen läfst, widerstrebt auch gründlichern Verbesserungen nicht; und wird einmal über dergleichen Abweichungen vom Herkommen gekrittelt, so geht es gewöhnlich mit einerley Afterkritik durch, ob man die Sache ganz oder nur halb recht macht.“ Indessen hat der Prediger, welcher dergleichen Reformen unternehmen will, zweyerley wohl zu überlegen; *einmal*, ob wenigstens der gröfsere Theil seiner Gemeine durch zweckmäfsigen Unterricht hinlänglich vorbereitet sey, und *dann*, ob er nicht Ahndung von seinen geistlichen Obern zu befürchten habe. — In den gegenwärtigen Beyträgen findet man Tauf-, Abendmahls- und Trauungsformulare, eine Beichtandacht, Confirmationshandlung, zwey allgemeine Kirchengebete, auf die vornehmsten Festtage etc. Diesen ist ein Anhang beygefügt, welcher enthält: *Bemerkungen über einige Theile der protestantischen Liturgie und deren Verbesserung, aus dem Versuche über die zweckmäfsigste Methode liturgische Verbesserungen einzuführen.* Altona 1795. Im Ganzen genommen gehören diese liturgischen Formulare unter die zweckmäfsigsten und besten. Nur in denen, welche für Landleute und andere Personen von geringerer Bildung bestimmt sind, scheint die Sprache nicht populär genug zu seyn. Auch findet es Rec. wenigstens nach seinem Gefühl nicht schicklich, in liturgischen Formularen Liederverse zu gebrauchen. Mit Anreden aus dem Gedächtnisse hat es eine andere Bewandnifs. Demungeachtet können diese Beyträge Predigern, welche Gebrauch davon machen dürfen, mit Recht empfohlen werden.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. März 1797.


## PHILOSOPHIE.

Neu-Strelitz, in der neuprivilegirten Hofbuchh.: *Philosophisches Journal* etc. herausg. von *F. I. Niethammer* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Rec. begnügt sich, diejenigen, welche die Wissenschaftslehre schon studirt haben, noch auf einige sehr charakteristische, wegen ihrer persönlichen Aussenseite aber leicht zu übersehende, Aeusserungen aufmerksam zu machen. Denn wie auch das Förmlichste und Abstracteste, besonders in der praktischen Philosophie auch der grösten Eklektiker, gewöhnlich nur eine Darstellung ihrer Individualität ist: so giebt oft das scheinbar Persönlichste in den Aeusserungen des ächten Idealisten tiefen Aufschluss über sein System. So ist z. B. die Appellation an die besten philosophischen Schriftsteller und die Geschichte der Philosophie S. 287. 288., bey einem Philosophen, wie *F.* ist, ein offenbarer Beweis, dass die ganze Entwicklung des eigentlichen Problems der Philosophie, nicht als eine scientifische Propädeutik, als förmliche Prolegomena, verstanden werden müsse; welches ganz gegen den Geist der Wissenschaftslehre wäre, die dergleichen nicht bedarf. Der einzige Anfang und vollständige Grund der Wissenschaftslehre ist eine *Handlung*: die Totalisirung der reflexen Abstraction, eine mit Beobachtung verbundene Selbstconstruction, die innre freye Anschauung der Ichheit, des Sichselbstsetzens, der Identität des Subjects und des Objects. Die ganze Philosophie ist nichts anders als Analyse dieser einigen, in ihrer Bewegung aufgefassten, und in ihrer Thätigkeit dargestellten Handlung. (S. 299—303.) Wer diese freye Handlung nicht zu handeln vermag, ist aus dem Umkreis der Wissenschaftslehre ausgeschlossen; und es ist ein wesentlicher Satz der Fichtischen Philosophie: „Es ist eben so wenig nothwendig, dass alle Menschen Philosophen seyen, als es nothwendig ist, dass sie Dichter, oder Künstler seyen. Jene populäre Darstellung des eigentlichen Streitpunkts ist also gar nicht um der Wissenschaftslehre selbst willen da. Der Vf., welcher, ohngeachtet ihm selbst die strengste Methode ganz geläufig ist, dem Leser gern, wo es seyn kann, unnützen Schulzwang und Umschweife erspart, wollte damit nur diejenigen, welche die Wissenschaftslehre verstehn wollen und können, auf dem kürzesten und leichtesten Wege dahin führen. Es wäre also sehr unzweckmässig; was *bona fide* gegeben ist, *stricto ju-*



*re* nehmen zu wollen; wiewohl Rec. gar nicht zweifelt, dass das Resultat einer kritischen Untersuchung über den *Statum quo* der Philosophie genau so ausfallen würde. Vielleicht wäre es gerade jetzt an der Zeit, der vollständigen Ausführung und Darlegung eine eigne Schrift zu widmen. Die Erklärung über die Entstehung dieses Aufsatzes S. 284. darf nicht übersehn werden. Man könnte leicht aus den häufigen veranlassten Streitigkeiten des Wissenschaftslehrers, (die doch nur aus persönlicher Nothwehr, nicht aus Antipathie, wie bey Schelling, zu entspringen scheinen) einen Fehlschluss auf eine charakteristische Streitsucht der Wissenschaftslehre selbst machen. Es ist aber so wenig im Geist derselben, zu polemisiren, dass vielleicht schon jede Erwähnung fremder Philosopheme, sey es in dem Text oder in den Noten und der Vorrede, in ihm eine Episode ist. Rec. wünscht, dass sie künftig einmal rein von allen solchen populären Beymischungen, wozu er auch die Einleitungen rechnet, aufgestellt werden möge; und dass jede zu erwartende neue Darstellung derselben sich durchaus nicht mehr nach dem bisherigen philosophischen Sprachgebrauch richten möge, „nach welchem sich die bisherige Darstellung nur zu sehr gerichtet hat.“ (S. 305.) S. 313—315. ist ein Muster, wie man über die sogenannten Aussprüche des gesunden Menschenverstandes mit Geist philosophiren soll. Die Vernichtung des gewöhnlichen Einwurfs, dass die Philosophie nicht über die unmittelbaren Thatsachen des Bewusstseyns hinausgehn dürfe, durch sich selbst, (S. 304.), ist stringent. Doch wäre um der vielen Schwachen willen mehr Ausführlichkeit zu wünschen.

Das bisher Gesagte ist wohl hinreichend, um jeden, der sich noch nicht durch eignes Studium von dem grosen Werthe dieser Zeitschrift überzeugt hat, darauf aufmerksam zu machen, und zur eignen Untersuchung zu ermuntern. Jeder unbefangne Freund der Philosophie wird finden müssen, dass sie ihren bescheiden angekündigten, aber grosen und würdigen Zwecken, mit seltner Treue, auch in Rücksicht des Vortrages entspricht. Es fragt sich also nur: ob eine gründliche Philosophie, in liberaler Form, und wo es der Stoff erlaubt, mit männlicher Beredsamkeit vorgetragen, in Deutschland noch viele warme Liebhaber erwarten dürfe?

Doch muss Rec. bekennen, dass die sämmtlichen Recensionen und noch mehr die Revisionen, nach seinem Urtheil, den Abhandlungen sehr weit nachstehn. Er würde in Verlegenheit seyn, wenn er auch nur eine nennen sollte, welche allen Foderungen an eine gute Recension so sehr entspräche, wie ihnen in an-

dern Fächern zuweilen entsprochen wird. Er ist weit entfernt, die Schuld daran dem Herausgeber beyzumessen. In sehr vielen sieht man den geübten Denker; in mehreren erkennt man einen oder den andern unsrer vorzüglichsten philosophischen Schriftsteller. Einige sind sogar streng philosophisch: aber gerade diese sind am wenigsten Recensionen. Andre geben nützliche Notizen: aber von diesen kann man beynah sagen: Je literarischer, je weniger philosophisch. — Der Grund scheint ihm tiefer und in der Sache selbst zu liegen. Rec. zweifelt nämlich überhaupt an der Möglichkeit eigentlich so zu nennender Recensionen im Gebiet der Philosophie. Er strebt dabey keineswegs nach dem ächt philosophischen Genuss, die Unmöglichkeit der Bewegung im besten Spazierengehn, zu demonstriren. Die Behauptung, welche keinem denkenden Beobachter der philosophirenden Vernunft paradox scheinen kann, lässt sich ganz populär rechtfertigen. Was *Kant* schon 1783. (Prol. Vorr. S. 5.) sagte: „Dass in diesem Lande in der That noch kein sichres Maass und Gewicht vorhanden sey;" gilt noch immer, und ist seit dem beynah weltkundig worden. Rec. erlaubt sich eine kurze Ausführung dieses Gedankens, um alle Herausgeber jedes Journals, welches so streng philosophisch seyn soll, wie das gegenwärtige sonst ist, an seinem Theil zu veranlassen: dass sie dem bey der Form eines Journals so natürlichen Gedanken, von jeder philosophischen Neuigkeit Notiz geben zu müssen, gänzlich entsagen, und alles *bloss Literarische* aus dem Umkreise desselben vollends verbannen möchten. — Es lässt sich gar nicht bezweifeln, dass jeder Philosoph über jede philosophische Schrift wieder etwas philosophisches schreiben könne; besonders um sie zu widerlegen. Ja das recensirende und producirende Vermögen scheint hier unzertrennlich verknüpft, und selten versäumt es ein Philosoph in den Werken selbst seine Vorgänger und Nebenmänner hinlänglich zu recensiren. Aber das macht doch noch keine eigentliche Recension, deren ausschliesslicher Zweck es seyn soll, nicht bloss den Inhalt, sondern auch den Charakter, und ganz vorzüglich den *Werth* eines Werks zu bestimmen. Je philosophischer, je systematischer ein Werk ist; um so weniger lässt sich ihr eigentlicher Inhalt durch einen Auszug mittheilen, ohne den Zusammenhang und Geist zu zerreissen und zu tödten; eben so wenig, wie der eines Gedichts. Wird der philosophische Werth einer Schrift durch den Grad ihrer Fortrückung zum Ziel der Philosophie bestimmt; so lässt sich darüber kein Urtheil anticipiren, ehe nicht wenigstens ein fester Punkt der Bahn erreicht ist. Selbst eine durchgängige Widerlegung entscheidet nicht wider den philosophischen Werth. Wer getraut sich jetzt nicht, die Systeme der grossen Dogmatiker zu widerlegen? Und wer wollte ihnen darum den Werth, den sie vielleicht als nothwendige Fortschritte der stufenmässigen Annäherung zum Ziel haben, im voraus absprechen? Wie sollte es ein Wissenschaftsurtheil geben, wo es noch keine Wissenschaft giebt? Zwar müssen auch alle übrigen Wissenschaften oscilliren, so lange es an einer positiven Philosophie fehlt. Indessen giebt es in ihnen doch wenigstens etwas relativ Festes und Allgemeingeltendes. In der Philosophie ist nichts ausgemacht, wie der Augenschein lehrt. Es fehlt hier noch aller Grund und Boden. Entweder postulirt nun der Beurtheiler ein System, nach welchem er richtet, wo sichs denn von selbst versteht, wie das Urtheil ausfallen wird: oder er geht rein polemisch zu Werke; das mag eine nützliche Uebung seyn, giebt aber kein Urtheil über den Werth des Werks, ausser wenn dieser wirklich null ist, wo es sich denn wieder der Mühe nicht verlohnt. — Sollen gar keine Machtsprüche geschehn; soll nur nach Gründen und *stricto jure* geurtheilt werden: so dürfen der recensirende und der recensirte Philosoph nur in einem Satze verschieden seyn; und die Discussionen über denselben müssen nach unendlichen vielen Richtungen ins Unendliche fortgehn, wenn nicht etwa vorher das System gefunden und vollendet wird. Auf diesem Boden ist jede noch so kleine Verschiedenheit *total;* und es giebt so viele Philosophieen als es Philosophen giebt. Wo soll also eine philosophische Recension anfangen und endigen? —

Es bliebe noch übrig, dem Wissenschaftsurtheil vor der Hand ganz zu entsagen: dagegen aber den philosophischen Geist und die logische Kunst vorzüglicher philosophischer Meisterwerke genau zu charakterisiren und streng zu würdigen. Es ist historisch wahrscheinlich, dass eine sehr bedeutende Klasse von Philosophen immer behaupten werde: man werde zum Philosophen geboren, es gehöre dazu ein eigner Sinn und Geist, den man zwar nicht lernen kann, aber allerdings durch Studium der Urbilder und kritische Uebungen kunstmässig ausbilden soll. Diese; und nur diese (denn Sinn und Geist ist ein Gut, dessen Mangel man nicht empfinden kann) werden die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines solchen philosophischen Kunsturtheils zugeben. Es ist Thatsache, dass die Philosophie bey dem gebildetsten Volk des Alterthums als Kunst getrieben ward; dass unsre neuere Philosophie, was sie nun auch seyn mag, fast ganz ein Werk einiger wenigen ausserordentlichen Genie's ist. Redlich gedacht, wird man auch wohl bald Eins werden, wie selten der wirklich noch vorhandne Geist in der Philosophie kunstmässig ausgebildet sey; wie schädlich diese Vernachlässigung und wie häufig Fehler wider die Gesetze der logischen Kunst seyen. Aber wo wird sich der logische Kenner finden, der sich so gut auf Philosophen verstände, wie mancher Kunstfreund auf Gemälde? Und wer wird sich für einen solchen geben wollen?

Ein naturforschender Beobachter der philosophirenden Vernunft endlich könnte vielleicht bloss als solcher, und unabhängig von jedem besondern System, die Producte derselben classificiren (wie der Pflanzenkenner, welcher den innern Grund der Natureintheilungen seines Gegenstandes doch auch nicht zu deduciren vermag), ihre Krisen bestimmen, die Tendenz ihres Ganges und die Indicationen ihres Strebens auffassen und bezeichnen. Solche historische Andeutungen

sungen über Alles, was jeder in seinem Kreise *Geist des Zeitalters* nennt, sind es vorzüglich, was man, als Präliminarien einer künftigen Geschichte, in *Uebersichten* erwartet. Um jedoch für die Producte der philosophirenden Vernunft Sinn zu haben, müsste er selbst Philosoph seyn. Wäre er aber das: so würde er uns doch wieder nur die Ansicht seiner individuellen Philosophie geben können; wenn er nicht auch *mehr als Philosoph* wäre; „welches," um uns eines Kantischen Ausdrucks zu bedienen, „mehr sagen will, als ein bescheidner Mann sich selber anmaafsen wird."

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Peter Baylens philosophisches Wörterbuch* oder die philosophischen Artikel aus Baylens historisch kritischem Wörterbuche in deutscher Sprache abgekürzt und herausgegeben zur Beförderung des Studiums der Geschichte der Philosophie und des menschlichen Geistes von *Ludewig Heinrich Jakob* Prof. d. Ph. z. Halle. *Erster Band.* 1797. VIII. 664 S. gr. 8. (Pränumerationspreis beider Bände 4 Rthlr.)

Bayle, sagt der Vf. in der Vorrede, wird nicht so studieret, als er es verdienet, und immer mehr gelobt als gelesen. Die Ursachen davon liegen theils in der Seltenheit, dem hohen Preise und selbst dem jetzt nicht sehr beliebten Format seines Dictionnaire, theils aber auch in dem Geschmack der Zeit. „Denn leider bekümmert man sich fast gar nicht mehr um das, was andere gesagt und gedacht haben, sondern jeder will alles blofs selbst gesagt und gedacht haben." Diese Gründe bestimmten den Herausgeber einen Auszug aus diesem unsterblichen Werke Baylens zu veranstalten, wofür er gewifs den Dank des Publicums verdient. Die meisten Hindernisse, welche das Studium dieses Werks bisher erschwerten, fallen nun weg, und wenn es gleich durch keinen Auszug denjenigen entbehrlich gemacht werden kann, welche den ganzen darin niedergelegten Schatz von Gelehrsamkeit benutzen wollen; so kann doch schon dieser den forschenden und kritischen Geist, der in demselben lebt, darstellen und zur Nacheiferung reizen. Der Herausg. wählte dazu die philosophischen Artikel nebst einigen theologischen, welche die Geschichte philosophischer Meynungen, der Fortschritte und Hindernisse des menschlichen Geistes, in den letzten vorzüglich, Aberglauben und Schwärmerey betreffen. Das Hauptaugenmerk, welches dieses Unternehmen leitete, war Zweckmäfsigkeit und Wohlfeilheit. Jenes erforderte, dafs so wenig als möglich von dem Inhalte der einzelnen Artikel aufgeopfert würde. Daher ist im Ganzen die Einrichtung des Originals beybehalten worden; die Citate, die Anmerkungen blieben; nur einige, welche Berichtigungen nicht mehr gelesener Schriftsteller vorzüglich des Moreri enthielten, wurden zuweilen weggelassen; nicht selten aber liefs der Herausg. Bemerkungen über chronologische Data und andere scheinbare Kleinigkeiten wegen der scharfsinnigen kritischen Behandlung stehen. Um aber den Auszug so wohlfeil als möglich zu liefern, wurde nicht nur ein sehr gedrängter Druck gewählt, sondern auch Gottscheds Uebersetzung, doch mit den nöthigen Berichtigungen und Verbesserungen, vorzüglich in Ansehung der altmodischen Schreibart, zum Grunde gelegt. Gegen diesen Plan ist nichts zu erinnern, und auch die Ausführung ist so gerathen, dafs sie Beyfall verdient. Nur einige Erinnerungen müssen wir machen.

Die Auswahl hätte noch etwas strenger seyn können. Wir finden z. B. Albrecht *Dürer* und *Graswinkel*, welchen in keiner der angeführten Rücksichten hier eine Stelle konnte gegeben werden. Aufserdem führt Bayle von dem letzten nur das Schriftenverzeichnifs an. Die beiden Artikel *Wilhelm* und *Johann Barclai* haben gröstentheils nur ein literarisches Interesse. Die griechischen Philosophen sind alle aufgenommen, die in dem Bayle vorkommen, selbst *Athenaeus*; an dessen Stelle, der nur den Philologen interessirt, hätte vielleicht *Bion Borysthenes* aufgeführt werden können. Bey den theologisch-philosophischen Artikeln war die Auswahl etwas schwerer, und es kann daher nicht fehlen, dafs nicht Einer bald zu viel, bald zu wenig davon finden werde. Wir wollen die aufgenommenen Artikel der Reihe nach anführen. *Abaris*, *Abaelard*, *Abraham*, *Acontius*, *Acosta*, *Adam*, Maria von *Agreda*, *Agrippa* von Nettesheim, *Albertus* der Grofse, *Ammonius Saccas*, *Anaxagoras*, *Anselmus* von Canterbury, *Apollonius* von Tyana, Peter von *Apone*, *Apulcius*, *Arcesilaus*, *Archelaus*, *Arimanius*, *Aristander*, *Aristarch*, *Aristo* Chius, *Aristoteles*, *Artemidorus*, *Athenaeus*, *Averroes*, Roger und Franz *Baco*, Joh. und Wilhelm *Barclai*, *Bodinus*, Antoinette von *Bourignon*, *Brachmanen*, Jordanus *Brunus*, Marc. Jun. *Brutus*, *Buridanus*, *Caimiten*, *Cardanus*, *Carneades*, *Caesalpin*, Pet. *Charron*, *Chrysippus*, *Crantor*, *Cratippus*, *Critias*, *Democritus*, *Diagoras*, *Dicaearchus*, *Digby* (mit einem Zusatz von Gottsched) *Diogenes* der Cyniker, von Apollonia und von Babylon, *Dioscorides*, *Dürer*, *Epikur*, *Esop* (hätte unter A stehen sollen) *Euklides*, *Fratricelli*, *Grandidier*, *Graswinkel*, *Grotius*, *Guillemete*, *Gymnosophisten*, Herakleotes *Dionysius* (hätte unter D kommen sollen) *Hierokles*, *Hipparchia*, *Hipparchus*, *Hobbes*, *Japan*, *Kepler*, Math. *Knuzen*. — Die Uebersetzung liest sich gut; nur sind hier und da noch einige Ausdrücke stehen geblieben, die wie das Ganze hätten verbessert werden sollen, z. B. S. 117. „Wer mufs nicht *bewundern*, dafs so grofse Männer in einer so grofsen Unwissenheit gesteckt haben?" wenn es nicht etwa ein Druckfehler ist. S. 485. „Dieses gleicht fast der *gehorchenden Macht* der Scholastiker, welche sie in den erschaffenen Wesen voraussetzen, welche machs, dafs sie Gott zu allen Arten der *Stände* erheben würde, wenn er wollte." — Da in dem Drucke eine so grofse Oekonomie herrscht, so hätte füglich auch dadurch Raum gespart werden können, wenn die Citaten nicht doppelt in der Originalsprache, und mit einer Uebersetzung angeführt wären. Nicht selten z. B. S. 111, 11., 113. kommen griechische Stellen mit der lateinischen und deutschen Uebersetzung vor. Ist dies

nicht Verschwendung? — Ein Hauptpunkt bey einem solchen Werke ist der correcte Druck. Hierauf ist nach der Versicherung des Hn. J. alle mögliche Sorgfalt gewendet, und jeder Bogen dreymal durchgesehen worden. Bey einem so kleinen und engen Drucke war eine durchgängige Correctheit kaum zu erwarten; indessen ist sie doch in einem ziemlichen Grade erreicht, und nur das Griechische ist hie und da z. B. S. 112, 115. sehr vernachlässiget worden. Diese und einige andere Fehler als S. 73. *de varietate scientiarum* statt *vanitate*, und S. 105. *de Superstitione* p. 169. welches Citat zum folgenden Satze gehört, sollten billig im Schlusse des Werks angezeigt werden.

## OEKONOMIE.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Mittel zur Vertilgung schädlicher Thiere, zum allgemeinen Besten jeder Haushaltung in der Stadt und auf dem Lande.* Zweyte ganz umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 1796. 318 S. 8.

Vor einigen Jahren gab der, als populärer Schriftsteller und Entomologe gleich beliebte Pastor Götze eine aus dem französischen übersetzte und durch seine Zusätze berichtigte Geschichte einiger schädlichen Insekten heraus, die mit dem Beyfall aufgenommen ward, den sie verdiente. Seitdem scheint der Geist der Vertilgung und des Ausrottens in mehrere Schriftsteller gefahren zu seyn, wenigstens ist dies schon der vierte Aufsatz, der dem Rec. in diesem Jahre in die Hände fällt und *Vertilgungsmittel* ankündigt. Hätten alle diese Herren das richtig geleistet, was sie auf den Titelblättern versprachen, so müsste, durch Anwendung ihrer empfohlnen Mittel schon ein beträchtlicher Theil der lebenden Schöpfung vertilgt und vergessen seyn. Aber so böse haben sie es wahrscheinlich selbst nicht gemeynt, sondern da es doch eine leichte Arbeit ist, aus zehn Büchern einerley Inhalts das eilfte zu machen, so war es wohl nur auf das kleine Honorar angesehen, das ein gutherziger Verleger sich zu bezahlen verleiten liefs. Studierten die Herren fleifsig Naturgeschichte, und theilten dann ihre, aus der Oekonomie eines jeden Thieres hergeleiteten Beobachtungen und Vorschläge mit, so könnten Landwirthschaft und Gewerbe daraus Nutzen schöpfen. Vorschläge der Art, wie sie hier mitgetheilt worden, haben wir schon genug. Spafshaft ist es doch, dafs auch so gar die arme Gans sich unter den *schädlichen* Thieren hat aufstellen lassen müssen. Warum nicht auch Ochsen, Kühe und Pferde? Denn diese sind, sich selbst überlassen, den Saatfeldern eben so schädlich, als die Gans! —

## KLEINE SCHRIFTEN.

Bekenntnis. *Frankfurt und Leipzig*, in der Montag- und Weifsischen Buchh.: *Dem Andenken des* Freyherrn *Gottlieb Augustin Maximilian von Strauss*, Kurmaynzischen Staats- und Conferenz-Minister, auch Reichsdirectorialgesandten zu Regensburg gewidmet von *J. V. C.* 1796. 52 S. 8. Freyherr von Strauss war zu Maynz den 8 Sept. 1738. geboren. Sein Vater war der Churfürstl. Maynzische Geheime Rath *Damian von Strauss*. Gleich nach vollendeten Studien, noch ehe Er auf Reisen gieng, wurde er zum wirklichen churfürstl. Hof- und Regierungsrath ernannt. Im J. 1759. besuchte er Wetzlar, und dann ging er nach Regensburg, als Practicant bey der Kur-Maynzischen Directorialgesandtschaft. Von hieraus trat er den Posten eines Hof- und Regierungsraths zu Maynz wirklich an und lehnte den bald nachher erhaltenen Ruf zum Kayserlichen Reichshofrath ab. Im J. 1769., nachdem er kaum 30 Jahre zurückgelegt hatte, wurde er schon zum geheimen Rath erhoben. In der schrecklichen Hungersnoth, im Anfange der 70ger Jahre, schickte ihn der Kurfürst zu den bedrängten Eichsfeldern. Aus Zufriedenheit über seine hier geleisteten treuen Dienste wurde er bey seiner Zurückkunft zum wirklichen Regierungs- und Revisionsgerichtsdirector ernannt, ungeachtet er einer der jüngsten Räthe war. Bald nach dem Regierungsantritte des gegenwärtigen Kurfürsten kam er in das Kurfürstliche Kabinet und erhielt das Referendariat der inländischen Geschäfte. Im J. 1775. erhob ihn der Kurfürst zum wirklichen geheimen Staatsrathe, und übergab ihm das ganze Departement der inländischen Geschäfte. Auf diesen Posten wirkte er viel nachahmungswürdiges Gutes, das hier angeführt wird. Im November 1789. gieng er endlich als Kur-Maynzischer Reichsdirectorialgesandter zur allgemeinen Reichsversammlung nach Regensburg ab, und bekleidete diese politisch delicate Stelle zu solcher Zufriedenheit seines Fürsten, dafs ihn derselbe 1795. zu seinem wirklichen Staats- und Conferenzminister ernannte. Er starb den 28 Nov. 1796. Seine Charakteristik im häuslichen und täglichen Leben, stellt ihn in einem eben so vortheilhaften Lichte dar. Der Verfasser dieser Lobrede, ist der Gesandtschaftsregistrator Hr. Cämmerer. Das Ganze derselben beweist, dafs er einige Flecken im Einzelnen zu vermeiden im Stande gewesen wäre, wenn ihm sein, übrigens lobenswerther, Eifer, seinem Vorgesetzten ein Denkmal zu errichten, Zeit gelassen hätte, hie und da eine Stelle zu überarbeiten.

*Druckfehler* in No. 15 und 16. st. *Stüfi* immer Stäfi. S. 116. Z. 17. *Betrachtungen* st. *Betrachtung*. S. 117. Z. 9. *Genüge* st. *Grüsse*. S. 123. Z. 23. *Walteten* st. *Waltete*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. März 1797.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Hof, b. Grau: *Theoretisch-praktische Anleitung zum Zeichnen und Tuschen der Landschaften.* 1796. 235 S. 8. (18 gr.)

Das Buch ist laut der Vorrede für junge Liebhaber des Zeichnens geschrieben, die des mündlichen und anschaulichen Unterrichts entbehren müssen. Der Vf. sucht die Theorie mit der Praxis zu verbinden, macht den Anfang mit Copiren einer Landschaft, giebt Anleitung zum Zeichnen nach der Natur, berührt die Grundsätze der Perspective, und handelt am Ende die Regeln ab, welche man beym Naturzeichnen und Selbsterfinden (eignem Zusammensetzen) einer Landschaft zu befolgen hat. Er empfiehlt mit Recht zuerst das Copiren guter Muster in der nämlichen Grösse. Bey der Wahl des Papiers für Pinselzeichnungen, (worauf sich der Vf. blos beschränkt,) hätte angemerkt werden sollen, dass beym holländischen Zeichenpapiere, welches in Bogenform gebrochen ist, die äussre Seite des Bogens allemal die glatte Seite sey. Die Methode, das Papier auf ein Bret zu spannen, ist falsch angegeben: der Vf. will es erst dann mit einem nassen Schwamme bestreichen, wenn es schon an den Rändern angeleimt ist; man fährt aber zuverlässig besser, wenn man zuerst den aufzuspannenden Bogen an den vier Rändern etwan einen halben Zoll breit umbricht oder überschlägt, und es dann auf einer Seite oder auch auf beiden mit einem Schwamm nass macht (den überschlagnen Rand muss man aber trocken erhalten), hernach den umbogenen Rand des Papiers mit arabischem Gummi, welches vorher in Wasser zu einem dicken Leime aufgelöst ist, überstreicht, diesen Rand dann auf das Bret anklebt, und das Papier zugleich gehörig ausdehnt. Das englische Papier muss sehr nass gemacht und ausgedehnt werden, wenn es beym Pinselzeichnen nicht Falten werfen soll. Das holländische Zeichenpapier braucht nicht so viel Nässe und Ausdehnung; denn seine Masse ist härter. Mit Kleister von Stärkenmehl gekocht, welchen der Vf. zum Aufspannen anräth, leimt sich das Papier sehr schlecht an das Bret an. Das Eintheilen einer zu copirenden Zeichnung durch Quadrate mittelst eines Gitters von Fäden, oder durch den Zirkel, würde der Kunstrichter keinem Zeichenschüler rathen. Das Auge muss dran gewöhnt werden, die Verhältnisse richtig zu sehen; darum macht man vorher einen Entwurf, um die Theile auf ihre rechten Plätze zu bringen. Richtig ist der Anfang zum Entwurfe einer Landschaft durch die Horizontlinie angerathen. Der Rath, gleich beym Entwurfe ein Vorlegeblatt, damit man das Papier nicht beschmutze, zu brauchen, ist nicht gut; denn man wird dadurch gehindert, das Ganze zu übersehen. Dafür wäre dem Zeichenschüler mit dem Rathe gedient, hübsch grade zu sitzen, das Bret oder Portefeuille mit dem Papier, worauf man zeichnet, entweder auf die Staffeley zu legen, oder es sitzend auf den Schoofs zu nehmen, und in schiefer Richtung an den Tisch mit der obern Seite anzulegen; das Blatt aber, welches man copiren will, vor sich auf den Tisch aufzustellen, so, dass man ohne den Nacken zu biegen, oder den Kopf auf und nieder zu richten, das Original und sein Bret in Einem Gesichtswinkel fassen, d. h. mit Einem Blicke übersehen könne: dann den Zeichenstift lang zu fassen, und mit wenigen Strichen sich die Hauptlinien zu entwerfen; so, dass die Hand nie, so lange das Entwerfen der Haupttheile dauert, das Papier berühre. Hierdurch wird nicht nur das Auge leichter zum Richtigsehen gewöhnt; sondern das Entwerfen wird der Hand auch leichter, und das Papier wird nicht beschmutzt werden. Dass der Vf. beym Landschaftzeichnen anräth, die Luft oder Wolkengruppen sich nicht vorher zu entwerfen; sondern sie gleich mit dem Pinsel hinzuzeichnen, ist ganz widersinnig; denn da die Luft in einer Landschaft gewiss eine Hauptsache ist, so gehört auch gehörige Genauigkeit dazu, ihre Gruppen so zu formen, dass sie den Theilen der Landschaft gehörig entsprechen, und dies Contrastiren und Harmoniren der Wolkenmassen mit den Erdpartheien ist gewiss keine so leichte Sache, die sich nur mit dem Pinsel so gradezu hinwerfen lässt. Am allerwenigsten ist dies einem Schüler anzurathen. Eben so schlecht ist der Rath, mit dem Pinsel Umrisse zu machen. Man muss vielmehr mit dem Pinsel zuerst die grosen Schattenmassen anlegen, die Umrisse können bey einer Pinselzeichnung erst zuletzt durch die Ausführung zum Vorschein kommen. Umrisse gehören für den Stift oder für die Feder. Das Verwaschen, welches der Vf. ebenfalls anräth, ist durchaus beym Landschaftzeichnen fehlerhaft; nur der Architekt und der geometrische Zeichner kann dieses Hülfsmittel, um die Schatten ins Licht zu verarbeiten, brauchen. Man muss in einer guten Zeichnung, wie in einem guten Gemälde, den Ton jeder Dinte von der ersten bis zur letzten sehen. Dass der Vorgrund dunkler als andre Gründe seyn müsse, ist unrichtig: der Vorgrund kann das stärkste, wenn auch nicht das gröste, Licht haben, und die Dunkelheit in den Tiefen zwischen den erhabnen Körpern muss alle nur mögliche Kraft der Tusche zeigen, damit die gröste

Deutlichkeit entstehe, weil im Vorgrunde keine Zwischenluft mehr die Töne bricht, oder mäfsigt. Der Mittel- und Hintergrund treten nur durch die mehrere Mäfse der Zwischenluft zurück, wodurch aber auch die Stärke der Lichter und Schatten gemildert oder gebrochen wird. Die Urfache, warum man oft den Vorgrund mit einem Schlagfchatten überdeckt, hätte der Vf. angeben follen, fie ift diefe: damit das Licht der Hauptmaffe concentrirt werde, und beffer wirke. Die Hülfsmittel, nach der Natur zu zeichnen, welche der Vf. anpreift; das Gitter, der Flor und die *Camera obfcura* find wahrer Verderb der Phantafie. Ein junger Künftler, der fich an diefe Hülfen gewöhnt, macht fich felbft zur Copirmafchine. Beffer ift folgendes Mittel: Man nehme ein grades Spiegelglas etwa von der Gröfse eines Papierbogens, und überftreiche das Glas, ftatt des fonft gewöhnlichen Queckfilberbeleges, mit Oelfarbe von dunkelm Ocker: man ftelle dann, wenn man nach der Natur zeichnen will, diefen Spiegel vor fich auf, und zeichne das Bild, nachdem man den Standpunkt und die Horizonthöhe gehörig gewählt hat, aus dem Spiegel; fo wird man ein fchöneres Gemälde für die Phantafie bekommen, als durch andre Hülfsmittel. Man hat auch wohl Spiegel, die fchwarz angeftrichen find; aber fie reflectiren ein kaltes Colorit: der dunkle Ockeranftrich zeigt die Natur wärmer und einem gut colorirten Gemälde ähnlicher. Was der Vf. von der Perfpective fagt, ift meift gut: nur hätte der Urfprung des Diftanzpunktes angegeben werden follen. Der Vf. fcheint auch wohl felbft noch nicht technifch-praktifch unterfucht zu haben, dafs er nichts anders ift, als die wirkliche Entfernung des Auges von der durchfcheinenden Fläche, welche Entfernung, wenn man fie mifst, übergetragen wird auf die Horizontlinie vom Principalpunkte an gerechnet zur rechten und linken Seite. Darum ift der Grundfatz falfch ausgedrückt: „Die Diftanz„punkte müffen doppelt fo weit aus einander ftehen, „als das Auge von dem Horizonte entfernt angenom„men wird.“ Dies foll heifsen: der Diftanzpunkt, er ftehe nun zur Rechten oder Linken neben dem Principalpunkte auf der Horizontlinie, ift eben fo weit vom Principalpunkte entfernt, als das Auge von der durchfcheinenden Fläche (*Tabula transparens*) entfernt ift. Die durchfcheinende Fläche ift aber nichts anders, als der Inhalt und die Grenzen des Bildes, welches man fich in der Luft vorftellt. Der Vf. nennt den Accidentalpunkt falfch Incidentpunkt. Der Incidentpunkt gehört in die Dioptrik und Katoptrik. Dergleichen Unrichtigkeiten giebt es mehrere. Die einzelnen Bemerkungen über das Einfallen und Zurückprallen des Lichtftrals find fehr unvollkommne Bruchftücke. Der Vf. hätte die Leser hier auf die mathematifchen Grundfätze der Optik und Katoptrik hinweifen follen; denn es liegt fehr viel dran, hierüber gründlich unterrichtet zu feyn. Einzelne Bruchftücke find in diefer Abhandlung gut; z. E. die Bemerkungen über die einzelnen Beftandtheile einer Landfchaft, auch find in der 3ten Abtheilung allerhand gute Regeln zufammengetragen; aber es find chaotifche Bruchftücke, die in einem Werke der Art gehörig geordnet feyn follten. Darum kann der Vf. keine deutliche, anfchauliche und gehörig vollftändige Idee über das Zeichnen der Landfchaften erwecken. Auch fehlen fehr nöthige Dinge in diefer Abhandlung ganz: als z. B. das Runden der Körper durch Licht und Schatten — Zwifchenluft und Haltung. So follten auch, da diefe Abhandlung fich auf das Landfchaftzeichnen befchränkt, die Grundfätze über die Anatomie eines Baumes, über feine Rundung, über den Einfall des Lichts auf die Blätterpartieen, über das Durchfichtige u. f. w. entwickelt feyn; aber davon ftcht in der ganzen Abhandlung nichts.

BERLIN, b. Maurer: *Stunden für die Ewigkeit geübt. Vom Verfaffer von Hallos glücklichen Abend. Erfter Theil.* 1791. 352 S. *Zweyter Theil.* 1792. 275 S. 8.

Der Vf. felbft giebt über den Zweck feiner Schrift in dem Vorbericht folgenden Aufichlufs: Die Zubereitung auf die Ewigkeit werde gewöhnlich als eine das Leben verbitternde Sache angefehen. Sie beftehe aber eigentlich in Ausbildung des Geiftes und Herzens, in reinerm Genufs des Lebens und in Vollbringung edler Handlungen: folglich wären die Stunden, welche wir im eigentlichften Verftand für die Ewigkeit leben, auch jetzt fchon grade die fchönften und entzückendften für uns. Auf allgemeinen Glauben an diefen Satz arbeite die gegenwärtige Schrift hin, und da Liebe der allgewaltigfte unfrer Triebe ift, fo wünfche der Vf., dafs auch Liebende vorzüglich die Allkraft der Liebe immer mehr dazu benutzten, ihr Leben recht gedrängt voll Stunden, für die Ewigkeit verlebt, zu machen. Wie diefes gefchehen könne, fehe in diefem Buch gefchrieben.

Eigentlich fteht nun freylich dies nicht darin gefchrieben. Arift und Laura, die zwey Liebenden, die fich durch edle Handlungen auf die Ewigkeit bereiten, wirken, geleitet von Grundfätzen der Vernunft, von Gefühl der Menfchlichkeit und eines edeln Herzens: aber fie würden, wie uns dünkt, auch fo handeln, wenn fie nicht Liebende, wenn fie zwey Freunde, zwey Gefchwifter wären, und nur diefelben Gefinnungen hätten, die fie hier an Tag legen. —

Diefes macht indeffen den Hauptzweck des Vf. nicht tadelhaft: eben fo wenig, als er es dadurch wird, dafs in der That feine Schrift keine andre Richtung hat, als viele andre Schriften auch, die für Reinigung und Erhöhung des moralifchen Gefühls beftimmt find — oder dadurch, dafs man einwenden möchte, jener Grundfatz fey fchon zu allgemein anerkannt, und die mönchifche Idee, die er verdrängen foll, bey weitem nicht mehr fo herrfchend! Ohnehin finden fich, fo hohe Vorftellungen man bey etwas lebhaften Ideen von den Fortfchritten der Aufklärung zu faffen geneigt wird, eben fo oft wiederum dringende Veranlaffungen, daran zu zweifeln.

Die Einkleidung, die der Vf. wählte, bildet keinen eigentlichen Roman; man findet nur Fragmente

aus

aus Arists und Laurens Leben zusammengereiht: nur einzelne Beschreibungen ihrer Gefühle bey verschiedenen Veranlassungen und der Handlungen, in welche jene übergingen. Wie gut der Vf. auf das menschliche Herz und seine Empfindungen zu wirken weiss, ist bekannt: auch hier verleugnet er sich in dieser Rücksicht nicht: eben so wenig aber auch von andern Seiten seiner Manier, und seines schriftstellerischen Charakters. Zu diesem rechnen wir vorzüglich das oft eintretende Uebergewicht der Empfindung über den Verstand, welches nicht selten die Wirkung des Ganzen schwächt, und wo nicht ganz zerstört, doch schwankend und ungewiss macht. Rec. gehört nicht zu denen, die blos durch Ueberzeugung, blos auf dem systematischen Wege logischer Entwickelung der Wahrheit auf den Menschen wirken wollen. Dieser ist nicht blos ein vernünftiges, er ist auch ein sinnliches Wesen, und daher gebührt, wenn davon die Rede ist, auf Besserung und Leitung desselben zu wirken, der Empfindung eine der vorzüglichsten Stellen. Allein eben, weil dieser Weg so wenig schwierig ist, so ist er auch dem Misbrauch ausgesetzt; eben, weil die Wirkung so schnell und entschieden ist, wird sie wiederum nicht minder leicht zerstört: auch hier ist das Gesetz der Natur sichtbar, welches Dauer und Festigkeit nie mit schnellem und leichtem Hervorbringen verbindet. Jede Ueberspannung vernichtet sich selbst, und vor allem sollte die Liebe dafür gewahrt werden, da diese ohnehin ihrer so sehr empfänglich ist, und die Aufhebung dieses unnatürlichen Zustandes nie ohne die traurigsten Wirkungen bleibt.

Aus diesem Mangel an Gleichgewicht des Verstandes und des Gefühls leiten wir das meiste von dem her, was uns in diesen Stunden für die Ewigkeit tadelhaft scheint. Uebersponnene schwärmerische Ideen, z. B. das Versprechen der beiden Liebenden, an Sophieens Grabe, jeden Schmerz, jeden Krampf, jede Zuckung mit einander zu theilen, — oder das, durch Hülfe der Sehnsucht einander bald zu folgen; — unnatürliche Schilderungen, wie die von den Folgen der Onanie, die, wie mehrmals erinnert worden ist, da sie nicht treffen, mehr schaden, als nützen: das Gemälde von dem liederlichen Erich und seinem Zustand, von welchem jenes Tadel gleichfalls gilt: von Sophieens Krankenbette, wo die zweyte Scene in eine der widerlichsten Kiparographieen ausartet; — Plattheiten, zu welchen die überspannten Kräfte herabsinken: z. B. das, was Laura über Sinnengenuss sagt, und was in Arists Mund, ihr gegenüber, kaum schicklich gewesen seyn würde; das matte Vorzählen dessen, was das liebende Paar zugleich, von der Höhe herab, Schönes sieht: die Ziererey, dass Laura von dem Laster der Onanie nichts wissen soll, und dennoch ungemein passend auf das antwortet, was Arist darüber sagt: endlich auch die Verirrungen in wissenschaftlichen Gegenständen: so z. B. die geogonische Idee, welche Arist vorträgt: Laura fragt: woher die Erde nur seyn mag. Arist ist gleich mit der Antwort fertig: Unstreitig aus der Sonne, um die sie gleichsam an unsichtbaren Seilen, gleichsam wie das Kind um die Mutter, die es aus sich gebahr, herumläuft etc.: die theologische Untersuchung über den Zweck des Todes Jesu, der dem Polyhistor Arist für eine politische Maasregel gilt, die Religion zu begründen u. s. w.

Auch der Vortrag des Vf. ist, wie uns dünkt, aus gleichen Ursachen, nicht ohne auffallende Mängel. Man stöfst oft auf Sprünge der Ideen, welche die Vollkommenheit der Darstellung mindern, und die Wirkung stören. Styl und Diction sind nicht rein. Oft mischt sich auch ein gewisses Sinken in den Schwung, den die Ideen nehmen, oft wird die Lebhaftigkeit des Vortrags gesucht und spielend; und endlich stöfst man auch zuweilen bey ungewöhnlichen und sprachwidrig gebildeten Worten an, wie Allenblick, Entmenschung, der grofse Transitus, st. Tod, einander immer güter werden u. s. w.

Hingegen würde es eben so leicht, als die getadelten Stellen sich auffinden lassen, auch seyn, schön gedachte und gesagte Stücke anzuzeichnen. Dahin gehören vorzüglich die erste und zum Theil auch die dritte Scene an Sophieens Krankenbette, — dahin die Geschichte des gerettoten Selbstmörders, — dahin mit Ausnahme einiger Züge, der kleine Roman der unglücklichen Mariane, u. s. w.

Wozu nützen aber endlich so kunst- und geschmacklose Verzierungen, wie die zwey Titelkupfer, die wir bey dieser Schrift finden?

BERLIN u. LEIPZIG, b. Nicolai: *Aprilstage* Felix Ungenannt's, oder Abenteuer ohne den *deus ex machina*. Herausgegeben von *Gabriel Stein*. 1796. *Erster Theil.* 298 S. *Zweyter Theil.* 276 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dem Titel nach soll dieses Werk voll sinnloser Abenteuer, schleppender Lustigkeit und unsaubrer Geschichten für ein deutsches Original gelten; aber man erräth bald, dass es sich aus dem Französischen herschreibt, und einem Uebersetzer in die Hände gefallen ist, der es vollkommen werth war, eine fremde Sünde auf sich zu nehmen. In einem kauderwälschen Deutsch, mit französischen Wörtern und Wendungen, einer schlechten Orthographie und einigen Anspielungen auf Menschen, die in Deutschland zu Haus gehören, verbrämt, erzählt er uns den Lebenslauf eines Landstreichers mit der noch widrigeren Geschichte andrer seines Gleichen, und vielen herbeygezognen, komisch seyn sollenden Anekdoten durchflochten, die nur das Buch und den Ekel verlängern. Hier liest man durchgängig *Filou*, *Carossen*, *Hardiesse*, *Nouvellen* u. s. w., ja es kommen ganz neue Wörter, wie *Bonleben*, vor, und mehrmals weiss man nicht, ob die Plattheit des Vorsatzes oder der Unwissenheit vorgewaltet hat. Th. 1. S. 207.: „wenn ich *das Skelerat* kennte." Th. 2. S. 52.: „Endlich war ich im Stande *conci couci* zu antworten." S. 54.: „Die Gerichte wa-

ren *zwar* einfach, *aber sehr* frugal.“ Bey einer Stelle Th. 2. S. 64.: „Häuser nach dem Modell des Louvres“ findet man folgende Note: „Berühmtes Gefängniss.“ Ein andresmal übersetzt er aus dem Italiänischen: *Servitore signor ladro*, „Diener Herr Latro.“ Dagegen hat er auch wieder recht ausgesuchte deutsche Ausdrücke, als 1 Th. S. 117.: „Ihr elfenbeinerner Hals, dessen *quatschlichte Falten* eben so viele Galeeren für die unbezwingbarsten Herzen waren.“ Man hat hier zugleich ein Pröbchen von der blühenden Schreibart dieses pöbelhaften Wustes. In einem einzigen kurzen Absatze werden Th. 2. S. 53. zur Schilderung einer schönen Pygmalion, Orpheus, Phädrus und eine Syrene gebraucht. Dass der Uebersetzer indessen nicht willens ist, seinen Fund fahren zu lassen, und den wahren Vf. undankbar verleugnet, erhellt aus einer Th. 1. S. 120. befindlichen Note, worinn er eingesteht, dass ihm zu gewissen elenden Versen ein unbekannter französischer Dichter den Inhalt angegeben, und hinzufügt: „Ich würde mir's zum unverzeihlichsten Vergehen anrechnen, wenn ich der Wahrheit treulos werden könnte.“ Mit dieser Selbstverdammung wollen wir ihn abtreten lassen.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Sammlung malerisch gezeichneter und nach der Natur ausgemalter Blumen, Blüthen und Früchte für Freunde und Freundinnen der schönen Künste*, von *C. Lang*. 4tes Heft. 1795. Fol. (1 Rthlr. 16 gr.)

Enthält illuminirte Kupfer, und die nemlichen Conture unilluminirt, nebst einem Blatte Text, welcher die Farben angiebt, mit welchen diese Conture bemalt werden sollen.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

München, b. Lentner: *Gott ist die reinste Liebe. Mein Gebet und meine Betrachtung.* Von dem Hofrath *v. Eckartshausen*. 1790. 215 S. 8.

Bamberg, b. d. Wittwe Göbhardt, u. Breslau, in Comm. b. Korn d. ält.: *Liber precum sacrarum* sub titulo: *Gott ist die Liebe:* a *Carolo de Eckartshausen* elaboratus latinum in sermonem conversus a *Michaële Federo*, Theol. mor. in Univ. Wirceb. Prof., cum figuris. 1797. 262 S. 8.

Des Hn. v. E. Gebetbuch hat, so weit es auch noch manchen protestantischen Andachtsbüchern, z. E. dem Zollikoferschen, nachsteht, doch das unläugbare Verdienst, viel reinere und würdigere Religionsbegriffe eingeführt zu haben, als man in den meisten katholischen Brevieren und Gebetbüchern fand. Dass man auch unter seinen Glaubensgenossen dies Verdienst erkannt hat, beweisen die vielen, seit der ersten unter oben angeführtem Titel, erschienenen neuen Auflagen; und wir zweifeln nicht, dass der Vf. viel Gutes damit gewirkt habe.

Die Göbhardtische Buchhandlung wünschte von diesem Erbauungsbuche eine Uebersetzung. Der wackere Hr. Prof. *Feder* in Wirzburg unternahm sie auf ihren Antrag, und wenn man seine Arbeit in den Gesichtspunkt stellt, dass katholischen Religionsverwandten in solchen Nationen, denen die lateinische Sprache, wenn auch gleich nicht in ihrer Schönheit und Reinheit, geläufiger ist als die deutsche, z. B. Polen und Ungarn, das Buch zu ihrer Erbauung sollte nutzen können; so ist nichts dagegen zu sagen. Dass aber auch *Liebhaber der lateinischen Sprache* in Deutschland es brauchen sollten, wie Hr. *F.* meynt, zweifeln wir sehr. Seinem Bestreben, gut lateinisch zu schreiben, lassen wir alle Gerechtigkeit widerfahren, und seine Versicherung: „*totus in eo fui, librum ut fide, clare, atque etiam belle converterem,*“ ist gewiss nicht übertrieben. Die Latinität ist auch sicherlich in diesem Buche viel besser, als in unzähligen jesuitischen Schriften. Einzelne Stellen, zumal wo Hn. *F.* eine Stelle aus einem alten Klassiker einfiel, die er nachahmte, sind ihm auch sehr gut gelungen. Aber dennoch herrscht durch das Ganze ein auffallender Germanismus. Nur eine Stelle zur Probe, dergleichen sich auf allen Seiten finden;

*Redemptor hominum! in hora illa feriâ, ubi cum morte pugnaras, et animus elevatus ad patrem, sanctis se effuderat precibus; in feria illa hora ubi sudore et sanguine madefeceras humum, magna tuo ore exiit veritas, quae valebit, quam diu anima immortalis circumvoluta pulvere est. Stans dicebas dormientibus; „Prona voluntas, sed caro infirma,“*

Freylich ein lateinischer Beter in Wien wird schwerlich durch die hier mit gesperrter Cursivschrift angedeuteten Germanismen in seiner Andacht gestört werden, zumal wenn er dabey sein *Gebetbürstl* verzehrt; aber wer sich auf ächte Latinität versteht, und von der Lectüre eines *Cicero*, *Livius* u. s. w. oder aus neuerer Zeit eines *Erasmus*, *Melanchthon*, *Gesner*, *Ernesti*, zurückkömmt, möchte sich hier nicht selten in dem Falle jenes ehrlichen Bürgers befinden, der seinen Beichtvater fragte, wozu ihm das Lesen des Breviers helfen könne, da er kein Wort Latein verstehe, und dann möchte ein solcher „*amator latinae liguae,*“ wenn er oft *dieses Latein* nicht versteht, sich auch blos mit dem Troste behelfen müssen, den der Pater seinem Beichtkinde gab: *Les Er nur! Bet' er nur! Gott versteht Alles!*

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 24. März 1797.*


## GOTTESGELAHRTHEIT.

Ohne Anzeige des Orts und des Verlegers: *Das Christenthum enthält keine übernatürlich geoffenbarte zur Seligkeit des Menschen nothwendige Glaubenslehren;* in einem Sendschreiben an Hn. *David Friedländer* gezeigt. 1794. 158 S. 8. (6 gr.)

Hr. *Friedländer* war der Meynung *Mendelssohns: das Judenthum wisse von keinen übernatürlich geoffenbarten Glaubenswahrheiten, die zur Seligkeit nothwendig wären*, in seiner Abhandlung *über den besten Gebrauch der heil. Schrift in pädagogischer Rücksicht*, beygetreten, und hatte auch nicht undeutlich zu erkennen gegeben, dass er dem beypflichte, was M. hinzugefügt hatte: *dass diese Lehre einen charakteristischen Unterschied zwischen der jüdischen und christlichen Religion ausmache.* Dies letzte will der Vf. nicht einräumen, und behauptet dagegen: *dass auch das Christenthum keine übernatürlich geoffenbarten Glaubenslehren kenne, von denen des Menschen Seligkeit abhänge.* Diesen Beweis führt der Vf. zuförderst auf die Weise, dass er behauptet: das *eigentliche Judenthum* sey *innere Religion*, Verehrung des einigen wahren Gottes mit frommen und rechtschaffenen Gesinnungen und mit unerschütterlichem Vertrauen auf ihn, so wie sie *Abraham* und vor ihm schon *Melchisedek* gehabt habe. Diese ursprüngliche jüdische Religion sey nach und nach in Aegypten, zu Mosis Zeiten und unter den Königen verunstaltet worden, doch wären vor und während der Zerstörung und auch zu den Zeiten Jesu Männer gewesen, die *die innere Religion der äussern vorgezogen* und darin *das eigentliche Judenthum* gesetzt hätten. Zu dieser Zahl weiser und aufgeklärter Juden habe auch *Jesus* gehört, er habe an nichts weniger gedacht als an den Umsturz der jüdischen Religion und an Stiftung einer eigenen Sekte, er habe vielmehr zur *Absicht* gehabt, *Abrahams Religion oder eigentlich die noch reinere Religion Melchisedeks in ihrer ersten Reinigkeit wieder herzustellen.* Eben diese Absicht hätten auch *die Apostel* gehabt, (ob sie gleich das Gesetz in Unterweisungen für Juden nie getadelt hätten,) und die vier Hauptsätze der jüdischen Religion von Gott und seinen Eigenschaften, seiner Regierung, der Unsterblichkeit der Seele und der Nothwendigkeit wahrer Rechtschaffenheit, besonders der Menschenliebe zur Erlangung der Glückseligkeit machten auch den Hauptinhalt der christlichen Religion aus. *Es sey also kein Grund vorhanden, übernatürlich geoffenbarte zur Seligkeit des Menschen nothwendige Lehren des Christenthums anzunehmen.* Damit verbindet der Vf. einen andern ausführlichern Beweis. Jesus und die Apostel haben jene vier Hauptsätze nie als übernatürlich geoffenbarte Wahrheiten, sondern immer als Vernunftwahrheiten vorgetragen und ihnen immer nur auf dem Wege der Ueberzeugung Beyfall zu verschaffen gesucht. Die *kirchlichen Lehren*, die keine Vernunftlehren sind, gehören entweder nicht zur *christlichen Religion*, oder sind nur Geschichte, und Christus und die Apostel haben solche so wenig als die Taufe und das Abendmal für nothwendig zur Seligkeit der Menschen erklärt. Um dieses zu beweisen, zeigt der Vf., dass die kirchlichen Lehren von der Dreyeinigkeit, der Gottheit Jesu, der Persönlichkeit des heil. Geistes, der (stell) vertretenden Genugthuung Christi, der Erbsünde, der göttlichen Eingebung der heil. Schrift, dem allgemeinen Weltgericht, der Taufe und dem heil. Abendmal gröstentheils gar nicht Lehren Jesu und der Apostel seyn; was eigentlich den biblischen Lehrbegriff ausmache, wie dieser aus dem jüdischen Lehrbegriff entstanden und mit demselben übereinstimme. Zu dem Ende werden mehrere Vergleichungen mit biblischen dogmatischen und moralischen Aussprüchen und Stellen aus dem Philo und andern jüdischen Schriften angestellt, und ihre Aehnlichkeit gezeigt. Aus allen diesen macht der Vf. den Schluss: dass zwar die *christliche Religion* als eine *positive Religion* erscheine, weil die ersten Lehrer sie zum Theil und bisweilen unter göttlicher Autorität oder als unmittelbare Lehre Gottes vorgetragen haben, und dass dieses auch der Weisheit Gottes ganz angemessen sey, so wie auch nicht mit völliger Gewissheit könne bestimmt werden, ob dieses durch natürliche oder übernatürliche Veranstaltung Gottes geschehen sey; dass aber dem weitersehenden Jesu Religion blos eine natürliche Religion sey und bleibe, dass dieser in der Sache Göttlichkeit erblicke, wenn der Unwissende (minder Aufgeklärte) sie in der Bezeichnung finde.

Dies ist der Gang, welchen der Vf. in dem Beweise seines Hauptsatzes genommen hat. Ein jeder Unpartheyische wird finden, dass derselbe in der Kürze viel Gedachtes und Lehrreiches gesagt habe, und der Hauptsache nach mit einiger Einschränkung seiner Behauptung beytreten, da alles, was man als übernatürlich geoffenbarte Glaubenslehre betrachtet, entweder nicht eigentliche Lehre Jesu und der Apostel ist, oder zu den lokalen und temporellen Vorstellungsarten gehört, die zur Einführung der innern moralischen Religion nöthig wären, aber nicht zu den allen Menschen zur Seligkeit nothwendigen Glaubens-

benslehren gerechnet werden können. Nur in der Ausführung kann Rec. dem Vf. nicht in Allem beytreten, und der Beweis dünkt ihm in Ganzem betrachtet nicht ſtringent genug zu ſeyn. Die jüdiſche altteſtamentiſche Religion iſt offenbar von ihm auf einer zu glänzenden Seite vorgeſtellt. Wie unvollkommen war nicht *Abrahams Religion?* Wie dürftig ſeine Kenntniſs von Gott? und wie mangelhaft ſeine Gottesverehrung? Da dieſe doch hauptſächlich in Opfern beſtand, und ſogar Menſchenopfer von ihm noch dahin gerechnet wurden. Wie kann die Abſicht des Stifters der chriſtlichen Religion geweſen ſeyn, dieſe Religion Abrahams in ihrer *Reinheit* wieder herzuſtellen. Von *Melchiſedeks Religion* haben wir zu wenige Nachrichten, um darüber urtheilen zu können, und weder aus der kurzen Erzählung 1 Moſ. 14, 18—20. noch aus Ebr. 7, 1—7. erhellet, daſs dieſelbe vom Opferdienſt frey geweſen ſey. Die *Moſaiſche Religion* machte die Beobachtung der vorgeſchriebenen kirchlichen Gebräuche zur Hauptſache, und von einer *innern moraliſchen Religion* findet man faſt gar keine Spur. Auch *David* hielt noch feſt an dieſem äuſsern Kultus, und wenn man gleich in mehreren *Pſalmen* und den *prophetiſchen Schriften* reinere moraliſche Begriffe und Grundſätze findet, wenn gleich hier der Werth des *Ceremoniendienſtes* herabgeſetzt und *innere Rechtſchaffenheit* demſelben vorgezogen wird, ſo wird der erſte doch nicht gänzlich verworfen, und die letzte iſt doch im Grunde nichts anders als ein ſklaviſcher Gehorſam gegen Gott als den allmächtigen Oberherrn, der durch Furcht und Hoffnung erhalten und geſtärkt wurde. Von *Unſterblichkeit der Seele* und einem *beſſern Leben nach dem Tode* hatte man noch ſehr dunkle Begriffe, alle Motive wurden immer auf zeitliche Belohnung und Strafe zurückgeführt und der Scheol der Juden verſprach wenig wahre und geiſtige Glückſeligkeit. Wie ganz anders erſcheint nicht die *Religion Jeſu* als eine von aller körperlichen Gottesverehrung abgeſonderte bloſs geiſtige und moraliſche Religion? Daſs er den Umſturz der jüdiſchen Religion nicht auf einmal zu bewerkſtelligen geſucht, beweiſt nicht, daſs er dieſes gar nicht zur Abſicht gehabt habe. Man ſieht vielmehr deutlich genug, daſs er den moraliſchen Theil derſelben aushob und zur Grundlage ſeiner Religion machte. So iſt auch Matth. 5, 17. 19. zu verſtehen. Die Apoſtel griffen den Ceremoniendienſt gerade zu an, und auch Judenchriſten muſsten ſich von der Beobachtung dieſer Gebräuche losmachen. Daſs das Weſentliche der Religion Jeſu nichts als Vernunftwahrheit ſey, und daſs Jeſus ſowohl als die Apoſtel viele Kenntniſſe aus dem A. T., dem Philo und den Traditionen geſchöpft haben, iſt unläugbar. Aber damit läſst ſich doch die Behauptung vereinigen, daſs ihnen eine göttliche Offenbarung zu Hülfe gekommen ſey, um ihren religiöſen und moraliſchen Kenntniſſen eine gröſsere innere Klarheit, Reinheit, Vollſtändigkeit und Feſtigkeit zu ertheilen. Ob dieſes wirklich der Fall ſey, könnte ganz allein durch die Unterſuchung über Wunder, Weiſſagungen und die Auferſtehung Jeſu, die der Vf. ganz übergangen hat, ausgemacht werden, wenn es möglich wäre, hierin zur völligen Gewiſsheit zu gelangen. Der Vf. ſagt ſelbſt S. 138. „ob die erſten Lehrer durch natürliche oder „übernatürliche Veranſtaltung Gottes ihre Lehren unter göttlicher Auctorität vorgetragen haben, vermögen wir *nicht mit völliger Gewiſsheit* zu beſtimmen.“ Aber alsdenn kann auch nicht *poſitiv* behauptet werden: *Das Chriſtenthum enthält keine übernatürlich geoffenbarten — Glaubenslehren.* Uns kann es auch genug ſeyn, wenn wir den Geiſt dieſer Lehre faſſen, und in Geſinnungen und Handlungen übergehen laſſen, wenn wir gleich die Quelle nicht finden können, aus welcher die erſten Lehrer des Chriſtenthums ihre Kenntniſſe allein oder vorzüglich geſchöpft haben.

Schwabach, b. Mizler: *Die Sittenlehre Jeſu, zum Unterricht der Jugend, über bibliſche Stellen entworfen.* Von *Johann Friedrich Salomon Lutz*, Oberkaplan zu Gunzenhauſen. 1796. 143 S. 8. (24 Kreuz.)

Die zehn Gebote ſind allerdings keine ſchickliche Grundlage zum chriſtlichen Unterricht in der Sittenlehre, Vollſtändigkeit, Ordnung und Zuſammenhang der Lehren muſs offenbar darunter leiden. Dies haben ſchon viele anerkannt und wir beſitzen daher ſchon mehr als einen ſyſtemartigen Entwurf zu Catechiſationen über die chriſtliche Sittenlehre, den jeder in ſeinem Kreiſe mit Nutzen gebrauchen wird. Auch der gegenwärtige hat ſein Gutes und er zeichnet ſich beſonders in der Ausführung der einzelnen Pflichten durch eine gewiſſe Vollſtändigkeit aus. Weniger beyfallswürdig iſt die Entwickelung der erſten Gründe und Begriffe von Pflicht, Tugend und Laſter, und die Art und Weiſe, wie der Vf. die chriſtliche Glaubenslehre mit der Sittenlehre zu verbinden geſucht hat. In der *Einleitung*, welche die Fragen unterſucht: *Was ſind Pflichten und Tugenden? Woher lernen wir ſie? Was haben wir für Beweggründe dazu?* — werden *Tugenden*, *Pflichten* und *edle Handlungen* als gleichbedeutende Wörter vorgeſtellt, da ſie doch in der That ſehr verſchiedene Begriffe bezeichnen; wird die Pflicht aus der Vernunft und dem Gewiſſen und aus dem allgemeinen Triebe der Menſchen, glücklich zu werden hergeleitet — da doch die Vernunft, als praktiſche Vernunft (in ſofern ſie Pflichten gebietet) mit dem Gewiſſen eines iſt und der Trieb nach Glückſeligkeit keine Pflichtgeſetze, ſondern bloſse Klugheitsregeln begründet. Dergleichen allgemeine Betrachtungen muſs der chriſtliche Sittenlehrer entweder ganz übergehen, und als bekannt vorausſetzen (welches um ſo füglicher geſchehen kann, da es bey dem *chriſtlichen* Unterrichte, als ſolchen, auf eine ſyſtematiſche Herleitung der einzelnen Lebensregeln aus Einem Grundſatze gar nicht ankommt), oder er muſs, wofern er ſich einmal darauf einläſst, ſie mit philoſophiſcher Genauigkeit anſtellen, und dennoch zweckmäſsig populariſiren. — Erſter Abſchnitt. *Von den Pflichten gegen Gott und Jeſum*

*sum Christum.* Wie gewöhnlich. Zweyter Abschnitt. *Von den Pflichten gegen sich selbst.* Hier hätte der Vf. sich nicht die Freyheit nehmen sollen, als biblische Grundlage seines Unterrichts den Bibelspruch zu erdichten: Matth. 22, 39. *Du sollst dich selbst lieben* — da es doch heisst: *Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst* — welches höchstens eine Erlaubniss, keinesweges aber eine Pflicht, sich selbst zu lieben, enthält. Dritter Abschn. *Von den Pflichten gegen unsre Nebenmenschen.* Hier kommt eine ähnliche willkührliche Aenderung der biblischen Worte vor, indem citirt wird 1. Mos. 2, 18. Gott sprach: es ist nicht gut, dass der Mensch alleine sey, ich will ihm *einen Gehülfen* machen, *der* um ihn sey. Vierter Abschnitt. *Von der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen, mit der er wahrhaftig gottgefällige Tugenden üben kann.* 1) Von der Aufrichtigkeit und Treue. Sehr gut in Bezug auf die Quelle ächter Tugend. 2) Von der Besserung unsres Herzens und (von dem) Wachsthum in der Gottseligkeit. 3) Von der Kraft und Wirksamkeit des Glaubens zur Gottseligkeit. „Der Glaube an die Versöhnung durch Christum verschafft uns die göttliche Gnade und mit ihr die Gaben des heil. Geistes, wodurch wir zu allem Guten tüchtig, ganz göttlich und geistlich gesinnt und unfähig werden, vorsätzlich zu sündigen. Eben dieser Glaube erweckt in uns die Liebe zu Gott, diese aber wirkt Gehorsam und Tugend. Die christliche Sittenlehre hat eben dadurch einen Vorzug vor allen andern, dass sie uns aus der Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, einen Beweggrund zur Gottseligkeit giebt, der kräftiger auf unser Herz wirkt, als sonst nichts in der Welt darauf wirken kann." — Wir finden diese Lehre weder biblisch, noch moralisch, noch erfahrungsmäfsig; allein ganz Augustinisch und Kirchlich orthodox, *comme il faut.* Vielleicht gereicht diese Bemerkung dem Buche und seinem Vf. zur grosen Empfehlung bey solchen Männern, denen die brave Aeusserung des Vf. in der Vorrede ein Scandal ist: „man solle lieber die christliche Glaubenslehre, nach dem Beyspiel der apostolischen Lehrer, auf möglichst wenige Sätze zurückbringen, und aus den Kinderlehren alle theologische Lehrsätze, die zur Befestigung in unsrem Glauben und zur Beruhigung unsres Herzens nichts beytragen, und auch auf die Besserung unsres Herzens keinen Einfluss haben, sondern nur das Gedächtniss beschweren, verbannen."

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Hülfsbuch für Prediger.* Von *C. F. J. Voigt*, Prediger zu Süderstapel, im Herzogthum Schleswig. I. B. 1. St. 1795. 228 S. 8. (14 gr.)

Dieses Hülfsbuch für Prediger unterscheidet sich von andern seines Gleichen durch folgende Einrichtung. Es soll dasselbe aus zwey Hauptabtheilungen bestehen, wovon die erste die Materialien des christlichen Volksunterrichts, aus der Dogmatik und Moral enthalten soll. Jene, die theoretischen Wahrheiten der Religion sollen nach dem Plane der Niemeyerischen populären Dogmatik, diese, die praktischen, nach des Vf. eignem Plane abgehandelt werden; beide aber vermittelst gut gewählter Auszüge aus den Predigten unserer besten Kanzelredner, und aus den vorzüglichsten Magazinen, Repertorien, Handbüchern u. s. f. Die zweyte Abtheilung soll eine Uebersetzung der Evangelien und Episteln aus den besten Auslegern des N. T. liefern, und durch Zahlen bey jeder Perikope zeigen, welche Predigten über dieselbe gehalten worden, oder welche Auszüge doch dabey brauchbar sind. Auch brauchbare Auszüge aus den besten Schriften über die Pastoraltheologie, Homiletik und Katechetik soll diese Abtheilung enthalten. Das vor uns liegende Stück hebt nun mit jener ersten Abtheilung an, und fasst Auszüge aus Predigten, von Zollikofer, Löfler, Marezoll, Ernesti, Teller u. s. w. auch Dispositionen aus Rau Materialien, und andern Büchern der Art in sich, welche das, was man von der Religion überhaupt wissen und glauben muss, von ihrer Natur und wesentlichen Beschaffenheit, ihrer Bestimmung und Vortrefflichkeit, ihren Erkenntnissquellen, und dem rechten und zweckmäfsigen Gebrauche derselben u. s. w. behandeln. Rec. muss gestehen, dass Hr. *V.* bey diesem 1. Stücke seines Hülfsbuchs ganz zweckmäfsig nach diesem einmal angelegten Plane, nur freylich viel zu weitläuftig zu Werke gegangen ist, welches er auch in der Vorrede selbst erkennt und zu entschuldigen sucht. Wollte er diese Weitläuftigkeit fortsetzen, so würde dieses Hülfsbuch zu einem gewaltigen Magazin anwachsen, und theils durch seinen Umfang, theils durch seine Kostbarkeit viel von seiner ausserdem zu hoffenden Brauchbarkeit verlieren.

## TECHNOLOGIE.

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen*, nach *J. Leupold* und andern Schriftstellern bearbeitet von *C. S. Kunze*, Rector der Stadtschule zu Neustadt in Holstein. 1. Band. 1796. 744 S. 8. Kupfer IX. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die Absicht des Vf. bey Bearbeitung dieses Buchs war, in möglichster Kürze und Deutlichkeit eigentlich Leupolds *Theatrum machinarum* bis auf unsere Zeiten zu ergänzen, so dass dasselbe auch als eine neue verbesserte Auflage jenes Werks angesehen werden kann. Wirklich verdienen auch die vorgetragenen Grundlehren der Mechanik und der auf die Lehre von dem Hebel, und der schiefen Fläche beruhenden einfachen Werkzeuge das Lob der möglichsten Kürze; nur möchte die Lehre von der Schraube, dem Keil und dem Schwungrad, etwas gar zu kurz abgefasst seyn: beynahe zu weitläufig, und mit dem übrigen Vortrag nicht conform ist dagegen die eingeschaltete *Buggesche* Theorie von der Rolle; übrigens aber sind die hier vorkommenden Maschinen bis auf unsre Zeiten nachgetragen.

Nicht minder ist die Lehre von den Mühlen in Absicht auf die Gattungen derselben ziemlich vollständig: nur die Theorie und Einrichtung der *Barkerschen*

Mühle ohne Rad und Trilling wird hier vermisst; wenn auch die *Segnersche* wegbleiben mochte; und zu wünschen wäre, dass Hr. K. die Theorie vom Stofs des Wassers aus neuern hydraulischen Versuchen benutzen, und sich über die Figur der Abfallrinne, oder des Kropfes etwas näher hätte einlassen mögen; weil gerade dieses Dinge sind, bey welchen man aus veralteter Gewohnheit bey dem Bau der Wassermühlen so gerne verstöfst. — Die Windmühlen sind vorzüglich nach der Schoberschen Theorie abgehandelt, und die neuern Einrichtungen derselben beschrieben; so sind auch die Hand- und Trettmühlen, und die Thiermühlen bis auf unsere Zeiten sorgfältig ergänzt. — Bey der Lehre vom Feuer sind zuvörderst die Gattungen der Oefen abgehandelt, und aufserdem kommen hier auch noch die Dampfmaschinen und Feuermühlen vor; so wie einige Mittel, das Feuer zu löschen und dessen Wirkung auf das Holz zu hindern. Hr. K. schliefst diesen Theil mit den pneumatischen Maschinen, deren Gattungen er hier bis auf unsere Zeiten nach den neuesten physikalischen und chemischen Schriften beschreibt. An mehreren Orten zeigt derselbe übrigens die Quellen an, aus welchen er geschöpft hat; und es ist kein Zweifel, das solche Leser, denen es nicht um tiefe Theorieen, sondern mehr um die Kenntnifs der bereits erfundenen Maschinen zu thun ist, durch diesen Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen befriedigt werden mögen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Breslau*, ohne Verleger: *Der Pfarrer und der Bauer*, ein Gespräch über die Seidenpflanze. 1796. 36 S. 8. Die Seidenpflanze, *Asclepias Syr.* L. war bereits in Frankreich vor 50 Jahren im Fabrikenwesen bekannt; in Deutschland aber blieb es immer bey unvollendeten Versuchen, bis vor etwa 20 Jahren der Stadtapotheker Friese zu Münsterberg in Schlesien den Anbau der Pflanze im Grofsen unternahm, und sowohl die Wolle, als den Stängel zu allerhand Fabrikaten, besonders zu Strümpfen und einer Art von Cattun verarbeiten liefs. Friese starb nun zwar über seinen Versuchen; Schlesien blieb indefs doch bestimmt, das deutsche Vaterland dieser nützlichen Pflanze zu werden. Der Stadtdirector Schnieber zu Liegnitz unternahm es, sowohl den Anbau, als den Manufacturgebrauch der Seidenpflanze zu einer Angelegenheit des gemeinen Wesens zu machen. Schon zu Anfang des Jahres 1789 schrieb er eine vollständige Abhandlung hierüber, und die Bekanntmachung derselben erregte in und aufserhalb Landes viel Aufmerksamkeit, so, dass besonders der schlesische Minister, Graf von Hoym, dessen Aufmerksamkeit auch das kleinste Verdienst um das gemeine Wesen nicht entgehet, dem Unternehmer seine ganze Zufriedenheit bezeugte. Hr. Schnieber fing 1786 mit 6 Pflanzen an, vermehrte seine Anlage im folgenden Jahre bis auf 1½ Schock, und seine Aernte war 1 Loth Seide. Im April 1788 betrug seine Pflanzung schon über 50 Schock; er gewann 42 Pfund Seide, und vermehrte den Anbau bis auf 73 Schock. Da man jährlich von den Pflanzen Wurzelableger gewinnt, und also die Vermehrung aus der Pflanzung selbst weiter treibt, so hatte gedachter Anpflanzer auf seinen Pflanzungen, die nicht viel über ¾ Scheffel Aussaat enthielten, im Oct. 1789, als im zweyten Jahre des gröfsern Anbaues, eine Aernte von 73 Pfund reiner Seide. Dieser glückliche Erfolg befestigte seinen Vorsatz, die Sache ins Grofse zu treiben. Er erhielt von dem Minister Hoym nicht nur Erlaubniss, sondern auch thätige Unterstützung zur Anlage einer Plantage, einen Wall abzutragen, welches noch der letzte Ueberrest von der alten Liegnitzischen Befestigung war. In der Mitte des Julius 1789 fing die Demolition an, und in der Mitte des Decembers war die Arbeit geendigt. Noch denselbigen Herbst erbauete er aus sich selbst, da 75 Schock auf einen Morgen gehören, auf 300 Schock oder 18000 Stücke. Seitdem hat er noch vielmehr angelegt, und seine Pflanzung kann jetzt vielleicht schon gegen 30,000 Stücke und noch mehr betragen; und aus ihr allein sind in Schlesien schon über 10 Morgen Landes angebauet worden. Hr. Schnieber hatte auf seinen zuerst angebaueten 4 Morgen im ersten Jahre nicht mehr als 8 Pfund; im Jahre darauf 356 Pfund; im folgenden Jahre mufste er aber schon 600 Pfund, und sodann noch mehr haben. Anfänglich galt das Pfund Seide in Schlesien 2 Rthlr., bey der Vermehrung der Pflanzen 16 schl. gr. und beym Fortgange des Anbaues mufste der Preis freylich bis auf 12 schl. gr. herunter kommen. Wenn man nun auf jedes Schock Pflanzen 1 Pfund Seide rechnet, und ein Morgen Landes also 75 Pfund brächte, das Pfund aber nur 12 schl. gr. gilt, so kämen doch 30 Rthlr. oder 37 Rthlr. 12 gr. schl. heraus. Wäre aber hiebey die Arbeit, das Abnehmen der Schoten und das Reinigen vom Saamen höchstens auf den Morgen 15 Rthlr. gerechnet, so bliebe die reine Nutzung doch noch eben so viel. Hiebey wäre nun gar nichts auf die ebenfalls zu nutzenden Stängel gerechnet, und diese übertragen, wenn man es recht versteht, wenigstens ¼ der Kosten, so dass man auch bey dem angenommenen äufserst geringem Preise der Seide, zu 12 schl. gr. fürs Pfund, und dem geringen Ertrage nur von 1 Pfund auf das Schock Pflanzen, immer noch einen Ertrag von 25 Rthlr. zu erwarten haben würde. Womit kann man nun wohl einen Morgen Landes höher nutzen?

Der Anbau der Seidenpflanze ist leicht und unbedeutend. Die Pflanzen bleiben 6 — 8 Jahr auf einer Stelle liegen, bedürfen jährlich nur eine leichte Ueberdeckung mit Dünger, und man hat in seinem Leben keinen Ankauf von Pflanzen mehr nöthig, indem man sich von den Wurzelablegern so ausbreiten kann, dass es einem gewiss eher an Land, als an Pflanzen gebrechen wird. Der Seidenpflanzstengel geräth immer, da hingegen so viele andre unsrer Erderzeugnisse umschlagen; nur vor zeitigen Nachtfrösten mufs man ihn bewahren, und sobald die Schoten nur abgenommen werden können, mit dem Abschneiden eilen. Die Seide vertritt die Stelle der feinsten Baumwolle, und Rec. hat Gelegenheit gehabt, hievon die so schönen geschmackvollen Zeuge aus der Schniebersehen Manufactur selbst nebst vielen andern Kunstverständigen mit dem vollkommensten Beyfall anzusehen und in die Hände zu nehmen.

Das gegenwärtige Gespräch über unsre Pflanze enthält alles, was von der Kultur derselben zu wissen nöthig ist. Nur fehlt noch die Anweisung, wie und wenn die so häufig hervorkommenden Nebensprossen hinwegzunehmen sind. Auch hätte der schlesische Bauer an den oder diejenigen Fabrikanten hingewiesen werden sollen, bey welchen er den Absatz seiner Seide gewifs finden kann. Das Einlegen der Wurzelableger kann noch in diesem Frühjahre bis zum April hin, unternommen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. März 1797.

## PHILOLOGIE.

STUTTGARD, b. Loeflund: *Hebräiſche Grammatik für Anfänger in Schulen.* von *M. C. C. F. Weckherlin*, Präzeptor am Gymnaſium zu Stuttgart. mit e. in Kupfer geſtochenen hebr. Vorſchrift. 1797. XXXII. u. 119 S. 8.

*Würtemberg* beſitzt, ſeit Vollendung ſeiner Kirchenreformation, eine Reihe von öffentlichen Anſtalten für gelehrte Erziehung, in welchen der für den gelehrten Stand beſtimmte Knabe vom ſiebenten oder achten Jahre an ſtufenweiſe bis zur Beendigung der academiſchen Studien im 20 bis 22ſten Jahre fortſchreiten kann. Die erſte Stufe ſind die — ſogenannten Lateiniſchen Schulen, welche in den meiſten Landſtädten aus zwey, in andern aus drey Claſſen beſtehen, in denen vom Erlernen des Leſens und Schreibens bis zu einer von grammaticaliſchen Fehlern freyen Kenntniſs des Lateiniſchen und Griechiſchen fortgerückt werden ſoll. Wer zur Theologie beſtimmt iſt, ſoll in eben dieſen litterariſchen Elementarſchulen auch die hebräiſche Sprache grammaticaliſch genau kennen lernen. Das Stadium dieſer lateiniſchen Schulen dauert bis in das 14te Jahr. Ihnen ſind die Anfangsclaſſen des Gymnaſiums zu Stuttgart, an welchem der Vf. ſteht, in ſo fern parallel, als dieſe für die Reſidenz die Stelle einer literariſchen Stadtſchule ausfüllen. Wer in dieſer erſten Abtheilung der Würtembergiſchen Erziehung für Gelehrſamkeit bis zu dem geſetzten Termin fortgerückt iſt, und weiter gehen will oder muſs, wird hierauf entweder in die Kloſterſchulen, deren Stadium von vier Jahren, wegen des Fortſchreitens zu ſchwereren Beſchäftigungen, in zwey Hälften getheilt iſt, aufgenommen, oder in die höheren Claſſen des Gymnaſiums zu Stuttgart verſetzt. Beide Anſtalten halten den, anderswo ſelten ſo deutlich ausgezeichneten, Mittelweg zwiſchen dem Elementariſchen und Akademiſchen Unterricht. Nur ſind die Kloſterſchulen mehr auf Vorbereitung des Theologen berechnet, der ihnen parallele Theil des Gymnaſiums aber iſt durch neue Einrichtungen mehr zur Vorbereitung auf andere academiſche Studien mit Recht, und wie wir hoffen, mit Erfolg eingerichtet worden. Beide Arten von Mittelanſtalten geben dann am Ende ihres Stadiums ihre Zöglinge der einheimiſchen Univerſität, welche ſo fundirt iſt, daſs ſie, unabhängig von auswärtigem Zufluſs, auf einem gar nicht übereilten Studienplan beſtehen kann. Dieſes Aufeinanderfolgen der gelehrten Erziehungsanſtalten nun könnte ſehr wohl auch in Rückſicht auf die nöthige Einheit des Unterrichts den nützlichſten Zuſammenhang haben. Nichts hindert mehr, als wenn der Lernende, ſo oft er aus einem Stadium in das andere übergeht, in denen Studien, welche fortlaufen, ſich an ganz neue Lehrbücher und Lehrformen gewöhnen ſoll. Dies iſt beym Hebräiſchen, wie bey mehreren andern Fächern (Logik, Rhetorik, Allgemeine Geſchichte und dergl.) der Fall. Die Landſchulen waren einſt an *Schickards* Horologium, wie es der Cloſterprof. *Speidel* mit Regeln und Ausnahmen angefüllt hatte, angewieſen. Kam nun der Zögling etwas weiter, ſo wurde ihm etwa eine erleichterte hebräiſche Grammatik von *Steinweg* oder gar die groſse Formenlehre von *Hiller* als das *non plus ultra* für die vollkommenſte Geſchicklichkeit alle Räthſel hebräiſcher Wortformen zu löſen, durch einen in dieſer Kunſt unverbeſſerlichen Kloſterprofeſſor bekannt. Hatte er ſich in alle dieſe Subtilitäten hineingeſenkt, hatte er in zwey vollen Jahren die Geheimniſſe der *mutatio vocalium* nebſt allen möglichen und unmöglichen Anomalieen ſo völlig ausgekundſchaftet, daſs er nun gerade fähig geweſen wäre, den alten Hebräern aufs Haar zu entdecken, warum ſie, und mitunter vielleicht gar der prophetiſche Geiſt ſelbſt, all jene Sonderbarkeiten nach allen Strichelchen und Pünktchen genau ſo und nicht anders gebildet und ausgekünſtelt haben; ſo führte ihn etwa ein neuer Docent zu *Michaelis* und deſſen Nachfolgern. Hier entdeckt er, daſs wohl gar manche der kunſtvollſten Anomalieen bloſse Abſchreibefehler ſeyn möchten, daſs wenigſtens die ganze jetzige Ausſprache und mithin auch die Punktation des Hebräiſchen ein bloſses Subſtitut einer längſt verlohrnen Kunſt ſey, die wir, wenn nicht ein Rabbi jenſeits des Babyloniſchen Exils von den Todten zu uns komme, nie wieder finden werden. Endlich lehrt ihn die Academie *Schröders* Grammatik kennen, von welcher, wenn er ſie erſt ſchätzen kann, ihm klar wird, daſs ſie, ohne *Storrs* Obſervationen hinzu zunehmen, gar ſehr lückenvoll, von philologiſchen Vorurtheilen aber, und von Verſtöſsen gegen logiſche Eintheilung und Beſtimmtheit nichts weniger als rein ſey. Blicke man nun auf dieſen Curſus zurück und wundre ſich noch, warum bey einem „Treiben" des Hebräiſchen vom 12 bis ins 22te Jahr unter denen allen, welche es zu treiben getrieben werden, immer kaum der ſechſte Theil dieſe Sprache ſo weit lernt, daſs er ſie mit eigener Ueberzeugung anwenden kann. Iſt es nicht, wie wenn man in allen Dingen immer nur aus der Finſterniſs durch allmählige Dämmerung ins Licht kommen dürfte; etwa damit auch in dieſem Fach die blöden Augen nicht Schaden nehmen. Nur

wenn das *Aufeinanderfolgen* des hebräiſchen Sprachunterrichts (auf andere Theile des Unterrichts eben dieſe Anwendung zu machen, iſt hier der Ort nicht!) dies Aufeinanderfolgen, welches Würtemberg ſeit dritthalb Jahrhunderten beſitzt, zugleich ein *Ineinandergreifen*; — ein planmäſsiges Aufſteigen von leichteren zum ſchwereren — würde, nur wenn der Knabe ſchon auf den Weg eingeleitet würde, an deſſen Ende er als academiſcher Jüngling einſt gelangen ſoll, nur durch dieſe Benutzung der ſchönen Kette jener Unterrichtsanſtalten würden alle fortlaufenden Penſa ſo leicht und zugleich ſo gründlich und vollſtändig gelehrt und erlernt werden können, als die Natur der Sache und des Zeitalters Einſichten dies geſtatten. Welch eine koſtbare Zeit verliert der Zögling, bis er ſich immer und immer aufs neue in den Sprachlehren, welche ihm je nach zwey oder vier Jahren neu bekannt werden, nur über das, was er ſchon aus dem Elementarunterricht wiſſen kann, was ihm aber unter der neuen Form neu ſcheint, gehörig orientirt? Könnte er bey der Form bleiben, die er im Elementarunterricht erhalten hatte, und nun immer mehr und mehr ſie erweitert ſehen, wahrhaftig die Hälfte ſeiner Zeit wäre gewonnen, ſeine Kenntniſs wäre weniger ſchwankend und man würde nicht die Erfahrung machen, daſs von dreyſsig Jünglingen, welche vom 12ten Jahr bis ins 25ſte, Hebräiſch zu lernen angewieſen waren, auch mitunter immer einen Theil ihrer Zeit darauf, ſo ungern ſie es thaten, hatten verwenden müſſen, am Ende im theologiſchen Candidatenexamen *zehn* vor der hebräiſchen Bibel zurückbeben, und wenigſtens *zehn* andere ſich dabey ſo ſchülermäſsig nehmen, daſs es, das Studium nach ſeiner ſichern Anwendung geſchätzt, eben ſo gut wäre, wenn ſie gar nichts davon gelernt hätten. Sollen aneinanderhängende Unterrichtsanſtalten in einander greifen, ſoll in ihnen ein beſtändiges Fortſchreiten, nicht ein abwechſelndes Vorwärts- und Rückwärtsgehen Regel ſeyn, ſollen die erſten Schritte ſchon ſo geſchehen, daſs ſie als die beſtmöglichſte Vorbereitung auf das letzte Ziel geprieſen werden können — und dies alles *ſollte* doch wohl ſeyn, wo ſo viele wohl fundirte Anſtalten dazu vorhanden ſind! — ſo ſollten offenbar die Lehrbücher und die Hauptſache in der Lehrmethode durch den ganzen Curſus hindurch in einander paſſen, und ſelbſt gleichförmig fortſchreiten. Um beym Hebräiſchen ſtehen zu bleiben, ſo würde ein dieſer Sprache gründlich kundiger Mann, wenn er zugleich, was ein junger Theologe, welcher *neun* volle Jahre zu ſtudieren das Glück hat, leiſten kann, und was ſich von den gewöhnlichen Lehrfähigkeiten der Präceptoren und Kloſterprofeſſoren verlangen läſst, überſieht, gar wohl planmäſsig eine hebräiſche Sprachlehre entwerfen können, in welcher das für den grammatikaliſchen Elementarunterricht nothwendige von dem, was erſt zum Pünktlichſten in der Formenlehre und zu genauer Auffindung des Wortverſtands ſchwererer altteſtamentlichen Bücher und Stellen erforderlich iſt, geſchieden, dannoch aber jenes Elementariſche ſelbſt ſchon ſo abgefaſst wäre, daſs das den reiferen Jahren fortbehaltene ſich daran anſchlöſſe und in eben dieſer Harmonie auf die Geſchichte des Textes, die erweiſsliche Deduction der hebräiſchen Wortbedeutungen und die Grundſätze der altteſtamentlichen Critik vorbereitete. Zugleich würde ein ſolcher die beſte Methode, wie der erſte Lehrer den Elementarunterricht ſo behandeln könne, daſs der Fortſchreitende alle mögliche Vorbereitung anträfe, und dieſer wieder dem Univerſitätslehrer der orientaliſchen Sprachen erwünſcht in die Hände arbeitete, theils beſchreiben, theils, (wenn er zugleich ſelbſt academiſcher Lehrer wäre, und alle künftige Lehrer ihm hören können) durch mündlichen Unterricht in nicht gar langer Zeit allgemein gangbar machen könnten. Ein ſolches Lehrbuch nun würde durch alle Stadien des theologiſchen Curſus von der Schule hinauf bis an den Schluſs der Univerſitätsjahre ausreichen; der Fähigere würde bald Luſt bekommen, aus den, etwa gröſser gedruckten, Elementarregeln in die weitere Anleitung der Noten und Obſervationen herunter zu blicken, und weil alles nach einerley Grundſätzen behandelt wäre, ſich frühzeitig zurecht finden, alle aber, fähige und weniger fähige (denn unfähige ſollen dahin gar nicht kommen!) würden nicht immer *das* lernen, wovon ſie die Hälfte nach etlichen Jahren wieder verlernen müſſen, und in der Neigung zum Studieren nicht durch all jene Umwege geſtört und zurückgeworfen ſeyn. Sie würden dann wenigſtens in dieſem Fach (und auf ähnliche Weiſe in andern ebenfalls), das mit ſo ausgezeichneten Vortheilen für die Studien beglückte Würtemberg bündig und glänzend bey der Frage rechtfertigen: ob in dem Lande, in welchem auf das theologiſche Studium nach ſeinem ganzen Umfang wenigſtens dreymal mehr Zeit, als ſonſtwo, nach den hiezu beſtimmten Stiftungen verwendet werden kann, auch ein proportionirt höherer Erfolg ſich zeige?

Dieſer Bemerkungen konnte ſich Rec. welcher ſeine Bekanntſchaft mit dem, was in jenen Gegenden wirklich und was möglich iſt, zum Maaſsſtab ſeines Vorſchlags gemacht hat, um ſo weniger enthalten, weil gegenwärtig das, was von dem veralteten hebräiſchen Sprachunterricht nicht verewigt werden ſollte, einer ſchönen Anzahl dortiger Schulmänner und Lehrer bekannt genug iſt, und ſich der beſſere Saamen, welcher ſeit mehr als einem Decennium von einem *Schelling*, als Kloſterprofeſſor in Bebenhauſen, und zu Tübingen von *Schnurrer* und *Storr* über die Kunde der bibliſchen Sprachen bey denen von ihnen gebildeten und jetzt nach und nach in Aemter einrückenden nicht verbirgt. Da dieſe jetzt das unbrauchbare aus dem Alten nicht fortpflanzen wollen, da ſie aber aus Mangel eines in das Ganze eingreifenden Lehrplans und Lehrbuchs für das Hebräiſche ihre eigene Wege einzeln verſuchen müſſen, und da ſich das Schwankende dieſer Verſuche bald in unangenehmen Folgen offenbaren müſste, ſo wäre, nach unſerer Einſicht, gerade jetzt der beſte Moment, dem hebräiſchen Sprachunterricht von unten herauf bis zu dem

dem Grade von Perfection, welcher sich lernen läfst, eine für eine gute Zeit brauchbare Grundlage und zweckmäfsige Richtung zu geben, für deren Ausführung am Wollen und Können mehrerer von denen in Aemter stehenden und bald nachrückenden Lehrern nicht zu zweifeln wäre. Die Herzogliche Studiencommission hat in einem Reicript vom 17 Sept. 1795. selbst gewünscht, dafs eine andere bessere Grammatik als die Speidelsche in dem Gymnasium zu Stuttgart eingeführt werde.

So lange nun aber ein ins Ganze gehender Plan nicht — vorhanden, und vom pädagogischen Ueberblick der Vorsteher des gesammten Würtembergischen Schulwesens erst noch die Veranstaltung zu Befriedigung dieses Bedürfnisses zu erwarten ist, so mufs es inzwischen Einzelnen überlassen seyn, für ihren Wirkungskreifs, und für die, welche auf der nämlichen Stufe stehen, das nothwendige des hebräischen Sprachunterrichts in verbesserten Entwürfen aufzustellen. Der gegenwärtig zu beurtheilende Versuch des Hn. W. bestrebt sich, dieses für die Anfangsgründe der hebräischen Sprachlehre, welche in den oben berührten lateinischen oder literarischen Stadtschulen, und in den Anfangsclassen des Gymnasiums zu Stuttgart, zu Ludwigsburg und zu Tübingen gelehrt werden, zu leisten. Dieser thätige und geschickte Schulmann verdient das Lob, für Würtemberg die erste von überflüssigen Weitläufigkeiten und Subtilitäten sich losfagende, hebräische Grammatik für den Zweck des Elementarunterrichts nach berichtigten und erleichterten Grundbegriffen in den Druck gegeben zu haben. Schon dies, dafs er sie deutsch schrieb, ist in W. — so nützlich es ist — eine Seltenheit; noch mehr, dafs er die ganze Künsteley der sogenannten hebräischen Vocalveränderung, nach dem *principium trium morarum*, welchem selbst *Schröder* noch allzuviel nachgegeben hat, aufgiebt. Die Vorrede beweist vorzüglich, dafs der Vf. die besten Beyspiele und die methodologischen Winke, welche hie und da zerstreut gegeben sind, mit Prüfung gelesen und benutzt hat. Die dort geäufserten Grundsätze über die natürliche Entstehung der Wortformen (S. XVIII—XXIV.) können den Lehrern zu Winken dienen, einige in der Grammatik selbst aus dem Alten noch beybehaltene Wendungen vollends ungangbar zu machen, und mit Ausdrücken, welche jener natürlichen Entstehung gemäfser sind, zu vertauschen. So liegt z. B. immer noch etwas von der alten künstlichen Vorstellungsart darinn, wenn man sagt: *aus langen* Vocalen *werden kurze* u. dergl. — Wäre es nicht hinreichend, gerade wie bey andern Sprachen zu verfahren, und wie dort, die allgemeinen Classificationen *de productione, correptione et permutatione vocalium* ganz wegzulassen? Man giebt ja auch keine Regel, warum aus o (amo) *en* (amem) werde u. f. f. Da der Vf. bereits bey den Verbis das Meiste, und von den Nennwörtern die Veränderungen des *status constructus*, der Suffixion, und der Präpositionen auf die blofsen Wortformen recht gut zurück gebracht hat, so wird diese Methode vielleicht künftig noch etwas mehr auf die Behandlung der Nominum, so weit es thunlich ist, übergetragen werden können. So weit es thunlich ist! Denn ganz ohne Observationen, welche die Formen beschreiben und erklären, kann man freylich den Zweck nicht erreichen. Solche Observationen sind dann aber wirklich nicht Regeln oder allgemeine Vorschriften, sondern blofse Beschreibungen dessen, was durch den Gebrauch da ist. Erhebt man sie zu Regeln, so werden sie entweder allgemeiner, als die Sache es gestattet, oder man mufs Restrictionen anhängen, welche die Anwendung der Regel für den Ungeübten beynahe ganz aufheben. So wird als eine in der Lehre von der Punctation äufserst wichtige *Regel* S. 14. angezeigt, dafs *zusammengesetzte* Sylben im Anfang und in der Mitte eines Worts *meist* einen kurzen, die *einfache* (meist) einen langen Vocal haben. Was die Regel, wenn sie allgemein ausgedrückt seyn dürfte, dem Anfänger nützen würde, dafs mufs ihm die nothwendige Einschränkung („meist") fast ganz wieder nehmen. Das richtige in dieser Bemerkung reducirt sich mithin auf eine Observation, und verliert den Charakter der Universalität, welchen eine Regel haben müsste. Dagegen würde manchmal mit Nutzen auf den Ursprung der Formen zurück gewiesen werden können. Z. B. dafs bey den Nennwörtern, welche den Ton auf der vorletzten Sylbe haben, die Form, in welcher sie mit den pronominibus verbunden werden, und die Form ihrer Plurale vor dem Genitivus, abstamme von ihrer ersten einfacheren Aussprache: מַלְכִּי – מֶלֶךְ – מַלְכֵי etc. dafs (S. 17.) das Kametz Chatuph nur daran genau erkannt werde, wenn man weifs, ob die Grundform ein langes o hätte u. dergl. Noch zwey kleine Fragen: warum behauptet S. 4. Nr. 3. Segol sey eben so gut ein kurzes *A*, als ein kurzes E. (Selbst dafs Segol ein *kurzer* Vocal sey, ist, da der Ton so oft darauf ruht, den Rabbinen, welche die Eintheilung in gleichviele *longas*, *breves*, *et brevissimas* erfunden haben, schwer zu glauben.) Warum nennt S. 9. das Jod schevatum zum verbus ein *leeres* Jod, da dort gerade erst von der Auslassung des Dagesch F. die Regel angegeben wird? — S. 70. ist Z. 9. statt הִוה zu lesen הוֹה S. 44. Lin. 26. er hat sich gezeigt, als einen, welcher ehrt — st. er hat sich geehrt. Eben so S. 56. Lin. 15. sich selbst in der Handlung, welche die erste Conjugation andeutet, zeigen, st. handelnd in Bezug auf sich selbst.

Diese wenigen Bemerkungen können und sollen die Brauchbarkeit dieser kurzen hebräischen Sprachlehre für den Elementarunterricht empfehlend auszeichnen. Rec. hat sich sehr gefreut, hier so manches alte, den Schüler marternde Vorurtheil verbannt und das bessere, besonders in der Lehre von den Verbis, so fleifsig, kurz und deutlich angezeigt zu finden. Nimmt man mit ihr *Clemms* hebräisches Elementarbuch (welches sich, leider, noch zuviel nach dem übermäfsigen Regelnvorrath Speidels und Schröders bequemen mufste) und *Mosers* hebräisches Lexicon zusammen, so mufs man bekennen, dafs durch diese drey Würtemberger der hebräische Sprachunterricht

an nutzbaren Lehrbüchern merklich gewonnen habe; so wie man auch die leichtere Verbreitung der Schröderischen Grammatik in Deutschland, welche bis jetzt unter den gröfseren die beste geblieben ist, einigen Würtembergern zuschreiben muss. Auch der in Hn. Ws. Grammatik ausgeführte Gedanke, durch Cursivvorschriften zum Deutlichschreiben des Hebräischen zu gewöhnen, ist nachahmenswerth. Noch verdienstlicher wird es seyn, wenn der Vf. die leichtere Methode, Hebräisch zu lehren, auf welche er am Ende der Vorrede anspielt, in seinen Gegenden soviel möglich bekannt macht.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG B. GERA: *Familienwohl und Bürgerglück nach Grundsätzen der Vernunft und des Christenthums. Ein Beytrag zur Beförderung desselben, in einigen Predigten zum Theil über seltene Materien, gehalten von Georg Friedrich Götz*, evangel. lutherischen Prediger etc. 1796. 190 S. 8. (16 gr.)

In dieser Sammlung sind zwölf Predigten befindlich, von welchen die sieben letzten Passionspredigten sind. Ueberhaupt ist der Titel nicht passend; denn nur die fünf ersten Predigten haben eine unmittelbare Beziehung auf Familienwohl und Bürgerglück. Der Verfasser sucht sich zwar in der Vorrede damit zu entschuldigen, dass er durch den Wunsch des Verlegers dazu veranlasset worden sey. Aber diesem Wunsch hätte nicht nachgegeben werden sollen, weil der Titel wirklich zu viel verspricht. Indessen werden doch diese Predigten nicht ohne Nutzen gelesen werden.

## KLEINE SCHRIFTEN

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Rabenhorst: *J. G. Fechner M. D. über die gegenwärtige Lage der Thierarzneykunde vorzüglich in Rücksicht auf Oesterreich.* 1796. 60 S. 8. (4 gr.) Es ist dies eigentlich ein Lehrplan für ein hippiatrisches Institut, welchen der Vf. der Militarcommission, die sich eben mit der Verbesserung der Wiener Veterinärschule beschäftigte, vorzulegen gedachte; gewisse Umstände, die er in der Einleitung anführt, änderten aber seinen Vorsatz und bestimmten ihn, denselben öffentlich bekannt zu machen. Er schränkt sich blos auf Pferdearzney ein, weil sonst seine Forderungen nach einem allgemeinen Plane noch viel gröfser hätten werden müssen. Schon die jetzigen sind grofs, das ist wahr, aber gewiss, wenn es auf Bildung ächter Thierärzte und auf reelle Beförderung der Kunst angesehen seyn soll, eben so nöthig und nichts weniger als unausführbar, nur gehören Männer dazu, die mit eben dem philosophischen Geiste den Weg betreten, mit dem ihn der Vf. vorzeichnet. Er blickt tief in die dermalige Lage und die Bedürfnisse der Kunst, und theilt in diesen wenigen Blättern die belehrendsten Winke zur Vervollkommnung derselben und reichhaltigen Stoff zum weitern Nachdenken mit.

Zuerst eine Schilderung der Oekonomie des Wiener Instituts im Gegensatz aller der Foderungen, denen eine Lehranstalt dieser Art Gnüge leisten sollte, und daraus das Resultat: tüchtige Fahnenschmidte, d. h. mit andern Worten; wahre Pferdeärzte wird das jetzt und so bestehende Institut nie zu liefern in Stande seyn! Wie lässt sich diesem Mangel abhelfen? Einseitiges Verfahren, Despotismus muss verbannt seyn, nicht einem Manne müssen die Arbeiten übertragen, sondern unter mehrere — drey sind hinreichend, — vertheilt seyn, die mit gleichen Muthe, gleichen Kräften zu einem grofsen Ganzen hinwirken. Der erste Unterricht selbst soll von den allgemeinen Begriffen über Körper und Gröfse, — Elementarlehre nennt sie der Vf., nach seinem Sinne vorgetragen wird es auch eine Logik — ausgehen, um den bisher blos sinnlichen Zögling zum abstrakten Denken anzuleiten, dann sich eine Chymie, eine Geometrie und Mechanik, nach dem Bedürfnisse des Thierarztes eingerichtet, anschliessen. Dies sey *der erste Ruhepunkt*. Von der todten Natur gehe der Zögling zur belebten über, zum Kurs der hippiatrischen Naturgeschichte. Mit diesem schliessen sich die Vorbereitungswissenschaften. *Zweyter Ruhepunkt*. Nun erst wird das Pferd der unmittelbare Gegenstand des Unterrichts. Geschichte und Kenntniss des Pferdes. Zeichen seiner Gesundheit. Gestütlehre. Erziehung, Nahrung, Giftpflanzen. Anwendung: Zucht - Acker - Last - Reitpferde. Theorie der Reitkunst. Hufbeschlag als Erhaltungsmittel der Gesundheit. Esel, Maulthiere. *Dritter Ruhepunkt*. Physiologie erleuchtet durch Anatomie, mit Rücksicht auf Pathologie, Semiotik und Therapie. *Vierter Ruhepunkt*. Pathologie. Noch sey keine Thierpathologie begründet, sie von der menschlichen abzuziehen, sey zweckwidrig. Was bis jetzt, sagt der Vf. von den Gesetzen des Erkrankens und Krankseyns thierischer Wesen überhaupt bekannt ist, wird, in so weit die Erfahrung erlaubt und berechtigt, es auf ein oder das andere Hausthier anzuwenden, die Prolegomenen einer künftigen Zoopathologie bestimmen. Der an Physiologie gekettete Begriff von Receptivität und Reaction, nach den verschiedenen Reizen und den sich ergebenden Wirkungen, als Erscheinungen kann doch die Begriffe von Dispositon, Krankheit, Zufall, Ursache, Krampf, Fieber, Kochung, Krise, Genesung, Tod, allgemeiner und partieller Verderbniss der Substanz u. s. w. richtig constatiren, bis dereinst eine treu gesammelte und sicher niedergelegte Geschichte der Krankheiten individuellen Vorrath zur Ausführung der mägern Skizze liefert. Die Geschichte der Krankheiten muss nun im Unterrichte folgen, und wo möglich durch Exemplare in Krankenstalle erläutert werden; daraus werde sich Semiotik von selbst ergeben. *Fünfter Ruhepunkt*. Allgemeine und besondere Therapie: Materia medica und chirurgica, Instrumenten und Bandagenlehre, Pharmacie. Die materia veterinaria erwarte noch philosophische Experimentatoren: sinnreich ist dabey der Gedanke, jedes Land, fast jede Gegend solle sich beynahe eine eigne materia veterinaria formen, weil unsere Hausthiere an ein gewisses Klima strenger, als der Mensch gebunden seyn, sich von dem nähren, was ihnen nahe liege. *Sechster Ruhepunkt*. Ausübung der Heilkunde an den kranken Thieren selbst. — Am Schlusse zeigt der Vf. noch, wie weit sich der Einfluss so einer Einrichtung erstrecken würde, nicht blos auf Thierheilkunde selbst, sondern auch auf andere Wissenschaften, mittelbar auf Aufklärung des Landmanns u. s. w.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 25. März 1797.


## OEKONOMIE.

Regensburg, in d. Montag- u. Weisischen Buchh.: *Katechetisches Handbuch der Landwirthschaft für Liebhaber der Oekonomie und zum Schulunterricht(e)* 1795. 2 Alph. 4 Bog. 8. (2 Rthlr.)

Den Zweck dieses Handbuches bestimmt die Vorrede deutlich und richtig. Zunächst soll es den Studierenden zur Wiederholung ökonomischer Vorlesungen, dann denen, die sich ohne mündlichen Unterricht aus Schriften über landwirthschaftliche Gegenstände zu belehren suchen, auch zugleich zum Schulunterrichte nützen. In diesen Absichten enthält es einen des Hn. Hofraths *Beckmann* klassisches Lehrbuch, *Grundsätze der deutschen Landwirthschaft* Schritt vor Schritt begleitenden Commentar. Es herrscht darinn eine so richtige und lichtvolle Darstellung und Entwickelung der Begriffe und eine so wohl gewählte und passende Anwendung derselben auf einzelne Gegenstände der Landwirthschaft, in so leicht verständlichen Ausdrücken, als es zur Erreichung jener Zwecke erfoderlich war. Nur muss der Rec. bemerken, dass die gewählte katechetische Form nicht allein allemal mit gewissen Unbequemlichkeiten verbunden ist, welches auch der Vf. selbst, jedoch zu spät, erst in der Folge der Ausarbeitung, erkannte; sondern dass auch die Regeln dieser Form hier zuweilen in einigen die verlangte Beantwortung entweder nicht genug bestimmenden, oder sie schon im voraus fast ganz ankündigenden Fragen, z. B. S. 71. und in einigen Antworten, die über den Inbegriff der Frage allzuweit hinausgehen, nicht gehörig beobachtet sind. Diese Bemerkungen, und einige andere wahrgenommene, hiernächst anzuzeigende Mängel werden jedoch durch wesentliche Vorzüge der Richtigkeit, Vollständigkeit und Brauchbarkeit so weit überwogen, dass dieses Handbuch eine günstige Aufnahme völlig verdient. In Betrachte seiner Eigenschaft als Commentar über das allgemein bekannte *Beckmannische Lehrbuch* würde ein umständlicher Bericht von dem Inhalte jedes Abschnittes sehr überflüssig seyn. Nur darauf kommt es an, was der Vf. zu dessen nöthigen Ergänzung, Erläuterung oder Berichtigung geleistet hat. Hievon also einige Proben.

Zusätze von den ersten beiden Arten sind: ausführliche und nützliche Erläuterungen und richtige Bestimmungen über die Erdarten, die Düngungsmittel, den Gebrauch des Pfluges, die Beschaffenheit des Saatgetreides und dessen Aussaat; Anweisungen zur Vertilgung der Unkräuter; Belehrungen über die Nutzung der Wiesen und deren Verhältniss zu den Getreidefeldern; gute Anweisungen zur Cultur der Futterkräuter und zur Verbesserung der Wiesen und Weideänger; richtiger und nützlicher Unterricht von Erziehung junger Obstbäume, imgleichen vom Pfropfen, Aeugeln, Absäugen und Absenken, von Erziehung und Wartung der Weinstöcke und von der Zubereitung des Weins; brauchbare Nachrichten von dem mannichfaltigen ökonomischen und technischen Gebrauche der Waldbäume; gegründete Aufnahme der syrischen Seidenpflanze (*Asclepias syriaca*) unter den Handelskräutern, lehrreicher Unterricht von Anlegung, Einrichtung und Unterhaltung der Stutereyen überhaupt, und der Landgestütte insonderheit.

Mehrmals weicht der Vf. von des Hn. *Beckmanns* Lehrsätzen ab, niemals aber ohne dessen Bestätigung mit trifftigen Gründen. Dahin gehören: seine Bedenklichkeiten gegen die Einschliessung der Getreidefelder mit Hecken, oder Zäunen; gegen die unbedingte Verwerfung, oder Billigung der Brache, mit hinzugefügten näheren Bestimmungen der Grenzen ihrer Beybehaltung, und des alsdann von ihr zu erwartenden Nutzens; gegen die für die vortheilhafteste Methode angegebene holsteinische und mecklenburgische Koppelwirthschaft; gegen das angerathene Abschälen der Waldbäume im Safte und ihre Austrocknung auf dem Stamme; gegen die Hütungen des Viehes in den Forsten; gegen die als vortheilhaft angeführte Fütterung der Schafe in Ställen und Hürden mit Klee, wegen der daraus entstehenden Verminderung der Güte der Wolle und des Fleisches; seine Empfehlung des Brachens oder Stürzens der Aecker im Herbste, statt des dazu bestimmten Frühlings; seine bessere Bestimmung der Zeit der Heuärnte, nämlich nicht zur Zeit des Anfangs der Blüthe der mehrsten Gräser, sondern sobald sie abgeblühet haben, und ehe ihre Saamen reif werden, seine vollständigere und richtigere Erklärung des Begriffs von Gartenkräutern etc.

Hiernach und bey der Ueberzeugung von der Brauchbarkeit dieses Handbuchs hat der Rec. um so mehr verschiedene Mängel darinn ungern wahrgenommen. Dahin rechnet derselbe die Behauptungen: dass *alle* Naturproducte nicht so bleiben können, wie sie sind gewonnen worden, sondern verarbeitet werden müssten (S. 17.); denn Milch, Honig, Obst und verschiedene andere Gartengewächse sind auch ohne Zubereitung brauch- und geniessbar; dass die aus der Besamung ausgetrockneter Teiche erwachsenen Pflanzen Anfangs klein bleiben (S. 34.), wovon die

gewöhnlich aufserordentliche Gröfse des Hafers daselbst das Gegentheil beweiset; dafs die obere Düngung nichts tauge (S. 83.), die doch im Herbste für die Klee- und Spargelfelder so nöthig und nützlich ist; dafs das wiederholte Pflügen eines dichten, zähen Bodens in schmale Furchen denselben erschöpfe und unfruchtbar mache (S. 114.), da doch eben hiedurch demselben die mangelnde Lockerheit verschaffet, und das Eindringen der Nahrungssubstanzen in ihn aus der Atmosphäre um so mehr befördert wird; dafs der Brand des Getreides zuverlässig nicht ansteckend sey (S. 174.), wovon Rec. das Gegentheil erfahren hat, als er die Körner des besten, reinsten Weizens, die er mit brandigem Staube vermischt und gepflanzt hatte, blofs brandige Aehren hervorbrachten; dafs den Gängen zwischen den Gartenfeldern oder Quartieren *überall* nur ein Fufs Breite zu geben sey (S. 244.), welches die Gänge zwischen den Feldern der Erbsen und Stangenbohnen zu ihrem Nachtheile zu sehr verengen würde; dafs die in einigen Gärten mit befindlichen Taxusbäume, Linden, Eichen, Tannen etc. als Gartenbäume angegeben worden (S. 308.), wozu sie, nach dem eigentlichen Begriffe hievon und dem Sprachgebrauche eben so wenig, als die auf den Aeckern zuweilen erzogenen Möhren und Pastinacken, Savojekohl, Vitsbohnen etc. zu den Feldfrüchten gerechnet werden können; dafs es keine wilde Pflaumen und Johannisbeeren gebe (S. 448. 449.), wovon sich doch Abbildungen in *Cramers Anleitung zum Forstwesen* befinden; dafs das Schilfrohr zur Winterfütterung des Rindviehes nutzbar sey (S. 583.), welches, ohne dessen nähere Bestimmung, deshalb nicht anzurathen war, weil einige Arten des Rohrs, z. B. *Arundo Calamigrostis*, der Gesundheit jenes Viehes sehr nachtheilig sind, und bey den trächtigen Kühen das Verkalben verursachen; dafs es immer besser sey, die Wolle ein halbes Jahr liegen zu lassen, ehe sie verkauft wird (S. 636.), wodurch man aber einen beträchtlichen Theil am Gewichte, und folglich am Kaufgelde verlieren würde etc. Einige nothwendig mit in Betrachtung zu ziehende Gegenstände hat der Rec. ganz vermifst, z. B. S. 228. 229. unter den zu lebendigen Hecken vorzüglich brauchbaren Gewächsen die Kornelkirsche (*Cornus mas*) S. 262. in dem Verzeichnisse der Gartengewächse die Wurzelgewächse, S. 535. unter den den Pferdehandel vernichtenden Hauptfehlern den Koller, S. 644. unter den Schafkrankheiten die Pocken. Auch ist (S. 296. 298.) von der Cultur und Wartung des Spargels und der Erdbeeren viel zu wenig gesagt, und (S. 294.) von den Melonenkernen der ganz unrichtige Ausdruck des Säens, statt des Pflanzens, gebraucht. Hin und wieder überflüssige wörtliche Wiederholungen, z. B. im Betreff des Gebrauchs des Mergels ohne Dünger S. 40. u. 70. Auch ein Paar Widersprüche hat der Rec. angetroffen. S. 81. wird nämlich angeführt, dafs der Schafurin *das Keimen der Quecken vernichte*, S. 122. aber gerade das Gegentheil versichert, nämlich, *dafs die Quecken der Schärfe des Schafurins widerstehen, und nach dem Peferchen der Aecker um desto besser wachsen.* Eben so liegt auch (S. 489.) in den beiden Lehrsätzen, dafs man den Flachs, durch die angegebene Zubereitung, *in ein Surrogat der Baumwolle verwandeln, daraus aber keine Zeuge verfertigen könne*, ein offenbarer Widerspruch. Durch einige Druckfehler ist der wahre Sinn mancher Periode ganz verunstaltet worden, z. B. S. 195.: denn nicht die Haferarten, sondern die Schmarotzerpflanzen, zu welchen jene gar nicht gehören, umschlingen die Gewächse und tödten sie; S. 546. in der Anweisung, dafs eine Stute, die fohlen will, *kurz angebunden* werden müsse; da sogleich nachher gerade das Gegentheil, nämlich, *dafs sie nicht gehörigen Raum habe, sich zu bewegen, wenn sie zu kurz angebunden werde*, mit Recht gelehrt wird; S. 635. statt zweyschürig, *einschürig* in der vorletzten Zeile, etc.

SCHNEPFENTHAL, im Verl. der Erziehungsanstalt: *Handbuch der gesammten Landwirthschaft. Zuerst das Buch vom Ackerbau*, von *Just Ludwig Günther Leopold*, Prediger zu Appenroda in der Grafschaft Hohnstein. 1795. 424 S. 8. (18 gr.)

Dies Buch zeichnet sich vor vielen seines Gleichen vortheilhaft aus. Alle hier abgehandelten Gegenstände zeugen von eigener Prüfung und Erfahrung, welches so selten bey ökonomischen Schriften der Fall ist; der ganze Vortrag geht den Ton der ruhigen und unpartheyischen Untersuchung fort, und Rec. möchte wohl behaupten, dafs schwerlich ein Leser, wenn er auch nicht immer mit dem Vf. einig seyn sollte, dies Buch, ohne einige Belehrung daraus geschöpft zu haben, weglegen wird. Nach dem vorgelegten Plan haben wir mehrere Theile zu erwarten, die gewifs dem Publicum willkommen seyn werden. Ganz recht behauptet der Vf. in der kurzen Einleitung, dafs man keine Viehzucht treiben könne, ohne Aecker und Wiesen zu haben; aber dafs sich Acker-, Wiesen- und Gartenbau ohne Viehzucht treiben lasse, das ist doch wohl zu viel behauptet. Freylich könnte alles durch Menschenhände bewerkstelligt werden; aber wo bliebe bey diesem ungeheuren Aufwand der Gewinn, wenn man auch wirklich annehmen wollte, dafs die Erde, blofs durch viele Bearbeitung, ohne Zusatz vom thierischen Dünger, unsre Mühe reichlich lohnen würde? — Der Abschnitt vom Feldbau fängt sehr vernünftig mit der genauern Bestimmung der Längen und Flächenmaafse an, die der Vf. bey seinen Untersuchungen zum Grunde legt. Ein Umstand, worinn es so viele ökonomische Schriftsteller versehen, und eben dadurch den Leser ganz ohne Belehrung lassen. — In Hinsicht der Bearbeitung theilt der Vf. den Acker in *buntes* und *geschlossenes* Feld; bey jenem bestellt jeder seinen Acker wie er will; eine Wirthschaftsart, die man auf den mehrsten Stadtfeldern antrifft, und welcher der Vf. mehr Gutes zugesteht, als sie verdient. Würden die Felder zu rechter Zeit mit den unseligen Viehtriften verschont, so hätten sie allerdings grofse Vorzüge; aber diese bleiben eine ewige Plage des Besitzers, wodurch ihm immer die Hände gebunden sind. Der Vf. empfiehlt gar sehr das

das *Graben* des Ackerlandes, und macht eine Berechnung, dafs, des vergröfserten Aufwandes ungeachtet, doch Gewinn dabey seyn würde. Das ist alles wahr, und im Kleinen möchte dies auch ausführbar seyn, besonders wenn man die *Ortische* Grabemaschine, die unverdienter Weise schon vergessen zu seyn scheint, zu Hülfe nähme; aber in menschenarmen Ländern und auf grofsen Landgütern werden wir wohl immer bey unsrer gewöhnlichen Methode bleiben müssen. Die Beschreibung des Pfluges ist so deutlich, als sie es ohne Zeichnung seyn kann. Lobenswerth ist es, dafs der Vf. neben den deutschen Benennungen der Pflanzen auch die botanischen Namen anführt; nur Schade! dafs sie so sehr durch Druckfehler verstellt sind. Beym Düngen ist der Vf. ausführlich, und besonders lehrreich in der Bestimmung des Maafses, wie mit Viehdünger und andern Körpern gedüngt werden mufs. Jährigen Rocken auszusäen hält der Vf. für misslich; Rec. hat dies mehreremale mit gutem Erfolg gethan, so, wie ihm dies das sicherste Mittel gegen den Brand im Weizen ist, altes Saatkorn, ohne alle die Weitläuftigkeiten mit dem Beizen und Einkalken, auszusäen. Eben so ist es auch mit der frühen Rockensaat, die der Vf. so sehr empfiehlt. Sie hat freylich ihre grofsen Vorzüge; aber sie ist auch mehr als die spätere dem Wurmfrafs ausgesetzt. Desto empfehlenswerther ist die Vorschrift, bey sauren und trocknen Frühlingswinden die Wintersaat zu walzen. Das geheime Uebel, wodurch der Rocken die Aehren verliert, bewirken die kleinen Heuschrecken, die Rec. in sandigten Gegenden zu vielen Tausenden bey ihrer verwüstenden Arbeit angetroffen; bis jetzt wenigstens kennt man noch kein Gegenmittel. Auf besserm Boden ist dies Uebel seltener. Der Sommerrocken wird nur im höchsten Nothfall empfohlen werden können; denn bey seiner armseligen Ergiebigkeit an Stroh und Körnern zehrt er doch das Land aus. Die Bestellungsart aller übrigen Feldfrüchte ist lehrreich, und jedem Leser befriedigend erzählt. Kartoffeln will der Vf. blofs mit Hacke und Grabscheit bestellt wissen, und verwirft hiebey den Pflug gänzlich. In Absicht des Ertrags hat er freylich Recht, aber wie würde man da auf mehreren grofsen Landgütern fertig werden, wo tausende von Quadratruthen jährlich mit Kartoffeln bepflanzt werden, und wo dem Landmann zu jeder Jahrszeit arbeitende Hände fehlen? — Rec. hat bey der Stallfütterung Versuche mit Kartoffeln gemacht, konnte aber mit Dreyviertel Berliner Scheffel auf die Kuh täglich, mit Heckerling gefüttert, nicht ausreichen. Ohne reichliche Beyhülfe von anderer Fütterung sind die Kartoffeln warlich ein schwelgerisches Futter. Uebrigens sind die Futterregeln des Vf. nachahmungswerth, so wie die ganze Abhandlung vom Wiesen- und künstlichen Grasbau. Der Trockar ist da, wo aller Klee zu Heckerling geschnitten wird, ein überflüssiges Werkzeug. Rec. hat noch nie den Fall gehabt, dafs ihm ein Haupt Vieh bey der Stall- und Kleefütterung erkrankt wäre. Der Vorschlag, Esparzet oder Luzerne mit rothem Klee auszusäen, ist sehr misslich. Rec. versuchte es zweymal mit ½ Klee gegen ½ Luzerne, aber die Luzerne, so dick sie auch anfangs hervorkam, ward vom Klee erstickt, und erhielt sich nur am Rande herum, wo wenig Kleesamen hingestreut war. Der Hut- und Triftgerechtigkeit redet der Vf. sehr das Wort. Es kommt hiebey freylich immer auf die Landesverfassung an, aber besser wäre es doch gewifs, wenn, versteht sich gegen billigen Ersatz für die bisherigen Besitzer, dieser wahre Unfug, ohne welchen kein vollkommener Flor der Landwirthschaft gedenkbar ist, abgeschafft werden könnte. — Der Vf. verstattet Schafen, Gänsen, dem Rindvieh, und sogar Schweinen die Uebertrift über die Kleeäcker. Letztern möchte wenigstens Rec. nicht das Wort reden, da sie schwerlich das Wühlen unterlassen werden. Aufser diesen drey Kleesorten sind noch als gute Futterkräuter der Melilaten-Klee, das Raygras, der Spärgel und Sauerampfer empfohlen. Wie vortheilhaft der Anbau des Spärgels auf sandigem Boden sey, davon hat Rec. selbst Erfahrung. Das ganze Kapitel vom Gartenbau, sowohl in Absicht der Cultur des Gemüses als der Obstbäume, ist meisterhaft, und in allen Vorschriften befolgenswerth. Sehr merkwürdig ist die vom Vf. selbst gemachte Erfahrung, dafs grofse und starke Bäume, die von starkem Frost beschädiget worden, durch das Abschälen der Rinde bis auf das weifse Holz, sicher gerettet worden. Man kann dies Verfahren vom April bis um Johannistag vornehmen, nur mufs der nach dem Abschälen heraustretende Saft mit einer rauhen Feder überall verstrichen werden, so, dafs er an allen Stellen gleich vertheilt wird. Sehr brav eifert der Vf. gegen die todten Befriedigungen, und empfiehlt lebendige Hecken. Die Abhandlung von der Bienenzucht fafst auf wenigen Bogen mehr Gutes, als manches über diesen Gegenstand geschriebene dicke Buch. — Rec. an seinem Theil, (und gewifs mit ihm mehrere,) sieht der Fortsetzung dieser nützlichen Schrift mit Verlangen entgegen.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Manuel du cultivateur, oder der neue französische Landwirth.* Auf Befehl des Nationalconvents abgefafst und in den Departements vertheilt. Uebersetzt und mit Anmerkungen für deutsche Landwirthe begleitet, von *F. G. Leonhardi.* (ohne Jahrzahl.) 390 S. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich der gelehrte Uebersetzer in der Vorrede meynt, dafs der deutsche Landwirth recht viel in Deutschland anwendbares finden werde, so hat Rec. doch nichts finden können, was ihn in dieser Hinsicht befriedigt hätte. Was hier vom eigentlichen Landwirthschaftswesen gelehrt wird, enthält entweder schon längst bekannte Sachen, die wir Deutschen besser wissen, als der Franzose sie uns lehren konnte, oder sie sind auch blofs für Frankreich local und unanwendbar für Deutschland. Darinn giebt indessen Rec. dem Uebersetzer gern Recht, dafs man hieraus eine richtige Vergleichung der gröfsern oder geringern Fortschritte zwischen der französischen und deut-

schen Landwirthschaft nach allen ihren Theilen anstellen könne. Vielen deutschen Lesern, die mit der neuen französischen Zeitrechnung, imgleichen mit den neu eingeführten Maassen noch nicht bekannt sind, wird es angenehm seyn, hier vollständigen Unterricht zu finden. Die landwirthschaftlichen Geschäfte sind nach Art eines Wirthschaftskalenders nach der Folge der Monate geordnet. Auch werden Heilmittel gegen verschiedene Viehkrankheiten mitgetheilt, einige beym Holzhandel zu beobachtende Regeln kurz erzählt, Vorschriften gegeben, wie Wein, Bier, Meth, Cider gemacht werden muss, Handgriffe über das Milchereywesen und Käsemachen gelehrt, und zum Beschluss folgen Bemerkungen über die Bienenzucht, Ziegel- und Kalkbrennereyen, über das Mühlenwesen, Tabacksplantationen, Handgriffe beym Trocknen und Einmachen verschiedener Früchte, und endlich ein Namen-Register verschiedener Pflanzen nach ihren medicinischen Eigenschaften. Mit den Anmerkungen ist der Uebersetzer nur sparsam gewesen.

## PHILOLOGIE.

Lübeck, b. Römhild: *Zwo Reden des Cicero, als Vertheidiger des Marcellus und Ligarius.* (1796.) 9 Bog. 4. (6 gr.)

Schon bey einem flüchtigen Durchblättern dieses Werkes gewährt es dem Leser keine gute Vorbedeutung, dass unter den angehängten *Erratis* gleich das erste Wort des Titelblattes als überflüssig aufgeführt, und ein Capitular *Brömbsen* — wahrscheinlich als Vf. des Buchs — am Schlusse des Druckfehlerverzeichnisses genannt wird. In der That ist das ganze Buch nichts mehr und nichts weniger als ein *Erratum typographicum*, von dessen Veranlassung Rec. so wenig, als von dem Urheber desselben weifs. Der Vf. scheint indess der durch das unglückliche Duell bekannt gewordene *F. A. Brömbsen* zu seyn, von welchem seine Freunde unlängst einen *Versuch prosaischer und poetischer Aufsätze, neben der Lebensbeschreibung des Verfassers* herausgegeben, und, dem Titel zufolge, *Brüdern allein gewidmet* haben. Diese letzte Erklärung, auf das vor uns liegende Werkchen angewandt, kann ihm zwar einigermaßen zur Entschuldigung dienen: aber immer bleibt es befremdend, hier keine Vorrede, kein Wort über den Zweck der Verdeutschung, kein Wort über die Beschaffenheit des lateinischen Textes, der jener zur Seite steht, noch weniger etwas zur Würdigung der übersetzten Reden selbst, und zur Entwickelung der oratorischen Kunst, welche vorzüglich aus der ersten hervorleuchtet, zu finden. Das zuletzt erwähnte Bedürfnifs müssten Lehrer, die etwa diese Ausgabe dem Privatstudium ihrer Zöglinge empfehlen wollten, um so mehr fühlen, da man die vollendete Kunst des Redners, wiefern sie sich nicht blofs auf Anordnung des Ganzen, sondern auf Darstellung, auf Kraft und Würde des Ausdrucks, auf Feinheit der Wendungen, auf Wohllaut der Perioden u. s. w. bezieht, aus der hier gegebenen Uebersetzung nur selten ahnen kann. Denn wo der Sinn des Originals richtig gefafst ist, da ist die Uebersetzung gewöhnlich schleppend und matt: wo sie sich aber mit anständiger Energie zu erheben beginnt, da hat sich der Vf. entweder allzufreye Abweichungen von den Worten seines Schriftstellers erlaubt, oder sich überhaupt um den Sinn derselben wenig bekümmert. Sehr bekannte Bedeutungen lateinischer Ausdrücke scheinen ihm oft unbekannt gewesen zu seyn. — Zur Rechtfertigung unsers Urtheils werden einige Beyspiele genügen: wir heben sie aus der Rede für Marcellus aus. §. 8. *Du bezwangst unzählige* weit ausgebreitete *Völker von ungeheurer Wildheit und mit zahlreichen Heeren ausgerüstet; aber du siegtest da, wo*, der Natur und der Sache gemäfs, *Gewalt siegen konnte: denn es giebt keine Macht, die nicht* durch Stahl und Uebermacht *könnte geschwächt und vernichtet werden.* Sein Herz zähmen u. s. w. Wie unbehülflich, ungleichartig im Tone, und schleppend ist folgende Periode (§. 9.): *Hören wir aber, oder lesen, dass Jemand Gnade vor Recht ergehen liefs, dass er menschenfreundlich, gerecht und mit weiser Mäfsigung verfuhr, auch im Zorne sogar, der nicht leicht weisen Rathschlägen folgt, und im Siege, der immer Stolz und Uebermuth athmet, wie reifset uns das hin*, den uns übrigens völlig unbekannten Tugendhelden *zu verehren, nicht nur, wo von wirklichen Thaten die Rede ist, sondern auch da, wo blofse Erdichtung wirkt.* — §. 11. *Gratulationes*, in der bekannten Stelle vom Cäsar gebraucht, giebt der Vf. durch *Glückwünsche.* — *caeterae res duce te gestae, grofse* Dinge *wurden unter dir ausgeführt.* — §. 15. *Da die* Sachen noch auf völlig festem Fufs standen *(integra re) redete ich viel vom Frieden; auch während des Kriegs dachte ich eben so*, selbst mit Gefahr meines Kopfes *(cum capitis periculo).* — §. 16. *Wie viel herzerhebender (gratior) mufs uns deine Grofsmuth erscheinen, indem wir nicht weiter* Sachen, *sondern Siege gegen einander stellen.* — Dieser Rede ist übrigens noch der bekannte Brief beygefügt, worinn Sulpicius dem Cicero die Ermordung seines Freundes, des M. Marcellus, meldet.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Mannheim*, b. Schwan u. Götz: *Versuch und Beantwortung dreyer Fragen*, das Schul- und Erziehungswesen betreffend; von *Ad. Heinr. Wilhelm Zimmermann*, Lehrer am Gymnasium zu Heidelberg. 1796. 32 S. 8. — Die drey Fragen, durch deren ihm aufgegebene Beantwortung der Vf. sich die Lehrerstelle, die er jetzt bekleidet, erworben hat, betreffen 1) die Hauptvorzüge der modernen vor der veralteten Schulerziehung, 2) die zweckmäfsigste Methode, und 3) die Grenzlinie zwischen dem Unterricht auf Schulen und Universitäten. So weit es die Kürze der Schrift erlaubte, hat der Vf. gute pädagogische Einsichten gezeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 27. März 1797.

## PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Beygang: *Ueber die sittliche Natur und Bestimmung des Menschen.* Ein Versuch zur Erläuterung über I. Kants Kritik der praktischen Vernunft, von *Christian Friedrich Michaelis. Erster Band*, die Grundlehren der Moral und des Naturrechts betreffend. 1796. 446 S. *Zweyter Band*, die Grundlehren der moralischen Religion und Erziehung betreffend. 1797. 300 S. 8.

Der Vf. hielt im Winter 1793—94 akademische Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft. So entstand der gröfste Theil dieser Abhandlungen, denen er durch die gegenwärtige Bekanntmachung einen weitern und hoffentlich nützlicheren Wirkungskreis eröffnen wollte. Bey seiner Ausarbeitung legte er *Kants* Kritik der praktischen Vernunft und die Reinholdischen Briefe über die Kantische Philosophie zum Grunde. *Schmid's* Moralphilosophie konnte (?) der Vf. bey diesem Versuche nicht benutzen (Vorr. S. XXX.). Alles das sagt Hr. *M.* in der Vorrede, worinn er auch den Begriff der Bestimmung des Menschen, gröfstentheils in *Fichtischer* Sprache, vorläufig entwickelt. Gegen den Schlufs dieser Vorrede bemerkt er noch: „Dafs die neueste Bearbeitung der theoretischen und praktischen Philosophie, welche man dem tief eindringenden Blicke und ruhmwürdigen Eifer des Hn. Prof. *Fichte* verdankt, und mit deren Zweck und Sinn ich vorzüglich durch Hn. M. *Schellings* belebte und gedrängte Darstellung näher bekannt geworden zu seyn glaube, vielleicht zu wenig wesentlichen Einfluss auf meine Darstellung gehabt hat, rechne man auf nichts weniger, als auf Mangel der Achtung für jene Philosophie (welche, wie mir scheint, die *freyesten* und eben darum schätzbarsten Aussichten eröffnet), sondern auf die Besorgniss, ihre neuen, mir noch nicht hinlänglich geläufigen, Lehren etwa nicht recht zweckmäfsig anzuwenden."

Es giebt Schriftsteller, von denen man völlig weifs, *was?* und gröfsentheils auch *wie* sie etwas sagen, wenn man nur vorher Nachricht davon hat, was für Schriftsteller sie gelesen haben. Ihre Schriften sind der reine Wiederhall ihrer Lectüre: so sicher der Leser ist, dafs ihm nichts Ungereimtes aufstofsen wird, wenn die Verfasser gute Originale copirt haben, weil er sicher ist, dafs sie nichts auf Rechnung ihrer eigenen Köpfe wagen: so wenig darf er sich auch, wenn er die nämlichen Originale gelesen hat, auf neue Belehrung oder auf interessante Winke Rechnung machen. Das Verdienst solcher Schriftsteller *um die Wissenschaft* ist lediglich negativ, indem sie nicht leicht etwas daran verderben, und nur die Bescheidenheit, mit welcher sie die Produkte ihres Fleifses lediglich für den Gebrauch der Anfänger bestimmen, kann sie gegen den Vorwurf einer verdienstlosen Büchermacherey einigermafsen schützen.

An dieser Bescheidenheit zeigt Hr. *M.* keinen Mangel; er verdient aber auch den Vorwurf nicht, dafs er sie auf Kosten der *gerechten* Selbstschätzung seines Werkes übertreibe. An seinen Vorlesungen, als Vorlesungen für junge Studierende betrachtet, war nichts auszusetzen; er hat sich auf ihren Inhalt und ihre Form nicht übel vorbereitet, und eine geschickte Copie eines guten Originals nützt dem Lehrlinge öfter mehr als ein *rohes* Originalprodukt. Allein die Wissenschaft hätte gar nichts eingebüfst, wenn sie in jenen ersten Wirkungskreis eingeschränkt geblieben wären. Nun da sie einmal dem Publicum angehören, weifs man nicht recht, *wem* man lieber dieses grofse Buch von Hn. *M.* als *Kants*, *Reinholds* und *Fichte's* eigene Schriften anempfehlen soll. *Dulcius ex fonte.* —

Bey so bewandten Umständen bedarf es keiner weitern Kritik; denn wir wollen hier nicht die Kante, Reinholde u. s. f. kritisiren, und der Vf. hat ihre Lehren *gut* wiederholt; es bedarf keines Auszugs; denn was jene Originale gelehrt haben, mögen die Leser wohl nicht hier erst erfahren; es bedarf keiner Angabe des Plans; denn dieser ist ebenfalls Kantisch, und nur durch Rücksicht auf Reinhold da und dort modificirt; es bedarf weiter keines Wortes, was der Rec. dem Leser oder dem Autor zu sagen hätte, als: sein Buch wäre recht gut, wenn man weiter nichts von einem *guten* Buche foderte, als mit Wahrheit von ihm sagen zu können: *es ist durchaus kein schlechtes Buch.*

Frankfurt u. Leipzig: *Versuch über das negative Religionsprincip der Neufranken.* 1796. 191 S. 8.

Der Vf. macht in dieser Schrift einen Versuch die Frage zu beantworten: *ob ein Volk ohne positive Religion bestehen könne?* Die Veranlassung zu dieser Untersuchung gab ihm vorzüglich die in der neuesten französischen Constitution enthaltenen, die Ausübung des öffentlichen Gottesdienst betreffenden Verordnungen. Der Vf. glaubt, die Absicht der französischen Gesetzgeber sey, aller positiven Religion ein Ende zu machen, und dieses müsse nothwendig den Umsturz des Staats nach sich ziehen, weil kein Volk ohne positive Religion bestehen könne. Die Belege zu

dieſer Behauptung findet er in der Geſchichte der Römer und Griechen. „Weil nämlich Griechenland und Rom, ſagt er, die gewöhnlichen Steckenpferde der Neufranken ſind, und ſie in der Geſchichte dieſer Völker die Belege für die Vortrefflichkeit ihrer republikaniſchen Verfaſſung ſuchen, ſo liefs ich mir es angelegen ſeyn, die Begriffe und Meynungen der Römer und Griechen über die Nothwendigkeit einer poſitiven Religion, und ihre geſetzgebende Klugheit in Rückſicht dieſes Gegenſtandes darzulegen, und zu zeigen, wie groſs der Antheil iſt, den ihre poſitive Religion an ihrer Glückſeligkeit und Gröſse hatte.“ Da nun aber dieſe beiden Völker ſich dennoch aus der Reihe der Völker ganz verloren haben, ſo ſucht der Vf. den Grund davon in dem Verfall ihrer poſitiven Religionen, und ſtellt daher Griechen und Römer als warnende Beyſpiele für die geſammte Chriſtenheit auf, damit dieſe ihre poſitive Religion nie den Spöttern und Aufklärern Preis gebe, aber auch durch Erziehung, geſchickte Volkslehrer und andere Anſtalten dafür ſorge, ſie endlich (materialiter) ganz vom Poſitiven zu reinigen; damit aber dieſe Religion zum Wohl des Staats dennoch (formaliter) poſitiv bleibe, ſo ſoll der Satz beybehalten werden, daſs die Ideen von Gottheit und Unſterblichkeit durch die Autorität der Stifter dieſer Religion erſt volle Gewiſsheit bekommen haben, das heiſst: man ſoll bewirken, daſs das Volk dem hiſtoriſchen Glauben immer mehr Beyfall gebe, als dem Vernunftglauben, damit Regenten, oder wer ſonſt durch ſeine Weisheit ſich für berufen hält, das Volk den Weg zur wahren Glückſeligkeit zu leiten, eine Autorität habe, womit er die Störrigen, die vielleicht dieſen Weg zur Glückſeligkeit deswegen nicht einſchlagen wollen, weil er ihnen nicht gefällt, zur Räſon bringen kann. [Alſo wieder ſo viel (materialiter) poſitives hineinbringen können als ihnen beliebt.] So bleibt alſo die Religion, wie bey den Römern und Griechen für immer ein Mittel in den Händen der Staatsverwalter, um die Bürger zum Wohl des Staats zu lenken, und ſo iſt dieſes dadurch auf ewige Zeiten geſichert. *quod erit faciendum.* —

Der Vf. ſcheint es gut mit der Menſchheit zu meynen, er zeigt Achtung für Religion, er frage daher doch ſein Gewiſſen, ob er, wenn es in ſeiner Gewalt ſtünde, aus ihr machen wollte, was die Römer und Griechen aus ihr machten? oder ob er ſie zu dem herabwürdigen möchte, was ſich als Reſultat aus ſeinen Räſonnements ergiebt, die Rec. eben anführte? Rec. iſt überzeugt, daſs wenn man die Frage, ob ein Volk ohne poſitive Religion beſtehen könne, a priori unterſucht, die Antwort bejahend ausfallen werde: denn wenn die natürliche Religion, in dem Beſtreben beſteht, ſich dem nach dem Ideal der Heiligkeit gedachten Gott durch tugendhafte Handlungen wohlgefällig zu machen; das Weſen einer poſitiven aber überhaupt darin, die Gunſt einer Gottheit, die uns ihren *von den unſrigen verſchiednen Willen zu erkennen giebt*, durch gewiſſe von ihr oder ihren Prieſtern in ihren Namen befohlene Handlungen zu erwerben (worinn eigentlich das poſitive einer Religion beſteht, denn die Art, wie eine Lehre am erſten introducirt wurde, macht ſie an ſich noch nicht zur poſitiven): ſo wird die vorurtheilfreye Vernunft der erſtern gewiſs den Vorzug geben, und das Volk glücklich preiſsen, bey welchen ſie herrſcht, welches freylich noch nicht war und noch nicht iſt, aber doch noch geſchehen könnte. Wird die Frage a poſteriori zu beantworten geſucht, ſo lieſsen ſich die Ereigniſſe auch ſo zuſammenſtellen, daſs ſich das Reſultat ergebe: kein Staat kann mit einer poſitiven Religion beſtehen, deren keiner iſt bisher noch beſtanden, und in allen war poſitive Religion eingeführt, auch läſst ſich von den meiſten, zumal neuern Staaten, zeigen, daſs ſie durch nichts mehr zerrüttet wurden, als durch Religionsſtreitigkeiten.

## *GESCHICHTE.*

Hof, mit Bergmanniſchen Schriften: *Gemeinnütziges Leſebuch für die Bayreuthiſche Vaterlandsgeſchichte.* Erſtes Bändchen. *Geſchichte älterer Zeiten.* Von *Johann Heinrich Scherber*, Rector bey der Schule zu Kirchenlamitz, und der Geſellſch. für vaterländ. Geſchichte, Sitten und Rechte zu Wunſiedel auſserordentl. Mitgliede. Auf Koſten des Verfaſſers. 1796. 15¼ Bog. kl. 8. (Subſcriptionspreis 14 gr.)

Rec. machte einſt die gelehrte Welt zuerſt in dieſen Blättern auf Hn. *Gallus*, als auf einen guten hiſtoriſchen Schriftſteller, aufmerkſam; und genieſst jetzt daſſelbe Vergnügen in Anſehung Hn. *Scherbers*. Hr. G. ſchrieb bekanntlich eine populäre, d. i. allen Volksklaſſen behagliche, Geſchichte der Mark Brandenburg: und Hr. *S.* liefert gegenwärtig eine ähnliche des fränkiſch-brandenburgiſchen Fürſtenthums Bayreuth. Solche Bücher, worinn die Geſchichte eines Landes, mit Verläugnung der vorhergegangenen kritiſchen Forſchungen, mit planer, und doch nicht platter, Darlegung der reinen Reſultate, zum allgemeinen Genuſs vorgetragen wird, haben in den Augen des Rec. ein höheres Verdienſt, als Folianten, voll unermäſslicher, aber wenigen genieſsbarer Kritik und gewagter Hypotheſen. Was ein ohne Geſchmack compilirender *Falkenſtein*, ein grundgelehrter, aber ſchwerfälliger und confuſer, *Oetter*, ein oft unzeitige Gefahrſamkeit auskramender *Longolius* in vielen groſsen und kleinen Büchern aufgetiſcht, was *Hagen*, *Reinhard*, *Spieſs*, *Zenker* und andere über einzelne Begebenheiten und Materialien ſcharfſinnig bemerkt haben, findet man hier mit kritiſcher Auswahl geſondert, geordnet und geſchickt zuſammengeſetzt. Hr. *S.* hat ſich ſogar ungedruckter Hülfsmittel bedient und hier und da eigenen Forſchungsgeiſt blicken laſſen; z. B. im 6ten Kapitel über die älteſten Burggrafen zu Nürnberg; und im 9ten Kapitel, wo er den Burggrafen Friedrich II von Abenberg nicht, wie gewöhnlich geſchieht, zum jüngern Bruder Konrad's II von Zollern, ſondern zu deſſen ältern Sohn macht, und ihn für einerley hält mit dem an die Meraniſche

ranische Prinzessin verheiratheten Burggrafen, dem nachmals regierenden Friedrich III, der nur inzwischen, und so lange bis er zur Regierung kam, den Namen von Abenberg geführt habe. Alte Sagen, Muthmaßungen und Etymologieen führt der Vf. kurz an, ohne sie zu glauben oder zu vertheidigen. So läßt er auch streitige Materien auf eine, dem unpartheyischen Historiker, der nicht den Publicisten machen soll, geziemende Weise, unentschieden. Man sehe z. B. S. 114. Hier und da erlaubt er sich Beynamen, von irgend einem erheblichen Umstand entlehnt, weil sie gewisse Personen deutlicher und für das Gedächtniss leichter bezeichnen, als Zahlen. So nennt er den eben erwähnten Burggrafen Friedrich III den *Erber*. Ob alle Geschichtskenner mit solchen Neuerungen zufrieden seyn werden, lassen wir dahin gestellt seyn. Gut, dass Hr. *S.* doch auch die Zahlen hinzusetzt! Citate wollte er anfangs nicht machen; es stehen auch keine unter dem Text: wohl aber sind hinter jedem Kapitel die dasselbe erläuternde Schriften angeführt, obgleich meistens nur flüchtig, ohne die Vornamen der Autoren, oft auch ohne Angabe der Verlagsorte, Druckjahre und Formate. Wir wünschen, es möchte dies bey einer neuen Ausgabe abgeändert werden. In diesem Falle dürfte auch füglich manches schlechte oder unsichere Hülfsmittel wegbleiben; wie z. B. S. 69. *Jacobi's* Beschreibung der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth. Noch müssen wir zum Lobe des Vf. erwähnen, dass er nicht etwa blos Regentengeschichte liefert, sondern auch die Staatsveränderungen, nebst Schilderungen der Sitten und Gebräuche, an den gehörigen Orten einwebt. Seiner Hauptabsicht eingedenk, theilt er bisweilen Nachrichten mit, die dem Gelehrten entbehrlich, aber andern Lesern nothwendig sind; z. B. S. 78 u. ff. eine kurze, aber richtige und deutliche, Idee von den Münzen im Mittelalter. Solcher Leser wegen hätten auch noch manche Ausdrücke erklärt werden sollen; wie S. 42. *Suffraganei*, oder S. 187. *Salznachen*. — Sehr selten stößt man auf ungewöhnliche Redensarten, wie S. 175.: *Da er nur auf die Welt gehohren war* statt *zur Welt geboren war*. *Immerhin* statt *immer* kommt oft vor. Wenn Hr. *S.* in der Vorrede fragt: „In Absicht auf die Geographie hält man „es für die zweckmäßigste Methode, von dem Vaterlande aus den Erkenntnisskreis der Schüler zu erweitern: sollte dieser Grundsatz nicht auch für die „Geschichte anwendbar seyn?" so muss Rec. seines Orts mit Nein antworten. Denn der Lehrling müßte erst mit einer Menge von Nachrichten aus der allgemeinen Geschichte bekannt gemacht werden, um dies und jenes in der Historie seines speciellen Vaterlandes gehörig zu verstehen; welches nothwendig Verwirrungen und Zeitverlust erzeugen würde. Hier ist der Ort nicht, unsere Gedanken darüber weiter auszuführen. — Wir melden nur noch, dass das zweyte und letzte Bändchen das erste an Bogenzahl weit übertreffen, aber den Subscribenten dennoch nicht höher zu stehen kommen soll, als das erste.

BERLIN, b. Hartmann: *Geschichte der Mongolen bis zum Jahre 1206.* Ein Beytrag zur Berichtigung der Geschichte und Erdbeschreibung des mittlern Asiens. Von *Karl Dietrich Hüllmann.* 1796. 144 S. 8.

Die Anlage zu einem guten Geschichtforscher erblickt man unverkennbar in dieser mit Mühe und Nachdenken ausgearbeiteten Geschichte der Mongolen, welche die ältesten vorhandenen Nachrichten bis zur Regierung Dschengiskans umfasst; doch gehört vielleicht noch einige Reife des Geschmacks und der Beurtheilungskraft dazu, bis Hr. *H.* die Zahl seiner Angaben mit Einsicht zu prüfen und so zu bearbeiten lernt, dass jeder gebildete Leser gerne bey seinem Buche verweilt. Der erste Plan war, alle Hauptvölker Asiens in ihrer geographischen und historischen Lage, durch die ältesten und neuern Zeiten, nach ihrer Abstammung, ihren Wanderungen und Schicksalen, der Nachwelt zu überliefern, und schon mehrere Jahre richtete sich sein vorzüglichstes Augenmerk auf dieses Studium; nur eine bisher nicht ganz günstige Lage hinderte die Ausführung in ihrem ganzen Umfange. Die glückliche Veränderung der erstern wünschen und erwarten wir mit Zuversicht, da diese Arbeit eine Menge gelehrter Kenntnisse und das ernsthafte Bestreben einer vortheilhaften Auszeichnung verräth. Aber über die Abänderung seines ersten grossen Plans möchten wir dem Vf. lieber Glück wünschen als ihn bedauern. Schwerlich würde ein umfassendes in dem Geschmacke des gegenwärtigen Abschnittes geschriebenes Werk zahlreiche Leser finden; die Aufnahme desselben wird ihm zeigen, dass man zwar die darin gezeigte Genauigkeit nicht vermissen möchte, dass man aber ausser derselben mehrere Fülle des Vortrags fodert, dass einige Umänderungen nöthig sind, wenn die Ausführung des Ganzen glücklichen Fortgang haben soll. — Die Untersuchung zerfällt in zwey Theile: die geographische Darstellung der Länder, wo Mongolen einst herrschten oder noch herrschen; und die Beschreibung ihrer Schicksale. Eine sehr nothwendige Eintheilung; man kann nie an den Ereignissen eines Volks den gehörigen Antheil nehmen, ohne sich zuvor das richtige Bild von dem Schauplatz zu entwerfen, auf welchem es seine Rolle spielte. Aber weniger passend finden wir die Ausführung. Ein dürres Gerippe vieler Namen von Gebirgen, Flüssen etc. ohne weitere Ausstreuer des Merkwürdigen, dient nur sehr unvollkommen, ich sage nicht zur Unterhaltung, sondern selbst zur Belehrung. Welche Strapaze, nicht einen Augenblick die Karte bey Seite legen zu können, und nicht eine, sondern mehrere der besten besitzen zu müssen, um nur die angegebenen Namen aufzufinden, von denen sehr viele nicht den geringsten Einfluss auf die vorgetragene Geschichte haben. Und wozu diese weite Ausholung? Unter den Flüssen der Mongolen kommen auch die Wolga, der Dnieper an die Reihe. Vermuthlich weil die Hunnen über diese Ströme drangen; aber dann fanden auch die Donau, der Rhein und der Po hier ihre Stelle. — Der historische Theil liefert mit Sorg-

falt, was sich über den Stamm der Mongolen aus der alten chinesischen und europäischen Geschichte, und aus den Reisebeschreibern der mittlern Zeit auffinden läfst; aber kritische Zusammenstellung und Prüfung fehlt doch nicht selten, wenn wir sie gleich in einigen Stellen mit Vergnügen bemerkt haben. Was *du Halde* nach chinesischen Erzählungen angiebt, erhält ohne weiters die Kraft erwiesener Wahrheit; und wenn eine Stelle abendländischer Schriftsteller zu widersprechen scheint, so wird sie verworfen, oder gedreht, bis sie zur Angabe paßt. H. *H.* sucht es z. B. wahrscheinlich zu machen, dass das Volk jenseit des kaspischen Meers, welches die Byzantiner Türken nennen, und das Gesandte nach Konstantinopel schickte, keine Türken waren, sondern Tu—kue, ein Volk von mongolischer Abstammung. Aber es fehlt noch viel, um die Behauptung zur historischen Gewissheit zu erheben. Diese Türken können eben so wahrscheinlich in der Nähe des Arals gewohnt haben, wie es Gatterer annimmt; und Türken fafsen seit viel ältern Zeiten in den Gegenden des Gebirgs Aral, wo man sie noch findet; schon Pomp. Mela kennt ihren Namen daselbst. Also mag wohl der absprechende Ton so ganz passend eben nicht seyn S. 93. „Es ist Zeit, die Fehler, dass tatarische Türken am Altai wohnten und Gesandte nach Byzanz schickten, aus den Compendien wegzuschneiden.“ Er liebt überhaupt eine wichtige Mine, die doch auch dem Geschichtschreiber übel kleidet, der ein Wort mitzusprechen hat. S. 108. „So wären dann die Data mühsam aufgefunden, aus welchen die früheste Geschichte der Nation der Mongolen besteht.“ Wir erkennen die Mühe und die Auffindung des Wenigen, welches die Dürftigkeit der Nachrichten erlaubte; aber wozu dieser Ton? Wie gesagt, die künftigen Bearbeitungen des Vf., zu denen wir wahren Beruf bey ihm finden, werden in manchen Stücken eine andere Wendung bekommen, werden Wiederholungen vermeiden, welche mehr als einmal zu der nämlichen Erzählung zurücke führen. Kleine Unrichtigkeiten in Gegenständen, die zur alten Geographie gehören, übergehen wir.

Göttingen, im Vandenhökschen Verl.: *Geheime Geschichte der Regierung Karls II,* von einem Mitgliede des geheimen Raths. Aus dem Englischen. 2ter Band. 1795. 20 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Die Geschichte der Intriguen des Hofs und der Parlemente werden in diesem Theile vom J. 1663 an fortgesetzt. Sie drehten sich gröstentheils um die beiden Punkte, den Lord Oberkanzler zu stürzen, und Geldbewilligungen von dem Parlemente zu erhalten. Man sieht jetzt allmählich die Mitglieder auftreten, welche nachher die Cabale ausmachten, die aber hier noch nicht geschlossen ist, auch nicht geschlossen werden konnte, so lange als ein Mann, wie der Graf Clarendon, an den Geschäften Antheil nahm. Hier sieht man, durch welche Wege die Menschen, die Karl II nachher völlig beherrschten, seine Gunst, und mit derselben die Staatsämter erhielten, die ihnen die Allgewalt in die Hände gab. Arlington, Buckingham und Ashley spielten anfangs die wichtigsten Rollen, nachdem der zweyte sein Exil in das stärkste Uebergewicht in dem Rathe des Königs zu verwandeln gewusst hatte. Clifford und Lautherdale machten mit ihnen die Gesellschaften des Königs bey der Gräfin von Castlemaire aus, und es war hier, wo man rechtschaffenen Männern die Gunst des Königs raubte, und sie von Geschäften entfernte. Man fing damit an, den gedankenlosen, schwelgerischen, liederlichen Karl dadurch zu belustigen, dass man die altfränkischen steifen Sitten und Manieren der alten Männer, die nicht glaubten, dass zu einem guten Staatsmanne auch ein Rock nach der neuen Mode nöthig sey, nachäfften und lächerlich machte. Vom Spotte ging man zum ernsthaften Tadel über, und den Grafen Southampton rettete nur sein Tod, dass er nicht vom Grofsschatzmeisteramte abgesetzt wurde. Den Grofskanzler schützte sein Einfluss in beiden Parlementshäusern, besonders im Unterhause lange Zeit. Allein während des ersten holländischen Kriegs wussten die Feinde dieses eifrigen, und zu heftigen Monarchisten, seine Aeusserung und Handlungen den Mitgliedern des Unterhauses in einem solchen Lichte vorzustellen, dass er ihre Liebe gänzlich verlor. Nun nahm man ihm ohne Bedenken das Siegel; das Unterhaus wurde bewogen, ihn bey dem Oberhause zu verklagen, und er entging einer härtern Behandlung nur durch die Entweichung aus dem Königreiche, die der König wünschte. Dieses geschah gegen das Ende des ersten holländischen Krieges, welcher durch die Intriguen des Prinzen Jacob und seiner Lieblinge hervorgebracht war. Auch die hierzu angewandten Kunstgriffe werden hier ausführlich auseinander gesetzt. Die Verschwendung des Königs und seines Hofs nahm immer die grofsen Summen weg, die das Parlement so freygebig zu dem Kriege bewilligte. Nur das erstemal ging die Flotte hinlänglich ausgerüstet in See; in den folgenden Jahren fehlte es beständig an allen Nothwendigkeiten, sie zur rechten Zeit auslaufen zu lassen. Dieser Theil endigt sich mit der Schliessung der Tripelallianz zur Rettung der spanischen Niederlande. Die Uebersetzung behält ihre Güte im Ganzen und ihre kleinen Fehler. Es wird *ihnen* gereuen; der Feind *stack* ihn in den Brand; während *den* Unruhen; ist undeutsch und gegen die Grammatik.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 28. März 1797.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Wer sagen die Leute, dass des Menschen Sohn sey?* Christi Frage christlich beantwortet von *S. L. E. de Marees.* 1796. 212 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Beantwortung ist die des Apostels Petrus, Matth. 16, 16. Er ist *Christus, des lebendigen Gottes Sohn.* Mit dieser zerfällt die Schrift in zwey Theile: 1) er ist der Messias, 2) Jesus, der Messias, ist auch der Sohn des lebendigen Gottes. Nach dieser Abtheilung sollte man nun im ersten Abschnitte eine genaue Bestimmung des Begriffs: Messias, erwarten dürfen; aber statt dessen nimmt dieser Abschnitt ungefähr folgenden Gang: dass Jesus der Messias sey, ist eine von Gott geoffenbarte Lehre. Diese Grundwahrheit allein hat Jesus mit seinem blutigen Tode versiegelt (S. 14.) das Christenthum lehrt zwar die beste Religion, aber es ist weit mehr als blos Religion, — denn alle Religionen lehren nur, was der Mensch gegen Gott thun soll, im Christenthum hingegen kömmt Gott den Menschen entgegen, und das Christenthum verspricht zuvor Erlösung von der Sünde und dem Tode, ehe es fodert, dass wir Gott in Heiligkeit und Gerechtigkeit dienen sollen. Es ist nicht perfectibel, bedarf aber auch keines unfehlbaren Glaubensrichters. Weder Theologie, noch Religion, noch Moral kann eine aus den ersten Gesetzen des menschlichen Denkens entwickelte Wissenschaft werden. Wesentliche Lehre des Christenthums ist es, dass Jesus der verheissene Messias sey. Hätte er sich nur darum dafür ausgegeben, um sich nach den Vorstellungen und Erwartungen der Juden zu accommodiren, so müsste er ein Irrender oder ein Betrüger gewesen seyn. Es war wirkliche Foderung Gottes, dass die Menschen Jesum als den Messias erwarten sollten, die Menschen vor ihm seine Ankunft, als des Erlösers von Sünden, wie seine Wiederkunft, als des Erlösers vom Tode. Die Weissagungen der Propheten, die alle einer unmittelbaren Einwirkung Gottes zuzuschreiben sind, gehen eigentlich auf Jesum, diejenigen keineswegs ausgenommen, welche sein Leiden vorherverkündigen. Der 2 Abschnitt: Jesus ist der Sohn des lebendigen Gottes, geht davon aus, dass der Messias schon im alten Testamente als eine Person von höherer Natur, ja als Jehovah selbst, bekannt gemacht worden sey. Diese Verbindung der Begriffe: Messias und Sohn Gottes, erhielt sich bey den Juden, und sie dachten sich dabey eine göttliche Person. Wirklich zeigt der Name: Sohn Gottes, einen wesentlichen, ewigen Sohn Gottes an, welcher eben der göttlichen Natur, wie sein Vater, theilhaftig ist. Der Verfasser führt den Beweis dieser Behauptung so, wie er ihn schon in dem ersten Hefte seiner neuen Briefe zur Vertheidigung des Glaubens der evangelischen Christen, aus welchem er hier einen Auszug giebt, geführt hat, und antwortet dann auf Einwürfe dagegen.

Um bey dem Lesen dieses Buches der Absicht des Vf. volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, muss man zuerst, statt einer Vorrede, die Erklärung lesen, welche er am Ende darüber giebt: „Und so schliesse „ich nun, nahe an meinem achtzigsten Jahre, und „folglich auch nahe an meinem Grabe, mein Bekennt„niss unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi vor den „Menschen, mit herzlicher Bitte, dass er die Bemü„hungen eines schwachen Greises, zur Stärkung einiger seiner wankenden oder schon verführten Mit„christen, mit seinem Segen begleiten möge, und in „der demüthigen Zuversicht, dass Er mich auch vor „seinem himmlischen Vater bekennen werde.“ Wer sollte nicht den Eifer eines wahrheitsliebenden und um das Wohl seiner Brüder besorgten Greises ehren, wenn er auch weder die Wahrheit auf der Seite des Verfassers, noch die Schädlichkeit in den angeblichen Irrthümern, die derselbe bestreitet, erblicken sollte? Der Rec. ehrt diesen Eifer um so aufrichtiger, da auch, er es wichtig und nöthig findet, die aufsernatürliche Offenbarung der christlichen Religion zu vertheidigen. Aber er kann es darum noch nicht billigen, wenn allen, welche die Messianischen Erwartungen im A. T. nicht für buchstäblich erfüllte Weissagungen von der Person, der Würde, und dem Geschäfte Jesu erkennen, und welche in den Lehren Jesu Accommodationen nach der Denkart und Einsicht seiner jüdischen Zeitgenossen annehmen, die Einschwärzung des Naturalismus zur Last gelegt wird. Man kann die Messianischen Weissagungen als von Gott durch eigentliche Offenbarungen veranstaltete Vorbereitungen zur Beförderung der Annahme der Lehre Jesu, man kann sie aber auch als blos durch natürliche Mittel zu diesem Ende veranstaltete Vorbereitungen ansehen, und sogar die aufsernatürliche Offenbarung der ganzen jüdischen Religion dahin gestellt seyn lassen oder selbst widersprechen; und dennoch eine eigentlich göttliche Sendung Jesu, und eine aufsernatürliche Offenbarung der christlichen Lehre aus festen Gründen glauben: und es stünde schlimm mit der Göttlichkeit des Christenthums, wenn man sie keinem Zweifler und keinem Gegner erweisen könnte, ohne ihm zuvor die eigentliche Göttlichkeit des Judenthums erwiesen zu haben. Und so kann auch Jesus sich nach

seinem Zeitalter accommodirt haben, ohne dafs er deswegen sich in *allen* seinen Lehren *ganz und gar* nach dem jüdischen Volke gerichtet haben (S. 113.), oder ein meineidiger Betrüger (S. 63.) gewesen seyn müfste, und ohne dafs wir deswegen in den wichtigsten seiner Lehren über seine wahre Meynung und über ihre Göttlichkeit ungewifs bleiben müfsten. Noch weniger kann der Rec. durch den Eifer des Vfs. die wahrhaft unartigen, oft ketzermacherischen Aeufserungen gegen würdige Männer, besonders gegen Eckermann und Kant rechtfertigen, die nicht einmal bey einem brausenden Jüngling zu entschuldigen wären, und es also bey einem sonst achtungswerthen Greise noch weit weniger sind. Wie ganz anders, wie weit mehr im Geiste des Christenthums benimmt sich der ehrwürdige Blanck (in seiner Einleitung in die theol. Wiff.) gegen solche Männer! Auch kann der Rec. nicht verhehlen, dafs seines Bedünkens, zur glücklichen Ausführung des Unternehmens des Vfs. weit mehr Gelehrsamkeit und Philosophie nöthig ist, als Er in sein Buch gelegt hat. Der Rec. mufs es deswegen anmafslich finden, wenn der Vf. (S. 176.) hoffet, durch seine Widerlegung der Arianischen Lehre einer über 1400 Jahre gedauerten Streitigkeit ein Ende gemacht zu haben; und er kann nicht läugnen, dafs er dabey unwillkührlich an den Corporal gedacht hat, der mit 12 Recruten der Armee zueilte, um — dem fatalen Türkenkriege einmal ein Ende zu machen. Er empfiehlt dem Vf. die Beurtheilung der verschiedenen Erklärungsversuche über die Trinitätslehre, die vom Hn. D. Junge im 6ten Theile des Döderleinischen christlichen Religionsunterrichts angestellt worden ist, als ein Muster einer billigen und ächt christlichen Beurtheilung; und ersucht ihn, die Vertheidigung des orthodoxen Systems, Männern wie *Storr* zu überlassen. Was durch diese nicht gerettet werden kann, darf wohl der Vf. zu retten nicht hoffen.

ERLANGEN, b. Palm: *Sieg des Christenthums über Juden- und Heidenthum oder die Offenbarung Johannis*, neu übersetzt und in Anmerkungen und Excursen erläutert von *M. F. W. Hagen*. 1796. 222 S. 8.

Wäre dem Vf. die neueste philologische Bearbeitung der Apocalypse von *Lange* schon bekannt gewesen, so würde er schicklicher die ihm eigenen Bemerkungen in ein theologisches Journal haben rücken lassen, oder auch auf ein Paar Bogen besonders gedruckt liefern können, wobey für den Leser ein barer Gewinn und weniger Zeitverlust bewirkt worden wäre, in so fern man das schon bekannte nicht gern noch einmal kauft, um es abermals zu lesen. *Herder* und *Eichhorn*, die die Apocalypse bekanntlich in den richtigsten Gesichtspunkt gestellt haben, sind hier wieder die Führer, und der Vf. unterscheidet sich vorzüglich nur dadurch, dafs er einzelne Stellen, die man bisher historisch gedeutet hat, mehr als allgemeine poetische Bilder der Weissagung auffafst, ohne in eine besondere und persönliche Deutung hinein zu gehen. Dazu hat er allerdings viel Recht: allein es könnte noch ein grofser Streit geführt werden, ob man sich nicht auch auf eine *specielle* historische Deutung einzulassen hat, so bald man die *allgemeine* annimmt? wozu hier aber der Platz nicht ist. So viel bleibt gewifs, dafs dem Vf. die Uebersetzung vorzüglich gut gelungen ist, und dafs er den Sinn im Grofsen richtig gefafst hat, wenn gleich eine genauere Worterklärung, die er nur für sich mit Mufse hätte prüfen dürfen, in manchen Stellen einen andern Sinn einzelner Gedanken veranlafst haben würde. So steht z. B. 2, 24 τα βαθη του Σατανα für τα βαθεα βελεμματα του Σ. die geheimen Ränke und Anschläge des Satans (cf. 1 Cor. 2, 10.), welche überhaupt Irrlehren bezeichnen, und an keine *Mysterien bey Opferfeyerlichkeiten* denken lassen, so bald man den richtigen Sprachgebrauch dieses Ausdrucks kennt. Solche Verfehlungen des ächten Sinnes rechnet Rec. blofs zu der Eilfertigkeit, womit der Vf. gearbeitet hat, denn Eilfertigkeit mufs es doch wohl seyn, die ihn bestimmte, in den Anmerkungen auf Excurse von den Cherubim, und der Engellehre zu verweisen, die er aber laut der Vorrede nach einer *genauern Prüfung* wieder aufgab. Das gelehrte Publikum verdient wohl die Achtung, dafs man zuvor genau prüfe, ehe man drucken läfst. — Sehr scharfsinnig ist dagegen die Vermuthung von Interpolation bey einzelnen Stellen, welche für diejenigen ein doppeltes Gewicht haben mufs, die den Evangelisten Johannes für den Verfasser der Apocalypse halten, wozu auch Hr. H. gehört. Mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit wird eine solche spätere Interpolation 13, 9—10. angenommen, wenn gleich der Vf. einen Hauptgrund, nämlich die grofse Verschiedenheit der Lesart, übersehen hat. Ferner mit noch mehr Wahrscheinlichkeit der innern Kritik 13, 18. Diejenigen, welche den Evangelisten Johannes als Verfasser annehmen, müssen eigentlich diesen Vers für interpolirt halten, weil sie die Cabbala des Evangelisten nicht werden zugeben mögen, noch beweisen können. Diejenigen aber, welche glauben, dafs die Apocalypse von irgend einem andern jüdischen Schriftsteller gedichtet sey, werden sich über diese Cabbala gar nicht wundern, da sie die Analogie der bald darauf gefolgten jüdischen Schriftsteller für sich haben, und sich namentlich auf das 9 K. der epistola *Barnabae* berufen können. — Eben so hält Hr. H. 17, 11. und noch andere Verse nach innern Gründen für interpolirt. Die äufsern fehlen freylich, um einen vollständigen Beweis zu führen: allein da alle äufsere Autorität bey der Apocalypse sehr hinfällig ist, weil die innern Criteria widerstreben, so kann man auch hier die innern Gründe als die höhern gelten lassen. Wie voll übrigens der Vf. von seinem Gegenstande, und wie sehr er an die Apocalypse attachirt ist, kann man aus folgender Stelle abnehmen, wo er von *Domitians* Verweisung des Evangelisten nach Patmos spricht. S. 16. „Wir dürfen ihm auch da„für danken, denn nur in diesem Exil konnte Johan„nes Zeit gewinnen, dies schöne Gedicht zu machen. „Da mufste er in stiller Einsamkeit über sich selbst nur

„und

„und das Schickſal der Lehre Jeſu nachdenken, und „nur auf dieſe Weiſe war die Entzückung mög„lich, in der er ſo *ſchöne* ſo *treffende* Siegesbilder als „ein begeiſterter Prophet ſah!“ Rec. glaubt, daſs die volle Glüth einer überſpannten orientaliſchen Phantaſie dazu gehört, um die ungeheuren Bilder der Apocalypſe ſchön und treffend zu finden, und daſs man dem Domitian zu danken eben nicht Urſach hat, wenn man bedenkt, wie unendlich dieſes einzige Buch die Köpfe der Menſchen ſeit ſeinem erſten Daſeyn verrückt hat (denn es war offenbar die Hauptquelle des früheſten Chiliasmus), und noch zu verrücken fortfährt. Um das Letzte zu verhüten kann auch dieſer Commentar voll der geſundeſten Erklärungen ſehr viel beytragen; nur wünſcht Rec., daſs unſere jungen Schriftgelehrten, nicht allein an dieſem einzigen Buche hängen bleiben, ſondern ihren Scharfſinn und ihre Gelehrſamkeit auch über andre exegetiſche Gegenſtände verbreiten wollen, die vorzüglich noch einer Bearbeitung bedürfen, wie z. B. die hiſtoriſchen Bücher des A. T.

## *ERBAUUNGSSCHRIFTEN.*

Leipzig, b. Fleiſcher: *Predigten über die Sonn- und Feſttags-Evangelien des ganzen Jahrs zur Beförderung eines reinen und thätigen Chriſtenthums*, von G. Ch. *Cannabich*, Conſiſt. Aſſ. Archidiak. und Vikar der Sondershauſiſchen Superintendur. *Erſter Theil*, 1795. 568 S. *Zweyter Theil*, 517 S. ohne Vorrede, *Druckfehler* und *Inhalts-Anzeige* 8. (2 Rthlr.)

Sehr richtig ſagt der Vf. in der Vorrede, daſs der Prediger, welcher allerdings Aufklärer in ſeiner Gemeine ſeyn ſolle, nicht mit zu viel Licht ſeine Zuhörer und auf einmal überhäufen dürfe, ſondern ihnen Zeit laſſen müſſe, daſs ſie nach und nach ihre Augen daran gewöhnen, und es vertragen können. Als ein ſehr gutes Zeichen der ſchon erlangten Aufklärung in Hn. C. Gemeine müſſen wir demnach verſchiedene Stellen anſehen, in welchen ſo manches religiöſe Vorurtheil gerade zu als ein ſolches dargeſtellt wird. Der Anfang derſelben Predigt (am Sonntage *Eſtomihi*) will uns aus dieſen und andern Rückſichten nicht recht gefallen: „In der ganzen Geſchichte Jeſu iſt keine Begebenheit, die ſo allgemeinen und ſo ſtarken Eindruck auf die Herzen ſeiner Verehrer macht, als die Geſchichte ſeiner Leiden und ſeines Todes. Jeder wird dadurch *gewiſſermaſsen* gerührt, und empfindet, *ich weiſs nicht was für eine heilige Bewegung*, und wird zum *ernſthaften Nachdenken hingeriſſen*.“ — Sollte auch wohl nachfolgende Stelle S. 17. *reines* Chriſtenthum enthalten, und *bündig* bewieſen werden können. „Zu den Verdienſten Jeſu, die er ſich durch ſein Leiden und (ſeinen) Tod um unſere Seligkeit erworben, rechne ich zuerſt, *daſs er dadurch ſeine göttliche Sendung beſtätiget hat*. (?) Zwar hatte er dieſelbe *ſchon* durch ſeine groſsen und auſserordentlichen Thaten, durch ſeinen unverſtellten und aufrichtigen Charakter, und durch ſeine edlen und gerechten Foderungen an die Menſchen *bewieſen*. (In was für einem Sinne bewieſen?) Aber, wenn er ſich nicht jenen *auſserordentlichen* Leiden und (dem) Tode unterzog, ſo war er noch nicht der Meſſias, den die Propheten angekündigt und kennbar gemacht hatten. (?) S. 178. Und wenn unſer Lehrer, den wir als göttlichen Geſandten verehren, uns erhabne Lehren mittheilt, die theils die Vorſtellungskräfte unſers Verſtandes überſteigen, und von uns nicht völlig erkannt und begriffen werden; (was wären denn das für welche, nach den Grundſätzen des Hn. C.?) theils alle Erwartungen und Hoffnungen, die wir von einem künftigen Zuſtand haben, übertreffen, und aus Gründen der Vernunft nicht ſattſam und einleuchtend genug bewieſen werden können: ſo verlaſſen wir uns auf ſein Anſehen, und auf ſein göttliches Zeugniſs, und glauben auf ſein Wort freudig alles das Gute, was er uns mit ſo vieler Freymüthigkeit und Zuverläſſigkeit gelehret hat. So wohlthätig iſt die Geſchichte ſeines Leidens und Todes, ſo viel beruht darauf, um uns von ſeiner göttlichen Sendung, und von der Wahrheit ſeiner Lehre *vollkommen* zu überzeugen.“

Sollte es auch wohl richtig ſeyn, wenn S. 180. von Jeſu geſagt wird, daſs er die *gröſsten* Martern erduldet habe? Sollte es keine empfindlichere geben? Muſsten diejenigen Gekreuzigten wenigſtens nicht weit gröſsere ausſtehen, welche einige Tage lang am Kreutze hinſchmachteten und ſtarben, oder denen die Beine, welches bey der geſpannten Lage zumal eine ſehr ſchmerzliche Operation ſeyn muſste, zerſchlagen wurden? Warum muſs der Superlativ eben gebraucht werden, zumal da es, auch nach der kraſſeſten Opfertheorie, nichts zur Genugthuung beyträgt, daſs Jeſus die *gröſsten* körperlichen Martern erduldet habe. — S. 182. wird es Jeſu als ein Verdienſt angerechnet, *daſs er die eitlen und irrdiſchen (irdiſchen) Hoffnungen der Menſchen auf eine gegenwärtige Belohnung der Tugend durch ſeinen Tod zerſtört und zernichtet habe*, und dann hinzugefügt: „von dieſer Krankheit (vom Streben nach den eiteln Gütern der Welt) *wollte* Jeſus die Menſchen befreyen, *und zwar vornämlich durch ſeinen Tod*, wodurch er alle leeren und eitlen Hoffnungen auf ſein Reich zernichtete.“ Sollte da nicht manches Unbeſtimmte und Herbeygezogene mit vorkommen? Ob man auch wie S. 184. behauptet wird, in der *beſchimpflichſten* und *empfindlichſten* Todesart *glücklich* ſeyn könne, daran zweifeln wir ſehr. Was der Vf. übrigens meyne, verſtehen wir gar gut. — Die Hauptſätze dieſer Predigten ſind faſt durchaus moraliſch und praktiſch, nur hätten wir in der Ausführung mehr Correctheit, und nicht ſelten einen edlern Anſtand gewünſcht. So heiſst es z. B. S. 11. im erſten Th.“ Aber leugnen werdet ihrs nicht, daſs ihr auch viel Gutes verabſäumet, und manche ſchöne Gelegenheit dazu ungenützt vorbey gelaſſen habt. *Ja mit Wehmuth muſs ich es ſagen, daſs viele in der Tugend noch weit zurück, und an edlen Thaten noch ſehr arm ſind.*“ Oder S. 12.

„*Wie viele sind nicht unter uns, die ihr Leben in mancherley Sünden der Ungerechtigkeit, Unmäßigkeit und Unzucht zugebracht*, die andere verläumdet, gekränket und unglücklich gemacht, und sich mehr als Menschenfeinde, denn als Menschenfreunde gezeigt haben? *Wie viele haben andern zum offenbaren Verdrusse gelebt* u. s. f.“ Von einem Prediger, der in der Hauptkirche einer Residenzstadt ja vor dem Hofe selbst redet, wünschten wir solche und ähnliche Aussprüche nicht zu hören. Ja ein Massillon und andere berühmte französische Prediger sprachen auch mit unter stark und noch stärker, aber nur mit einer andern Wendung. Das entschuldigt den Vf. nicht ganz, wenn er in der Vorrede schreibet: „Ich habe mich bemühet in dem Tone eines Vaters zu meinen Zuhörern zu reden (den hat er nicht getroffen) und mich blofs derjenigen Beredsamkeit (?) überlassen, die das Herz einnimmt.“ — Das Papier könnte etwas weisser, und der Zeilen weniger auf einer Seite seyn.

LÜNEBURG, im Lemkeschen Verlage: *Predigten und Homilien über die Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahrs*, von *Andreas Gottfried Laafs*, Pastor an der Nicolai-Kirche zu Lüneburg, *Erster Band*. 1795. 484 S. 8.

Unter der grofsen Menge von Predigten, welche in jeder Messe zum Vorschein kommen, verdienen die Gegenwärtigen empfohlen zu werden. Sie sind ihrem Inhalte nach erbaulich, und in einer gefälligen, gemeinverständlichen Sprache abgefafst. Nur hin und wieder hat Rec. Stellen bemerkt, die einer Berichtigung zu bedürfen scheinen. Wenn z. B. der Vf. in der Neujahrspredigt seine Zuhörer ermahnet, bessere Menschen zu werden, so führt er S. 13. folgenden Beweggrund an: „Klugheit, und was noch stärker auf uns zu wirken pflegt, Selbstnutzen fodern uns mit lauter Stimme dazu auf. Steht die Wahrheit unerschütterlich fest, dafs jeder Mensch sein Glück zum Ziel aller seiner Wünsche und Bestrebungen macht; dafs Vernunft und Religion nur um unserer selbst, um unsers Glücks willen Tugend und Rechtschaffenheit von uns fodert; — so ist und bleibt es auch für uns Alle unleugbare Pflicht, die Wege zu verlassen, die wir bisher wandelten, die uns aber nicht zum wahren Glücke führten“ etc. Das wäre nun eine ganz eigennützige, d. h. keine Tugend. Auch widerspricht es der Erfahrung, dafs Tugend immer zum Glück führe, wenn man unter Glück den Besitz und Genufs äufserer Güter versteht, und den Unterschied zwischen Glück und Glückseligkeit, nach dem Sprachgebrauch der alten Philosophen, und selbst des N. T. nicht gelten läfst. In der Homilie über das Ev. am Feste Epiph. Matth. 2, 1—12. verbunden mit v. 13—23. heifst es (S. 38.) von dem König Herodes: „Er liefs alle Kinder *in einer ganzen Provinz* von zwey Jahren und drunter schlachten. Die That ist schrecklich, wenn auch die Provinz nur klein, und die Anzahl der geschlachteten Kinder nur gering war.“ — *Die Kinder einer ganzen Provinz*, ist zu viel gesagt. Gut ist es, dafs der Vf. bisweilen *Homilien* an statt förmlicher Predigten vorträgt, und hiedurch seine Zuhörer mit dem Inhalt der Bibel bekannter zu machen sucht. Bisweilen hätte aber der Text besser benützt werden sollen. So könnte z. B. die Homilie über das Ev. am 4ten Sonntag nach Epiph. Matth. 8, 23—27. eben so gut eine Predigt als eine Homilie genennt werden; denn es wird nur über etliche Verse des Textes eine Betrachtung angestellt, und es werden Regeln und Vorschriften ertheilt, wie der Mensch das Unangenehme sinnlicher Eindrücke von aufsen her mildern, und sich zur Ertragung desselben stärken könne. Dieser Erinnerungen ohngeachtet glaubt Rec. diese Predigten und Homilien empfehlen zu dürfen.

LEIPZIG, b. Köhler: *Predigten gröfstentheils bey besondern Gelegenheiten nach den Bedürfnissen der Zeit gehalten von Georg Friedrich Götz*, evangelisch lutherischen Prediger in Cassel, und von *Friedrich Rehm*, evangelisch reformirtem Prediger in Immichenhain in Niederhessen, 1795. 407 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist ein schönes Beyspiel brüderlicher Eintracht, dafs ein lutherischer und ein reformirter Prediger sich freundschaftlich vereinigen, einige ihrer Predigten zusammen drucken zu lassen. Diese Sammlung besteht aus 20 Predigten, wovon einige schon vorher einzeln gedruckt waren, und hier in einer etwas verbesserten Gestalt erscheinen. Die *zwölfte*, über Eph. 4, 1—6. ist eine Abendmalspredigt, welche der reformirte Prediger Hr. Rehm in der lutherischen Dreyfaltigkeitskirche zu Alsfeld gehalten hat. Die Reformirten daselbst haben nämlich im J. 1792. die gnädigste Erlaubnifs erhalten, dafs sie ohne weitere Anfrage sich von einem Prediger ihrer Konfession jährlich zweymal das heilige Abendmahl in erwähnter Kirche dürfen reichen lassen. Die erste bey dieser Gelegenheit gehaltene Predigt wurde damals besonders gedruckt; sie verdiente aber als ein Beytrag zur Beförderung toleranter Gesinnungen dieser Sammlung einverleibet zu werden. Der Hauptsatz: *Christen müssen Eintracht gegen einander üben*, ist im Ganzen gut ausgeführt; aber schwer dürfte zu beweisen seyn, dafs der Apostel Paulus in dem Brief an die Epheser auf Essener Rücksicht genommen habe. Uebrigens sind zwar die in dieser Sammlung befindlichen Predigten nicht unter die musterhaften zu rechnen; sie verdienen aber dennoch wegen der Richtigkeit des Inhalts, und wegen ihrer Popularität nach Form und Materie empfohlen zu werden.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 29. März 1797.*


## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Ueber Griechenlandes älteste Geschichte und Sprache.* Ein Versuch von *Wilh. Fr. Hezel*, Fürstl. Hess. Geh. Reg. Rath. u. Prof. zu Giessen. 1795. 326 S. 8.

Es ist bekannt, wie getheilt die Meynungen auch grofser Gelehrten über den Ursprung der griechischen Sprache sind, wie so manche in ihren Wörtern und Redensarten viel Morgenländisches zu erblicken glauben, andre hingegen den ganzen Bau derselben so verschieden von allen morgenländischen Dialecten finden, dafs sie es kaum für begreiflich halten, wie irgend jemand hier eine Spur von Verwandtschaft entdecken könne. Der Vf. macht einen Versuch aus der ältesten Geschichte Griechenlands in Rücksicht auf erste Bevölkerung und durch Zurückführung vieler Wörter auf ihren ersten Ursprung zu zeigen, dafs der Grundstoff der griechischen Sprache ganz morgenländisch sey. Statt uns eines entscheidenden Urtheils hierüber anzumafsen, wollen wir den ganzen Ideengang des Vf. kurz und getreu darzulegen suchen, damit jeder einsehen könne, was man in diesem Buch zu erwarten habe. Zuerst bemüht sich der Vf., den morgenländischen Ursprung der griechischen Sprache aus der Bevölkerungsgeschichte Griechenlands auf folgende Art zu beweisen. — Von Noah müssen die Sprachen aller Völker abstammen. Die Sprache der Semiten blieb der Sprache Noah's am ähnlichsten, weil diese mit jenem einerley Klima und einerley Lebensart hatten. Ham's und Japhet's Stämme entfernten sich weiter von ihrem väterlichen Sitz, und folglich ihre Sprache auch allmählich immer mehr von der Sprache ihres Stammvaters und der Semiten; aufser dafs bey denjenigen Hamiten und Japhetiten, welche in der Nachbarschaft der Semiten blieben, die Aehnlichkeit der Sprache sich mehr erhielt. Mose nennt den *Javan* oder *Jon*, einen Japhetiten, als den Stammvater der Griechen, oder, welches dasselbe ist, von Japhet stammen die Jonier ab, unter welchem Namen die Hebräer auch die übrigen Griechen begriffen. Da nun griechische Schriftsteller die ältesten Bewohner Griechenlands *Pelasger* nennen, welche sich zuerst im Peloponnes niederliefsen, und da man in diesem frühern Zeitalter einen Stamm *Peleg* unter den Semiten antrifft, so kann man die Pelasger für *einen Theil* des Pelegschen Stammes halten. Denn ein andrer Theil breitete sich, nach Mose, in der Gegend des Taurus aus. Aus dieser, und zwar von Mesopotamien aus, kamen sie zuerst nach Kleinasien, wo Strabo uns auch Pelasger zeigt, und wo selbst in dem Namen Paphlagonien noch Pelegiten zu suchen seyn möchten, und wo selbst der Name einer paphlagonischen Stadt, *Aegialos*, mit dem Namen der von Pelasgern bewohnten nördlichen Küste des Pelopponnes, *Aegialea* übereinstimmt. Peleg's und Regu's Zeitalter fällt auch nach Mose in die Jahre d. W. 1757 bis 2026, und grade in diesem Zeitraume lassen griechische Schriftsteller Pelasger in Griechenland auftreten. Als den ersten König der Pelasger nennen sie *Inachus*, ums J. d. W. 2127, und diese Zeit der Wanderung eines Peleg'schen Stammes nach Kleinasien und Griechenland scheint auch dem Vf. am wahrscheinlichsten. Inachus aber, wie er glaubt, sey nichts anders, als Noah's Sohn, בֵּן נֹחַ, woraus man mittelst einer Aphäresis Ἰν Νχ oder Ἰναχος machte, und dies sey der genealogische Beyname des ersten Königs der Pelasger im Peloponnes gewesen, den man *Aegialeus* nannte, und nachher als eine von jenem verschiedene Person betrachtete. Auch die Tradition, welche sich beym Epiphanius (*Epist. ad Aeac. et Paul.*) erhalten hat, dafs Pelegiten und Reguiten nach Europa gekommen, bestätige diese Behauptung. In diesen Reguiten findet der Vf. dann die γρκίς, oder γρκίας. Denn aus רְעוּ, γκῦ habe durch eine gewöhnliche Versetzung leicht γρκῦ oder γρκῖ entstehen können. Nach unsrer heutigen Geographie müsse man freylich behaupten, die Pelegiten seyn über Kleinasien zur See, folglich über das ägeische Meer nach Griechenland gekommen. Aber der Vf. glaubt starke Vermuthungsgründe zu haben, dafs Griechenland mit Kleinasien ehedem zusammengehangen habe, in dem Zeitalter der Pelasger (Pelegiten) aber durch Entstehung des ägeischen Meeres erst davon getrennt worden sey. Theils führe schon die Betrachtung der Gestalt der jetzigen Fläche zwischen Kleinasien, Griechenland und Kreta auf diese Vermuthung, theils werde diese durch alte Sagen und Nachrichten bestätigt. Das *Theilen der Erde* zu Peleg's Zeit, dessen Moses erwähne, die Ogygische Fluth der alten Griechen, zielen auf diese Naturbegebenheit. Auch die samothracische Fluth, deren die Alten gedenken, bey welcher das schwarze Meer, bis dahin blofses Land, ins mittelländische Meer durchgebrochen seyn soll, sey dieselbe, nur dafs man sie in Griechenland die Ogygische, in der Gegend des schwarzen Meeres aber, von der Insel Samothrake, die samothracische nannte. Selbst der Name Ἀσία scheine es zu bestätigen, wenn man ihn von חָצָה ableite, also חֲצִית sc. אֶרֶץ *terra dimidiata*, weil dies Land, vorhin ein Ganzes mit Eu-

ropa, nach der Fluth getrennt da lag. — So wie man nun in den Pelasgern, den ersten Bewohnern Griechenlands Pelegiten, folglich Semiten, findet, woraus man schon auf einen semitischen oder orientalischen Stoff der griechischen Sprache schliefsen kann, so stöfst man in der Bevölkerungsgeschichte Griechenlands auf Colonieen, welche, zum Theil erweislich, zum Theil höchstwahrscheinlich, ebenfalls semitische Sprache mit nach Griechenland brachten. Pelasgus der Zweyte, den die griechischen Ueberlieferungen für einen Sohn Neptuns ausgeben, ist dem Vf. eine neue Colonie von Pelegiten, die ihren Brüdern in Griechenland nachrückten, so wie Gräkus ein Nachkomme dieses Pelasgus, ein Stamm der Reguiten, oder Grajiten. In Thessalus, einem Bruder des Gräkus, glaubt der Vf. den אֱלִישָׁה, den Sohn Javan's, beym Mose zu erkennen, indem man aus Ελις durch Versetzung Λσιλ oder Εσσιλ, Εσσαλ oder Εσσαλ machte, und ein θ vorsetzte, wie θαμὰ, aus αμὰ θάλασσα aus ἅλασσα ward. Diese *Eliser* oder *Thessaler* kamen gleichzeitig mit den Gräken aus Asien nach Griechenland, und galten in so fern als Brüder. Die übrigen wichtigsten Colonieen waren, die Saitisch-Aegyptische unter Cecrops in Attika, die Phönicisch-Kananitische unter Kadmus in Böotien, die Chemmitisch-Aegyptische unter Danaus im Peloponnes, und die Phrygische unter Pelops in Argos. Diese letztre war Semitischen und die drey ersten Hamitischen Ursprungs. Denn Mose nennt Kananiter und Aegypter unter den Söhnen, d. i. Stämmen Ham's. Die Sprache der Kananiter oder Phönicier war noch ganz Semitisch; die der Aegypter mufs sich aber schon merklich davon unterschieden haben. Da also die ältesten Bewohner Griechenlands, die Pelasger und Gräken, Semiten waren, auch der Javan'sche oder Jonische Stamm und unter den Hamiten die Kadmäer ihre ächt semitische Sprache mitbrachten; so hält der Vf. sich berechtigt, semitischen Stoff in der griechischen Sprache anzunehmen. — Diese historische Ausführung ist mit Erklärungen alter Mythen durchwebt, wie bey Gelegenheit der Ogygischen Fluth, des Mythus der Menschenschöpfung durch den Prometheus. So versucht der Vf. auch den Mythus vom Kronos und seinen Kindern historisch zu erklären. Kronos war Anführer einer nach Kreta gewanderten Peleg'schen Colonie. Dieser rückte eine Colonie des Stammes Regu (רְעוּ) nach, und verband sich mit jener in einen Staat; (d. i. Kronos heirathete die Rhea). Aus dieser Verbindung erwuchsen bald drey Staaten, jeder mit seinem Anführer, (dies die Söhne des Kronos, Pluto, Neptun und Jupiter) Kronos, besorgt sein Reich zu verlieren, unterdrückte sie bald wieder; (d. i. er verschlang sie bald nach ihrer Geburt.) Allein die eine Parthey (des Jupiters) erhielt sich im Stillen, hielt Zusammenkünfte in unterirdischen Hölen, (d. i. seine Mutter, Gäa, verbarg ihn,) versicherte sich des Beystandes der beiden andern Partheyen, (Pluto's und Neptuns,) raumte den Kronos aus dem Wege, (d. i. warf ihn in den Tartarus) und nun theilten alle drey sich in sein Reich. Jetzt trat die Ogygische Fluth ein, Kreta wurde vom festen Lande getrennt; der oberste südliche Theil (des Jupiters) blieb ganz übrig; Neptuns Reich gränzte jetzt ans Meer, und durch diese Lage zur Schifffahrt eingeladen, wurde er Beherrscher des Meeres; Pluto's Reich versank ganz, barg sich im Schoofs der Erde, wo nun Pluto herrschte. So stellt sich der Vf. das Factum vor, welches Veranlassung zu dem bekannten Mythus von Kronos und seinen Söhnen gab. — Den Mythus vom Raube der Europa erklärt der Vf. so: Unter Agenor, König von Sidon, stellt er sich keine einzelne Person, sondern die ganze phönicische und kananitische Nation vor. Diese hatte im *Westen*, an der Küste des mittelländischen Meeres, jetzt Europa genannt, Colonieen ausgesandt, und Ländereyen in Besitz genommen. Dies Land nannte man von seiner Lage gegen Phönicien den *Westen*, עֵרֶב, עֶרֶב. Daher der Name *Europa*, und nach morgenländischer Weise wurde diese Colonie die Tochter ihres Mutterlandes genannt; (d. i. Europa war eine Tochter Agenors.) Der neunte König in Kreta, Lapithas, führt auch die Beynamen *Jupiter* und *Taurus*. (שׁוֹר תּוֹר.) Dieser raubte den Phönicie rn ihre Besitzungen an den Küsten, die sie das *Westland*, עֶרֶב, nannten, (d. i. Jupiter in Gestalt eines Stiers raubte die Europa.) Zur Bestätigung der Erklärung des Namens von Europa führt der Vf. in der Vorrede noch den Ausdruck וְאַבִי עֶרֶב an, welches nicht *Wölfe des Abends*, sondern des *Westens* heifsen soll, Wölfe, die im Westlande, in Europa sind, welche der Ruf, vielleicht übertrieben, als sehr grimmig darstellte. Es wäre dann ein ähnlicher Ausdruck, wie die Araber den *Greif* عَنْقَاءُ مُغْرِبٌ, den *Greif des Westlandes* nennen. Indessen scheint Rec. jener Ausdruck doch mehr eine Gattung von Wölfen zu bezeichnen, so wie Sparrmann in seiner Reise nach dem Gebirge der guten Hoffnung erzählt, dafs man dort eine Gattung von Wölfen den *Abendwolf* nenne. — Nachdem nun der Vf. die historischen Beweise für den morgenländischen Ursprung der griechischen Sprache ausgeführt hat, so sucht er an den Fürwörtern, an dem *verbo substantivo* und andern griechischen Wörtern verschiedener Art ihren semitischen Ursprung zu zeigen. ἐγὼ oder vielmehr das dorische ἐγών und ἐγών soll mit einer leichten Versetzung אֲנִכִי seyn, συ oder das dorische τύ, *attha* (אַתָּ mit verschlungenem ת) *tha*, *ta*. In αὐτὰς sey das αὐ aus הוּא oder dem aramäischen הו (*hau*) entstanden, und τὰς ein blofses Anhängsel. ἡμεῖς soll ehedem ἠνεῖς gelautet haben, und dies aus אֲנַחְנוּ (für אֲנַחְנוּ) gebildet seyn. In ὑμεῖς sollen die ersten Buchstaben ὑμ, der Urstoff des Worts aus τυμ (אַתֶּם) corrumpirt seyn, so wie τοῦτο, τούτης im Nominativ ὅτος, αὕτη und τῶν, τῷ im Nom. ὁ, ἡ laute, und also das τ verloren habe. In diesem τοῦτος, τούτη sey die erste

erſte Sylbe nur radical, und aus זוּ, זִי, זֹו, welches man platteramäiſch mit ר, wie *du* ausſprach, entſtanden, τος aber bloſse Formalendung der gebildeten griechiſchen Sprache. ἐκεῖνος iſt offenbar aus ἐκεῖ *ibi* gebildet, welches mit ἐκᾶς, ἔκαθεν auf *einem* Stamm gewachſen. Dieſen Stamm findet der Vf. in dem corrumpirten רָחַק, welches erſt ῥέκω, und mit verſchlungenem ρ, ἔκω gäbe. ὁ, ἡ iſt der hebr. Artikel ה, ſo wie auch ὅς, ἥ, ὅ. wobey das Endſigma bloſs griechiſche Termination iſt. τίς, τί vielleicht aus זֶה, arabiſch لَ, لِ oder mit aramäiſcher Ausſprache דִי, vielleicht auch aus אִישׁ oder אֱנוֹשׁ, welches bekanntlich auch *aliquis* bedeutet, mit vorgeſetztem τ. Eben ſo ſoll auch der Urſtoff des Verbi εἰμί in den ſemitiſchen Fürwörtern zu finden ſeyn, da dieſe die Stelle des mangelnden Verbi ſubſtantivi vertreten. Es muſs alſo εἰμί von אֲנִי herſtammen, alſo urſprünglich ἐνμί gelautet haben, wie es in dem doriſchen ἔμμι noch ſichtbar iſt. Die übrigen Perſonen werden aus dieſer erſten gebildet, und nicht mehr für ſo ganz ſemitiſch erkannt. Das Augment in den abgeleiteten Temporibus vergleicht der Vf. mit dem *Vau converſivo*. Endlich liefert er noch auf 80 Seiten aus dem Buchſtaben α ein Verzeichniſs einzelner Wörter, in welchem er den ſemitiſchen Urſtoff noch für erkennbar hält. Hier nur zur Probe diejenigen, welche am mehrſten für ſich zu haben ſcheinen: ἄνευ vergl. אַיִן, und folglich davon auch das ſogenannte α *privativum*, oder αν. — ἅμα vergl. עִם oder das Syr. ܥܡ. ἀγαλλιάω vergl. גִיל; ἀγαπάω חָבַב; ἀγείρω, אָגַר; ἀγέλη גֵּל arab. جَالَ *grex, armentum*; ἀδέω, ἀνδάνω vergl. חָדָה chald. חֲדָא *gaviſus, laetatus eſt*; αἰνέω vergl. עָנָה in ſo fern es *loben* heiſst. αἶξ, αἰγ; ἀμνός, אִמְרָא oder إِمَّرٌ *ovis, agnus*. ἀγγέλλω, נָגַל arab. نَجَلَ *manifeſtam [reddidit, evulgavit rem*, mit welchem נגר oder نَجَرَ, auch das äthiopiſche נָגַר verwandt ſeyn muſs, wovon ſich noch im Hebräiſchen אִגֶּרֶת, *der Brief*, erhalten hat. ἄγχω vergl. חָנַק; ἀρραβών, עֲרָבוֹן; αὐλέω חָלַל und αὐλὸς חֲלִיל. Zur Probe, wie der Vf. mit der Reduction hebräiſcher Wörter auf griechiſche verfährt, wo beide nicht zu harmoniren ſcheinen, mögen folgende Beyſpiele dienen: ἀγαθὸς ſoll dem hebr. טוֹב und יָטַב ſeinen Urſprung zu verdanken haben; erſt eine Verſetzung des γ und θ: ἀθαγὸς, dann eine Verwechſelung des γ mit γ (wie γλέφαρα doriſch für βλέφαρα), ſo hätte man ἀθαβὸς: Iſt nun α ſervil, ſo wäre θαβ bloſs radical, hebr. טָבַב. Soll α auch radical ſeyn, ſo haben wir das orientaliſche יָטַב, welches auch in der Form אטב vorkommen konnte. Eben ſo wird ἀνήρ mit אִישׁ verglichen; ἀνήρ ſoll nämlich in alten Zeiten ἀνδήρ gelautet haben, folglich ἀνό die Radicalbuchſtaben ſeyn, deren letztes ὸ für σ ſteht, wie man doriſch τόμεν für τόσμεν ſpricht. Demnach hätte man das ſemitiſche *ins, ens, ans*, hebr. אִישׁ (für אֱנֶשׁ und אֲנָשׁ). *Ans* ward durch platte Ausſprache zu ἀνδ und mit der griechiſchen Endung ηρ, ἀνδήρ, contrahirt ἀνήρ. — Obgleich man in dergleichen Ableitungen den Scharfſinn des Vf. nicht verkennen kann, ſo iſt doch zu zweifeln, daſs ſie wegen der vielen willkührlichen Veränderungen einen ausgebreiteten Beyfall erhalten werden.

## VOLKSSCHRIFTEN.

Nürnberg, im Verl. der Raw'ſchen Buchh.: *Der graue Mann* (,) eine Volksſchrift. Herausgegeben von Dr. *Johann Heinrich Jung* (,) Hofrath und Profeſſor in Marburg (,) ſonſt auch Heinrich Stilling genannt. Erſtes Stück. 1795. 72 S. 8. (4 gr.)

Es gehört nicht wenig dazu, zu entſcheiden, ob der Vf. der vorliegenden Schrift mit dem Leſer ſeinen Spott treibe oder nicht. Wer in aller Welt ſollte nicht glauben, daſs er einen Thomas Münzer oder Schwedenborg habe zeichnen wollen, wenn er ſeinen grauen Mann auf folgende Weiſe auftreten läſst: „Ich „bin der Geſandte des Herrn aller Herrn und des Kö„nigs aller Könige, der ſich jetzt gegen die Macht „der Finſterniſs zum letzten Kampfe rüſtet, und alle „ſeine Feinde endlich gewiſs mit dem Schwerdt(e) „ſeines Mundes, welches iſt das Wort Gottes (folg„lich ſein eignes Wort) beſiegen und überwinden „wird. — Der Herr, der mich zu euch geſandt hat, „will auch, daſs ihr alle dorthin in mein Vaterland „reiſen ſollt. — — Die göttlichen Gerichte rücken „immer näher heran — Die Prediger erfüllen ihre „Pflicht nicht; ſie ſollten das Volk überzeugen, daſs „die wahre Urſache aller göttlichen Gerichte und alſo „auch des gegenwärtigen Kriegs bloſs und allein dar„inn beſtehe, daſs man ſich durch Gottes Güte nicht „zur Buſse leiten laſſen will, und daſs er alſo auch „ſtrenge Mittel verſuchen müſſe. — Die Prediger „ſollten ihre Zuhörer auf das *grundloſe* Verderben, „das in jeder menſchlichen Seele *von Natur herr„ſchend* iſt, aufmerkſam machen.“ Iſt es möglich, daſs ein vernünftiger Menſch am Ende des 18ten Jahrhunderts ſolchen Unſinn ausſprechen kann? — oder liegt wohl ein vernünftiger Sinn in folgenden Worten: „Das Wollen giebt Gott einem jeden durch die „gründliche Ueberzeugung von der Wahrheit des „Evangeliums, ſo bald er nur dies Wollen ernſtlich „will. Dieſes — *Will* — iſt ſeine Sache und jenes „*Wollen* Gottes Sache. In einerandern Stelle ſagt der Vf.: „Im Himmel hat man einen König, den Hn.

Christum und auch *andere untergeordnete Obrigkeiten*. Man kann leicht denken, dafs sich der Vf. in Versen noch herzbrechender ausdrücken werde. Hier sind die Proben:

„Der Glaube siegt, wenn man des Creuzes Fähnlein führet
„Und bis aufs Blut sich in dem (den) schönen Kampf begiebt.

Soldaten und Prediger fallen in Ohnmacht, wenn der graue Mann mit seiner Donnerstimme sagt: „ihr seyd Kinder des Todes." — „Der Herr Jesus Christus „wird einen Blitz nach dem andern auf euch herab„schleudern, und euch in den Abgrund des ewigen Verderbens stürzen." — Wer sollte glauben, dafs eine Brochüre, die solche Blasphemien enthält, eine Volksschrift zur Beförderung der wahren Aufklärung seyn soll, und dafs man sich nicht entblödet hat, den Namen *Jung*, Hofrath und Prof. in Marburg, auf den Titel zu setzen?

## KLEINE SCHRIFTEN.

Literargeschichte. *Gotha*, b. Perthes: *Johann Albrecht von Widmanstadt*, östreichischer Kanzler und grofser Orientalist; aus sichern Quellen bio- und bibliographisch dargestellt von *G. E. Waldau*, Antistes der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Lorenz, Inspector der Predigtamts-Candidaten und der Kirchen- und Gelehrten-Geschichte Professor in Nürnberg. 1796. 96 S. 8. — Noch immer fehlen uns einige Hauptdata, die man nothwendiger Weise wissen müsste, wenn man eine sichere und zusammenhängende Biographie dieses merkwürdigen Mannes, der sich vorzüglich durch die Herausgabe des ersten syrischen N. Testaments verewiget hat, liefern wollte. Man hat sich deswegen bisher nur immer mit Bruchstücken behelfen müssen, die hin und wieder zerstreut angetroffen werden. Und diese hat denn nun der Vf. des gegenwärtigen Aufsatzes zusammengetragen, und so in und miteinander zu verweben gesucht, dafs sie jetzt bey ihm ein Ganzes ausmachen. Dafs sich derselbe dabey meistens und fast durchgehends der eigenen Worte seiner Fragmentisten, die er S. 3 ff. gröfstentheils selbst anzeigt, bedient habe, möchte ihm vielleicht bey einigen schärfern Censoren, als Rec. zu seyn pflegt, zum Vorwurf gereichen, und in der That hätten wenigstens ein und andere Stellen, wo die Verfasser jener Fragmente geradezu von sich selbst reden, etwas anders eingekleidet werden können, damit es nicht gar zu sehr in die Augen gefallen wäre, als hätte sich Hr. W. etwas zueignen wollen, das doch wirklich nicht sein ist. *Johann Albrecht Widmanstadt*, *Widmanstädter*, sonst auch *Lucretius* und *Aesiander* genannt, ist zu *Nellingen*, in dem Gebiete der Reichsstadt *Ulm*, im J. 1506, oder, wie andere wollen, 1507 geboren worden. Seine Aeltern sind unbekannt, doch mögen sie nicht unbedeutend gewesen seyn, da er Güter besafs, die er vermuthlich von ihnen erbte. Ob das Wappen, das er führte, seiner Familie schon vorher eigen gewesen, oder ob ihm solches erst vom Kaiser *Carl V.*, der ihn 1548 in den Reichsritterstand erhob, gegeben worden sey, ist ungewifs. *Gregorius Bauerus* war einer seiner ersten Lehrer in seiner Vaterstadt. Er zog aber bald nach *Tübingen*. Hier hatte er den D. *Jacob Jonas*, nachmaligen österreichischen Hof-Vicekanzler, dessen Tochter er geheirathet haben soll, zum Lehrer in der Rechtsgelahrtheit, und besonders im Hebräischen und Griechischen, wozu er von jeher eine ganz vorzügliche Neigung hatte. Nun eilte er nach Italien, wo er so glücklich war, an verschiedenen Orten Männer anzutreffen, durch deren Unterricht er seine Kenntnisse zu erweitern, und sich besonders in den morgenländischen Sprachen zu vervollkommnen, ja selbst als öffentlicher Lehrer theils in *Turin*, theils in *Neapel* aufzutreten im Stande war. So weit möchte in der Lebensgeschichte dieses Mannes das meiste so ziemlich in der Ordnung auf einander folgen. Allein seine übrigen Begebenheiten, besonders seine, wie es scheint, öfters veränderten Bedienungen, so wie seine Bekanntschaften am päbstlichen Hofe und mit verschiedenen Cardinälen müssen noch mehr aufgeklärt werden. Nach S. 16. soll er Gelegenheit gehabt haben, im Jahr 1529 im Gefolge Kaisers *Carl V* nach *Bononien* zu reisen; und S. 41. wird gesagt: seine ersten Dienste fielen unstreitig in die Zeiten, da er mit *Carl V* im J. 1529 nach Italien ging. Um diese Zeit war der Florentinische und Neapolitanische Krieg, in deren letzterem er unter dem bekannten *Garcias* zu Pferde, im ersteren aber zu Fufs diente. Nach einem S. 4. angeführten Brief aus Rom von 1535 war er Secretär bey dem Cardinal von *Schönberg*, wobey bemerkt wird, dafs er damals ein Jüngling von 24 Jahren gewesen sey. — Wie läfst sich dieses zusammenreimen? Nach dieses Cardinals Tode, der in das J. 1537 gesetzt wird, soll er bey dem Pabst selbst in Diensten, hierauf eine Zeitlang in *Siena*, und endlich in *Venedig* gewesen seyn, bis er nach Deutschland zurückkehrte. S. 46. finden wir ihn im J. 1543 in *Landshut*, wo er bey dem Herzog *Ludwig* von Baiern die Stelle eines Raths bekleidete. Nach S. 28. wäre er noch im J. 1552 in den Diensten des Bischofs zu Augsburg *Otto* gewesen, und doch soll er sich schon 1551 von öffentlichen Geschäften frey gemacht, und auf seinen Gütern in Schwaben privatisirt haben. Allein der um diese Zeit ausgebrochene verderbliche Krieg, durch welchen auch Schwaben sehr mitgenommen wurde, nöthigte ihn sammt seiner Frau und Kindern auszuwandern, und in K. *Ferdinand I* Staaten zu ziehen, der ihn Anfangs zu seinem Rath und nachher zum österreichischen Kanzler machte. Aber auch diese Stelle legte er 1556 wieder nieder, und verwechselte sie mit einer Domherrn-Stelle zu Presburg. Ob er schon 1558 oder später gestorben sey, ist ungewifs. Von dem endlich, nach vielen mifslungenen Versuchen, durch die Unterstützung K. *Ferdinands* im J. 1555 glücklich zu Stande gebrachten Druck des syrischen N. Test. und von den Verschiedenheiten der noch vorhandenen Exemplare dieser Ausgabe hat der sel. D. *Hirt* zu *Wittenberg* im I. u. V. Band seiner oriental. und exegetischen Bibliothek, die beste Nachricht gegeben. Seine Büchersammlung, die sehr ansehnlich gewesen seyn mufs, befindet sich zu *München* in der kurfürstlichen Bibliothek.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. März 1797.


## ARZNEIGELAHRTHEIT.

Leipzig, i. d. Müllerschen Buchh.: *Italienische medicinisch-chirurgische Bibliothek, oder Uebersetzungen und Auszüge aus den neuern Schriften der italienischen Aerzte und Wundärzte.* Herausgegeben von *D. C. Weigel.* II. Band zweytes Stück, nebst Register und 1 Kupfertafel. 1796. 218 S. gr. 8. ohne das drey Bogen starke Register. (16 gr.)

Hier fährt Hr. D. *Weigel*, ohne fernere Beyhülfe Hn. D. *Kühns*, fort, diese Auszüge herauszugeben, und die Auswahl gewinnt im Ganzen immer mehr an Zweckmäfsigkeit, so wie die Anmerkungen des Herausgebers an literarischer und praktischer Güte zunehmen. Doch wäre etwas mehr Abkürzung weitschweifiger Aufsätze noch immer zu wünschen; S. 14. *L. Franks Heilung einer Wassersucht.* Der gewöhnlich allzu schwachen hautreibenden Arzneyen müde, gab er, aufser Mohnsaft, einem Kranken mit Attich- und Hollunderrhob in erhöheten Gaben Jalappe, so dafs auf den Tag endlich eine halbe Unze kam, — endlich noch ein Zusatz von Gummigutte bis zu 30 Gran täglich. Diese Arzneyen wirkten blofs als Reizmittel, nicht als Purganzen. Das Wasser flofs durch die Harnwege bis zur Genesung. Das Dürandsche Mittel gegen Gallensteine, aus Vitriolather, Terpenthinöl, Münzwasser und Eidottern, half (S. 19.) in einem Falle. — S. 22. *Han. Parea über Verrenkungen des Schenkelbeins.* Die eine Verrenkung war auf- und hinterwärts. Auf dem Tische liegend und festgehalten ward dem Kranken der Oberschenkel (mit gebognem Knie) senkrecht aufwärts durch vier Hände glotzlich gerückt; die Einrichtung war auf einen Zug vollendet. Ein andrer ähnlich ausgerenkter Oberschenkel ward schief aufwärts (S. 25.) angezogen und so eingerichtet. Bey dieser Biegung erschlaffen die Muskeln; welches bey ausgestreckter Lage so schwer zu bewirken ist. — S. 28. *J. Flajani's über die Einrichtung des Oberbeins ohne Maschine.* Die Verrenkungen nach vorne und unten scheinen die gewöhnlichsten zu seyn. Er erschlafft die Muskeln durch Aderlässe (mit grofser Oeffnung) bis zur Ohnmacht, und dann sey die Einrichtung leicht. — S. 41. *Ebend. Vom Wasserkopfe.* Ein innerer und äufserer Wasserkopf (S. 48.) durch aufgelegten Meerzwiebelwein geheilt. — S. 50. *Ebend. Ueber die Heilung des Nagelgeschwürs.* Seine Erfahrung hat ihm Umschläge von versüfstem Vitriolgeiste und die Auflegung einer kamphorirten Queckfilbersalbe als das hülfreichste gezeigt. (Etwas weitschweifig erzählt!) — S. 61. *L. M. A. Caldani über die Folgen des verschluckten Glases.* Fein und grob gestofsenes, ja selbst nur zerkauetes Glas hat einem jungen Menschen, dem Vf. selbst, und einem andern Arzte (Mandruzzato) auch in gröfserer Menge verschluckt, keinen Nachtheil verursacht. Es sey gar nicht giftig zu achten. Dieser Ausspruch könnte aber zu schädlicher Nachläfsigkeit verleiten, wenn man nach unvorsichtiger Verschluckung von Glase vorzüglich bey nüchternem Magen, ölige, schleimige und breyartige Mittel drauf zu geben unterlassen wollte. — S. 66. *J. B. Poletta, Anwendung der Mazzonischen Sprütze in der Colica stercorea.* Sie hat viel Aehnliches von einer Feuersprütze mit doppeltem Stiefel. Wenn man vier Pfund laues Wasser eingesprützt hat, wartet man ein wenig und fährt dann fort, bis der Kranke eine Vollheit spürt. Man läfst ihn in Ruhe und sprützt eine Viertelstunde darauf wieder ein, und dann fofort alle fünf Viertelstunden. Man nimmt Bähungen zu Hülfe. Das übelriechend oder mit Koth abgehende Wasser ist ein günstiges Zeichen. Ein glücklich damit behandelter (schlimmer) Fall. Die Gegenwirkung der Tulpischen Klappe (S. 74.) läfst sich ohne Gefahr überwinden. Noch drey (S. 76. 77. 79.) glückliche Fälle. Auch zur Tödtung der Würmer schlägt er sie vor. S. 83. *Pet. Frank, nützliche Verbindung des Moschus mit Mohnsaft gegen trocknen Brand.* Drey Gran des erstern mit zwey Gran des letztern thaten mehr als vorher 14 Gran des letztern allein (mit ungünstigen Zufällen). — S. 85. *P. Moskati, über die Verhärtung des Zellgewebes bey Kindern.* Innerlich angewandten Aether oder versüfsten Vitriolgeist sahe er am hülfreichsten. Er fand oft Leberverhärtungen in den Leichnamen. Zeichen der Besserung war eine Art Schwämmchen auf der Zunge. (S. 87.) Ein täglich getrunkenes Dekokt von einer Unze gequetschten Leinsamen gegen Gicht. Es ward doch auch China dazwischen gebraucht und Klystire. — S. 89. *K. F. Fontana, anatomische Bemerkungen.* Die Samenthierchen in den Samenbläschen wären von gleicher Art als die man in den Samengängen, Hoden und Nebenhoden finde; erstere wären also wahre Samenbehälter. Der Interkostalnerve entspringt nicht vom sechsten Paare; es ist gar keine Verbindung dazwischen. Es werfen sich blofs Fäden vom erstern auf die Scheide des letztern. — Das nicht mehr schlagende Herz wird zur Bewegung gebracht, wenn der eine Theil des Muskels auf ein Stück Zink (nicht, wie hier als Druckfehler steht, Zucker), das andre auf ein Stück Spiesglas (Metall?) gelegt und beide Halbmetalle mit einem Konduktor in Verbindung gesetzt werden. Dies gelingt, wenn

auch das Herz in Stücken geschnitten ist; auch nervenlose Thiere, Regenwürmer und Insekten ziehen sich davon zusammen. — S. 94. *M. Rossi über die Absonderung und den Uebergang der Galle in die Blase.* In einer Leiche fand der Vf. den Theil, wo der Blasengang sich mit dem Lebergange zu verbinden im Begriff war, mit einem Steine verstopft und die Blase so klein, dass sie fast unsichtbar war. Aus dieser Wahrnehmung, so wie aus nachgängigen anatomischen Einsprützungen schliesst er, dass *Haller* recht hat, wenn er die Gallblase blos für einen Behälter der Galle ansieht, die aus der Leber durch den Lebergang und dann rückwärts durch den Blasengang ihr zugeführt wird. — S. 100. *Vasalli über die Folgen von Aufblasung der Haut mit Gasarten.* (Noch sehr unreife Versuche.) — S. 105. *M. de Macchi von den Folgen einer Zurückhaltung des Samens wegen Rigidität des Duktus ejaculatorius.* (Ein merkwürdiger, belehrender Fall.) — S. 110. *P. Assalini's Staaroperationsschnepper;* denn so kann man das hier beschriebne und abgebildete Staarschnittinstrument nennen, eine Aehnlichkeit von dem Guerinschen. Er setzt es einige Tage vorher mehrmals an, um das Auge an den Druck des Werkzeugs zu gewöhnen. — S. 129. *A. Scarpa's anatomisch-physiologische Bemerkungen.* Blos der Zungennerve des sechsten Paares und nicht der Glossopharyngaeus giebt die Geschmacksnerven her. Zwey Fälle von Kranken (S 132.), bey denen die Bewegung der Zunge und die Sprache verloren, der Geschmack aber sehr fein war. Die krampfhaften und schmerzvollen Krankheiten der Lungen (S. 137.) haben ihren Sitz in den Luftröhrästen und dem Stamme derselben; daher die Pneumonie richtiger Bronchitis genannt wird. Der gröste Schmerz der Lungensubstanz, deren Nerven klein und schwach sind, ist ein drückender, stumpfer. — S. 139. *J. Tumiati über die Hodenhäute und die Veränderungen des Hodens vor und nach der Geburt.* (Ein für die Absicht dieses Journals viel zu weitschweifiger, mit einer Menge Hypothesen durchwebter Aufsatz, die der Herausg. zum Theil berichtigt.) — S. 204. *J. V. Zeviani, Leichenöffnung eines Weintrinkers.* Merkwürdig. Ein Loch in dem skirrhösen Magen, wodurch die erweiterte Milz eingetreten war. Unthätigkeit, anhaltender Verdruss, Magenschmerzen, Kolik und endlich Melancholie waren die Vorgänger. Beyläufig von einer am Grimmdarme angewachsenen, geschwürigen Niere, die ihren Eiter in erstern ergossen hatte. — S. 210. *G. Villa, von einer Magenentzündung* durch (zwey Loth) Salpeter (nach einer vorhergegangenen Halsentzündung). — S 213. Von *Ebend. Eine Wasserscheu*, nach Queckslber, Moschus und Mohnsaft dennoch tödlich. Die Eingeweide der Brust fand man alle sehr trocken, den Kopf gesund; nirgends Entzündung. — Das sehr vollständige Register vermehrt die Brauchbarkeit dieser beiden ersten Bände.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Grundsätze über die Behandlung der Krankheiten des Menschen,* zu akademischen Vorlesungen bestimmt, von *Johann Peter Frank*, S. K. K. Ap. Maj. des politischen und ökonomischen Magistrats zu Mayland Rathe, der medicinischen Facultät und Spitäler in der östreichischen Lombardie Vorsteher, des Spitals in Pavia zum h. Mathias Oberaufseher, der besonderen Heilkunde und Klinik auf der Universität zu Pavia ord. öff. Lehrer, verschied. Gesellschaften Mitgliede etc. *Erster Theil von den Fiebern.* Unter eigener Aufsicht des Hn. Verfassers aus dem Lateinischen übersetzt. 1794. 184 S. — *Zweyter Theil von den Entzündungen.* 1794. 303 S. *Dritter Theil von den hitzigen Ausschlägen.* 1795. 271 S. gr. 8.

Der Uebersetzer ist weder mit den Sprachen, noch mit dem Gegenstande, von dem das Buch handelt, bekannt; denn ungeachtet auf dem Titelblatte steht, dass er unter der eigenen Aufsicht (aber ganz gewiss nicht mit dem Beyfall) des Vf. übersetzt hat, so hätte doch kaum die schlechteste unserer Uebersetzungsfabriken eine elendere Arbeit liefern können. Beweise davon findet der Leser auf jedem Blatte. Wir wollen hier nur ein paar Beyspiele anführen. §. 100. *Nunc morbo per horas ingravescente, matutinae vix non dispărent remissionis vestigia.* „*Nun nimmt die Krankheit stündlich zu, bis endlich gegen Morgen, die Spuren des Nachlasses fast ganz verschwinden.*“ — *Arteriae, vix plenae, sed contractae, celeriter moventur; urinae paucae, crassiores, foetidaeque, nescient aegroto, cum alvo liquidiori, virescente, aeruginosa, vel brunea, olidissima, deponuntur.* „*Die kaum vollen, sondern zusammengezogenen Schlagadern bewegen sich schnell; ein weniger, etwas dicker, stinkender Harn, und ein flüssiger, grünlichter, Grünspanähnlicher, oder brauner, sehr ölichter Unrath, gehen unwissend von den Kranken ab.*“ — Die zwey folgenden Theile sind etwas besser übersetzt, aber noch bey weitem nicht so wie das vortreffliche in unserer Zeitung (Jahrgang 94. Nr. 212. 213. und Jahrg. 95. Nr. 115.) mit gebührendem Lobe angezeigte Original es verdient hätte.

Kopenhagen, b. Proft: *Friedrich Ludwig Bang* (s), erster (en) Arzt (es) am Friedrichs-Hospital, und designirter (en) Professor (s) auf der Universität zu Kopenhagen, *medicinische Praxis, systematisch erklärt und mit ausgewählten Krankengeschichten aus dem Tagebuche des Friedrichs-Hospitals erläutert.* Aus dem lateinischen übersetzt und mit einem Register versehen von D. *Friedrich Adolph Heinze.* 1791. 762 S. 8.

Das Werk selbst ist ein Handbuch für die ausübende Arzneywissenschaft, nach Fr. Boissier de Sauvages Ordnung, mit kurzer Beschreibung der Krankheiten, Angabe der vornehmsten Arten jeder Gattung, den diagnostischen und prognostischen Kennzeichen, und der Heilung. Das Princip der Heilung ist nicht überall auf die Gesetze der allgemeinen Therapie gegründet, daher dieses Werk leicht zu der ohnehin in unsern Tagen so

sehr

sehr gestiegenen Empirie führen könnte; wobey noch zu bemerken ist, dass dieses Werk für diejenigen vorzüglich geschrieben ist, welche die praktische Medicin unter Anleitung des Vf. in dem Krankenhause zu Kopenhagen lernen wollen, um die Lehrsätze und Theile der praktischen Heilkunde, die sie bey den klinischen Uebungen nur hin und wieder, unvollständig und ohne Zusammenhang hören, in dem Buche wiederholen zu können. Die Uebersetzung gehört unter die mittelmäfsigen Arbeiten dieser Art. Dafs der Uebersetzer der deutschen Sprache nicht mächtig sey, zeigt schon der fehlerhafte deutsche Titel.

## GESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde: *Historisch-statistische Uebersicht der merkwürdigen Europäischen Staaten aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Staatszwecks*, entworfen von *Christian Dan. Vofs.* 1795. 1 Alph. 5 Bog. 8. (1 Rthlr.)

Hr. Rath *V.* hatte laut der Vorrede die Absicht, den Lehrern der obersten Classe in den Schulen, und für den ersten Cursus auf Akademieen ein Lehrbuch zu liefern, nach welchem sie eine solche Uebersicht der Geschichte und Statistik der vornehmsten Staaten, aus dem angegebenen Gesichtspunkte vortragen könnten. Endlich will er auch den bereits Unterrichteten durch dieses Buch die Vergleichung der verschiedenen Staaten, in Hinsicht jenes Gesichtspunkts erleichtern. Er spricht von diesem Versuche in der Vorrede mit Bescheidenheit, und Rec. verkennt das viele Gute, welches das Buch enthält, keineswegs, mufs aber doch gestehen, dafs er mit dem Zwecke gar nicht, und mit der Ausarbeitung nicht überall zufrieden seyn kann. Was ist sein Zweck? *In der Geschichte:* zu zeigen, wie die höchste Gewalt in einem jeden europäischen Staate, und in einem jeden Zeitpunkte durch innere und auswärtige Unternehmungen entweder richtig und mit Glück die Erreichung des höchsten Staatszwecks; das höchste Wohl, dessen die Gesellschaft fähig ist; befördert, oder wie sie demselben entgegen gearbeitet habe. *In der Statistik:* darzuthun: in wieferne *jetzt* in einem jedem Staate dieser Staatszweck erreicht, oder verfehlt sey. Und wem will der Vf. diese erhabensten Untersuchungen der Geschichte vortragen? Primanern, oder angehenden Studenten, denen es an allen möglichen Vorkenntnissen fehlt, den Lehrer zu verstehen! Und wer sollen diese Lehrer zum wenigsten zum Theil seyn? Schulmänner, von denen man dieses tiefe Eindringen in die Geschichte weder erwarten noch fodern kann, ja denen es selbst nicht gut wäre, wenn sie es sich erwürben, da es das ganze gelehrte Leben eines Mannes erfodert, und sie von dem, was man hauptsächlich von ihrem Unterrichte fodert, zu sehr durch dieses specielle Studium der Geschichte zurück gehalten werden würden, der Nothwendigkeit einer sehr grofsen Bücherfammlung, die eine solche Kenntnifs der Geschichte und Statistik vorausfetzt, nicht einmal zu gedenken. Sollte indessen auf dieses alles nicht Rücksicht genommen werden, und wollte man behaupten, dafs ein solcher Unterricht auf Schulen thunlich, und für Schüler und angehende Studenten nützlich wäre; so müfste denn doch das Buch, nach welchem er ertheilt werden könnte, von anderer Beschaffenheit seyn, als das gegenwärtige. Denn in der Geschichte ist viel zu wenig Rücksicht auf diejenigen Begebenheiten genommen worden, wodurch der höchste Staatszweck entweder am mehrsten befördert wurde, oder hätte befördert werden können. Am besten ist dieses in der preufsischen Geschichte geschehen, und doch ist auch hier manches nicht erwähnt, was unmittelbar auf den letzten Staatszweck hinzielte; z. B. die Aufnahme der französischen Reformirten, der Fürstenbund, das neue Gesetzbuch. Von dem, was von des Czars Iwan II Regierung gesagt wird, hätte vieles wegbleiben können, wenn anstatt desselben, dieses Prinzen (der den Liefländern mit deswegen den Krieg ankündigte; weil sie Karl V. verhinderten, ihm eine Kolonie Handwerker und Künstler zu senden,) Bemühungen um Rufslands Kultur angeführt wären. Wie kann man sagen, dafs ein Buch dem Lehrer Anleitung geben soll, die Geschichte aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen Staatszwecks vorzutragen, in welchem gar kein Wink von dem falschen Gebrauch gegeben wird, den die Spanier von Amerikas Entdeckung machten? Die Statistik, der zweyte Abschnitt, in der Uebersicht eines jeden Landes, ist zu kurz und oberflächlich, als dafs ein solcher Leitfaden etwas zur Erreichung der Absicht des Vf. beytragen könnte. Eher würden wir es empfehlen, wenn ein junger Hofmann, ein Officier, oder ein Kaufmann einen allgemeinen Unterricht über Geschichte und Staatsverfassung der vornehmsten Länder zu erhalten wünschte, der ihn das lehre, worauf er zu sehen hätte, wenn er ausführliche Geschichtsbücher, statistische Nachrichten oder Reisebeschreibungen lieset. Denn man kann Hn. *V.* einen richtigen historischen Blick, gesunde Beurtheilungskraft und eine liberale Denkart keineswegs absprechen, und diese Eigenschaften herrschen auch durch das ganze Buch. Aber die Erfahrung wird ihn lehren, dafs, wie es überall jetzt ein schweres Unternehmen ist, bey dem jetzigen Vorrathe guter historischer oder statistischer Vorlesebücher ein neues zu schreiben, sich die Schwierigkeiten noch ungemein vermehren, wenn man dabey sich einen speciellen Zweck vorsetzt und ankündigt. Historische Talente, welche er allerdings besitzt, reichen dazu nicht hin; sondern man mufs damit den geduldigsten und mühsamsten Fleifs verbinden. Nicht nur kann dadurch allein die Arbeit das Lob der Zweckmäfsigkeit erhalten, sondern es werden auch kleinere Beweise der Flüchtigkeit vermieden, dergleichen hier selbst in der preufsischen Geschichte anzutreffen sind. So steht z. B. S. 38. der grofse Kurfürst habe bey seinem Regierungsantritt ein Land erhalten, das nur anderthalb tausend Quadratmeilen grofs gewesen sey, und habe seinem Sohne einen Flächenraum von

beynahe viertehalb tausend Quadratmeilen hinterlassen. Allein das preussische Land machte bey Friedrich des Grossen Absterben nur 3600 Quadratmeilen aus, nachdem Pommern, Schlesien, Ostfriesland und Westpreussen dazu gekommen waren. S. 47. treffen die einzelnen Zahlen des Flächeninhalts besondrer Theile des Staats, nicht mit der angegebenen Summe des Ganzen zu.

BERLIN, b. Matzdorf: *Lehrbuch der Geschichte* für junge von Adel welche zu Staats- und Kriegsgeschäften erzogen seyn wollen. Von *Th. J. Ditmar*, Professor am vereinigten Berlinischen und Cöllnischen Gymnasium. 1791. 612 S. und 3 Bog. Reg. und Vorrede. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wie das Buch zu dem Titel gekommen sey, wird niemand errathen, wenn er beide besonders vor sich nimmt. Das Buch selbst hat der nun verstorbene Vf., ohne dass es, wie der Schmuztitel sagt, *erster Theil* zu seyn brauchte, *über die Staatsverfassung des deutschen Reichs* betitelt. Seine Absicht ging dahin, der adelichen Jugend ein Buch in die Hände zu geben, woraus sie, selbst ohne mündlichen Unterricht, und noch vor dem Eintritt in ein Gymnasium, oder in das Cadettenhaus, mit der Staatsverfassung des deutschen Reichs sich bekannt machen könnte. Zu dem Ende ist das Buch auch in 48 Lectionen vertheilt und einer jeden eine Reihe Fragen angehängt worden, welche zur Selbstprüfung und Wiederholung dienen sollen. So gern wir nun die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der vaterländischen Geschichtkunde für jeden gebildeten Deutschen zugeben, so sehn wir doch nicht ab, wie ein Landjunker ohne Lehrer daran Geschmack finden, noch weniger, wie er sich selbst gerade aus einem Buche wie dieses für den ersten Anfang belehren solle. Ob man gleich dem Vf. Kenntnisse, Fleiss und eignes Nachdenken nicht absprechen kann, so stösst man doch hier von der ersten bis zur letzten Lection auf eine Menge einseitiger Vorstellungen, Hypothesen, schiefer Angaben, Unwahrheiten und Misgriffe. Wie Reichsunmittelbarkeit, Standschaft und Lehnsabhängigkeit von einem andern Reichsstande mit einander bestehen können; was der kaiserlichen Hoheit, was der Landeshoheit wesentlich sey; wie die Rechte der Kirchenpartheyen nach Gesetzen und Herkommen sich verhalten, was eigentliche Rechte der Reichsvicarien, was blosse Prätensionen sind — u. s. w. darüber wird kein Lehrling hier sich gehörig belehren können. Auch finden sich solche Fehler hier desto mehr, da sich der Vf. nicht blos auf die gegenwartige Verfassung eingelassen hat, sondern auch zugleich *den Ursprung* derselben hat darstellen wollen. Wenn nun z. B. jemand fragt, wie Landeshoheit, Reichsstädte und Reichsritterschaft aufgekommen sind, so erhält er von Hn. *D.* folgende Antwort: „In der „Mitte des 13ten Jahrh. fingen die Grafen auch an, den „Gerichtsbezirk, der ihnen endlich erblich verliehen „worden war, für ihr Eigenthum anzusehen, behielten die kaiserlichen Einkünfte zurück, behandelten „ihre Untergebnen wie Unterthanen, liessen sich von „ihnen huldigen u. s. w. und rissen dem Kaiser den „Besitz, die Gerichtsbarkeit, die Regierung und die „Einkünfte des Landes aus den Händen.“ Das wollten nun manche Städte und Edelleute nicht leiden und — wurden darüber Reichsstädte und Reichsritter. Noch mehr — und das erinnert Hr. *D.* zweymal — nun trauten sich aus bösem Gewissen diese Herren nicht auf die Reichstäge dem Kaiser unter Augen zu kommen und so überkamen die Erzbeamten das Kurrecht u. s. w. Den Ursprung der Reichsmatrikel setzt er muthmaslich ins Jahr 1431, und die Römermonate lässt er dem Kaiser zur Entschädigung bewilligen. Unter deutscher Kirche versteht er, trotz Hn. *F. Holl!* die katholische Hälfte und hinterher, wird nur von den Evangelischen gehandelt, ohne übrigens nur mit drey Worten, den wesentlichen Unterschied zwischen beiden Hauptkirchen anzugeben. Die Nuncien von Brüssel und Lucern werden nicht erwähnt, dafür aber die Herrnhuter (warum denn diesen Namen?) zu böhmischen Brüdern und zu einer vom Protestantismus verschiedenen Secte gemacht. — Wir würden uns dieses auszuheben nicht entschlossen haben, wenn die Pflichten gegen die lebende adeliche Jugend und gegen die Wahrheit nicht stärker wären, als gegen die literarische Achtung eines sonst verdienten Mannes!

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Nürnberg*, in der Raspeschen Buchh.: *Unterweisung im Landschaftmahlen und Prospectzeichnen, nebst den Hauptregeln der menschlichen Theile, für angehende Liebhaber und Anfänger im Zeichnen und Malen*, mit Kupf. 1796. 31 S. 8. (16 gr.) Der Vf. schrieb, laut seines Vorberichts, theils irrigen Begriffen und Urtheilen über Malereyen und Zeichnungen zu begegnen, theils wirkliche Kenntnisse und bessre Einsichten zu befördern, und hofft, dass es Allen, die sich in dieser Kunst üben, und sich mit derselben bekannt machen wollen, angenehm seyn werde. Im Werke selbst ist aber weder etwas Angenehmes noch Vorzügliches zu finden, man müsste denn die Kürze dafür nehmen. Er handelt in 2 Bogen Landschaft und Prospectmalerey nebst den Maassen des menschlichen Körpers, welche aus Preislers Werke ausgeschrieben sind, kurz ab. Die Kupfer sind ebenfalls aus Preisler copirt. Die 4 mit bunten Farben überstrichenen Landschaften, wovon Nr. 1) einen Morgen und Frühling, ländlich; 2) einen Sommer und Mittag, felsicht; 3) einen Winter und Abend, dorfartig; 4) einen Herbst und Nacht, waldigt — vorstellen sollen, sind unter aller Kritik. Das Wahrste, was er in seinem Werkchen sagt, ist: „Man halte sich fleissig an die Mutter Natur selbst, „so wird man finden, was man sonst (bey ihm) nicht fand.“

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 30. März 1797.

## GOTTESGELAHRTHEIT.

JENA, im Académischen Lese-Institut, und LEIPZIG, b. Barth; *Briefe über die Perfectibilität der geoffenbahrten* (geoffenbarten) *Religion. Als Prolegomena zu einer jeden positiven Religions-Lehre, die künftig den sichern Gang einer vestgegründeten Wissenschaft wird gehen können,* (?) 1795. XXIV S. Vorrede 8 S. Inhalts-Anz. und 368 S. Text. (1 Rthlr.)

Die zufällige Verspätung der gegenwärtigen Beurtheilung überhebt uns der Nothwendigkeit, von dem Inhalte dieses dem Publicum bereits bekannten, und in mehrern kritischen Blättern beurtheilten Buchs einen umständlichen Auszug zu geben. Daher über den Gegenstand, den Gang und die Resultate der darinn geführten Untersuchungen nur einige Erinnerungen. Die Haupt-Idee ist nach des Vfs. mannichfaltig wiederholter, ja, für die nöthige philosophische Bestimmtheit, vielleicht nur zu sehr mit den Ausdrücken wechselnder, und mit Nebenbegriffen überladner Erklärung bekanntlich diese: „die geoffenbarte insbesondere die durch Christum mitgetheilte Religion „ist, nicht nur subjectiv, als in den Gemüthern ihrer „Verehrer befindliche Erkenntniss und Gesinnung, „sondern auch als objectiver Grund jener Kenntniss „keiner absoluten Vollkommenheit theilhaftig, über„all nichts Feststehendes und Unabänderliches, son„dern etwas Fortschreitendes und Wachsendes, einer „steten Vervollkommnung, Fähiges und Bedürftiges — „ihre Perfectibilität besteht eben in der Eigenschaft, „dass sie in sich selbst, das Principium oder die be„stimmte Möglichkeit einer unausgesetzten Fortbil„dung und Entwickelung hat."

Für diesen Hauptsatz bringt der Vf. mehrere Beweise bey, begegnet verschiedenen Einwürfen, und beschreibt den vortheilhaften Einfluss von jenem Grundsatze, auf eine veränderte Beschaffenheit der christlichen Theologie in ihren verschiedenen Zweigen, und der unter Christen herrschenden religiösen Denkart überhaupt. Die ganze, die ist, wie bekannt, nicht neu, sondern nach des Vfs. eignem Geständniss von Semler und Jerusalem schon nachdrücklich angedeutet, und von Lessing, nach ihm aber von Döderlein, und mehrere zu geschweigen — von Teller noch bündiger ausgeführt worden; liegt auch der gegenwärtig unter dem liberalern Theile des theologischen Publicums herrschenden Denkart durchgängig zum Grunde. Ob sie durch des Vfs. eigenthümliche Darstellung, der wir übrigens das Verdienst der Eindringlichkeit, je selbst — manche Wiederholungen und lästige Weitschweifigkeiten abgerechnet — einer gewissen Eleganz und einer vertrauten Bekanntschaft mit älterer und neuerer theologischer Wissenschaft nicht absprechen, an Deutlichkeit, Bestimmtheit und Brauchbarkeit viel gewonnen habe, dürfte manchen erheblichen Zweifeln ausgesetzt seyn. Schon in seiner wortreichen Erklärung der Sache, und Exposition seines Thema finden sich manche disparate nichts weniger als synonyme, und unter einen Begriff zu befassende Merkmahle vereinigt. *Nicht absolut vollkommen, und der Vervollkommnung* fähig sind keinesweges, wie der Vf. anzunehmen scheint, gleichgeltende Begriffe; denn es giebt gar viele Dinge, die wenn gleich an sich sehr unvollkommen, doch so wie sie nun einmal gegeben sind, wenn sie nicht aufhören sollen zu seyn, was sie sind, weiter keiner Veränderung und Vervollkommnung fähig sind. Eben aus dieser Verwechselung aber ist ein beträchtlicher Theil der unläugbaren Unbestimmtheit in den Behauptungen der gegenwärtigen Schrift entstanden. Auch wäre zu wünschen gewesen, dass sich der Vf. über den Begriff der Vollkommenheit und Unvollkommenheit in Beziehung auf Religion bestimmt und kurz erklärt hätte. Denn soll z. B. die Behauptung, dass die durch Jesum bekannt gemachte Religion nichts Feststehendes und Unabänderliches sey — auf alle einzelnen Bestandtheile und Lehrsätze derselben ihrer Materie nach ausgedehnt werden: so ist sie offenbar übertrieben. Zudem ist es auch ein der eigenthümlichen Bestimmung und Unterscheidung, des Vfs. ganz fremdes Merkmal, dass die geoffenbarte Religion nicht blos *Instrument*, sondern auch *Object* der Vervollkommnung sey, dessen Zweydeutigkeit selbst, durch seine beygefügten Erläuterungen nicht verschwindet: denn auch diejenigen, welche blos an eine Vervollkommnung der subjectiven Religion denken, geben eben dadurch zu, dass sie in ihrem Sinne nicht nur Instrument, sondern auch Object der Vervollkommnung sey. — Ueberhaupt aber scheint eben die eigenthümliche hier durchgängig zum Grunde liegende Ausdehnung der Perfectibilität in des Vfs. Sinne auf die geoffenbarte Religion als *ein gegebenes Object* in der Sache weit mehr zu verwirren, als aufzuklären. Wenigstens ist es sonderbar, dass die von ihm für die Art, wie er seinen Grundsatz bestimmt, beygebrachten Beweise gröstentheils blos die Möglichkeit und Nothwendigkeit der *subjectiven*, aus irgend einer Offenbarung entlehnten Religion erhärten, aber nichts für ihre *objective* Perfectibilität in dem Sinne dieser Schrift beweisen; oder wenn diese daraus ge-

folgert werden, ſollte, zu viel beweiſen, und zum Theil auf widerſinnige Conſequenzen führen würden. Denn daſs die Vernunft und Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchen ihm verbietet, ſich in Anſehung ſeines Wachsthums in religiöſen Einſichten, Feſſeln anlegen zu laſſen, und dergleichen Hinderniſſe Gottes Abſichten ſelbſt entgegen ſeyn würden; daſs temporäre Mittheilung, abſolut vollkommner Einſichten (die etwas lediglich ſubjectives ſind) unmöglich ſeyn ſoll, (in dieſem transſcendental klingenden Argumente ſcheint wirklich etwas mit Worten geſpielt zu werden,) — daſs die Schrift (in einem eignen ſo viele willkührliche und aufserchriſtliche Satzungen judaiſirenden Lehrer jener Zeit angehenden Zuſammenhange) ſelbſt ermahnet: „Alles zu prüfen, und das Gute zu behalten, (welches letztere, wenn auch als unverbeſſerlich angenommen, um ſo mehr Prüfung verdiente und bedurfte, ſie um ſo weniger zu ſcheuen Urſach hatte,) — daſs Offenbarung gleich jedem andern Unterrichte, in ihre Lehrlinge nicht ſo fort ein Ganzes vollendeter Erkenntniſs hinein zaubern, ſondern ſie erſt auf den Weg dazu leiten kann, — hat weiter nichts zur Folge, als daſs kein Menſch zu irgend einer Zeit, das abſolut höchſte Ziel von ſubjectiver Erkenntniſs ſowohl einzelner Wahrheiten irgend einer Art als ihres Zuſammenhanges erſtiegen zu haben, ſich dünken laſſen ſolle, keinesweges aber, daſs nicht gewiſſe Begriffe, Sätze und aus ihrer Verbindung entſtandne Syſteme das Gepräge der abſoluten Wahrheit, Bündigkeit und Vollſtändigkeit, alſo Vollkommenheit (dergleichen man auſserdem auch der reinen Mathematik, Logik und Transſcendental-Philoſophie nicht nur im Ganzen, ſondern auch ihren einzelnen Beſtandtheilen nach abſprechen müſste,) haben könne, und eben ſo wenig, daſs die mehr oder weniger elementariſchen Lehrſätze, welche einem Schüler beygebracht werden, nicht abſolut wahr, alſo feſtſtehend und unveränderlich ſeyn können, wenn gleich das Maaſs der Receptivität des letztern noch in ſeinem erſten Wachsthume befindlich iſt, und der Lehrer, der z. B. mit ihm Euklids Elemente durchgeht, ſich nicht beygehen laſſen wird, ihn ſo fort durch ſeinen Unterricht, in einen Käſtner oder Lambert umſchaffen zu wollen. Was ferner den Grund, der von der Geſchichte der Offenbarung vor Chriſto, durch ihn und nach ihm hergenommen iſt, anlangt, daſs ehemals in den Religions-Einſichten der Menſchen viele in der Schrift ſelbſt als gangbare Religion vorkommende, und durch das Chriſtenthum widerlegte Mängel und Irrthümer Statt gefunden hätten; wie alſo nun voraus zu ſetzen ſey, daſs dergleichen in dem Chriſtenthume völlig abgethan, alles hier abſolut vollkommen und unverbeſſerlich geweſen ſeyn ſollte; da ſelbſt Chriſtus, der, wie fern er gelehrt habe, nur als Menſch betrachtet werden müſſe, nur allmählig zu ſeinen Einſichten gelangt ſey, auch die unvollkommnen Kenntniſſe ſeiner Schüler ſich erſt nach und nach verbeſſert hätten, und dies in der Chriſtenheit immer ſo fort gegangen ſey? — ſo iſt dies — die gefolgerte Behauptung an ſich, in ihren Würden gelaſſen — ein *argumentum ad hominem*, welches der Vf. weiter unten bey den gegen ſeinen eignen Grundſatz vorgebrachten Einwendungen, warum derſelbe wenn er Grund habe, nicht längſt anerkannt ſey, — ſelbſt in ſeiner Blöſse darſtellt, und welches durch Kopernicus Weltſyſtem, Newtons Attractionstheorie Kants Vernunftkritik; ja überhaupt durch ſo viele Inſtanzen von aufgefundnen abſoluten Wahrheiten und Syſtemen von Wahrheit, woran man zuvor nicht gedacht hatte, und durch nicht weniger Beyſpiele von Menſchen, die ihren zuvor gehegten Irrthum hintennach gegen die volle von ihnen ſelbſt aufgefundne, und allgemein anerkannte Wahrheit vertauſchten, hinreichend widerlegt wird. Weit treffender, nur wie ſich gleichfalls zeigt, nicht zu des Vfs. eigenthümlich feſtgeſetzten Ziele treffend, iſt unſtreitig die Bemerkung von einem eigenthümlichen temporären Zwecke der Belehrungen Jeſu, gewiſſe den damals herrſchenden Vorurtheilen entgegenſtehende Hauptwahrheiten, (die aber darum nicht als die letzten Principien aller Religion und Moral zu betrachten ſind, und die der Vf. nicht unglücklich in folgenden vier Sätzen findet: Gott liebt die Menſchen — alle ohne Unterſchied — wir müſſen ihn wieder lieben — und ebenfalls ohne Unterſchied alle Menſchen, wie uns ſelbſt) geltend zu machen, und von der Art wie er und ſeine Jünger ihre Lehren vortrugen, (nämlich gelegentlich ſtückweiſe — hier und da zerſtreut in einzelnen abgeriſſenen Anreden und was letztere anlangt in Briefen) wie auch die evangeliſchen Nachrichten, und Apoſtoliſchen Briefſammlungen kanoniſirt und Grund der chriſtlichen Lehre geworden ſind. — Treffend ſind dieſe Bemerkungen, ſo fern ſich daraus folgern läſst, daſs hier nicht alles Unbeſtimmte, Mangelhafte, und für veränderte Zeiten Unbrauchbare ausgeſchloſſen ſey, daſs man hier der Form und dem Inhalte nach kein vollendetes auf die letzten Principien zurückgeführtes Syſtem von Moral und Religion zu ſuchen habe, — und es hätte dies aus einer zu ſolchem Behufe angeſtellten Analyſe der Neuteſtamentlichen Schriften nach Tellers Winken (Rel. der Vollkommnern) noch einleuchtender ausgeführt werden können. — Ganz unbezweifelt wahr iſt es, daſs ſich die religiöſen und moraliſchen Einſichten denkender Chriſten dem Grunde und der Beſchaffenheit nach über das, was ihnen der Buchſtabe der chriſtlichen Urkunden bruchſtückweiſe, in Hinſicht auf ſpecielle Beziehungen, ſagt, und über die Art, wie ſie es da erfahren, hinaus läutern und vervollkommnen, immer mehr das Werk einer rein vernünftigen Ueberzeugung und eines praktiſchen aller Abhängigkeit von fremder Autorität entledigten Glaubens werden ſollen. Aber übertrieben iſt es, daraus zu folgern, daſs die durch Chriſtum bekannt gemachte Religion, vielen weſentlichen Beſtandtheilen und darinn enthaltenen Lehrſätzen nach, durchaus nichts Feſtſtehendes und Unabänderliches ſey, — und groſse Verwirrung entſteht aus der wie geſagt nicht gehörig vermiednen Verwechſelung, des nicht abſolut Vollkommnen, und des der Vervollkommnung fähigen, wenn man den Begriff des letztern

tern auf das Chriſtenthum als etwas ein für allemal in ſeinen Urkunden gegebnes oder auf jede in mehrern Zuſammenhang gebrachte Darſtellung derſelben, welche dem, was es dort iſt, genau entſprechen ſoll, anwendet. Da iſt es unſtreitig, und muſs es bleiben, was es iſt, wenn es nicht durch die Verſuche der Vervollkommnung alſo Veränderung ſeinen empiriſch und factiſch gegebnen Charakter einbüſsen ſoll. Dies gilt insbeſondere von dem formellen Theile deſſelben, welcher eben ganz ausſchlieſsend factiſch, das heiſst durch die Perſon das Leben und die Schickſale des Religionsſtifters, und durch das in ſeinen und ſeiner Schüler Ausſprüchen dargeſtellte religiöſe Verhältniſs ſeiner Verehrer zu ihm beſtimmt wird. Dieſes wird auch kürzlich in der Stelle 1 Tim. 2, 5. (vergl. d. Vorhergehende und Folgende) ausgedrückt, und daher unterſchied Leſſing mit Recht die Religion Chriſti, und die chriſtliche Religion, gründete auch mit eben ſo vielem Rechte den Glauben der erſten chriſtlichen Welt nicht auf die Neuteſtamentlichen Schriften, ſondern auf eine aus ihrem Verhältniſſe mit Chriſto ſelbſt entſprungene *regulam fidei* oder *veritatis*; worüber Rec. ſich noch irgend umſtändlicher zu erklären gedenkt, und worauf der Vf. in ſeiner Schrift bey weitem zu wenig Rückſicht genommen hat, welche doch ſchon der Umſtand daſs Glaube an Chriſtum in einem nicht bloſs localen und temporellen Sinne zu den Hauptlehren des apoſtoliſchen Chriſtenthums gerechnet wird, verdient hätte. In dieſem Sinne und von dieſer Seite iſt alſo das Chriſtenthum nicht objectiv perfectibel; aber die allgemeine auf Anlaſs deſſelben unter ſeinen Bekennern ſich bildende, auf objective Gültigkeit Anſpruch machende Religion, die ihm übrigens groſse Verbindlichkeiten hat, iſt es allerdings — ſubjectiv bis ins Unendliche, objectiv bis zu dem Zeitpunkte, wo die Principien und Poſtulate der praktiſchen Vernunft allgemein werden verſtanden und anerkannt werden. Die in dem Chriſtenthum gegebne Religionsform aber, muſs, wenn man ihr praktiſche Brauchbarkeit nicht abſprechen kann, ohne hiſtoriſch verändert zu werden, eine ſolche Auslegung und Anwendung, wie ſie jenen Principien und Poſtulaten angemeſſen iſt, dergleichen Kant in ſeiner philoſophiſchen Religionslehre verſucht hat, erfahren und iſt ſo, wenn es überall eins giebt, vielleicht das einzige Mittel dem Chriſtenthum ein höheres Anſehen zu ſichern, ohne ſich in die Schwierigkeiten, die in den Begriffen von Offenbarung und Inſpiration und dergl. liegen, zu verwickeln. Rec. der ſo nach mit dem Vf. in der Hauptſache einig iſt, und deſſelben Gelehrſamkeit und Wahrheitsliebe ſeine Achtung nicht verſagen kann, bedauert nur, daſs der ſchulgerechte Zuſchnitt, den er ſeiner Arbeit geben zu müſſen geglaubt hat, und der ſich ſo gar nicht ſelten bis auf pedantiſche ganz nach akademiſchen Diſputirübungen ſchmeckende Ausdrücke erſtreckt, in eine an ſich ſimple Sache in gewiſſer Abſicht mehr Verworrenheit gebracht hat, und daſs aus manchen zu ängſtlichen Beſtimmungen in dieſer Schrift hier und da mehr Unbeſtimmtheit entſtanden iſt. Nicht unanſtöſsig möchte, wenn man auf das ſieht, was darinn geleiſtet iſt, und überhaupt durch die ganze Erörterung geleiſtet werden konnte, der Zuſatz auf dem Titel erſcheinen, der an eine Schrift Kants von ganz andererBeziehung erinnert; nur daſs der Vf. ſtatt des von Kant gebrauchten richtigen Ausdrucks, *eine Metaphyſik, die als Wiſſenſchaft wird auftreten können*, wie es oft bey ſolcher Nachäffung geht, widerſprechende Metaphern zuſammen ſtellt, und einer *feſt gegründeten W.* einen *Gang* beylegt. Denn Theologie (aus Urkunden zuſammengeſetzt) in wie fern ſie hiſtoriſch iſt, kann wohl wiſſenſchaftlich verbunden; aber nie ſelbſt eigentliche Wiſſenſchaft werden, auch dieſen Rang durch des Vfs. Grundſatz nie erlangen, — und in wie fern ſie Wiſſenſchaft ſeyn kann, iſt ſie nichts hiſtoriſches, nichts gegebnes, nichts poſitives, kann höchſtens davon, nur nach ganz andern Principien, Anwendungen an die Hand geben.

Wäre der Raum nicht zu beengt: ſo würde Rec. noch über manche Nebenäuſserungen dieſer in ſolcher Abſicht ſehr reichhaltigen und in alle Wege ſehr leſenswerthen Schrift z. B. über die Widerlegung Jeruſalems in Anſehung ſeiner Begriffe von Offenbarung, wo der Vf. mit unter dem Fehler nicht entgeht transſcendent zu werden, über die ſeltſame Berufung auf die Theodiceen, die Mängel der Offenbarung anlangend; über die Billigung von Luthers Ausſpruche daſs Paulus directe *contra Jacobum* ſchreibe, da beide doch wohl von verſchiednen Sachen ſprechen, über die Erklärung von ἕως ἂν πάντα γένηται Matth. 5, 18. über die falſche Antithese, das ὅτι, der Inhalt der natürlichen Religion ſey klar, aber das διότι der Erkenntniſsgrund derſelben ſey problematiſch, bey der geoffenbarten aber umgekehrt, — über das blendende aber verunglückte Räſonnement von der Unſtatthaftigkeit eines abſoluten Unterſchiedes zwiſchen Himmel und Hölle, die doch als νοήματα wohl abſolut zu unterſcheiden ſind, und über den noch unglücklichern dabey angebrachten Witz S. 291. Note — dies und jenes zu erinnern finden. — Die Schreibart in dieſen der Form nach den Reinholdſchen nachgeahmten Briefen iſt blühend nur ſehr wortreich, und nicht von Nachläſſigkeiten (wovon wir nur S. 97. den Perioden „von dieſen — Chriſtenthums“ nachweiſen) frey, auch wäre zu wünſchen geweſen, daſs der Vf. um des heilſamen Eindrucks auf ſeine eingeſchränktern Zeitgenoſſen, denen ſeine Arbeit eben am heilſamſten ſeyn konnte, nicht zu verfehlen, manches Auffallende in ſeinen Ausdrücken mehr vermieden hätte.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

FLENSBURG, in d. Kortenſchen Buchh.: *Chronologiſches Verzeichniſs über verſchiedene Königliche und Fürſtliche Verordnungen und Verfügungen für die Herzogthümer Schleſswig und Holſtein* von 1579 an bis 1792. mit einem kurzen Inhalt (In-

halte) derſelben, einigen Anmerkungen und einem Sach-Regiſter verſehen. Erſtes Heft, von 1579 bis 1730. incluſive. 1796. 8 Bog. 8.

Der Herausgeber nennt ſich unter der Vorrede *E. Ambroſius*, und äuſsert den Wunſch, daſs mehrere, die vollſtändigere Sammlungen beſäſsen, oder Archive benutzen könnten, ähnliche Verzeichniſſe liefern möchten. Dieſem Wunſche nun ſtimmen wir nicht völlig bey, weil das Publikum dadurch den Inhalt mehrerer Verordnungen doppelt erhalten würde. Dagegen wünſchen wir bey der zweckmäſsigen Einrichtung des gegenwärtigen Verzeichniſſes, daſs diejenigen, denen es um Aufklärung des Schleſswig-Holſteinſchen Provinzial-Rechts zu thun iſt, ſich entſchlieſsen mögen, auf dem Grunde des Vfs. fortzubauen, und dieſen durch Supplemente und Beyträge in den Stand zu ſetzen, dereinſt etwas ganz vollſtändiges zu liefern. Der Plan des Werks iſt kurz der: die Verordnungen ſind in chronologiſcher Folge aufgeführt, ihr Inhalt, ſo weit ſich dieſes aus der Ferne beurtheilen läſst, vollſtändig und deutlich angegeben, mehrere mit erläuternden, zum Theil auch freymüthig prüfenden Anmerkungen begleitet, und der Gebrauch durch ein vorangeſchicktes Sachregiſter auf eine zweckmäſsige Weiſe erleichtert. Nach dieſen Vorausſetzungen glauben wir dies Werk jedem, den die Schleſswig-Holſteinſchen Rechte intereſſiren, als ein brauchbares Hülfsmittel empfehlen zu können, und wünſchen die baldige Fortſetzung deſſelben, zumal das Sachregiſter ſchon die Verordnungen bis 1792. mit umfaſst. So ſehr übrigens im Ganzen genommen die Anmerkungen des Vf. den denkenden und freymüthig urtheilenden Mann zeigen, ſo läſst er ſich doch auch zuweilen zu einer zu weit getriebenen Strenge hinreiſsen. So tadelt er z. B. S. 28. und 34. die *Declarationen von Verordnungen*, und ſcheint zu verlangen, daſs alle Verordnungen ſo deutlich gefaſst werden ſollen, daſs ſie keiner Declaration mehr bedürfen. Gut wäre das freylich — aber wie iſt das für Menſchen ausführbar, wie iſt es möglich, *alle* Fälle immer vorauszuſehen? —

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Verſuch eines faſslichen Grundriſſes der Rechts- und Pflichtenlehre*, beym Unterrichte der reifern und gebildetern Jugend in Schulen und bey der häuslichen Erziehung. 1796. 91 S. 8. (5 gr.) Während Hr. *Olshauſen* ein populäres Lehrbuch der reinen Sittenlehre für Schulen herausgab, vereinigten ſich zwey würdige Männer in Curland, dem nämlichen Zeitbedürfniſſe abzuhelfen, und auch ihr Unternehmen verdienet Beyfall. Der eigentliche Zweck dieſes Lehrbuches iſt, die *Rechte* und *Pflichten des Menſchen* aus dem reinen Moralprincip, mit Abſonderung alles Poſitiven und Empiriſchen herzuleiten, und in einer zuſammenhängenden und populären Form vorzutragen. Mit dieſer Popularität iſt diejenige Kürze verbunden, welche ein Haupterforderniſs eines moraliſchen Katechiſmus für Schulen ausmacht. Der Lehrer bedarf dann freylich bey dem Gebrauche dieſes Leitfadens eines Commentars, und hierzu empfiehlt der Herausgeber ſelbſt das in Leipzig bey Göſchen erſchienene, und als Leſebuch vortreffliche Werk: *die moraliſchen Wiſſenſchaften*. — Das Buch ſelbſt enthält drey Theile. 1) Eine *Einleitung*, worinn das reine Moralprincip aufgeſtellt und entwickelt, auch ein Grundriſs der reinen Religionslehre entworfen wird. 2) *Rechtslehre* 3) *Pflichtenlehre*. Die Einleitung und die Pflichtenlehre nebſt dem Anhange derſelben, von dem ſittlichen Charakter des Menſchen und den Uebungsmitteln der Tugend, ſind von Hn. *Maczewski*, Paſtor der Erwahlſchen Kirchſpielsgemeinde, ausgearbeitet. Die Rechtslehre hat den Herausgeber des Buches, Hn. *G. Beni. Jäkſche*, Doct. der Philoſ. zum Verfaſſer. — Letzterer hat ſich, dünkt Rec., zu ſehr an das gröſsere Lehrbuch der Moralphiloſophie von *Schmid* nach der erſten Ausgabe gehalten, und ſich dadurch zu manchen unbeſtimmten und unrichtigen Behauptungen verleiten laſſen, welche *S.* ſelbſt theils in der 3ten Ausg. ſeiner Moral, theils in ſeinem Grundriſſe des Naturrechts verbeſſert hat. Dahin gehört z. B. die Unterſcheidung (S. 31.) zwiſchen *veräuſserlichen* und *unveräuſserlichen Rechten*, welche in der Moral zwar ihren Grund, in der Rechtslehre aber gar keine Bedeutung hat, indem kein einziges Recht *in concreto* denkbar iſt, welches nicht juridiſch d. h. nach äuſsern praktiſchen Geſetzen veräuſsert werden dürfte. Auch die Behauptung (S. 34.), daſs ein Vertrag, welcher etwas Böſses und Unſittliches enthält, ungültig ſey, iſt *als Rechtsſatz* betrachtet falſch; der Promiſſar hat in dieſem Falle allerdings ein Zwangsrecht gegen den Promittenten, obgleich der letztere verpflichtet iſt, ſein Verſprechen nicht zu erfüllen, ſondern ſich dem Zwange zu jeder gefoderten Schadloshaltung zu unterwerfen. Kinder können unmöglich, wie S. 37. behauptet wird, ein Recht haben, Lebensunterhalt und Erziehung von unſern Eltern zu fodern, obgleich Eltern, beides zu geben, allerdings verpflichtet ſind; denn ein Vertrag findet hier auf keine Weiſe ſtatt, und eben ſo wenig exiſtirt ein poſitives perſönliches Urrecht, Dienſte von jemand zu *fodern*, ſo unentbehrlich zum Leben und zur ſittlichen Beſtimmung dieſe auch immer ſeyn mögen. Am deutlichſten offenbart ſich dieſe Verwechſelung des *moraliſchen* mit dem *juridiſchen* Standpunkte in dem Staatsrechte. — Dem Unterthanen werden (S. 47. ff.) viele und groſse Rechte gegen ſeine höchſte Obrigkeit eingeräumt; dies können aber keine eigentlichen d. h. Zwangsrechte ſeyn, weil dem Volke (S. 53.) das Recht zur Empörung und zum Aufruhr im Verletzungsfalle abgeſprochen, und daſſelbe blos auf ehrerbietige, jedoch ernſte und nachdrückliche, Vorſtellungen verwieſen wird. Alle jene Rechte wären ſo nach blos unvollkommene und keine eigentlichen Rechte, welche den Gegenſtand des Naturrechts ausmachen. Da indeſs der Vf. blos *moraliſche* Gründe aufſtellt, um die Unrechtmäſsigkeit des Widerſtandes gegen die Obrigkeit darzuthun, ſo lieſse es ſich denken, daſs die Rechte des Volkes wirkliche Zwangsrechte wären, zu deren Gebrauch zwar eine äuſsere *Befugniſs*, aber keine moraliſche *Erlaubniſs*, exiſtirte. Dies widerſpräche aber der Vorausſetzung von dem nothwendigen Verhältniſs zwiſchen einem Souverain und dem Volke. — Durch dieſe wenigen Bemerkungen wollte der Rec. übrigens dem Werthe des Buches nicht zu nahe treten; denn es ſind Fehler, welche der Vf. mit den *meiſten* Lehrern des Naturrechts gemein hat, ſondern er wollte, ſo viel an ihm lag, den Vf. auf das aufmerkſam machen, was bey einer neuen Ausgabe ſeines nützlichen Buches zur Verbeſſerung deſſelben geſchehen könnte.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 31. März 1797.*


## RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Vieweg d. ält.: *Ueber die Rechtssache des Hn. Hofrichters auch Land- und Schatzraths,* von *Berlepsch;* zur Beherzigung für alle deutsche Staatsdiener und Landstände, vorzüglich für die Kurbraunschweigischen, von dem Hofr. u. Prof. *Häberlin* zu Helmstädt. 1797. 202 S. Text und 19 S. Anlagen. 8.

2) Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Actenmäfsige Darstellung der Sache des Hn. v. Berlepsch,* zur Berichtigung der Schrift des Hn. Hofr. *Häberlin* etc. 1797. 88 S. 8.

3) Helmstädt u. Leipzig, (ohne Benennung des Verlegers): *Noch ein Wort an Wahrheitsfreunde* in Beziehung auf die Rechtssache des Hn. Hofrichters und Landraths v. Berlepsch, von dem Hofr. *Häberlin.* 1797. 46 S. 8.

Diese 3 Deductionen sind ein wichtiger Beytrag zum Hannöverischen Staatsrecht und zur politischen Gährung unsers Jahrhunderts. Die Stände des Herzogthums Calenberg hatten schon im J. 1793 wegen der starken Rekrutirung und Truppenabsendung in englischen Sold, bey der Regierung Vorstellungen gethan. Sie erweiterten solche im Frühjahr 1794, und da solche fruchtlos blieben, that der von ihnen bestellte Referent v. Berlepsch auf dem Landtage am 5. Aug. 1794 bey der schon damals anfangenden Furcht vor einer feindlichen Invasion, den Antrag:

1) eine förmliche *Coalition mit sämmtlichen Landschaften* einzugehen, *welche die Beschützung des Vaterlands* zur Absicht haben sollte;

2) mit diesen in einer *gemeinsamen Vorstellung* von dem Landesherrn zu begehren: a) dafs er *sämmtliche Truppen* zurückrufe; b) die Land- und Feldregimenter verstärke; c) die übrige wehrhafte Mannschaft unter 50 Jahren in Gemäfsheit des Reichstagsschlusses organisire; d) mit den Nachbarn eine zweckmäfsige Coalition eingehe;

3) Diese Vorstellung durch abzusendende Deputirte in London so lange zu betreiben, bis eine günstige Erklärung erfolge.

Die Stände beschlossen jedoch, den ferneren Gang der öffentlichen Angelegenheiten abzuwarten. Als darauf die Landregimenter, ohne Einwilligung der Stände, in die Feldregimenter incorporirt wurden, und die Gefahr zuzunehmen schien; erneuerte der v. Berlepsch am 20. Nov. 1794 seinen Antrag auf eine, jedoch *reichsconstitutionsmäfsige Landesneutralität.* Er erläuterte solches in einem ausführlichen Promemoria, worinn behauptet wird: „dafs der Landschaft, „*ratione superioritatis territorialis, juris belli et „pacis,* nicht nur eine Mitwirkung, sondern wahre „*Einwilligung* gebühre; dafs die Stände daher erklären müfsten, wie *die Einwohner des Calenbergischen „und Göttingischen, als Volk betrachtet, keinen Krieg „mit der französischen Nation wollten und wünschten;* „und an den Krieg keinen weitern Antheil, als was „das Reichsband erheische, nehmen, und alle gesetzmäfsige Mittel ergreifen würden, um ihre *völlige „Neutralität als Volk betrachtet,* gegen die französische Nation an den Tag zu legen." Hieraus sollen die Stände ihr darauf am 10. März 1795 an die Regierung erlassenes Schreiben geschöpft haben. Nach geschlossenem Baseler Frieden trug die Landschaft auf eine *Additionalconvention* an. Die Regierung suchte solche, so wie die Verpflegung der Neutralitätsarmee, abzulehnen. Allein die Bemühungen des v. Berlepsch brachten es dahin, dafs die Verpflegung bewilliget ward. Nun kam jenes Promemoria zufälliger weise in die Hände des Schauspielerdirectors Grofsmann, und ward, ohne Vorwissen des Hn. v. B. im *Octoberstück des Genius der Zeit* 1795 (doch wie es scheint, nicht völlig genau) abgedruckt. Dieser Vorfall — hauptsächlich aber die Streitigkeit des v. Berlepsch mit einem Hofgerichtsassessor, — soll die Veranlassung seyn, warum die Regierung am 21. Jan. 1796 ihn über jenes Promemoria zur Verantwortung zog, auch von der Calenbergischen Landschaft Bericht darüber forderte. Die Landschaft erkannte die Aechtheit des Aufsatzes an, vertheidigte aber ihre *Stimmfreyheit,* und berief sich auf den *Weg Rechtens,* im Fall eine weitere Untersuchung statt finden sollte. Eben dies that auch Hr. v. B. in einer ausführlichen Verantwortung. Allein, auf ein eingelangtes königl. Rescript, kündigte ihm die Regierung durch ein Decret vom 5. Jun. gedachten Jahres seine Entlassung von beiden Aemtern an, ohne Anführung einer Ursache. Zugleich erging ein Rescript an die Landschaft, worinn es heifst: „dafs der v. Berlepsch *auf eine Trennung „von dem Landesherrn und einseitige Unterhandlung „mit dem Feinde angetragen,* mithin seine Unterthanen-Pflicht verletzt, und sich des landesherrlichen „Vertrauens verlustig gemacht habe." Derselbe hat hierauf nochmals um *rechtliches Gehör,* oder doch um Suspension jenes Decrets, und eine mit seiner Ehre vereinbarliche Entlassung mit einer anständigen Pension. Aber es erfolgte blofs die Entschliefsung: „dafs „Sr. königl. Maj., wenn derselbe pure um seine Di-

„mission nachsuchte, darauf, dem Befinden nach, sich „weiter entschliessen wollten."

Dies ist nun die Veranlassung der Häberlinischen Deduction Nr. 1. worinn, nach einer Darstellung der kurbraunschweigischen Landesverfassung und des Nachtheils, welchen selbige durch die Verbindung mit England leide, ingleichen der Verdienste des Hn. *v. B.* um dieselbe, sehr umständlich ausgeführt wird, dass diese *ehrenrührige Dimission* theils an sich keinen rechtlichen Grund habe, theils in der Form unstatthaft sey, weil wenigstens eine rechtliche Untersuchung, nach bekannten reichsgerichtlichen Grundsätzen, hätte vorausgehen sollen, und insbesondere ein *Schatzrath* nicht *einseitig*, ohne Zuthun der Landschaft entsetzt werden dürfe. Die Landschaft wird dabey zur Theilnahme aufgefodert, weil dieses nicht Privatsache des Hn. *v. B.*, sondern Sache der gesammten Stände sey.

Der ungenannte Vf. der Berichtigung Nr. 2. sucht dagegen zu beweisen, dass die behauptete Theilnahme der Stände an der Landesarmatur, sowohl der allgemeinen Reichsverfassung, als dem besondern Herkommen und dem eigenen Interesse des Landes zuwider, dass mithin der Antrag des Hn. *v. B.* pflichtwidrig sey; dass hiernächst die Beurtheilung des Dienstbetragens öffentlicher Beamten den Collegiis zustehe, unter deren Aufsicht sie arbeiteten, welches aus dem neuen preussischen Gesetzbuch erläutert wird, (welches doch aber als ein fremdes Particularrecht nichts eigentlich entscheiden kann,) und dass folchemnach ein anderes rechtliches Gehör nicht habe statt finden können.

In Nr. 3. beantwortet Hr. Hofr. Häberlin eine in den götting. gel. Anzeigen vom 16. Februar d. J. befindliche Recension seiner Schrift, und replicirt vorläufig mit wenigen Worten auf die Actenmäfsige Berichtigung

Hr. *v. B.* scheint nach diesem allen bey einem der höchsten Reichsgerichte klagen zu wollen, wiewohl er, dem Vernehmen nach, bereits in preussische Dienste getreten ist, und also auf die Wiedereinsetzung in seine vorige Stellen nicht mehr klagen kann. Es dürfte ihm übrigens, so viel die *Einseitigkeit des Verfahrens* betrifft, nach der bisherigen reichsgerichtlichen Praxis, die rechtliche Hülfe nicht entstehen. Aber in der Sache selbst wird man ihm schwerlich Beyfall geben, da seine Anträge theils allzu voreilig waren, theils durch den darin herrschenden Ton (den man nach der jetzt gebräuchlichen Terminologie demokratisch nennen wird, und welchen die Stände in ihrer Vorstellung wahrscheinlich gemildert haben mögen,) auffallend sind, und der Landschaft eine Theilnahme an den wichtigsten Majestätsrechten beylegen, die sich aus den Landgrundgesetzen und dem Herkommen schwerlich, wenigstens in solchem Maafse, beweisen läfst, und welche auch mit der Reichsverfassung nicht recht vereinbarlich ist. Man mufs übrigens auf authentische Nachrichten sehr begierig seyn, wie die Landstände ihre Rechte in Ansehung der Entlassung von solchen Aemtern, auf deren Besetzung sie den entscheidensten Einfluss haben, wahren, und doch auch bey dem einmal geschehenen einseitigen (und wohl immer sehr schwer zu rechtfertigenden) Schritt von Seiten der Regierung sich benehmen werden, um unter so drängenden Zeitumständen einen möglichst leichten Ausweg zur Beylegung der Sache zu finden.

## *NATURGESCHICHTE.*

Nürnberg, in d. Raspesch. Buchh.: Des Ritters *Carl von Linné vollständigen Natursystems Fortsetzung* nach der dreyzehnten lateinischen Ausgabe mit ausführlicher Erklärung und Berichtigung der Müllerschen Uebersezung Uebersetzung) der zwölften lateinischen Ausgabe. *Erster Theil.* Säugthiere. Mit 18 Kupfertafeln. 1796. XVI und 352 S. 8.

Da die Müllersche Uebersetzung des Linnéischen Natursystems noch immer eines der gewöhnlichsten Lesebücher für die der lateinischen Sprache unkundigen deutschen Naturfreunde ist, so war es ein nicht übler Einfall, der Verlagshandlung Ergänzungen und Berichtigungen derselben heraus zu geben. Da der Vf. selbst sagt, „dafs er alles zusammengetragen habe, und alles denen verdanke, deren Namen er jedesmal getreu angezeigt habe," so kommt es nur darauf an, ob dies mit gehöriger Treue und Beurtheilung geschehen sey; dass dies aber nicht immer der Fall ist, beweist z. B. der letzte aus Hallen, der doch nicht genannt ist, entlehnte Artikel, wovon wir des Vf. und Hallens Nachricht neben einander setzen.

*Lin. Natursf. Fortsf.*

Der sibirische Igel. *Erin. Sibiricus. Seba.*

Die Schnautze ist kurz, die Ohren sind klein, flach, der Bauch ist dünne.

Das Haar ist wollig, aschgrau, über welches ein schimmerndes Gold ausgebreitet ist.

Die Stacheln sind dunkelroth, welches an der Spitze in eine artige Vergoldung übergeht.

Die Indianer braten ihn als ein wohlschmeckendes Wildprett.

Er bewohnt Sibirien.

*Hallen.*

Der sibirische Igel mit kleinen flachen Ohren.

Die Farbe der Stacheln ist ein Dunkelroth, welches an den Spitzen der Stachel in eine artige Vergoldung übergeht. Die Schnautze ist kurz, der Bauch dünne, das Haar wollig und aschgrau, über welches ein schimmerndes Gold ausgebreitet ist. Die Igel scheinen in allen Ländern hervorgebracht zu werden. Die Indianer ziehen ihnen das Fell ab, und braten sie als ein wohlschmeckendes Wildprett.

Hätte der Vf. hier richtig abgeschrieben, so würde er nicht von *diesem* Igel gesagt haben, dass ihn die Indianer, die ihn doch nicht haben können, braten. Seba und nach ihm Hallen sagen dies im allgemeinen von den Igeln. Aus der Ueberschrift dieses Artikels sollte man auch vermuthen, es sey Seba, nicht Hallen benutzt, wenn das aber wäre, so würde der Vf., der die in der Müllerschen Uebersetzung fehlenden Thierabbildungen, die Schreber, der Naturforscher, Sonnerat und Scopoli Deliciae enthalten, nachstechen liefs, nicht nur gewifs eben das mit der Sebaischen

Figur

Figur gethan haben; zumal da die letzte Tafel nicht voll ist, sondern auch, hätte er selbst die Beschreibung aus Seba gezogen, den Uebersetzungsfehler des Hn. Hallen, *der Bauch ist dünne*, vermieden haben, da Seba sagt: *ventrem gerit tenui, laneo, obsitum pilo.* Eigentlich ist auch nicht, wie der Vf. in der Vorrede sagt, die Gmelinische Ausgabe des Linnéischen Natursystems zum Grunde gelegt, sondern die nicht genannten zoologischen Beyträge von Donndorff, aus denen die unbestimmteren Thierarten jeder Gattung aufgeführt sind. *Pennant's Synopsis of Quadrupeds* die oft angeführt wird, hat der Vf. offenbar nie benutzt, sondern statt dessen immer die Beschreibungen aus Zimmermanns geographischen Zoologie entlehnt. Hätte er Pennant's Synopsis gehabt, so würde er auch viele Abbildungen seltner Thiere aus demselben, die er gleich wohl anführt, nicht weggelassen haben, da hier manche minder wichtige zum dritten und viertenmal aus Schrebern copirt sind. Einigen Nutzen wird indess dies Buch denen immer leisten, die bessere Werke nicht lesen können, aber für solche wird es wiederum wahrscheinlich zu theuer werden, da dieser erste Band nicht mehr wie die drey ersten Ordnungen der Säugthiere enthält.

Gotha, b. Perthes: Der *Mineralog*, oder *compendiöse Bibliothek* alles wissenswürdigen aus dem Gebiete der Mineralogie. Heft I. 1792. 100 S. Heft II. 1794. 100 S. 8. (Preis des Hefts 6 gr.)

Wir holen hier die Anzeige dieses Theils der compendiösen Bibliothek nach, welcher sich mit der Mineralogie beschäftigt. Rec. fühlt ganz wie schwer es ist, die vorzüglichsten und nützlichsten Grundsätze einer Wissenschaft so ins kurze zu ziehen, dass auch derjenige einen deutlichen Begriff davon erhält, der nur einige oberflächliche Kenntniss zu erlangen wünscht; indessen glaubt er nicht, dass hier der Vf. diesen Zweck ganz erreicht habe; denn die Grundsätze, welche der Vf. in der Einleitung vorträgt, und die Begriffe, die er daselbst entwickelt, haben nicht den Grad von Bestimmtheit, dass sie den unkundigen, aber wissbegierigen, Leser befriedigen könnten. S. 16. heisst es: 13) Siehet man in der Mineralogie darauf, wie ein Mineral auf die sicherste und leichteste Art aus der Erde heraus gefördert und zu einem Fossil gemacht werden kann; so ist dieses die *Bergbaukunde*. 14) Will man in der Mineralogie übrigens auch noch den Nutzen der Mineralien und Fossilien angeben, so heisst dieser Zweig derselben die *ökonomische Mineralogie*" und S. 26.: „13) der Mineralog muss das Mineral, welches er zu besitzen wünscht, nicht nur *oryktognostisch* und *geognostisch* kennen, sondern er muss auch wissen, wie er dessen auf eine leichte und sichere Art aus der freyen Natur habhaft werden könne; das ist, er muss seine Aufmerksamkeit auch der *Bergbaukunde* widmen."

So sehr es nun dem Vortrage an Klarheit mangelt, eben so sehr vermissen wir bey diesem Hefte einen guten und zweckmäfsigen Plan; denn nach der Einleitung folgt ein Auszug aus Hn. *Werner's* Abhandlung von den äussern Kennzeichen der Fossilien; sodann die äussere Beschreibung des *Prehnits*, *Cianits*, *Apatits*, des *Diamantspaths* und des *Uranits* (aus dem bergmännischen Journal entlehnt) und dann macht ein kurzer Auszug aus des Hn. Bergrath *Haidingers* Preisschrift über die systematische Eintheilung der Gebirgsarten, den Beschluss dieses Heftes. Bey dem Auszuge aus Hn. Werners Abhandlung ist noch zu bemerken, dass es scheint, als wenn der Vf. mit den neuern Bemerkungen und Beobachtungen in der Mineralogie ganz unbekannt geblieben wäre, weil er sich blofs an die 1774 herausgegebene Wernerische Abhandlung gehalten hat, weswegen dieser Auszug sowohl in Aufzählung mehrerer Abänderungen von Farben, als auch in Rücksicht der Kryställbestimmungen und der abgesonderten Stücken nach dem gegenwärtigen Kennzeichensystem des Hn. Werners äusserst unvollkommen ist.

Im 2ten Hefte folgt der Beschluss des Auszugs aus der Wernerischen Abhandlung, wobey der Vf. in einer Note S. 32. verspricht, die in diesem Auszuge nicht enthaltenen äussern Kennzeichen der Fossilien in den folgenden Heften nachzuholen. Dann findet man einen Nachtrag zu dem im ersten Heft befindlichen Wernerischen Mineralsystem. Hierauf sind ohne alle systematische Ordnung die äusern Beschreibungen aus dem bergmännischen Journal und Hn. *Emmerlings* Lehrbuch der Mineralogie von folgenden Fossilien eingerückt: als von dem *Olivin*, dem *Feckerstein*, dem *Zeolith* und seinen Arten, den *Thonarten*, dem *Meerschaum*, dem *bituminösen Mergelschiefer* und dem *Boracit*. Den Beschluss macht die Abhandlung *über die Bildung der Thäler*, aus dem 2ten Theile der *Voigtischen* mineralogisch und bergmännischen Abhandlungen.)

Da die mineralogischen Kenntnisse für mehrere Klassen von Menschen höchst nützlich sind, so ist es sehr zu bedauern, dass die Anlage dieser compendiösen Bibliothek in Rücksicht der Mineralogie nicht besser und zweckmäfsiger ist, indem gerade diese Schrift vielleicht im Stande wäre, unter mehrere Stände mineralogische Kenntnisse zu verbreiten.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Versuch einer Schulgeschichte der Reichsstadt Nördlingen.* Drey Schulprogrammate (1793. 32 S. 1794. 32 S. 1795. 12 S.) von dem Hn. *Dan. Eberh. Beyschlag*, Rector des Lyceums. — Der Vf. befolgte in diesen musterhaften Aufsätzen die trefflichen Vorschläge eines seiner Vorgänger, des sel. *Schopperlins* (V. Bd. des Magaz. für Schul. und Erz.) und benutzte dessen handschriftlichen Nachlass, wie auch andre archivalische Urkunden. Nicht leicht ist ihm eine Quelle

unbekannt geblieben, aus welcher sein Gärtchen einige Befruchtung erhalten konnte: er hat den vaterstädtischen Geschichtforscher *Dolp* (dessen *Bericht* schätzbar ist) wie auch die allgemeinen Schulgeschichtschreiber *Launoy*, *Conring*, *Keuffel* und *Ruhkopf* (jetzt Rector des Gymnasiums in Bielefeld) mit Einsicht fleissig zu Rathe gezogen. Auf diese Art konnte er eine Folge von Aufsätzen liefern, welche unter den Specialschulgeschichten den *ersten* Platz verdienen, und jedem andern, welcher zu einem ähnlichen Unternehmen sich berufen fühlt, eine sichere Leitung gewähren. In diesen drey Stücken ist die Geschichte der Nördlinger Schule bis zum J. 1522 fortgeführt. Wir heben nur eins und das andre aus. Schon früh blühte Nördlingen; es war ein königl. Tafelgut der Karoling. Familie, hatte im J. 898 bereits zwey Kirchen, zeichnete sich schnell durch städtische Gewerbe und Handlung aus — 1219 kommen schon die Nördlinger Messen vor; — folglich waren damals auch wenigstens *Parochialschulen* daselbst. Im J. 1258 machen nördlinger Urkunden uns mit einem Cantor und 1285 mit einem Rector scolarum in Nördlingen bekannt: auch geschah im J. 1449 einer „alten" Schule Erwähnung. (Hier scheint der Schluss, die Cantores seyen die *ersten* Schullehrer gewesen, ein wenig zu liberal: denn dass sie es bey den Parochialschulen nicht waren, ist unstreitig, weil entweder der Pfarrer oder nachher sein Vicarius unterrichteten; hingegen bey den lateinischen Schulen litt es schon die innere Organisation nicht.) Die Nachrichten gehn zu unserer Verwunderung in sehr ferne Zeiten zurück. Wir übergehn hier der Kürze wegen manche schätzbare Notizen, die *Aufsicht*, *Patronat*, *Schulpersonale*, *Gesetze*, *Verordnungen*, *Methode* etc. betreffend, und verweisen den neugierigen Leser auf *Ruhkopfs* Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland, wo diese Gegenstände weiter ausgeführt worden; z. B. dass der Magistrat als Schulpatron dem *Schulmeister* (Rector) erlaubte in einem freyen Gebäude zu wohnen, und da mit seinen *Gesellen* (Unterlehrern) und Schülern sein Wesen zu treiben; dass an Gehalt und Schulgeld erst spät (1443) gedacht wurde: dass er etwa seit 1359 ein *voller Meister* (Magister Artium) seine Gehülfen aber *halbe* oder *Viertels-Meister* (baccalaurei, baccalaureandi), oder auch *wohlberichte* Studenten, und *wohlessende* Schüler (Bachanten) seyn mussten etc. Der älteste Contract (Paktbrief) zwischen dem Magistrat und Rector ist vom J. 1415. Die Unterlehrer standen wie eigentliche Gesellen unter ihm und hingen ganz von ihm ab: sie hiessen auch Stampuales. Dieses Wort findet sich Hr. B. versucht vom ital. *Stampare*, Stampfen, Stossen, Schlagen abzuleiten. Denn sagt er, da das *Stampfen* eine Hauptbeschäftigung der Pädagogik des Mittelalters war, so darf man sich nicht wundern, wenn diese Arbeiter Stampuales oder Zuchtmeister hiessen, die die Knaben, ehe sie zum Rector kommen, erst durch den Stock oder die *Stampe* zu bilden bestimmt waren. Seit 1412. finden sich Nachrichten vom Schreib- und Rechenunterrichte, welchen reisende Geistliche und Kaufleute (Lantfahrer, fahrende Schuler, wie Zingg bey Oefel, script. rer. boic. I, 245 sqq.) auf einige Zeit gaben, wie etwa reisende Juden auf unsern Lyceen etc. ihr jüdisch-deutsch lehren. Es geschah anfangs auf hölzernen Tafeln; anderwärts brauchte man Holztafeln mit Wachs überzogen, bis das Papier wohlfeiler wurde. Das liebe Latein wurde im eigentlichen Sinne getrieben, Morgens und Nachmittags: *ante omnia*, hiess es wie überall auch in N., *puero materna lingua interdicatur. Sit autem latinus semper. Quodsi hanc transgressus fuerit legem, vapulet!* (Schellhorns Beyträge. p. 71.) Der ganze Coetus wurde in *Tabuliſten* (von tabula, einer Fibel welche das Credo, Confiteor, Paternoster, Ave Maria enthielt) *Donatiſten*, *Catoniſten*, *Alexandriſten* eingetheilt. Sehr zweckmässig wurden 1522 alle Ferien abgeschafft, doch den Sonnabend (Samstag) und die Feyertage ausgenommen. (Es sollte so überall seyn, weil die Jugend offenbar zu viel bey den Ferien verliert, besonders die untern Classen: wenn die Collegen sich einander durch Combinationen bisweilen übertragen wollten. Denn die Lehrer müssen Erholung haben.) Nachher wurden sogar auf Sonn- und Festtagen Stunden gehalten: doch verschieden von den engländischen Sundayschools. Seit 1522 waren des *Jo. Pisicianus* Lehrbücher hier eingeführt, eine Chrestomathie von ihm, eine Grammatik, ein Lexicon. Das Andenken dieses für seine Zeit so wichtigen Mannes (dem wahrscheinlich unsre Grammatiker und Lexicographen nicht wenig verdankten) ist ganz erloschen. (Er hiess eigentlich *Jo. Kening*, nach Paul von Stetten des jüng. Erläuterungen S. 94. 95. und lehrte zu Augsburg um das Jahr 1515.) Wir hoffen, dass der gelehrte Vf. bey dem trefflichen Apparate, den er besitzt, viel mehr von ihm mittheilen werde. — Was die Schüler lasen, mussten sie in der Regel auswendig lernen, oder sie wurden eben so wie die Plaudrer (Cavillantes) und Unruhigen (Truffantes) mit dem asinus vulgaris, oder lupus, oder harten Stockschlägen (Haarraufen) bestraft. *Filelfi's* Epp., *Mantuani* (Jo. Bapt.) eclogae, *Aeneae Sylvii* Epp. gegen 1500 *Terentius*, *Boethius* de Consol. phil. waren die Auctores, die man in den ersten locis (sessionibus, Zirkeln, Letzchen) las: 1512 vertrieb die Schulordnung „die hohen Poeten:" doch wurde Virgil und Terenz 1522 wieder eingeführt. Als Privatstunde wurde damals noch eine nützliche Lection eingeführt, welche wahrscheinlich die *Astrologie* war. — Man findet sehr richtige und wohldurchdachte Vorschläge in den Schulordnungen, besonders vom J. 1522, über die nöthige Mitwirkung der Aeltern bey der Erziehung II, 14.; über den gründlichen Unterricht im lateinischen, II, 31. etwa wie bey Luthern: über den Unterricht in der Philosophie, oder vielmehr, zum Philosophieren, III, 5. wo es heisst: „Denn ye der Weg der Lernung durch Exempel vnnd Ebenbild (Gleichnisse) mehr denn durch gepot angenmem vnd Richtiger ist, were auch on das die Lere vnd mühe alle on sonder nutz, auch nit wenig verdriesslich." — Da wir noch keine gute Specialgeschichte einer Schule haben, so ist unser Wunsch desto herzlicher, dass der Vf. ja fortfahren wolle, diese Geschichte seines Lyceums in seiner eben so lehrreichen als angenehm unterhaltenden Manier fortzusetzen.

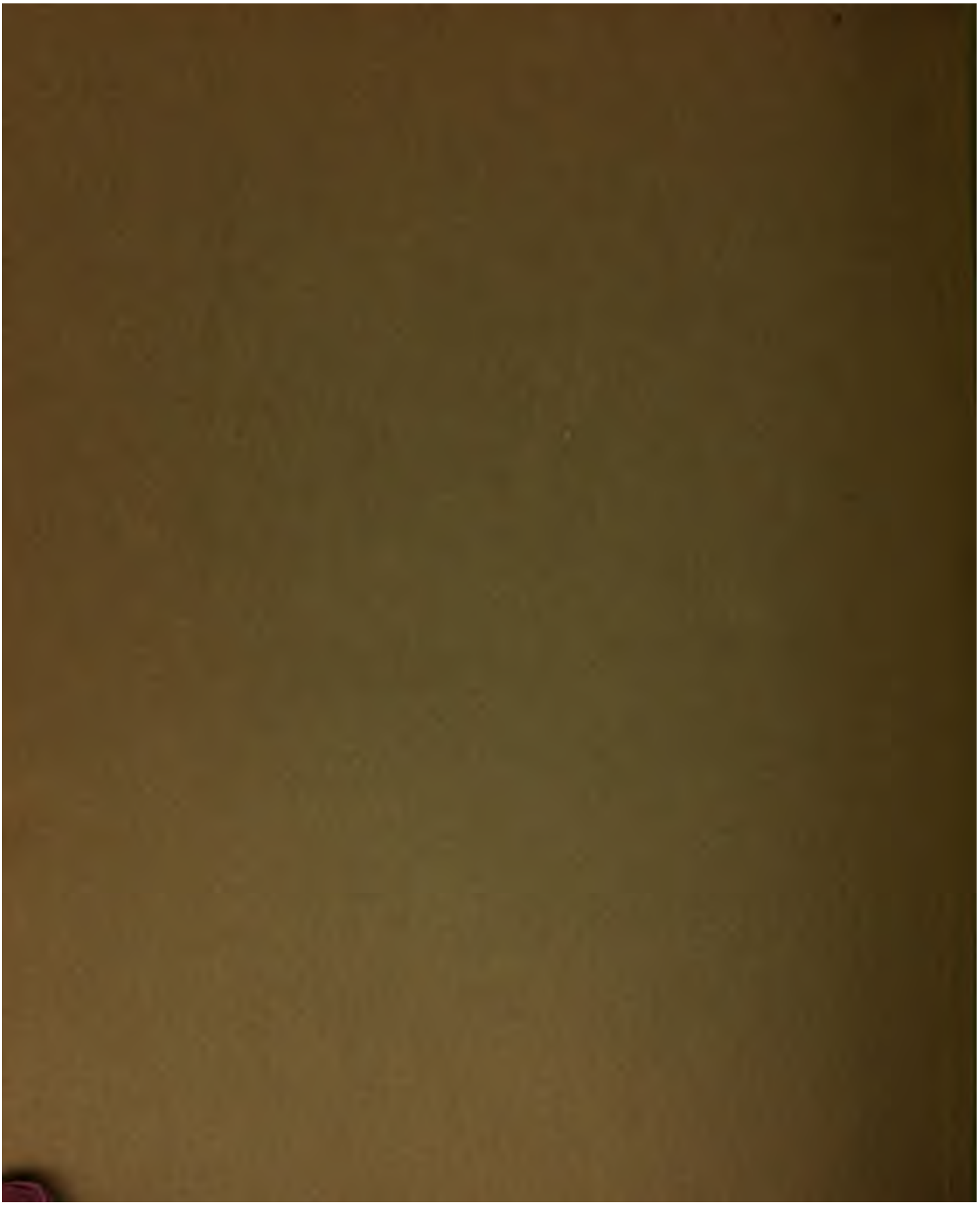
---

NATURGESCHICHTE. *Erlangen*, b. Walther: *Joſ. Aloyſii Erxleben*, Med. et Phil. Doct., *de Gentiana libellus ſiſtens ſpecierum cognitarum deſcriptiones cum obſervationibus.* Accedit tabula aenea (mit der Gent. frigida Hünke). 1796. 141 S. 8. — Ursprünglich eine Gradualschrift. Der Gegenstand und die Abhandlung verdienten weiter als jene gewöhnlich reichen, bekannt zu werden. Nach der wesentlichen Definition von Gentiana vergleicht der Vf. nahe verwandte Gattungen. Bey Exacum mus wohl der tubus globosus in oblongus, und das stigma oblongum in globosum verändert werden. Manche Arten werden zwar genauer als bisher, unter dem von der Figur der Blume hergenommenen Unterabtheilungen beschrieben, aber wie nützlich immer neue Untersuchungen sind, beweist der Vf. am Schluss seiner Abhandlung, wo er die Vermuthung äussert: dass die dickstonische mit der Linnéischen verglichene Gent. *Amarella*, von der seinigen verschieden seyn könnte. —

CR

---

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.



MAR 1 4 1934